ARENA

1. Heft 1903 — Preis des ganzen Jahrgangs 13 Mark. — Preis 1 Mark

Über Land und Meer



Illustrierte Oktav-Hefte

Deutsche Verlags-Anstalt * Stuttgart und Leipzig

Jahrgang 1903

An unsre Leser!

Mit dem vorliegenden Heft beginnen wir den XIX. Jahrgang der

Illustrierten Oktavhefte von „Ueber Land und Meer".

Reicher und vielseitiger Inhalt, ausgesucht vornehmer künstlerischer Schmuck, elegante Ausstattung und bequemes Leseformat haben den **Illustrierten Oktavheften** von **Ueber Land und Meer** einen grossen Freundeskreis geschaffen, den festzuhalten und zu erweitern auch des neuen Jahrgangs Aufgabe sein wird.

Er bringt zunächst die neueste, im modernen Leben spielende Erzählung des schnell berühmt gewordenen Verfassers von „Hans Georg Portner" und der „Söhne des Herrn Budiwoj"

August Sperl: Herzkrank,

eine Badegeschichte, die lebendige Handlung mit fröhlichem Humor verbindet und durch flotte Bildchen von **O. Meyer-Wegner** illustriert ist.

Hierzu gesellt sich ein Roman von

Wilhelm Meyer-Förster: Süderssen,

worin der Dichter, der mit seinem Schauspiel „Alt-Heidelberg" den grössten Bühnenerfolg der letzten Jahre errang, ungewöhnlich packende Bilder aus dem Sportsleben entrollt. Ferner reihen sich hieran mehrere im Heft abgeschlossene **Novelletten** hervorragender Schriftsteller.

Weiter haben wir zur Veröffentlichung in den **Illustrierten Oktavheften** von **Ueber Land und Meer** eine grosse Anzahl von Romanen und Novellen erster deutscher Autoren gewonnen. Zunächst werden hiervon erscheinen:

Für die Krone, Roman von **Richard Voss.**
Treibende Wracks, Roman von **Eva Gräfin Baudissin.**
Der goldene Käfig, Roman von **Hanns von Zobeltitz.**
Sylvia, Roman von **Emil Roland.**
Ein Handel, Novelle von **Ida Boy-Ed.**
Lebensfrühe, Erzählung von **Margarete von Oertzen.**
Der Aeltervater, Novelle von **Fritz Skowronnek.**
Das Georgenhemd, Novelle von **Julius R. Haarhaus.**

Dieser Vielseitigkeit des erzählenden Teiles der **Illustrierten Oktavhefte** von **Ueber Land und Meer** wird eine gleiche Fülle von belehrenden und unterhaltenden Beiträgen, die auch von farbig wiedergegebenen Illustrationen begleitet sein werden, an Mannigfaltigkeit nicht nachstehen, und nach wie vor haben wir es uns zur Aufgabe gestellt, den Tagesereignissen in Wort und Bild auf dem Fusse zu folgen, so dass unsre Oktavhefte sich auch fernerhin zu einer **reichillustrierten Zeitchronik** gestalten werden, in der das rasch flutende Leben der Gegenwart sich in seinen Haupterscheinungen getreu widerspiegelt.

Unsre alten Freunde herzlich begrüssend, geben wir der Hoffnung Ausdruck, dass es uns vergönnt sein werde, mit dem neuen Jahrgang dieser treuen, anhänglichen Gemeinde zahlreiche neue Freunde zuzuführen.

Redaktion und Verlag
der
Illustrierten Oktavhefte von „Ueber Land und Meer".

I. Band 1903


Über Land und Meer
Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt

Inhalts-Verzeichnis

I. Band. 1903. Heft 1–5

Die mit einem * bezeichneten Artikel sind illustriert

Romane, Novellen und Erzählungen

Aufsätze und kleine Artikel

Kultur und Wissenschaft. Sitten und Gebräuche

Biographien und Charakteristiken

Porträts

Geschichte und Zeitereignisse

Aus hohen Kreisen

Natur

Länder- und Völkerkunde. Städtebilder

Kunst

Baukunst

Bildnerkunst

Malerei

Gemälde

Zeichnungen

Kunstgewerbliches

Photogr. Aufnahmen

Farbige Reproduktionen

Technik, Industrie, Handel und Verkehr

Militär und Marine

Alpines. Jagd und Fischerei

Poesie

Aus der Frauenwelt

Litteratur

Handschriften-Beurteilung

Schach

Für müßige Stunden

Briefmappe



Illustration zu „Herzkrank", S. 17.

Im Kurpark

Nach einem Aquarell von O. Meyer-Wegner

Herzkrank

Eine heitere Badegeschichte von August Sperl

Mit Illustrationen von O. Meyer-Wegner

I

Es war schon recht dämmerig, als der Arzt in den kleinen Vorplatz trat, und geschäftig rannte die Magd mit dem grellblinkenden Messingleuchter in der hocherhobenen Rechten aus der Küche.

„Herr Generalarzt, auf ein Wort!“ flüsterte die Tochter des kranken Hauptmanns und zog hinter sich die Thüre ins Schloß.

„Hier nicht, gnädiges Fräulein!“ kam ebenso leise die Antwort zurück. „Wenn es Ihnen genehm ist, besuchen Sie mich morgen während meiner Sprechstunde.“

„Herr Generalarzt, ich komme morgen — aber jetzt begleite ich Sie eine Straße weit,“ bat sie flehend. —

Sie gingen langsam nebeneinander, der alte Mann und das junge Mädchen, langsam, ganz langsam.

Es war ein lauwarmer Sommerabend. Hoch über der breiten Straße glühten die Bogenlampen und übergossen die Platanen mit gleißendem Lichte. Am schwarzen Himmel blinkten die Sternlein, mit Glockenklingen rollten die Wagen der elektrischen Bahn vorüber, eine bunte Menschenmenge flutete hin und her auf den breiten Trottoiren, und aus der Ferne klang das Rauschen des Bergstromes in das Treiben der Großstadt.

„Sie sagen mir nicht alles, Herr Generalarzt. Und ich muß doch klar sehen, ja, das muß ich, ganz klar sehen, Herr Generalarzt!“

„Liebes gnädiges Fräulein“ — der alte Herr blieb stehen und rieb mit der flachen Hand den Elfenbeingriff seines Stockes —, „klar sehen — ja, was heißt klar sehen? Wer von uns kurzsichtigen Menschen sieht denn ganz klar?“

„Sie kommen mir nicht aus, lieber väterlicher Freund,“ bat Fräulein von Ostenhusen und blickte dem eisgrauen Manne voll ins Antlitz. „Mein Vater ist sehr leidend — nicht?“

„Ihr Herr Vater ist leidend und der Erholung sehr bedürftig, gnädiges Fräulein.“ Der Arzt wandte sich ab und setzte den Weg fort.

„Sehr leidend, Herr Generalarzt, und Sie selbst haben nur wenig Hoffnung für ihn übrig,“ sagte sie mit erzwungener Festigkeit; aber dabei vibrierte die klangvolle Stimme.

„Wenig Hoffnung — was heißt wenig Hoffnung, gnädiges Fräulein?“ rief der Arzt, blieb abermals stehen und sah bekümmert in die großen, flehenden Augen. Dann murrte er Unverständliches in seinen Bart, wandte sich ab, setzte den Weg fort und stieß rauh hervor: „Ich weiß ja, weiß ja, sind 'n starkes Mädel — Vergebung, gnädiges Fräulein — eine entschlossene Natur sind Sie, kenne Sie doch von Kind auf. Nun ja, 's ist nicht zu spaßen bei der Geschichte — das Herz, nun, das Herz — wissen selber, das Herz ist eine wichtige Maschine, und das Herz Ihres Herrn Vaters, ei, das ist halt gar nicht mehr so recht in Ordnung. Kann's Ihnen sagen, muß es Ihnen sogar sagen: bin wahrhaftig erschrocken vorhin bei der Untersuchung.“

„Bitte, Herr Generalarzt, sagen Sie mir alles!“ kam's von schmerzlich zuckenden Lippen.

„Alles — was alles?“ murrte der alte Herr.

Zwei Leutnants klirrten vorüber. „Todwund im Herzen!“ lachte der eine. „Laufende Nummer — na?“ schnarrte der andre. Die vergoldeten Knöpfe blinkten, die Säbel rasselten über den Asphalt, und eine rollende Hofequipage verschlang die lachende Antwort.

„Geschehen muß etwas, gnädiges Fräulein, unbedingt — sonst stehe ich für nichts. Ihr Herr Vater muß nach Sprudelingen und zwar so bald als möglich.“



Und geschäftig rannte die Magd mit dem grellblinkenden Messingleuchter . . .



„Bitte, Herr Medizinalrat, sagen Sie mir alles!“

„Und was ist's also, Herr Generalarzt?“ fragte sie und machte Halt.

„Eine Folge der Feldzüge, gnädiges Fräulein, eine Folge —“

„— mannigfacher Zurücksetzung, bitterer Lebenserfahrungen, eine Folge des Kampfes ums Dasein, ums Brot, Herr Generalarzt, jawohl, ich weiß es,“ sagte sie fast grollend, „doch ich kenne eben nur die Ursachen, nicht aber die Folge, und ich muß alles wissen.“

„Was ist ein Name, gnädiges Fräulein?“ Der alte Herr zuckte die Achseln. „Degeneration des Herzmuskels nennen wir's.“

„Ich danke, Herr Generalarzt!“ flüsterte sie, hielt dem alten Freunde die kleine, feste Hand hin und warf das Köpflein zurück: „Gute Nacht für heute!“

„Gnädiges Fräulein — Kopf oben behalten!“ Der alte Herr blickte fast andächtig in die großen, dunkeln Augen und schüttelte das Händchen.

„Wie Sie sehen, lieber Freund!“ Sie wollte lächeln, aber es zuckte in dem schönen Gesichte, und sie wandte sich ab. „Gute Nacht!“

„Ich begleite Sie zurück!“ rief der Generalarzt. Aber da war die hohe Gestalt schon im Gewühle verschwunden.

„Prachtmädel!“ brummte der alte Herr und ging zur nächsten Haltestelle der Elektrischen. „Und an solchem Exemplare von Gottes Schöpfung flanieren die Herrchen hundert- und hundertweis vorüber, die Esel! — Weil sie arm ist!“ knurrte er und stieg auf das Trittbrett.

*

Die helle Frühlingssonne ließ all den Schmuck, all das Gold und Silber und die köstlichen Steine in den riesigen Auslagen des altberühmten Juwelengeschäftes von Meier u. Co. funkeln und glitzern. Elegante Gestalten rauschten vorüber und trugen den neuesten Pariser Hut zur Schau, schwere Lastwagen rollten über den Asphalt, Studenten mit bunten Mützen und großen Hunden und katerhaften Gesichtern promenierten vorbei, Dienstmänner lungerten an den Straßenecken, vom Dome herab klang Glockengeläute.

„Du, Lore?“ rief eine kleine junge Dame, die aus dem Hause des Juweliers getreten war.

„Ich, Ida, natürlich doch!“ sagte das Fräulein von Ostenhusen.

„Natürlich doch? Nein, Lore, durchaus nicht natürlich doch!“ kam die Antwort von schmollenden, niedlichen Lippen. „Ist das auch eine Art, seine alten Institutsfreundinnen so zu vernachlässigen? Was könnte ich dafür, wenn mir Fräulein Lore von Ostenhusen mit der Zeit ganz in Vergessenheit geriete? Sag selbst: dreimal war ich in den zwei letzten Monaten bei dir, und du — nun —?“

„Du hast ja recht, liebe Ida, und ich fühle mich auch vollkommen schuldig, aber —“

„Nichts aber!“ fiel die junge Dame mit Würde ein. „Dieses Gebaren ist — warte nur, wie sagt doch Vetter Isidor? — richtig: incommentmäßig!“

„Ich nehme alles geduldig auf mein Haupt, Ida. Nur mußt du mir — so sagen ja wohl die Juristen — mildernde Umstände zuerkennen. Weißt du, ich habe von früh bis Abend so viele Pflichten: da ist mein schwer leidender Vater, da sind meine Stundenschülerinnen, da ist mein kleines Schwesterchen, kurzum Pflichten an allen Ecken und Enden —“

„O, hör auf, hör auf!“ bat die Kleine und hielt sich die Ohren zu. „Pflichten — wenn ich nur das garstige Wort nimmer hörte! — Pflichten? Ich kenne nur eine Pflicht, nämlich die heilige Pflicht des Amüsements. Und wahrhaftig, sogar diese Pflichterfüllung ist anstrengend. Weißt du, Lore, was ich möchte? Walzen, immerfort, immer-



„Du, Lore?“ rief eine kleine junge Dame . . .

fort walzen, heute, morgen, alle Tage, das ganze Leben lang, bis ich zuletzt außer Atem dahinsänke!"

„Ei, dann laß dich doch unter die tanzenden Derwische anwerben," meinte Lore mit leisem Sarkasmus; „die halten das Tanzen sogar noch für einen wohlgefälligen Gottesdienst."

„Ach Lore, du bist auch immer so schrecklich ernst. Was für 'n überlegenes Gesicht du jetzt wieder machst!"

„Mache ich das?" fragte Lore und streckte der Schulfreundin herzlich die Hand entgegen. „Vergiß eben nicht, daß ich immerhin ein gutes Jahr älter bin als du —!"

„Ach was, Lore, älter! Mich dünkt, vor einem guten Jahr bist du auch nicht jünger gewesen als jetzt, nein, ganz und gar nicht."

„Meinst du, Ida? Nun, dann wird's mir eben so bestimmt sein — ich denke, so 'n Stückchen Altjüngferlichkeit. Aber sage, kann ich deinen Herrn Vater einen Augenblick sprechen?"

„Du warst also auf dem Wege zu uns? Dann hast du Generalpardon," erklärte die Kleine würdevoll. „Bitte, tritt ein, ich werde Vater sogleich rufen lassen."

„Verzeih, Ida, ich möchte —" das Fräulein von Ostenhusen stockte, und eine glühende Röte bedeckte ihr Antlitz.

„Verlobungsringe?" Des Juweliers Töchterlein vertrat ihr den Weg und machte ein inquisitorisches Gesicht.

Lore von Ostenhusen lächelte schwach: „Nichts weniger als das, Ida." Sie raffte sich zusammen. „Ich muß deinen Herrn Vater in einer Privatangelegenheit um Rat fragen. Magst du mich vielleicht in sein Arbeitskabinett führen?"

„Sogleich. Aber dann kommst du herauf zu mir — unweigerlich!"

„Heute nicht, Ida, bitte, heute nicht! Morgen nachmittag bestimmt."

„Bestimmt?" forschte die Kleine. Dann lachte sie leise auf: „Weißt du's noch? Auf Ostenhusensche Parole — das war immer deine stärkste Beteuerung! Also?"

„Gut!" sagte die Große und streichelte die pfirsichrote Wange der Kleinen zärtlich, fast mütterlich.

*

Lore von Ostenhusen saß im Hinterstübchen des Juweliers. Es war ganz still, nur die alte Wanduhr tickte vernehmlich, und in einem Winkel lag zusammengerollt auf weicher Decke ein altes, krankes Hündchen, das von Zeit zu Zeit leise aufkläffte im Traume. Der Geschäftsmann hatte sich über den Tisch gebeugt und betrachtete durch seine stählerne Brille sorgfältig prüfend einen alten Schmuck, Stück für Stück. Lore sah fast nichts von ihrem Gegenüber als eine weiße, ungeheure Glatze.



„Es ist 'n schöner Schmuck, liebes Fräuleinche, so 'n richtiges Liebhaberstück...

„Es ist 'n schöner Schmuck, liebes Fräuleinche, so 'n richtiges Liebhaberstück. Ich hab's Ihnen schon gesagt vor Jahren einmal, wie Sie mir auch gezeigt haben die schönen Steine in der alten Fassung — Rokoko, beste Zeit. Ist 'n schönes Familienstück, das, auf Ehre."

„Herr Meier —" Fräulein von Ostenhusen setzte sich gerade, „— damals habe ich Ihnen den Schmuck gezeigt, weil Sie sich für solch alte Sachen interessieren —"

„Interessiere mich auch, liebes Fräuleinche, kann einer immer was lernen von den Alten, sind in vielen Stücken gescheit gewesen, die Alten, oft gescheiter, wie man denkt."

„Also gut, Herr Meier", fuhr Lore fort und ballte die kleine Hand auf der blanken Mahagoniplatte des Tisches, daß die Nähte des Handschuhes zu platzen drohten; „damals hat mir's Vergnügen gemacht, Ihnen den Schmuck zu bringen — heute war mir's ein saurer Gang."

„Wie heißt, ein saurer Gang?" Der alte Mann sah erstaunt empor und schob die Brille hoch auf die Glatze, und die kleinen schwarzen Augen blickten forschend auf das erregte Antlitz der jungen Dame.

„Ich will den Schmuck verkaufen, Herr Meier — das heißt, besser gesagt, ich muß ihn verkaufen, Herr Meier, und dazu sollen Sie mir helfen und raten."

„Will — muß? Aber, liebes Fräuleinche, so 'n alten Familienschmuck, den giebt man doch nicht her, den hebt man auf, den legt man an bei festlichen Gelegenheiten, den vererbt man weiter zu

seiner Zeit, aber den will man nicht hergeben, und den muß man nicht hergeben!"

„So ist's auch bei uns bisher immer gehalten worden, Herr Meier," antwortete Lore und kämpfte mit dem Weinen, „aber —"

„O nicht, nicht weinen, liebes Fräuleinche! Mir können Sie alles getrost sagen, was Sie wollen, und brauchen aber auch nicht zu sagen, was Sie nicht wollen sagen!" tröstete der alte Mann.

„Es giebt eben Lagen im Leben, wo alles andre zu nichts wird vor einer einzigen großen Notwendigkeit." Sie stieß mit dem Zeigefinger hart an das breite Collier, daß es leise klirrte. „Lagen, wo einem der Edelstein zum Kiesel und Gold zu Blech wird."

„Da haben Sie recht, Fräuleinche," sagte der alte Mann seufzend und fuhr mit der runzeligen, knochigen Hand über sein ausrasiertes Kinn; „das hab' ich auch erlebt vor zwei Jahren, wo ich das schwere Unglück gehabt hab' mit meinem Arthur."

„Herr Meier, ich muß den Schmuck verkaufen, und ich muß ihn möglichst hoch verkaufen. Und ich will Ihnen auch erzählen, warum!"

— — — — — — — — — — —

Eleonore von Ostenhusen hatte geendet. Der alte Herr nahm seine Brille von der Stirne, guckte angelegentlich hindurch, hauchte die Gläser an, zog sein großes, brennrotes Taschentuch aus dem Schlafrock und begann zu putzen.

„Das erste Wort, liebes Fräuleinche, das erste Wort, was ich hör', daß es so steht um Ihren Herrn Vater. Ei, ei! Und wenn einem nur auch das Jdchen ebbes saget', ei, ei!" Er steckte das Tuch umständlich ein. „Und da merk' ich eben erst, daß ich da sitz' vor Ihnen in dem schlechten Rock, liebes Fräuleinche! Aber Sie werden mir's ja nicht verargen, es ist mir immer so kalt die Beine herauf. Ei, ei!" — Plötzlich streckte er die Hand über die Tischplatte: „Fräulein Lorche, sie sind 'n gutes Kind, eine brave Tochter."

„Und nun das Geschäftliche, Herr Meier!" sagte Lore errötend und drückte die dargebotene Hand.

„Was — geschäftlich!" murrte der alte Herr. „Wenn ich red' von Familiensachen, so red' ich nicht von Geschäften, und wenn da vor mir 'n Familienschmuck liegt, und wenn ich kenn' von klein auf, die ihn ausgebreitet hat vor mir auf den Tisch, dann will ich nichts wissen von Geschäften."

„Aber verzeihen Sie mir doch, Herr Meier, ich hab' es wirklich nicht böse gemeint!" rief Lore erschrocken.

„Was — böse gemeint? Freilich haben Sie's nicht böse gemeint," brummte der alte Mann, setzte seine Brille auf die Nase, zog die buschigen weißen Brauen in die Höhe und betrachtete angelegentlich das kunstvolle Armband.

Stille war's, nur die Uhr tickte, und leise winselte das Hündchen im Schlafe.

„Ich will Ihnen was sagen, Fräuleinche; weiß Gott, ich schätze Sie aufrichtig, also hören Sie, den Schmuck verkaufen Sie nicht!"

„Aber ich muß, Herr Meier!"

„Hören Sie, was ich Ihnen werd' sagen: der Schmuck hat 'n großen Wert, und der Schmuck hat kein'n großen Wert. Er hat seinen Wert, sag' ich, er hat ihn für Sie, er hat ihn für 'n Liebhaber von Altertümern — da hat er 'n großen Wert. Ich sag's Ihnen, wie's ist. Aber wo können Sie gleich einen finden, der Ihnen auch zahlt den Liebhaberwert? Und sonst? Ja, wer trägt denn heutzutag noch so 'n altmodischen Schmuck, wenn er nicht grade 'n Erbstück ist? Also, Sie verkaufen ihn nicht, den Schmuck, Fräuleinche, ich rat' Ihnen gut!"

„Aber Herr Meier —!"

„Lassen Sie mich ausreden, was ich Ihnen will sagen. Sie verkaufen ihn nicht, Sie versetzen mir den Schmuck. Still, Fräuleinche! Ich geb' mich zwar meintage nicht ab mit solcher Art von Geschäften, aber bei Ihnen mach' ich eine Ausnahme. Still, Fräuleinche, ganz still, jetzt red' ich geschäftlich! Was wird's kosten, das Bad für Ihren Herrn Vater und Sie in einem guten Hotel, wo Sie sich nichts abgehen lassen e Wochene fünf, sechs?"

„Aber Herr Meier —"

„Still, Fräuleinche — was kost's?"

„Nach meiner Berechnung tausend Mark mindestens, Herr Meier — aber —"

„Nix aber, Fräuleinche! Ich will Ihnen sagen, was recht ist: Sie lassen mir den Schmuck da, ich sperr' ihn dort in den eisernen Kasten, da kann er liegen, zwei, fünf, sechs Jahr', und ich zahl' Ihnen gegen Schein fünfzehnhundert Mark."

Er stand auf, ging an den Geldschrank, nahm eine Handvoll blauer Banknoten und begann sie auf den Tisch zu zählen. „Nix aber, Fräuleinche, ich schätze Sie wahrlich von Herzen, und ich thu's auch nicht umsonst — nee, da kennen Sie den alten Meier schlecht. Womit Sie mir dienen können? Warten Sie, Sie werden's erfahren. Jetzt schreiben wir noch den Schein — so!"

„Recht ist's — Eleonore von Ostenhusen —" las der Juwelier. „Was Sie für eine hübsche Handschrift haben! So, und da ist 'n Couvert, und warten Sie, ich werd' Ihnen die Banknoten hineinstecken, und verlieren Sie mir's nicht — giebt nix Dümmeres auf der weiten Welt als so 'ne Frauenzimmerrocktasche — nicht?"

Das kleine graue Männlein stand in dem langen schäbigen Schlafrocke vor dem Fräulein von Ostenhusen, hatte das kahle Haupt gesenkt und die Hände in den weiten Taschen verborgen. In Lores Gesicht zuckte es, und sie stieß hervor: „Wie soll ich Ihnen danken, Herr Meier! Ich weiß sehr wohl, Sie bringen mir ein Opfer, und —"

„Ganz still, Fräuleinche! Ich thu's nicht umsonst, ich hab's Ihnen schon gesagt." Er begann

auf und ab zu gehen in dem engen Gemache. „Sehen Sie, ich kenn' Sie, liebes Fräuleinche, wie Sie waren so klein!" Er bückte sich und gab ihre Größe mit der ausgestreckten Hand an. „Wie Sie getragen haben e Flügelkleidche, Sie und mein Jdche. Und ich hab' Sie sehen aufwachsen, immer größer, und auf einmal ist der Tag gekommen, wo ich gesagt hab' zu meiner verstorbenen Frau, hab' ich gesagt: ‚Das Lorche ist mir wahrhaftig übern Kopf gewachsen, und sie trägt doch noch kurze Kleidche!' Und sehen Sie, liebes Fräuleinche, ich hab's gern gehabt, daß Sie Freundschaft gehalten haben mit mei'm Jdche alle die Schuljahr durch, denn ich hab' Sie immer geschätzt. Und wenn ich gewußt hab', das Lorche ist droben in der Wohnstube, und das Lorche und das Jdche machen ihre Aufgaben, dann war mir's recht. Und wenn ich gefragt hab', wo ist denn das Jdche, und sie haben mir gesagt, es ist gegangen, das Lorche besuchen, so bin ich ruhig gewesen. Liebes Fräuleinche —" Der alte Mann blieb stehen und sah Lore traurig an — „liebes Fräuleinche, eine ehrliche Frage verdient eine ehrliche Antwort: warum kommen Sie nimmer auf Besuch zu meinem Jdche? Und das Jdche könnte Sie doch so gut brauchen!"

Lore wurde rot. „Herr Meier, ich hab's Ihrer Tochter vorhin versprochen, ich komme gewiß morgen nachmittag zu ihr."

„Das ist lieb von Ihnen, und das ist gut," sagte der alte Mann; „aber es ist mir nicht genug, ich muß es wissen, warum Sie nimmer gekommen sind. Hochmut ist es nicht gewesen, das weiß ich. Also, was ist's?"

„Lieber Herr Meier —" Lore stockte — „es kommt doch so häufig vor, daß sich Institutsfreundschaften im Laufe der Jahre etwas lockern."

„Ich will aber nicht, daß sie sich lockert, diese Freundschaft!" sagte der Juwelier ärgerlich.

„Es ist gewiß keine Ausrede, Herr Meier, wenn ich mich auf meine sehr beschränkte Zeit berufe. Ich habe viel zu thun mit der Pflege des Vaters, ich muß für mein Schwesterchen sorgen, und ich gebe achtzehn Privatstunden in der Woche — also —"

„Achtzehn Stunden an die boshaften, nixnutzigen Kinder von fremde Leut'?" fuhr der Alte empor. „Es ist 'n Jammer, es ist eine Sünde, sag' ich!"

„O, ich habe meinen Beruf sehr lieb gewonnen, Herr Meier, und danke Gott, wenn ich ihm ungestört obliegen kann. Aber Sie werden einsehen, daß mir dabei nicht allzuviel Zeit übrig bleibt —"

„Da haben Sie recht, das ist wahr, und was wahr ist, muß man sagen. Aber doch — wissen Sie was, können Sie meinem Kind nicht auch Privatstunden geben? — Wissen Sie, worin ich meine? In der kindlichen Lieb'! — Nee, nee, liebes Fräuleinche, ich weiß wohl, ich kann mir's denken, ganz gut kann ich mir's denken — Sie haben Ihre Gedanken, und mein Kind hat seine Gedanken. Sie haben Ihre Gedanken gerichtet auf Pflegen und Stundengeben, und mein Kind hat seine Gedanken gerichtet auf schöne Kleider und auf Bälle und auf Theater, und da kommen Sie nimmer so recht zusammen mit den verschiedenen Gedanken. Hab' ich recht, oder hab' ich nicht recht?"

Lore schwieg.

„Aber, liebes Fräuleinche, thun Sie's für 'n alten Mann, der Ihnen darum bittet. Sehen Sie, das Jdche ist 'n leichtsinniges Kind und macht mir oft viel Kummer und Sorge. Aber an Ihne hängt's noch immer gar sehr. Thuen Sie's einem alten Mann zuliebe, besuchen Sie einander und gehen Sie spazieren miteinander und trinken Sie miteinander Kaffee."

Er streckte dem Fräulein von Ostenhusen die Hand hin, und diese schlug herzlich ein. „Und jetzt reisen Sie mit Gott und lassen Sie Ihren Herrn Vater wieder ganz gesund werden, und dann, wenn Sie heimkommen, dann lösen Sie mir Ihr Versprechen ein. Freilich —" er trat zurück und blickte zweifelnd auf das schöne Antlitz — „wer kann sagen, was sein wird in sechs, acht Wochen mit so einem guten Kinde? Müßten ja doch keine Augen im Kopfe haben, die Herrchen heutzutage —"

„Damit hat's gute Weile, Herr Meier," lachte Lore.

„Na, wer weiß, wer weiß!" murmelte der Alte. Dann sagte er plötzlich: „Fräuleinche, also für Herzkranke ist Sprudelingen gut? Sehr gut, meinen Sie? — Nu, sagen Sie, wenn es gut ist gegen allerhand Herzkrankheiten, sagen Sie, hilft's auch gegen ein leichtsinniges, flatterhaftes Herz — nu, Fräuleinche? Wissen Sie was, dann gäb' ich Ihnen auf der Stelle mein Jdche mit. — Aber 's wird nichts helfen," setzte er traurig hinzu. — „Also, liebes Fräuleinche, auf Wiedersehen, und kommen Sie gesund zurück mit Ihrem gesunden Herrn Vater! Und dann besuchen Sie auch mein Jdche recht fleißig und gehen spazieren zusammen — nicht wahr?"



II

Irgendwo an der Küste der Ostsee herrschte zur selbigen Zeit Regenwetter; denn es ist wohl mit Vorbedacht so eingerichtet, daß die Sonne zwar gleichergestalt aufgeht über Guten und Bösen, sich aber bald über dieser, bald über jener Ländermasse verbirgt hinter triefenden Wolken.

Und es troffen die Wasser von dem hohen Dache des uralten Herrenhauses dort irgendwo an der Ostsee, sie troffen von den grünlich schimmernden Sandsteingöttern im weiten Parke, sie rieselten die breite Gasse des saubern Dorfes entlang und eilten, nach kurzem Laufe sich zu stürzen in die nebelbedeckte See. Sie troffen auch vom Wettermantel eines Reiters, der auf seinem dampfenden Braunen vor dem Portale des Schlosses hielt.

„'n Hundewetter, Johann!"

„Zu Befehl, Herr Doktor, 'n wahres Hundewetter," sagte der alte Diener.

„Schaffen Sie mir den Gaul unter Dach, Johann!"

„Und ich darf ihn absatteln lassen? Der Herr Doktor frühstücken doch mit uns!"

„Jawohl, weiter nichts, Johann! Denken Sie, ich habe den lieben langen Tag nichts zu thun, als mit Ihrem Herrn zu essen und zu trinken? Wieviel Uhr ist's? Halb zwölf Uhr! Noch zehn Besuche, bis ich heimkomme, Johann. Und was dann wieder zu Hause auf mich wartet, das weiß der Henker, ich nicht."

„Und wäre doch so nützlich, wenn der Herr Doktor etliche Stunden bei uns bleiben wollten. Das frischt uns immer ordentlich auf, ordentlich auf, Herr Doktor."



Die Wasser troffen auch vom Wettermantel eines Reiters ...

„Zuerst kommen die Kranken, Johann, und dann die Gesunden."

Ein Reitknecht führte das Pferd ab, und der Arzt betrat die weite, waffengeschmückte Vorhalle. „Gestatten der Herr Doktor, ich will ihn trocknen lassen!" Ehrerbietig nahm ihm der alte Mann den triefenden Mantel von den Schultern.

„Na, und wie geht's droben?"

Der Diener zuckte die Achseln: „Immer gleich, Herr Doktor. Wir liegen den ganzen Tag auf der Chaiselongue, wir machen uns keine Bewegung, und wir haben also auch keinen Appetit nich. Wir reden kaum das Nötigste und lesen den ganzen Tag in die ollen verdammten Bäuker."

*

„Na, Leibfuchs, Morgen — wie geht's?"

„Das ist schön, Leibbursch, denkst auch wieder mal an mich — nimm Platz!"

Der Schloßherr richtete sich halb empor aus seiner liegenden Stellung, schob ein Buch zur Seite und reichte dem Arzte matt lächelnd die Hand.

„Na, Gelling, warum so schwach wie 'ne Wöchnerin am ersten Tage? Wieder 'was Neues zur Welt gebracht, 'ne neue Krankheit, meine ich?"

„Habe an der alten genug, Doktor," kam die Antwort pikiert zurück.

Der junge Arzt rückte geräuschvoll ein Taburett an den Diwan, setzte sich, beugte sich behaglich vor, nahm seine schmutzstarrenden Kanonen hoch, strich das kleine, pechschwarze Schnurrbärtchen über den vollen roten Lippen, verzog das breite, gesunde Antlitz ein wenig spöttisch und fixierte den Kranken mit seinen durchdringenden Augen. Dann rief er in kurzer, befehlender Art: „Also los!"

„Du hast wieder so was Unerträgliches in deinem Gesicht, Doktor," sagte der Leidende ärgerlich und zerrte nervös an seinem langen blonden Schnurrbarte.

„So?" meinte der andre trocken.

„Wenn du dich über mich lustig machen willst, Doktor, dann kannst du's aus der Ferne thun. Thust's auch, jawohl, thust's ausgiebig! Oder habt ihr nicht neulich beide über mich gelacht, du und der Stackelhofen, da drunten vor der Rampe?"

„So?" wiederholte der andre im gleichen Tone. „Na, wenn auch, so ist's doch unter Bundesbrüdern geblieben. Rege dich gefälligst wieder ab, Leibfuchs. Dreiundzwanzig ehrenwerte Mütter mannbarer Töchter innerhalb zweier Quadratmeilen sorgen sich krank von wegen deiner Gesundheitsverhältnisse, und gewisse Landhäuser umgehe ich nur noch in weitem Bogen, weil man bereits in den Kot der Straße rennt, meinem Pferde in die Zügel fällt und in allen Tönen flötet: ‚Ach liebster, bester Doktor, sagen Sie nur, wie steht's denn wohl mit dem guten Gelling?‘"

„Infamer Spott!"

„Bluttriefender Ernst! Und ich hülle mich dann immer in den Wettermantel der ärztlichen



Der junge Arzt rückte geräuschvoll ein Taburett an den Diwan . . .

Pflicht, setze ein geheimnisvolles Gesicht auf und zucke tiefbekümmert die Achseln. Wartet da neulich, vorgestern, die alte Reckelingen im Regen am Kreuzweg mit ihren drei Küken Rosa, Korona und Gunda unter zwei ungeheuern Familiendächern. Ich halte an, ziehe den Hut: ‚Gnädigste befehlen?‘ — ‚O nichts, lieber Doktor, nur eine Frage — und bitte, Sie nehmen mir's nicht übel, daß ich Sie aufhalte? Aber sagen Sie, was fehlt denn nur unserm lieben, allverehrten Gelling?‘ — Denk' ich mir, na warte! ‚Gnädigste Frau, die meisten menschlichen Uebel haben ihren Sitz bekanntlich im Innern, gnädigste Frau entschuldigen, wenn ich mich medizinisch ausdrücke: es kommt zur Erhaltung des menschlichen Lebens alles an auf die peristaltische Bewegung der Gedärme.‘ — ‚Ach ja, wie interessant, lieber Doktor! Aber Rosa, sei doch so gut und bring mir mein Tuch, es zieht hier!‘ Die Jüngste hüpft errötend unter einem der beiden Regendächer von dannen, ich aber beuge mich teilnehmendst herab zu dem Reste der Familie, der sich unter dem andern Regendache zusammendrängt. ‚O, daß sich doch die gnädigste Frau nicht erkälten, ich finde auch, es zieht hier.‘ — ‚Nein, nein, bitte, weiter, lieber Doktor!‘ — ‚Zu Befehl, meine Gnädigste. Es kommt also im Leben viel, ja, bei rechtem Lichte besehen, alles auf die gute Verdauung an; daher der enorme Erfolg der Apotheker-Richard-Brand-Schweizerpillen —.‘ Die Gnädige wirft mir einen durchaus ungnädigen Blick zu, als wollte sie sagen: hast du's vorhin noch nicht kapiert, Dickohriger? — ‚Korona, bitte, sieh doch, wo Röschen so lange bleibt!‘ — Und die Arme hüpft davon im triefenden Regen. — ‚Es ist also nichts Besorgniserregendes, lieber Doktor, das freut mich sehr!‘ Und das ‚lieber Doktor‘ sagt sie so spitzig, als wollte sie mir's in den Leib rennen. ‚Besorgniserregend?‘ Ich mache nun ein nachdenkliches Gesicht. ‚Je, wie man's nimmt, meine Gnädigste; schon Freidank sprach bekanntlich im dreizehnten Jahrhundert:

> Der Mensch, so schön er außen ist,
> Ist er von innen voller . . . .‘

Weiter komme ich nicht, die alte Reckelingen dreht mir ein paar empörte Augen hin, nickt hochmütig zu mir Elenden empor, der ich wieder mit tiefgezogenem Hute auf meinem Gaule sitze, und schnarrt, ja schnarrt: ‚Danke, Herr Doktor, aber ich finde nun, daß es hier ganz unausstehlich zieht! Komm, Gunda!‘ Und fort waren sie."

Herr von Gelling nagte an seiner Unterlippe.

„Na, und warum lachst du nun nicht?"

„Weil mir nicht lachhaft zu Mute ist."

„So? Auch recht!"

Der Doktor griff nach dem Buche, das auf den Teppich herabgeglitten war. „Du gestattest! — Aeh, heiliger Strohsack, nun wird aber die Sache kritisch — Buch der Lieder!"

Er blätterte.

„Gieb her!" sagte der andre drohend. „Gieße mir deinen Spott nicht auch noch über diese Blätter!"

„Nichts da, diese Blätter sind Eigentum der Nation!" rief der Arzt mit Pathos. „Und ich denke, an den Spott da drinnen reicht mein armer Spott noch lange nicht."

Dann stand er auf, ging an einen Schaukelstuhl, setzte sich behaglich zurecht und begann:

> „Und als ich so lange, so lange gesäumt,
> In fremden Landen geschwärmt und geträumt —"

„Leibbursch!" rief der andre drohend herüber. Unbeirrt aber las der Doktor:

> „Da ward meiner Liebsten zu lange die Zeit,
> Und sie nähete sich ein Hochzeitlleid,
> Und hat mit zärtlichen Armen umschlungen
> Als Bräutigam den dummsten der dummen Jungen."

„Doktor —!" Der Herr des Schlosses erhob sich von seinem Ruhelager. „Es giebt Grenzen auch zwischen Leibbursch und Leibfuchs!"

„Gewiß, mein Junge, das habe ich dir schon in der Burschenschaft vor zwanzig Semestern einzupauken versucht," lachte der Doktor.

„Leibbursch, wenn du dich unterstehst, noch weiter in meinen Gefühlen herumzutrampeln —"

„Dann, Leibfuchs, errichtest du eine Warnungstafel mit der Inschrift: Betteln, Hausieren und Schuttablagern verboten!"

Der Schloßherr begann erregt im Gemache auf und ab zu gehen, mit festen, energischen Schritten. Mit halbgeschlossenen Augen beobachtete ihn der Arzt und murmelte: „So ist's recht, haben wir ihn wenigstens einmal in der Höhe!" Dann las er weiter:

> „Das Menschenvolk mich ennuyieret,
> Sogar der Freund, der sonst passabel; —
> Das kömmt, weil man ‚Madam‘ tituliert
> Mein süßes Liebchen, so süß und aimabel."

Herr von Gelling blieb stehen und stampfte, daß die Scheiben klirrten: „Doktor, es ist mir

leid, es kommt mich hart an, aber — das ist eine Roheit."

„Das läßt mich kalt, Leibfuchs," grinste der Arzt und klappte das Buch zu, „schneekalt, Leibfuchs! Und im übrigen erfreust du dich eines recht kräftigen Trittes, und das ist ein gutes Symptom."

„Doktor, wie kann einer nur so unempfindlich sein —!"

„— beim Anblick eingebildeter Leiden," vollendete der Arzt und erhob sich.



„Es giebt Grenzen auch zwischen Leibbursch und Leibfuchs!"

„Eingebildeter Leiden!" Der große, breitschultrige Schloßherr lachte bitter auf. „‚Unempfindlich' ist übrigens commentmäßiger als ‚Roheit', und so können wir ja auf dieser Basis weiter verhandeln," sagte der Doktor, legte das Buch auf den Schreibtisch, nahm eine Photographie von der Platte und begann sich in ihren Anblick zu vertiefen.

Der andre hatte seine Wanderung wieder aufgenommen und achtete nicht mehr auf den Besuch.

„Gelling!"

„Was?"

„Gelling, weißt du, daß der Sollenhausen in der Klappe liegt?"

„Was kümmert's mich?"

„Nu, Gelling, 's ist gerade kein Katarrh — soviel ich weiß, haben ihn seine Aerzte aufgegeben."

Der andre fuhr herum: „Aufgegeben? Und was ist's denn?"

„Herz!" kam die Antwort zurück.

„Also auch Herz? Die arme Frau!" rief Gelling.

„Ja, die arme Frau!" Der Arzt lachte hart auf.

„Leibbursch, thu mir den Gefallen und stelle das Bild an seinen Platz!"

„Entschuldige — noch einen Augenblick, Leibfuchs! Es interessiert mich das Bild — die arme Frau! Es interessiert mich Zug um Zug."

„Doktor, gieb her!"

„Gelling, weißt du, wer den Sollenhausen geliefert hat?" Er pochte mit dem Fingerknöchel hart auf das Glas des Bilderrahmens. „Die da, Gelling, sein Weib!"

„Leibbursch, du faselst! Die Taube —?"

„Leibfuchs, wann hast du die Sollenhausenschen zum letztenmal gesehen?"

„Sei still und erinnere mich nicht daran! Vor drei Jahren. Und ich entfloh."

„Ich habe ihn vor einem halben Jahre zum letztenmal gesehen, Gelling. Brrr! Hohlwangig, angegraut, gebeugt, müde. ‚Wenn das Glück der Ehe so aussieht, dann kaufe ich mir einen zweiten Gaul, pachte mir eine Jagd und bleibe ledig auf immer,' so dachte ich damals. Und jetzt ist er gar fertig."

„Aber, Doktor, wie ist denn das alles gekommen?"

„Wie? Nun, wie solche Sachen zu kommen pflegen — gradatim. Es ist ja auch recht lustig zugegangen in Sollenhausen während des vorletzten Manövers. Nur soll der Hausherr nicht so ganz die ihm gebührende Rolle gespielt haben. Und so was legt sich aufs Herz, das ist nicht zu verwundern. Zudem, einer von den Starken war der Sollenhausen niemals, und so hat sie ihn allmählich untergekriegt. Er dauert mich. War doch 'n guter Kerl, wenn er sie dir auch gewissermaßen vor'm Munde — na, jetzt hat er's. Gelling — weißt du, was man sich ganz laut und offen von der da" — er pochte abermals hart auf das Glas des Bilderrahmens — „von der da erzählt in der Gegend?"

„Doktor —?" Herr von Gelling stand vornübergebeugt, mit offenem Munde vor dem Freunde,

„Sie geniert sich sogar nicht, ihren kranken, wehrlosen Mann bei Gelegenheit — nun, sagen wir, etwas rauh zu tätscheln mit den Sammethändchen."

„Doktor!" Es war ein schmerzliches Stöhnen, mit dem sich der andre abwandte.

„Je nun —

Die Welt wird schöner mit jedem Tag —
Wer weiß, wie das noch werden mag?

Die letzte Konsequenz gewisser Auswüchse einer modernen Bewegung — sonst nichts."

Der andre stöhnte.

„Und da liegt nun dein Götzenbild!" sagte der Arzt plötzlich und ließ das Bild auf das Parkett fallen, daß sein Glas klirrend zerbrach. „Pardon! Und im übrigen zur Genesung, Leibfuchs. Vergieb, zuweilen müssen wir unsre Patienten rauh anpacken. Und morgen um diese Zeit komme ich wieder."

*

Des andern Tags trat der Schloßherr seinem Arzte matt und bleich entgegen.

„Na, wie geht's? Gut geschlafen, Gelling?"

„Ach was — gut geschlafen! Hat sich was mit dem gut schlafen. Aber eines, Doktor: thu mir den Gefallen und sprich nimmer von dem andern. Ich bin ganz krank davon."

„Selbstverständlich, abgethan, fertig! Aber krank davon? Im Gegenteil, gesund solltest du sein, dächt' ich. Also, wo fehlt's?"

„Komm, Leibbursch, setze dich da her zu mir und laß uns vernünftig reden! 's ist ja immer dasselbe, Doktor, es ist mir oft, als ob einer mit einem heißen Plätteisen über mein Herz führe —"

„Anschauliches Bild!" brummte der andre. „Etwas nervös, mein Lieber, sonst nichts! Stehe früh um vier Uhr auf, tauche einen Schwamm in kaltes Wasser, wasche die Herzgegend energisch, frottiere sie und dann lege dich noch ein paar Stunden aufs Ohr. Das hab' ich dir neulich schon empfohlen, ich empfehle dir's wieder."

„Hab's gethan, hilft alles nichts. Weißt du, Leibbursch, du magst ja, nein, du bist ja 'n vortrefflicher Arzt —"

„Danke ergebenst."

„— aber alle Finessen hast du doch auch noch nicht los."

„Bitte, bitte, geniere dich nicht!"

„Ich meine nur, was so die selteneren Krankheitsbilder sind, z. B. komplizierte Herzleiden, kommen dir doch außerdem kaum jemals unter."

„Gewiß, niemals, gnädiger Herr," bekräftigte der Arzt und verzog sein Gesicht. „Die Bauern und Taglöhner, unter denen ich für gewöhnlich mein Wesen treibe, die tragen alle ein Schwarzwälder Uhrwerk unterm Kittel, das nimmt man von Zeit zu Zeit heraus, putzt und schmiert es, und dann rumpelt's wieder weiter."

„Es ist aber doch ein Unterschied zwischen Organismus und Organismus, Doktor," beharrte der andre. „Und daß ich herzkrank bin, das steht mir fest, namentlich seitdem ich das Buch vom gesunden und kranken Herzen gelesen habe, felsenfest."

„Daß doch der Henker neunmal neunundneunzigmal die populären medizinischen Schmöker hole!" brauste der Arzt auf.



„Doktor — ? Herr von Gelling stand vornübergebeugt . . ."

„O, ich kann mir's schon denken, Leibbursch, daß euch Aerzten zuweilen medizinisch gebildete Laien und Patienten unbequem sind, aber diese Werke, die du Schmöker zu nennen beliebst, haben doch auch ihr Gutes."

„Leibfuchs, du jammerst mir. Sei so gut und zieh deinen Rock und deine Weste aus! Ich will dich zum fünfundzwanzigstenmal abhorchen."

„Um dann zum fünfundzwanzigsten Male mit deinem mokantesten Gesicht zu erklären, daß ich kerngesund sei."

„Gelling, ich erfreue mich einer kreuzerstrickstarken Geduld, aber —"

„Doktor, daß ich mich kurz fasse: seit gestern steht mir's unabänderlich fest, ich muß etwas für mein Herz thun, solange noch Zeit ist, ich muß nach Sprudelingen."

Der schwarze Doktor lachte hell auf: „Nach Sprudelingen? Ei, da soll doch —! Bist du verrückt?"

„Ist Sprudelingen nicht geradezu berühmt als bestes Bad für Herzleidende?" fragte der andre spitzig.

„Unübertrefflich — für Herzleidende, Gelling."

„Nun also!" rief der Schloßherr. „Ich kann dir sagen, es freut mich sehr, daß du auch einmal meiner Meinung bist."

„Sprudelingen?" wiederholte nun der Arzt und ordnete sein Gesicht in ernste Falten. „Wenn ich mir's überlege, es ist am Ende gar nicht so übel, daß du nach Sprudelingen willst."

„Nicht wahr?"

„Gar nicht so übel. Du kommst 'n wenig heraus da aus deinem Fuchsbau, siehst neue Gesichter —"

„Ach, ich werde dort ein sehr eingezogenes Leben führen," versicherte der Schloßherr mit melancholischem Lächeln.

„Na, und wann soll's dann auf die Reise gehen?"

„Ich denke, je bälder, desto besser, Leibbursch."

„Ganz meine Ansicht. Ich werde mich heute Abend hinsetzen und für deinen Badearzt einen ausführlichen Krankenbericht schreiben."

„Einen Krankenbericht?" fragte Herr von

Gelling und beobachtete mißtrauisch die unbewegten Züge des Doktors. „Ist das üblich?"

„Aber gewiß, allgemein! Wir überweisen solchergestalt unsre Kranken dem behandelnden Badearzte in aller Form."

„Und diese Krankenberichte werden verschlossen mitgegeben?"

„Na und ob, Gelling!"

„Nein, lieber Leibbursch, erlaube, daß ich auch hierin meinen eignen Weg einschlage!" erklärte nun der Schloßherr mit Festigkeit. „Ich werde ohne Krankenbericht nach Sprudelingen reisen, ich werde mir dort einen der bedeutendsten Aerzte auswählen und vor ihn treten inkognito, gleichsam als unbeschriebenes Blatt. Ich danke dir für dein freundliches Anerbieten."

Na, dann kann ich ja gehen. Habe die Ehre, Herr von Gelling, empfehle mich, gehorsamster Diener, guten Abend, gute Nacht!"

„Aber Leibbursch, du wirst doch — du wirst mir doch keine Geschichten machen — Leibbursch, du kannst mir's wohl nicht übelnehmen, wo du stets nur Spott und Hohn für mein Leiden hattest? — Leibbursch — bitte!"

„Na, weißt du, Leibfuchs, dein Leibarzt bin ich nun allerdings gewesen; daran läßt sich nichts mehr ändern. Aber dein Leibbursch — damit ist's ja was andres. Dein Leibbursch will ich trotz alledem auch fernerhin bleiben, denn das ist unser älteres Verhältnis, und du bedarfst meiner. Und darum ade! Und schicke mir auch mal eine Ansichtskarte aus Sprudelingen. Ich bin Sammler."

„Leibbursch, du wirst mir wohl die Hand geben zum Abschied?"

„Auch dieses! Und noch eins: erzähle mir mal brieflich oder mündlich, wieviel Aerzte dich dort aus der Thür geworfen haben mit deinem — Herzleiden, mein Sohn!"



Die bunt gemischte Gesellschaft hatte wieder einmal die Höhe des Tages erklommen ...

III

Vom gedämpften Sonnenlichte überflossen dehnte sich der Speisesaal des Hotel *** im weltberühmten Bade Sprudelingen. Die bunt gemischte Gesellschaft hatte wieder einmal die Höhe des Tages erklommen: man speiste! Geräuschlos glitten die Kellner über das braune Linoleum, wie ein Clown tauchte der wasserschleppende, großköpfige Piccolo auf und nieder zwischen den blumengeschmückten Tischen, wie ein Feldherr lehnte an der Kredenz die gebietende Gestalt des Besitzers mit dem immer lächelnden Antlitz und der tadellosen weißen Weste, anzuschauen, als ob er einzig und allein zu seinem Vergnügen alle die Gäste eingeladen hätte unter sein wirtliches Dach. Und der weite, sonnige Saal war erfüllt vom Gesumme der kauenden, schlürfenden, plaudernden, lachenden Menschen. —

In der Mitte der langen Haupttafel saß Gelling und stocherte zerstreut in dem rosaroten Seefische auf seinem Teller.

„Wie steht das Befinden, heute, Herr von Gelling?" fragte von der andern Seite des Tisches herüber die korpulente Aktienwurstfabrikdirektorsgattin.

„Danke, gnädige Frau, passabel." Gelling verneigte sich leicht. „Darf ich mich auch meinerseits erkundigen?"

„Danke, sehr gut, Herr von Gelling. Und denken Sie nur, ich habe heute das dritte Sprudelbad genommen! Großartig, sage ich Ihnen."

„Dazu wird's bei mir wohl niemals kommen," meinte Gelling mit melancholischem Lächeln und legte die Gabel auf den Teller.

„Finden Sie nicht, Herr von Gelling," begann der alte Herr an seiner Seite in tiefen, bedauernden Froschtönen, kauend und schmatzend, „diese Seefische hier im Hotel schmecken einfach nach gar nischt!"

„Mein Appetit ist so gering, daß ich nicht kompetent bin," erklärte Gelling und lehnte sich zurück.

„Einfach nach gar nischt," beharrte der weißbärtige Herr und leckte an seinem Zeigefinger. „Und wissen Sie, woher das kommt? — Piccolo, hierher, hören Sie nicht, Piccolo? Nochmals die Fischplatte! — Nicht, Herr von Gelling? Ich will's Ihnen sagen: das Zeug liegt viel zu lange auf dem Eis. — Na, Piccolo, so halten Sie doch die Platte geschickter! Viel zu lange, Herr von Gelling, und da verliert's zuletzt unfehlbar den Geschmack!"

„Wieso, Herr von Gelling? Sie baden wohl nur Thermal?" Die Aktienwurstfabrikdirektorsgattin beugte sich weit herein in den Tisch.

„Vorläufig, gnädige Frau. Und ich gestehe, schon die Thermalbäder regen mich ganz abnorm auf."

„O Sie Aermster! Jetzt ich muß sagen, wenn ich immer nur Thermalbäder gebrauchen sollte, das wäre mir zu langweilig. Das eigent-

liche Vergnügen von Sprudelingen sind eben doch die Sprudelbäder. Und — lächerlich — auch das wollen einem die Aerzte noch beschneiden! Zehn, fünfzehn Minuten Badezeit, glauben Sie wohl, ich halte mich an diese rigorose Vorschrift?"



„Wieso, Herr von Gelling? Sie baden wohl nur Thermal?"

„Wieso, gnädige Frau?" erkundigte sich Gelling.

„Nun, ich bade eben so lang es mir beliebt, gewöhnlich eine halbe Stunde!"

„'ne halbe Stunde?" Der Gourmand verdrehte voll Entsetzen die Augen. „Da können Sie was erleben. Man sollt's nicht glauben!"

Die Korpulente zuckte erhaben die Schultern.

„Erlauben S', gnä Frau, san nacha dö Sprudelbäder viel anders wia die Dermalbäder?" rief ein dicker Bierbrauer mit dröhnender Baßstimme herüber und schob ein Stück Fisch mit dem Messer in seinen breiten Mund.

„Na und ob, mein Herr! Was direkt aus der Tiefe sprudelt, ist krystallklar und schäumt infolge des Kohlensäuregehaltes wie Sekt. Kommt es aber mit der atmosphärischen Luft in Berührung, so wird es infolge eines chemischen Prozesses gelb —" erklärte die badekundige Dame.

„So, daher hat's also die gelbe, dreckete Farb', die verdächtige?" sagte der Brauer. „Jetzt hören S', meine Herrschaften, wenn's einer nit weiß und kimmt dös erschtmol an so a Badwanne — na, Sie kenna lachen, bal's Ehna g'freut, i hab' heut mein dritt's Bad g'nomma, jetz bin i's a g'wohnt, aber dös sag i Ehna scho, wia i 's erschtmol zug'schaut hab', wia mer der Kerl, der Badwaschl, mei Wanne eing'füllt hat, und is die gelbe Brieh drin umanand g'loffen, meine Herrschaften, da hab' i fein scho dichti aufbegehrt."

An der langen Tafel war alles verstummt, und mit Behagen blickte der Brauer aus Bayerland umher, stolz über die Wirkung seiner Rede.

„Aufbegehrt hab' i und hab' aber mei niederbayrische Goschen aufzogen und hab' ean g'fragt, den Badewaschl, ob er wohl glaubet, daß i einischteiget in die Brieh!"

„Fi donc!" flüsterte die korpulente Aktienwurstfabrikdirektorsgattin und zog ihr Taschentuch, während sich ringsumher eine stille Heiterkeit verbreitete.

„In die Brieh, hab' i g'sagt, die schaugt ja aus wia 's Bier in der Pfanna," fuhr der Brauer mit erhobener Stimme fort. „Und die Brieh soll mer was helfen gegen mein Fettherz? Laßt Enk hoamgeigen, hab' i g'sagt, mit dera verdächtinga Brieh! — No hat er halt g'lacht, der Badewaschl, und i hab' a g'lacht, wissen S', i mach' halt diemalen a gern an G'schpaß, und z'letzt is mir nix anders übrigblieben, als daß i halt einig'schtiegen bin."

Nun lachte der Mann mit dem Fettherzen, und sein Lachen dröhnte, als säße er in seinem größten Fasse, und ringsumher kam laut und leise die Heiterkeit zum vollen Durchbruche.

Gelling blieb teilnahmlos und sah mit starrem Antlitze hinüber in die Fensterecke. Nun täuschte er sich gewiß nicht mehr, nun war's denn doch Zeit zu einer ganz energischen Aussprache: der junge Mann da drüben fixierte ihn ja unaufhörlich! Gelling drehte mit nervösen Fingern Brotkügelchen und ließ die große Platte mit den appetitlichen Hühnern gleichgültig vorübergehen.

„Dagegen diese Sprudelbäder!" nahm die korpulente Aktiengattin das unterbrochene Gespräch wieder auf. „Als ob man in Sekt badete, wonnig! Nicht, Herr Kommerzienrat?"

Der ehrwürdige Gourmand neben Gelling hatte sich soeben zwei große Stücke von der Hühnerplatte genommen und lud nun den Inhalt einer halben Kompottschale auf sein Tellerchen hinüber. „Entschuldigen, gnädige Frau, in Sekt habe ich noch niemals gebadet," quakte er. „Wenn ich welchen habe, dann trinke ich ihn."

„Nun, ich meinte ja auch nur so," bemerkte die Dame beleidigt und begann zierlich ein Stückchen Huhn zu zerlegen.

„Haben Sie die letzten Nachrichten gelesen, Herr von Gelling — nicht?" Der ehrwürdige Gourmand schabte an einem Flügel und wandte im Rahmen der blühweißen Serviette das rosige Gesicht mühsam zu seinem Nachbarn. „Also nicht? Ich sage Ihnen, Herr von Gelling, wir gehen einem schweren Winter entgegen. Diese entsetzlichen Arbeiterentlassungen! O, Herr von Gelling, Sie machen sich gar keinen Begriff von der Not, die man in unsern großen Städten antrifft. O diese armen, armen Leute, diese armen Leute!" Er nahm das Tellerchen mit dem köstlichen Kompott, hob es unter sein Doppelkinn und begann andächtig zu löffeln. „Sie glauben gar nicht, Herr von Gelling," — er schmatzte tief bewegt, der ehrwürdige Herr, und Gelling mußte gespannt horchen, wenn er noch etwas verstehen wollte. Aber mit aller Anstrengung verstand er doch nichts weiter als immer wieder das weh-

mütige, quakende: „Sie glauben gar nicht — diese armen, armen Leute!"

Und da — schon wieder starrte der junge Mann in der Ecke am Fenster gerade auf Gelling. Nun gut, das Maß war voll, voll bis zum Rande!

Das allgemeine Plaudern und Summen im Saale erlitt in diesem Moment eine gewisse Unterbrechung. So ziemlich zwei Dritteile der Anwesenden ließen Messer und Gabel sinken und



... neben ihm eine hochgewachsene junge Dame in schlichtem, weissem Kleide.

reckten die Hälse nach der breiten Treppe, die vom Korridor in den Saal herab führte. Unwillkürlich hob auch Gelling die Augenlider — um dann ebenso gebannt wie die andern auf die Thüre zu blicken.

Es war ja nichts Besonderes: späte Mittagsgäste, vermutlich mit dem Zuge eingetroffen, traten durch die Glasthüre in den sonnenhellen Raum. Ein älterer, grauer Herr, vornehm, das sah man auf der Stelle, und schwer leidend; neben ihm eine hochgewachsene junge Dame in schlichtem, weißem Kleide. Ein Flüstern erhob sich, wie es sich nur in einer bunt zusammengewürfelten Hotelgesellschaft so ungeniert, so unanständig erheben kann, und die korpulente, sprudelbegeisterte Aktienwurstfabrikdirektorsgattin ließ ihr Lorgnon fallen und sagte halblaut zu Gelling hinüber: „Königin Luise, wie aus dem Bilde geschnitten!"

Gelling hätte ihr mögen ins Gesicht fahren, der Korpulenten, wahrscheinlich, weil sich ihm selbst der Vergleich sofort aufgedrängt hatte. Und ungeduldig sah er sich nach dem Hotelier um; denn auf dem schönen Antlitz da drüben malte sich eine sichtbare Verlegenheit.

Doch er war ja schon zur Stelle, der Tadellose mit der weißen Weste, und neben ihm dienerte sein Adjutant, der sprachgewandte Ober mit der unternehmenden Spitznase. Gelling sah den Ewiglächelnden nur von hinten, aber daß sein Lächeln diesmal aus tiefster Seele kam, war ihm nicht zweifelhaft.

Lauter als vorher murmelte die Konversation, klang das Geklapper durch den Saal.

„'ne hübsche Person!" quakte der Gourmand zu Gelling hinüber und wischte bedächtig an seinem Munde.

Gelling warf ihm einen vernichtenden Blick zu.

„Superbe Erscheinung," beeilte sich der alte Herr zu verbessern. „Offenbar pensionierter Offizier und Tochter."

Hauptmann von Ostenhusen war unterdessen mit seiner Lore an einem der kleinen Tische, die längs der Fenster standen, gelandet. Gelling erhob sich mit kurzer Verbeugung, stieg die Treppe empor und verließ den Saal. —

„Doch ein ungemein interessanter Mann, dieser Herr von Gelling," rief die Aktienwurstfabrikdirektorsgattin über den Tisch hinüber zu dem ehrwürdigen Gourmand. Dieser nickte zustimmend, wühlte in der Obstschale umher, fingerte den schönsten Apfel heraus und begann ihn liebevoll zu schälen.

„Dös is also a richtiger preißischer Junker, der da drieben g'setzen hat?" fragte der Brauer mit seinem dröhnenden Basse. „No, dös g'freit mi, daß i an solchenen amol in der Näh' siech', weil s' da Sigl im Batterland allweil am Korn hat, die preißischen Junker! A schene Läng' hat er, der — heiliger Sebastian!" —

Der Saal entleerte sich, und in einer Ecke des Korridors, wo alle Gäste vorbei mußten, wartete Gelling. So lauert am oberen Nil die Riesenschlange geduldig auf ihr ahnungsloses Opfer, so wartet sprungbereit der Panther, sich herabzuwerfen auf ein unschuldiges Lamm. Und er kam ahnungslos, der kleine Assessor mit den unglücklichen Froschaugen.

„Mein Herr, gestatten, auf ein Wort!" Gellings Stimme klang gepreßt.

Verwundert blinzelte der Kleine an seinem Gegner empor: „Gerne zu Diensten, mein Herr!"

„Bitte, das Lesezimmer ist leer!"

„Mit — Vergnügen!" gurgelte der Kleine.

„Von Gelling — gestatten!"

„Assessor Schreckschuß!"

„Ich habe in diesem Augenblicke erst Gelegenheit, Sie kennen zu lernen, Herr Assessor, und

weiß nicht, wie Sie dazu kommen, mich während der ganzen Mahlzeit schon seit drei Tagen —"

„Ich bitt' — ums Wort, Herr — von Gelling!" unterbrach ihn der Kleine erregt und streckte sich. „Auch mir — — — ist es aufgefallen —"

„Sie gestatten, Herr Assessor, daß ich zuerst meine Beschwerde vorbringe; schon seit drei Tagen fixieren Sie mich fast unausgesetzt, und ich glaube Ihnen doch hiezu nicht den geringsten Anlaß —"

„Sie entschuldigen, Herr von — Gelling, es ist mir — sehr lieb, daß ich mit — Ihnen über diese Angelegenheit zu — reden komme; auch mir — fällt es seit drei Tagen auf, daß Sie mich — fortwährend nicht aus dem — Auge lassen. Ich stehe natürlich zu — — Ihrer Verfügung —" hier versagte ihm die Stimme, und er schnappte nach Luft.

„Ich selbstverständlich auch, Herr Assessor," sagte Gelling betreten. „Es sollte mir aber sehr leid sein, wenn ich Ihnen unbewußt Anlaß gegeben hätte —"

„Mir gewiß nicht — minder, Herr von Gelling; denn mir — liegt nichts ferner, als — mitten im Kurgebrauche so — schädliche, aufregende — Erörterungen zu provozieren. Und ich bin selbstverständlich bereit, Ihnen wiederholt — zu erklären, daß ich Sie nur deshalb angesehen habe, weil ich mich von — Ihnen angesehen fühlte — ja, mit geschlossenen Augen — fühlte, Herr von Gelling!"

„Auch ich bin selbstverständlich bereit, Ihnen jede genugthuende Erklärung zu geben," lenkte nun Gelling definitiv ein. „Ich glaube, es liegt hier ein unliebsames Mißverständnis vor, das leicht zu ernsteren Verwicklungen hätte führen können. Finden Sie übrigens nicht auch, Herr Assessor, diese Bäder regen den Organismus ganz verflucht auf — Sie baden schon länger?"

„Ach sehen Sie, Herr von Gelling," rief der Kleine erfreut, „das empfinde ich auch; ganz abscheulich regen sie auf, diese Bäder. Ich sage Ihnen, die halbe Nacht kann ich nicht schlafen. Freut mich ordentlich, mal mit jemand drüber sprechen zu können. Ich habe nun fünf Bäder — wie das aber weitergeht?"

„Ja sehen Sie, die richtige Aussprache hat auch mir bisher gefehlt; denn die Gesellschaft ist doch — es hört uns hier hoffentlich niemand —"

— „schrecklich gemischt, Herr von Gelling," vollendete der Kleine mit kläglicher Gebärde.

Und so standen die beiden, das Opfer und die Riesenschlange, noch geraume Zeit in friedlichem Gespräche über ihre beiderseitigen Leiden und die aufregenden Wirkungen der Thermalbäder von Sprudelingen. —

*

Am Abende beschrieb Herr von Gelling eine Ansichtskarte mit diesen triumphierenden Worten:

„Na, Leibbursch ...? Also ...! Wer hat denn zuletzt doch recht behalten? Du oder ich? Sehr leidend, außerordentlich schonungsbedürftig, längerer Aufenthalt in Sprudelingen unbedingt nötig. Nu, Leibbursch — Diagnose? Er spricht sich zwar nicht näher aus, aber so viel ist gewiß: Herz angegriffen an allen Ecken und Enden.

Immer Dein Gelling.

— — — — — — — — — — — — — —

Fast lautlos betrat der alte Johann das Zimmer und begann, seinem Herrn die Nachtruhe zu bereiten.

Gelling drückte das Löschblatt auf die Karte. „Du, Johann?"

„Gnä'ger Herr befehlen?"

„Diese Karte muß noch in den Schalter geworfen werden."

„Jawohl, gnä'ger Herr."

„Und ist auch die elektrische Leitung wieder in Ordnung? Heute nacht hätte ich doch so gerne gelesen."

„In Ordnung is se," kam die Antwort zurück. Der alte Bediente machte ein bekümmertes Gesicht und seufzte hörbar.

„Nun, was giebt's?"

„Na, ich mein' man bloß, wir sollen nich die halbe Nacht lesen. Wir sind nu hier ins Bad, wir sollen also unsre Gesundheit auferbauen, und da kann uns das Lesen in die ollen Bänker nich heilsamlich sind."

„Ach was, Johann, wenn ich aber die halbe Nacht nicht schlafen kann?"

„Da müssen wir zu zählen anfangen, eins,



Der Saal entleerte sich, und in einer Ecke des Korridors wartete Gelling.

zwei, drei un so immer zu, denn kommt der Schlaf von sülwst. Un über Tag sollen wir nich so veel schlafen, das taugt nich!"

„Das verstehst du nicht, Johann!" schnitt sein Herr das Gespräch ab. Johann kniete vor dem Bette nieder und fischte die Nachtpantoffeln des Herrn von Gelling aus der Dunkelheit, in die sie sich verkrochen hatten.

„Das is aber 'n kranken Herr, der da heut mittag zugereist is," begann er schnaufend aufs neue. „Das is 'n Jammer anzusehn. Da merkt man erst, was 'ne wirkliche Krankheit is!"

„Der alte Herr mit der jungen Dame doch, Johann?"

„Hauptmann ade, gnä'ger Herr, aus Bayern, und das gnä'ge Fräulein heißt Lore. Der Zuname is mich entfallen, aber daß sie Lore heißt, das hab' ich selber gehört. Un wohnen im dritten Stock, Zimmer 110 und 111. Is man gut, daß sie den Lift haben im Hotel, er könnt's nich steigen, der kranke Herr."

„Schnüffler, alter!"

„Schnüffler, alter, gnä'ger Herr? Das hab' ich aber doch nich um Sie verdient!" murmelte der treue Mann tiefgekränkt.

„Na, laß gut sein, Johann, 's war nicht so gemeint," lenkte Gelling ein.

„Das ‚Schnüffler' hat mich auch nicht gekränkt, gnä'ger Herr, aber daß ich alt bin, das müssen Sie mich nich so unter die Näs reiben, dafor kann ich nich, un vorm Altwerden schützt Sie auch nichts, gnä'ger Herr, un nichts nich for ungut."

„Na, schon recht, Johann, also einen Schnüffler darf ich dich heißen?"

„Wenn's uns grade freut, un wenn wir damit sagen wollen, daß der Johann seine Näs in den Wind steckt un also schon so manches erfahren hat, was einer nich aus 'm Schnupftuch riecht, so hab' ich nichts nich dagegen. Und, gnä'ger Herr, das schöne, große, fremde Fräulein, Lore heißt se, kann auch ganz traurigschön un herzbewegend Klavier spielen, un ich hab' ihr auch lang zugehört heute im Lesesalong, ganz unvermerkt un ganz allein. Un französch hat sie auch gesnackt mit Hoteliers seine Dellern, daß es man so schnurren that."



Johann kniete vor dem Bette nieder und fischte die Nachtpantoffeln . .

„Wie willst du denn das wissen? Kannst ja selber nicht französisch!" lachte Gelling.

„Das freilich nich," meinte Johann gekränkt, „aber 's war doch französch; denn sie haben immer dazwischen gesagt ‚ooh wui', un so viel kann ich auch."

„Na, meinetwegen, Johann; aber ich bitte mir aus, spioniere nicht allzusehr herum, das wirft ein schlechtes Licht auf uns!"

„Aberst, gnä'ger Herr," verteidigte sich der Bediente und kam ganz nahe heran, „da brauch' ich ja nur die Ohren aufzumachen, das allermeiste erfahr' ich jeden Mittag beim Essen unten an unsern Tisch. Eins aber, gnä'ger Herr, muß ich Sie doch noch sagen —" Johann stockte, trat an den Schreibtisch und nahm die Karte weg. „Ich meine man so, 's könnt ja sind, daß der gnä'ge Herr selber druf kämen, un da is's vielleicht gut, wenn ich's vorher gesagt habe —"

„Nun, Johann?"

„O gnä'ger Herr, es is mich bloß so gewesen, als ob ich die verehelichte gnä'ge Frau von Sollenhausen mit ihrem Herrn Gemahl heut im Park hätte umeinander fuhrwerken sehen."

Der Bediente starrte auf den Herrn, und seine Züge trugen das Gepräge ehrlicher Angst. Gelling wandte sich ab und sah angelegentlich durchs Fenster hinab auf den Rasen, wo ein weißes Kleid in der Dämmerung blinkte. Dann sagte er mit Ruhe: „Habe ich auch schon zu sehen geglaubt, Johann . . . Alter Schnee, das!"

Ein froher Schimmer glitt über das gute, knorrige, alte Gesicht: „Na, das soll mich schon sehr recht sind! Wie aber der Herr von Sollenhausen aussieht — es is zum Gräsen, gnä'ger Herr!"

— — — — — — — — — — — — —

Mit leisen Schritten ging Johann den Korridor hinab und bog in die Portierloge.

„Können Sie mich 'ne Marke geben, Herr Portieh?"

„Gern, Herr Siewers — hier!"

Johann dämpfte seine Stimme, denn in der Ecke der Loge saßen etliche rauchende Herren. „Un können Sie mich nich sagen, wie sich der Herr Hauptmann un das wunderschöne Fräulein schreiben?"

„Von Ostenhusen," flüsterte der Portier.

„Dank Ihnen, ich muß doch wissen, mit wen wir unter einem Dach wohnen!"

Johann trat aus der Thür. Da kam Lore mit dem Baby des Hoteliers an der Hand die



Respektvoll trat der alte Mann zur Seite und zog den Hut ganz tief.

hellerleuchteten Stufen empor. Respektvoll trat der alte Mann zur Seite und zog den Hut ganz tief.

„Guten Abend,“ sagte Lore freundlich.

„Recht guten Abend, gnä' Fräulein!“

„Sie sind ein Norddeutscher, nicht wahr?“ sagte das Fräulein von Ostenhusen. „Sie können's nicht verbergen!“

„Zu dienen, gnä' Fräulein, hart von die Waterkant.“

„'n Abend!“

„Recht guten Abend!“ — —

‚Wat het hei seggt? Ollen Snei? — — Un dat Frölen, tau dat Frölen hewwen wi 'n grotes Tauvertrugen. Dat Frölen is sihr scheun, sei is vun Adel, sei kann französch, un sei kann Klavier un is vun Harten gaut.‘

Johann ging mit langen Schritten, gebeugten Hauptes über die Straße zum Briefkasten, schob die triumphierende Postkarte des Herrn von Gelling hinein und murmelte vor sich hin: ‚Na, wat fehlt denn noch, Johann? Na wat denn, wat denn?‘

IV

Acht Tage waren über Sprudelingen hinweggezogen. Man hatte getrunken, gebadet, gegessen, geschlafen, gehofft, gefürchtet, geklatscht und sich von Herzen gelangweilt wie alle Zeit in Sprudelingen, und jeden Morgen war die Sonne goldstrahlend emporgestiegen und hatte freundlich herniedergelacht auf das Gewimmel der leidenden Menschen da drunten.

In saftigem Grün leuchteten die weiten Rasenflächen des großen, alten Kurparkes, dichtbelaubt standen noch die mächtigen Bäume. Schon aber durchzog zweimal des Tages, fast verstohlen, zur frühen Morgenstunde und in der Mittagszeit, eine kleine, mit leichten Laubbesen bewaffnete Kolonne alle die schattigen Wege und machte Jagd auf jedes gelbe Blättlein, das sich vorzeitig von seinem Zweige gelöst hatte. So tritt wohl eine alternde Kokette tagtäglich vor ihren Spiegel und fahndet mit ängstlichem Eifer nach grauen Härchen auf ihrem glänzenden Scheitel. Sie wehrt sich gegen das heranschleichende Alter; sie darf ja nicht altern. Und auch in einem Weltbade giebt es keinen Herbst, solange ihn die Direktion nur immer zu leugnen vermag, es giebt keinen. Aber der Herbst kommt doch, und das Alter kommt auch. Je nun, das ist allerdings nicht aufzuhalten. Goldgelbe Bäume haben wieder ihren besonderen Reiz, und blinkweiße Haare kleiden fast immer vortrefflich — so vortrefflich, daß man zur rechten Zeit vielleicht gar nicht verschmäht, ein wenig nachzuhelfen. Warum auch nicht? Aber nur keine Uebergänge! Nur nicht dieses entsetzliche Grau unter dem teuern Hute, nur nicht dieses melancholische Gelb zwischen dem lustigen Grün an den Bäumen im Parke! —

Es war noch ziemlich früh am Nachmittage. Menschenleer dehnten sich die schattigen Pfade, ohne Scheu hüpften die halbzahmen Amseln im Grase, und aus der Ferne klang gedämpft die Kurmusik.

Langsam schritt Herr von Gelling über das große Rundell des Parkes und bog in die breite Promenade ein, die an den Lawntennisplätzen entlang führt. Etliche Schritte hinter ihm kam Johann gegangen, ehrwürdig anzusehen in seinem schwarzen Leibrocke und blanken Cylinder, wie der erste Kirchendiener am Dome einer großen Stadt.

„Johann, ich setze mich hierher.“ Gelling machte vor einer der leeren Bänke Halt. „Und



In saftigem Grün leuchteten die weiten Rasenflächen ..

du setzest dich neben mich; es ist mir nichts mehr zuwider, als wenn sich irgend ein Fremder neben mich lümmelt. Und mache dich recht breit; denn diese Plätze sind immer sehr gesucht."

„Das will ich wohl thun," grinste Johann und setzte sich so breit als möglich neben seinen Herrn. „Das is mich immer 'n liebes Theater und Amüsemang, gnä'ger Herr."

„Wieso — Theater?"

Johann besann sich und suchte all seine Bildung zusammen, denn er saß ja nun neben seinem Herrn, als dessen guter Bekannter, und hatte die Pflicht, ihn zu unterhalten: „Sehen Sie, gnä'ger Herr, das hat die Kurdiretschon gut gemacht: da sitzen wir im Schatten, und da drin hintern Gitterzaun müssen die anderen huppen und switzen."

„Müssen, Johann?" Gelling lachte. „Die jungen Herrschaften vergnügen sich mit dem Ballspiel, und wir dürfen zusehen; so ist's in Wirklichkeit."

„Mit Verlöw, gnä'ger Herr," sagte Johann, knöpfte umständlich seinen Leibrock auf und zog den roteingebundenen ‚Führer durch Bad Sprudelingen' hervor, machte Daumen und Zeigefinger naß und begann bedächtig zu blättern. „Hier steht's!" rief er triumphierend. „Für L—a—w—e—n, Lawentennis hat die Kurverwaltung vorzügliche, große Plätze eingerichtet; Zuschauerbänke sind in genügender Anzahl vorhanden."

„Nun, das beweist doch nichts für deine Behauptung!" lachte Gelling.

„Die da drin sind bezahlt, un wir kiеken sie zu von wegen unsre Kurtax," beharrte Johann; „un das lass' ich mich nich nehmen, das is so. Un is 'n schönes Theater, so gut as 'n Apenkasten in 'n zologischen Garten, gnä'ger Herr. Kieken S', nu geit't all los!"

„Ich bitte dich nur eines, Johann, mach's nicht zu auffällig," sagte Gelling und lachte vor sich hin. —

So saßen die beiden nebeneinander auf der Bank, der leidende Herr und der alte Diener, und sahen den Spielern zu. Nach und nach füllten sich die Parkwege mit geputzten Menschen, und auch die Bänke an der Promenade vor den Lawntennisplätzen waren nach kurzer Zeit alle besetzt. Manch vernichtender Blick aber streifte den alten Mann, der so breitspurig dasaß und sogar noch seinen glänzenden Cylinder zwischen sich und seinen Herrn gestellt hatte.

„Die da gefällt mich, die Slanke, die kann's," entschied endlich Johann mit Kennermiene, „die, Herr, in den kurzen Kleid! Das springt ja, daß es einen selber in die Beene krabbelt. Aber die da, die Kleene, dicke, mit 'n Sleppkleid übern Arm, die das rechte Bein immer so vorstreckt, wenn sie den Ball geslagen hat, die soll de Diretschon abdanken!"



„Das is mich immer 'n liebes Theater und Amüsemang, gnä'ger Herr."

„Johann" — Gelling hatte sein Taschentuch gezogen und lachte hinein — „Johann, ich glaube, da kommen unsre Bekannten aus dem Hotel; ich denke, denen müssen wir doch Platz anbieten."

Vom Rundell her bewegte sich langsam der Fahrstuhl des Hauptmanns von Ostenhusen; neben ihm schritt Lore und suchte offenbar nach einem Sitzplatze.

„Je," sagte der Bediente und machte ein vergnügtes Gesicht, „das müssen wir nu flauk anfangen." Und damit stand er auf und legte den Ueberzieher seines Herrn säuberlich neben den Cylinder.

„Johann, mach doch keine Geschichten! Laß sie erst näher kommen!" rief Gelling ärgerlich. Aber der alte Johann steuerte schon unbeirrt zwischen den promenierenden Menschen geradeswegs auf den Fahrstuhl zu. ‚Sall ich ihr ansprechen oder ihm?' murmelte er überlegend vor sich hin. ‚Ihm,' entschied er; ‚den Sack slag' ich, und den Esel mein' ich.'

Dann trat er dem Fahrstuhle in den Weg, machte einen schönen Diener und sprach: „Gnä'ger Herr Hauptmann, wollen Sie nich mal das Theater da hinterm Gitter ansehn? Und was mein gnädigster Herr is, den thäte das auch sehr freuen, der hält Sie den Platz inzwischen warm mit seinen eignen Ueberzieher. Aber Sie müssen sich sputen, sonst setzt sich am Ende 'n andrer zu ihm." Lore warf einen Blick auf die Bank, wurde rot und sagte: „Papa, ich kann ja ganz gut stehen, und du sitzest ohnedies in deinem Rollstuhl."

„Ich denke, wir nehmen mit Dank an," entschied der Kranke. „Ich sehe dem Spiele gern zu, die Bänke sind alle besetzt, und du kannst ja doch nicht so lange stehen, das ist nichts!"

„Na, das mein' ich auch!" rief der Bediente hocherfreut. „Lassen Sie nur," wandte er sich an die Frau des Fahrstuhles, „den schieb' ich hin, und Sie können mal in — is recht so, Herr Hauptmann? — in zwei Stunden können Sie wieder nachfragen von wegen Ihren Fahrstuhl." —

Der Wagen des Kranken stand am Ende der Bank, und zwischen ihm und Gelling, da, wo vorher Johann und sein Cylinder geprangt hatten, saß Lore. An ihnen vorüber promenierten die Menschen, rollten die Fahrstühle, und hinter dem Drahtgitter hüpfte die Jugend.

„Gnädigstes Fräulein sind schon eingewöhnt?"

„Vortrefflich, Herr von Gelling."

„Eigentlich eine Kette von Langweiligkeiten, das Leben hier."

Lore sah ihn groß an, dann lachte sie schelmisch: „O, mit Unterschied. Sehen Sie, mir zum Beispiel ist hier alles so neu, daß ich noch keinen Augenblick Langweile empfunden habe. Und zudem geht's meinem Vater alle Tage besser — nicht, Väterchen?"

Der Kranke nickte freundlich herüber. „Ich habe mich schon seit Monaten nicht mehr so wohl befunden."

„Heute vor dem Bade sind wir sogar eine halbe Stunde lang spazieren gegangen, Herr von Gelling," fuhr Lore fort. „Denken Sie, eine halbe Stunde, und Sie haben ja doch meinen Vater nach unsrer Ankunft gesehen!"

„In der That, gnädigstes Fräulein, der Fortschritt ist ganz unverkennbar!"

„Und dann, wissen Sie, Herr von Gelling, wo so viele Menschen sind, kann ich gar keine Langweile haben. Menschen sind ja doch das Interessanteste. Und ich beobachte die Menschen fürs Leben gern."

„Dazu haben Sie hier allerdings reichlich Gelegenheit," meinte Gelling. „Deutsche, Engländer, Russen, Amerikaner, polnische Juden, Griechen, Perser. Aber auf die Dauer wird auch das langweilig, und überhaupt — die Menschen! Wer ihrer hundert kennt, der kennt sie alle, sagt irgend ein Nationalökonom."

Lore sann einen Augenblick nach. Dann rief sie lebhaft: „Wer ihrer hundert kennt, der kennt sie alle? Nein, Herr von Gelling, da protestiere ich! So arm ist die Schöpfung denn doch nicht. Ich glaube im Gegenteil, die Variationen sind gar nicht auszudenken. Ist ja doch auch am Baume kein Blatt dem andern ganz gleich!"

„Mag sein, gnädigstes Fräulein," Gelling verneigte sich lächelnd.

Lore wurde ein wenig rot: „Sie haben recht, wenn Sie lächeln, Herr von Gelling; es fehlt mir ja wohl die Erfahrung. Entscheide du, Vater!"

„Uniformiert sind sie, weiter nichts," antwortete der alte Herr. „Und da hat Herr von Gelling gewissermaßen recht, die Uniform ist zuletzt doch der Tod der Individualität."

„Also haben wir beide recht," lachte Lore.

„Es ist mir nur das eine interessant," sagte Gelling, „daß Sie als Offizier so urteilen."

„Wohl gerade deswegen," erwiderte Herr von Ostenhusen trocken. „Aber ich gestehe, was den Uniformierungstrieb anlangt, so sind uns darin die Frauen immer noch um ein gut Stück voraus. Sehen Sie nur alle diese Scharen! Was ist denn die ewig wechselnde ‚Mode' andres als eine ewig wechselnde Uniform? Das trippelt und schreitet und tänzelt und watschelt alles in den gleich geschnittenen Kleidern einher, mag es nun im Grunde hineinpassen oder nicht, es muß eben! Heuer ist der Bleistift das Ideal, folglich kleidet sich alles à la Bleistift, mag's gehen oder nicht. Morgen wird vielleicht wieder einmal der Mehlsack Modell stehen, und alles wird einhertrippeln und schreiten und tänzeln und watscheln à la Mehlsack. Und sehen Sie nur, diese selbstgeschaffene Kalamität der Schleppe: Hängen lassen kann man sie nicht, entbehren will man sie nicht, also begiebt man sich freiwillig des ungehinderten Gebrauches der linken Hand und macht sich zum Sklaven seines Kleides. Und ist das auch nur im entferntesten hübsch — fast möcht' ich sagen anständig? Bitte, stellen Sie sich mal Juno oder meinetwegen Frau Berchta vor in einem Röckchen, das hinten in spitzem Winkel hinausstarrt? Heute früh habe ich ein Zimmermädchen über die Straße hüpfen sehen, das hatte ein ganz kurzes Kleidchen an, wie sich's gehört, von Schleppe keine Spur: aber so groß ist die Macht der Mode, der Uniformierungstrieb, daß auch das Zimmermädchen sein Fähnchen genau so raffte, als wär's ein Schleppkleid."

Der alte Herr schmunzelte behaglich und beobachtete dabei unverwandt die Spielenden hinter dem Drahtgitter: „Sogar da drinnen hüpft eine mit der Schleppe überm Arme!"

Lore lachte: „So ist's recht, Väterchen! Sie müssen nämlich wissen, Herr von Gelling, niemals befindet sich Papa wohler, als wenn er gegen unsre Mode zu Felde zieht. Und ich" — sie sah mit komischem Ernste an ihrem einfachen Kleide hinunter — „ich gebe ihm so unendlich viel Anlaß zu seinen Expektorationen!"

Gelling sah gedankenvoll auf das schöne, frohe Antlitz. Und es war ihm, als ginge ein scharfer Stich in sein Herz, und er schwieg.

„Ganz von der Mode emanzipierst du dich auch nicht, Lore!" brummte der Hauptmann.

„Aber fällt mir doch auch gar nicht ein, Väterchen! Oder soll deine Tochter sich lächerlich machen?"

„Lächerlich?" fragte der Hauptmann.

„Wer sich ganz von der Mode emanzipiert, der fällt auf, und was in dieser Beziehung auffällt, ist doch meist lächerlich," beharrte das Fräulein von Ostenhusen. „Herr von Gelling, wissen

Sie, was mir das größte Vergnügen macht, wenn ich so wie jetzt an der Promenade sitze? Die fremden Gesichter zu studieren und mir zu den Gesichtern die Geschichten auszudenken."

„Dabei könnte aber doch zuweilen gerade die Uniform hinderlich sein!" meinte Gelling.

„Ich bitte Sie, die Gesichter sind doch nicht auch uniformiert!"

„Warum nicht?" fragte der Hauptmann und lächelte sarkastisch.

„Für den ersten Blick, mag sein. Für längere Beobachtung — nein!" beharrte Lore.

„Gnädigstes Fräulein, mich dünkt aber, Sie sind bei solcher Beobachtung doch immer mehr oder weniger Idealistin. Möge Ihnen im Leben niemals die Enttäuschung begegnen!"

„Schnickschnack, Lore. 's giebt Menschengesichter und Menschengeschichten, in die kannst du dich gar nicht hineindenken — also!"

„Es wäre mir auch ein entsetzlicher Gedanke, wenn ich von jedem, der mir begegnet, immer zunächst schlecht denken sollte!" lachte Lore. „Sehen Sie, Herr von Gelling, da kommt gerade die jüngste Geschichte meiner Phantasie — rechts, rechts, Herr von Gelling, dort die wunderschöne Frau neben dem offenbar sehr leidenden, noch jungen Manne im Rollstuhle!"

Gelling folgte der gewiesenen Richtung, und sein Antlitz wurde starr und finster.

„Ist's nicht eine ganz wundervolle Schönheit, Herr von Gelling?" flüsterte das Mädchen begeistert und blickte schüchtern der Gruppe entgegen, die sich langsam, Schritt vor Schritt näherte.



Die Gruppe war inzwischen ganz nahe herangekommen.

Er sprach kein Wort.

„Und sehen Sie, mir ist's nun, als wüßte ich die ganze Geschichte dieser Menschen," flüsterte sie eifrig.

„So?" kam es heiser von Gellings Lippen.

„Die beiden waren schon verlobt miteinander, da wurde der arme Mann sehr leidend. Er wandte sich im Verlaufe seiner Krankheit mit der bestimmten Frage an den Arzt, ob er unter diesen Umständen seine Braut an sich fesseln dürfe. Der Arzt gab ihm eine ausweichende Antwort, aber mit dem feinen Instinkte des Kranken fühlte der Mann —" Lore flüsterte ganz leise — „kurz, er gab ihr das Wort zurück, sie aber sprach ein entschiedenes ‚niemals‘, und so ist sie nun seine hingebende Pflegerin geworden."

„Eine rührende Geschichte!" brummte der Hauptmann.

Die Gruppe war inzwischen ganz nahe herangekommen. Und Lore hatte recht, die Frau neben dem Fahrstuhl war eine vollendete Schönheit. Das sahen offenbar auch andre Leute, die ihre Hälse reckten und stehen blieben.

Da fuhren die glitzernden Blicke der Schönen über die Bank am Wege. Lore bemerkte, wie das Antlitz der Frau verblaßte, und zu ihrer größten Ueberraschung erhob sich Herr von Gelling ein wenig von seinem Sitze und lüpfte den Hut. Ein leises Nicken als Gegengruß, und die Gruppe war vorbeigezogen.

„Schön ist sie," sagte der Hauptmann, der nichts weiter gesehen hatte; „aber mich genieren die drei Herrchen, die den beiden so ungeniert auf dem Fuße folgen."

„Sie kennen die Dame?" flüsterte Lore.

„Sie ist aus meiner Gegend," kam die Antwort in gleichgültigem Tone zurück. „Ein Herr von Sollenhausen, Rittergutsbesitzer, und seine Frau."

„Was für 'n ernstes Gesicht Sie nun machen, Herr von Gelling! Stimmt meine Vermutung nicht?" fragte Lore betreten.

„Nicht so ganz, gnädigstes Fräulein. Wenigstens war Herr von Sollenhausen, soviel ich weiß, gesund, als er vor drei Jahren diese Frau in das Haus seiner Väter führte."

„Also fehlgeschossen, Lore!" lachte der Hauptmann.

„Was das Drum und Dran betrifft, mag sein. In der Hauptsache habe ich gewiß recht," beharrte Lore. „Ich beobachte die beiden nun seit etlichen Tagen auf der Promenade — welch ein Kontrast! Sie stets gleichmäßig freundlich, sorgsam bemüht um den Kranken, die Sanftmut selber. Und er —! Nein, Väterchen, da bist du schon ein andrer Patient im Vergleiche mit diesem Herrn von — wie sagten Sie? — von Sollenhausen! Dieser böse Zug in dem kranken Gesichte!"

Gelling schwieg und blickte angelegentlich hinüber auf die Spielenden. Nachdenklich zog Lore ihre Häkelarbeit aus der Tasche. —

So saßen die drei plaudernd und schauend und

im Grunde doch jeder mit den eignen Gedanken beschäftigt unter den hohen, schattigen Bäumen, und langsam rückte die Zeit vor.

„Mußt du nicht dein Glas Milch trinken, Lore?" fragte der Hauptmann.

„Schon so spät?" rief sie und zog die Uhr. „Fünfe vorbei!"

„Du kannst ja den kurzen Weg zum Milchhäuschen allein machen, ich warte hier auf dich in der angenehmsten Gesellschaft — nicht wahr, Herr von Gelling? Oder wollen Sie schon aufbrechen?"

„Ist mir nur lieb, Herr Hauptmann!" beeilte sich Gelling zu sagen, und Lore steckte ihre Arbeit in die Tasche.

„Also, auf Wiedersehen in einem Viertelstündchen!"

— — — — — — — — — — —

„Wenn ich nur eigentlich wüßte, was mir fehlt und was ich zu erwarten habe," begann der Hauptmann nach einer Weile.

„Ich denke, das Wichtigste ist, daß Sie sich besser fühlen, Herr von Ostenhusen," meinte Gelling und rückte näher heran.

„Besser fühlen — gewiß, Herr von Gelling, doch ‚besser fühlen' ist eben nichts als ein relativer Begriff. Und wenn der Mensch sich vordem nur mit Anstrengung noch bewegen konnte, dann freut er sich ja, wenn ihm das Krabbeln wieder einigermaßen gelingt." Der Hauptmann starrte trübselig vor sich hin. „Und wissen Sie, Herr von Gelling, was das Traurigste für einen Schwerkranken ist? Wenn er sich im Grunde seiner Seele und angesichts seiner Kinder sagen muß: du selbst bist schuld daran."

„Aber Herr Hauptmann, ich glaube die Sache doch besser zu wissen!" fiel Gelling lebhaft ein. „Sie haben zwei Kriege mitgemacht — die Strapazen sind schuld an Ihrem Leiden. Was denn sonst!"

„Ja, ja, das sagt man so, das sagt man sich und den andern zum Troste und glaubt's zuletzt beinahe selbst. Im Grunde der Seele aber summt das fort und fort: nur du, nur du! Zum Henker, wenn einer vernünftig gelebt hat, dann wird er doch wohl noch 'n paar Campagnen mitmachen können? Aber darin liegt's, vernünftig gelebt haben! Sehen Sie, Herr von Gelling, ich kam als blutjunger Mensch zum Militär und war bald, kann's wohl sagen, Soldat mit Leib und Seele. Und ich kam zum Militär, von meinen Eltern zu einem sehr einfachen und mäßigen Leben erzogen. Braunbier z. B. wurde bei uns nur ganz selten getrunken. Und nun geriet ich sogleich in eine Gesellschaft von Kameraden, die unter dem Vorsitze eines ehemaligen Studenten das Trinken als Sport betrieben. Ich weiß nicht, ob Sie auch Student gewesen sind, Herr von Gelling?"



Vor Lore stand eine hübsche Frau in Schweizertracht . . .

„Gewiß, Herr Hauptmann; ich bin absolvierter Jurist."

„Ei, dann wissen Sie auch, was es für eine Bewandtnis hat mit dem verdammten Biercomment!"

„Aus eigner Erfahrung nicht, Herr Hauptmann. Bei uns in der Burschenschaft — ich habe in Erlangen studiert — war jeder Trinkzwang verpönt."

„Nun, dann beneide ich Sie! Also, ich habe das Quantitätentrinken nicht unter den Studenten, sondern bei den Soldaten gelernt; aber ein Student, wenn auch nur ein ehemaliger, war doch schuld daran. Anfangs empfand ich starken Ekel, und so wird's wohl noch jedem ergangen sein; aber allmählich gewöhnte ich mich derart an die Geschichte, daß mir's zuletzt keiner mehr zuvorthat. Ich besaß, was man so sagt, eine bombenfeste Gesundheit. Daß ich sie frühzeitig verlor, ist meine Schuld. Freilich, die Strapazen der beiden Feldzüge waren nicht gering, aber ein gesunder Leib hätte sich gewißlich spielend durchgerungen; der durch Alkohol geschwächte Leib unterlag. Alkohol!" stieß er heftig hervor. „Mit vierzig Jahren war ich dienstuntauglich und mußte meinen Abschied nehmen. Das Trinken hatte ich freilich schon längst auf-

gesteckt, aber es war doch viel zu spät gewesen. Ein gleichaltriger Kamerad, der nie was andres als Milch trinkt und einst von uns Thoren viel verspottet wurde, ist vor wenigen Wochen Divisionär geworden. Ich sitze hier in Sprudelingen und kann philosophieren über meine vergeudete Jugend. Aber es ist ja wahr, das Sprüchlein des alten Döllinger: ‚Die Menschen sterben nicht, sie bringen sich um.' — Und ich sage Ihnen, Herr von Gelling, im Haushalte der Natur herrscht eine grausig strenge Ordnung, da wird jeder Posten aufgeschrieben und eingefordert zu seiner Zeit. Und wenn wir uns die Natur als letzte Richterin über unsre Verirrungen zu denken hätten, wir müßten verzweifeln!"

— — — — — — — — — — — — — —

Lore von Ostenhusen saß in den schattigen Anlagen des Milchhäuschens und schlürfte den köstlichen Trank. Vor ihr stand eine hübsche Frau in Schweizertracht und ließ das Geldstück in die Ledertasche gleiten.

„Mit zwei Kühen, sagen Sie?"

„Vor fünfzehn Jahren haben wir mit zwei Kühen angefangen, und jetzt haben wir zwanzig im Stalle, gnädiges Fräulein. Aber alles echt schweizerisch!"

„Bis auf das Futter!" lachte Lore und zerbrach ein Stückchen Zwieback.

„Bitte, gnädiges Fräulein, sogar das beziehen wir waggonweise aus der Heimat."

In diesem Augenblick ertönte seitwärts aus dem Gebüsche, vom nächsten Tischchen herüber, eine scharfe Frauenstimme: „Heda, Bedienung!"

„Gleich!" rief die Schweizerin dienstfertig und eilte im Bogen um das trennende Gesträuch.

Lore wandte den Kopf ein wenig und stutzte: Richtig, da saß ja die schöne Dame mit dem mürrischen Kranken. Der Fahrstuhl war an das Tischlein geschoben, die junge Frau hatte gegenüber Platz genommen, abseits wartete mit gleichgültigem Gesicht der Wagenschieber.

Lore wandte sich weg und nahm einen Schluck.

„Gnädige Frau befehlen?" hörte sie nebenan die Schweizerin fragen.

„Ein großes Glas Milch!" erklang aufs neue die harte Stimme. Der Kies knirschte. Dann war alles ganz still.

„Avez-vous bien dormi?" schlug es wieder, diesmal in spöttischem Tone, an ihr Ohr.

„Du weißt so gut wie ich, daß ich nicht geschlafen habe," kam die müde Antwort zurück.

Ein häßliches, kurzes Auflachen; dann war alles still. —

„Und ich will nicht, daß die Herren uns immerfort begleiten!" sagte der Kranke gereizt.

Wieder das häßliche, kurze Auflachen. „Ce n'est pas pour vos beaux yeux!"

Lore von Ostenhusen hatte ihr Glas ausgetrunken und erhob sich. Ein tiefer Seufzer schlug an ihr Ohr. Dann war alles totenstill hinter dem grünen Gebüsche.

Das junge Mädchen entfernte sich. ‚Doch nicht so ganz, gnädigstes Fräulein!' murmelte es nachdenklich vor sich hin und bog in den Hauptweg ein. —

Herr von Ostenhusen hatte recht: es wird alles gebucht und alles eingefordert zu seiner Zeit.

V

Eine Woche später betrat zur Stunde der Siesta der alte Johann die Portiersloge.

„Was steht zu Diensten, Herr Siewers?"

„Ich muß nu 'n Brief schreiben, Herr Portieh!"

„Ei, da setzen Sie sich nur in den Schreibsalon, Herr Siewers, da stört Sie um diese Stunde kein Mensch."

„Nee, Herr Portieh, das thu' ich nich. Ich muß mir uf 'n ganz stillen Fleck setzen, wo ich mir nich immer umkieken brauch', ob mich nich einer über die Schulter kieken dhut."

„Na, dann kommen Sie mit mir in meine eigne Stube, Herr Siewers, da stört Sie keine Fliege."

„Und einen Bogen Briefpapier, oder gleich zwei, Herr Portieh, sind Sie so gut!"

Lächelnd ging der Portier dem alten Mann voran und trug ihm das Schreibzeug in sein Stübchen.

Umständlich entledigte sich Johann seines schwarzen Leibrockes, hing ihn über die Stuhllehne und setzte sich, schwer seufzend. Dann begann er mit großen Buchstaben zu schreiben:

Gnedigster Herr Doktor!

Als ich vor nunmehr sechs wochen von Sie Abschied nemen daht, da drückten sie mich die Hand und sprachen diese mildesten Worte: schreiben sie mich auch Johann, wenn sie ein anlügen auf den Herzen haben. An diese frohe verheisung habe ich mir oft schon erinnert und mir vorgenommen, an den gnedigsten Herrn Doktor must du nun bald schreiben, Johann. Gnedigster Herr Doktor! Anlügen hab ich einen ganzen Schiebkarren vol. Ich bin weißgott nachgerade zu einen einzigen großen Anlügen zusammengesorgt. Habe schon oftmalen in Gedanken einen Schreibebrief verfast, wenn ich meinen gnedigsten Herrn still und alleine im Parke den Iberzieher nachtrage. Der gnedigste Herr Doktor wern mir schoon verstehn.

Mit den Bedern Herr Doktor, bin ich nich einverstaun. Ich will nichs seggen, daß es eine smutzige gelbe Briehe ist, was sie hierzuland Dermahlbeder nennen und ihnen sehre teier bezahlen lassen (1 M. 80 für eine Wanne voll) so dick und smutzig, das sich bei uns daheme mit Respekt vor Ihnen die Sweine besinnen theten vorm Einsteigen. Aber das soll ja die natierliche Heilkraft bedeiten grade was der olle Smutz in's Wasser ist, und das iberlass ich den Doktors die werdens ja wissen. Hilfts dann hilfts. Un sie sagen, das es schon vielen geholfen hat. Ist mich recht, meinen Herrn aber hilft das nich, nein den schadt sie die gelbe Brieh und das weiß ich, Johann Siewers. Den ich kenn meinen gnedisten Herrn seine Natuhr. Wird ja immer kranker anstadt

gesünder und nimmt ihm täglich einen stärkern Abscheu an leben.

Und was ich noch sagen will der Doktor der hiesige, gefellt mich och nich nein nich im geringsten. Der Johann Siewers guckt sich seine Leite genau an genau, sag ich ihnen, gnedigster Herr Doktor. Und der hiesige Herr Doktor soll ja ein sehr berühmter Mann sein. Ist mich janz egal ich seh was ich seh und weiß was ich weiß. Zu jeden Geschäft gehert die richtige Zeit, so viel ist sicher. Und Er hat ja gar nicht die richtige Zeit, der hiesige, er hat zu viele Bazienten. Ich kenn meine Leite. Ich bin doch oftmahls dabei gestanuen wenn der gnediste Herr Doktor meinen gnedisten Herrn abgeklopft und ausgehorcht haben und ich weiß was das Zeit gekostet hat; bis der gnediste Herr Doktor immer sagen konnten: ‚Oller Fründ, dich fehlt nichs.‘ Awer der hiesige? na gutnacht, schwubb, schwubb, hast du gesehen? ‚rechts oben am Hertzen noch kleine nerviose Affektatschon, weiter baden. Der Nächste.‘ — Das weiß ich nu schon ganz ußwenig das Sprichlein. Und ich sags immer: all Ding will seine Zeit und mit respekt vor Ihnen gnedister Herr Doktor, es kann einer den Tag über auch nich mehr Schaaf scheeren als der Tag lang is; der hiesige aber, gott bewahre mich, der scheert wenn die Sonne lang scheint seine anderhalb hundert Tag für Tag.



Johann begann mit grossen Buchstaben zu schreiben . . .

Gnedister Herr Doktor, es ist ein Jammer, wenn das so fort geet bring ich ein ganz kranken Herrn zurück, sagens auch alle Leut im Hotel. Ich muß aber den gnedisten Herrn Doktor noch etwas sagen als unsern Fründ. Es liegt meinen gnedisten Herrn etwas aufn Herzen, ich weiß es wohl. Denn ich hab och Augen in Koppf. Is da seit vierzehn Dagen in unsere Hotel ein überaus scheenes Mätchen ein richtigs gnedistes Fräulein mit ihren schwerkranken Herrn Vatter. Schreiben sich von Ostenhusen. Und von den Dag an, gnedister Herr Doktor, is mein Herr vollends kabutt. Ich weiß es ganz genau: denn ich hab och Augen in Koppf. Und is och kein wunder nich das Fräulein von Ostenhusen is keine solche nicht wo man alle Dag begegnen kann. Ich wollt ich könnt Ihnen gnedister Herr Doktor, eine Fotograffi übersenden. Aber es is Sie nich nödig, sie is anzusehen akrat wie die Königin Lowise übern Sekretär von mein gnedisten Herrn das sagen alle hier im Hotel und ich kann nich helfen das Fröulein von Ostenhusen geht durch unser Leben hier im Bahde als ein leibhaftger engel. Und warum sollt mein gnedister Herr alleene ein Herz haben von Stein?

Und was wahr is, muss man sagen. Er hat ein liebes, scheenes Mätchen und gnedistes Fräulein verdient er hat niemahlen was unrechtes gedahn! Er hat ein gudes Gewissen, wenn er ein reinen Mätchen unter die Ogen dritt, das weiß ich, Johann Siewers, keine weiße und keine swartze kann ihn was nachseggen nee.

So wäre alles ganz guth und scheen und ich hätte die beste Hoffnung für die Zukunft aber das is Sie ja gerade das größte unglick: immer wenn er mit den gnedisten Fräulein und ihren Herrn Papa ein Trämmel gesnackt hat und is wieder in seiner Klause allein, dann kommt die große Traurigkeit über ihm un ich, Johann Siewers weiß dann gar wol was er sich für swarze Gedanken durchn Koppf gehn läßt. Hat auch erst vorgestern zu mich gesagt, Johann hat er gesagt! Das is doch hart das ich mich wohl niemalen eine liebe Frau anschaffen kann vonwegen meiner Gesundheitsverhältnissen. Und da hab ich gar nichts mehr gesagt, aber das is mich fest gestanden, jetzt wird an meinen gnedisten Herrn Doktor geschrieben. Denn hab ich nich oftmalen gehört in meinen leiblichen Ohren, Gelling! haben der Herr Doktor gesagt, du büst nich krank du büst gesund und du must friggen. Und dieses is auch nach meinem Verstand das einzige Middel.

Wenn er aber noch lang hier herumbadt in der gelben Brieh und herum liegt auf den Scheßlongen also dann wird er krank ohne Rettung.

So und jetz hab ich mein olles trauriges Herz ausgeschidt und nu thuhn sie was sie thuhn müssen als unser bester eltester Freund. Sie werns ja wissen.

Und damit verbleibe ich in Ehrerbietung
allezeit Ihr Gehorsamster
Johann Siewers.

Addrese: Sprudelingen, Hotel * * *,
Diener bei Herrn von Gelling, Hochwohlgebohren.

Und sind sie doch so gut und lasen Sie michs wissen wenn dieses Schreiben nich in ihre Hände gekommen is!!

*

Es war ein prächtiger Sommerabend, als der Doktor diesen Brief bekam. Er las ihn kopfschüttelnd und brummend, ging etliche Male auf und ab in seiner behaglichen Junggesellenstube, nahm ihn wieder vor und brummte wieder. Endlich trat er ans Fenster und rief in den Hof: „Daniel, satteln!" —

Herr von Stackelhofen erging sich zur selbigen Zeit nach des Tages Last und Hitze ein wenig am Strande und vergnügte sich damit, flache Kiesel über das fast regungslose Wasser tanzen zu lassen. Plötzlich hielt er inne und wandte sich um. „Du, Leibbursch? Aber du hast doch heute deinen Kegelabend?"

„Ach was, Kegelabend!" murrte der andre. „Ich weiß, was ich hab', 'n dummen Brief hab' ich, da lies!"

Herr von Stackelhofen nahm den Brief, spreizte die Beine, zog die Augenbrauen hoch und begann zu lesen. Nun bückte sich der Doktor, suchte auch flache Kiesel und ließ sie auch über das Wasser hüpfen.

„'n Mordskerl, der olle Johann!" murmelte der andre, während er mühsam die Krähenfüße weiter entzifferte. „Nee, der Doktor, der gefällt mir auch nicht! ... Was? ‚Ein überaus scheenes Mätchen, ein richtig's gnedigstes Fräulein'? Leibbursch, das ist ja eine ganz rührende, herzbewegende Geschichte! Sie konnten zusammen nicht kommen, das Wasser war viel zu tief." Er faltete den Brief und gab ihn zurück.

„Laß deine Späße, Leibfuchs!" brummte der andre. „Die Geschichte ist mir doch nicht zum Lachen. Badet der Gelling faktisch seit sechs Wochen in der Thermalbrühe — es hört sich alles auf!"

„Ja, Doktor, gestatte mir nur die eine Frage, ich will nicht indiskret sein, aber warum hast du ihm denn überhaupt Sprudelingen erlaubt?"

„Es ist eine schändliche Geschichte, laß mich aus! Wer hätte das denken können! Warum, Leibfuchs? Ich will dir's sagen: Zu halten war der nimmer, das Sprudelingen hatte er sich mal in den Kopf gesetzt. Da dachte ich mir: gut, geh du nur hin, sie werden's dir schon sagen, ob du herzleidend bist oder nicht."

„Vielleicht ist er's doch, Leibbursch!"

„Er ist's nicht, so wenig wie du oder ich oder mein Gaul!" stampfte der Doktor. „Aber dabei kann er doch krank werden; denn er ist nervös veranlagt, und die Bäder sind stark, abscheulich stark. Mir schwant, er ist nicht in die ehrlichsten Hände geraten."

„Ja, es giebt sonderbare Heilige unter euch Dökters," meinte Stackelhofen.

„Und allerhand Unheilige unter euch Stoppelhupfern," knurrte der andre bissig. „Aber machen wir keine schlechten Witze, Leibfuchs, das Ding geht mir immerhin zu nahe. Komm, wir wollen mal vernünftig überlegen!"

Und damit schob er seinen Arm in den des Freundes und begann mit ihm auf und ab zu wandeln im Scheine der sinkenden Sonne.

„Weißt du, da ist's wohl das beste, ich fahre mal selber hin und sehe nach dem Rechten, Doktor!"

„Das wolltest du, Stackelhofen?"

„Na kiek, ob ich nun drüben auf Rügen vier Wochen im Sande herumliege und Süßholz raspele, oder ob ich da in Sprudelingen umherlungere, das kommt für mich wohl auf eines heraus. Aber allerdings, Vorsicht ist vonnöten, sonst wird er mir handscheu. Könnt' ich mir nicht auch auf vierzehn Tage so 'n eingebildetes Leiden anschaffen?"

„Dann nimmt er dich mit offenen Armen auf, Stackelhofen!" lachte der Arzt. „Aber ich fürchte, du hast wenig Talent, den Kranken zu spielen."

„Na, das laß du meine Sorge sein, Doktor! — Und die Hauptsache ist also, sagst du, daß er aus den Händen dieses Arztes kommt?"

„Und überhaupt einmal von seinen Einbildungen kuriert wird!" rief der Doktor zornig.

„Du, Leibbursch!" Herr von Stackelhofen



Er vergnügte sich damit, flache Kiesel über das Wasser tanzen zu lassen ...

blieb stehen. „Leibbursch, wie wär's, wenn ich ihn vielleicht unversehens so recht in Motion brächte?"

„Bewegung ist Leben, Leben ist Bewegung, natürlich!" lachte der Arzt. „Das Umherliegen ist Gift für ihn; das leuchtet ja sogar dem alten Johann ein."

„Ich meine das in anderm Sinn, Leibbursch: wie wär's, wenn das scheene Mätchen nun in der That so eine Rarität wäre und ich ihn unversehens so recht eifersüchtig machte?"

Der Arzt besann sich: „Wenn du's klug anfängst, Stackelhofen, und das bezweifle ich bei dir nicht —"

„Danke, Leibbursch!"

„Bitte, also klug anfangen und nichts übertreiben, dann kann's ihm nur nützen."

„Uebermorgen reis' ich, Doktor." (Schluß folgt.)

An der Newa

Wer ein richtiges und im gewissen Sinne nahezu erschöpfendes Bild von Petersburg gewinnen will, der braucht nur zwischen zwei und vier Uhr nachmittags den Newski-Prospekt entlang zu fahren. In dieser einen langen Straße drängt sich die ganze Stadt zusammen: ihr bizarrer Prunk, ihre leichtlebige, flimmernde Eleganz, der satte, schwere Reichtum, und dazwischen all das Verkümmerte, Graue, Arbeitsbeladene und Stumpfsinnige, das sich wie eine Riesenschlange vorwärts schiebt, ohne Anfang, ohne Ende.

Wenn die schöne junge Kaiserin in Petersburg weilt, dann sieht man sie täglich am Newski, in ihrem märchenhaft leichten Wagen oder Schlitten, der pfeilschnell und lautlos an einem vorüberfliegt. Keine Absperrungsmaßregeln, keine Stockung im Verkehr. Alle paar hundert Schritte ein Polizeileutnant, der die weißbehandschuhte Rechte hebt, und die Strecke ist frei, das kaiserliche Gefährt saust vorüber. Die junge Zarin erwidert die ehrerbietigen Grüße durch leichtes Kopfneigen, immer das stille, ein wenig melancholische Lächeln um die Lippen. Sie fährt spazieren, um Luft zu schöpfen, nicht um sich zu zeigen. Sie überrascht nicht durch neue Hüllen und Hüte. Sie fährt drei, vier Tage hintereinander in demselben Mantel aus. Der Mantel ist zwar aus Seidensammet und reich mit Zobel verbrämt, aber die elegante Frauenwelt verlangt Abwechslung, die sie hier vermißt. Die vornehmen Damen huldigen jetzt der „Linie". Wie Figurinen, aus einem Modejournal ausgeschnitten, so sehen die eleganten Petersburgerinnen aus, bezaubernd in ihrer Lilienschlankheit, ihrem nicht immer natürlichen, aber stets blendenden Teint, ihrer geradezu sinnverwirrenden Toilettenpracht und ihrer souveränen Sorglosigkeit.

Die Petersburgerin zeigt ihren Luxus auf der Straße. Ganz naiv protzt sie damit. Man soll es nur in ganz Petersburg wissen: keine hat ein so schönes Gespann wie sie und einen so dicken Kutscher und so blitzende Diamanten und so weiche, kostbare Felle. Zu Hause ist sie dann oft ganz einfach. Sie braucht eben Publikum, sie hascht nach Wirkung, Bewunderung. Es ist in ihr noch nicht das angeborene ästhetische Bedürfnis der Pariserin, die nicht nur ihrer Gestalt, sondern ihrem ganzen Leben eine gewisse Linie zu geben vermag.

Die Lebenslust in Petersburg ist größer und brutaler als anderswo. Die Nietzschesche Herrenmoral wird dort gelebt, nicht bloß gepredigt. Ein jeder nimmt rücksichtslos, was er sich erbeutet an Freude und Genuß. Der schwer Arbeitende geht unter in der grauen Masse, nur der Genießende ist sichtbar ... Es giebt viele problematische Existenzen in Petersburg. Man verkehrt mit Herrn X. und Frau Y., weil man sie seit einiger Zeit „überall" trifft. Sie kommen, sie gehen, keiner hat sie gerufen, niemand vermißt sie, wenn sie auf einmal ausbleiben, aber sie gehören zu dem schillernden Mosaikgrund, von dem sich das Leben der obersten Zehntausend abhebt.

Man ist gesellig in Petersburg und gastfreundlich, wie im ganzen großen russischen Reich, aber der Gastfreundlichkeit mischt sich auch schon viel von westeuropäischem Snobismus bei; sie ist nicht mehr so unverfälscht, einfach und ehrlich wie z. B. in Moskau. Moskau hat den Saal mit dem langen Tisch, an dessen einem Ende der nie ausgehende Samowar brodelt. Petersburg hat den Salon, ja, es hat sogar ein paar bekannte Salons, Sammelpunkte für Schriftsteller und Künstler. Nirgends jedoch fehlt der grüne Tisch; der Russe muß nun einmal überall, wo er sich wohl fühlen soll, sein Spielchen machen können. Der „Wint" (eine Art Whist) grassiert in Rußland wie der Skat in Deutschland. Ja mehr noch, denn selbst die Frauen sind, sobald sie über die Jahre der ersten Mondscheinpromenaden hinaus sind, von dieser Kartenkrankheit angesteckt und verbringen Stunden und Stunden am grünen Tisch, unbekümmert um die prickelndsten Walzermelodien, die von dem nahen Ballsaal herüberklingen, und unberührt von dem Zauber einer idyllischen Mondnacht im Garten ihrer Datscha (Landhaus).

Die deutsche Kolonie in Petersburg ist sehr zahlreich und bildet einen kleinen Staat für sich. Der Antagonismus zwischen dem Russen und Deutschen hat sich in den letzten Jahren eher verschärft als gebessert. Die junge Kaiserin giebt sich als Engländerin, nicht als Darmstädter Prinzessin. Die Hofsprache ist englisch, und natürlich spricht auch die ganze Hautevolée nur englisch. Es wimmelt in Petersburg von englischen Geschäften, die aber lauter Pariser Waren verkaufen. Nur deutschen Künstlern begegnet man in Petersburg sehr freundlich.

Die vorzügliche deutsche Schauspieltruppe, die unter der Führung des Direktors Bock jedes Jahr acht Wochen am kaiserlichen Theater in Petersburg gastiert, findet dort für die Wiedergabe der neuesten deutschen Stücke eine glänzende Aufnahme. Und wie hat man erst die kleine Operettendiva Stojan verwöhnt, die mit ihren Wiener Kollegen das elegante Petersburger Publikum entzückte. Auch Wolzogen wurde mit seinen überbrettelnden Künstlern sehr herzlich aufgenommen, wenngleich der

subtile Stil dieses Theaters nicht volles Verständnis bei einem Publikum finden konnte, das noch immer an dem alten Schema des Variétés seine harmlose Freude findet.

Dennoch hat auch die Petersburger deutsche Gesellschaft ihren Kunst- und Litteraturapostel. Und das ist die begabte Thekla Lingen, die vor ein paar Jahren auch in Deutschland durch ihre Gedichte von sich reden machte und in Petersburg als darstellende Künstlerin und Recitatorin, als reiche und, nicht zu vergessen, schöne Frau eine gewisse Rolle spielt. Es ist wirklich ihr Verdienst, wenn in Petersburg Namen wie Liliencron, Bierbaum bereits da und dort auffliegen. Populär sind diese Namen aber nicht. Man gewöhnt sich nur langsam an sie, nachdem das Befremden über die seltsame neue Form überwunden ist. Die Deutschen in Petersburg sind streng konservativ und gut bürgerlich in ihrem Geschmack. Ein lustiges Stück von Blumenthal, Kadelburg oder Schönthan ist ihnen immer noch lieber als die mystische Schönheit eines „Modernen".

Der Petersburger — ob Deutscher oder Russe — liebt den heiteren Lebensgenuß, und bei der Kunst schätzt er nur jene Formen, in denen sich helle Daseinsfreude ausprägt. Darum auch dieses rein persönliche und oft so enthusiastische Verhältnis zu den Künstlern, mehr noch zu den ausübenden als zu den schöpferischen. Man ist ihnen für eine heitere und schöne Stunde wirklich dankbar und zeigt diese Dankbarkeit geräuschvoll und ein bißchen aufdringlich, aber mit echter Herzenswärme. Man muß nach dem Norden kommen, um den südlichen Enthusiasmus zu finden, die überquellende Lebenslust, die oft ungezügelt alle Schranken niederreißt.

Wenn die Wände der großen Restaurants erzählen könnten! Ab und zu bringt ja wohl auch die Kunde von einem verwegenen Streich in die Oeffentlichkeit, und Namen werden geflüstert, die den Reiz des kleinen Skandals noch erhöhen. Eines der elegantesten Lokale ist zweifellos der „Bär". Da giebt sich die Hautevolée an zwei Tagen in der Woche förmlich Rendezvous. Man soupiert bei den geradezu hinreißenden Klängen eines rumänischen Orchesters an kleinen, blumengeschmückten Tischen — die Herren im Frack, die Damen in dekolletierter Toilette —, und rings um den großen runden Saal laufen schmale Fenster, die von innen mit seidenen Vorhängen verhängt sind. Es sind die Fenster der cabinets particuliers. Eine dünne Glasscheibe und ein duftiger Seidenvorhang trennen die exklusivste Gesellschaft von der Welt, in der man sich amüsiert.

Petersburg ist heute eine ganz moderne, nervöse Stadt. So recht wacht sie eigentlich erst bei Nacht auf, und erst im Sommer! . . . Wer kennt sie nicht, die „weißen Nächte" von Petersburg, diese milden, beinahe taghellen Stunden, die man draußen durchwacht, durchjubelt und durchschwärmt? Man muß sehr stumpfsinnig und sehr griesgrämig sein, um dem Zauber einer solchen Nacht zu widerstehen. Den russischen Dichtern und Komponisten haben diese Nächte ihre schönsten Stimmungen und Melodien gegeben, und die weißen Nächte sind besungen in Lied und Wort, wie es in Deutschland der Rebensaft ist.

Einem Fremden, der im Sommer nach Petersburg kommt, serviert man Kaviar, eine Troikafahrt und eine „weiße Nacht". Dazu Ströme von Sekt. Die gute alte Cliquot ist noch immer die Lieblingsmarke. Zuletzt fragt man den Gast, ob er sich die Eremitage ansehen will, aber das nur ganz nebenbei. Und doch, wenn von Petersburg nichts andres bliebe als die Eremitage, so wäre diese Kunststätte allein der beschwerlichen Reise wert. Petersburg ist sehr stolz auf seine Kunstschätze — auf die herrlichen Tizians, Murillos, die unvergleichlichen Rembrandts und auf die diamantenbesäten Degen, Schabracken, Ornate, — ich glaube mehr noch auf letztere. Die Bilder sind nicht alle zum besten gehängt, und einige befinden sich schon in recht verwahrlostem Zustande; sie sind voller Risse und so nachgedunkelt, daß man sie kaum in den Farben unterscheiden kann, aber dennoch ist man überwältigt von der Buntheit und der Größe der Kunst, die sich einem hier offenbart.

Olga Wohlbrück

Rosenzeit

In unsers Pfarrers Garten
Stehn ungezählte Röselein,
Stehn Blumen aller Arten,
Levkoin, Vergissnichtmein.

Die Abendsonne schreitet
Und blinzelt goldig durch den Zaun;
Ein Füsschen heimlich gleitet —
Was werd' ich doch erschaun?

Es naht die schönste Rose
Aus ihres Vaters Blumenbeet;
Leicht wie der Wind und lose
Hüpft Pfarrers Margaret.

Sie sieht mich an den Hecken,
Da winkt sie leis und wirft im Nu
Mit Lachen und mit Necken
Mir eine Rose zu.

Die Rose, Kind, veracht' ich;
Sie blüht und welkt, der Dorn, der sticht.
Nach dir, Margrete, tracht' ich,
Du süsses Angesicht.

Die Sonne wirft ihr rotes
Lichtgold auf Margaretens Haar —
Im ganzen Garten loht es
So fremd und wunderbar.

Da schlossen unsre Hände
In heissem Drucke festen Bund,
Da küsst' ich ohne Ende
Den schönsten Rosenmund!

Richard Zoozmann



Sirena d

Nach dem Gemälde



li Capri

von Karl Böhme

Milieu

In dem nun schon ein halbes Menschenalter währenden Kampfe gegen und für die Fremdwörter hat man von beiden Seiten den Fehler begangen, die Streitfrage immer so allgemein wie möglich zu behandeln. Man hat von „den" Fremdwörtern gesprochen, von der Entbehrlichkeit und von der Notwendigkeit „der" Fremdwörter, von der Geschmacklosigkeit oder dem Geschmack, der sich im Gebrauch „der" Fremdwörter offenbare u. s. w. Dagegen sind meines Wissens — und ich habe die hervorragendsten Schriften über diese Frage wohl alle gelesen — kaum je Versuche gemacht worden, einmal an einem einzelnen Fremdwort, dessen Geschichte und Anwendung sich von uns Lebenden leicht übersehen läßt, die ganze Frage wie an einem Musterbeispiel zu prüfen. Ein solches Wort ist das höchstens seit 20 Jahren allgemeiner in Aufnahme gekommene „Milieu". Als ich vor einiger Zeit in einer großen Berliner Zeitung in einem Aufsatz über „Modewörter" auch Milieu als abgedroschenes und überflüssiges Modewort bezeichnete, fühlte sich der Herausgeber, übrigens ein Mann von feinster Geschmacksbildung, getrieben, in einer kleinen Anmerkung Milieu ein wenig gegen mich in Schutz zu nehmen; vielleicht zwang ihn dazu so etwas wie ein Gewissensbiß, denn auch in seiner Zeitung wurde von Milieu nur gar zu oft Gebrauch gemacht. Seine Verteidigung des Modewortes lautete: „Milieu wurde zuerst in Frankreich (und zwar schon vor Zola) und dann in Deutschland als technischer Ausdruck der Kunstsprache eingeführt; es bedeutet da nicht Umgebung schlechtweg, sondern die Umgebung, die auf die Bildung des Charakters entscheidend einwirkt. Ein deutsches Wort mit diesem besonderen Sinne müßte erst geprägt werden, wogegen wir nichts einzuwenden hätten." Diese Anmerkung ist sehr lehrreich; sie enthält die von den Verteidigern der Fremdwörter am häufigsten gebrauchte und nach ihrer Meinung stärkste Waffe: der deutschen Sprache fehlt für irgend einen wichtigen, unentbehrlichen Begriff ein kurzer Ausdruck, in die Lücke ist ein Fremdwort getreten, das Fremdwort ist einstweilen nicht zu entbehren, es sei denn, daß ein gleichwertiges deutsches Wort besonders geprägt werde.

Diese ganze Beweisführung ist grundfalsch. Es bestand für einen unentbehrlichen Begriff niemals eine Lücke in dem ungeheuren deutschen Sprachschatz, es brauchte also auch keine ausgefüllt zu werden, am wenigsten mit einem ganz französisch gebliebenen Fremdwort. Wie steht es in Wahrheit mit der Geschichte von Milieu? Lassen wir einmal die Erklärung des Herausgebers jener Zeitung gelten, obgleich sie den Begriff nicht ganz erschöpft: „Umgebung, die auf die Bildung eines Charakters entscheidend einwirkt". Der Leser denke einen Augenblick nach, dann wird er von selbst zu der Gewißheit gelangen: dies kann unmöglich ein ganz neuer Begriff sein, dergleichen hat es vielmehr zu allen Zeiten gegeben; es müssen sich also Ausdrücke für diesen ganz gewöhnlichen Begriff bei allen deutschen Schriftstellern lange vor dem Eindringen von Milieu finden. So ist es in der That, und der Beweis läßt sich mit einer überwältigenden Fülle von urkundlichen Zeugnissen führen

Das französische Wort milieu ist uralt und allerdings schon „vor Zola", nämlich zwei Jahrhunderte vor ihm, genau in derselben Bedeutung wie bei Zola gebraucht worden. In die Mode, für Frankreich wie besonders für Deutschland, wurde es allerdings erst durch Hippolyte Taine gebracht. In seinen Schriften über Lafontaine und Livius, noch häufiger in seiner Geschichte der englischen Litteratur, gebrauchte er milieu als Schlagwort für seine allbekannte Erklärerei aller großen Einzelerscheinungen. Seine Lehre ist längst zu den Toten geworfen, sein Schlagwort hat die Lehre überlebt. Zola konnte für seine auf ähnlichen Gedankengängen wie Taines gefundene Anschauung von der Entstehung eines Einzelcharakters kein bequemeres Schlagwort als das Tainesche milieu finden. Für Frankreich haben Taine und Zola das Wort zu Tode gehetzt, dort wird es von guten Schriftstellern kaum noch gebraucht. Neu ist es den Franzosen niemals erschienen; für die Leser Taines und Zolas war es nur die ermüdend häufige Anwendung eines ihnen längst geläufigen, wenig besagenden Wortes. Schon in älteren Auflagen des Wörterbuchs der französischen Akademie findet sich als eine der Erklärungen für milieu: „Le fluide qui environne les corps" (das die Körper umgebende Mittel), und als Beispiel wird angeführt: „L'air est le milieu dans lequel nous vivons" (die Luft ist der Bereich, in dem wir leben). Ferner erklärt dieses Wörterbuch milieu noch als „la société où nous vivons" (die Gesellschaft, in der wir leben). Man sieht, daß weder Taine noch Zola dem Worte milieu irgend eine neue Bedeutung beigelegt haben. Aber milieu in der Bedeutung von umgebender Welt oder „Umwelt", wie unsre Verdeutscher gar nicht übel, wenn auch ziemlich überflüssig, dafür vorgeschlagen haben, findet sich schon bei einem hervorragenden Schriftsteller des 17. Jahrhunderts, bei Pascal. In seinen „Gedanken" steht der Satz: „Nous voguons sur un milieu vaste" (Wir schweben über einer ungeheuren Welt), und in den Denkwürdigkeiten des Herzogs von Saint-Simon kommt das Wort genau in derselben Bedeutung wie bei Taine und Zola vor: „Louvois fut employé dans un milieu qui fit le malheur du royaume" (Louvois fand Verwendung in einer Schicht, die das Unglück des Landes bewirkte).

Nach Deutschland verbreitete sich milieu nachweislich zuerst durch Taines Bücher, und zwar nicht durch die französischen Ausgaben selbst, sondern durch die Zeitungsbesprechungen, in denen selbstverständlich Taines Hauptbeweisstück vom milieu unzählige Male genannt wurde, damals noch mit bewundernder Scheu vor der neuen Entdeckung, die in Wirklichkeit keine war. Dann vollzog sich, was sich in Tausenden von Fällen mit den nach Deutschland hinübergeflogenen Fremdwörtern vollzogen hat: das angeblich neue Modewort wurde als etwas Köstliches aufgegriffen, es wurde in den schon so großen Sprachschatz aller eitlen Schriftsteller aufgenommen, die sich zur Auszeichnung vor der Menge mit fremden Federn schmücken und sich wunder wie gebildet dünken, wenn sie statt Umgebung, Kreis, Welt, Mittel und mindestens eines Dutzends andrer guter deutscher

Wörter sich eines so vornehm klingenden, so recht den Mann vom Bau kennzeichnenden Wortes wie Milieu bedienen. Der schlichte Mann, der durchaus nicht ungebildet zu sein braucht, sagte fortan, wie er es stets gesagt: Umgebung, Kreis, Welt, Mittel, Gesellschaft; der eitle Litteraturschmock schrieb und sprach nur noch vom Milieu.

Daß es sich thatsächlich um keine sprachliche Lücke in Deutschland gehandelt hat, sondern nur um eins der tausendfachen Beispiele für die unausrottbare deutsche Sucht der Fremdwörterei, dafür giebt es einen schlagenden Beweis in dem Verhalten aller übrigen Kulturvölker gegenüber dem französischen Worte milieu. Wäre milieu eine neue, großartige Offenbarung gewesen, so hätten die Engländer, die Italiener, die Skandinavier es ebenfalls annehmen müssen. Nichts von dem ist irgendwo geschehen! Es ist den Engländern z. B. gar nicht eingefallen, obgleich Taines Buch von der englischen Litteratur sie besonders nahe anging, sich einen Fetzen seines Sprachgewandes anzueignen; sie sind ruhig bei ihren guten, vollkommen ausreichenden Wörtern wie surrounding, company, sphere, province, district, society, community u. s. w. geblieben. Ebenso haben die Italiener ihr vortreffliches, mit milieu gleichbedeutendes Wort ambiente neben vielen andern mit richtigem Sprachsinn für den ihnen so gut wie uns Deutschen längst bekannten Begriff beibehalten; und so fort durch alle in Betracht kommenden Völker. Wäre Milieu ein irgendwie notwendiges Fremdwort, so hätten es gerade die Engländer aufgreifen müssen, wenn sie an einem ähnlichen Sprachlaster wie wir Deutschen litten: das Milieu ist ja für einen viel Größeren als Taine, für Darwin, ein noch wichtigeres Rüstzeug seiner ganzen Beweisführung. In seinen drei Hauptwerken: „Ursprung der Arten", „Umbildung von Tieren und Pflanzen", „Abstammung des Menschen und Zuchtwahl", die zum Teil nach Taines Hauptschriften erschienen, kommt nicht ein einziges Mal das Wort Milieu vor.

Unsre armen, armen Klassiker! Wie müssen die gelitten haben unter der Sprachlücke, die angeblich erst durch Milieu ausgefüllt ward! Es ist aber gar nicht wahr, daß sie gelitten haben, und damit berühre ich die tödliche Stelle der ganzen Fremdwörterei. Die Fremdwörtler thun immer so, als ob ihre geliebten Fremdwörter lauter neue Sprachoffenbarungen seien, Bereicherungen unsrer „armen Sprak", unsrer „plumpen Sprak". Sieht man aber genauer zu, liest man daraufhin unsre größten Schriftsteller des 18. und 19. Jahrhunderts, so zeigt sich, daß die ganze Fremdwörterherrlichkeit eine Bettelpracht ist. Fast jedes Fremdwort, das heute von den hartnäckigen Verteidigern der fremden Sprachlappen auf dem schönen eignen Kleide deutscher Sprache für eine unentbehrlich gewordene Bereicherung ausgegeben wird, findet sich ebensogut, nein besser, in kerndeutscher Form bei unsern Klassikern und Nachklassikern. Zahllose schlichte, aber gerade in ihrer Schlichtheit sehr ausdrucksvolle deutsche Wörter bei Lessing, Goethe, Schiller und den größten unter ihren Nachfolgern sind durch die schmockische Eitelkeit der Fremdwörtler zurückgedrängt oder verschlungen worden von irgend einem farblosen, schleimigen Fremdwort, bei dem der Hörer und Leser sich alles und deshalb nichts Bestimmtes denken kann. Während ich an diesem Aufsatz arbeite, kommt mir ein sonst sehr anregendes, gedankenvolles Buch von Wilhelm Bölsche unter die Hände: „Hinter der Weltstadt. Friedrichshagener Gedanken zur ästhetischen Kultur". Aus dem bloßen Titel ist mir keineswegs klar geworden, was ästhetische Kultur heißen soll. Hätte Bölsche geschrieben: zur Geschmacksbildung, so wüßten wir, was er beabsichtigt hat. „Aesthetische Kultur" sind zwei papierene Wörter, also gerade das Gegenteil dessen, was Wilhelm Bölsche durch seine Flucht aus der Großstadt, aus der ungeheuren Papierwüste, zunächst für sich, dann für uns alle erreichen will. Wie eine Hebung unsers ganzen geistigen Wesens, eine Veredelung und Verfeinerung unsers Kunstgeschmacks, Kunst in weitestem Sinne, also auch Sprachkunst einbegriffen, vor sich gehen soll ohne eine Veredelung unsrer Sprache selbst, das ist mir unfaßbar.

Aber noch einmal: unsre armen, armen Klassiker, die des Wortes Milieu entbehren mußten! Ginge es nach den Fremdwörtlern, so hätte Goethe schreiben müssen:

> Es bildet ein Talent sich in der Stille,
> Sich ein Charakter „im Milieu" der Welt.

Eine Stelle wie die in Schillers Briefen über Don Carlos (im zweiten Brief) — „In dem Zeitalter und in dem Staat, worin der Marquis auftritt, und in den Außendingen, die ihn umgeben, liegt also der Grund nicht" u. s. w. — muß von einem echten und gerechten Verteidiger der Fremdwörter geradezu als bildungslos empfunden werden. Zweifellos aber ist „Außendinge" eine vortreffliche Uebersetzung von Milieu, d. h. keine Uebersetzung, sondern ein Gleichwert, wie denn überhaupt diese Stelle ganz genau mit jeder französischen oder deutschen Anwendung von Milieu zusammenfällt. Wie mannigfaltig aber die Sprache unsrer Klassiker für die Wiedergabe solcher Begriffe ist, das lehrt uns ein Satz auf derselben Seite bei Schiller: „Was man gegen diesen Charakter aus dem Zeitalter einwendet, in welchem ich ihn auftreten lasse", u. s. w. Es giebt eben zahlreiche fein abgestufte deutsche Gleichwerte für Milieu, und das ist ja gerade der Unsegen der Fremdwörter, daß ihrer jedes ein ganzes Heer feinster Abstufungen des deutschen Ausdrucks einfach totschlägt und sich mit seiner nebelhaften Unbestimmtheit und Armseligkeit an die Stelle einer reichen Fülle protzig hinpflanzt.

Wie oft würde wohl einer unsrer neuesten Sprachschmocks in der Darstellung seiner eignen Jugendzeit mit Milieu um sich werfen. Ohne dieses großartige Wort auszukommen, würde ihm ganz unmöglich dünken. Wenn irgendwo in Goethes Werken Veranlassung zu einem Fremdwort wie Milieu war, dann gewiß in „Dichtung und Wahrheit". Nicht ein einziges Mal kommt bei Goethe irgend etwas derartiges vor, etwa „Atmosphäre", wie man früher fremdwörtelte. Der heutige sprachliche Ungeschmack würde nicht den geringsten Anstoß nehmen an folgenden Sätzen in Goethes „Dichtung und Wahrheit", in denen ich überall statt der guten deutschen Goetheworte das „so allgemein beliebte" Milieu setzte: „Der Erlöser, an der Bibel erzogen und durch ihre Kraft genährt, lebt nun im Milieu der Erzväter, Propheten und Vorläufer"; oder: „Ich habe mich gewöhnt, beim Vorzeigen meiner Sammlungen der Personen zu gedenken, durch deren Vermittlung ich das einzelne erhielt. Unser Milieu erhält dadurch ein Leben, wir sehen es in geistiger, liebevoller Verknüpfung;"

oder: „Ein protestantischer Landgeistlicher ist vielleicht der schönste Gegenstand einer modernen Idylle; er ist Vater, Hausherr, Landmann. In diesem reinen, schönen, irdischen Milieu ruht sein höherer Beruf." Etwas weiterhin: „Es war mir sehr angenehm, stillschweigend der Schilderung zuzuhören, die sie von dem Milieu machte, in dem sie sich bewegte, und von den Menschen, die sie besonders schätzte"; oder bei der Schilderung der Seesenheimer Tage: „In diesem Milieu trat unversehens die Lust zum Dichten, die ich lange nicht gefühlt hatte, wieder hervor." Ich teile absichtlich für alle diese Stellen die vortrefflichen kerndeutschen, fein abgetönten Goetheschen Worte nicht mit, kann aber dem Leser versichern, daß sie alle es mit dem herrlichen Milieu mindestens aufnehmen. Die Stellen mag er zu seiner Erbauung selbst aufsuchen.

Auch den „Werther" oder etwas Aehnliches würde kein „moderner", etwas auf sich haltender Litteraturjüngling schreiben zu können glauben ohne reichlichen Gebrauch von Milieu. Der Werther eines unsrer Modernen würde z. B. schreiben: „Ich könnte das beste, glücklichste Leben führen, wenn ich nicht ein Thor wäre. Ein so schönes Milieu findet sich nicht leicht, eines Menschen Seele zu ergötzen, als das ist, in dem ich mich jetzt befinde."

In den „Wahlverwandtschaften" schildert Eduard den Hauptmann: „Diese verschiedenen Gelegenheiten, diese Anerbietungen machen ihm neue Qual, neue Unruhe. Kein Milieu ist ihm gemäß." Das heißt, so schreibt Goethe Gott sei Dank nicht, sondern anders und besser, und zwar deutsch, was für einen großen deutschen Schriftsteller doch wohl das Gemäßere ist.

„In „Stella" spricht Madame Sommer von ihrem entschwundenen Gatten: „Er wird aus seinem Milieu in das unsre hineingezogen, mit dem er im Grunde nichts gemein hat," das heißt, so würde sie sprechen, wenn nicht Goethe, sondern einer unsrer großen und kleinen Modernen „Stella" geschrieben hätte.

Ja, wie schreibt denn aber Goethe in solchen Fällen? O, ganz einfach; so armselig, wie man nach der Meinung unsrer Fremdwörtler eben nur deutsch sich ausdrücken kann. So heißt es z. B. bei Goethe von Winckelmann: „Der Bibliothekar eines deutschen Grafen ist für einen Kardinal ein erwünschter Hausgenosse und konnte sich auch da gleich wieder als zu Hause finden." Du lieber Himmel, wie arm, wie plump ist diese Sprak! Da schreibt nun ein Mann, den man immer, offenbar irrtümlich, für einen unsrer allergrößten Schriftsteller ausgegeben hat, Goethe, ganz einfach, wie etwa ein deutscher Arbeitsmann sich auch ausdrücken würde, von einem Leben wie dem Winckelmanns beim Kardinal Albani, also von so überaus vornehmen Verhältnissen, ganz gewöhnlich: „zu Hause", anstatt, wie es sich für jeden unsrer gebildeten Zeitgenossen ziemt, Milieu zu setzen und dadurch anzudeuten, daß man die unentbehrliche Kunstsprache der Franzosen kennt, daß man wohl gar „zwei Jahre in Paris gewesen ist", wie schon seinerzeit der „gebildete Hausknecht" in der Berliner Posse sich in solchen Fällen rühmte.

Auch Lessing, unser großer Lessing, hat so einfache Dinge wie die Umgebung eines Menschen mit einfachen deutschen Ausdrücken bezeichnet. Und so etwas nennt man einen Klassiker! Schreibt der Mann da in den Gesprächen für Freimaurer (im fünften Gespräch): „Indes hat freilich die Freimaurerei immer und allerorten sich nach der bürgerlichen Gesellschaft schmiegen und biegen müssen, denn diese war stets die stärkere." Was ist ein so gewöhnliches Wort wie Gesellschaft im Vergleich mit dem so überaus gebildeten Milieu!

Es wäre lehrreich, einmal zusammenzustellen, auch nur aus den von mir gesammelten Beispielen aus unsern Klassikern und Nachklassikern, welche sprudelnde Fülle farbenreicher Ausdrücke die deutsche Sprache unter den Händen ihrer Meister für den Begriff „bildende Umgebung" aufweist. Da finde ich z. B. bei Goethe, immer fein abgestuft und anschaulich gefärbt — „nuanciert" sagen unsre Fremdwörtler — je nach dem Bilde und dem Anschauungskreise, in dem der Satz sich bewegt: Zeitstrom, Tagesgeist, Welt, Umstände, Verhältnisse, Gegenwärtigkeit, das was uns umgiebt, die Welt in der man sich bewegt, Umgebung, oder auch Umgebungen. Hiermit ist selbstverständlich die Reihe nicht annähernd zu Ende.

Bei Schiller finde ich z. B.: Zeitalter — die schon erwähnten „Außendinge, die ihn umgeben" —, den griechischen Geist, den die Dramen des athenischen Theaters zeigen u. s. w.

Ein richtiger Fremdwörtler giebt sich durch solche Beispiele nicht geschlagen. In dessen Verteidigungsschriften für die Fremdwörter würde es für ein so schönes Fremdwort wie Milieu sicherlich heißen: keines der deutschen Wörter bei Lessing, Goethe und Schiller deckt sich genau mit Milieu. Das aber ist es gerade, weshalb die deutschen Wörter vorzuziehen sind! Das Fremdwort hat, eben weil es nicht aus der sprachlichen Volksseele herausgewachsen, sondern als ein Fremdkörper in die eigne Sprache hineingepflanzt, oder sagen wir richtiger: ganz äußerlich hineingesteckt wurde, immer etwas Unklares, Nebel- und Schwebelhaftes; es scheint sehr viel zu bezeichnen und bezeichnet gerade deswegen nichts mit voller Bestimmtheit, „deckt" sich aber scheinbar mit allem. Darum wird es ja auch Lieblingseigentum unklarer Schriftsteller und halb oder noch weniger gebildeter Nichtschriftsteller. Dagegen macht es immerhin einige Mühe des Denkens und der sprachlichen Auswahl — also dessen, was man Sprachkunst nennt, denn alle Kunst ist Wahl! —, für den gegebenen Fall, der ja immer etwas Besonderes ist, das einzig richtige Wort zu finden. Dies ist schwierig, dies heißt Stil, heißt Kunst der Prosa. Nehmen wir bequemen Leute also lieber das große Laken Milieu und werfen wir es über die Fülle der Anschauungsfärbungen, d. h. lassen wir unsre Sprache verarmen, indem wir alle feinen Unterscheidungen fallen lassen zu Gunsten einer ganz allgemeinen, unklaren „europäischen Redensart"! Ist diese Redensart nun gar ein Wort aus einer Fremdsprache, ist sie in dieser zum Kunstwort geworden, so erzeugen wir in uns modernen Uebermenschen zugleich gegenüber den bewundernd vor uns den Mund aufsperrenden Philistern das so unsäglich wohlthuende Gefühl, daß wir diesem ungebildeten Haufen hoch überlegen sind, der nicht einmal weiß, wie man in Paris für Umgebung, Welt, Kreis, Umstände, umgebende Außendinge u. s. w. sagt.

Dies ist die wahre Naturgeschichte von Milieu, und sie ist zugleich die von 99 unter 100 Fremdwörtern.

Eduard Engel-Berlin



Pflanzen junger Reisstecklinge

Reiskultur in Japan

Wie die Statistik nachweist, ist das wichtigste Nahrungsmittel keineswegs das Brot, auch nicht etwa der Mais oder die Kartoffel, sondern vielmehr der Reis. Diese zur Familie der Gramineen zählende Nährfrucht, die schon seit den ältesten Zeiten im materiellen Leben der Völker eine hervorragende Rolle gespielt hat, bildet nämlich gegenwärtig für die größere Hälfte der ganzen Erdbewohnerschaft den fast ausschließlichen oder doch vorwaltenden Nährstoff. In den beiden am dichtesten bevölkerten Ländern der Erde, in China und in Indien, besteht die Volksnahrung beinahe nur aus Reis. Auch im „Lande der aufgehenden Sonne", in Japan, darf der Reis bei keiner Mahlzeit fehlen; er ersetzt den intelligenten und rührigen Bewohnern des ostasiatischen Inselreiches Brot und Kartoffeln und bildet selbst bei den Mahlzeiten der wohlhabenden Leute die sogen. pièce de resistance, während er für die Armen gewöhnlich das einzige Nahrungsmittel ist.



Köpfen der Reishalme

Es ist wahrscheinlich, daß der Reis zwei ursprüngliche Kulturmittelpunkte gehabt hat: China und Indien, von denen aus die weitere Verbreitung vor sich gegangen ist. Aus dem Reich der Mitte gelangte er wie nach Innerasien auch nach Japan und Korea. Wirtschaftlich betrachtet, ist Japan in erster Linie Ackerbauland und

als solches für den Welthandel von Wichtigkeit. Da, wie schon gesagt, die Bevölkerung sich vorwiegend von Reis ernährt, so war die Ausfuhr dieser Nährfrucht früher trotz der nicht unbedeutenden Ernten nur



Dreschen von Reis



Reinigen des gedroschenen Reises

als mäßig zu bezeichnen; sie hat sich in neuerer Zeit aber sehr stark vermehrt. Zuweilen hört man Klagen, daß der japanische Reis in der Qualität abgenommen habe. Die früher vorgeschriebene Entrichtung der Steuern in Reis ist ohne Frage von wesentlichem Einfluß auf seine Beschaffenheit gewesen, weil nur gute Frucht in Zahlung genommen wurde; es mag wohl sein, daß das Wegfallen dieses obrigkeitlichen Zwanges hie und da schädigend in jener Richtung gewirkt hat. Im allgemeinen aber ist der japanische Hijakuscho oder Bauer sorgsam und fleißig, und wie vor Jahrhunderten, so hängt auch heute noch



Schälen von Reis

überall mit voller Regelmäßigkeit in genügender Stärke eintreten, so hat man seit den ältesten Zeiten für künstliche Bewässerungsanlagen gesorgt. Auf diese Weise ist es möglich, auf demselben Felde zwei Ernten im Jahre zu erzielen, wie denn überhaupt die Kultur des Bodens im Reiche des Mikado eine ungemein intensive ist. Das bei dem Reisbau gewöhnlich angewendete Bewässerungssystem zerlegt die betreffende Fläche in terrassenförmige Abteilungen, die durch Erddämme voneinander getrennt

seine Wirtschaft in erster Linie vom Reisbau ab, der den größten Teil seiner Bodenfläche und seine Hauptarbeit in Anspruch nimmt. Unsre Illustrationen nach photographischen Aufnahmen, die an Ort und Stelle gemacht worden sind, führen dem Leser die wichtigsten Momente der japanischen Reiskultur vor Augen.

Von dem gesamten Kulturboden Japans kommen mindestens 25 Prozent auf die Reisfelder; man erzeugt darauf jährlich gegen 4 Millionen Tonnen Reis, von denen drei Viertel im Inlande verbraucht werden. Man kann danach einen durchschnittlichen Konsum von 74 Kilogramm Reis pro Kopf und Jahr berechnen, gegen nicht ganz 3 Kilogramm in Deutschland.

Die im Frühjahr auf den Monsunwechsel folgende Regenperiode bildet auch in Japan, wie in ganz Süd- und Ostasien, die natürliche Grundlage für den Reisbau; da diese Regen jedoch durchaus nicht immer und

werden. Jeder von diesen Scheidedämmen enthält mehrere Durchstiche für den Zu- und Ablauf des Wassers, das mit schwachem Strome das Feld bis zu einer gewissen Höhe überrieselt, um dann zum nächsten Grundstück abzufließen. In wasserarmen Gegenden hat man Sammelbecken, die vielfach auch zur Fischzucht benutzt werden.

Auf den sorgsam vorbereiteten Saatbeeten zieht der Reisbauer nun zunächst die jungen Pflanzen,



Polieren des Reises

die dicht nebeneinander stehen. Wenn sie etwa 20 Centimeter hoch sind, was meist nach 35 Tagen der Fall zu sein pflegt, so werden diese jungen Reissteckinge ausgezogen und auf die eigentlichen, vorher entsprechend gereinigten und gleichfalls bewässerten Felder in Gruppen von 4 bis 6 Stecklingen mit bestimmten Abständen eingepflanzt. Während sie dort wachsen, müssen die Felder von Zeit zu Zeit wiederum vom Unkraut befreit und bewässert, je nach Bedarf auch gedüngt werden. Diese Arbeit ist fortzusetzen, bis die Halme gelb zu werden beginnen. Sind sie völlig reif, so reißt man sie aus der Erde und „köpft" sie gleich auf dem Felde mittels hechelartiger Werkzeuge; das Stroh findet vielseitige Verwendung, vorzugsweise zur Korb- und Mattenflechterei und zur Papierbereitung.

Jeder Reishalm trägt oben eine Rispe mit 30 bis 100 kantigen Samenkörnern, die mit den Blütenspelzen innig verwachsen und von zwei Hüllen umgeben sind; die innere ist eine helle, feine Haut, die äußere eine gelbliche, kräftige Schale. Die Rispen werden mit hölzernen Flegeln von hammerartiger Gestalt in ganz origineller Weise gedroschen, und die Körner dann in Schwingen, die man hin und her schwenkt, oder unter Zuhilfenahme großer Fächer von den Spelzen befreit.

Das Schälen der Körner, d. i. die Beseitigung der Hüllen, erfolgt in noch recht primitiven Hammerwerken, die durch Treten mit den Füßen bewegt werden; nachdem die Körner dann noch in einer Art Bürstenmaschine poliert wurden, werden sie in Säcke von Reisstroh verpackt. Auch verschiedene wohlschmeckende alkoholische Getränke werden in Japan aus Reis — wie in Indien und auf Java der Arrak — erzeugt; so vor allem das Reisbier, das dort Saki, in China Samschu heißt und in ganz Südostasien mit Vorliebe getrunken wird.

E. M.



Verpacken von Reis

Aus dem Reiche der Sterne

Nächst der Sonne ist der Mond der augenfälligste Himmelskörper, und gleich ihr hat er schon in den frühesten Zeiten die Augen der Menschen auf sich gezogen. Sein Umlauf um die Erde diente dazu, einen größeren Zeitabschnitt als den einzelnen Tag, nämlich den Monat, abzugrenzen, ja bei manchen Völkern wird die Jahresdauer nach dem Mondlaufe bestimmt. Diese augenfällige Bedeutung kam dem Monde nicht etwa deshalb zu, weil er gleich der Sonne an und für sich ein gewaltiger Weltkörper ist, sondern nur weil er in unmittelbarer Beziehung zur Erde und dieser sehr nahe steht. Der Mond ist ein verhältnismäßig kleiner Weltkörper, sein Durchmesser beträgt nur 3482 Kilometer; er erscheint uns aber ungefähr so groß wie die Sonne, weil er durchschnittlich nur 384 400 Kilometer vom Erdmittelpunkte entfernt ist. Da die Bahn des Mondes kein Kreis, sondern eine Ellipse ist, so kommt er uns bald etwas näher, bald steht er weiter vom Erdmittelpunkt entfernt, und seine größte Entfernung von diesem kann auf 405 500 Kilometer steigen, die kleinste auf 363 000 Kilometer sinken. Der Mond bewegt sich um die Erde und gleichzeitig mit dieser um die Sonne; seine wirkliche Umlaufszeit beträgt 27 Tage 7 Stunden 43 Minuten 11½ Sekunden, die Zeitdauer dagegen, nach Ablauf deren die Licht-

gestalten des Mondes wiederkehren, umfaßt etwas mehr als 29½ Tage. Während nun der Mond sich um die Erde bewegt, läuft er mit dieser zugleich um die Sonne, und seine Bahn mit Bezug auf diese ist daher eine sehr flache Wellenlinie, die abwechselnd auf der inneren und der äußeren Seite der Erdbahn sich hinschlängelt.

Aus der oben angegebenen Größe des Monddurchmessers folgt, daß die Oberfläche des Mondes 136mal kleiner als die Erdoberfläche ist; sie umfaßt nur 38 Millionen Quadratkilometer oder ist nur so groß als unser Erdteil Amerika. Das Volum der Mondkugel beträgt nur 1/50 vom Volum der Erde, so daß diese Materie genug besitzt, um 50 Mondkugeln daraus zu bilden. Der Erde wendet der Mond stets dieselbe Seite zu, wir sehen also von seiner Oberfläche gleichzeitig nur so viel, als der Oberfläche von Südamerika an Größe entspricht. Da der Mond der Erde während seines ganzen Umlaufs die nämliche Seite zuwendet, so würde ein Auge etwa auf der Sonne während der gleichen Zeit nach und nach seine ganze Oberfläche einmal zu Gesicht bekommen, und daraus folgt, daß der Mond sich während eines Umlaufs um die Erde auch einmal um seine Achse dreht. Bei dieser Drehung werden für uns gelegentlich einige Randpartien der Mondoberfläche, die schon der abgewandten Seite angehören, sichtbar, aber außer diesen bleibt den Menschen der Anblick der entgegengesetzten Mondoberfläche entzogen. Diese Thatsache, daß der Mond unsrer Erde stets die nämliche Seite zuwendet oder daß seine Umdrehungsdauer seiner Umlaufszeit genau gleich ist, ist höchst merkwürdig und kann nicht zufällig sein. In der That ist es die Anziehung der Erde gewesen, die sie verursacht hat in uralter Zeit, als der Mond sich noch in heißflüssigem Zustande befand. Wie nämlich der Mond heute durch seine Anziehung im Ozean Ebbe und Flut verursacht, so verursachte die Erde, solange die Mondoberfläche noch flüssig war, auch dort Fluten. Diese waren aber viel bedeutender als die Fluten in unsern Meeren, indem sie, wie die Rechnung zeigt, Höhen bis zu 140 Fuß erreichen mußten. Diese gewaltige Masse bildete auf dem Monde eine gegen die Erde hin gerichtete Verlängerung, die wie ein Hemmschuh auf die Umdrehung des Mondes wirkte und diese im Verlaufe unzähliger Jahrtausende so lange verlangsamte, bis sie völlig der Umlaufszeit des Mondes um die Erde gleichkam. Nachdem der Mond zu einer festen Masse erstarrt war, blieb diese Verlängerung bestehen und ist in der That heute noch vorhanden. Wie die Erde auf den Mond, so wirkt dieser auf die Erde ein, aber mit geringerer Kraft, entsprechend seiner geringeren Masse. Die durch den Mond verursachte Flut in unsern Weltmeeren wirkt aber auch wie ein Hemmschuh auf die Umdrehung der Erde um ihre Achse und strebt dahin, diese Umdrehungszeit, also die Gesamtdauer von Tag und Nacht, zu verlängern. Diese Verlängerung des irdischen Tages ist indessen höchst gering, denn während eines Jahrhunderts bleibt die Erde nur 22 Sekunden hinter einer richtig gehenden Uhr zurück. Diese Mondeinwirkung, die die Flutbewegung im Ozean hervorruft, wird erst aufhören, wenn die Umdrehung der Erde um ihre Achse, also die Gesamtdauer von Tag und Nacht die gleiche ist wie der Umlauf des Mondes um die Erde, d. h. wenn die Erde dem Monde auch stets die nämliche Seite zuwendet. Solches wird indessen einen Zeitraum von so ungeheurer Länge oder Dauer erfordern, daß wir uns keine Vorstellung davon machen können. Auch wird dieser Endzustand thatsächlich niemals erreicht werden, denn bis dahin giebt es auf der Erde wahrscheinlich keine Ozeane mehr, und sobald diese verschwunden sind, kann der Mond keine Flutwirkung mehr ausüben. Auf der Mondoberfläche ist schon längst kein Wasser in freiem Zustande mehr vorhanden, obgleich ihr Bau deutlich erkennen läßt, daß dort in der Vorzeit Meeresbecken vorhanden waren. Wo deren Wassermassen später geblieben sind, ist schwer mit Sicherheit zu ermitteln; ein Teil, vielleicht der größte, ist aber jedenfalls vom Mondboden aufgesogen worden oder im Innern der Mondkugel versunken. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß es mit den irdischen Wassermassen ähnlich gehen wird, ja es ist geradezu merkwürdig, daß im Laufe der Millionen Jahre, während deren die feste Erde besteht, nicht schon längst alles Wasser von der Oberfläche verschwunden ist. Das Volum des Erdballs ist 850mal so groß als das Volum der Wassermasse aller irdischen Ozeane, und diese könnten daher bequem im Erdinnern verschwinden. Wahrscheinlich befinden sich in der Tiefe der Erde auch bereits ungeheure Wassermassen, die früher an der Oberfläche waren. Die einzige Ursache, die bis jetzt das völlige Verschwinden des Wassers an der Erdoberfläche verhindert hat, ist die mit der Tiefe im Boden zunehmende innere Erdwärme. Der Mond, als ein kleiner Weltkörper, hat im Laufe der Zeit seine innere Wärme längst verloren, und dadurch sind die Wasser von seiner Oberfläche in die Tiefe versunken, und jene Oberfläche bietet heute das Bild einer völligen Wüste. Die Erde besitzt noch eine erhebliche innere Hitze und deshalb auch noch reichliche Wassermassen an ihrer Oberfläche, aber mit der Zeit müssen diese Wasserschätze abnehmen, und zuletzt wird auch die Erdoberfläche zu einer toten Wüste, wie es die Mondoberfläche längst ist. **K.**

Heimkehr

Heimwärts schritt ich nach des Tags Gebrause,
Und geflügelt eilten meine Füsse
Nah und näher meinem stillen Hause;
Eine Sehnsucht brannte mir tiefinnen,
Dass dein liebes Angesicht mich wieder grüsse.

Plötzlich kamst du, wo der Weg sich wendet,
Mir entgegen, und ein goldiggelber
Schein umwob mich, dass ich stand geblendet...
War's die Sonne, die im West sich neigte,
Oder war's dein Schimmer, Lichte, warst du's selber?

Karl August Höckinghaus.



Trautes Daheim

Die Halligen der Nordsee

Mit sieben Abbildungen nach Gemälden von J. Alberts

In der äußersten Ecke des deutschen Vaterlandes, und zwar an der schleswigschen Westküste, liegt eine kleine Inselgruppe, die Halligen. Von den Seebädern Wyk auf Föhr und Amrum aus sieht man sie am Horizonte schimmern oder, um mit dem Worte Theodor Storms zu reden, „ein Traum auf dem Wasser liegend“. Gegenwärtig existieren noch zwölf dieser Eilande: Hooge, Langeneß, Nordmarsch, Gröde, Nordstrandischmoor sind die größeren, Oland, Appelland, Hamburgerhallig, Norderoog, Südfall, Süderoog, Habel die kleineren Inseln. Einige sind nicht mehr bewohnt, denn ihre Werften und Brunnen sind längst verschwunden, und auf manchen hat nur noch je eine Familie ihre Wohnstätte. Manche Halligen sind im Laufe der Zeit ganz von der Nordsee weggespült worden, denn fort und fort nagt die Flut an den zerklüfteten Rändern der etwa 1 Meter über den Watten emporsteigenden Ufer. Und so geschieht es, daß die Halligleute oft ihre Geburtsstätte überleben und daß Jetztlebende sich noch kleiner Halligen und Wohnplätze erinnern, die verschwunden sind und über die jetzt Schiffe hinsegeln. Da diese Inseln, ohne Dünen und Deiche, beständig der See preisgegeben sind, liegen die Häuser auf künstlich erhöhten Hügeln, Werften genannt, die sich in sanft ansteigender Linie vom Halligplan emporheben, um so die Wellen der gefürchteten Hochfluten zu brechen.

Bei schweren westlichen Stürmen ist die Hallig in kürzester Zeit unter Wasser. Die Flut steigt höher und höher, und bald schlagen die wildschäumenden Wogen gegen die Werften und oft auch gegen die Wohnstätten der Menschen. „Der blanke Hans klopft ans Fenster“, sagen dann die Halligleute, und dieser Umstand erfüllt selbst die kaltblütigen Inselfriesen mit banger Sorge. Denn die Sturmfluten haben oft unsägliches Unheil herbeigeführt. Anno 1300 am 16. Januar, so erzählt



Im Sonnenschein

die Chronik, erhob sich ein starker Sturm, jagte das Wasser vier Ellen hoch über die höchsten Deiche, wütete schrecklich in allen Marschländern und riß die Länder Dithmarschen, Eiderstedt und Nordstrand, die bisher nur ein kleiner Strom trennte, gänzlich auseinander. Weiter wird berichtet von einem ungeheuren Sturm, der sich am Weihnachtsabend 1717 erhob. Die armen Leute flüchteten auf die Dächer, aber dem Anprall der Wellen hielten nicht alle Häuser stand. Menschen- und Tierleichen trieben umher, Schränke, Truhen und Hausgerät aller Art bedeckten das Meer. Auf der Hallig Nordmarsch stand das Wasser eine Elle hoch in der Kirche; 19 Häuser wurden völlig vernichtet. Die letzte verheerende Sturmflut, von der die Chronik meldet, fand in der Nacht vom 3 Februar 1825 statt. Sogar zu den Toten drang das Meer. Weigelt erzählt: „Auf der Kirchwerft der Hallig Oland wurden die Särge bloßgelegt oder zertrümmert. Das Meer nagte ruhelos, unaufhaltsam an dem Totenhügel, und man mußte die in ihrer Ruhe Gestörten zum zweitenmal bestatten.“ Noch unheimlicher ist's, was man aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts vom Pastorat der Hallig Gröde berichtet. Damals riß eine Sturmflut Särge aus den Gräbern, sie stießen mit den Wogen gegen die Wände des Hauses und drangen ins Zimmer. „So kamen im Geheul des Sturmes die Toten, um die Lebenden zu rufen.“ Aber trotz dieser beständigen Lebensgefahr liebt der Halligbewohner seine Heimat aufs innigste; denn obschon er als Seemann Menschen und Dinge vom Polarmeer bis zu den Tropenländern kennen gelernt hat, zwingt es ihn immer wieder zurück nach seiner eintönigen, gefahrvollen Hallig.

Die Halligbewohner sind Friesen, und wegen ihrer Abgeschiedenheit haben sich dort Sprache und Sitten noch reiner erhalten als auf den größeren Nachbarinseln. Die Sprache ist dem Englischen sehr verwandt, doch existieren auf jeder einzelnen Insel und am Festlande bedeutende Dialektabweichungen. Die Halligleute sind ruhig und ernst, und ein fester Charakter ist ihnen in der Regel eigen. Linkische Verlegenheit, die man sonst so oft bei Landbewohnern antrifft, ist den Halligleuten fremd. Sie besitzen im Gegenteil dem Fremden gegenüber eine bescheidene, sichere Weise, die sie sich meist auf ihren Reisen erworben haben. Denn der Halligmann muß fort, um seinen Erwerb zu finden In früheren Zeiten widmeten sich fast alle jungen Leute ausschließlich dem Seemannsberuf, und sie waren bekannt und hochgeschätzt als tüchtige Seefahrer, meist nach Holland und Westindien. Viele brachten es zum Kapitän und kehrten als wohlhabende Leute heim, um ihren Lebensabend in beschaulicher Weise auf ihrem Eiland zu beschließen, stets umrauscht und umbraust von dem ihnen vertrauten Element. Aber sie brachten von den See-

reisen mehr mit als sichere Existenzmittel, denn vieles der ungemein behaglichen Einrichtung ihrer Häuser stammt aus Holland und zeigt noch den Charakter des 17. Jahrhunderts. Die Wände der Innenräume sind mit Delfter Fayencen bekleidet, mit kleinen quadratischen Kacheln, die auf hellem Grund ein leuchtend blaues Bild zeigen, und zwar biblische Scenen, holländische Ziehbrunnen, Schiffe, Windmühlen, Vögel, Jagdbilder u. s. w. Wirkliche Prachtstücke, um die jedes Kunstgewerbemuseum sie beneiden könnte, sind die großen, aus vielen Kacheln zusammengesetzten Schiffe. Diese, in der Regel über dem kleinen, gleichfalls mit Bildern verzierten Ofen in die Wand gefügt, sind oft Modelle der Schiffe, die Halligleute befehligten und die sie sich in Holland anfertigen ließen. Fast alle Zimmer enthalten zweischläfrige Wandbetten, die durch Vorhänge oder Holzthüren verschlossen werden, so daß man das Bett selbst nicht sieht. In älteren Häusern sind Thüren wie die Decke und alle Holzverkleidung mit biblischen Bildern oder mit Blumen und Sinnsprüchen bemalt. Der Eindruck von eigentümlicher Behaglichkeit und großer Sauberkeit tritt einem überall entgegen. Wohl das schönste und reichste in der Ausstattung ist das „Königshaus“ auf der Hallig Hooge. Den Namen verdankt es einem Besuch des dänischen Königs Friedrich VI., der nach der Sturmflut von 1825 auf die Hallig kam, um sich persönlich von den Verheerungen zu überzeugen. Der Besuch war auf einen Tag



Beichte auf der Hallig Oland

vorgesehen, allein wegen Sturmes war der König genötigt, drei Tage dort zu verweilen. Das Zimmer, das er bewohnte, heißt seitdem „Königspesel". Ueber dem Bett steht die geschnitzte Inschrift: „Wie Gott es füget, so mir genüget, und wünsche zu ererben ein seliges Sterben." Die in der That vornehme, geschmackvolle Einrichtung ist tadellos erhalten und kunstgewerblich außerordentlich charakteristisch für den Stil des 17. Jahrhunderts. Das bekannte Bild von Jakob Alberts, das diese Stube wiedergiebt, befindet sich im Thaulow-Museum zu Kiel.

Interessant ist auch die Küche der Halligkäuser. Sie zeigt einen sehr geräumigen Herd aus Ziegelsteinen, unter dem sich der Backofen befindet. Denn der Halligbewohner backt sich sein kräftiges Roggenbrot selbst, versteht es aber auch, ein feines, schmackhaftes Gebäck zu bereiten. Auch von außen gewähren die strohgedeckten Häuser mit dem alten Ziehbrunnen daneben einen höchst malerischen Anblick. Jedes Haus hat seinen 10—12 Fuß tiefen Brunnen, der aus Ziegelsteinen oder einfachen Erdsoden aufgemauert ist und in dem das vom Dache überlaufende Regenwasser aufgefangen wird. Natürlich ist dies kein tadelloses Trinkwasser, aber dem Halligbewohner genügt es, denn er weiß, welch entsetzliches Unglück es ist, wenn die Sturmflut die Brunnen salzig gemacht hat oder wenn dürre, regenlose Zeit sie austrocknete. Dann muß das Wasser in Booten von den nächsten größeren Inseln oder vom Festlande geholt werden, damit Menschen und Vieh nicht verschmachten. Die Tränken für das Vieh heißt man Fädings; auf manchen Werften giebt es ihrer zwei bis drei. Es sind größere Bassins, die bis an den Boden der Hallig hinabreichen, häufig von Fliederbüschchen umgeben. Auf manchen Werften bildet übrigens dieser vom Westwind zerzauste, verkrüppelte Flieder den einzigen Baumschmuck. Die Gärten sind meist sehr klein, geben aber doch, wenn gut gehalten, das Notwendigste.

Obschon die Halligbewohner im Besitz des fruchtbarsten Marschbodens sind, können sie nicht säen noch ernten, da die Insel jederzeit der Salzflut preisgegeben ist. Aber den Winterbedarf an Heu für ihre Schafe und Kühe ringen sie der Insel ab, und da diese einzige Ernte thunlichst schnell beschafft sein will, greifen Kinder und Greise zur Harke. Um diese Zeit belebt sich das sonst so stille Halligfeld mit fieberhaft thätigen Menschen; denn ein Sturm aus Westen kann vieles verderben und alles fortschwemmen. Nach den größeren Halligen Hooge und Langeneß werden zur Heuzeit Pferde vom festen Lande gemietet und nach der Ernte wieder hinübergeschafft. Sonst wird das Heu in große Leinentücher fest zusammengebunden, in Booten bis an die Werft gefahren und dann auf den Köpfen zum Speicher getragen. Eine harte, mühevolle Arbeit! Aber wie lebt der Halligbewohner auf,



Besuch a

wenn er seinen Wintervorrat sicher geborgen hat, und mit dankbarem Gemüt hört er die Ernte-predigt. Denn eine ungeheuchelte, echte Frömmigkeit wurzelt in den Herzen aller. Daher steht der Prediger in großem Ansehen und kann sich leicht



der Hallig

Zutrauen und Anhänglichkeit seiner kleinen Gemeinde erwerben. Natürlich besitzt nicht jede Hallig ihren eignen Seelsorger; noch jetzt haben Oland, Gröde und Habel einen Prediger, der gleichzeitig Lehrer und Küster ist. Das Innere der Kirchen, wie z. B. von Oland und Gröde, ist sehr malerisch, aber nordisch herb und tiefernst. Die Wände sind hell getüncht, Kanzel und Gestühl geschnitzt und bemalt, und von der Decke hängt ein Miniaturschiff herab. Auf Oland ist es das prachtvoll geschnitzte Modell eines dänischen Kriegsschiffes. Durch die Kirchenfenster geht der Blick aufs Meer und die vorbeiziehenden Schiffe, was dem schlichten Gottesdienst viel Stimmung giebt. Bei besonderen Anlässen, Begräbnissen und Hochzeiten, hat man Gelegenheit, alte Sitten zu beobachten, und dann bieten die Frauen in ihrer alten, malerischen Friesentracht ein anziehendes Bild. Große Bedeutung für die Halligfamilien haben die Frühjahrs- und Herbstmärkte in Husum, weil sie hier ihre Wirtschaftserträge an Butter, Käse, Fellen und Wolle, sowie Thran und Seehundsfelle verkaufen und dafür andre Bedürfnisse einkaufen.

Die Halligen erfreuen sich eines ungemein gesunden und kräftigen Klimas. Auch im Hochsommer sind windstille, unerträglich heiße Tage etwas sehr Seltenes; die See bringt stets einen frischen Lufthauch. Darum kann es außer auf dem Meer kaum eine gesündere, reinere Luft geben als auf den Halligen, die auch in der Regel von Epidemien ganz verschont bleiben. Bedarf man in dringenden Fällen eines Arztes, so muß er von den nächsten größeren Inseln mit dem Boot geholt werden. Sind just anhaltende Stürme, so muß der Kranke sich tagelang gedulden, aber auch bei gutem Wetter dauert es eine geraume Zeit, bis ihm Hilfe zu teil werden kann. Fast gänzlich ausgeschlossen ist ärztlicher Beistand, wenn im Winter die Hallig von Eisschollen umgeben ist, und es kommt vor, daß die Halligen monatelang gänzlich isoliert und ohne jede Verbindung mit der Außenwelt bleiben. Die Hallig Hooge erfreut sich der Wohlthat einer Kabelverbindung. Zur Zeit der Ebbe kann man von verschiedenen Halligen die Nachbarinsel durch eine Wanderung übers Watt erreichen. Dies ist bei einiger Ortskenntnis zur Sommerszeit und bei beständigem Wetter ganz gefahrlos, aber im Herbst, wenn die Flut oft ungeahnt schnell steigt, bei plötzlich aufsteigendem Nebel oder gar im Dunkeln mit größter Lebensgefahr verbunden. Denn obschon die Angehörigen des Wattengängers, wenn Gefahr droht, vom Strande aus das weithin vernehmbare Nebelhorn blasen, bleibt es oft reiner Zufall, wenn er

seine Hallig wieder findet. Man berichtet von vielen Unglücksfällen. So erzählt Traeger über einen Vorfall, der sich vor Jahren bei Nacht auf dem Watt zwischen Nordstrand und der kleinen Hallig Südfall ereignete. Der Besitzer der genannten Hallig hatte sich zu Wagen mit Frau und Kindern nach der großen Insel begeben und einen Verwandten zurückgelassen mit dem Auftrage, des Abends eine brennende Laterne hinter einem Fenster aufzustellen. Als nun das Gefährt bei der Heimkehr in finsterer Nacht das Watt wieder erreicht hatte, bemerkten die Insassen wirklich ein Licht ungefähr in der Richtung ihrer Hallig und fuhren guten Mutes darauf zu. Die Luft war unruhig, die Dunkelheit so dicht, daß man mit Ausnahme jenes Lichtschimmers nichts bemerken konnte. Ob es dem Manne infolgedessen ganz entgangen ist, daß er nicht den gewohnten Weg fuhr, oder ob er es doch bemerkte und trotzdem den seinen innehielt, weil ihn die Laterne in Sicherheit wiegte, genug, er kam statt nach der Hallig in immer tiefer strömendes Flutwasser. Welche Versuche er dann gemacht haben mag, ihm



Knabe von der Hallig



Junges Mädchen von der Hallig

durch Aenderung der Fahrrichtung zu entgehen, hat man nie erfahren; der Thatbestand am folgenden Morgen ließ nur folgendes vermuten: Als der Mann eingesehen hatte, daß in der grauenvollen Finsternis an ein Entrinnen aus dem von allen Seiten den Wagen umrauschenden Flutstrom nicht mehr zu denken sei, spannte er die Pferde aus und überließ sie ihrem Schicksal; dann legte er die Bodenbretter des Wagens quer über die Leitern und flüchtete mit den Seinen auf diese unsichere Zufluchtsstätte, wo sich alle mit einem Tau umschlangen, um von den Wellen, die der zunehmende Wind höher und höher trieb, nicht einzeln herabgespült zu werden. So fühlte die arme Familie die Flut unerbittlich an sich emporsteigen, während die Leuchte, die sie nicht hatten erreichen können, ruhig aus der Ferne herüber schimmerte. Als dann die beiden Kinder zu ertrinken drohten, hoben die Eltern sie auf ihre Arme, und sich gegenseitig stützend, kämpften sie in schrecklicher Verzweiflung, bis die Wucht der schweren Wogen



Dünen

sie hinabriß und ihre Jammerrufe im Gurgeln des Wassers erstickten. Später fand man das leere Wagengestell, die Familie ertrunken auf den Watten liegend, die Pferde aber ruhig grasend am Deiche von Nordstrand, wohin sie instinktiv den Weg gefunden hatten. Im Strome lag der Zollkreuzer vor Anker, der in der Nacht vorschriftsmäßig seine Laterne am Signalmast gehißt hatte. An der Hallig waren die Unglücklichen vorübergefahren, denn dort war das Fenster nicht erleuchtet worden!

Aber trotz aller Schrecken, aller Mängel und Entbehrungen kann man das Heimweh der Halligleute begreifen, denn auch auf Fremde, die Gelegenheit hatten, die Halligen näher kennen zu lernen, übt diese höchst eigentümliche Welt den größten Zauber aus. Zumal zur Sommerszeit ruht herrlicher Friede auf diesen Eilanden, die dann mit einer wunderschönen zartlila Blume schier übersät sind. Lerchengetriller vermischt sich mit dem weichen Geplätscher der Wogen. Die Konturen der Häuser verschwimmen, ganz am Horizont ahnt man die Nachbarhalligen, und eine unbeschreiblich freundliche Stimmung ist über diese schweigende Einsamkeit ausgebreitet. L. B.

Die Abbildungen zu der vorstehenden Schilderung der Halligen, die die eigenartige Natur dieser Eilande, ihre Bewohner und ihre Behausungen unsern Lesern mit höchster Lebendigkeit und peinlicher Treue vor Augen führen, verdanken wir dem Maler Jakob Alberts. Ihm gebührt das Verdienst, diese Inseln, denen vor ihm der Holsteiner Biernatzki in seiner Erzählung „Die Hallig oder die Schiffbrüchigen auf dem Eiland in der Nordsee“ (1836) ein litterarisches Denkmal gesetzt, auch für die Kunst gewonnen und ihre landschaftlichen, ethnographischen und kulturhistorischen Reize ausgebeutet zu haben. Wie der Pfarrer von der Hallig Nordstrandischmoor, ist auch der „Maler der Halligen“, wie man Alberts mit seinem Ehrennamen kurzweg zu nennen pflegt, ein Sohn der Nordmarken. Am 30. Juni 1860 in Westerhever bei Garding geboren, begann Alberts, bei dem sich der künstlerische Trieb schon frühzeitig in der Nachbildung von Tieren geregt hatte, nach beendigter Schulzeit seine Kunststudien 1880 auf der Akademie in Düsseldorf, setzte sie dann in München fort und verlebte darauf einige Jahre auf Reisen in Ungarn, Italien und England. 1886 ging er zu seiner weiteren Ausbildung nach Paris, wo er auch in den Ateliers von J. Lefèbvre und B. Constant reiche Anregungen empfing; aber seine eigentliche künstlerische Kraft wurzelte doch in der Heimat und ihrer weiteren Umgebung. Das kam ihm zum vollen Bewußtsein, als er 1888 zum ersten Male die Halligen besuchte. Ihre Natur und ihre Bewohner machten einen so tiefen Eindruck auf ihn, daß er fortan Jahr für Jahr einen Teil des Sommers auf den Halligen zubrachte und jedesmal mit einer Fülle von malerischen Motiven heimkehrte, die er seit 1890, wo er seinen Wohnsitz in Berlin nahm, zu Bildern ausgestaltete. Mit seinem ersten großen Bilde, der „Beichte auf der Hallig Oland“ (s. S. 35), die vor zehn Jahren auf einer Berliner Ausstellung erschien, eröffnete er den Kunstfreunden eine neue Welt, und mit jedem folgenden Bilde wuchs das Interesse an dieser eigenartigen Welt wie an der Kunst des Malers, der diese wetterharten, eckigen Menschen und ihr sauberes, meist mit den Erzeugnissen ihrer Hände geschmücktes Heim mit so schlichter, treuherziger Wahrheit und zugleich mit peinlichster Genauigkeit in allen Einzelheiten wiederzugeben wußte. Eine 1893 vollendete „Predigt auf der Hallig Gröde“ ging später in das Museum zu Magdeburg über, und ein besonders reich ausgestatteter Innenraum, „Königspesel (Königszimmer) auf der Hallig Hooge“, der seinen Namen von dem oben erwähnten Besuche des Königs Friedrich VI. von Dänemark erhalten hat, wurde für das Museum in Kiel angekauft.

Neben dem hohen künstlerischen Werte der Albertsschen Halligenbilder, unter denen sich die landschaftlichen durch besonders feine Stimmungsreize auszeichnen, ist ihr kulturhistorischer Wert nicht gering anzuschlagen. Wie sehr auch die preußische Staatsregierung bemüht ist, durch Schutzvorrichtungen der wilden Kraft der Elemente, die diese Eilande umtosen, zu begegnen, so ist zu befürchten, daß einmal doch der letzte Tag für diese von steten Gefahren umrungenen Kulturstätten kommen wird, und dann werden Alberts' Bilder zu Urkunden von unschätzbarer Bedeutung werden als letzte Zeugen einer untergegangenen Welt. A. R.

„Wer zuletzt lacht . . .“

Eine lustige Wilddiebsgeschichte

von

Fritz Skowronnek

Sie hatten sich gesucht und gefunden, wie der Volksmund sagt. Es gab auch kaum zwei Naturen in der ganzen Welt, die so vollständig zu einander paßten wie der Forstmeister Schrader und der Gutsbesitzer Jacobsen. In vorgerücktem Alter erst hatten sie sich kennen gelernt, als der „Landwirt von der Waterkant“ nach Ostpreußen zog und dort das stattliche Rittergut Asturischken erwarb. Die Oberförsterei lag nur einen Hundeblaff vom Gutshof entfernt, und schon nach einigen Wochen waren die beiden Nachbarn unzertrennliche Freunde geworden.

Das erste, das sie einander näher gebracht hatte, war ihre Abneigung gegen das weibliche Geschlecht. Beide wandelten unbeweibt durch das Leben. Und gerade deshalb hatten sie so begründete Ursache zu ihrer Abneigung gegen den Teil der Menschheit, der von Verliebten und Dichtern immer noch als der schönere und bessere gepriesen wird. Denn sowohl der „Grünrock“ wie der „Klutenpedder“ — so pflegten sie sich gegenseitig zu benennen — hatte zur Leitung des Haushalts ein weibliches Wesen engagieren müssen. Und jeder mußte seine Ehelosigkeit mit aller Zähigkeit verteidigen, um nicht

geheiratet zu werden. Der Forstmeister hatte in früheren Jahren jeder Jungfrau oder Witib, die bei ihm in Dienst trat, angekündigt, daß er sie rücksichtslos entlassen werde, wenn sie mit Augenklappern oder Seufzern sein mitleidiges Herz bestürmen würde. Nachdem er sieben entlassen hatte, ergab er sich in sein Schicksal und ließ sich schließlich sogar die Standreden gegen die Ehelosigkeit gefallen, die Fräulein Poweleit mit stets steigender Schärfe ihm zu halten pflegte.

Der „Klutenpedder" behandelte sein Hauskreuz ganz anders. Denn auf dem Gutshof war er es, der die Standreden hielt. Er warnte sie vor den Irrwegen des Herzens und empfahl ihr die „Chaussee Wettstreit, bei dem die alten Knaben sich sehr wohl befanden.

Um so lebhafter konnten sie miteinander einen lustigen Krieg führen. Es waren eben zwei richtige Eulenspiegelnaturen, die außer dem edlen Weidwerk und der abendlichen Schachpartie kein größeres Vergnügen kannten als sich gegenseitig zu überlisten und zu foppen. Sieger im Kampfe blieb meistens der Grünrock, denn er besaß die seltene Gabe, bei jeder kleinen Teufelei, die er verübte, ganz ernst bleiben zu können. So hatte er eines Abends ganz harmlos beim Weggehen die Bemerkung fallen lassen, er habe gestern nacht auf dem Heimwege dicht hinter der Scheune Leute an den Kartoffelmieten



Totverbellt. Nach dem Gemälde von P. Vollrath

der Liebe", die am Arme eines braven Gatten so angenehm zu wandeln sei. Aber damit nicht genug. Alle acht Tage schlug er ihr einen unbeweibten Jüngling aus der näheren oder weiteren Nachbarschaft als geeignetes Heiratsobjekt vor und pries dessen Charaktereigenschaften, die gerade ihn zu einer ehelichen Verbindung mit Fräulein Meyhöffer passend erscheinen ließen. Aber keiner der beiden Junggesellen konnte das Schicksal von sich abwenden, von tausend kleinen Nadelstichen gepeinigt zu werden. Erst als sie Nachbarn geworden waren, besserte sich ihr Los. Denn Schräder rühmte daheim Fräulein Meyhöffer, und Jacobsen rühmte Fräulein Poweleit als Muster einer sorgsamen Hauswirtin. Daraus entsprang nicht nur eine Todfeindschaft zwischen beiden Jungfrauen, sondern auch ein rühmlicher gesehen. Der Gutsbesitzer, der natürlich sofort argwöhnte, daß seine eignen Taglöhner ihren Wintervorrat aus seinen Mieten ergänzten, hatte die ganze Nacht hindurch mit seinem Inspektor abwechselnd Wache gehalten und erst am Morgen zu seinem Aerger bemerkt, daß seine Mieten ganz unberührt dalagen und er wieder einmal, wie man zu sagen pflegt, „auf den Leim gekrochen war". Und als er noch einige Male in dieser Weise gefoppt wurde, da sann er auf Rache. Aber sie mußte den Grünrock an seiner empfindlichsten Stelle treffen, und das war der Stolz auf die wohlgepflegte Jagd, die er wie seinen Augapfel hütete. Das war freilich nicht ganz leicht in einer Gegend, in der jeder Bauer und Eigenkätner ein Gewehr besaß und leidenschaftlich gern billiges Wildbret aß. Aber

Schrader hatte es verstanden, den Wilddieben das Handwerk zu legen. Jeder Schuß, der in der ganzen Oberförsterei abgegeben wurde, stand unter genauer Kontrolle. Jeder Forstbeamte, der auf ein Wild schoß, und jeder, der den Knall hörte, verzeichnete genau Ort und Stunde, so daß es bei den häufigen Zusammenkünften leicht festzustellen war, von wem die Schüsse herrührten. Und der Forstmeister war, wie gesagt, auf seine Methode, die den Diensteifer seiner Beamten aufs höchste anspannte, sehr stolz.

Eines Tages fuhren die beiden Freunde zusammen nach der Stadt. Der Grünrock hatte einen Forstgerichtstag abzuhalten, der Klutenpedder wollte sich eine neue Mähmaschine ansehen, die der Fabrikant dem landwirtschaftlichen Verein des Kreises vorführen sollte. Am Nachmittag, als sie ihre Geschäfte besorgt hatten, saßen sie noch eine Stunde auf der Veranda des Hotels bei einer guten Flasche Rotspohn gemütlich beisammen. Der Forstmeister war in ganz vorzüglicher Laune. Er hatte mit seinen Förstern und Hilfsjägern die Schußlisten verglichen und festgestellt, daß schon seit geraumer Zeit in der ganzen Oberförsterei kein Schuß von einem Unbefugten abgegeben worden war. Mit berechtigtem Stolz sprach er davon zu Jacobsen, der lächelnd dazu den Kopf schüttelte.

„Weshalb schüttelst du den Kopf?"

„Weil ich deine Methode für ganz unpraktisch halte."

„Du willst doch damit nicht sagen ...?"

„Ja, ich meine, daß alle Wilddiebe der ganzen Umgegend nicht einen Schuß Pulver wert sind. Ein geschickter Kerl könnte dir jeden Tag einen Bock oder einen Schwarzkittel wegschießen. Ich zum Beispiel wollte mich anheischig machen ..."

„Lieber Klutenpedder! Du bist ein ganz ausgezeichneter Landwirt, wenn du auch in moderner Beziehung aus der Art geschlagen bist oder noch nicht gelernt hast, über deine fürchterliche Notlage zu jammern. Du schießest auch eine ganz gute Kugel, aber das Kunststück kriegst du nicht fertig, mir einen Rehbock wegzuschießen, ohne daß du dabei ertappt wirst."

„Wollen wir wetten?"

„Mit Vergnügen. Hier meine Hand! Was soll's gelten?"

„Na, ich denke: drei Blaue für das hiesige Waisenhaus. Aber ich habe meine Bedingung dabei. Du darfst deinen Beamten nicht sagen, daß ich wildern will, darfst sie nicht scharf machen. Einverstanden?"

„Topp, es gilt."

Der Gutsbesitzer zog seine Börse. „Was macht die Taxe für einen Rehbock."

„Zwanzig Mark."

„Hier ist das Geld für ein halbes Dutzend und drei grobe Sauen. Bitte um eine Quittung darüber. Das Geld für die Stücke, die ich nicht schieße, geht natürlich auch ans Waisenhaus. So, und nun noch eins: du giebst mir natürlich einen Erlaubnisschein, damit ich vor deinen Beamten bei einem etwaigen Mißerfolg nicht als Sünder dazustehen brauche."

„Mit Vergnügen."

Dem Forstmeister war bei dem Handel doch unbehaglich zu Mute. Ihn quälte der Gedanke, wo sich in seinem Jagdschutz die Lücke finden könnte, die der Klutenpedder entdeckt haben mußte, weil er sonst nicht so zuversichtlich auftreten würde. Aber er konnte sich auf seine Heideläufer verlassen, und wenn er selbst in der nächsten Zeit sich etwas Mühe gab, dann mußte Freund Jacobsen die Wette schmählich verlieren. Oder sollte die ganze Sache nur auf eine kleine Neckerei hinauslaufen? Dann mußte von vornherein vorgebeugt werden. Der Forstmeister ließ sich also Tinte und Feder bringen und schrieb den Erlaubnisschein. Als er ihn dem Freunde überreichte, meinte er dabei:

„Ja, aber du mußt doch auch den Nachweis führen, daß du einen Bock oder eine Sau geschossen hast, damit die Wette zum Austrag kommt."

„Selbstverständlich. Und dann möchte ich dir noch einen Vorschlag machen. Es ist doch üblich, daß die Forstbeamten für jeden Wilddieb, den sie fangen, eine Belohnung erhalten, entweder vom Jagdschutzverein oder von dem Jagdherrn selbst ..."

„Natürlich, ja! Aber ..."

„Wirst gleich hören, was ich will! Sollte ich die Wette verlieren, so müßtest du doch anstandshalber dem betreffenden Beamten eine Belohnung ‚spendieren', wie ihr Ostpreußen sagt. Das kann ich von dir nicht verlangen, es ist also nur selbstverständlich, daß ich dir für diesen Zweck noch einen Blauen zur Verfügung stelle. Und nun wollen wir austrinken, ich habe noch eine Kleinigkeit in der Stadt zu besorgen."

Der Forstmeister merkte den Hohn, aber er schwieg und dachte: ‚Wer zuletzt lacht, lacht am besten!' In den nächsten acht Tagen jedoch sah es nicht so aus, als ob der Grünrock über seinen Freund und Widersacher triumphieren würde. Sowohl morgens wie abends und manchmal auch mittags fielen Schüsse im Revier, deren Ursprung nicht zu ergründen war. Nach dem Schall zu urteilen, stammten alle diese Schüsse aus einem und demselben Gewehr, wahrscheinlich aus einem alten Einläufer von gewaltigem Kaliber. Einige Male hatten die Forstbeamten das schreckliche Krachen in allernächster Nähe vernommen, aber wenn sie spornstreichs hinzueilten, fanden sie höchstens ein beerenlesendes Weib oder einen Jungen, der mit freundlichem Grinsen die Auskunft gab, er hätte wohl den Schuß gehört, doch niemand gesehen. Dem Forstmeister war die Geschichte vollends unerklärlich; er hatte tagaus, tagein den Gutshof von früh bis spät beobachtet und wußte ganz genau, daß Jacobsen zu Hause war, wenn die Schüsse fielen. Der „Zweck der Uebung" freilich war ganz klar: die Forstbeamten sollten mürbe gemacht werden. Nervös waren sie schon geworden!

Zum Ueberfluß hatte sich bei der letzten Kontrolle der Schußlisten noch die Thatsache ergeben, daß an einem der letzten Tage mittags ein Schuß gefallen war, der nur aus einer modernen Expreßbüchse stammen konnte. Keinem der drei Beamten, die den Schuß gehört hatten, war er verdächtig erschienen. Der Forstmeister freilich wußte ganz genau, daß niemand anders als Jacobsen geschossen haben konnte. Und richtig: gegen Abend brachte ein Junge vom Gutshof die Einladung zum „Festbraten", wie der Nachbar schrieb. Den Grünrock kostete es große Ueberwindung, bis er sich zu dem Gang entschloß, aber er mußte wohl oder übel gute Miene zum bösen Spiel machen.

Der Klutenpedder empfing seinen Freund so höflich und unbefangen, als wenn gar nichts vorgefallen wäre. Nur als zum Abendbrot eine Rehkeule

auf dem Tisch erschien, sagte er mit ironischem Lächeln: „Der Erste". Mit Mühe bewahrte der Forstmeister seine Ruhe, obwohl ihm jeder Bissen im Munde quoll. Erst als sie allein im Zimmer waren und die Figuren zur gewohnten Schachpartie aufstellten, brach er los:

„Du, Jacobsen, wenn du es bloß auf einen Ulk abgesehen hast, dann will ich mich für besiegt erklären."

„Wie meinst du das?"

„Nun, ich meine, du hast die Rehkeule in der Stadt gekauft und ..."

„Halt, Grünrock! Du hast eine falsche Fährte angenommen! Der Rehbock ist gestern noch in der Oberförsterei Asturischken auf seinen Schalen herumspaziert und eigenhändig von mir erlegt worden. Dafür habe ich einen Zeugen. Und hier ist das Gehörn! Ein strammer Sechserbock ... bis oben hin geperlt und schön ausgereckt. Du kannst deine Wette schon verloren geben."

„Fällt mir gar nicht ein!"

„Na, denn nicht. Aber es würde mir leid thun, wenn du die Sache tragisch nehmen solltest. Uebrigens, wenn du reinen Mund halten willst, können wir den nächsten Bock zusammen schießen. Es wird uns niemand sehen und hören ..."

„Haha! Ein Oberförster, der in seinem eignen Revier wilddiebt."

„Nicht wahr, die Sache ist komisch? Beinahe so komisch, als wie wenn er einen Festbraten verspeist, von dem er weiß, daß er in seinem Revier — na, sagen wir ruhig — gewilddiebt ist."

Nur eine Partie Schach hatten die beiden Freunde an jenem Abend miteinander gespielt, und der Grünrock war dabei fuchsteufelswild geworden. Denn sein Gegner hatte bei jeder Figur, die er ihm nahm, eine anzügliche Bemerkung gemacht, und zuletzt die Dame, die stark bedroht war, mit einer Bezeichnung belegt, die in der Jägersprache wohl für ein starkes Wildschwein üblich ist, aber für eine Schachfigur, die man auch „Königin" zu nennen pflegt, durchaus nicht passend genannt werden kann.

Acht Tage später waren die Forstbeamten sämtlich in der Oberförsterei versammelt, um die Schußlisten zu vergleichen. Es waren wieder mehrere der unerklärlichen Böllerschüsse gefallen und außerdem zwei Büchsenschüsse, deren Ursprung nicht festzustellen war. Der Forstmeister wütete und tobte, denn er hatte zweimal in der vergangenen Woche die Einladung zum „Festbraten" erhalten; aber er hatte sich ja selbst die Hände gebunden und konnte seine Beamten nicht auf die richtige Spur setzen. Die Förster waren gegangen, nur ein junger Hilfsaufseher, der erst vor kurzem vom Bataillon gekommen war, stand noch an der Thür, als ob er ein Anliegen hätte, mit dem er sich nicht recht herauswagte. Wo möglich wollte der „Windkutscher", wie der Forstmeister ihn zu nennen pflegte, nochmals um die Erlaubnis einkommen, mit dem Rad im Revier spazieren fahren zu dürfen. Der alte Grünrock konnte dies moderne Vehikel nicht leiden. Er war, nicht ganz mit Unrecht, der Meinung, daß ein Mensch, der auf dem Rade dahinrast, nicht Zeit behält, seine Augen nach allen Seiten umherschweifen zu lassen, wie es jeder rechtschaffene Forstmann thut, wenn er durch den Wald wandert.

„Na, was wollen Sie noch, Heidmann?"

„Herr Forstmeister, es ist eine heikle Sache ..."

„Raus mit der Sprache!"

„Herr Forstmeister, ich glaube, ich kenne den Wilddieb."

„So, das wäre ja sehr erfreulich!"

„Ja, es ist mir nur peinlich, es auszusprechen; der Herr ist mit Ihnen befreundet ..."

„Zum Teufel, Herr, was denken Sie! Und wenn es mein eigner Bruder wäre!"

Der Hilfsaufseher riß die Hacken zusammen. „Zu Befehl, Herr Forstmeister, ich werde mich danach richten. Dann muß ich aber gehorsamst bitten, daß mir der Gebrauch des Rades im Revier gestattet wird."

„Wieso? Wie hängt das zusammen?"

„Der Herr ... na ja, ich meine Herrn Jacobsen ... fährt mittags mit einem leichten Wagen und vorzüglichen Pferden durchs Revier und schießt vom Wagen. Zweimal habe ich ihn gesehen, wie er wohl gerade den Bock geholt hatte und wegfuhr ..."

„Na, dann versuchen Sie's mal mit dem Rad. Und wenn Sie den Herrn ... ich wollte sagen den Wilddieb fassen, dann giebt's einen blauen Lappen zur Belohnung ..."

Am andern Tage gegen Mittag kam der Klutenpedder an der Oberförsterei vorbeigefahren, ließ halten und fragte seinen Freund, der im Garten saß, ob er nicht mitfahren wolle. Er hätte sich in Gehlweiden mit ein paar Bekannten verabredet. Der Forstmeister dankte und schützte ein dringendes Amtsgeschäft vor. Mit geheimer Freude sah er dem Davonfahrenden nach. Wenn Heidmann auf dem Posten war, dann konnte das heute noch ein sehr vergnügtes Wiedersehen geben.

Der Wagen, auf dem Herr Jacobsen saß, rollte indes ganz gemächlich auf der prächtigen Chaussee, die durch den Wald führt, dahin. Der Gutsbesitzer hatte bereits die zerlegte Büchse zusammengefügt, geladen und unter dem Schutzleder geborgen. An der ersten Schonung bog der Wagen ab. Es war ein ganz junger Schlag Fichten, stellenweise von dichtem Himbeerstrauch und hohem Gras bedeckt. Da standen zu jeder Zeit des Tages einige starke Böcke. Und wenn sie mittags plätzten, dann brauchte der Kutscher nur mit der Peitsche zu knallen, um sie hoch zu bringen. Wie gesagt, so geschehen. Der alte Jons ließ die beiden Trakehner langsam gehen und knallte ab und zu, daß der Wald schallte. Nach kurzer Fahrt wurden nicht weit vom Wege ein paar Rehe hoch, ein braver Bock dabei. Der Gutsbesitzer trat vorsichtig aus dem Wagen und hob die Büchse, während das Wild dem davonrollenden Gefährt nachäugte. Fünf Minuten später war der Bock erlegt und samt dem Gewehr im Wagenkasten geborgen. Herr Jacobsen saß vergnügt in den Polstern zurückgelehnt und dachte darüber nach, wie leicht es doch wäre, einem Oberförster die Rehböcke wegzuschießen ...

Der Hilfsaufseher Heidmann hatte die ganze Zeit über am Bergeshang gesessen und mit seinem Doppelstecher die Scene beobachtet. Sein Rad lag neben ihm im Grase. Er würde es gar nicht einmal brauchen, denn der Wagen mußte ja auf dem Rückwege an ihm vorüberkommen. Doch nein, er bog rechts ab, nach Gehlweiden zu ... Eine Minute später saß der junge Mann auf dem Stahlroß und sauste dem Wagen nach. Es dauerte nicht lange, bis er ihn so weit eingeholt hatte, daß er die Insassen anrufen konnte. Aber anstatt zu halten, ließ der Gutsbesitzer die Pferde ausgreifen. Das wäre ja ein Hauptspaß, wenn der



Beim l

Nach einer Zei



gelspiel
ung von R. Mahn

Heideläufer mit seinen Trakehnern um die Wette fahren wollte.

„Jons, laß laufen, was das Zeug hält.“

Und Jons ließ laufen, was das Zeug hielt, die Rappen fingen an, Schaum zu werfen, nach einer Viertelstunde sahen sie weiß wie Schimmel aus, aber der Radler blieb nicht nur nicht zurück, sondern holte von Minute zu Minute immer mehr auf.

„Jons, gieb Peitsche.“

„Herr, wir fahren die Pferde zu Schanden.“

Noch fünf Minuten schärfster Fahrt, dann waren die Gäule ausgepumpt. Im nächsten Augenblick sauste der Hilfsaufseher am Wagen vorbei, sprang ab und sperrte den Weg, indem er energisch Halt gebot.

„Weshalb haben Sie nicht gehalten, als ich Sie anrief?“

„Ich hatte keinen Grund dazu.“

„So? Na, das weitere wird sich finden. Sie haben in Jagen zwanzig einen Bock gewilddiebt und im Wagenkasten versteckt. Ich belege Ihr Fuhrwerk mit Beschlag. Und nun die Personalien. Bitte, wie heißen Sie?“

Der Gutsbesitzer schüttelte lächelnd den Kopf.

„Das ist ein Irrtum von Ihnen, Herr Heidmann. Hier ist der Erlaubnisschein des Herrn Forstmeisters und hier die Quittung über sechs Böcke, die ich bereits bezahlt habe. Die Handschrift wird Ihnen wohl bekannt sein. Und nun darf ich wohl bitten, daß Sie mich nicht weiter behelligen.“

Einen Moment stutzte der junge Forstbeamte. Das war ja sehr sonderbar! Aber weshalb war der Gutsbesitzer vor ihm davongefahren? Eine kleine Strafe mußte er dafür haben.

„Bedaure sehr, Herr Jacobsen, Sie werden jetzt mit mir zur Oberförsterei fahren, denn die Sache ist noch immer verdächtig. Also bitte Kehrt und langsam vorwärts.“

Beiden Teilen war bei dem Handel etwas beklommen zu Mute. Der Klutenpedder ärgerte sich fürchterlich über das Gesicht, das der Forstmeister machen würde, wenn er den erwischten Wilddieb zu Gesicht bekäme, und der Heideläufer wußte nicht recht, ob er nicht statt des erhofften blauen Lappens eine ausgewachsene Nase nach Hause fahren würde...

Eine Stunde später fuhr Heidmann auf seinem Rade von der Oberförsterei weg. Er konnte sich noch immer keinen Vers aus der ganzen Sache machen. Das waren doch ein paar ganz komische Käuze, die beiden! Der Forstmeister hatte lachend die Richtigkeit des Erlaubnisscheins bestätigt, lachend hatte der Gutsbesitzer seine Brieftasche gezogen und einen Hunderter hervorgeholt, der eine Minute später mit kräftigem Händedruck in den Besitz des Hilfsaufsehers übergegangen war. Und zum Schluß hatte Jacobsen ihn gebeten, sämtliche Kollegen zum Festbraten für den folgenden Abend nach dem Gutshof einzuladen.

War das eine fidele Kneiperei geworden! Am lustigsten war der Klutenpedder, der die Grünröcke einmal über das andre ersuchte, nur ja nicht in der Kontrolle der Schüsse nachzulassen. In den nächsten Tagen würde es noch oft im Revier knallen ... Und es knallte wirklich, bis der Hilfsaufseher Heidmann einen halbwüchsigen Bengel dabei erwischte, wie er gerade einen „Kanonenschlag“ losbrannte, den Herr Jacobsen seinerzeit in einer Handlung mit Salonfeuerwerk erstanden hatte. Seitdem lachten die Grünröcke.

Alexander Dumas der Aeltere

Zu seinem hundertjährigen Geburtstage, 24. Juli 1902

Am 24. Juli 1802 — nicht wie eigentümlicherweise fast alle deutschen Nachschlagewerke angeben, an dem gleichen Tage des Jahres 1803 — wurde zu Villers-Cotterets im französischen Departement Aisne Alexander Dumas geboren, der fruchtbarste und wohl auch erfolgreichste Schriftsteller, den das neunzehnte Jahrhundert hervorgebracht. Ist es gewiß auch eine Uebertreibung, wenn Michelet gemeint hat, er sei nicht ein Mensch, sondern eine Naturkraft gewesen, so steht doch der reich begabte Mann mit seiner wunderbaren Erfindungsgabe, Vielseitigkeit und Fruchtbarkeit fast einzig unter den ähnlichen Erscheinungen seiner Zeit da, und es ändern an dieser Thatsache auch die vielfachen Mängel nichts, die fast allen seinen Werken anhaften. Das Erstaunliche an ihnen ist ihre fast kaum übersehbare Anzahl. In einem Briefe, den er sechs Jahre vor seinem Tode an Napoleon III. richtete, erklärte Dumas, daß er 1200 Bände geschrieben und veröffentlicht habe. Die Volksausgabe seiner Werke, die durchaus nicht vollständig ist, macht eine kleine Bibliothek von 300 enggedruckten Oktavbänden aus, von denen jeder etwa 300 Seiten zählt. Seine Theaterstücke, die in den gesammelten Werken 25 Bände füllen, weisen Dramen nach antiken, mittelalterlichen und modernen Vorbildern, Konversationsstücke und Genrestücke auf. Rechnet man dazu die 10 bis 12 Bände Memoiren, die 30 Bände Reisebeschreibungen und die unzähligen Zeitungsartikel, so erhält man eine Summe schriftstellerischer Leistungen, wie sie kaum je dagewesen ist.

Jeder beliebige Gegenstand, selbst das geringfügigste Tagesereignis, konnte in Dumas' Händen zur Grundlage einer umfassenden Darstellung von Abenteuern und Verwicklungen werden. Aus einem Sandkörnchen, meinte Claretie, würde er, wenn er gewollt, nicht 4, sondern 40 Bände haben machen können. Wie andre große Romanschriftsteller verwandte er keine sonderliche Sorgfalt auf die Diktion. Seine Darstellung ist indes immer lebendig, voll Verve und Bewegung. Mit Philosophie, Psychologie, Lebens- und Kunstanschauungen gab er sich nicht ab. Oberflächlich ist und bleibt er, allein wie hätte jemand, der so viel schrieb, anders sein können? Was seine Zeitgenossen nicht genug bewundern konnten, war sein unerschöpfliches Improvisationstalent. Eine Novelle, die in 3 Tagen von A bis Z niedergeschrieben, ein langer Akt, der in ebensoviel Stunden auf das Papier geworfen wird, dieses und so manches andre, was von ihm überliefert wird, erscheint unfaßbar und ist doch beglaubigte Thatsache. Es war nichts Ungewöhnliches, wenn er

gleichzeitig an vier bis fünf verschiedenen Romanen arbeitete. Sein wunderbares Gedächtnis schützte ihn vor Verwechslungen, wie sie bei dem verwickelten Charakter so vieler Handlungen fast unvermeidlich scheinen. Ein geborener Dramatiker, zeigt er besondere Stärke im Dialog; er macht ausgiebigen Gebrauch davon, um Licht in seine Erzählungen zu bringen und dem Leser eine Pause zum Aufatmen zu geben. Die Hast, mit der er schrieb, war natürlich der Hervorbringung von Werken bleibenden Wertes nicht günstig. Die „Orgie der Produktion" — um mit Michelet zu reden —, in der sein Leben sich verzehrte, gestattete ihm niemals, seine volle Kraft zu entfalten. „Er hat nie in seinem Leben seinen eignen Wert erkannt," sagt Jules Janin. „Er erreichte niemals die Höhe, zu der er sich hätte erheben können, wenn er nur seiner fruchtbaren Phantasie die Abwechslung von etwas Ruhe und Muße gegönnt hätte." Aber Ruhe und Muße kamen bei ihm nie in Betracht. Die ausschweifende Lebensweise nötigte ihn zu ununterbrochener Arbeit. Seine Freunde speisten an seinem Tische und wohnten in seinem Hause. Theodore de Banville schildert ihn uns genau so wie der eigne Sohn in der Einleitung zu der Prachtausgabe der „Drei Musketiere" (in deutscher Ausgabe mit den Originalillustrationen von Maurice Leloir in der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart und Leipzig, erschienen), wie er in Hemdärmeln in einer kahlen Dachstube am Arbeitstische sitzt und als Hauptmahlzeit ein Stückchen kaltes Fleisch und eine Tasse Thee genießt, während ein Stockwerk tiefer in seinen eleganten Salons eine Gesellschaft von Herren und Damen, von denen er viele nicht einmal dem Namen nach kennt, es sich an seinem Tische wohl sein läßt. Unter diesen Parasiten waren die weiblichen die schlimmsten, sie kosteten ihn am meisten und trugen am meisten zu seinem Untergang bei. Geldbeutel und Nerven litten gleichmäßig unter diesen unwürdigen Verbindungen, von denen Dumas leider niemals ganz lassen konnte. Solange seine unverwüstliche Kraft anhielt, solange seine Erfindungsgabe den endlosen Anforderungen, die an sie gestellt wurden, zu entsprechen vermochte, war er im stande, dem Kampfe mit dem allzeit sich darbietenden Defizit zu begegnen. „Deus dedit, Deus dabit" (Gott hat gegeben, Gott wird weiter geben) war der Wahlspruch seiner Familie, und nach ihm scheint Dumas sein ganzes Leben lang gehandelt zu haben, unbekümmert um das, was der einfache gesunde Menschenverstand ihm hätte sagen müssen, und die ausdrückliche Warnung, die Goethe ihm zu Beginn seiner Laufbahn von Weimar aus in einem freundschaftlichen Briefe hatte zu teil werden lassen. „Hüten Sie sich vor Ueberanstrengung," sagte der Olympier von Weimar. „Ununterbrochene Thätigkeit führt zum Bankerott." Und der Tag der Vergeltung sollte nicht ausbleiben. Die Phantasie ließ nach, die Erfindungsgabe stockte. Es kam die Zeit der Auskunftsmittelchen und Bearbeitungen. Alte Sachen, die erschienen waren, als er noch namenlos war, wurden wieder vorgenommen, mit neuen Titeln versehen und abermals vor das Publikum gebracht. Alle Schubladen wurden nach alten Manuskripten, die am besten für immer darin begraben geblieben wären, durchforscht. Wir sehen ihn einen deutschen Roman in ein mattes französisches Theaterstück und ein englisches Theaterstück in einen noch matteren französischen Feuilletonroman umarbeiten. Selbst die Mühe des Umarbeitens wurde ihm zu viel, er nahm seine Zuflucht zu Schere und Kleistertopf. Als er schließlich merkte, daß seine Popularität im Schwinden begriffen war, war er froh, daß er Paris den Rücken kehren konnte. Er machte eine Reise nach Rußland und blieb mehrere Jahre in Italien. „Meine Berühmtheit," sagte er traurig, „beginnt an der Grenze."



Alexander Dumas der Aeltere

Der glänzende Erfolg seines Sohnes trug wesentlich dazu bei, seine letzten Jahre zu erheitern. Anfangs fühlte er eine kleine Anwandlung von Eifersucht, allein seine bessere Natur trug bald den Sieg über diese davon. „Alexander," so sagte er, „ist seinen eignen Weg gegangen, und keiner wird es ihm darauf zuvorthun. Ich hätte ‚Demi-Monde' oder den ‚Fils naturel' nicht schreiben können. Aber," so fügt er mit einem Rückfall in seine alte Selbstgefälligkeit hinzu, „Alexander hätte auch nie einen ‚Antony' oder eine ‚Mademoiselle de Belle-Isle' zu stande gebracht." Er starb ruhig und zufrieden auf der Villa seines Sohnes zu Dieppe während der preußischen Occupation. Einige Tage vor seinem Tode zeigte er auf einen Louis — den einzigen, den er besaß —, der auf dem Kaminsims lag. „Sie behaupten, ich sei ein Verschwender gewesen," sagte er zu seinem Sohne, „und doch habe ich, wie du siehst, einen der beiden Louis übrig behalten, die ich vor vierzig Jahren mit nach Paris brachte." Der Sohn erinnerte ihn nicht daran, daß eine Summe von mindestens einmalhundertundfünfzigtausend dieser Stücke während der vierzig Jahre durch seine Hände gegangen war.

Dumas' berühmteste Romane erschienen als Feuilletons, und die Blätter, die sie brachten, wurden mit geradezu fieberhafter Ungeduld erwartet. Wetten wurden abgeschlossen über das schließliche Schicksal ihrer Helden, über die Rettung

Monte-Christos oder die Bestrafung der Lady in den „Musketieren“. Villemessant erzählt in seinen Memoiren, daß er sich eines Abends bemüßigt gesehen habe, seine Familie, die sich schon zur Ruhe begeben, wieder zu wecken, um ihr aus einem Abendblatte das wunderbare Kapitel vorzulesen, das ihn eben elektrisiert hatte, das Kapitel, das die Rettung Monte-Christos in dem für den Leichnam des Abbé Faria bestimmt gewesenen Sacke schildert. Dumas lebte sich mit seiner lebendigen Phantasie so in das Schicksal seiner Helden ein, daß er sich als ein Stück von ihnen selbst fühlte. In der schon erwähnten Vorrede zu den „Drei Musketieren“ erzählt sein Sohn, daß er ihm zur Zeit der Entstehung des „Vicomte von Bragelonne“ einst traurig und mit rotgeweinten Augen in dem Sessel vor seinem Arbeitstische angetroffen habe. „Du hast geweint? Was hast du?“ habe er ihn gefragt. „Einen großen Kummer,“ habe der Vater entgegnet. „Porthos ist tot. Ich habe ihn soeben umgebracht. Armer Porthos!“

„Mit einer derartigen Ueberzeugung,“ meint der Sohn, „und mit einem derartigen Solidaritätsgefühl schreibt man eben Meisterwerke!“ **L. H.**



Schlussvignette von Maurice Leloir zur Vorrede der illustrierten Ausgabe der „Drei Musketiere“ von Alexander Dumas

Ahnung

Mittag ist's, — in voller Pracht
Liegen still die grünen Wälder,
Und die helle Sonne lacht
Froh herab auf volle Felder.
Keine Wolke durch die Flur
Siehst du düstern Schattens schweben,
Und doch fasst die Kreatur
Ein geheimnisvolles Beben.
Wie von eines Unglücks Drohn
Scheint die Erde selbst zu zittern:
Aller Frieden ist entflohn
Vor den nahenden Gewittern.

So auf meines Lebens Pfad,
Hell bestrahlt vom Himmelsglanze,
Ist das Glück mir oft genaht —
Winkend mit dem vollen Kranze. —
Doch, wenn ich die Hand gestreckt,
Um ihn fröhlich zu empfangen,
Hat mich jäh und tief erschreckt
Ein geheimnisvolles Bangen.
Schwarz durch meines Glückes Tag
Fühlt' ich einen Schatten gleiten,
Drohend wie mit schwerem Schlag
Sah ich fern das Schicksal schreiten.

Aug. H. Plinke



Text Seite 130

Pax (Friede)

Von Markus Antokolski



Stadtmauer und Eingangsthor in Porto Venere

Der Golf von Spezia

Von

W. Hörstel

Mit acht Abbildungen nach Aquarellen von M. Roebbecke

„Wie überrascht war ich, als ich, von Sarzana kommend, auf der Höhe diesen Golf erblickte. ‚Neapel, Neapel!‘ rief ich. Links hinter niedrigen Vorbergen ferne Schneegebirge, rechts in der Felsenzunge viele kleinere Vorsprünge und Buchten, in denen sich die größten Schiffe verbergen könnten!“ schrieb einst Viktor Hehn auf seiner Rückreise aus Italien. Er hatte nicht gewußt, daß er in so nördlicher Lage an der Riviera di Levante in Spezia und Rapallo eine zweite Auflage der Golfe von Neapel und Salerno finden würde, mit derselben Vegetation, denselben Felsen und steinigen Pfaden, demselben Meer und derselben Uferzeichnung; und sein Staunen erneute sich, als er unter den Palmen der Riviera di Ponente sich noch über Süditalien hinaus nach Afrika versetzt fühlte. Heute wird die Riviera jährlich von Tausenden besucht, aber sie hat noch jetzt manche nur wenig bekannte landschaftliche Perlen. Dazu gehört in erster Linie der Golf von Spezia.

Bei seiner Bildung hat sich das Meer viel tiefer noch als bei Rapallo gegen Nordwesten vorgedrängt; nach Südwesten wird er von einer weit vorspringenden, das romantische Porto Venere tragenden Landzunge, nach Nordosten von der in das Kap Corvo auslaufenden Festlandsküste begrenzt; der einstmalige Uebertritt der Salzflut über den felsigen Uferrand markiert sich aber noch deutlich an den Inseln Palmaria, Tino und Tinetto als den Bruchstücken des früheren Randgebirges. Im nordwestlichen Winkel dieses der Schiffahrt so günstigen, heute als Kriegshafen ersten Ranges dienenden Golfs liegt unter 44° 5′ nördlicher Breite die Stadt Spezia oder La Spezia, wie die Italiener sagen. Bis zu ihr schneidet der Golf von Porto Venere etwa 10 Kilometer, vom Kap Corvo etwa 13,5 Kilometer in das Land hinein, während seine größte Breite 9 Kilometer beträgt. Allmählich verengt er sich dann, da das Land immer inniger seine Arme um die blaue Flut schlingt und sie an einigen Stellen bis auf 2500 Meter zusammenpreßt. Der Golf hat einen Flächenraum von 429 Kilometern und macht ganz den Eindruck eines Alpensees. Ueber seinen grünen Hügeln steigen im Osten majestätisch die Apuanischen Alpen mit ihrem zersägten Kamm, mit ihren Zinken, Zacken und Hörnern auf, jene wunderbaren Berge, in denen man nach Fazio degli Ubertis Ausdruck den glänzenden Marmor in solcher Fülle findet, daß der ganze Orient damit versorgt werden könnte. Wie

Gletscherferner leuchten die riesigen weißen Geröllhalden und erglühen und erröten beim Abschiedskuß der südlichen Sonne. Und wie lieblich ist der Kranz der den Golf umrahmenden, sanft zur klaren, farbenprächtigen Flut sich herniederneigenden Höhen mit ihren Wein- und Olivenpflanzungen, ihren Villen und Campagnahäusern, ihren Steineichen, Edelkastanien und vereinzelten Cypressen. Wie lockend und einladend, wie anheimelnd und traut, wie lieblich und friedlich, ja trotz der vielen Befestigungen auf den Höhen wie am Ufer, trotz der gewaltigen Kriegsschiffe, der Torpedos, der überall dräuenden Kanonen, des Pulvermagazins und der Schiffe mit Schießbaumwolle ganz unbeschreiblich friedlich sind die vielen stillen Buchten, in deren Tiefe bunte Häuser sich eng aneinander schmiegen und sich in dem krystallklaren unbewegten Wasser spiegeln. Wie herrlich ist die Bucht von Le Grazie im Westen und die zwischen den beiden, heute als Signalstationen dienenden mittelalterlichen Kastellen von San Terenzo und Lerici im Osten. Unter ihrem Schutze wagen sich diese beiden malerischen Orte hart an den Strand heran. „Draußen im allerletzten Haus" von San Terenzo erkennt man leicht die „Villa Lord Byron und Shelley", auf die wir noch zurückkommen werden. Etwas weiter östlich liegt über einem grünen Hain die Villa eines Engländers, die die Kaiserin Friedrich einst bewohnte. Damals ankerte in der kleinen Bai die zur Verfügung der Kaiserin gestellte „Loreley". Den ausgewaschenen Felsenvorsprung Fiascherino, durch dessen Aushöhlungen man auf das wie Atlas glänzende Meer blickt, und seine geschätzten Oelbäume sowie das romantische Dorf Telaro auf jäh abstürzender bräunlicher Uferklippe, in die das blaue Meer hineinflutet, kann man von Lerici aus bei ruhiger See besuchen. Diejenigen, die sich eine solche Bootfahrt versagen müssen, mögen sich um so tiefer in den Anblick unsrer Bilder versenken. Den Fischern Lericis kann man sich übrigens ohne Sorge überlassen: es sind kühne, starke Männer und mit ihrem Meere von Jugend auf vertraut. „Wenn die Genuesen einen Kapitän aus Lerici haben, so meinen sie, sie hätten den lieben Gott selbst an Bord!" sagte man mir in Lerici mit großem Selbstbewußtsein. Am Rathause pflanzt eine Marmortafel das Andenken von vier Helden fort, die vor einigen Jahren bei einem Rettungsversuche Schiffbrüchiger in den wilden Wogen den Opfertod fanden. Ihr Beispiel würde jeden Tag Nachahmung finden.

Hat der westliche Teil des Golfes den alten Namen Portus Veneris beibehalten, so hat der östliche bei Lerici die ihm zugeschriebene einstmalige Benennung „Portus Lunae" eingebüßt, wenn er sie überhaupt jemals getragen hat. Denn die aus schneeigem Marmor erbaute Stadt Luni, deren geringe Trümmer, durch eine Hügelkette vom Golfe getrennt, etwa zwei Kilometer von der Magramündung entfernt liegen, war — wie das alte Pompeji — eine Küstenstadt, und gegen ihre weißen Marmormauern brandete das Meer. Ihr Hafen lag sicher nicht bei Lerici, sondern vor ihren eignen



Lerici und Kastell San Terenzo

Thoren und nahm das Mündungsgebiet der Magra, des Grenzflusses zwischen Etrurien und Ligurien, wohl bis zur heutigen Stadt Sarzana ein, versandete aber infolge der Ablagerungen der Magra; ein Geschick, das manche Genuesen im Mittelalter auch unserm Golfe wünschten, als der verwegene Gedanke auftauchte, der Magra ein neues Bett durch das Gebirge hindurch zu graben und sie in den Golf von Lerici münden zu lassen. Dieses war im Mittelalter der Hauptort des ganzen Golfes. Von Lerici bis zum Siegesdenkmal des Kaisers Augustus oberhalb des heutigen Monte Carlo rechnete Dante Ligurien und sagt im „Purgatorio":

„Dort oben ist der Fels so steil gelegen,
Daß sich kein Raum zu einem Tritte zeigt,
Der rauhste von den öden Felsenwegen
Inmitten Lerici und Turbia schmiegt
Sich sanft und leicht, stellt man ihn dem entgegen."

Die herrliche Fahrstraße längs des Golfes und der ganzen Riviera entstand erst im neunzehnten Jahrhundert; von ihr würde Dante nur im „Paradiso" gesprochen haben. Napoleon war es, der, wie die Corniche von Nizza nach Mentone über die Seealpen, so auch die wunderbare Straße längs der Westküste des Golfs, und zwar mit Vermeidung der beschwerlichen Höhen, am tiefen Felsenrande bauen ließ. Sein Scharfblick hatte sofort die Bedeutung dieses Golfes erkannt, und in seinem Haupte entstand der Plan, den größten Kriegshafen des Mittelmeers aus ihm zu machen. Sein Sturz vereitelte die Ausführung seines Gedankens; es waren dafür bis 1813 erst 247 000 Franken, und zwar hauptsächlich für jenen Straßenbau, verausgabt. Im Jahre 1857 nahm Cavour den Napoleonischen Plan wieder auf, und 1861 wurde in Spezia mit dem Bau des Marinearsenals begonnen, das heute mit seinen Bauten und Werften, mit seinen Bassins und Docks 900 000 Quadratmeter einnimmt, während die Magazine der See-Artillerie in der Bucht San Vito 600 000 Quadratmeter bedecken. Fast in all den tiefen, stillen Buchten des Riesengolfs wird man durch große, gelbgetünchte Bauten mit roten Dächern an die Küstenverteidigung erinnert; gewaltige Forts erheben sich auf den Bergen, und etwa fünf Kilometer vom nördlichen Ufer, fast parallel mit ihm aufgeführt, erstreckt sich die beinahe drei Kilometer lange „Diga", an der man im Osten und Westen je eine von drohenden Kanonen bewachte Einfahrt frei ließ. Mindestens 140 Millionen Lire soll das Königreich Italien bis jetzt für seinen bedeutendsten Kriegshafen verwendet haben.



Die Stadt Spezia hat dadurch natürlich einen bedeutenden Aufschwung genommen. Ihre Einwohnerzahl hat sich vervielfacht, und eine große Neustadt mit gleichförmigen Häusern und breiten, von Platanen eingefaßten Straßen ist neben dem Arsenal entstanden. Es ist eine Stadt voll emsiger Arbeit, und die starke Besatzung — Infanteristen, Marinetruppen und Küstenartilleristen — belebt das Straßenbild. Hier tragen die Knaben Matrosenanzüge und die Mädchen Mützenbänder mit der Aufschrift: Regia Marina. Ein lauer Abend in dem prachtvollen öffentlichen Garten am Golf, wo Donnerstag und Sonntag die in ausgezeichnetem Rufe stehende Marinekapelle konzertiert, ist ebenso unvergeßlich wie eine Stunde am Quai. Unbeweglich liegen die gewaltigen Kriegsschiffe da, über die glatte Flut gleiten die mit weißen Segeln beflügelten Kähne der einheimischen und die mit großen bunten Segeln ausgestatteten Barken der vor einigen Jahren hierher übergesiedelten Fischer von der adriatischen Küste. Gelb und Rot sind ihre Lieblingsfarben, und die roten Streifen, Zacken und Kreise auf den gelben Segeln erhöhen den Farbenreichtum des ganzen Bildes. Ihre Barken bemalen auch die ligurischen Fischer und geben ihnen einen kräftigen, meist roten oder blauen Rand. An dem Quai legen kleinere Segelschiffe an; der eigentliche, 1890 eröffnete, Handelshafen liegt im Nordosten der Stadt. Aus ihm wird der Marmor der westlichen Apuanischen Alpen ausgeführt.

Die Lage Spezias wird mit Recht gerühmt, und in den freundlichen Häusern an seinem grünen Hügelkranze muß gut wohnen sein. So überwintern hier denn auch seit langen Jahren manche Engländer, während Deutsche durchweg nur als Passanten auftauchen. Als Winterkurort ist die Stadt trotz ihrer schönen Lage an dem belebten Golfe nicht in Aufnahme gekommen, und das erklären die Worte Dr. Hermann Reimers: „Gegen Südwest und West bildet das felsige Vorgebirge, das in Porto Venere ausläuft, anscheinend einen ziemlich guten Windschutz, immerhin nicht so, daß nicht die in den Golf eintretenden Südwinde die Stadt stark belästigten. Freier liegt sie dagegen nach Nordwest, und noch unsicherer ist die Deckung nach Nordost und Ost." Den Südwinden ist die ziemlich beträchtliche Zahl der Regentage zuzuschreiben. Uebrigens ist das

Klima mild; die mittlere Temperatur soll im Frühling 12, im Sommer 23, im Herbst 13, im Winter nahezu 9 Grad betragen. Die Sommerhitze wird durch erfrischende Brisen gemildert, und da bei Lerici und Porto Venere ein vorzüglicher Badestrand ist, so wird Spezia im Sommer ziemlich stark von Badegästen besucht, wenn auch die Nähe Viareggios ihm großen Schaden thut. Kleine Lokaldampfer — Vaporini — fahren während der Badesaison von Juli bis September stündlich von Spezia nach Lerici und Porto Venere, in den übrigen Monaten dagegen nur dreimal täglich. Niemand wird es bereuen, der sie zu einer Fahrt nach jenen beiden Glanzpunkten des Golfs benutzt, es sei denn, daß die See unruhig wäre, denn jene Dörfer liegen außerhalb der erwähnten Diga, und die Vaporini schaukeln dann mehr, als man für den billigen Fahrpreis von 30 Centesimi erwarten sollte. Da ist dann schon die Fahrt auf der Landstraße vorzuziehen.

Auf ihr fuhr ich nach Porto Venere, dem westlichen Endpunkt und der Krone des Golfs. Hier stand wohl einst ein Venustempel, wahrscheinlich an der Stelle der heutigen Ruine der Kirche di San Pietro auf dem äußersten Felsrande der Steilküste. Voll Entzücken blickte ich auf das weite Meer, das mit lautem Getöse ungestüm Welle auf Welle gegen die grauen Uferfelsen schleuderte, um seine Kerkermauern zu sprengen. In ihrem blinden Eifer jedoch überstürzten sich die Wogen und rannten laut stöhnend und schluchzend in dumpfem Anprall, den die italienische Sprache mit dem treffenden Worte rimbombo bezeichnet, ihre Köpfe ein, mit denen sie durch die Felswand gewollt. Doch emporgeschleudert, zerstob und zerflatterte ihr milchweißer Schaum, gebrochen und selbst wieder die heranbrausenden Wogen brechend kehrten sie kleinlaut in das mütterliche Meer zurück, das sie bald wieder zu neuem Angriff aussandte. Aus meiner Versunkenheit wurde ich plötzlich durch drei braune, mehr schöne als saubere Kinder aufgeschreckt, die den „Inglese“, zu deutsch „das Rupfhuhn“, erspäht und sich unbemerkt an ihre Beute herangebirscht hatten. Es war, als ob sie es dem Meere gleichthun wollten, denn gleichzeitig öffneten alle drei die Schleusen ihrer Beredsamkeit, und in der Besorgnis, ich könnte mich am Ende mit einem Cicerone begnügen, suchten sie einander zu überschreien und gossen wasserfallartig ihre Erklärungen über mich aus. „Le cinque terre! La Punta del Mesco! Portofino!“ riefen sie, westwärts weisend, und brüllten mir getreulich alle Unglücksfälle und Selbstmorde entgegen, die durch Hinabstürzen von den steilen Höhen geschehen waren und in den phantasiereichen Krausköpfchen zum Teil eine höchst merkwürdige Form angenommen hatten. Dann meldeten sie, daß man von unserm Standort aus häufig Korsika sehen könne, zeigten mir jenseits der Bocca Stretta, der Meerenge zwischen Porto Venere und der gewaltig befestigten Insel Palmaria, die Marmorbüste des Königs Karl Albert und erzählten Wunderdinge von dem Leuchtturm auf der Insel Tino, die uns durch Palmaria verdeckt wurde. Diese letztere Insel hat manche Grotten, in die man mit dem Kahn hineinfahren kann, darunter auch eine „blaue“. In der 27 Meter über dem Meere befindlichen Grotta dei Colombi fand man, wie in den Rochers rouges bei Mentone und in den Strandhöhlen von Finalmarina und Bergeggi, mehrere Skelette von Höhlenmenschen und Geräte aus der Steinzeit. In den Bergen Palmarias wird, wie bei Porto Venere, ein wertvoller schwarzer Marmor mit breiten Goldadern gebrochen. Aus abwechselnden Schichten schwarzen und weißen Marmors ist die Fassade des Kirchleins San Pietro aufgeführt, darüber erhebt sich ein grauer Spitzturm; als Dach dient heute die hehre Himmelswölbung. Hohe verwitterte Mauern steigen ringsum an den Klippen hinauf, und durch ihre Oeffnungen schaut man zum blauen Himmel empor oder zum blauen Meere hinab. Die Kirche hat heute ihre Bestimmung gewechselt; sie dient als trotzigkühner Meereswächter, und von ihr







Inspiration

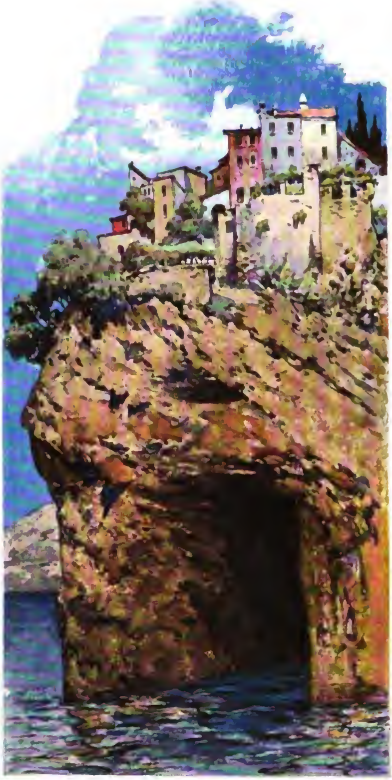
Nach dem Gemälde von W. A. Bouguereau



San Terenzo

aus erleuchtet man mit Scheinwerfern die Fluten. Für die dazu nötigen Soldaten sind auf ihrer Nachbarklippe Behausungen errichtet. Unübertrefflich ist auf unserm Bilde die hohe Mauer wiedergegeben, die diesen westlichen Felsvorsprung umsäumt. Die Stelle der Holzthür nimmt jetzt ein mit schweren Eisenstangen verrammeltes Gitter ein, weil die fürsorglichen Gemeinderäte Unglücksfälle durch das Hinabfallen von Felsstücken auf die Wanderer fürchteten. Durch die Eisenstäbe hindurch blickt man auf einen Felsenpfad, der zum Meere, und zwar zur Byron-Grotte hinabführt. Diesen Namen erklärt die über jener verschlossenen Pforte angebrachte Marmortafel in italienischer und englischer Sprache: „Diese Grotte begeisterte Lord Byron zu dem erhabenen Gedicht ‚Der Korsar' und erinnert an den unsterblichen Dichter, der als kühner Schwimmer von Porto Venere bis Lerici den Wogen des Ligurischen Meeres Trotz bot." Was Wunder, wenn die Verehrer Lord Byrons jene Grotte voll stummer Andacht und mit der stillen Hoffnung auf eigne Inspiration besuchen, voll staunenden Schauders über die etwa acht Kilometer breite Wasserfläche nach Lerici hinüberschauen und jene Inschrift gewissenhaft in ihr Notizbuch eintragen! Nur schade, daß Byron seinen „Korsar" bereits fünf Jahre vor seiner Uebersiedelung nach Italien veröffentlicht und, wie der Advokat Ubaldo Mazzini, der Direktor der Bibliothek und des Archivs der Stadt Spezia, seinen Landsleuten nachzuweisen versucht, am Golf wohl nur wenige und nicht gerade die angenehmsten Tage seines Lebens verbracht hat. Das Verhältnis Shelleys zu dem extravaganten Lord war 1822 nicht derartig, um ihm eine gemeinsame Villeggiatur wünschenswert erscheinen zu lassen. Ersterer bewohnte in jenem Sommer thatsächlich die Casa Magni in San Terenzo, bis er mit dem ihm befreundeten Kapitän William bei einer Segelpartie vor Viareggio infolge eines plötzlichen Seesturmes den Tod fand. Ihr gemeinsamer Freund Trelawney erlangte die Erlaubnis, die nach einigen Tagen an den Strand gespülten Leichen zu verbrennen und ihre Asche mit sich heim zu nehmen. Shelley wurde in Viareggio verbrannt. Byron war dazu von Pisa erschienen, ertrug aber den Anblick nicht und zog vor, schleunigst nach seinem Schiffe zurückzuschwimmen. Noch in demselben Jahre siedelte er von Pisa nach San Francesco d'Albaro bei Genua über, und auf dieser Reise kam er nach Lerici, um sich nach Genua einzuschiffen. „Im schlechtesten Zimmer des schlechtesten Albergo" mußte er dort, wie er schreibt, das Bett hüten. Wäre die Krankheit eine Folge jener Schwimmleistung von Porto Venere nach Lerici gewesen, er würde nicht verfehlt haben, sich der letzteren in allen Tonarten zu rühmen, wie er es mit seiner gelungenen Nachahmung Leanders in vielen Briefen that. „Ich schwamm am 3. Mai 1810 in einer Stunde und zehn Minuten from Sestos to Abydos" — also über die Dardanellenstraße, den ehemaligen Hellespont —, „obgleich ich" — so schreibt er an seine Mutter mit einem Anflug von Bedauern — „keine Hero hatte, die mich am andern Ufer aufnahm. Die Entfernung beträgt nicht über eine Meile" — es sind etwa 3 Kilometer —, aber die Strömung macht das Schwimmen gefährlich," was ja auch Leander zu Heros Kummer in jener stürmischen Nacht erfahren mußte, in der die Leuchte auf dem Turme zu Sestos erlosch, die dem kühnen nächtlichen Schwimmer bis dahin als Leitstern gedient hatte. Den Golf von Spezia hat Lord Byron nie durchschwommen, so sehr es der glühende Lokalpatriotismus auch wünschen und so fest er es darum glauben mag. Die feurige Phantasie des Südländers aber treibt die üppigsten Blüten, sie läßt in der Zeitschrift „Natura ed Arte" in San Terenzo die trauernde Muse Shelleys weinen, in Porto Venere aber keck und kühn die Byrons sitzen und diesen bei seinem Durchschwimmen des Golfs von Spezia seine „Bride of Abydos" ersonnen haben. Fortnehmen wird man übrigens den Marmorstein über jener Pforte, auch wenn der Irrtum erkannt sein wird, ebensowenig wie in Cogoleto an der Riviera di Ponente die schwungvolle lateinische Inschrift an dem angeblichen Geburtshause des Kolumbus, die gleichfalls von vielen mit frommem Schauder gelesen wurde.

Doch lassen wir den verwegenen Lord schwimmen und betrachten wir nun das alte Dorf Porto Venere. Ueber dem Eingangsthor steht die Inschrift: Colonia Januensis 1113. Es war für Genua sehr wichtig, hier am Ausgang des Golfs einen sicheren Vorposten gegen Pisa zu haben, und allezeit hat diese seine Kolonie ihm die Treue bewahrt. Noch heute erzählt man von der Bedrängung Porto Veneres durch die Flotte des Königs Alfons von Aragonien im Jahre 1494 und von einem gewissen Bardella, dem man den Sieg verdankte. Auf seinen Rat sollen nämlich die Klippen und Hänge unterhalb San Pietros gleich



Celaro

einer Kletterstange mit Rindertalg bestrichen worden sein, so daß die Aragonesen bei dem Versuche, dort an das Land zu klimmen, ins Meer hinabglitten, wohin ihnen die Portoveneresen von den Felshöhen den Tod nachsandten.

Ueber die alte Stadtmauer ragen drei graue Türme empor, und auf der Höhe steht das imposante Kastell, dessen altersgraue Mauern von einer gelben Patina überzogen sind. Die Häuser, die bunt, schmal, aber 7 Stockwerke hoch und zusammengedrängt wie Schafe beim Gewitter auf den Uferklippen aufsteigen, erinnern an Camogli am Vorgebirge von Portofino. Prachtvolle Fischertypen sieht man hier wie dort. Aus den Kalkklippen Palmarias brechen die Leute die wohlschmeckenden hellbraunen Seedatteln heraus, die den Datteln wirklich zum Verwechseln ähnlich sehen, und die Languster Portoveneres sind gleichfalls delikat, wovon ich mich unter dem Rebendach vor dem Eingangsthor, das unser Bild dem Beschauer zeigt, mit Vergnügen überzeugte. Außer dem Fischfang bietet das Arsenal den Portoveneresen wie der gesamten Bevölkerung des Golfs den Lebensunterhalt; aber während jener der Bewahrung der Eigenart günstig war, verdrängt sie das letztere, da es eine beständige Einwanderung aus allen Teilen Italiens bewirkt. In Porto Venere hält man noch am zähesten an den alten Sitten fest. Diesen getreu, lassen die Bewohner ihre Töchter nicht tanzen, und ebenso bewahren sie auch ihre der genuesischen ähnliche Mundart, während am übrigen Golf toskanische Sitte und Sprache mit ligurischer sich mischten und die letztere mit den kümmerlichen Resten der Eigenart jetzt ganz verschwindet. Nur Porto Venere hat sein mittelalterliches Aussehen treu bewahrt; aber wenn auch dieses allmählich verwischt sein wird, so wird doch der Blick auf den herrlichen Golf und vor allem die Aussicht von der ehrwürdigen Stätte, wo wahrscheinlich einst der Venustempel stand und heute die Ruinen San Pietros liegen, zu allen Zeiten die Beschauer entzücken.

In den Bergen

Von

Sophia von Khuenberg.

Gieb mir von deiner herben Kraft,
Du frische Heimatserde,
Damit im heissen Lebenskampf
Ich endlich Sieger werde!

Mit Waldhauch würze meinen Geist,
Hüll mir in Schnee die Sinne,
Dass nicht in lauer Sehnsuchtsnacht
Mein ganzer Mut zerrinne!

Trag mich empor zur Gletscherwand
Auf stolzen Adlerschwingen,
Wenn tief im Thal zur Alltagsnot
Die Alltagsglocken klingen.

Dort, in der Reinheit weissem Reich
Find' ich mein Bestes wieder,
Aus toter Weltglut steigen frei
Die sonnenhellsten Lieder.

Aus dem oberschlesischen Industriegebiete

Viel Interessantes giebt es im oberschlesischen Industriegebiete zu sehen, wenngleich man dort landschaftliche Schönheiten vergebens sucht. Der Wald ist fast gänzlich verschwunden, und auch die kümmerlichen Reste weichen mehr und mehr der Axt, da die Gruben das Wasser an sich ziehen und so den Bäumen die Nahrungsquelle versiegt. Regnet's nun gar, dann sieht der oberschlesische Industriebezirk in landschaftlicher Hinsicht trostlos aus. Dann steckt das ganze Land in einem schwarzen Morast, durch den sich Mensch und Tier nur mißmutig dahinbewegen. Rechten Nutzen von einer oberschlesischen Reise hat nur, wen nach wirtschaftlicher Erkenntnis verlangt.

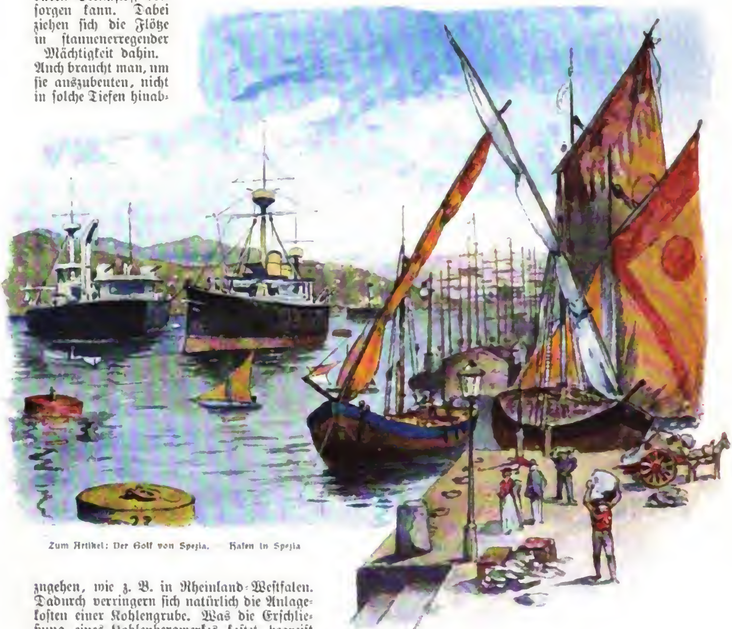
Oberschlesien reiht sich unsern großen Industriezentren würdig an, ist aber seiner wirtschaftlichen Struktur nach auch wieder wesentlich von ihnen verschieden. In Rheinland-Westfalen beispielsweise erstrecken sich die Industriezweige über weite Gebiete. In Oberschlesien ist alles auf verhältnismäßig engem Raume zusammengedrängt. Tritt man aus der Hütte heraus, so fällt man schon in die nächste Grube. Setzen wir uns in Gleiwitz auf die Straßenbahn, so können wir in einem Tage das ganze Industriegebiet durchkreuzen. Die genannte Bahn teilt in finanzieller Hinsicht das Schicksal vieler deutscher Kleinbahnen, aber als Verkehrsmittel ist sie, trotz einzelner Uebelstände, ein Segen für das ganze Gebiet.

Eine besondere Stellung nimmt Oberschlesien auch in andrer Beziehung ein. Rheinland-Westfalen besitzt hervorragenden Koks und Lothringen-



Zum Artikel: Der Golf von Spezia — San Pietro in Porto Venere

Luxemburg unerschöpflichen Reichtum an Minette. Im Schoße der oberschlesischen Erde schlummern unermeßliche Schätze an Kohlen. Im Jahre 1900 stellte sich dort die Steinkohlenförderung auf annähernd 25 Millionen Tonnen mit einem Geldwerte von 177 Millionen Mark. Alle Schätzungen des Kohlenreichtums eines Landes haben etwas Willkürliches an sich, aber darin ist man einig, daß das oberschlesische Becken noch ungezählte Generationen mit dem kostbaren Brennstoff versorgen kann. Dabei ziehen sich die Flötze in staunenerregender Mächtigkeit dahin. Auch braucht man, um sie auszubeuten, nicht in solche Tiefen hinabzugehen, wie z. B. in Rheinland-Westfalen. Dadurch verringern sich natürlich die Anlagekosten einer Kohlengrube. Was die Erschließung eines Kohlenbergwerkes kostet, begreift derjenige, der einmal eingefahren und durch die Anlagen unter Tag dahingewandelt ist. Ueber Tag haben wir u. a. mächtige Maschinen, die die Förderkörbe auf und nieder fahren. Dann kommt der Schacht. Unten ziehen sich nach den verschiedensten Richtungen mannshohe, breite, völlig ausgemauerte Gänge kilometerlang dahin. Unaufhörlich rollen an langen Drahtseilen links und rechts die eisernen Kohlenkasten, leer oder gefüllt, hin und her. Stattliche Maschinenräume, von wo Licht und Kraft nach allen Seiten hin verteilt werden, und Ställe für die Grubenpferde sind eingebaut; auch das Telephon fehlt nicht. Andre Maschinen sind dazu bestimmt, das Grubenwasser, das hie und da wie Regen lustig auf- und herabplätschert, wegzuführen. Wasser und Feuer sind die beiden Hauptfeinde der oberschlesischen Kohlengruben. Schlagende Wetter sind dort unbekannt, weshalb man auch mit offener Grubenlampe einfährt. Gegen Feuersgefahr sind mannigfaltige Vorkehrungen getroffen. Dabei ist das Leben des Bergmanns noch von mancherlei gefährlichen Zufälligkeiten bedroht.



Zum Artikel: Der Golf von Spezia. Hafen in Spezia

Der ganze Ernst dieser Thätigkeit prägt sich auch im Wesen des Bergmannes aus. Still und ernst geht er seines Weges, gleichmäßig ausgreifend, den Stock in der Rechten, Tasche und Fahrleder auf dem Rücken, in der Linken die Grubenlampe schwenkend, im Munde die unvermeidliche Tabakspfeife. In früheren Zeiten gehörte der Pickel zu den Ausrüstungsgegenständen des Bergmannes. Ich habe selbst noch in russischen Bergwerken der Wissenschaft halber mit dem Spitzbeil Erz abgelöst. Bei uns arbeitet man heute rationeller. Es wird in das Kohlenflötz an geeigneter Stelle ein Loch gebohrt

und darein eine Patrone geschoben, die an einer Zündschnur befestigt ist. Sobald letztere in Brand gesetzt ist, wird dies durch lauten Ruf angezeigt. Männiglich zieht sich behende in respektvolle Entfernung zurück. Ein dumpfer Krach, und die losgesprengten Kohlenmassen stürzen herab. Ein Augenblick noch, dann nähert man sich der Stelle. Nun werden die Kohlen in die Kästen verladen und von diesen an den Schacht geschafft. Durch ihn fliegen die Kästen in rasendem Tempo hinauf. Oben geht es direkt nach der Wäsche oder der Separationsanlage. Letztere ist eine mechanische Siebevorrichtung großen Stils. Von der Separation rollen die Kohlen direkt in die Eisenbahnwagen.

Die oberschlesische Kohle ist zumeist Hausbrandkohle. Nur wenige Verwaltungen, so der Fiskus und die gräflich Ballestremsche Verwaltung, sind in der glücklichen Lage, Kokskohlen zu besitzen. Die Schwierigkeit in der Koksbeschaffung ist eines der Merkmale, wodurch sich Oberschlesien von dem westdeutschen Industriegebiete unterscheidet. Dazu kommen die Schwierigkeiten in der Erzbeschaffung. Die einheimischen Brauneisensteine, Thoneisensteine haben nur ungenügenden Eisengehalt, obendrein mit störenden Beimengungen. Die oberschlesische Hochofenindustrie sieht sich daher schon lange gezwungen, hochprozentige Eisenerze aus der Ferne kommen zu lassen, Spateisensteine aus Ungarn, Erze und Kiese aus Schweden und Spanien. Die richtige Behandlung dieser mannigfaltigen Erze stellt an den Hüttenmann große Anforderungen und ist zugleich eine gute Schulung für ihn. Aber die Produktionskosten erfahren wegen der teuren Transporte natürlich eine wesentliche Erhöhung.

Diese Nachteile werden auf andre Weise zum Teil wieder ausgeglichen. Hier ist in erster Linie der Stand der Löhne zu nennen. Während der letzten Hochkonjunktur sind zwar auch in Oberschlesien die Löhne beträchtlich gestiegen, aber im allgemeinen bleiben die oberschlesischen Arbeitslöhne hinter denen in andern deutschen Industriebezirken zurück.

Sehr zu statten kommt den oberschlesischen Werken auch die bei ihnen herrschende Kontinuität der Betriebe. Man weiß, daß dieses wichtige Prinzip der modernen Volkswirtschaft ganz besonders in den Vereinigten Staaten zu hoher Blüte entwickelt ist. So hat der große Steel-Trust in seiner Hand alles, was zur Produktion und zum Absatz gehört, vereinigt, von den Kohlen- und Erzgruben bis zu den Eisenbahnen und Dampferflotten. In Deutschland hat man neuerdings diesem Beispiel mit Eifer zu folgen begonnen. Speziell in Oberschlesien haben sich die Werke möglichst in den Besitz eigner Kohlen- und Erzgruben zu setzen gesucht. Eines reichen Erzgrubenbesitzes erfreuen sich da namentlich die Zinkhütten, was ihnen vor der westdeutschen Konkurrenz einen bedeutenden Vorsprung giebt. Auch pflegen die oberschlesischen Hüttenwerke das bei ihnen erblasene Roheisen zumeist selber weiter zu verarbeiten. Die Werke, die nicht über eigne Kohlengruben verfügen, gleichen diesen Mangel durch die Pflege von Spezialitäten in der Eisenverarbeitung aus. So finden wir bei der Oberschlesischen Eisenindustrie A.-G., von der Börse kurzweg Caro-Hegenscheidt genannt, eine imposante Anlage, in der Draht gewalzt und gezogen und Drahtstifte fabriziert werden. Die Bismarck-Hütte stellt u. a. die feinsten Stahlsorten her. Die Huldschinskyschen Werke zeichnen sich durch Herstellung nahtloser Röhren und Reifen aus. Die Vereinigte Königs- und Laurahütte faßt auf ihrem ungeheuren Areal die mannigfaltigsten Anlagen zusammen. Da wird Roheisen erblasen. Das Roheisen wird in Puddelöfen zu Schweißeisen (Luppen), resp. in Siemens-Martinöfen und Konvertern zu Flußeisen verwandelt. Schweiß- und Flußeisen wird zu den verschiedensten Sorten von Walzeisen verarbeitet: Schienen, Träger, Bandeisen, Grobblech, Feinblech u. s. w. Es werden Radsätze angefertigt, Waggons und Brücken gebaut u. s. w. Für all diese Arbeiten wird die nötige Kohle aus der dicht dabei liegenden Grube herangeschafft.

Eine solche Kombination der Betriebe hat den großen wirtschaftlichen Nutzen einer Verteilung des Risikos. Ein derartig konstruiertes Werk wird niemals von der vollen Wucht einer niedergehenden Konjunktur getroffen werden. Denn wenn es in dem einen Betriebszweige schlecht geht, kann der andre immer noch prosperieren. Wir haben es denn auch in der letzten Krisis erlebt, daß z. B. bei der Vereinigten Königs- und Laurahütte der flotte Kohlenabsatz die Rentabilität des ganzen Werkes hielt.

Für mich giebt es nichts Packenderes, als unter kundiger Führung ein Gang durch Anlagen der genannten Art. Diese Zeilen hätten auch ihren Zweck erreicht, wenn sie einen oder den andern Leser veranlaßten, sich ebenfalls einmal für ein solches Werk



Zu dem Artikel: Der Golf von Spezia.
Villa Lord Byron und Shelley in San Terenzo.

zu interessieren. Wundern muß ich mich, daß unsre Maler so wenig Gelegenheit nehmen, in den reichen Motivenschatz zu greifen, den ihnen die großen industriellen Etablissements bieten. Man stelle sich z. B. einmal an den Eingang zu der großen Halle des Borsigwerkes, wo die Walzarbeiten ausgeführt werden: welch überwältigender Anblick! Die berühmte Werkstätte des Hephästus ist eine Kinderstube dagegen. Bei der Wanderung durch solch eine Walzabteilung muß man allerdings die Augen aufmachen, auch muß man aufmerken, wo man den Fuß hinsetzt. Wie leicht tritt man auf dunkelheiße Platten oder Blöcke, und weggebrannt ist die Sohle. Auch kann man sich an den scharfen Blechen leicht die schönsten Risse in den Kleidern zuziehen, denn bei der Fülle neuer und interessanter Schauspiele ist eine Unvorsichtigkeit leicht begangen.

Hier sehen wir, wie ein gewaltiger glühender Block in die mächtigen Walzen geschoben wird. Zornig sprühen die Funken umher. Mit polterndem Getöse wird der Block von den Walzen gepackt und durchgezogen. Noch kann ihm der Druck wenig anhaben. Wie ein Federball wird er gehoben und zurückgezogen. Es dauert aber gar nicht lange, so dehnt und reckt sich der Block, und nach verhältnismäßig kurzer Zeit ist aus dem Ungetüm eine endlos lange, dünne Platte geworden. Nicht minder interessant ist die Drahtwalzerei. Im Handumdrehen fliegt der glühende Knüppel in die Walze; glühenden Schlangen gleich schießt er durch die Walzenstraße, bis er als Draht noch heiß zu einem Knäuel zusammengerollt wird. In den Walzen werden Drähte nur bis 5 Millimeter Durchmesser hergestellt. Die dünneren werden in den Drahtziehereien gefertigt, wo die Drähte kalt durch immer engere Löcher gezogen und so immer weiter verdünnt werden. Der Draht wandert in die Stiftenfabrik, wo er, immer durch Maschinen, zu Nägeln verarbeitet wird. Der Draht wird in die Maschine hineingezogen; ein Stoß, und der Kopf ist da, fast gleichzeitig ein Schnitt, und der Stift fällt in den Kasten. So geht es unter ohrenbetäubendem Lärm rastlos weiter. Millionen von Nägeln werden auf diese Weise fabriziert, in jeder Größe und jeder Dicke. Gleich hinter der Fabrik halten die Waggons mit Anschluß an die Bahn, um die Ladungen weiter zu schaffen.

Besonderes Interesse erweckt die Fabrikation des Tiegelgußstahls. Da er zu den allerfeinsten Fabrikaten verwendet wird, erfordert er eine besonders sorgfältige Behandlung. Schon die Herstellung der Formen aus einer Masse von Thon und Graphit will mit viel Gediegenheit betrieben werden. Monatelang stehen diese Gefäße zum Trocknen in speziell regulierter Wärme. Die fertigen, krugartigen Formen werden mit Eisenbrocken, deren Zusammenstellung wieder sehr vorsichtig abgestimmt werden muß, gefüllt, in Gruben versenkt und dort einer Hitze von einigen Tausend Grad ausgesetzt. Ist der Schmelzprozeß entsprechend weit gediehen, dann gilt es, die Töpfe herauszuholen. Diese Arbeit erfordert große Geschicklichkeit. Der damit betraute Schmelzer wird denn auch hoch bezahlt. Angethan mit einem dicken nassen Umhang, Augen und Gesicht geschützt, nähert er sich der Höllenglut und hebt die Krüge heraus. Zwei andre Arbeiter tragen an langen Stangen die Krüge abseits und schütten den Inhalt durcheinander. In einem entzückenden Milchweiß, das man allerdings vorsichtigerweise durch ein blaues Glas betrachtet, fließt die Masse in bestimmte Formen. Die so hergestellten Blöcke u. s. w. werden nachher unter elektrisch betriebenen Hämmern weiter verarbeitet.

Das überwältigendste Schauspiel bietet aber die Herstellung des Flußeisens in Konvertern. Man weiß nicht, soll man mehr die hierbei wirkenden elementaren Kräfte der Natur bewundern oder den menschlichen Geist, der sie zu bändigen und zu lenken versteht. Ungestümer und explosiver kann auch ein Vulkan kaum arbeiten.

Wie die deutsche Industrie überhaupt, so hat sich auch die oberschlesische in den letzten zwölf Jahren gewaltig ausgedehnt. Ist doch z. B. der Gesamtwert der Produktion Oberschlesiens in den Jahren 1889 bis 1900 von 224½ auf 486½ Millionen Mark gestiegen, die Zahl der Arbeiter von 91 321 auf 131 427 und die Höhe der jährlichen Löhne von 54½ auf 116,8 Millionen Mark. Dementsprechend haben sich die Werke ausgedehnt, freilich die einen mehr als die andern. Alte, angesehene Werke zeigen sich auffallend konservativ; andre haben sich von dem Streben nach Fortschritt zu weit fortreißen lassen, litten dann aber auch unter der letzten Krisis besonders schwer. Eine dritte Gruppe hat es verstanden, Vorsicht mit Kühnheit zu verbinden; hier begegnet uns ein ebenso gesundes wie erfolgreiches Bemühen um Einführung der modernsten und rationellsten Arbeitsmethoden, hier ist auch der Einfluß Amerikas nicht zu verkennen. Aber während manche westdeutsche Werke dem amerikanischen Beispiel nach ungemessener Ausdehnung folgten und dabei unsre anders gearteten Verhältnisse vergaßen, hat sich Oberschlesien doch im ganzen eine weise Mäßigung auferlegt. Eine gewisse Grenze haben die oberschlesischen Werke für ihre Ausdehnung auch in den Bodenverhältnissen. Der Grund und Boden befindet sich dort jetzt nicht nur in festen Händen, sondern die Preissteigerung hat auch schon hübsche Fortschritte gemacht. Einzelne Werke, wie Friedenshütte, haben sich beizeiten ausgedehnte Grundflächen gesichert, wodurch ihnen eine zukünftige Erweiterung wesentlich erleichtert wird. Andre dagegen sehen sich durch den Mangel an Terrain an jeder weiteren Ausdehnung gehindert und haben deshalb zu der Errichtung von Zweigniederlassungen schreiten müssen. Einstweilen freilich werden auch die unternehmendsten Verwaltungen nicht an eine Vergrößerung ihrer Anlagen denken wollen. Sie werden froh sein, wenn sich die Konjunktur wieder so weit gebessert hat, daß die jetzt vorhandenen Etablissements voll und zu guten Preisen beschäftigt sind. Von Regierungs wegen kann die Rückkehr der guten Zeiten beschleunigt werden, wenn der Abschluß günstiger Handelsverträge gesichert wird. Eine Hebung der Absatzverhältnisse würde in Oberschlesien mit großer Freude begrüßt werden, denn in dieser Beziehung ist das Land sehr ungünstig gestellt. Die natürlichsten Absatzmärkte für Oberschlesien wären Rußland und Oesterreich. Aber nach beiden Richtungen hin stößt der oberschlesische Export auf mehr oder weniger hohe Zollmauern. So ist Oberschlesien auf den Weg hauptsächlich nach Nordwesten angewiesen. Dorthin aber wirken die Frachten verteuernd.

Aus diesem Grunde sollte sich die Regierung die kulturelle Förderung jenes Grenzlandes noch mehr angelegen sein lassen. Deshalb hätte sie auch bei den Vorarbeiten für die technische Hochschule in

Breslau mit weniger Umständlichkeit zuwege gehen dürfen. An Beweisen fehlt es ja nicht, daß die maßgebenden Kreise in Oberschlesien der Regierung in Bezug auf die kulturelle Hebung des Landes bereitwillig entgegenkommen. Ich erinnere nur an die noble Spende der Industrie für die genannte Hochschule. Es ist doch eigentlich seltsam, daß ein Land so dringend nach Eisenbahnen und Bildungsstätten verlangt und dafür so unzulängliches Verständnis an maßgebender Stelle findet. In Amerika wäre so etwas undenkbar. Diese Knebelung der freien Initiative ist denn auch einer der Gründe dafür, daß wir in so manchen Dingen hinter den Amerikanern zurückbleiben.

Die kulturelle Mission, die die Großindustrie in Oberschlesien vollbringt, zeigt sich auch in andern Fragen. Die oberschlesische Bevölkerung ist von Natur gutartig. Aber die polnische Nachbarschaft läßt sich nicht verkennen. Schmutz und Elend treten uns in den ärmsten Quartieren der Großstädte nicht in so beleidigender Form entgegen wie so manches Mal in Oberschlesien. Hier greift die Großindustrie ein. In der ausgedehntesten Weise baut sie gesunde und schöne Wohnungen für ihre Arbeiter und Beamten. Weithin über das ganze Gebiet sind diese Wohnhäuser und oft in entzückender Anlage gebaut. Es ist ein seltsamer Anblick, wenn man durch das Land hinfährt, alte, verfallene Hütten, freundliche, in roten Ziegeln aufgeführte Arbeiterkolonien und hochmoderne, stilvolle Häuser in buntem Durcheinander daliegen zu sehen. Buntgemischt wie die Häuser ist auch die Bevölkerung: barfüßige, zerlumpte polnische Weiber und Kinder; deutsche Arbeiter, die etwas auf sich halten; elegant gekleidete Damen der höheren Beamtenschaft der Werke u. s. w., alles bewegt sich auf engem Raum durcheinander. Die Großindustrie bleibt aber nicht bei der Herstellung von Wohnungen stehen. Soziale Wohlfahrtseinrichtungen bestehen in großer Menge. Einzelne Werke wenden für solche Zwecke beträchtliche Summen auf. Die Damen der Werksleiter nehmen sich dieser Dinge mit liebevollem Eifer an. So sah ich bei Caro-Hegenscheidt eine Badeanstalt im Bau, die mit größtem Geschmack angelegt ist. Das Hanna-Haus bei demselben Werke ist ein Muster sozialer Fürsorge. Frau Kommerzienrat Hegenscheidt hat mit diesen Instituten Werke geschaffen, für die ihr Generationen dankbar sein werden. Aber die Herren der Großindustrie sagen sich mit Recht, daß alles Gute, das sie auf diese Weise schaffen, wieder zerstört wird durch die schwere Kalamität, unter der die Bevölkerung leidet, die Schnapspest. Und so haben die Herren, Generaldirektor Liebert an der Spitze, ihren Einfluß gegen diese Geißel in Bewegung gesetzt. Es hat bei den interessierten Kreisen darob viel Zeter und Geschrei gegeben, aber die Herren lassen sich dadurch nicht irre machen; und mit Recht, denn sie thun an dem Volke damit ein gutes Werk.

Bekannt ist, daß die polnische Agitation auch in Oberschlesien sehr thätig ist. Je mehr sich die Industrie ausdehnte, um so mehr war sie auch gezwungen, polnisch sprechende Arbeiter anzustellen. Auch bedienen sich ihre nächsten Vorgesetzten bei der Arbeit häufig des Polnischen, weil das, wie man mir sagte, bequemer für die Leute sei. Aber zahlreiche höhere und mittlere Werkbeamte verzichten auf diese Bequemlichkeit und sehen darauf, daß die Arbeiter ihre Meldungen in deutscher Sprache erstatten. Gerade in dieser Beziehung wird von den genannten Kreisen täglich für das Deutschtum eine Arbeit geleistet, die man nicht hoch genug anschlagen kann. Viele Verwaltungen sehen, soweit es irgend geht, darauf, daß die Arbeiter, die sie einstellen, des Deutschen mächtig sind. Nicht zu unterschätzen sind auch die Opfer, die die Herren durch ihre Wirksamkeit in den Vereinen bringen; denn das Vereinswesen hat in allen Grenzmarken stets neben der geselligen Seite einen nationalen Wert. Was die Volksschule dem Deutschtum in Oberschlesien nutzt, ist bekannt. Ich habe denn auch immer meine Freude an dem Haufen Knaben und Mädchen gehabt, wenn sie sauber gewaschen aus der Schule stürmten. Der Kinderreichtum Oberschlesiens ist groß. Die Schullasten werden auf diese Weise für die wohlhabenden Kreise natürlich erhöht; denn große Abgaben kann der Arbeiter und Bergmann nicht tragen. Aber auch die sonstigen öffentlichen Lasten sind nicht gering. Die Klage über die Höhe der Steuern verfolgt uns auch bis in diesen Winkel.

A. T.

Orangenwald in Paraguay

(Zu dem Bilde Seite 64 und 65)

Die Wälder Paraguays zeichnen sich durch den vielseitigen Nutzen und die Mannigfaltigkeit der Pflanzenwelt aus. Bau- und Nutzhölzer der verschiedensten Art, die von dem Paraguayer seinen Zwecken entsprechend verwendet werden, liefern in sehr schönen Maserungen und Farbentönen des Holzes ein noch sehr wenig ausgenutztes Material zu besseren Tischlerarbeiten. Dazu kommen die Schlingpflanzen zum Binden, die Kokospalme und die wilde Ananas mit ihren zähen Blattfasern, verschiedene gerbstoffhaltige Bäume und andre Pflanzen von vielseitiger Nützlichkeit. Zu den charakteristischsten Bäumen Paraguays gehört der Orangenbaum. Fast jede Ansiedlung ist dank der früheren Anordnungen der Jesuiten und des Diktators Lopez von einer Orangenpflanzung umgeben, deren süße und saftige Apfelsinen, ebenso wie die Bananen, ein Hauptnahrungsmittel der Landbewohner bilden; auch sind die herabgefallenen überreifen Früchte ein Leckerbissen der unter den Bäumen weidenden Kühe. Im Gegensatz dazu sind die Früchte des wildwachsenden Orangenbaumes, der in den Wäldern weit verbreitet ist, durch ihre Säure ungenießbar, und nur teilweise finden die bitteren Schalen Verwendung. Einen überaus reizvollen Anblick gewährt ein Wald, dessen Hauptbestandteil Orangenbäume bilden, zwischen dessen Stämmen und Aesten sich wie Festons die Schlingpflanzen ausbreiten und aus dessen dunkelgrünem Laub die runden, rötlich-goldigen Früchte hervorleuchten.

Karl Oenike

Süderssen

Roman

von

Wilhelm Meyer-Förster

I

Als der Wagen von den Museen her über die Friedrichsbrücke rollte, hob Worms, der rechts neben Süderssen saß, sein spanisches Rohr, tippte mit der Silberkrücke an den Arm des Kutschers und rief: „Halt!"

Fast augenblicklich kamen die Pferde zum Stehen. Der Diener sprang in ängstlicher Hast vom Bock, lief links um den Wagen und stand eine Sekunde später an der rechten Seite, den Hut in der Hand und die Augen groß, respektvoll, fragend auf Herrn Worms gerichtet.

Aber Worms beachtete ihn nicht, nur daß er seine rechte Hand, ohne seitwärts zu schauen, mechanisch auf den Arm des Dieners legte. Dann machte er sich daran, auszusteigen, in einer übertrieben schwerfälligen Art, wie jemand, der viel Zeit hat und gern zeigt, daß er viel Zeit hat.

Es war zwanzig Minuten nach zwölf, und über die Brücke flutete ein Strom von Menschen, die alle Eile hatten, ihre kurze Mittagspause auszunutzen.

Auf dem Trittbrett, das unter seiner Last sich ein wenig neigte, blieb Worms einige Augenblicke stehen und schaute, immer auf den Diener gelehnt, unter seinen großen, halbgeschlossenen Lidern nach den Vorübergehenden, die unwillkürlich ihren raschen Gang hemmten und ihn neugierig anstarrten.

Er war überzeugt, daß er in diesem Moment eine Figur machte. Lackstiefel, Bügelfalte, der zweireihige Gehrock mit enger Taille, der spiegelblanke Cylinder, eine große weiße Rose im Knopfloch, der Schnurrbart so scharf in die Höhe gebürstet, daß er fast die Augen streifte, — dazu der Diener, der Kutscher, die Pferde, der Wagen, — es lohnte sich wirklich, daß die Leute stehen blieben, um Worms zu betrachten.

Irgend jemand sagte halblaut: „Das ist Bleichröder," — und Worms mit seinem Luchsgehör schnappte die drei Worte auf.

„Bleichröder!" Man hielt ihn für Bleichröder! Wenn es in Berlin einen Rothschild geben würde, wären diese Leute da im stande, ihn für Rothschild zu halten.

Und warum nicht?!

Was sind denn diese Bleichröder? Rothschilds? Oder der Erzmillionär Jarotschin? Zugegeben: sie stehen am Himmel der Börse wie Sonnen, während Worms nur ein — wenn auch hellleuchtender — Stern ist, aber „die Sonnen fußen auf ganzen Generationen, die für sie vorgearbeitet haben, Worms hingegen, der Stern, stieg empor aus eigner Kraft."

Ein Glanz flog über sein Gesicht, und nun verließ er den Wagen und ging an dem Kutscher vorbei, von Süderssen gefolgt, zu den Pferden. In der Art von Leuten, die nie oder erst seit kurzem mit Gäulen zu thun hatten, klopfte er dem Fuchs auf Kruppe und Hals, und indem er ihm vorsichtig das Maul streichelte, sagte er zu Süderssen:

„Es giebt nur ein Tier, lieber Freund, für das ich von frühester Jugend an das empfunden habe, was man Sympathie nennt. Das ist das Pferd. Ich bin Ungar, lieber Freund, ein Sohn der Pußta, und die Pußta ist die Heimat des Pferdes. Ich könnte Ihnen Geschichten erzählen . . ."

Süderssen machte ein etwas verlegenes Gesicht, der Kutscher saß starr auf dem Bock, die Peitsche kerzengerade, die Hand am Hut, während ein Dutzend Menschen oder mehr an der Bordschwelle Posto gefaßt hatte, um die Scene zu beobachten.

Aber Worms hatte aus seiner alten Praxis als Schauspieler ein sicheres Gefühl dafür, wann man eine Scene enden muß, um einen effektvollen Abgang zu haben, und so endete er sie:

„Kommen Sie, lieber Freund."

Er schob den Arm in den seines Begleiters und ging mit ihm langsam durch die Leute, die respektvoll auseinander wichen, über die Brücke nach der Burgstraße.

„Wovon sprachen wir? Das Pferd, richtig, ja. Ich habe in diesen letzten vier Monaten 130000 Mark, in Buchstaben: hundertunddreißigtausend Mark, für Pferde verausgabt; nennen Sie mir irgend jemand in Deutschland, in Frankreich, in England, nennen Sie mir jemand in der ganzen Welt, der das von sich sagen kann."

Süderssen, als ein Mann, der von frühester Jugend an mit Rennpferden zu thun gehabt, dessen Vermögen diese Tiere mit Haut und Haaren aufgefressen und den sie in der denkbar vollkommensten Weise ruiniert hatten, hätte bequem zwanzig Leute, die diesen sonderbaren Ruhm für sich in Anspruch nehmen durften, herzählen können, aber er hütete sich weislich, seinen Gönner Worms in schlechte Laune zu versetzen.

„Ich wüßte niemand," sagte er.

„Nennen Sie mir einen," beharrte Worms.

„Ich wüßte wirklich keinen."

Worms triumphierte. „Hundertunddreißigtausend! — Es ist kolossal! Was ich anfange, geschieht in großem Stile. Es gab eine Zeit, wo man in diesem Hause da drüben" — er deutete auf den langgestreckten Monumentalbau der Börse

— „mich für wahnsinnig gehalten hat. Das war, lieber Freund, anno 81, als ich, Worms, so wie ich jetzt hier vor Ihnen stehe, drüben stand und die Hand hob und diesem inferioren Volk von Börsenleuten ein Licht aufsteckte. Die Zukunft der Berliner Börse liegt in Argentinien —, das waren meine eignen Worte, wörtlich. Man hat gelacht, man hat mich verhöhnt, heute lacht man nicht mehr."

Er warf mit kurzem Ruck den Kopf zur Seite, so daß der Cylinder sich ein wenig seitwärts schob, und griff Südersſen an den obersten Knopf seines Rocks:

„Lieber Freund, ich war Künstler, Sie wissen das. Ein armer Bursche, der — bevor er seine Frau heiratete, Gott habe sie selig, meine geliebte Frau, — nichts besaß als den Lorbeerkranz, mit dem man in Warschau ihn geschmückt hatte. Ich bin nicht, wie die da drüben, am Comptoirtisch aufgewachsen mit Zahlen und Rechnen; das Kapital, das ich meinem Schwiegervater brachte, war der klare Verstand und der freie Blick des Künstlers."

Er schwieg eine kurze Weile, gleichsam in alter Erinnerung verloren, dann plötzlich richtete er sich energisch empor wie der Schauspieler, der markiert, daß er einer weichen Stimmung Herr geworden ist:

„Er hat mir viel hinterlassen, sehr viel, aber ich habe dieses Viel verzehnfacht, verzwanzigfacht. Nehmen Sie die Karte von Argentinien zur Hand, da ist jeder Fleck Erde mit meinem Namen verknüpft. Rio Cuarto, Totoralejos, Santiago del Estera, Sarmienta, lieber Freund, das sind Schlachtfelder, auf denen man mich hat zu Grunde richten wollen, und auf denen ich meine Siege erfochten habe. Santiago del Estera — wenn ich den Namen höre, so klingt er mir im Ohre wie Austerlitz! Ich will keine Vergleiche ziehen, es wäre lächerlich. Man kann und soll einen Schlachtenlenker nicht in Parallele stellen mit einem Manne der Börse, aber was mir bei allem als das Entscheidendste erscheint, das ist die Künstlerschaft. Napoleon war ein Künstler, vergessen Sie das nie! Er hat seine Schlachten als Künstler gewonnen, wie Cäsar, wie Alexander, kraft seines Genies, und in diesem Sinne, und nur in diesem Sinne vergleiche ich Santiago del Estera mit Austerlitz. Sie verstehen, was ich meine."

„Natürlich," sagte Südersſen, dem der Kopf brummte, und der die Empfindung hatte, daß die ganze Straße Worms' überlaute Worte anhöre und glossiere. In seiner Eigenschaft als einer der korrektesten Gentlemen des Kontinents, dessen Stimme einen leisen, sanften, fast behutsamen Tonfall hatte, empfand er diese Scene wie eine Marter.

Vor der Börse standen Gruppen von Herren, die bei Worms' Näherkommen grüßten, und in seiner merkwürdig gemessenen Art erwiderte er jeden Gruß, indem er nach einer veralteten oder zum wenigsten nicht mehr geläufigen Art den Hut ein wenig nach rechts hob. So ging er die ganze Front der Freitreppe entlang, die Hand beständig am Hut und die Augen nach links gewendet, wie ein Herrscher, der die Ehrencompagnie salutiert.

„Ja, was ich sagen wollte," wandte er sich dann wieder zu Südersſen, aber er wußte nicht, was er hatte sagen wollen, denn die feierliche Grußscene hatte ihn aus dem Konzept gebracht.

„Sie haben jedenfalls in der Börse zu thun," half ihm Südersſen, „ich werde so lange hier draußen warten, lassen Sie sich keinesfalls durch mich stören."

„Ich habe nicht in der Börse zu thun. Ich wüßte nicht was. Geschäfte dieser Art liegen hinter mir, längst. Man geht mittags hin, um sich zu zeigen, um dem einen oder dem andern die Hand zu schütteln, das ist alles. Ich wüßte in der That nicht, was ein Mann meiner Stellung an der Berliner Börse zu thun hätte."

Südersſen wurde noch blasser als sonst. Er hatte Worms, der bisweilen die Empfindlichkeit einer Mimose besaß, durch die mehr als harmlose Bemerkung beleidigt, das war klar.

Aber mit der dumpfen Zähigkeit eines Menschen, der mit seinen wenigen letzten Hilfsquellen hauszuhalten gelernt hat, nahm er den Verweis, der in der Stimme des andern lag, schweigend hin.

Vielleicht empfand Worms, wenn auch nur instinktiv, daß er im Tone zu weit gegangen sei, und mit seiner im Grunde genommen gutmütigen Art suchte er das wieder gut zu machen:

„Kommen Sie mit hinein, lieber Südersſen, vielleicht können wir den Jobbern en passant ein paar Mille abjagen. Ich habe seit, ich weiß nicht wie lange, an der Börse nicht mehr gekauft, es wäre ein Hauptspaß, wenn wir was herausholten. Nicht für mich, wahrhaftig nicht, ich will mit dem Kram nichts mehr zu thun haben. Aber für Sie, lieber Freund. Sie können es gebrauchen."

Und ohne auf den halben und formellen Widerspruch Südersſens zu achten, zog er ihn mit sich die Freitreppe hinauf.

Ungleich der Pariser Börse, in die jeder Vorübergehende, wenn er Lust hat, ungeniert hineinspazieren kann, wird das Berliner Heiligtum streng bewacht und der Einlaß nur denen gewährt, die nachzuweisen im stande sind, daß sie laut Stellung und Beruf hier heimatberechtigt sind. Aber vor Südersſen, der an der Seite eines solchen Mannes sich den großen Flügelthüren nahte, öffnete sich das Thor ohne weiteres.

Im ersten Moment war er überrascht, ein betäubender Lärm schlug ihm entgegen, während ein schwarzes, undurchdringliches Meer von Menschen den weiten Saal füllte. Alles war in Bewegung, lärmte, redete, schrie, es war ein Höllenspektakel, in dem niemand sein eignes Wort verstehen zu können schien.

Die Nächststehenden vorn am Eingang glotzten ihn an: wer war das, der da mit Worms hereinkam? Ein junger, schmächtiger Mensch mit fremdartigem, englischem Typ. Was wollte der hier? Was hatte der hier zu suchen? Er trug einen

Strohhut mit weißseidenem Bande, enorm hohen Stehkragen und schwarze Krawatte. Er hatte den dünnen Stock mit der mondförmig gebogenen Krücke über den Arm gehängt, wie man das auf den Rennplätzen thut, und die Hände, die in schneeweißen Handschuhen steckten, hielt er ungeschickt vor sich, wie jemand, der die Empfindung hat, daß er gegen dieses unübersehbare, von allen Seiten drängende Meer von Menschen sich wehren muß.

Er wurde vorgestellt, einem dicken alten Herrn, dann einem zweiten, einem dritten, noch andern:

„Herr Süderssen aus Hamburg, aus dem Hause John Frederik Süderssen, bekannter Sportsman, berühmter Reiter —" und er verbeugte sich jedesmal wie eine Puppe, ohne die Namen der andern zu verstehen.

„Was macht der neue Rennstall, Worms?" fragte der Dicke, „ich höre faul, was? Gewinnt nicht, wie? Mieses Geschäft, was?"

Worms war entrüstet.

„Ich habe hundertunddreißigtausend Mark für meine Pferde bezahlt, lauter erste Klasse, Pferde, wie sie Oppenheim nicht hat."

„Aber sie jewinnen nischt. Mit Argentinern war mehr zu holen, was? Pferdchen sind keine Papierchen."

Alles lachte, und Worms wurde rot vor Grimm. Er hatte mit dem neuen Rennstall an der Börse mehr renommiert als mit allen seinen übrigen Erfolgen zusammengenommen. Rennstall und Rennbahnsiege sind der Traum all dieser Börsenleute, von dem ersten Tage an, da sie als kleine Commis die ersten Geschäfte für die eigne Tasche riskieren. Die blauseidene Jacke der Rothschilds glänzt als ruhmreiches Vorbild auf allen Rennbahnen Europas, der Berliner Banquier Schickler gewann dreimal den Pariser „Grand Prix", die Bleichröder haben ihren Rennstall, die Oppenheims, die Blanc, die Springer, die Ephrussi, dann alle die amerikanischen Milliardäre. Die Siege an der Börse werden gekrönt durch die Siege auf dem grünen Rasen, wo man nicht mit seinesgleichen kämpft, sondern mit den Erben der stolzesten Namen Europas. Wo Tausende dem Erfolge zujauchzen, und wo hoch und niedrig den glücklichen Sieger mit Glückwünschen umringt.

Wenn irgend jemand im stande war, vermittelst seiner Phantasie einen solchen Tag des Ruhmes sich auszumalen, so war das sicherlich Worms. Er sah sich angestaunt, bewundert, beneidet, er ging auf dem Rennplatze zu Baden-Baden ruhig und gemessen die Stufen der Fürstenloge hinauf, um aus der Hand Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs den Goldpokal entgegenzunehmen, den Seine Königliche Hoheit dem Besitzer des siegreichen Pferdes alljährlich persönlich überreicht, und er sah Herrn von Rothschild selbst (den Pariser Rothschild) auf sich zukommen und sagen:

„Sie haben da ein vortreffliches Pferd, mein lieber Worms, ich möchte es Ihnen abkaufen, faktisch, nennen Sie mir Ihren Preis;" worauf Worms entgegnen würde: „Dieses Pferd, Herr Baron, ist mir nicht feil, für kein Geld der Welt. Einfach deshalb nicht, weil es mir nicht mehr gehört. Das Pferd, Herr Baron, gehört Ihnen."

Und er sah Rothschild erst staunen, dann langsam begreifen, dann seine Hände ergreifen und sagen: „Es ist mir schon manches an Generosität im Leben begegnet, aber dieser Fall übertrifft alle andern, auf mein Wort, lieber Worms, auf mein Wort."

Es war das nicht Worms' einziger Traum dieser Art, er hatte noch kühnere, großartigere, und wenn er nachts im Bett lag und nicht einschlafen konnte, begann seine Phantasie mit wunderbaren Farben zu malen.

Die rauhe Wirklichkeit hatte keinen dieser Träume erfüllt, im Gegenteil, die teuer bezahlten Pferde gewannen nichts, verdienten nichts, sie brachten nicht einmal ihre Futterkosten herein, von den übrigen kolossalen Spesen des Stalles ganz zu schweigen. Aber Süderssen und andre — vor allen jedenfalls Süderssen — versicherten ihm hundertmal: „Das wird anders, auf dem Turf muß man warten können," — nun plötzlich, zum allerersten Male kam ihm der Gedanke: „Süderssen versteht nichts, alle Ratschläge, die er dir gegeben hat, taugen nichts, vielleicht haben just diese Ratschläge die Schuld, daß die teuren Pferde nie gewinnen, — nie gewinnen."

Das Lachen war noch nicht verhallt, es gellte Worms zwischen all dem betäubenden Lärm in die Ohren, es trieb ihm das Blut zu Kopfe, und von dem behäbigen Dicken, der seine Witze über Rennpferde und Börsensport behaglich weiterspann, glitt sein Blick auf Süderssen, der hilflos in dem fremden Kreise stand, blaß, hager, unsicher. Seine schmale Reiterfigur in dem hellen englischen Dandy-Anzuge wirkte zwischen dunkelgekleideten, fetten, wohlgenährten, alltäglichen Börsenleuten wie eine Karikatur, und sein verlegenes Lächeln erschien Worms wie der Ausdruck absoluter Unfähigkeit:

‚Er ist ein Nichtskönner, ganz ohne Frage, ein Mensch, der zunächst sein eignes Vermögen auf dem Rennplatze verputzt hat und die Geschichte an andrer Leute Pferden mit seinen talentlosen Ratschlägen zu wiederholen im stande ist.'

Uebrigens von den Pferden ganz abgesehen! Sie sind für Leute mit einer an Erfolgen reichen Lebensstellung nicht einmal die Hauptsache! Man will eingeführt werden, bekannt werden. Persönlichkeiten die Hand schütteln, die andre nur von weitem bewundern dürfen!

Der furchtbare Verdacht stieg in Worms auf, daß vielleicht auch in dieser Beziehung Süderssen eine ungeeignete Mittelsperson sei, daß Süderssen nie eine irgendwie hervorragende Rolle auf dem Turf gespielt habe, und daß mithin —

Es war nicht auszudenken!

Der erste Schritt auf der Bühne so gut wie

im Leben ist immer der entscheidende, und führt man sich hier sowohl wie dort falsch ein, falsch „gemanaget", in falscher Begleitung, so kann man das nie mehr gut machen.

Etwas wie kalter Schweiß stieg Worms auf die Stirn, und immer noch klang um ihn und Südersssen herum dieses verteufelte Lachen des Dicken, der den andern erzählte, wie viel Geld Worms für die Gäule verausgabt habe und wie diese Gäule stets und ständig das Ziel als Letzte passierten.

Da geschah etwas Unerwartetes.

In dem Meer öffnete sich eine Gasse, alles wich respektvoll zur Seite, und ganz langsam näher schreitend, angelegentlich mit einem älteren Herrn sprechend, erschien — wahrhaftig, er war es! — Jarotschin selbst!

Jarotschin, den man seit Jahren nicht mehr an der Börse gesehen hatte!

Der König, der Kaiser! Der einzige, der es mit den Rothschilds aufnehmen kann, der diese ganze Berliner Börse, wie sie da um ihn brandet und ebbt, auskaufen könnte mit einem einzigen Zuge seiner Feder.

Der kleine Kreis um Südersssen zerteilte sich, um Jarotschin Platz zu machen, selbst Worms trat zurück: ein Zwerg, der vor dem Riesen sich neigt.

Dieser beneidete Worms mit dem fettgewordenen, aber immer noch charakteristischen Gesichte des einstigen Schauspielers und Theaterdirektors war selbst ein Riese geworden, der über dem Häusermeer der kleinen Banken und Börsenexistenzen neben wenigen Großen wie ein Turm emporragte, — aber, lieber Gott, was bedeutete seine Größe neben der Jarotschins?! Ein Turm neben dem Chimborasso, ein gutgefügtes Bauwerk, das vielleicht nur einem Erdbeben erliegen kann, neben dem Himalajaberge, der über alle Stürme und Erdbeben spottet!

Jarotschin kam näher, und jeder schaute ihn an. Es wurde still um ihn, der tolle Lärm dämpfte sich an allen Ecken und Enden des Riesensaals, aus dem Schreien wurde Surren, dann Flüstern, dann Schweigen.

Es dauerte nur Sekunden, dieses Schweigen, denn die Sekunden an der Börse sind kostbar, aber diese wenn auch nur Sekunden währende Stille war eine großartige Huldigung der Ehrfurcht.

Jarotschin war damals schon ein alter Mann, aber er hielt den Kopf auf dem kleinen, unansehnlichen Körper gerade aufgerichtet, und seine großen, etwas hervortretenden Augen gingen, während er vorwärtsschritt, beständig ohne Hast von rechts nach links und links nach rechts. Er schien jeden anzusehen, auch Worms, man wußte indessen nicht recht, erwiderte er die ehrfurchtsvollen Verneigungen oder nicht? Es war, als ob er jeden einzelnen anblicke, doch so, als ob er durch ihn hindurchschaue wie durch eine Glasscheibe, die in ihrer Durchsichtigkeit von dem Auge kaum bemerkt wird.

Da stutzte er. Er stand vor Südersssen, der ohne Verständnis für die Scene keine Miene machte, auszuweichen, der Jarotschins Näherkommen nicht einmal bemerkt hatte.

„Herr Südersssen?"

Dieser wandte sich um und sah den alten Herrn erstaunt an, dann erst erkannte er ihn, und glücklich, unter den tausend fremden Gesichtern jemand zu finden, der ihm bekannt war, bot er Jarotschin die Hand:

„Herr Geheimrat!"

„Sie hier, Herr Südersssen?"

„Ja, ich —" er sah suchend im Kreise, bis er Worms fand, der völlig verdutzt hinter ihm stand, — „Herr Worms hat mich herein geführt; es ist sehr interessant, ich war nie hier."

Der Geheimrat wandte einen Moment den Kopf und sah Worms an, der sich tief verbeugte, — wieder mit diesem seltsamen gleichgültigen Blick — dann drehte er sich zurück zu Südersssen.

„Wir haben uns lange nicht gesehen. Wo war es zuletzt? In Iffezheim, richtig. Sie ritten eins meiner Pferde, wie hieß es gleich?"

„Lady Maria."

„Ja, ja, ganz recht, ich hatte vergessen. Mein Gedächtnis läßt nach, ich bin alt geworden, mein lieber Herr Südersssen. Es war ein schöner Herbst damals in Baden-Baden, und man war fünf Jahre jünger. Lady Maria, ganz recht, es war ein gutes Pferd. Ich komme nun nie mehr auf die Rennplätze, man wird zu alt, und dann, man hat nicht mehr die Elastizität. Das Interesse daran hört auf. Aber ich denke oft gern daran zurück, an Iffezheim und Ascot und das schöne Longchamps — ich habe da manchen fröhlichen Tag verlebt. Sie haben den Herzog von Hamilton nicht mehr gekannt, oder doch? Nein, nein, bewahre, das war alles vor Ihrer Zeit. Uebrigens jetzt erinnere ich mich: es war ja damals in Baden, als Sie die Affaire hatten, ganz recht, mit Arenswaldt, — man vergißt so rasch — ja, ja."

Ein weiter Kreis hatte sich um die beiden gebildet. Wer war dieser fremde Mensch, mit dem Jarotschin so angelegentlich, freundschaftlich sprach? Bis plötzlich ein Flüstern durch den Kreis ging: „Das ist Südersssen, der Hamburger." Man hatte den Namen vorhin, als Worms ihn nannte, überhört, nicht beachtet, jetzt ging es mit einem hastigen Murmeln durch die Umstehenden:

„Der Arenswaldt erschoß. Damals in Baden-Baden. Den Baron von Arenswaldt. Er hat jahrelang in Ehrenbreitstein auf Festung gesessen. Natürlich, der ist es!" Manche erinnerten sich, manche hatten die Geschichte vergessen, andre sie nie gehört.

Aber man starrte jetzt weniger auf Jarotschin als auf Südersssen, der da in der Mitte stand, höflich, verlegen lächelnd, mit seiner hageren, immer noch jugendlichen und fast zarten Figur alles andre eher als das Bild eines Mannes, der dergleichen Dinge hinter sich hat.

Jetzt lächelte Jarotschin und nickte. Jarotschin,





Orangenwald in Paraguay

Nach einer Zeichnung von Karl Oenike (Text Seite 59)

den kein Mensch je auf der Börse lachen gesehen hatte! Und als dritter stand Worms in dem Kreise! Was in aller Welt hatte Worms mit dem Geheimrat zu thun?!

Allerdings machte Worms in den zehn Minuten, welche die Unterredung währte, eine merkwürdige Figur. Er stand bald rechts von Jarotschin, bald links, er ging um Südersssen herum und wieder zurück, er versuchte in die Unterhaltung drei- oder viermal einzuspringen, indem er sagte:

„Herr Südersssen reitet jetzt auch meine Pferde" — „wir sind gute Bekannte, Südersssen und ich" — „ich habe ein außerordentliches Interesse für den Rennsport —"

Aber Jarotschin blickte ihn jedesmal flüchtig an und wandte sich, ohne ein Wort zu erwidern, zu dem andern.

Und doch, es war ein Triumph! Dieses erste Mal, da Jarotschin seit einem halben Jahrzehnt an der Börse erschien, brachte Worms an des großen Mannes Seite! Er ganz allein (von Südersssen abgesehen) stand neben ihm, während alle andern sich demütig in weitem Kreis abseits hielten!

Dann sah man, wie der Geheimrat Südersssen die Hand schüttelte, wie er Worms — wenn auch noch so kurz und obenhin — zunickte, und dann endete eine Scene, die ohne jede Frage einen der Höhepunkte in Worms' Dasein für immer bezeichnen würde.

Jarotschin war längst fort, als Worms immer noch in der Ecke rechts vom Portal stand, umringt, von Fragen überschüttet, ein Triumphator.

„Wovon sprach Jarotschin? Hat er gefragt nach der Börse? Nach Argentinern? Hat er gesprochen von Portugiesen?"

Ein verächtliches, großartiges Lächeln ging über Worms' Gesicht.

„Er sprach von Rennpferden, vom Sport. Wir haben uns unterhalten über den Herzog von Hamilton und über die Rennen von Iffezheim. Davon war die Rede."

Und Südersssens Arm nehmend, das Gesicht gerötet, berauscht wie nach einem Gelage, verließ Worms die Börse. Die Equipage rollte vor, der Diener half ihm hinein, die Pferde zogen an, und in raschem Trabe ging es zurück über die Friedrichsbrücke den Linden zu.

Ganz plötzlich aus einer starken Erregung heraus schlug er Südersssen, der gar nicht begriff, was geschehen war, und was dieses eine Zusammentreffen mit Jarotschin für ihn bedeutete, auf die Schulter: „Wir bleiben Freunde, Südersssen, ein für allemal. Sie sind mein Mann, und wir passen zusammen. Ein für allemal. Wir wollen Sekt trinken, ich bin in Laune."

Dann klopfte er mit der silbernen Krücke dem Kutscher, der diese impertinente Art zähneknirschend dulden mußte, derb auf den Arm:

„Ins Monopol!"

II

Eleanor Worms saß in einer der Logen der großen Tribüne und wartete. Gleich nach dem ersten Rennen hatte Worms die Kleine allein gelassen.

„Bleib da sitzen. Warte auf mich. Ich bin in fünf Minuten wieder da."

Eine Weile war sie auf der kolossalen Tribüne mit den tausend Plätzen fast die einzige, denn alle Welt war in der Pause hinunter gegangen, um die Rennpferde zu besichtigen oder Wetten abzuschließen oder sich sonstwie die Zeit zu vertreiben. Dann, nach einer Weile, kehrten die Leute zurück, die Logen füllten sich von neuem, die langen Reihen der amphitheatralisch aufsteigenden Bänke wurden von einer dichten Menschenmenge besetzt, und gleich darauf nahm das zweite Rennen seinen Anfang. Eleanor verstand von dem Verlauf dieses Rennens und überhaupt von allem, was da vorging, nur wenig. Sie war zum erstenmal hier draußen, denn Worms liebte es nicht und fand es unnötig, seine Tochter an Vergnügungen teilnehmen zu lassen, die „über den Rahmen von Amüsements junger Damen irgendwie hinausgingen".

Südersssen war es, der vor acht Tagen zum erstenmal die Rede darauf gebracht hatte, ob Worms seine Tochter nicht gelegentlich einmal, z. B. bei „Old Yorks" Debüt, mit hinausnehmen wolle, aber Worms war über dieses Ansinnen so erstaunt gewesen und hatte trotz Eleanors Bitten den Einfall so energisch zurückgewiesen, daß sowohl Südersssen als Eleanor auf die ziemlich harmlose Bitte nicht wieder zurückzukommen wagten. Bis ganz plötzlich und unerwartet Worms selbst die Idee von neuem aufnahm.

„Jede Sache, mein lieber Südersssen, hat, wenn man eingehend darüber nachdenkt, ihre zwei Seiten. Man sucht seinem Kinde so lange als irgend möglich den Frieden zu erhalten, und dieser Friede ist das väterliche Haus, über dessen Mauern ein junges Mädchen von fünfzehn Jahren nicht hinausschauen soll. Vielleicht, daß man in solchen Dingen zu ängstlich denkt, allzuwenig egoistisch. Man hat seinem Kinde ein warmes Nest gebaut und ihm den Lebensweg geebnet, von allen Kämpfen des Vaters aber und allen Sorgen des Vaters hat ein solches Kind kaum einen Begriff. Allerdings auch nicht, wenn man so will: von der äußeren Lebensstellung des Vaters. Es resultiert das, mein lieber Südersssen, aus einem — wie soll ich sagen —, aus einer Art Zurückhaltung, einem gewissen Keuschheitsgefühl, das dem Kinde gegenüber nicht prahlen möchte, aber vielleicht geht man darin zu weit. Wenn man ein einsamer Mann ist, wie ich, und nichts hat als seine einzige Tochter, so müßte man mehr Egoist sein. Dem Kinde die Augen öffnen, ihm zeigen, was sein Vater in der Welt bedeutet, z. B. draußen auf der Rennbahn, in diesem Glanz des großen Lebens. Es ist das so meine Philosophie, aber freilich, wer will sagen, ob sie die richtige ist?"

Er war selbst verblüfft, daß dieser einfache Gedankengang ihm nicht schon eher zum Bewußtsein gekommen war. Zugegeben, daß man eine

gewisse feinfühlige Scheu empfindet, seine Tochter an einen Ort mitzunehmen, an dem man allerhand Damen trifft, die man in Gegenwart des Kindes nicht zu sehen liebt, aber das sind Rücksichten, die man nicht für alle Ewigkeit aufrecht zu erhalten vermag. Was kann eine größere und reinere Freude sein als die, sein Kind zum erstenmal in die große Welt hinauszuführen und ihr zu zeigen, welche prominente Rolle man innerhalb dieser Welt spielt!

Nun war auch das zweite Rennen vorüber, und die große Tribüne leerte sich von neuem.

Eleanor saß wieder allein. Sie blickte nach rechts und links und beugte sich bisweilen über die Holzbrüstung der Loge, um nach den unten Vorübergehenden zu schauen, aber Worms kam immer noch nicht.

Es war einer der kalten, regnerischen Apriltage, die mehr an den vergangenen Winter als an den nahen Frühling erinnern; über die weite Rennbahn mit ihrer grauen Grasnarbe fegte ein kalter Nordost, niemand hatte Lust, eine Minute länger als notwendig auf der offenen Tribüne sich aufzuhalten.

Einmal sah Eleanor den Papa in kurzer Entfernung vorübergehen. Er war mit einem andern Herrn im Gespräch und nickte flüchtig herauf:

„Ich komme, mein Liebling, ich komme!"

Aber er ging weiter, und Eleanor sah ihn eine Weile drüben an der Barriere stehen, bis er sich von dem Herrn verabschiedete und in der Menge verschwand. Sie wollte aufstehen und ihm nacheilen, aber vielleicht würde ihm das nicht recht sein, und dann war da auch diese Scheu, so ganz allein die Treppe hinunter gehen und durch die vielen Herren dort unten sich den Weg suchen zu müssen.

Schon bei der langen Herfahrt in dem offenen Wagen hatte sie gefröstelt, nun saß sie länger als eine Stunde auf diesem eisigen Platze, ohne sich bewegen zu können.

Wo war Süderssen? Warum sah er sich nicht einmal nach ihr um? Sie hatte sich auf diesen Nachmittag gefreut wie auf etwas Wunderbares, noch nicht Dagewesenes, — statt dessen saß sie verlassen und verloren. Es gingen Herren vorbei, die sie anstarrten und ihr zulächelten, der eine kam die Treppe herauf und ging hinter ihrer Loge zweimal auf und ab, bis er endlich das Feld wieder räumte.

Ein solches Gefühl der Vereinsamung überkam sie, daß sie hätte weinen mögen. Von Zeit zu Zeit spielte in der Ferne die Musik, aber die Klänge hatten nichts Freundliches, sondern tönten gell herüber. Schwere dunkle Wolken zogen von Osten her und schienen Regen oder Schnee bringen zu wollen, der Wind trieb sie indessen wieder auseinander, und eine kurze Zeit schaute die Sonne kalt auf die weiten Wiesenflächen und Wälder.

Ein Gedanke ging hart und scharf Eleanor durch den Sinn, den so klar zu denken sie nie gewagt hatte: so wie heute war es immer gewesen, in den ganzen fünfzehn Jahren ihres Lebens! Oder doch wenigstens in allen den Jahren, an die sie sich zu erinnern im stande war.

Sie immer allein! Immer ganz allein. Niemand, der sich um sie kümmerte! Die Erzieherin bei ihr und die Dienstboten, sonst niemand. Eine Erinnerung stieg in ihr auf, viele Jahre alt: jener Winterabend, an dem sie allein im Zimmer gewesen war mit den Puppen. An dem es dunkel wurde und doch niemand kam. Wie sie die Thür geöffnet und in den Korridor hinausgerufen hatte, und niemand kam! Wie sie dann auf die Fensterbank geklettert war und das Fenster geöffnet hatte und hinunter sah auf die Straße, wo doch wenigstens Menschen vorübergingen und Wagen fuhren. Die eiskalte Winterluft war hereingedrungen, und sie hatte vergebens versucht, mit ihren kleinen Fingern das Fenster wieder zu schließen. Dann hatte sie sich in der Ecke zwischen Schrank und Thür zusammengekauert, und es war Nacht geworden und bitter kalt.

Seit damals war Eleanor das schwächliche, hinfällige Ding, das viele Jahre nötig gehabt hatte, um sich von der schweren Krankheit langsam zu erholen. Das man in keine Schule zu schicken wagte und das hinter den kleinen Altersgefährtinnen so weit zurückblieb, daß es schon am besten war, wenn man sie allein aufwachsen ließ, ohne die ungestümen Spiele andrer Kinder, mit denen sie ja doch nie hätte Schritt halten können.

Aus einer Lethargie erwachend, blickte sie um sich und stand auf. Ihre Füße waren wie erstarrt, sie hatte Mühe, die ersten paar Schritte zu thun. Sie mußte hinunter, es war unmöglich, länger so still, unbeweglich zu sitzen. Sie ging an der rechten Seite der Tribüne entlang, aber an deren Ende war es einsam und niemand zu sehen, hier würde sie weder ihren Vater noch Süderssen finden. Sie wandte um und mußte sich durch das dichte Gedränge von schwatzenden, lachenden Menschen einen Weg bahnen. Große Wasserlachen bedeckten den niedrig gelegenen Sattelplatz, und allenthalben war der lehmige Boden von den tausend hin und her gehenden Menschen so zertreten, zerwühlt, daß man Mühe hatte, die Füße in dem zähen Schlamm vorwärts zu bringen. Eine Minute lang prasselte ein Regenschauer nieder, man riß die Schirme auf und eilte unter den dürftigen Schutz der vorspringenden Dächer. Eleanor wurde in diesem hastenden Drängen mitgerissen, dann stand sie eingepfercht zwischen den durchfeuchteten Menschen unter dem Dachvorsprunge des Totalisatorgebäudes, ganz unfähig, sich zu rühren, in diesem beklemmenden, schrecklichen Angstgefühl, das einen überkommt, wenn man sich nach keiner Seite hin zu regen vermag und nicht mehr atmen zu können glaubt. Aber gleich darauf brach die kalte Sonne durch die Wolken, die Leute traten hinaus, und Eleanor war frei.

Eine halbe Stunde wanderte sie hin und her, von neugierigen Blicken gemustert, bisweilen ganz

allein abseits von dem Trubel, dann wieder im Gedränge, einmal mitten in einem Kreise von Pferden, deren eines unter seinem Reiter sich hoch aufbäumte, so daß alle Umstehenden auseinander stoben. Sie versuchte, den Weg nach der Tribüne zurückzufinden, aber sie ging in der Irre, und zwei- oder dreimal wurde sie an dem Eingang zum Ersten Platze angehalten und nach ihrem Billet gefragt. Sie hatte kein Billet, und achselzuckend bedeutete ihr der Beamte, daß sie ohne Eintrittskarte die Linie nicht überschreiten dürfe.

Sie ging wieder zurück und von neuem hin und her. Einmal wurde es auf dem Platze hinter den Tribünen ganz leer, denn alle Welt war nach vorne geeilt, um das neu beginnende Rennen zu beobachten. Dann erhob sich in der Ferne ein Schreien und Rufen, und gleich darauf kam die ganze Menschenmenge zurück, eilend, laufend, in wenigen Augenblicken wieder den Platz füllend, mit einem Schelten und Lärmen und in einer Aufregung, die Eleanor nicht begriff, die sie in Angst versetzte.

Da plötzlich erblickte sie Süderssen.

Er stand an dem Holzgeländer der Brücke, über die sie im Laufe der letzten halben Stunde ein dutzendmal hin und her geirrt war. Er sprach mit zwei Offizieren und sah sie nicht. Die Arme hielt er über der Brust gekreuzt, dazwischen geschoben die Reitpeitsche.

Nun ging er langsam mit den beiden Herren, immer die Arme gekreuzt, nach rechts hinüber in der Richtung nach den Ställen, während Eleanor im Abstande ihm folgte, immer ängstlich sich hinter Gruppen von Menschen verbergend, um nicht gesehen zu werden. Sie würde warten, bis er allein sein würde und sie zu ihm gehen könnte. Nach einigen Minuten trennten sich die Offiziere von ihm, und Eleanor wollte schon vorwärts eilen, als Süderssen, sich umwendend, einen andern Herrn begrüßte. Er begleitete ihn über den Rennplatz, in eifrigem Gespräch, einmal, rasch umwendend, ganz dicht an Eleanor vorbei, die sich, sie wußte selbst nicht recht weshalb, hinter einem Busch versteckte.

Immer ging sie hinter ihm her in diesem wunderlichen Angstgefühl, daß, wenn sie ihn aus den Augen verlieren würde, niemand mehr da wäre, der sie aus der schrecklichen Situation retten könnte.

Jetzt stand er an dem Eingange zum Ersten Platze. Wenn er da hinein ging und sie konnte ihm nicht nach und der Beamte wies sie wieder zurück und sie würde Süderssen aus dem Auge verlieren, dann war alles aus.

Er ging wirklich hinein!

Da, mit einem letzten Aufgebot von Willenskraft, lief sie an dem Beamten vorbei ihm nach: „Herr Süderssen!“

Der Mann am Eingange machte ein verdutztes Gesicht, er wollte dieses Ding, das schon zweimal den Versuch gemacht hatte, ohne Billet zu passieren, zurückholen, aber da war Süderssen schon neben ihr und hielt ihre beiden Hände in den seinen.

„Eleanor?! Wir suchen Sie seit einer halben Stunde. Ihr Vater und ich. Wo haben Sie gesteckt? Und was —?“

Aber er kam zu keinen weiteren Fragen.

Das Gesicht schneeweiß, stand sie vor ihm, und jetzt begannen ihre Hände in den seinigen zu zittern, so heftig, so konvulsivisch, daß er im Augenblick begriff.

„Sie haben uns gesucht, Eleanor. Ganz allein in dem Regen, in der Kälte, und fanden uns nicht.“

Er zog ihren Arm in den seinigen und ging mit ihr an der Tribüne entlang, fort aus dem Gedränge der Menschen.

„Noch ein paar Schritte, Eleanor. Noch ein paar Schritte tapfer. So. Drüben im Pavillon ist es warm. Wir werden Thee bestellen oder sonst etwas Heißes. Nur ein paar Schritte noch.“

Einen Augenblick schob er ihre Hand aus seinem Arm, nahm seinen Mantel ab und hing ihn um ihre Schultern. Dann, rasch vorwärts schreitend, nahm er ihre Hand von neuem und suchte die erstarrten Finger zwischen seinen Händen zu erwärmen.

Sie kannten sich nur flüchtig, sie waren nur die wenigen Male zusammengetroffen, wenn er bei Worms speiste und Eleanor auf ein paar kurze Minuten hereingerufen wurde, um vor dem Schlafengehen sich von dem Papa zu verabschieden.

Ob ihm je der Gedanke gekommen war, sich dem Mädchen jetzt oder später einmal zu nähern? Er wußte es selbst nicht. Sicherlich eine glänzende Partie, diese kleine Eleanor Worms, später einmal, aber sie war ja noch ein halbes Kind, das in seiner Dürftigkeit mit den unschönen Gesichtszügen ohne Worms' goldenen Reichtum vielleicht niemals, auch in aller späteren Zeit nicht, auf die Beachtung der Männer würde hoffen können.

Nun saß er neben ihr, dicht an dem großen Ofen, der dem Kalenderfrühling zum Spott noch glühte und den Pavillon mit einer behaglichen Wärme durchströmte. Niemand war anwesend. Die paar Offiziere und deren Damen, die eben noch in der Nische am Fenster gesessen hatten, waren hinausgegangen, um das Rennen zu beobachten. Die Mamsell am Büffett gähnte hinter dem Samowar, die Kellner drückten ihre Nasen an die Fensterscheiben und schauten gespannt nach der Rennbahn hinüber, wo jetzt die Jockeys in dünnen seidenen Jacken gegen den Ostwind galoppierten.

Er hielt die beiden Händchen, von denen er die weißen Handschuhe gestreift hatte, zwischen seinen Fingern und fuhr darüber hin, weich, warm, glättend. Er nahm das Theeglas und führte es an Eleanors Mund:

„Sie müssen trinken, tüchtig. So.“

Und er lächelte mit seinem anmutigen Lächeln, das immer etwas Mädchenhaftes hatte. Er rückte ihren Stuhl, er schob ihre kalten starren Füße in

den kleinen Stiefeln gegen die heiße Platte des Ofens.

Eine Weile sprachen sie davon, wie das gekommen sei, daß Eleanor sich verirrt und ihn und Worms auf dem ganzen Platze vergebens gesucht hatte, mit halblauter Stimme, wie man redet, wenn in einem so großen Raume die Gäste fort sind und alles ringsum schweigt.

Sie sprachen auch von den Rennen, und daß „Old York" heute im letzten Rennen laufen und von Süderssen geritten werden würde, — noch zwei Stunden Zeit bis dahin — dann, sie wußten selbst nicht mit welchem Uebergange, kamen sie auf ganz andre Dinge.

Zunächst auf Vevey. Würde Eleanor wirklich, wie Worms das wünschte, dorthin gehen? Für ein ganzes langes Jahr? O, Vevey ist schön! Er, Süderssen, war zweimal dort gewesen, damals als seine kleine Schwester Claire auch drüben in Pension war.

„Sie haben eine Schwester?"

„Ja, sie ist — lange schon tot."

„Aber Sie haben noch andre Geschwister?"

„Nein."

Es ging etwas Weiches, Mildes von ihm aus, eine fast frauenhafte Behutsamkeit, mit der er immer noch um Eleanor besorgt war.

Er sagte: „Sie erinnern mich an meine Schwester, Eleanor, — sie war so jung wie Sie. Und so schlank."

Aber im Augenblick danach war er von den eignen Worten peinlich überrascht. Diese kleine tote Claire war in seinem kahlen, zwecklosen, ruinierten Leben die einzige warme Erinnerung, die in seinem leeren Herzen bis zum heutigen Tage einen Platz sich gewahrt hatte, — nun dieser falsche, aus einer banalen Höflichkeitsformel konstruierte Vergleich! Kein größerer Gegensatz als seine kleine tote Schwester mit dem süßen Kindergesicht und das blasse, unschöne Ding da vor ihm!

Er schwieg. Er starrte vor sich hin, die Unterlippe zwischen die Zähne geklemmt.

Ueberhaupt, was wollte er hier? Er würde jetzt gehen und Worms rufen. Mochte der gefälligst seiner Tochter Gesellschaft leisten, wie es des Alten verdammte Pflicht und Schuldigkeit war.

Er, Süderssen, hatte zum Kuckuck mehr zu thun, als hier vor dem Feuer zu sitzen. Draußen folgte Rennen auf Rennen, in denen er Wetten abschließen und Geld gewinnen konnte, — lächerlich, hier den Kavalier des häßlichen Dinges zu spielen, das Worms in seiner immer gleichen Rücksichtslosigkeit allein gelassen hatte, und das nun ihm, den das gar nichts anging, auf dem Halse saß!

Er schob mit einer raschen Bewegung den Stuhl zurück.

„Ich muß nun gehen."

Aber mit einem so erstaunten Blicke sah sie ihn an, ein solches Erschrecken ging über ihr Gesicht, ein so trauriger Zug von Enttäuschung und dann von Hoffnungslosigkeit, daß er es nicht übers Herz brachte, sie allein zu lassen.

„Oder soll ich bleiben?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Ich kann ja — ich — ich kann hier warten — wirklich, ich kann —"

Er blieb.

Sie sprachen, nur um überhaupt etwas zu sagen, wieder von Vevey.

War Eleanor schon viel auf Reisen gewesen?

Nein, nie.

Welche Schule hatte sie besucht?

Nie eine Schule. Die Lehrerinnen waren ins Haus gekommen.

Und langsam, in kurzen, gleichgültigen Fragen und kurzen, wenig bedeutenden Antworten entrollte sich vor Süderssen diese einsame Jugend, die keine Mutter gekannt hatte und vielleicht auch keinen Vater. Die Jugend eines häßlichen Dinges, mit dem man nach außen hin keinen Staat machen konnte, das, krank und schwächlich, der ewige Anlaß ärgerlicher Sorgen gewesen war, das nie und unter keinen Umständen neben dem großen Worms als ein wenn auch noch so bescheidenes Schmuckstück zur Geltung kommen würde.

Eleanor verstand wohl nicht, was in ihm vorging.

Oder verstand sie es doch?

Er hatte wieder ihre Hände genommen und strich von Zeit zu Zeit leise darüber hin.

Sie blickte auf.

„Sie werden nun gehen müssen?"

„Nein nein, noch nicht."

Worms und dieses Kind — es war traurig, das auszudenken.

Aber schließlich, was kümmerte ihn das alles? Es giebt trübere Schicksale, an denen man vorübergeht, weil man nicht helfen kann oder doch nicht Lust hat, sich die Laune zu verderben.

*

Sie trafen Worms am Ende des Sattelplatzes, in der Nähe des Kiefernwaldes, wo Jefferson, sein Trainer, Old York sattelte.

Nur ganz flüchtig wandte sich Worms zu Eleanor: „Wo steckst du?" dann richtete er alle Aufmerksamkeit sofort wieder auf das Pferd. Vielleicht um Eleanor zu imponieren, beugte er sich nieder und fuhr mit Daumen und Zeigefinger, den Kopf möglichst weit zurückhaltend, die rechte Vorderfessel des Pferdes entlang. Und als der alte Steepler mit der Lammsgeduld, welche diese Veteranen der Rennbahn auszeichnet, sich das ruhig gefallen ließ, überkam Worms ein Gefühl dankbarer Zärtlichkeit.

„Ah so, jawohl o —," und er tätschelte den Hals und fuhr, ohne Rücksicht auf den hellgrauen Handschuh, über die regenfeuchte Mähne. Dann ging er im Kreise um das Pferd, den Kopf immer etwas schräg haltend, wie jemand, der die Aufgabe hat, alle Points eines Gaules genau zu mustern, und von dessen richtigem Urteil viel abhängt.

Süderssen stand neben Eleanor, die Hände und den Knopf der Reitpeitsche in den weiten Taschen seines Regenmantels vergraben, gleichgültig, apathisch. Der Trainer, ein schweigsamer Engländer mit dünnen, zusammengekniffenen Lippen, sagte gleichfalls kein Wort, nur wenn Worms ihn etwas fragte, gab er kurz Antwort, in der verdrossenen Art dieser Leute, die ihre Pferde am liebsten ohne Zeugen satteln und die Besitzer der Pferde mit den ewigen unnötigen Redensarten im Grunde genommen zum Teufel wünschen.

Old York war einer der jenseits des Kanals ausrangierten, immer etwas schäbigen irischen Vollblüter, die von den Pferdehändlern über Winter auf der grünen Insel für ein Butterbrot angekauft und in Massen über den Kanal gebracht werden. Manche dieser Pferde haben einen ganzen Roman hinter sich: eine glanzvolle Jugendzeit, klassische Siege, Besitzer, die sie zu reichen Leuten gemacht haben, und Besitzer, die von ihnen ruiniert wurden, den Beifallsjubel von Zehntausend und die Verwünschungen von Zehntausend, eine Renncarriere, die rascher oder langsamer bergab ging, bis man sie schließlich, nachdem sie alt und müde geworden, zusammenpackte und mit einem Dutzend Leidensgefährten nach Deutschland brachte, wo sie vielleicht immer noch im stande sein mochten, auf den Rennbahnen hie und da einen Brocken aufzuschnappen.

In den Augen dieser Tiere meint man bisweilen ihre ganze Geschichte zu lesen. Andre Pferde in ihrem Alter, achtjährig oder zehnjährig oder zwölfjährig, stehen auf der Höhe ihrer Lebenskraft, während in den Augen der alten, verbrauchten Vollblüter ein trostloser Ausdruck von stumpfer Müdigkeit liegt. Erst in dem Augenblicke, da die rote Fahne des Starters sich gesenkt hat und sie im Rudel der andern Pferde über den grünen Rasen galoppieren, erwachen sie zum Leben. Und sie laufen und kämpfen mit derselben Treue, mit der sie als junge Pferde auf den Bahnen von Epsom und Ascot liefen und kämpften. Nur daß die Beine nicht mehr recht dem Willen gehorchen und der Besitzer eines Tages zu seinem Leidwesen erkennt, daß es sich nicht mehr lohnt, für den alten Herrn Hafer und Training zu bezahlen. Dann verschwindet der Gaul, und man hört nie mehr von ihm.

Was Old York betrifft, so war er aus der Schar der „Importierten" einer der wenigen Glücklichen, die ihren in England verblaßten Ruhm auf den Berliner Rennbahnen zu neuem Ansehen brachten. Nicht etwa, daß er große Rennen gewann, aber in den kleinen Bataillen stand er in einer so vortrefflichen Weise seinen Mann, daß er Süderssen, der den Ankauf vermittelt hatte, ebenso zur Ehre, wie Worms zur Freude gereichte. Endlich ein Pferd, das für Worms Rennen gewann! Nach hundert Fehlschlägen des ganzen langen, letzten Rennjahres endlich einmal Erfolge!

Ein dichter Kreis von Menschen drängte um die Gruppe, alle die Neugierigen, die vor dem Rennen einen Blick auf den Favorit werfen wollen und sich einbilden, bei dieser flüchtigen Musterung vielleicht Aufschluß darüber zu erhalten, ob das Pferd sich in der „genügenden Rennverfassung" befindet.

Old Yorks Eigentümer war innerhalb dieses Kreises der einzige, der sich lebhaft hin und her bewegte. Er sprach laut, er wandte sich zu Süderssen mit einer Frage und zu dem Trainer mit einer andern Frage, jeder der Anwesenden hatte das Recht, zu erkennen, daß er, dieser Mann, der da sprach und sich mit dem Pferde beschäftigte, wirklich Worms sei. Nicht der Worms von der Börse, denn auf einen solchen Worms kam es hier nicht an, auch nicht jener Worms von einst, der ein Stern der deutschen Bühnenkunst gewesen war, sondern einfach und allein: Worms, der Rennstallbesitzer! Ein Mann, der heute im Begriffe stand, mit Old York das dritte Rennen im Verlauf von vierzehn Tagen zu gewinnen, der ohne Rücksicht auf alle bisherigen Mißerfolge zäh am Rennsport festgehalten hatte und der eines Tages mit derselben Gewißheit den Turf erobern würde, wie er vor Jahren auf dem Parkett der Börse Sieger geblieben war.

Jemand trat in den Kreis, rücksichtslos die Umstehenden auseinanderschiebend, ein Koloß, breitschultrig, in der Hand, obwohl es nicht mehr regnete, einen aufgespannten Schirm.

Der Graf von Loo.

Jeder kannte ihn, und die Leute drängten näher hinzu, um zu hören, wie er sich über Old York äußern würde.

Er bezeigte indessen keinerlei Lust, irgend jemand diesen Gefallen zu erweisen. Er nickte Süderssen flüchtig zu und blieb neben ihm stehen, die glattrasierten Lippen, die dem massiven Kopf einen Ausdruck von Energie gaben, fest zusammengepreßt. Eine Weile betrachtete er das Pferd scharf, aufmerksam, dann ließ er gleichgültig den Blick in die Höhe gehen und beobachtete einen Flug Tauben, der in langen Linien über den Wald flatterte und wieder zurückkam.

Jeder in seiner Nähe, auch Worms, auch Eleanor, schaute nicht mehr auf das Pferd, sondern auf ihn.

Er wußte das, aber er gab sich den Anschein, als sei ihm alles ringsum gleichgültig. Dann gähnte er und sah auf Süderssen, der, einen Kopf kleiner, in schlaffer Haltung neben ihm stand.

„Na?"

„Was?"

„Wird der alte Klepper gewinnen?"

„Ich denke."

„Sie reiten ihn?"

„Ja."

„Wollen Sie mich, bitte, vorstellen," sagte Worms. Dieser „alte Klepper" tönte ihm schrill im Ohr, aber eine so günstige Gelegenheit, Loo kennen zu lernen, fand sich nicht leicht wieder.

Kaum fünfzig Jahre alt, hat der Rennsport

in Deutschland noch keine rechte Geschichte, wenn man aber in späteren Zeiten einmal diese Historie wird schreiben wollen, so bedeutet sie, wenigstens in ihren Anfängen, nicht viel andres als eine Geschichte der Grafen von Loo. Sie waren die ersten, die vor einem halben Jahrhundert englische Rennpferde nach Deutschland holten, sie brachen sich durch Generationen hindurch „cross country" die Knochen, und sie wandelten zu Nutz und Frommen dieser Institution im gleichen Zeitraume den größten Besitz Schlesiens so gründlich in ein wesenloses Nichts, daß der letzte Träger des Namens sich nie mehr in die fatale Notwendigkeit versetzt sah, im Winter von der Riviera aus oder im Sommer von den zahllosen Rennmeetings fort sich in die schlesische Wüste zu begeben.

„Herr Worms, — Herr Graf von Loo," sagte Süderssen, dann wandte er sich noch einmal zu Worms: „Ich gehe jetzt hinüber zur Wage, in zehn Minuten bin ich zurück."

Er vergaß, sich von Eleanor zu verabschieden, die seitab stand, von niemand beachtet.

Mit seiner gelangweilten, farblosen Grandseigneurmiene hatte sich der Graf bei der Vorstellung zu Worms umgedreht, dann ganz plötzlich wurde er lebhaft.

„Ich habe von Ihnen gehört. Man hat mir erzählt. Sie sind der Worms, der damals in Warschau spielte. In der Komödie? Was? Nicht?"

Er sprach laut, mit einer beinah brutalen Stimme, die nicht gewohnt ist, auf die Umgebung irgendwann Rücksicht zu nehmen oder überhaupt je von der Voraussetzung auszugehen, daß eine Umgebung existiert.

Worms erblaßte.

Zum erstenmal seit undenklicher Zeit verlor er die Contenance. Er war immer stolz gewesen auf seine ruhmreiche Künstlervergangenheit, aber schließlich giebt es Zeiten, wo man diese Erinnerungen auf sein eignes Ich zu beschränken und von andern Leuten nichts mehr darüber zu hören wünscht. Am wenigsten hier, auf dem Rennplatze, neben seinem eignen Pferde, in einem Kreise von hundert neugierigen Menschen. Gut, er war Künstler gewesen, gut, aber er war heut etwas andres, mehr! Ein Mann von Welt, Sportsman! Was zum Henker brauchte man die alten Geschichten just in diesem Augenblicke aufzuwärmen!

Der Graf stand dicht vor ihm, mit seiner riesenhaften Figur über ihn gebeugt, so dicht, daß Worms unwillkürlich einen Schritt zurückwich. Aber der andre hielt ihn mit einer unfaßlichen, den allergewöhnlichsten Regeln eines zwischen Gentlemen üblichen Verkehrs hohnsprechenden Vertraulichkeit am Rockknopfe.

„Ich war damals in Warschau zu Besuch. Noch sehr jung, natürlich. Jeden Abend im Theater. Sehr nette Erinnerung. Also derselbe Worms? Was? Wie?"

Worms stotterte ein paar Worte, und nun begann der andre, immer diesen lächerlichen Regenschirm über dem Kopfe und Worms am Rockknopf hin und her wiegend, eine Auseinandersetzung.

Hatte Worms damals den Mortimer gespielt? Nein? Richtig, nein. Egal. Aber Tell, was? Famos. Lear, auch gut. Und Richard? — Heh?

Worms schnappte nach Luft. Der Rennplatz, das Pferd, der ganze Kreis Menschen um ihn her begann sich zu drehen.

Der Graf klopfte ihn auf die Schulter: „Eine etwas banale Auffassung, mein Lieber, damals. Ganze Schauspielkunst damals noch etwas banal. Habe mich immer dafür interessiert. Jetzt nicht mehr so, aber früher."

Ein paar Offiziere traten heran, um ihn etwas zu fragen, aber er winkte ab: „Gleich, nachher," und er fuhr fort, Worms zwanzig Jahre zurückliegende Darstellung des Richard zu kritisieren, in Ausdrücken, wie sie ein Lehrer bei begriffsstutzigen Schülern anwendet, Worms' schwächliche Einwürfe gar nicht beachtend, mit einer so lauten Stimme, daß Entferntstehende glauben mochten, es handle sich um einen Streit.

Es hätte für Worms noch ein Dutzend Dinge gegeben, die zu erledigen waren. Old York noch einmal zu mustern, mit dem Trainer zu sprechen, mit Süderssen Rücksprache zu nehmen, sich nach dem Stande der Wetten zu erkundigen, Wetten abzuschließen, die andern Pferde zu betrachten, sich einen Platz auf der Tribüne zu suchen u. s. w. — aber unmöglich, sich von dem Griff des andern frei zu machen. Er sah wie durch einen Schleier Süderssen zurückkommen, seinen Paletot ablegen und in der roten Seidenjacke neben das Pferd treten — ihn aufsteigen, im Schritt davonreiten, die Leute hinterher gehen und den weiten Platz um sich leer werden. Er wollte sich losmachen und sagen: „Erlauben Sie, verzeihen Sie, ich muß fort," und schließlich sagte er das auch wirklich, aber der Graf achtete gar nicht darauf.

„Richard von Gloster! Wenn man den zu spielen den Mut hat, mein Lieber, so soll einem der Teufel im Leibe rumoren! Aber ihr Komödianten glaubt, ihr könnt diesem Satan mit alten verbrauchten Gesten und albernen Grimassen zum Leben verhelfen! Ihr wollt Könige darstellen mit einer Krämerseele im Leibe!"

Und ehe Worms zu Atem kommen und auf irgend eine dieser alles Maß überschreitenden, in jeder Beziehung unfaßlichen Redensarten ein Gegenwort finden konnte, begann der andre mit künstlich verhaltener Stimme, die sich in einer grellen, lächerlichen Weise steigerte:

> „Nun ward der Winter unsers Mißvergnügens
> Glorreicher Sommer durch die Sonne Yorks.
> Ich nun, in dieser schlaffen Friedenszeit,
> Weiß keine Lust, die Zeit mir zu vertreiben,
> Als meinen Schatten in der Sonne spähn
> Und meine eigne Mißgestalt erörtern;
> Und darum, weil ich nicht als ein Verliebter
> Kann kürzen diese fein beredten Tage,
> Bin ich gewillt, ein Bösewicht zu werden."

Mit einem matten Blicke sah Worms in die Runde, es war niemand mehr da, kein Zeuge dieser lächerlichen Scene. Ausgenommen ein paar

Stalljungen, die in Holzeimern Wasser holten, und hie und da einzelne Leute, die sich bei den Wetten verspätet hatten und in Eile über den Platz liefen, um noch zum Rennen zurecht zu kommen.

Wie mancher, der sein Leben hindurch andre tyrannisiert hat, bei dem ersten Anlasse, wo ihm ein Stärkerer entgegentritt, schwächlich und klein beigiebt, so erging es Worms. Einmal ganz flüchtig ging es ihm durch den Sinn und fiel es ihm auf, daß der Graf von Loo ihm selbst, Worms, ähnlich sehe: dasselbe bartlose Gesicht, dieselbe breitausladende Gestalt, nur daß er selbst neben dem Riesen an Körpergröße klein erschien. Dann überkam ihn dieses wunderliche Gefühl des Besiegten, der unerwartet seinen Meister gefunden hat, ein Gefühl von Schwäche, das aber nichts Bedrückendes hatte, sondern im Gegenteil fast angenehm und einschläfernd wirkte.

Sie gingen zusammen über den leeren Platz nach der Tribüne, und nur undeutlich dachte Worms an Old York und das Rennen. Er sah einen kleinen Schatten hinter sich, Eleanor, die allein in seiner Nähe geblieben war und wie ein verlaufenes Hündchen ihm folgte. Aber er wandte nur kurz den Kopf nach ihr um und richtete gleich wieder alle Aufmerksamkeit auf die triviale, durch und durch falsche Auseinandersetzung über die Art und Weise, wie der Graf von Loo König Richard dargestellt zu sehen wünschte.

So kamen sie nach vorn in die Nähe der Barrieren, dann gingen sie links hinauf in die reservierte Loge des Klubs.

Man wandte den Kopf nach ihm und seinem Begleiter. Man schien erstaunt zu sein, die beiden zusammen zu sehen, und nun erfüllte Worms ein neues, andres Glücksgefühl. Er und der Graf. Sie beide zusammen in der Loge! Nicht in der Loge auf der großen Tribüne, wo alle Welt sitzt, sondern in dem kleinen Pavillon, der inmitten des Platzes, genau gegenüber dem Ziele, sich befindet. Rechts und links und vor und hinter ihm Gardeoffiziere, Mitglieder des Unionklubs, drei Schritt neben ihm, in der Loge an der Ecke der Herzog von Ujest! Er wußte selbst nicht, wie er da hinaufgekommen war auf diesen Platz, der nur für die wenigen Auserwählten der Auserwählten reserviert ist.

Es giebt Grenzen, die nach Stand und Geburt jedem Sterblichen gesteckt sind, letzte Grenzen von Ruhm und Ansehen, die von Hunderttausenden kaum einer erreicht.

Worms hatte sie erreicht.

Wenn er in dieser Stunde noch einen Wunsch auszusprechen gehabt hätte, so wäre es vielleicht der gewesen, daß die Bekannten seiner Vergangenheit, in erster Linie die gesamte Börse, drüben rechts sich ordnen, bataillonsweise Aufstellung nehmen und mit „Augen links“ vorbeimarschieren müßten — er, Worms, lächelnd, nickend, die Hand leicht zum Gruße erhoben.

Da mitten in diesen Traum von Glück hinein überkam ihn ein Schrecken.

Eleanor saß hinter ihm!

Sie war ihm nachgelaufen, natürlich, und statt unten vor der Tribüne zu warten, bis er zurückkommen würde, war sie ganz unbekümmert ihm gefolgt!

Jeder weiß, daß in dem Pavillon ausschließlich die Kavaliere Platz nehmen, und bei diesem allererstenmal, wo der heilige Raum sich für Worms geöffnet hatte, erschien hinter ihm dieses lächerliche Anhängsel!

Es war zu gewärtigen, daß jeden Augenblick ein Bevollmächtigter erscheinen und etwa fragen würde:

„Wer hat die junge Dame mitgebracht? Sie, mein Herr? Ihren Namen, mein Herr, wenn ich bitten darf. Sie verzeihen, mein Herr, aber ich muß Sie ersuchen, den Platz zu räumen. Die Tribüne gehört einzig und allein den Mitgliedern des Klubs.“

Und dieses unglückselige Anhängsel am Arme würde Worms unter den lächelnden Blicken des ganzen Rennplatzes den Pavillon wieder verlassen.

Das wäre einfach und klar das Ende! Der Schluß! Eine Blamage, die man nicht übersteht und nach deren Vollzug einem nichts weiter übrig bleibt, als sein Leben künftighin in irgend einem Winkel zu beschließen.

Er saß ganz still, er hörte mit halbem Ohre, wie man in der Nähe seinen Namen nannte und von Old York sprach. Mechanisch nahm er wie der Graf von Loo und alle andern Herren den Krimstecher vor die Augen und blickte nach der Richtung hin, wo die Pferde etwa sein mochten. Aber er sah nichts.

Aus einer ganz übertriebenen Güte hatte er Eleanor heute zum erstenmal mitgenommen.

Das war das Resultat!

Nie hatte dieses Ding ihm irgend eine wirklich bemerkenswerte Freude bereitet! Ewig krank, ewig häßlich, in den meisten Dingen unbegabt, eigentlich nichts andres als ein Hemmstein, den er hinter sich her schleppte und der — die Sache kühl, klar und nüchtern betrachtet — Worms ganzem Leben eine falsche Richtung gegeben hatte.

Sich vorzustellen, wie seit fünfzehn Jahren ohne das Kind alles hätte anders kommen können: das hübsche Haus in der Sigismundstraße voll Leben und Amüsements, nichts von der puritanischen Nüchternheit mit Krankenzimmerluft und schwarzgekleideten englischen Erzieherinnen, deren bloßer Anblick jeden Gedanken an heitere Sinnenlust zu Eis gefrieren machte!

Man ist kein Rabenvater, weiß Gott nicht; man hat seine besten Jahre hindurch tagtäglich ganze Stunden im Kinderzimmer versessen und ist einmal selbst mitten in der Nacht bei zwanzig Grad Kälte in die Apotheke gelaufen, um für Eleanor eine Medizin zu holen.

Man verlangt auch keine Dankbarkeit — man verlangt überhaupt nichts, gar nichts — nur in Ruhe gelassen werden, nur mit diesem Dunst von Kinderstubenluft und Höhere Töchter-Langeweile



In den Ferien
Nach dem Gemälde von E. Henseler

sich nicht das bißchen Rest von Lebenskraft und Elastizität vergiften lassen!

Die Loge hatte vier Plätze — auf den vorderen Stühlen saßen Worms und der Graf, und auf dem Stuhl hinter ihrem Vater hatte Eleanor sich zusammengekauert. Es erschien niemand, der, Worms' Befürchtungen entsprechend, ihr diesen Platz streitig machte, aber Eleanor selbst hätte sich nach allem Alleinsein und Umherirren und Zurückgewiesenwerden und wieder Alleinsein dieses Nachmittags kaum gewundert, wenn man sie auch hier trotz der schützenden Nähe des Papas aufgefordert hätte, das Feld zu räumen.

Ganz in der Ferne sah sie die rote Seidenjacke Süderssens zwischen den fünf oder sechs Uniformen der am Rennen beteiligten Offiziere grell hervorleuchten. Die Pferde standen noch am Start, der sich aus irgend einem Grunde verzögerte, und die schrägen Strahlen der im Westen über Berlin langsam niedergehenden Sonne beleuchteten die kleine Gruppe mit einer magischen Schärfe. Der Regen hatte aufgehört, hie und da sah man noch Wasserlachen auf der Rennbahn, in denen das schwindende Tageslicht sich rot spiegelte; mit dem hereinbrechenden Abend hatte auch der Wind sich gelegt, und zwischen dünnen, in lange Streifen zerrissenen, weißen Wolken blickte der Himmel dunkelblau.

Noch wenige Tage, dann war der Frühling da.

Wenn Süderssen doch gewinnen würde!

Nicht weil er Old York ritt, der dem Papa gehörte, nur um seiner selbst willen.

Nun begriff sie, was Rennen sind und Rennen bedeuten. Man muß selbst daran beteiligt sein, um sie zu verstehen. Man muß ein Interesse daran haben, daß gerade der eine gewinnt und nicht die andern.

Ja, wenn er doch gewänne!

Wenn er als Sieger da unten hereingeritten kam, so würde die Musik spielen und die Leute würden um ihn her drängen und ihm zujubeln, wie sie die andern Reiter begrüßt hatten.

Sie streifte halb unbewußt die Handschuhe von den Fingern und legte die eine Hand über die andre, wie Süderssen vorhin gethan hatte, als sie drüben im Pavillon am Ofen saßen und er immer leise seine Hand über die ihrige gleiten ließ.

Niemand hatte je so um sie gesorgt, wie er heute, niemand so weich und freundlich gesprochen.

Die letzten Wolken am Horizont hatten sich zerteilt, über die ganze weite Landschaft breitete es sich wie ein goldenes Feuermeer, und ein leichter warmer Lufthauch kam von Westen wie ein Gruß der Abschied nehmenden Sonne.

Ja, der Frühling stand vor der Thür. Vielleicht hielt er morgen schon Einzug, vielleicht schon heute in der Nacht.

Ein Rufen erscholl, man stand auf und beugte sich vor, drüben am Waldrande hatte sich die kleine Reiterschar in Bewegung gesetzt und kam heran.

Jetzt hoben sich die Pferde und senkten sich wieder — das erste Hindernis war gesprungen —, nun bogen sie scharf links ab nach der Tribüne hinüber, und jetzt waren sie schon so nahe, daß man die goldenen Knöpfe auf den Uniformen blitzen sah.

Eleanor war aufgestanden. Mit den Händen hielt sie die Stuhllehne vor sich umfaßt und beugte sich weit vornüber, daß ihre Haare Worms' Hut streiften.

Wenn er doch gewinnen würde! Das war in diesem Augenblicke der heißeste Wunsch ihres Lebens.

Jetzt ritten sie an die Hecke heran, die dicht vor den Tribünen liegt und jenseits deren die Pferde im selben Sprunge den Wassergraben überwinden müssen. Die vier ersten Reiter sprangen a tempo, dann ein geller Aufschrei auf den Tribünen, und in der nächsten Sekunde folgten die letzten zwei, der eine ganz rechts, der andre ganz links außen das Hindernis nehmend, beide ihre Pferde im letzten Augenblick beiseite reißend, um in den Sturz Old Yorks nicht verwickelt zu werden.

Eleanor sah nichts mehr. Etwas Schwarzes flimmerte ihr vor den Augen, das sich zu einer dunkeln Wolke verdichtete, ihre Hände suchten die Lehne festzuhalten, aber die Finger wurden schwächer und lösten sich, sie sank zusammen, mit dem Kopf gegen die Holzwand der Loge schlagend.

Man sprang hinzu, man hob sie auf, dann erst gelang es, Worms zu veranlassen, sich umzuwenden und nach dem Mädchen zu sehen.

Er hatte nichts von Eleanors Zusammenbrechen gemerkt, wie konnte er auch?! Man kann nicht rückwärts und vorwärts sehen zugleich. Er stand aufrecht an der Brüstung, er gestikulierte mit beiden Händen:

„Ein solches Unglück kann nur mich treffen! Mein Gott, immer nur mich! Süderssen, der ohne diesen Sturz das Rennen todsicher gewonnen hätte!"

Man mußte ihn in seiner Aufregung gewaltsam an der Schulter fassen und gewaltsam herumdrehen, um seine Blicke von dem unglücklichen Old York und dem starr am Boden liegenden Reiter fort auf Eleanor zu lenken.

Dann verlor er die Fassung.

Auch das noch! Das Mädchen ohnmächtig, wie leblos!

Man verlangte von ihm, daß er sich irgendwie äußern und irgendwie sagen solle, was mit dem Mädchen zu geschehen habe. Ob sie hinunter gebracht werden sollte, oder in den Wagen, oder wohin sonst, und wo und wie?

Der Graf von Loo, das rechte Bein über das linke gelegt und immer den Krimstecher vor den Augen, hatte von der Scene hinter sich nichts gemerkt.

„Jetzt wird, by Jove, dieser Schinder von Cossack gewinnen. Worms, sehen Sie hinüber."

Aber Worms sah nicht hinüber. Er war schon außer Hörweite.

Leute liefen mit einer Tragbahre, doch nur die wenigen Damen, die auf der Rennbahn noch anwesend waren, folgten ihnen mit angstvollen Augen. Alle übrigen hatten mit dem Fernglas genug zu thun, um den weiteren Verlauf des Rennens zu beobachten. Dergleichen Unfälle kommen bei den Rennen alle Tage vor, und von Hunderten nimmt kaum einer einen wirklich ernsten Ausgang.

Als Eleanor in dem kleinen Bretterverschlage unter der Tribüne die Augen wieder aufschlug und auf Worms' dringende Frage, ob es ihr besser gehe, matt und ohne ein rechtes Verständnis nickte, sah Worms sich gezwungen, sie nunmehr allein zu lassen. Das heißt in der Obhut der alten Frau, die hier unten zwischen den Bretterverschlägen ihren Wirkungskreis hatte und in aller dieser Aufregung jedenfalls besser für das Kind sorgen würde, als Worms selbst das thun könnte.

Er eilte in der Richtung auf die Wage und traf Old York, der mit zerrissenem Sattelgurt, über und über beschmutzt und mit hängendem Kopfe, von einem Stalljungen hereingebracht wurde.

Dem alten Burschen war nichts passiert.

Gott sei Dank, wenigstens das nicht. Er hatte sich einfach überschlagen, in dem regentiefen Boden einmal nach rechts und einmal nach links gewälzt, war dann wieder aufgestanden und hatte, mit solchen Ereignissen seiner trüben Laufbahn wohl vertraut, ruhig gewartet, bis jemand kommen würde, ihn zu holen.

Der eine und andre schüttelte Worms die Hand, und die wenigen Worte des Bedauerns thaten ihm unendlich wohl. Ungefähr so, als ob dieses Mißgeschick seine allerpersönlichste Angelegenheit sei und eigentlich niemand als ihn allein getroffen hätte.

In diesen Minuten war er ganz ohne Frage der Mittelpunkt des Interesses. Man erkundigte sich bei ihm, ob mit Süderssen etwas geschehen sei oder mit Old York; Leute, die er gar nicht kannte, kamen und fragten; der kleine umfriedigte Raum vor der Wage schien zur Bühne geworden zu sein, auf der Worms wie ein König in der Mitte stand und gleichsam Cercle hielt.

Ja, die Rennbahn hat etwas Eignes, wenn man so will: Großes. Man geht da nicht, wie an der Börse, mit Notizbuch und Bleistift und ficht, nicht wie auf den Brettern der Bühne, mit Pappeschildern und Holzschwertern, sondern es geht auf diesem grünen Rasen um Tod und Leben. Der Wind weht um einen, Tausende blicken her, in dem allen liegt eine Wucht wie nirgendwo anders.

Ob Süderssen tot war? Ein unheimlicher Gedanke, aber auch ein Gedanke von tragischer Höhe. Heute abend noch würde ganz Berlin davon sprechen und alle Zeitungen Depeschen erhalten: „Herr Süderssen aus Hamburg, der Herrn Worms' berühmtes Rennpferd Old York ritt —" Man würde Worms kondolieren, und ein Abglanz dieses Heldentodes würde auf ihn zurückstrahlen.

Aber Süderssen war nicht tot. Sie hatten ihn auf ein Feldbett gelegt und mit einem kurzen wollenen Tuche zugedeckt, unter dem die Stiefel und Sporen hervorschauten.

Eine Anzahl Offiziere und andre Herren hatten in das kleine Zimmer hineingeschaut, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen, aber es war spät geworden, die Rennen hatten sich über Gebühr verzögert, und jeder mußte darauf bedacht sein, die nach Berlin fahrenden Extrazüge zu erreichen.

Jetzt waren nur noch der Arzt und Worms im Zimmer.

„Er hat sich den Arm gebrochen, das ist alles. Außerdem eine leichte Gehirnerschütterung, das will nicht viel bedeuten. Er muß ein paar Stunden Ruhe haben, um im Kopfe wieder klar zu werden. Wenn es gut geht, schaffen wir ihn heut noch nach Berlin."

„Na also," sagte Worms.

Dieser etwas alltägliche Ausgang des auf den ersten Anblick so fürchterlichen Unfalls würde ihn vielleicht aus der merkwürdig gehobenen Stimmung der letzten Minuten mit einer Art Dissonanz aufgeweckt haben, wenn der Anblick des starr Ruhenden ihm nicht auf die Nerven gegangen wäre.

Süderssen lag ganz still, die Augen fest geschlossen, rasch atmend, mit einem Ton, der wie Röcheln klang. Man hatte ihm die schwarze Sammetkappe vom Kopfe genommen, von einer Wunde an der Stirn war das Blut über die linke Seite des Gesichtes gelaufen und bildete eine dünne, dunkel erstarrte Linie. Alles war von Schmutz bedeckt, die Hände, die rote Seidenjacke, das Gesicht. Auf jemand, der, wie Worms, nie dergleichen gesehen hatte, wirkte der Anblick ernst und unheimlich.

Dann überkam Worms ein Gefühl von Zärtlichkeit, — der arme Junge! Er war immer ein guter Kerl, gefällig, bescheiden, Worms' bisweilen unfreundlichen Worten gegenüber stets von einer vornehmen, bewundernswerten Geduld. Wenn es Süderssen erst wieder gut ging, würde er ihn für dieses Malheur reichlich entschädigen, überhaupt sich seiner mehr als bisher annehmen.

„Sie sind so liebenswürdig und schicken mir Nachricht, Herr Doktor."

Er stand auf und wollte gehen, als er überrascht hinter seinem Stuhl, an die kahle Wand gelehnt, Eleanor sah.

„Du? Wie hast du hergefunden? Was willst du hier?"

Sie gab keine Antwort. Sie sah ihn nur mit einem stumpfen Blick an, wie geistesabwesend, dann schaute sie wieder auf Süderssen.

Ihr Gesicht war so weiß und ihre Haltung so schlaff und zerbrochen, daß Worms unwillkürlich seinen Blick auf ihr haften ließ.

War das überhaupt noch ein Kindergesicht oder ein müdes, alterndes Geschöpf, das nie jung gewesen ist?

„Komm mit," sagte er, „es fehlt ihm nichts, sie schaffen ihn heute abend nach Berlin, und wir werden ihn morgen besuchen."

So gingen sie, und Süderssen blieb allein.

Sie schritten über den weiten Platz, der verödet lag. Ein paar alte Frauen waren beschäftigt, in große Körbe die Papiere und zerrissenen Rennprogramme zu sammeln, die rings auf dem Rasen verstreut lagen. Die Dämmerung war gekommen, in einem Hause jenseits der Rennbahn brannten schon Lichter.

Sie kamen an den Ausgang und stiegen in den Wagen, dann ging es im Trabe davon.

Mit einem Ruck beugte sich Eleanor rückwärts.

Die Tribünen, dunkel, schwer und einsam, verschwanden hinter ihnen, und unter diesen Tribünen, in dem finsteren Zimmer, in dem es jetzt Nacht wurde, lag Süderssen allein.

III

Vier Wochen später, einen Tag bevor Eleanor nach Vevey abreiste, veranstaltete Worms für seine Tochter und deren Freundinnen eine Art Abschiedsfest.

Was man freilich Freundinnen nennt, hatte Eleanor kaum je kennen gelernt. Wie sollte sie auch? Sie hatte ewig abseits gelebt und war nie in die Schule gekommen. Fast die einzige, die ihr je nähergetreten war und von Zeit zu Zeit ins Haus gebeten wurde, um mit Eleanor zu spielen, war Hildegard Geiger aus dem Nachbarhause. Aber zu stürmisch, um länger als eine Stunde auf einem Fleck zu sitzen und sich mit Eleanor in der gesitteten, stillen Art zu beschäftigen, welche die Erzieherinnen in Rücksicht auf das schwächliche Kind zur Bedingung machten, hatte die Kleine von nebenan es nie lange bei Eleanor ausgehalten. Einmal verging ein ganzes Jahr, ohne daß sie sich sahen, dann fanden sie sich, älter geworden, wieder häufiger zusammen, aber alles in allem war es doch nur ein sehr schwaches Band, das die beiden verknüpfte.

Sie hatten zusammen die Liste der Mädchen aufgestellt, die zu Eleanors Abschiedsfest eingeladen werden sollten, eigentlich nur Hildegards Freundinnen, mit Eleanor kaum bekannt, höchstens daß sie früher einmal bei Hildegards Geburtstagsfesten flüchtig mit Eleanor zusammengetroffen waren.

Sehr steif und förmlich hatte das Fest begonnen, aber wo in aller Welt gab es einen Hausherrn, der einen Kreis junger Damen in so entzückender Weise aufzuheitern und in Stimmung zu versetzen wußte als dieser Worms?!

Er war der einzige Herr zwischen den Wolken von Rosa und Hellblau und Weiß, ausgenommen allerdings Süderssen, der aber mit seinem Arm in der schwarzen Binde den Nachmittag und Abend hindurch so blaß und schweigsam saß, als ob das ganze Fest ihn nicht kümmere.

Man ging sehr früh zur Tafel, wie es sich für junge Damen schickt, die man nachmittags um vier Uhr einladet und die Punkt zehn Uhr vor Thoresschluß zu Hause erwartet werden.

Bei solchen Gelegenheiten wird in der ganzen Welt auf Schokolade und Kuchen gerechnet, eine Stunde später auf eine Eistorte und allerhand Limonaden, wieder eine Stunde später auf kleine, belegte Butterbrote und ein Glas Wein, schließlich, wenn es hoch kommt, auf eine jener wunderlichen Bowlen, deren wesentliche Bestandteile Zucker und Apfelsinenschnitten zu sein pflegen, während kein noch so geübter Weinkenner je im stande wäre, die übrigen Ingredienzien herauszuschmecken.

Nun das. Ein Diner! Eine Komposition von Speisen und Getränken und wieder Speisen und Getränken und nochmals Speisen und Getränken, die nie ein Ende zu nehmen schien. Kein Mittagessen, wie man es bei den großen Abfütterungen nach der uralten Schablone vorgesetzt erhält, sondern etwas noch nicht Dagewesenes, ein Novum, ein ausschließlich für junge Damen komponiertes Diner, auf dessen Erfindung Worms stolz zu sein alle Ursache hatte. Zwischen jeden Gang eingeschoben eine süße Speise oder vielmehr nicht eine, sondern immer gleich zwei, drei zur Auswahl, eine solche Fülle von „Anregungen", daß man in all diesem unendlichen Wechsel nur die eine kleine Angst hatte, daß der süße Traum jetzt oder im nächsten Augenblick zu Ende gehen könne. Aber er ging nicht zu Ende, oder wenigstens erst dann, als in diesem glänzenden Festsaale zwischen den verwelkten Blumensträußen eine große, allgemeine Erschöpfung eingetreten war.

Nein, man konnte nicht mehr. Man hatte Mühe, in dem enggeschnürten Kleide noch zu atmen, und als niemand es mehr aushalten konnte, beständig auf ein und demselben Stuhl zu sitzen, und als man schon so viel gelacht und aus den Spitzgläsern getrunken hatte, daß der ganze hübsche Saal sich ein wenig zu drehen begann, fing man an, um den Tisch zu laufen, bald hierhin, bald dorthin, vor allem zu Eleanor, um sie zu küssen, — es war reizend, es war „zu schön".

Dann Worms' Rede.

Er hatte an sein Glas geklopft, und einen Augenblick später wurde es mäuschenstill.

Er war ein wenig unsicher, er hatte bei diesem verteufelten kleinen Diner aufmunternd, anstoßend, einschenkend, zutrinkend, die Grenze seines eignen Könnens um eine Kleinigkeit, nur um eine Kleinigkeit überschritten.

Allerlei Gedanken durchkreuzten seinen Kopf. Weshalb hatte er nicht schon früher solche netten Feste gefeiert? Nun war es zu spät, nun ging Eleanor fort, und vor einem Jahre oder so war an eine Wiederholung nicht zu denken. Er hatte sich dieses Jahr des Alleinseins so hübsch und angenehm ausgemalt, endlich einmal ein Haus

ohne Erzieherinnen, ohne alle diese Rücksichten, die man auf eine erwachsene Tochter bei Tag und bei Nacht und eigentlich zu jeder Zeit nehmen muß. Man frühstückt mit ihr, man speist mit ihr, man kann in seinem eignen Hause aus Gründen der Moral und Selbstachtung sich jene kleinen Extravaganzen nicht gestatten, die schließlich, man mag darüber denken, wie man will, dem menschlichen Dasein einen Inhalt verleihen. Natürlich giebt es Leute, die sich an derartige Rücksichten nicht gebunden erachten, er aber, Worms, war stets der Mann mit den rechtschaffenen Gesinnungen gewesen, der zeitlebens in erster Linie an die Familie und in zweiter Linie erst an sich selbst gedacht hatte. Schön und gut eine Familie, das Liebste und Erhabenste, was die Natur dem Menschen auf seinem Lebenspfade mitgiebt, aber man kann ihr nicht alles opfern. Man soll die Hintenansetzung seiner selbst nicht ins Maßlose übertreiben.

Und nun plötzlich, an diesem allerletzten Tage ein solches Fest! Ein Etwas, das man zwanzigmal und öfter hätte haben können, an das man nur einfach nicht gedacht hatte. Kann es etwas Liebenswürdigeres geben als eine Veranstaltung, bei der man der Mittelpunkt einer flatternden entzückenden Gesellschaft der reizendsten Mädchen ist? Umschwärmt, umdrängt, mit jeder kleinen Anekdote solche Stürme des Lachens und der Freude entfesselnd, daß man selbst über die uralten Scherze mitlacht, als ob man in einen frischen Regen von Lebenslust tauche.

Abscheulich alle jene andern Diners, bei denen man gleichfalls in einem Kreise von Damen sitzt, auch in Rosa, auch in Hellblau und Weiß, auch mit Champagnergläsern, auch mit Anekdoten, ah pfui das alles!

Dieses Fest heute war wie ein Bad, aus dem man geläutert und rein auftaucht, eine Rückkehr zur Jugend.

Er ging um den Tisch zu Eleanor und stieß mit ihr an:

„Mein gutes Kind, ich wollte, du bliebest. Bei Gott im Himmel, es thut mir im Herzen weh!“

Und Eleanor, gleichfalls von diesem Feste und von all der Liebe berauscht, die ihr heute in Umarmungen und Küssen entgegengebracht wurde, in solchem Uebermaße, daß sie zu träumen meinte, Eleanor lehnte sich an ihn:

„Lieber Papa, lieber Papa!“

Er stand neben ihr und hielt den Arm um ihre Schulter:

„Nun verläßt sie uns. Kennen Sie Vevey, meine Damen? Nein? Ah, Vevey ist schön! Da glänzt dieser blaue See von Genf. Da breitet sich Savoyen aus, über dessen schneebedeckten Häuptern der Montblanc winkt. Vevey, Chillon, Territet, eine einzige Kette von Poesie. Eine Scene, wie man sie auf keinem Theater der Welt findet ... Aber nach einem Jahre kehrt Eleanor wieder, meine Damen, dann begrüßen wir uns hier von neuem. Ich bin ein einsamer Mann, der nichts besitzt als sein einziges Kind, — dieser Abschied ist für mich schwer.“

Er hielt an und bedeckte einen Moment die Augen mit seiner Hand, wie man thut, um die markanteste Stelle einer Ansprache deutlich hervorzuheben.

Da ging etwas um den Tisch, ein paar leise, verhaltene Töne, wie von Schluchzen. Mein Gott, sie kannten alle zusammen Eleanor ja nur so flüchtig, aber wenn man von so Traurigem hört und hat nie Sekt getrunken im Leben, oder doch wenigstens niemals eine solche Menge hoher Spitzgläser hintereinander, so sind kleine Herzen einer solchen Rede nicht gewachsen.

Worms hatte die Hand wieder sinken lassen, nun sah er um sich und war über die Wirkung seiner eignen Worte erstaunt. So trostlose, traurige Gesichter, alle die hellen Blüten geknickt in ihren Stühlen, drüben ein schmales Taschentuch vor einem Gesichte, dann noch eins, und rechts wieder eins, da war es auch für ihn zu viel. Was hatte er denn eigentlich gesagt, was denn? Er wollte weiterreden, aber er konnte nicht. Er nahm nur sein Glas und hob es empor und hatte Mühe, die paar Worte hervorzubringen:

„Auf Eleanor! Auf euch alle!“

Und damit war das Diner beendet. Aber natürlich noch nicht das Fest, im Gegenteil.

Es gab in diesem Hause tausenderlei zu sehen, was die jungen Damen interessieren würde und wobei Worms den Führer machen mußte. Er trug den Frack und das breite, rote Seidenband des sächsisch-koburgischen Ordens für Kunst und Wissenschaft, und nie gab es ein dankbareres Publikum als diese vor und hinter ihm drängende Gesellschaft, die alles bewunderte. Da war das Treppenhaus mit den Fresken (Othello, Hamlet, König Lear, alle drei, wie man zum höchsten Staunen bemerkte, mit Worms' Gesichtszügen), da waren allenthalben und in jedem Zimmer Bildnisse von Worms, große und kleine, Gemälde und Photographien, Façons jeder Art, vergilbte Illustrationsausschnitte aus Zeitungen, Bilder in schweren Rahmen, und Bilder ganz leicht irgendwo an eine Vase oder auf den Sims der Kamine gelehnt. Man fand alte Theaterzettel, die in Barockumrahmung zwischen kostbaren Teppichen hingen, und wenn man sie durchlas, so ersah man daraus, daß einst in Warschau alle großen Rollen der Weltlitteratur von dem gespielt worden waren, der heute in diesem fürstlichen Hause die Honneurs machte. Freilich, es war lange her, so lange, daß diese ganze Gesellschaft junger Damen damals noch gar nicht auf der Welt gewesen war. Von den Wänden hingen verstaubte Lorbeerkränze, zum Teil schon so altersschwach, daß sie alltäglich das eine oder andre ihrer Blätter zu Boden fallen ließen und daß sie wahrscheinlich, wie alte müde Herren, ihren Hauptschmuck längst verloren hätten, wenn nicht auf Worms' Befehl seit manchem Jahre diese Blätter

stets aufgesucht und durch allerhand Verfahren wieder an ihrem Platz befestigt worden wären.

Man verteilte sich in dem großen Hause, man lief durch die Zimmer und trennte sich und fand sich wieder, man kam auf übermütige Einfälle und versteckte sich hinter den Sammetportieren, alles huschte durcheinander, das große Treppenhaus hinab und hinauf, bis schließlich das Haus wie eine große kostbare Voliere erschien, in dem bunte Vögel lustig hin und her flatterten.

Eine Anzahl hatte sich in Eleanors kleinem Zimmer zusammengeschoben und drängte um sie her: „Wer ist dieser Süderssen? Wer ist das? Ist es wahr, daß er jemand erschossen hat, wahr und wahrhaftig? Weshalb trägt er den Arm in der Binde? Weshalb ist er so totenblaß. Er hat den ganzen Abend nicht gesprochen. Du, Eleanor?"

Ja, er hatte jemand im Duell erschossen, aber Eleanor gab nur kurze Andeutungen, abgerissene Worte. Niemand hatte nach ihm zu fragen, er ging keine andre etwas an. In ihrem Auge sprühte etwas Fremdes, dann machte sie sich los und ging mit den übrigen wieder in die Vorhalle, wo Worms zwischen jungen Damen stand und durch ein Nachrechtswenden und ein Nachlinkswenden jedem Gelegenheit gab, sich davon zu überzeugen, daß die großen Fresken an der Wand in der That seinen Gesichtszügen nachgebildet waren.

Aber nicht Worms war jetzt mehr der Mittelpunkt alles Interesses, sondern Süderssen.

Er hatte jemand getötet. Deshalb diese Totenblässe und sein schweigsames Wesen. Die Keckſten versuchten es, ihn in ihren Kreis zu ziehen, aber er antwortete nur einsilbig in seiner immer stillen, befangenen Art.

Dann plötzlich wußten alle: „Eleanor liebt ihn, er vielleicht auch sie!" Wer hatte das zuerst aufgebracht? Niemand hätte es sagen können. Man raunte es einander zu, man tuschelte in den Ecken.

Kurz vor dem Ende erreichte das Fest seinen Höhepunkt. Man wußte nicht recht, wer zuerst auf die Idee gekommen war, Herrn Worms um eine Gabe aus dem gewaltigen Schatze seiner künstlerischen Vergangenheit zu bitten; aber mit einer so stürmischen und allgemeinen Acclamation wurde diese Bitte von allen Seiten unterstützt, daß Worms sie unmöglich abschlagen konnte. Er lächelte, er wehrte mit den Händen ab: „Ein andermal," aber sie drängten um ihn her wie Bacchantinnen: „Bitte, bitte, bitte!" Und sie nahmen ihn in ihre Mitte und zogen ihn mit sich in den großen Saal, in dem allein, wie Worms angedeutet hatte, ein künstlerischer Vortrag zur vollen Geltung kommen konnte.

Die Diener schoben in Eile Sessel herein, zwei lange Reihen hintereinander, man stieß sich um die besten Plätze, und eine halbe Minute später flatterte alles durcheinander, bis jede einen Stuhl gefunden hatte und eine große, tiefe Stille eintrat.

Worms winkte dem Hausmeister:

„Die Diener verlassen den Saal, man schließe die Thüren."

Er ließ einen Blick über die Wände und die hohe Decke gleiten und legte die Hand vor die Augen, nachsinnend.

Nun nickte er mit dem Kopfe leicht vor sich hin, und dann plötzlich schien er sich zu wandeln und ein ganz andrer zu werden.

Er hob sich auf den Zehenspitzen, oder sah das nur so aus? Jedenfalls wurde er größer und schlanker. Das runde Gesicht schien magerer zu werden und sich zu verlängern, er legte den Ellbogen auf das Postament einer Säule, stützte den Kopf in die Hand und begann mit einer dumpfen, rollenden Stimme Hamlets Monolog.

Zugegeben, daß man im Frack und mit diesem leuchtenden roten Bande des sächsisch-koburgischen Ordens für Kunst und Wissenschaft unmöglich diejenige große Wirkung erzielen kann, die der Dänenprinz im schwarzen Sammetkleide und in der magischen Beleuchtung der Bühne erreicht, zugegeben auch, daß Worms mit seiner durch ein zwanzigjähriges Wohlleben aus der Form geratenen Figur und der namentlich in den tiefen Tonlagen etwas verfetteten Stimme nicht mehr im stande war, den Intentionen des Dichters zu entsprechen, und trotzdem welcher Erfolg!

Sie sprangen von ihren Plätzen auf, sie haschten nach seinen Händen, sie baten: „Noch einmal!" Und sie wiederholten diese wunderliche und ästhetisch nicht einwandsfreie Bitte mit solchem Enthusiasmus, daß Worms noch einmal zurücktrat und noch einmal den Ellbogen an die Säule lehnte.

Er hatte einen Moment das Empfinden: Du begehst ein Etwas, das du vor deinem künstlerischen Gewissen nicht verantworten kannst. Man darf ein Lied zweimal zum besten geben, eventuell auch ein Gedicht, eventuell auch sonst etwas, unmöglich hingegen Hamlets Monolog. Aber mein Gott, was war zu machen! Dies alles war wie ein Rausch, wie eine wundersame Erinnerung an verklungene Zeiten. Wenn sie ihn jetzt bitten würden: Noch einmal, und noch einmal! er wäre im stande, wieder und immer wieder die rollenden Worte zu sprechen, — wenn sie es verlangten, eine ganze Nacht hindurch.

Ein einziger, wenn auch nur schwacher Mißklang kam in diesen für Worms unvergeßlichen Abend (der erste künstlerisch große Abend seit undenklicher Zeit) durch das Benehmen eines jungen Mädchens, das die — wie soll man sagen? — Keckheit oder Geschmacklosigkeit besaß, unmittelbar hinter Worms' unvergleichlicher Darbietung ein lächerliches spanisches Lied vorzutragen.

Natürlich keine andre als Hildegard Geiger.

Er hatte dieses Geschöpf von nebenan nie recht leiden gemocht. Sie hatte als kleines Mädchen sich einmal geweigert, ihm die Hand zu geben, und that jahrelang, wenn sie auf der Straße zusammentrafen, als ob Herr Worms für

sie Luft sei. Möglich, daß das flatterhafte, alberne Ding mit seinem Vogelhirn ein so geringes Erinnerungsvermögen besaß, daß sie ihn trotz ihrer wiederholten Besuche bei Eleanor auf der Straße nie erkannte, jedenfalls gab es wenige Dinge, über die sich Worms je so sehr und so wiederholt geärgert hatte.

Durchaus natürlich wäre es gewesen, und es geschah das auch wirklich, daß man ihn nach dem Hamlet-Monologe um eine zweite und vielleicht noch eine dritte künstlerische Gabe bat, wie aber jeder Künstler aus einem gewissen Zartgefühl sich einige Augenblicke sträubt und bitten läßt, so hatte das ganz selbstverständlich auch Worms gethan, und diese kurze Pause hatte das Geschöpf benutzt, um sich vorzudrängen und ihr albernes Lied zu beginnen.

Lächelnd setzte er sich auf einen Sessel an der Ecke der Reihe, lächelnd klatschte er nach jedem Verse in die Hände: „Bravo!“ Aber in seinem Innern kochte es.

Sie sang reizend. Mit den Fingerspitzen schnalzend, imitierte sie die Kastagnetten, dazu wiegte sie sich in den Hüften und brachte das Toledo-Lied mit einer Verve heraus, die einer spanischen Tänzerin Ehre gemacht hätte.

Natürlich sah und hörte Worms diesen Vortrag nur ganz mechanisch, wie jemand, der lächelt und ganz Ohr zu sein scheint und in die Hände klatscht, während er repetierend, memorierend, angestrengt darüber nachdenkt, ob nach zwanzig Jahren der Tell-Monolog noch fest genug in seinem Gedächtnis haftet, um ihn in den nächstfolgenden Minuten zum Vortrag bringen zu können.

Da fühlte er sich leicht an der Schulter berührt: „Herr Worms —“

Der Hausmeister stand neben ihm, etwas ängstlich, in der immer unsicheren Haltung, die Herrn Worms gegenüber unter allen Umständen, dreifach und vierfach aber natürlich in einer so prekären Situation geboten war.

„Was?“

„Man wartet unten auf die Damen. Es ist zehn Uhr vorbei, Herr Worms.“

Er hatte es nur geflüstert, und Worms würde, von dem Vortrage des Tell-Monologs wie von einer eisernen Notwendigkeit durchdrungen, die Nachricht ohne Gewissensbisse unterschlagen haben, aber die Nächstsitzenden hatten die leisen Worte aufgeschnappt, und nun ging es wie ein hastiges Flüstern durch die Reihen. Die eine stand auf, gleich darauf noch eine, dann schwirrte alles in die Höhe wie ein aufgescheuchter Flug Spatzen.

„Zehn Uhr vorbei!“

„Um Gottes willen!“

Wo waren die Mäntel, die Hüte? Richtig, unten. Nur rasch hinunter. Man hatte so fest versprochen, um zehn zu Hause zu sein. Andre schon um halb zehn, andre gar schon um neun.

Einen Moment versuchte Worms, an der Thür sich dem Schwarm entgegenzustellen. Er wollte sagen: „Meine Damen, noch zehn Minuten, ich habe, ich möchte —“ aber natürlich konnte er mit diesem Tell-Monologe nicht hausieren gehen.

Sie schlüpften ihm unter dem Arm durch, und dann befand sich Worms zum letzten Male zwischen der flatternden Gesellschaft, die ihn zwischen ihren wogenden Röcken die Treppe mit hinunter riß.

Es gab noch ein Gewühl und Gehaste, und da auf einmal waren aus den hübschen Dingern vermummte Gestalten geworden in viel zu großen Mänteln, die den Mamas gehören mochten.

Ein Gedränge, ein Gestoße, ein Geschiebe, ein Händedrücken, — fort waren sie!

Rechts neben Worms stand Eleanor und links Süderssen, der sich von dem Diener über den verbundenen Arm den Paletot befestigen ließ.

„Sie bleiben, Süderssen. Das wäre noch schöner!“

Eine Art Grimm hatte Worms überkommen. Der Tell-Monolog hämmerte in seinem Kopfe und schlug gegen die Wände. Wenigstens waren noch zwei Zuhörer da, Süderssen und Eleanor. Sollten sie mitkommen, sollten sie hören? Wie man ein Pferd im wildesten Laufe nicht sofort zum Stehen bringen kann, so vermag der Künstler dem leidenschaftlichen Impulse seines Wollens nicht mit einem plötzlichen, vernichtenden Ruck Einhalt zu gebieten. Was da in der Seele tobt und im Herzen brandet, muß heraus, selbst wenn es zwanzig Jahre geschlafen hat. Oder vielleicht gerade dann um so mehr. Es ist wie ein Strom, der aufgespeichert und künstlich zurückgedämmt worden ist und der nun mit der Allgewalt einer stürmischen Kraft hervorbricht.

„Kommt mit,“ sagte er, „wir bleiben noch zusammen.“

Er sprach weich und zärtlich, wie man es Leuten gegenüber thut, die man benötigt und von deren gutem Willen oder warmherzigem Empfinden im Verlaufe der nächsten Stunde viel abhängt.

„Es war ein schöner Tag, und ich bin bewegt, Eleanor. Nun gehst du morgen fort, Kind, wir wollen noch zusammen sein. Süderssen, mein Junge, Sie mit uns.“

IV

Sie nahmen in Worms' „Arbeitszimmer“ Platz, das, wie viele Zimmer solcher Art, seinen Namen einzig dem Umstande verdankte, daß sich außer andern Gegenständen ein mit grünem Tuch überzogener, sehr großer Schreibtisch darin befand.

Worms war in einer außerordentlichen Erregung.

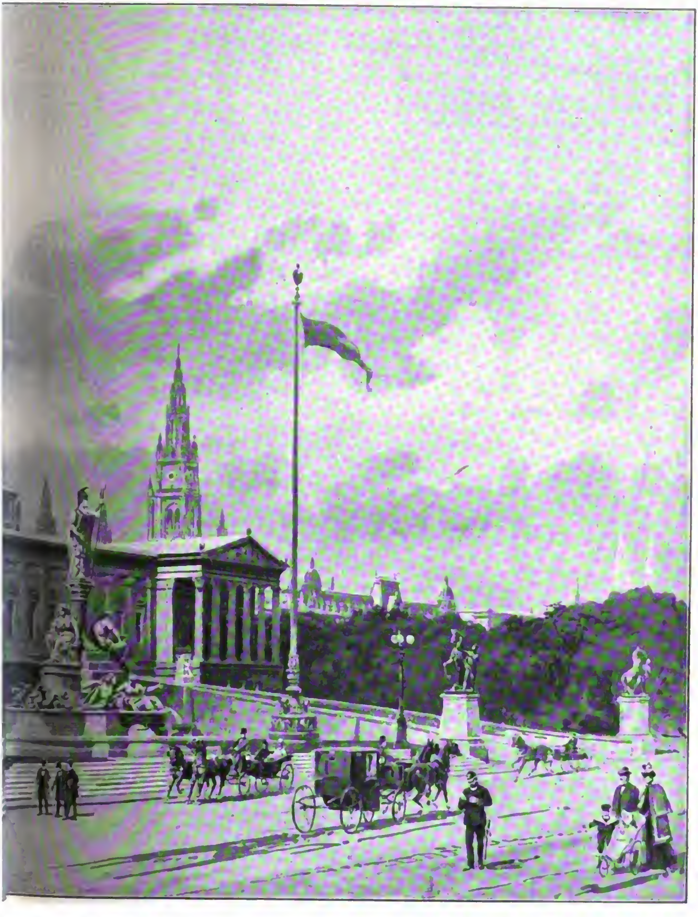
„Setzen Sie sich, Süderssen. Nehmen Sie eine Zigarre, lieber Freund. So. Eleanor, gieß ein von dem Rotwein. Setz dich, Kind, du bist müde, aber du sollst noch nicht schlafen gehen. Es ist der letzte Abend, ich muß dich noch bei mir haben.“

Eleanor erwiderte, daß sie nichts weniger als müde sei, ganz im Gegenteil, sie würde am liebsten die ganze Nacht wach bleiben, aber Worms hatte



Das Wiener Parlamentsgebäud

Nach einer Zeichnung von



mit seinem plastischen Schmuck

win Bendl (Text Seite 83)

dieses Thema bereits erledigt und hörte kaum noch auf ihre Beteuerungen.

Er ging auf und ab im Zimmer, mit Stiefeln, die selbst auf dem weichen Teppich ein ganz leises, knarrendes Geräusch machten.

„Das muß alles anders werden. Mein Gott, man hat geschlafen. Man hat das Beste vernachlässigt, was da drinnen in der Seele wohnt: die Kunst, das Heiligste, die Flamme! Trinken Sie, Süderssen. Schenk dir auch ein, Eleanor, trink, mein Kind. Dieser Abend hat mich aufgerüttelt. Man hat hingelebt und schließlich an nichts mehr gedacht als an diese öden Aeußerlichkeiten des Lebens. Man hat den Tanz um das goldene Kalb mitgemacht und das Tiefste seines inneren Menschen langsam sterben lassen!"

Er ging wieder auf und ab, minutenlang, ohne zu sprechen, wie jemand, der heftig mit sich arbeitet und in dem Dämmerlicht des halbdunkeln, nur von der Arbeitslampe matt erhellten Raumes seine Seele wiederfindet.

Er blieb vor Süderssen stehen und legte weich seine Hand auf dessen Schulter:

„Lieber Freund, mein Ehrenwort, das Beste war die Bühne, das Schönste. Wenn jemand wie ich das ausspricht, der das Leben nach allen seinen Seiten hin kennen gelernt hat und sozusagen im Kampfe mit dem Leben Sieger geblieben ist, so will das viel sagen, enorm viel. Es ist halb elf, Sie bleiben hier, Süderssen, noch ein paar Stunden. Sie sind mein Freund, Süderssen, Sie gehören zu uns. Eleanor sieht uns beide ein Jahr lang nicht wieder. Wir wollen dem Kinde in dieser letzten Nacht Gesellschaft leisten."

Dann kam er auf den Tell-Monolog zu sprechen: „Es giebt Rollen, die von dem seelischen Können des Darstellers mehr fordern als diese, ein Arbeiten mit dem Verstande und mit den Nerven, — Sie verstehen. Der Tell verlangt nur eins: einen Mann! Keinen Komödianten, sondern einen Menschen! Bei Gott, ich wollte, ich wäre zwanzig Jahre jünger und ihr beiden säßet im Theater, vor euch der See und die Dörfer von Schwyz. ‚Seht, wer da kommt,‘ sagt der Hirt, ‚es ist der Tell aus Bürglen!‘ Und herein von links, die Armbrust in der Hand, trete ich:

‚Wer ist der Mann, der hier um Hilfe fleht?‘"

Er stand mitten im Zimmer, die Hand erhoben; dann, wie aus einem Traum erwachend, ließ er die Hand langsam sinken und hob sie wieder und legte sie vor die Augen.

„Es ist ein sonderbarer Abend heute", nahm er dann neu das Wort. „Irgendwo in einem meiner Schränke hängt ein verstaubtes Kleid, mit dem ich vor Jahren einmal in den Bergen der Schweiz umhergewandert bin. Es ist nicht das Kleid des Tell, aber in Lodenjacke und nägelbeschlagenem Schuh liegt eine ferne Stimmung. Ich will sehen, ob ich die Sachen finde."

Eleanor war aufgestanden: „Soll ich dir suchen helfen?"

Er schüttelte den Kopf: „Bleib da sitzen."

Er ging an die Thür, aber dann wandte er sich noch einmal um:

„Setzt euch da drüben hin in die Ecke, nein dort, auf den Diwan. Ja, so. Es muß von hier, wo ich stehe, ein gewisser Abstand vorhanden sein. Und wenn ich hereinkomme, dann, bitte, kein Fragen oder keine Unterbrechung. Ich sage das namentlich zu dir, Eleanor. Es wäre ein wundersames Ding, wenn es mir gelingen würde, die alte, große Stimmung aus der Vergessenheit noch einmal heraufzuzaubern."

Eleanor und Süderssen waren allein. Einen Moment hatte sie die Empfindung, als ob sie irgend etwas sagen müßte, um den lächerlichen Einfall ihres Vaters gewissermaßen zu rechtfertigen oder zu entschuldigen, aber dann versank um sie alles: Worms, das Zimmer, der Tag morgen mit dem Abschied, die ganze Welt.

Sie fühlte, wie Süderssens Finger sich leise um ihre Hand legten und diese Hand an sich zogen, nun saß sie und blickte geradeaus, unfähig sich zu bewegen und unfähig zu denken.

Wie Traumbilder, dünn und schattenhaft, zogen die letzten Wochen an ihr vorüber:

Süderssen war ins Haus gekommen, von Worms selbst geholt. Unten das kleine Zimmer mit den grünen seidenen Vorhängen wurde ihm eingeräumt. Der Arzt ging ein und aus, und die Krankenschwester kam, um Pflege zu leisten, diese liebe Schwester mit dem Kindergesichte und dem grauen Kleide, die um Eleanor beinahe mehr besorgt gewesen war als um ihren Patienten in dem grünen Zimmer. Ein solcher Friede war im Hause gewesen.

Dann, eines Tages, kam die Schwester nicht mehr, und statt ihrer trat Süderssen selbst aus der Thür des Krankenzimmers, den linken Arm in schwarze Tücher gebunden, das Gesicht so blaß und die Augen so müde, daß Eleanor, als sie ihn zum ersten Male sah, nichts hatte sagen können und die Augen voll Thränen hatte.

Sie hätte damals schon nach Vevey abreisen sollen, aber in Anbetracht des kranken Gastes hatte Worms den Termin hinausgeschoben.

Drei Wochen waren vorbeigegangen wie ein einziger Tag.

Als sie einmal bei einander saßen, schweigsam, wie es Süderssens Art war und immer blieb, hatte er sich plötzlich zu ihr gebeugt und wieder gesagt wie damals auf dem Rennplatze: „Sie erinnern mich an meine Schwester, Eleanor —"

Nur daß er es mit einem ganz andern Ausdruck als damals gesagt hatte!

Und eines Tages verließ er das Haus. Er war wieder gesund, was man wenigstens so nennt. Er würde noch ein paar Wochen den Arm schonen müssen, aber die Rennsaison war jetzt in vollem Gange, und er hatte mehr zu thun, als hier im Zimmer zu sitzen und zuzuhören, wenn Eleanor auf sein Bitten ihre kleinen, matten Musikstücke zum besten gab.

Sie sah ihn, wie der Diener ihm den Mantel umhing und die Thür öffnete, um ihn nach dem Wagen hinaus zu geleiten. Sie sah Worms, wie er Süderssen auf die Schulter klopfte: „All right, mein Junge, alles wieder in Ordnung? — Dank? Wofür? — Mein lieber Süderssen, mein Haus steht Ihnen immer offen.“ Und sie sah, wie Süderssen sich vor ihr verneigte und auch ihr seinen Dank abstattete. Oder hatte sie es nicht gesehen? Hatte sich nicht alles vor ihren Augen verwirrt?

Sie ging dann durch das grüne Zimmer, die Treppe hinauf und blieb einen Moment an dem Klavier stehen, auf dem, noch aufgeschlagen, die Noten von „La Czarine“ lagen, — sie war wieder allein. —

Er kam seitdem oft, er hatte mit Worms täglich zu sprechen, er begrüßte auch Eleanor, aber sie sprachen fast nie miteinander. Solange sie ihn kannte, war er immer im Verkehr unsicher und befangen gewesen, aber nie so sehr wie in diesen Tagen.

Und nun war es zu Ende, morgen ging sie fort.

Wenn sie nach einem Jahre wiederkommen würde, war wohl alles anders geworden. Würde Süderssen noch hier sein? Möglich. Aber er würde sie längst vergessen haben, und die kleinen schwachen Beziehungen, die damals auf der Rennbahn und dann während seines Krankseins sich zwischen ihnen hin und her gesponnen hatten, würden schon lange zertrennt sein. —

Worms kam immer noch nicht, irgendwo im Hause schlug es elf Uhr. Nur um etwas zu sagen und dieses lange Schweigen zu brechen, begann Süderssen eine kurze, gleichgültige Unterhaltung:

„Morgen um diese Zeit sind Sie schon weit fort.“

„Ja.“

„Sie haben eine schöne Reise vor sich.“

Eleanor nickte.

„Ihr Herr Vater begleitet Sie. Wird er lange in Vevey bleiben?“

„Nein, nur einige Tage.“

Ganz plötzlich preßte er ihre Hand fester.

Wenn er diese Stunde vorübergehen ließ, so bedeutete das nicht mehr und nicht weniger als den Verzicht auf die letzte schwache Hoffnung.

Es hatte immer noch für ihn hie und da einen kleinen Ausweg gegeben, irgend jemand, der ihm aushalf, aber seit Jahren war das ein Verzweiflungskampf, bei dem jeder Tag den Zusammenbruch bringen konnte. Ein Kampf um die Existenz, bei dem man matter und schwächer wird und schließlich das Steuer aus der Hand gleiten läßt.

Wenn Worms eine Ahnung davon hätte, wie es mit ihm stand, so würde er als der allererste ihn fallen lassen. Das war dann das Ende.

Wie ein schreckliches Erwachen war es über alle seine Gläubiger gekommen, als sie von Süderssens Sturze erfuhren. Wenn er bei diesem waghalsigen Gewerbe draufging, so hatten sie alle das Nachsehen. Sie drängten, keiner wollte mehr warten, und da waren vor allen diese Unsummen von Wettschulden, die ihn, wenn sie an die große Glocke gehängt wurden, das Letzte kosteten: die Existenz auf dem Turf.

Es wäre schon das beste gewesen, bei dem Sturze auf der Rennbahn liegen zu bleiben und nie mehr aufzustehen.

Was war ihm diese Eleanor? Im Grunde genommen nichts. Eine verschüchterte Seele, die auch niemand hatte auf der ganzen Welt, und die — wunderlich zu sagen — bei ihm Schutz und Halt suchte. Bei jemand, dem der Boden unter den Füßen wich, und der nie, selbst in den vergangenen Hamburger Tagen, in Reichtum und Glück die Kraft besessen hatte, auch nur für sich selbst, geschweige denn für andre die Steuerung des Lebens zu führen. Und der — das vor allem! — dieses Gefühl seiner Schwäche zu jeder Zeit deutlich empfunden hatte.

Die Frauen hatten mit ihm immer nur gespielt, ihn wie einen Ball aufgefangen und zurückgeworfen, sich schließlich kaum noch um ihn gekümmert. Es mußte schon ein Kind sein, wie dieses schwächliche, stiefmütterlich bedachte Ding da neben ihm, das bei ihm Schutz suchte und ihm ihre Liebe schenkte.

Er brauchte sich nur seitwärts zu beugen und sie in seine Arme zu ziehen, sie würde ihm nicht wehren, sicherlich nicht, — und das war der Ausweg. Die letzte Rettung. Die Meute, die hinter ihm jagte, würde stutzen, Halt machen und schweifwedelnd sich vor ihm in den Staub legen, — es war alles so einfach, so klar vorgeschrieben für jemand, dem das Messer an der Kehle sitzt.

Aber diese kleine Kraft versagte ihm. Wie sie immer in seinem Leben bei jeder Entscheidung versagt hatte.

Da war Worms, der in der nächsten Minute ins Zimmer hereinkommen und dem man alles sagen müßte, der außer sich sein und eine Scene machen würde. Ein paar von Worms' brutalen Worten, eine einzige höhnische Bemerkung: „Sie kommen her, um ein dummes Ding von sechzehn Jahren zu übertölpeln,“ — und er würde schweigend das Haus verlassen.

Um nie wieder zu kommen.

Ein andrer an seiner Stelle würde dann Widerstand leisten, Eleanor gegen ihren Vater ausspielen, zäh und hart es abwarten, bis Worms' Widerspruch im Laufe der Jahre gebrochen sein würde . . .

Er nicht.

Er stand auf und machte seine Finger von ihrer Hand frei. Es war das beste, wenn er ging, Worms' Vortrag und Geschwätz noch eine halbe Stunde anhören und dann gehen.

Er versuchte, über ein paar gleichgültige Worte nachzudenken, mit denen er das mühselige Schweigen unterbrechen könnte. Einen Moment haftete sein Blick auf Eleanor. Dann zuckte er zusammen und ließ hastig den Blick durch die Schatten des

halbdunkeln Zimmers hin und her gehen. Aber im Augenblick darauf mußte er das Mädchen wieder anschauen: „Eleanor, was ist?"

Er beugte sich zu ihr und nahm die zitternden Hände von ihrem Gesicht:

„Eleanor . . ."

Leise zog er sie an sich und legte ihren Kopf an seine Brust. Ohne Freude und ohne Glück, von nichts erfüllt als einer grenzenlosen Traurigkeit.

Fast ohne es zu wissen, wiegte er sie in seinen Armen, dann strömte aus ihren umklammernden Händen langsam etwas auf ihn über, das die Traurigkeit schwinden machte. Er würde sich aufraffen, zum ersten Male im Leben stark sein. Um ihretwillen. Ein ganz neues Gefühl! Seine Muskeln strafften sich, seine Augen öffneten sich weit und unnatürlich groß, — er beugte ihren Kopf zurück und küßte sie.

Er hatte sie lieb, — von diesem Moment an.

„Du . . ."

Eine seltsame Liebesstunde. Kein Rausch von erstem Ueberschwang, sondern ein Schweigen, ein schwermütiges Glück zweier scheuer Seelen, die einsam einander fanden und zusammengehen wollen.

Da fuhren sie auf, hastig auseinander!

Worms stand im Rahmen der Thür.

Er blickte zu ihnen hinüber, aber er sah nichts von der Umarmung, mit diesem starren Blick des Schauspielers, der, auf die Bühne tretend, einen Zuschauer im Parkett zu fixieren scheint, ohne doch von dessen Figur mehr zu erfassen als blasse Umrisse ohne Inhalt.

„. . . Durch diese hohle Gasse muß er kommen:
Es führt kein andrer Weg nach Küßnacht. — Hier
Vollend' ich's . . ."

Er sprach mit einer ruhigen, gedämpften, verhaltenen Stimme, und trotzdem klangen die Worte in das tote Schweigen der stummen Liebesstunde wie die grellen Töne einer knallenden Peitsche.

Dazu Worms' Erscheinung.

In einer Lodenjacke, die ihm zu eng geworden war: in der Hand, in Ermangelung einer Armbrust, eine englische Jagdflinte.

Er hätte grotesk gewirkt unter allen Umständen; in der Thür dieses nächtlichen Zimmers mit seinem Liebesschweigen erschien er wie etwas Ungeheuerliches. Wie die Personifikation der brutalen Alltäglichkeit, die, um den Eindruck ihrer Plattheit noch zu erhöhen, sich verkleidet hat und auf den Maskenball geht. Mit der Sicherheit seiner natürlichen Veranlagung traf er alle Töne des Monologs genau so, wie es jene Plattheit verlangte:

„Ich lebte still und harmlos, das Geschoß
War auf des Waldes Tiere nur gerichtet . . ."

dann nahm seine Stimme eine schwächliche, klagende Farbe an:

„Die armen Kindlein, die unschuldigen,
Das treue Weib muß ich vor deiner Wut
Beschützen, Landvogt!"

Er trat einige Schritte vor, hockte auf einer friesischen Holztruhe nieder und hob die Jagdflinte mit einer zärtlichen Bewegung in die Höhe:

„Komm nun hervor, du Bringer bittrer Schmerzen,
Mein teures Kleinod jetzt, mein höchster Schatz . . ."

bis er einen Moment unsicher wurde, als die Rede des Monologs auf einen Pfeil zu sprechen kommt, an dessen Stelle der Tell keinen zweiten zu versenden hat.

Er sprach langsam und in großen Absätzen, und so gewann Südersſen Zeit, die Lage dieser Stunde und deren Konsequenzen zu überdenken. Bis er plötzlich aus seinem Hinbrüten aufschreckte.

. . . Der Monolog war zu Ende, — Worms stand vor ihm. Vielleicht schon eine ganze Zeit lang, ohne daß er es bemerkt hatte. Mit einem Blicke, der über Südersſens Schweigen zunächst nur erstaunt schien, allmählich aber streng und hart wurde.

Da, rasch, impulsiv, mit dem einzigen lebhaften Entschluß seines Lebens, sprang Südersſen auf, ergriff Worms' Hände, preßte sie.

Ein Lächeln ging über dessen Gesicht, das matte Lächeln nach einer großen künstlerischen Erregung, das zu sagen scheint: „Ich begreife euer Schweigen. Ihr seid ergriffen und gerührt. Ihr könnt nicht sprechen und drückt dem Künstler nur dankbar die Hände.'

„Mein lieber Junge," sagte er, „lieber Freund."

Und da riß dieser größte Entschluß seines Lebens Südersſen vorwärts. Er beugte sich nach rechts zu Eleanor und nahm ihre Hände. Er legte den Arm um Eleanors Schulter und zog sie mit sich vor Worms.

„Hier, wir beiden, — Eleanor geht fort. Ich liebe Eleanor. Geben Sie mir Eleanor."

Worms trat einen halben Schritt zurück und öffnete seinen Mund und schloß ihn wieder. Und öffnete ihn von neuem. Er wollte irgend etwas sagen, vielleicht, ob das ein Fastnachtsscherz sei, oder ob Südersſen das im Ernst meine, aber in seinem Kopfe drehte sich alles rundum, so daß er sekundenlang zu keiner klaren Ueberlegung und noch weniger zu einer Entgegnung kam.

In der linken Hand hielt er immer noch die englische Jagdflinte, halbwegs oder wenigstens bis zu einem gewissen Grade bewegte sich sein Denken und Empfinden noch in dem Ideenkreise des Tell, seine rechte Hand fühlte er von Eleanor ergriffen und mit Küssen bedeckt, man wollte ihn überrumpeln, es war ganz klar. Sie hatten sich diese Minute ausgesucht, wo er nicht Worms der Mensch, nicht Worms der Kaufmann, nicht Worms der kluge und verständige Mann, sondern nur Worms der Künstler war.

Und sie hatten ihn überrumpelt, er fühlte das. Da war dieses kleine Ding, das er bis heute für ein Kind gehalten hatte und das nun plötzlich groß geworden war und um seinen Segen bat. Das an sein weiches väterliches Herz appellierte und wie im Drama zusammenbrechen würde, wenn nicht der großmütige Tell, sondern ein verbissener, erzürnter Vater sie mit rauher Hand zur Seite riß.

Er fühlte zwei Thränen in seinen Augen,

echte Thränen, wie man sie im Leben so gut wie auf der Bühne weint, wenn eine große, feierliche Situation ganz plötzlich das Herz bewegt.

„Dieses Kind," sagte er nur, „dieses Kind —"

Er zog Eleanor an sich, den Kopf mit den dunklen Flechten an die graue, verstaubte Lodenjacke; dann reichte er, um die linke Hand frei zu bekommen, Süderssen die Flinte: „Nehmen Sie, thun Sie das weg."

Er war wirklich bewegt, aber doch nicht so sehr, daß nicht während dieser stummen Pause, in der er sich über Eleanor neigte und ihre Stirn küßte, allerhand Gedanken und Erwägungen seinen Kopf durchkreuzten.

Sie würden warten, die beiden, natürlich, sie konnten nicht von heute auf morgen heiraten, aber immerhin, eine gewisse Sorge würde fortan von ihm genommen sein.

Es war da nun jemand, der fernerhin für Eleanor zu sorgen hatte, nicht im gemeinen Sinne des Erwerbslebens, aber doch so, daß er, Worms, an dieser Sorge dann nur noch in zweiter Linie beteiligt zu sein brauchte. War Eleanor verheiratet, so war ihr Papa wieder ein freier Mann. Noch fünf oder sechs Jahre, und er würde das sein, was man mit mehr oder weniger Recht einen gealterten Mann nennt. Sollte er diese letzten sechs Jahre vertrauern, wie man es als Hüter einer unverheirateten Tochter zu thun gewissermaßen verpflichtet ist?!

„Lieber Süderssen," sagte er und bot ihm die Hand, „ihr seid Kinder, alle beide noch, es ist eine Kinderliebe, ihr habt mir das Herz zerrissen."

Und Eleanor loslassend legte er die Hände auf Süderssens Schulter und lehnte sich an ihn, bis er sich wieder aufrichtete, mit der Hand über die Augen fuhr und die feste Haltung des Vaters annahm, der in der Situation der Starke sein und mit klarem Kopfe für zwei phantastische Kinder das Denken besorgen muß.

Aber mit dem Denken kam sogleich wieder eine gewisse Erbitterung über ihn: im Grunde genommen war dieser Süderssen ein verteufelt kluger Fuchs!

„Wissen Sie, was die Hand meiner Tochter bedeutet? Das sind Millionen, mein lieber Süderssen! Ein Vermögen, wie man es auf dem Pflaster von Berlin nicht leicht wieder findet."

Dann kam ihm das einigermaßen Lächerliche seiner Kleidung zum Bewußtsein. Dieses Ding von Jacke, das er da trug, in einer solchen Stunde! In dergleichen Lebenslagen trägt man den Gehrock oder den Frack, man setzt sich in einen Sessel und kreuzt die Arme über der Brust, dieses Kostüm hingegen war einfach würdelos und brachte ihn von vornherein in eine ganz falsche Situation!

Aber da kniete Eleanor neben ihm, hielt seine Hand fest und sagte leise, immer von neuem ganz leise: „Lieber Papa . . ."

„Sie ist das Einzige, lieber Süderssen, was ich auf der Welt besitze. Wem ich sie gebe, dem gebe ich mein Bestes."

Und nach einer stummen Pause fügte er hinzu: „Ich habe ihr nie eine zweite Mutter zugeführt, sie war mein Heiligtum, das Vermächtnis einer Verstorbenen, einer Heiligen, einer Heißgeliebten."

Es zuckte etwas in Eleanor. Ein blasses Gesicht tauchte aus einer fernen Vergangenheit vor ihr auf; eine sterbensmüde Frau, die, soweit Eleanor denken konnte, immer mit weißem Gesichte auf weißen Kissen gelegen hatte, bis sie eines Tages auch da nicht mehr zu finden war und draußen auf dem Kirchhofe einen friedlicheren Schlaf träumte.

Es klang ihr im Ohr, wie die Mama so oft in erregten Scenen mit einem Tone müder Verzweiflung gesagt hatte:

„James, spiele nicht Theater, ich bitte dich, James . . ."

Aber das Kind hatte nie verstanden, was das heißen sollte. Nun hatte sie es längst begriffen. —

Mit einem wunderlichen Gedankensprunge kam Worms wieder auf den Tell zurück:

„Mein Kind und meine Kunst, das waren meine Besitztümer. Ich weiß nicht, ob ich in meinem Urteil irre, aber ich habe die Ueberzeugung, ich würde auch heute noch in der Kunst das Höchste leisten. Urteilen Sie aufrichtig, Süderssen, ganz ohne Rückhalt, haben Sie von irgend jemand, mag er heißen, wie er will, den Tell in einer größeren Auffassung gehört als heute?"

Es flammte etwas über Süderssens Gesicht, ein Gemisch von Nichtbegreifen und einer Scham, einer Scham um Eleanors willen. Leise sagte er:

„Nein."

„Eleanor . . .?"

Sie schüttelte mit tief gesenkten Augen den Kopf: „Nein."

„Man nennt mich glücklich," sagte Worms, „aber wahrhaftig, ich bin es nicht. Ich gäbe ein Vermögen darum, wenn ich noch einmal auftreten könnte. Aber natürlich, das ist undenkbar. Ich bin darüber hinausgewachsen, nach Stellung und Ansehen, nur daß es einen mit dieser heißen, ewig jungen Sehnsucht des Künstlers ewig zurückzieht! Ich bin nicht glücklich, Kinder, mögt ihr glücklicher werden."

Es kam die Rede darauf, wie es nun mit Vevey gehalten werden und ob Eleanor nun doch dorthin gehen oder hier bleiben sollte, aber sofort erwachte Worms bei dieser Frage aus seiner wehmütigen Stimmung.

„Das ist selbstverständlich, daran ist nichts zu ändern. — Nein, nein! Morgen schon, keinen Tag später. Ueberhaupt, von dieser Verlobung wird nichts bekannt gegeben. Ein Mädchen, das noch nicht sechzehn Jahre alt ist! — Wie alt sind Sie, Süderssen? — Vierundzwanzig. Gut. Ihr seid Kinder, ihr könnt warten. Und überhaupt, da ist viel zu überlegen. Ich sage noch nicht ja und nicht nein, ich binde mich nicht."

Es war zwei Uhr nachts, als Süderssen das Haus verließ.

Schluchzend hing Eleanor vor dem Schlafengehen an Worms' Halse: „Lieber Papa, guter, bester Papa . . .“

Dann erst, als sie das Zimmer verlassen hatte und Worms allein war, kam er nach diesem Abend voller Aufregungen und thörichter Empfindungen zu einem ruhigen Nachdenken.

Es dämmerte in ihm auf: ‚Du hast eine kolossale Dummheit begangen! Eine Uebereilung, die nicht schnell genug repariert werden kann!‘

Und die nägelbeschlagenen Schuhe vor sich hingestreckt, die Hände in den Hosentaschen, träumte er von einer ganz andern Zukunft Eleanors: Wappen auf dem Wagenschlag, Wappen auf den Livreeknöpfen, all der Glanz, den man relativ billig kaufen kann und der von Eleanor auf ihn selbst hell und prächtig zurückstrahlen würde.

Was Südersen betrifft — ganz unnötig, sich darüber den Kopf zu zerbrechen. Das läßt sich alles arrangieren mit Zeit, mit Geld, mit —

Aber eine Dummheit war es auf jeden Fall gewesen, groß und unverzeihlich, eine der Narrheiten, die ein allzu weiches Herz begeht, wenn ein Kind mit seinen kleinen Händen liebeheischend pocht.

V

Wenn in Adelens Gegenwart die Rede auf Hamburg kam: das Stadttheater, den Alsterpavillon, auf „Pforte“, die Austernkeller, die Helgoländer Hummern, die man nirgends so frisch verzehrt als in Hamburg, auf Blankenese, den Jungfernstieg, auf den Hamburger Hof, die Vierländerinnen und, kurz und gut, alles, was die ausgezeichnete Stadt an Schönem und Vortrefflichem bietet, so wurde Adele weich ums Herz. Sie war unter den Damen des Ballets, die den Ruhm des Hamburger Stadttheaters und des Hofrats Pollini vermehren halfen, keiner der Sterne gewesen, — nein, wirklich nicht, — aber Adele hatte sich in jener Jugendzeit einer so holden Schlankheit erfreut, und dementsprechend einer so ausgezeichneten Gesundheit, und dementsprechend einer immer heiteren Laune, daß man die Adele von heute in den etwas verblaßten Photographien jener Zeit nicht mehr recht erkennen konnte.

Sogleich als die Rede darauf kam, daß Old York mit den Derbypferden nach Hamburg gehen und dort während des Juni-Meetings das Große Jagdrennen bestreiten sollte, hatte Adele den Beschluß kundgethan, die Fahrt mitzumachen.

Keine amüsantere Reise als diese fünftägige Partie, bei der Worms und Adele am ersten Tage mit Südersen zum Rennen fuhren, am zweiten Tage einen Abstecher nach Helgoland unternahmen, ohne Südersen, am dritten Tage wieder zum Rennen fuhren, am vierten Tage einen Wagen nahmen und, durch alle möglichen Straßen kutschierend, Adelens liebe Jugenderinnerungen wach werden ließen, und schließlich am fünften und letzten Tage Old York in der Großen Steeplechase laufen sahen.

Die Hamburger Millionäre haben in alter und neuer Zeit, namentlich aber in der letzteren, Wert darauf gelegt, mit englischen Hindernispferden zu excellieren. Aus dem Inlande kommen alljährlich ein paar ergraute Steepler, um den Hamburgern den Preis im Großen Jagdrennen fortzuschnappen, aber jeder weiß, daß dieser Versuch nur selten gelingt, und kein Aerger konnte für die Hansaleute größer und kein Triumph für Worms erhebender sein als die ganz unfaßliche, jeden verblüffende, lächerlich leichte Art, in der Old York das Rennen gewann.

Man traute seinen Augen nicht, Worms selbst am allerwenigsten!

Es war, wie man zu sagen pflegt, „eines“ Pferdes Rennen, Old York von Anfang an vorn weg, Old York über die schweren Hindernisse springend wie über Streichholzschachteln, dann so weit vor den Hamburger Pferden ins Ziel galoppierend, mit einer so faulen Nachlässigkeit, daß man das Gefühl hatte, Old York werde, wenn Pferde diese schlechte Gewohnheit hätten, vor Langweile gähnen.

Nichts wundersamer als die jugendliche Leichtigkeit, mit der Worms in drei Sätzen die Tribüne hinuntersprang, um Old York entgegenzulaufen; nichts reizender als Adelens kleine Aufregung, die erst an den Sieg gar nicht glauben wollte und dann hinter Worms her rief: „Ich komme mit!“ und dann, als sie nicht rasch genug in die Höhe kam, um diese Absicht zu verwirklichen, sich zu Südersen wandte und es immer noch nicht glauben wollte:

„Hat er wirklich gewonnen? Ist es wirklich schon vorbei?“

Sie klatschte die runden Hände in den weißen Handschuhen so heftig gegeneinander und beugte sich so weit vor, um Worms nachzuschauen, und so rasch wieder zu Südersen zurück und war im Gesicht so glühend heiß vor Hitze und Aufregung, daß die Hamburger Damen in den Logen rechts und links und hinter Adele durchaus Anlaß hatten, die Nase zu rümpfen, während die Herren trotz der großen Verluste, die jeder einzelne in diesem unbegreiflichen und vermaledeiten Rennen erlitten hatte, lächelten. Denn Adele sah in all dieser Aufregung wirklich sehr reizend aus. Oder nicht gerade reizend, weil diese Bezeichnung schließlich nur auf kleinere und kleine Damen paßt, aber doch — wie soll man sagen? — nett, hübsch, strahlend, alles in allem: famos.

Man stieß sich an und deutete auf sie.

„Ein verdammt hübsches Frauenzimmer,“ und dann lächelte man von neuem, denn die große Freude in Adelens Gesicht hatte etwas Herzerfrischendes, das, von einer eleganten und gut gewachsenen Dame ausgehend, auf die Herren unter allen Umständen ansteckend wirkt.

Was Südersen betrifft, so saß er neben ihr mit einem so merkwürdig verbitterten Gesicht, daß Adele, wenn sie Zeit und Ruhe gehabt hätte, darauf zu achten, erstaunt gewesen wäre.

Er hatte wieder verloren. Wie immer. Kein Mensch hatte an diesen Sieg geglaubt, nicht der Jockey, nicht der Trainer, er selbst am allerwenigsten.

Nur Worms. Natürlich! Mit der lächerlichen Ignoranz des Laien, der von Pferden und Rennsport keine Ahnung hat und vielleicht deshalb oder gerade deshalb das Glück auf seine Seite zwingt.

Er bemühte sich, ruhig zu bleiben und alle die kleinen albernen, aufgeregten Fragen Adelens zu beantworten, aber in seinem Kopfe gingen die Zahlen hin und her, die kolossalen Zahlen, die sich von Renntag zu Renntag vermehrten, und die er ohne eines andern Hilfe nie mehr zum Ausgleich würde bringen können!

Irgendwie war das Gerücht durchgesickert, daß Süderssen demnächst mit Worms in nahe verwandtschaftliche Beziehungen treten werde, und dieses Gerücht hatte vollauf genügt, um seinen Kredit im Wettmarkte neu zu stützen.

Wenn er in den drei Monaten seit Eleanors Abreise Glück gehabt hätte, auch nur ein winziges Glück, so wäre alles gut geworden. Drei, vier große Erfolge, und die Verglast von Schulden und Verpflichtungen wäre erledigt gewesen.

Nun das. Ein Verlust, der nie wieder gut zu machen war. Nur mit Worms' Hilfe.

Er sah in zwanzig Schritt Entfernung ihn vorübergehen und zu Adele heraufnicken. Worms strahlte. Er war Old York entgegengelaufen und schritt jetzt neben ihm, in der linken Hand das dunkle spanische Rohr mit der Silberkrücke, die rechte Hand um den Zügel Old Yorks gelegt, das Pferd hereinführend, wie man es auf dem bekannten Bilde in der National Gallery zu London sieht, auf welchem Seine Königliche Hoheit der Prinz von Wales in dem erhebenden Augenblicke abgebildet ist, da Seine Königliche Hoheit auf dem Rennplatze zu Goodwood eines seiner siegreichen Pferde (St. George, Sieger in den Goodwood Stakes) durch die dichtgedrängte Menschenmenge selbst hereinleitet.

Außerordentlich war es und bemerkenswert, in welcher vortrefflichen Art Worms, dieser Neuling auf dem Turf, sich Haltung gab und in allem Glück eine gewisse überlegene Ruhe bewahrte. Er sprach mit dem Jockey, der nachlässig wie jemand, für den Siege und Erfolge alltägliche Dinge sind, im Sattel hing:

„Sie haben leicht gewonnen?"

„Yes, Sir."

„Sehr leicht?"

„Very easily."

Man drängte an Worms heran, um ihn zu beglückwünschen, und so verschwand er an Old Yorks Seite, Händedrücke austeilend und nach allen Seiten hin lächelnd, in der Menschenmenge.

Es war im weiteren Verlauf dieses wundervollen Sommernachmittags die Rede davon, ob Worms zur Feier des großen Sieges abends im Hamburger Hof eine kleine Fete veranstalten solle, aber Adele hätte diesem Festsouper fernbleiben müssen, und so kam man schließlich dahin überein, daß es am nettesten und jedenfalls gemütlichsten sein würde, zu dritt, also in Gesellschaft Süderssens, diesen letzten Abend in Hamburg zuzubringen.

Schließlich war aber auch Süderssen nicht von der Partie, d. h. er kam erst spät abends, als das ausgezeichnete kleine Souper längst verzehrt war, und so feierten Worms und Adele, was übrigens sehr reizend und unterhaltend war, Old Yorks Sieg ohne weitere Zeugen, in einem hübschen kleinen Raume, durch dessen dunkelrote Sammetportieren man die Tafelmusik und das Gläserklingen der andern Gäste nur gedämpft hereinklingen hörte.

Zunächst und im Verlauf der Abendmahlzeit war selbstverständlich nur von Old York die Rede.

Hatte man je ein solches Pferd gesehen?! Das vor vier Monaten mit einer Kleinigkeit von wenig mehr als viertausend Mark bezahlt wurde, und das es fertig bringt, über diese ganzen kostbaren englischen „Importen" fortzugaloppieren, wie wenn ein Derbypferd mit Droschkengäulen konkurriert! Ein solcher Sieg nach so viel Mißerfolgen! Zähigkeit, das ist die Hauptsache, man muß warten können! Ah, Worms hatte gewartet!

„Ich gebe dir mein Wort, mein liebes Kind, ich war nahe daran, die Geschichte an den Nagel zu hängen! Diese ganzen zwei Dutzend Gäule abzuschaffen, nie mehr mit der Sache zu thun zu haben! Ah, man muß zäh sein, in allem, in jedem, auf der Bühne, auf der Börse, auf dem Rennplatz am allermeisten! Mein Gott, wenn ich mir vorstelle: morgen in Berlin diese Gesichter an der Börse! Sie lesen das morgen früh in der Zeitung, sie werden starr sein. Ja, Zähigkeit, mein liebes Kind, Zähigkeit, Adele! Trink, mein Liebling, schenk ein. Du darfst dir wünschen, was du willst, ganz egal."

Adele sagte, daß sie eine kleine Brillantbrosche nötig hätte, etwas Apartes und Einfaches, das man beim Ausgehen tragen kann, wenn man nicht auffallen will, und als Worms daraufhin des langen und breiten von Adelens Bescheidenheit gesprochen und sie gebeten hatte, durch das kleine Zimmer zweimal bis zu den roten Sammetportieren hin und her zu gehen, um ihr neues, auch viel zu bescheidenes und doch wirklich höchst reizendes Pariser Kleid zu studieren, — nach alledem kam man wieder auf Old York zu sprechen.

Das einzige Mal, wo das unvergleichliche Pferd sich in Deutschland eine Niederlage geholt hatte, war damals vor drei Monaten, als Südersssen Old York ritt. Nicht daß man für Südersssen daraus einen Vorwurf herleiten wollte. Ein Sturz beim Rennen ist kein Spaß, und jeder hütet sich vor dergleichen.

„Indessen bin ich fest überzeugt," sagte Worms, „daß Old York mit einem Jockey im Sattel damals nicht gefallen wäre. Keinesfalls möchte ich und wünsche ich, daß Südersssen ihn wieder reitet. Nie mehr!"

Ja, Süderssen!

Adele hatte gewiß nichts an ihm zu tadeln, er war ein sehr liebenswürdiger Mensch, vielleicht etwas zu schüchtern und zu befangen, immer aber Adele gegenüber von einer ausgezeichneten Höflichkeit. Einzig und allein darauf kam es an, und das war die entscheidende Frage, ob dieser Süderssen für Eleanor passen würde. Ein Kind, mein Gott, dem in zwei, drei Jahren die ganze Welt offen stehen würde und das nur die Hände auszustrecken brauchte, um an jedem Finger einen Bewerber zu halten! Männer von höchstem Stand und Ansehen, glänzende Partien, die Eleanor, und mit Eleanor ihren Papa, in eine Sphäre hinaufrücken würden, die man eben nur auf dem Wege der Heirat erreichen kann.

Es hatte jederzeit etwas Rührendes und Zärtliches, wie Adele um Eleanor besorgt war, um das kleine, schmächtige Ding, das sie immer nur — und zwar höchst selten — aus der Ferne gesehen hatte. Es gab da einen langen und komplizierten Traum, den Adele in den außerordentlich vielen Mußestunden ihres Lebens Eleanor betreffend zusammengeträumt hatte. Wie Penelope ihr künstliches Gewebe nachts auftrennte, um immer von neuem die Arbeit aufzunehmen, so modelte Adele an diesem Traume. Sollte Eleanor einen Grafen heiraten? Vielleicht hieß das die Ansprüche zu hoch schrauben, aber vielleicht, wenn das Glück Eleanor wohl wollte, ließ sich eine noch glänzendere Partie finden. Bewandert in jener großen und umfangreichen Litteratur, die, in dünnen Heften allwöchentlich erscheinend, durch den Kolportagebuchhandel zum Vertriebe gebracht wird, hatte Adele für Eleanors Zukunft ein Ideal zurechtgeschneidert, das, abgesehen von der Lebensstellung, auch der Figur nach in Süderssen durchaus nicht die passende Verkörperung fand. Groß, stark, üppig, hatte Adele an kleinen und hageren Männergestalten niemals Gefallen gefunden, und ganz unwillkürlich, ohne zu erwägen, daß nicht jeder jedes Geschmack teilt, übertrug sie ihre ideale Forderung auf Eleanors Wünsche.

Nein, Eleanor konnte unmöglich auf die Dauer mit dem mageren, schmächtigen Süderssen sich zufrieden geben. Einstweilen war sie ja noch ein Kind, aber, mein Gott, wie sollte das werden, wenn Eleanor einige Jahre älter sein und sehen gelernt haben würde!

Sie hatte keine geschickte Art, diese und ähnliche Einwürfe, die sich gegen Süderssen richteten, in wohlgesetzter und überzeugender Weise vorzutragen, doch mußte Worms, der über den Einwurf — Süderssens Figur betreffend — zunächst höchst erstaunt gewesen war, bei näherem Nachdenken ihr einigermaßen recht geben.

„Er hat eine Reiterfigur," sagte er, aber das war auch die einzige Entschuldigung, die er Adele gegenüber in Süderssens Interesse vorzubringen wußte.

„Ich habe wirklich noch nicht darüber nachgedacht," fügte er hinzu, „wirklich nicht. Aber es ist wahr. Du hast recht, Adele, wie immer."

(Schluß folgt.)

Das Wiener Parlamentsgebäude mit seinem plastischen Schmuck

(Siehe die Abbildung Seite 80 und 81)

Die künstlerische Ausschmückung des Wiener Parlamentsgebäudes hat in letzterer Zeit weitere Fortschritte gemacht. Auf der hohen Rampe, die zum Peristil emporführt, thronen die sitzenden Figuren griechischer und römischer Geschichtschreiber. Es sind acht Marmorfiguren, hervorgegangen aus den Ateliers bedeutender Wiener Künstler; sie stellen dar: Polybius, Xenophon, Herodot, Thukydides, Julius Cäsar, Tacitus, Livius und Sallust. Vier gewaltige Rossebändiger aus Bronze, von Bildhauer Josef Lax modelliert, flankieren den Zugang zur Rampe, zwischen deren beiden Flügeln sich der Minervabrunnen erhebt. Theophil von Hansen, der berühmte Erbauer des Hauses, hatte auch den architektonischen Entwurf für den Monumentalbrunnen hinterlassen, dessen Aufstellung erst in nächster Zeit, mehr als elf Jahre nach dem Tode des Meisters, erfolgen soll. Die Mitte des Brunnens, der sich den schönen Linien des im griechischen Tempelstil gehaltenen Parlamentsbaues trefflich anpaßt, bildet die Kolossalfigur der Minerva. Es ist ein Werk von Professor Karl Kundmann. Die bis zur Helmzier sechs Meter messende Figur steht auf dem Kapitäl einer kannellierten Säule und hält in der rechten Hand die Nike, während die linke eine Lanze umfaßt. Die Eule, als Sinnbild der Weisheit, sitzt zu Füßen der Minervafigur. Vier auf dem hohen Granitsockel halb hingelehnte weibliche Gestalten symbolisieren die Hauptflüsse Oesterreichs. Während Donau und Inn als Vordergruppe von Bildhauer Haerdtl herrühren, hat Bildhauer Kundmann die rückwärtige Gruppe Elbe und Moldau geformt. Ringsum gruppieren sich reizvolle Kinderfiguren, auf Delphinen reitend. Rechts und links von dem Piedestal der Minerva gewahrt man zwei mächtige Figuren, die die gesetzgebende und die ausübende Gewalt allegorisieren. Letztere Gruppe ist ein Werk von Professor Josef Tautenhayn, dem weltbekannten Wiener Medailleur, der aber auch als Großplastiker Hervorragendes zu schaffen versteht. Sämtliche Figuren des Brunnens, der eine halbe Million Kronen kostet, sind aus Laaser Marmor gemeißelt, dessen glänzendes Weiß sich von dem grauen Sockel und der Brunnenschale vorteilhaft abhebt. Der grüne Rathauspark und der hochragende Turm des Rathauses, sowie die beiden Turmspitzen der Votivkirche bilden einen wirkungsvollen Hintergrund.



Jm Sommer

Nach dem Gemälde von V. P. Mohn



Strand bei Kahlberg

Elbing und die Haffuferbahn

Mit Abbildungen nach photogr. Aufnahmen von L. Basilius in Elbing.

Mit der Eröffnung der Haffuferbahn ist ein neuer, äußerst interessanter Landstrich dem größeren Touristenverkehr erschlossen worden. Die Haffuferbahn verdankt ihre Entstehung den thatkräftigen Bestrebungen des Mühlenbesitzers Hantel in Frauenburg und verbindet die zwischen Elbing und Braunsberg liegenden Ortschaften der Haffküste miteinander. In beiden Städten findet sie Anschluß an die Ostbahn. Als Ausgangsstation ist ein Besuch der alten Industriestadt Elbing mit ihrer an landschaftlichen Reizen so reichen, allernächsten Umgebung ungemein lohnend. Elbing selbst hat leider seinen altertümlichen Charakter fast vollständig verloren. Das mächtige Aufblühen der Industrie brachte dem Handel beträchtlichen Schaden, und mit seinem Niedergange verschwanden auch die vielen Speicher auf der Speicherinsel bis auf wenige, die von den großen Bränden, die wiederholt dort gewütet, verschont geblieben waren. Auch die trauten, charakteristischen Beischläge, auf denen zur Sommerszeit die Bürger nach des Tages Mühen und Lasten unter alten, breitästigen Bäumen Erholung suchten, sind mit geringen Ausnahmen dem modernen Bedürfnis nach breiten Trottoirs zum Opfer gefallen. Nur die Spieringstraße zeigt noch fast unverändert diese Merkzeichen des Mittelalters. Hier finden wir auch noch die alten, ehrwürdigen Giebel, schöne steinerne Portale und figürlichen Schmuck.

Völlig unverändert ist der Hof des Heiligen-Geist-Hospitals geblieben, ein wahres Kabinettstück für Maler. Ein Ueberbleibsel der früheren Ordensfeste ist der Marktthorturm, der aus Pietät erhalten ist und es hoffentlich auch bleiben wird. Sehr interessant ist die Besichtigung der weltberühmten Schichauwerke und der Zigarrenfabrik von Loeser & Wolff. Dort kann man die schnellsten Torpedoboote der Welt, Riesenkessel und Dampfmaschinen in Augenschein nehmen, hier eine Musterfabrik für Zigarrenfabrikation mit ca. 3500 Arbeiterinnen. Noch eine größere Zahl andrer bedeutender industrieller Werke, wie die Neufeldsche Blechfabrik, die Kunststeinfabrik von Jantzen, die Mustermolkerei von Schrödter, dürften das Interesse auch der Nichtfachmänner erregen.

Der Elbinger ist ein leidenschaftlicher Naturfreund. So finden wir denn schon, im Zentrum der Stadt gelegen, im Kasinogarten den schönsten Parkgarten Ost- und Westpreußens. Eine halbe Stunde von der Stadt entfernt, in 12 Minuten mit der elektrischen Bahn zu erreichen, liegt der Vogelsanger Wald, die Lunge Elbings. Welch ein köstliches Stückchen Erde hat hier die Natur geschaffen! Von der Terrasse des Gasthauses genießt man über hügeliges, fruchtbares Ackerland hinweg einen weiten Fernblick auf die turm- und schornsteinreiche Stadt. Noch großartiger ist dieses Panorama von dem hohen, dicht neben Vogelsang

liegenden Thumberge, namentlich bei Sonnenuntergang, wo man bei klarem Wetter die hinter der Stadt liegende Niederung, das schmale Band des Elbingflusses, den glitzernden Drausensee, ja sogar die im Abendsonnenschein schimmernden Fenster und Zinnen der Marienburg sehen kann. Die beständige Abwechslung von Bergen, Hügeln und Thälern, die von der wilden Hommel, einem kleinen Höhenflüßchen, durchzogen werden, dessen Ufer durch zahlreiche erratische Blöcke ungemein romantisch wirken, verleiht Vogelsang einen eigenartigen Reiz. Schroff abfallende Lehmberge mit prächtigen Aussichtspunkten bieten dem Auge immer neue, fesselnde Landschaftsmotive. Besonders erwähnenswert sind das „Belvedere“, „Patersons-Ruh“, der „Nymphenberg“, „Wilhelmshöhe“, „Sängersandacht“, „Ungers Aussicht“, der „Blaubeerberg“ und „Hannas Blick“. An die Wilhelmshöhe schließen sich die romantischen und wildreichen Forsten von „Dambrauer Wüsten“ an. Eine anderthalbstündige Fußtour bringt uns nach dem inmitten eines alten Buchenwaldes liegenden Geizhalssee.


Der Geizhalssee bei Elbing

Einen ganz andern Charakter tragen die Haffküstenlandschaften. Im Norden und Nordosten der Elbinger Ebene bilden die Ausläufer des baltischen Höhenzuges stetig ansteigende Erhebungen, einzelne Bergkegel und eine Menge größerer und kleinerer Hügel (Hockerland), die eine Höhe bis zu 500 Fuß aufweisen. Dadurch nun, daß diese Gelände nach Süden romantische Thäler bilden, nach Norden aber gegen die Küste des Frischen Haffs mehr oder weniger schroff abfallen, hat die Natur auf einem verhältnismäßig kleinen Landstrich Meisterwerke hingezaubert, die nur des Pinsels des berufenen Landschaftsmalers harren. Wir finden hier eine Miniaturausgabe des Thüringer Waldes. Die mangelnde Größe des Originals wird durch die Zugabe der breiten Wasserfläche des Haffs, der Nehrung und der Ostsee reichlich aufgewogen.

Die geologische Formation der Haffküste zeigt fast ausschließlich Thonerde, weshalb hier im Laufe der Jahre eine große Zahl von Ziegeleien gegründet wurde. Der Baumbestand ist ungemein reichhaltig. Vornehmlich herrschen Buchen und Tannen in mächtigen Exemplaren vor, daneben Eichen, Erlen, Weiden und fast alle andern nordischen Bäume. Zu Berühmtheiten sind die sogenannte „Tausendjährige Eiche“ vor dem Schlosse Cadinen und die Trauerfichte im Stettiner Forst bei Cadinen gelangt. Diese Trauerfichte (Picea excelsa pendula) ist, soweit bekannt, das einzige Exemplar in den preußischen Staatsforsten, wahrscheinlich sogar das schönste in ganz Deutschland. Der Baum war im dichten Bestande aufgewachsen und hatte sich trotzdem nicht gereinigt, er war vielmehr bis

zum Boden mit dichten Aesten versehen. Die Gesamthöhe des Baumes beträgt 25 Meter.

Die Aussichtswagen der Haffuferbahn, die die Reisenden nach den zahlreichen Ausflugsorten der Haffküste bringen, sind äußerst bequem und nach Schweizer Muster mit großen Spiegelscheiben versehen. Die Bahn führt zunächst durch einen Teil der Elbinger Vorstadt, um dann den Windungen des Elbingflusses zu folgen. Auf dem Wasser fallen große Mengen Holztraften auf mit kümmerlichen, strohgedeckten Bretterbuden. Letztere bilden fast den größten Teil des Jahres die mehr wie primitiven Wohnstätten der Flößer. Gebräunte Gesellen sind diese „Flissacken", wie sie im Volksmunde heißen, Polen, die unter großen Gefahren, die Kälte, Sturm und Wogen ihnen bereiten, die Hölzer, zu Flößen zusammengezimmert, meistens von Thorn — oft auch aus Rußland — hierherbringen.

Schichau-Torpedokreuzer, von Schleppdampfern gezogen, gehen stromaufwärts dem Haff zu, um auf See bei Pillau ihre Probefahrten zu machen. Größere Segelschiffe und schwerfällige Ziegelkähne beleben ebenfalls die Wasserfläche. Und weiter schweift der Blick durch die Spiegelscheiben nach den fruchtbaren Aeckern und fetten Viehweiden der Elbinger Niederung mit ihren reichen Bauerngehöften, auf denen der berühmte Elbinger Käse bereitet wird, der neben den Elbinger Neunaugen eine Spezialität dieser Gegend bildet. Schon von der Brauerei Englisch Brunnen ab steigt das Gelände ein wenig an. Mit Gestrüpp bedeckte Anhöhen reichen bis an das Geleise, Weidenbäume sind unsre unzertrennlichen Begleiter.

Von der Station Wogenab ab, etwa 8 Kilometer von Elbing entfernt, führt der Eisenbahndamm durch den zum größten Teil versandeten Ostwinkel des Haffs, der weit ausgedehnten Schilfwuchs aufweist. Zahlreiche Wasservögel, namentlich Wildenten in vielen Spielarten, Wasserhühner, Silbertaucher, Rohrdommeln und Möwen haben hier ihre Brut- und Ruheplätze; für die Wasserjagd ein ergiebiges Feld. Das Pusten und Schnauben der Lokomotive schreckt die gefiederten Bewohner dieser Gegend auf, und laut schreiend fliegt das Wasserwild davon, um bald darauf in einer andern Blänke einzufallen.

Vom Haff weht eine erfrischende Brise herüber, und bald darauf erblickt man die Mole, den Leuchtturm und den leicht gewellten Wasserspiegel des Haffs. Mächtige Dampfbagger, die die Fahrrinne des Haffs vor Versandung schützen, sind bei der Arbeit. Man hört das Rasseln ihrer Ankerketten und sieht die Baggereimer in die Tiefe tauchen, um mit Schlamm und Sand gefüllt wieder an die Oberfläche zu kommen. Fracht- und Vergnügungsdampfer ziehen ihre Straße, und flinke Segelschiffe, Fischkutter und Ruderboote durchfurchen mit ihren Kielen die Flut. Auch der gefürchtete Aalräuber, der Kormoran, ist hier noch zu finden, allerdings nur noch in vereinzelten Exemplaren, da eine hohe Schußprämie auf diesen Raubvogel ausgesetzt ist, der der Fischerei ganz bedeutenden Schaden zufügt.

Nun gelangen wir in das Gebiet der Ziegeleien, deren es ca. 14 am Haffufer giebt. Hier reiht sich Ringofen an Ringofen, Lagerschuppen an Lagerschuppen, in denen geschäftige Scharwerkerinnen Ziegel auf Ziegel setzen. Von jeder Ziegelei führt ein mit Schienen belegter hölzerner Steg oder auch eine steinerne Mole ins Haff hinein, von wo die Steine auf die Schiffe verladen werden. Weiter geht es an Reimansfelde vorbei, das seines herrlichen alten Parkes und seiner von rieselnden Bächen durchfurchten Schluchten wegen ein vielbesuchter Luftkurort, verbunden mit einer Kaltwasserheilanstalt, war. Das Sanatorium ist eingegangen, doch



Trauerfichte im Stettiner Forst bei Cadinen



Marktthor in Elbing



Der Dom zu Frauenburg, vom Haff aus gesehen





Partie aus der Dörbecker Schweiz



Partie aus dem „Vogelsang" bei Elbing

Zu dem Artikel: Elbing und die Haffuferbahn.



Die „Heiligen Hallen" bei Panklau

gestattet der gegenwärtige Besitzer des Gutes gern die Besichtigung des Parkes.

Hohenhaff, die Villa des Ziegeleibesitzers Dr. Schmidt, in dominierender Höhe des zwischen Reimansfelde und Succase in mäßigen Erhebungen ansteigenden Geländes erbaut, ragt aus dunklem Grün hervor. Tausende von Obstbäumen, namentlich Kirschbäumen, bedecken die Berge und Thäler, unter dem Einfluß der Haffnebel und der feuchten Haffuferluft prächtig gedeihend. Der Verkauf dieser Früchte bildet für viele kleine Besitzer der umliegenden Ortschaften eine Haupteinnahmequelle. Reimansfelde und die hinter Hohenhaff liegende Station Succase sind bereits vielfach Ausgangspunkte für Fußtouren in die dahinter liegenden Wälder und Berge mit interessanten Aussichtspunkten. Besonders schön ist das Panorama, das sich vom Succaser Berge bietet, auf dem der Besitzer, Herr Möbus, seinen Altensitz erbaut hat: nach Norden Aecker und Bauerngehöfte, nach Süden Obstgärten, Wiesen und Hügelland, nach Osten ein Thal mit einem Gießbach, idyllisch gelegene Forellenteiche und terrassenartig angelegte Weinberge mit hügeligem Waldgelände im Hintergrunde, nach Westen die Haffufer mit dem Eisenbahndamm, den Ziegeleien, dem Dorf, dahinter das Haff, die gelbliche Küste der Nehrung und die blaugrüne Ostsee.

Nach etwa einstündiger Fahrt von Elbing erreicht man die Station Panklau, das Hauptziel der meisten Ausflügler und Touristen. Tagelang kann man in diesen Waldungen umherschweifen, immer wird man wieder neue Punkte von hervorragend landschaftlicher Bedeutung finden. Panklau birgt eine Menge der stämmigsten Buchen. Gar weihevoll wirken die „Heiligen Hallen", ein größerer Thalkessel, dick bestanden mit alten, hohen Buchen. Die sich berührenden üppigen Baumkronen bilden hier gleichsam die Kuppel eines mächtigen Domes. Ueberwältigend ist dieser Eindruck, wenn die glühende Abendsonne die schlanken und völlig astfreien Stämme mit rotleuchtenden Farben bemalt und man, wie der Verfasser Gelegenheit hatte, in diesem natürlichen Dome dem stimmungsvollen Vortrage des Sonntagsliedes „Das ist der Tag des Herrn" von einem Männerchor lauscht. Das ist auch ein Gottesdienst! Alte, bemooste Tannen bilden im schlüpfrigen Tannengrund und an Abhängen 300 bis 400 Fuß hoher Berge eigenartige Kontraste zu den Buchen und weißlich schimmernden Birkenstämmen. Eine Chaussee mit geschorenen Hecken und blendend weißen hohen Prellsteinen windet sich wie ein Ariadnefaden durch den mächtigen Wald, in dem sich der Unkundige leicht verirren kann, immer ansteigend, bei jeder Biegung neue Bilder auf Haff und See oder auf tiefgeklüftete Thal- und Waldpartien entrollend. Ziemlich auf Kammhöhe winkt das einladende Schild des Forsthauses Panklau zur Rast und leiblichen Stärkung. Wenige Schritte vom Forsthaus entfernt überraschen durch Bergabstürze entstandene reizende Durchblicke. Zahlreiche Fußwege führen in allen Richtungen bergauf und bergab.

Von der Grenze des Panklauer Waldes übersieht man die Gutsherrschaft Cadinen, auf der der Kaiser mit der Kaiserin zweimal im Jahre einige Zeit zuzubringen pflegt. Der Blick weilt auf der jetzt elektrisch betriebenen Ziegelei, den neu erbauten Familienhäusern der Instleute, den mächtigen Ställen und Wirtschaftsgebäuden, dem von hohen Pappeln flankierten Schloß und seinem uralten Park, dem zur Kirche umgewandelten Mausoleum und der Klosterruine. Etwas weiter rechts erblickt man das kleine Töpferstädtchen Tolkemit, das Haff, die Sanddüne der Nehrung, dahinter die See. Ich habe in dieser Zeitschrift seinerzeit ausführlich über Cadinen geschrieben und verweise auf diesen Artikel.*) An den Cadiner Park schließt sich ein dem Kaiser gehöriger, ca. 1 Quadratmeile großer Wald, die Rehberge, an, mit tiefen, geheimnisvollen Schluchten, wild schäumenden Bächen, Thälern und mächtigen Höhen. Um den Wildstand zu heben, ist jedoch seit der Besitznahme durch den Kaiser das Betreten des Waldes verboten. Als Ersatz dafür ist die Dörbecker Schweiz durch Wegeanlagen dem größeren Verkehr erschlossen. Die vorhin erwähnte Trauerfichte in dem Stettiner Forst ist von Cadinen aus in ca. zwei Stunden zu Fuß zu erreichen.

Tolkemit, in dem das Töpfergewerbe und die Faßbinderei in hoher Blüte stehen, bildet außer einem noch gut erhaltenen heidnischen Rundwalle, der Tolkemitia, nichts Besonderes. Hier hat die Bahn Anschluß an die Tourendampfer des

*) Vgl. Jahrgang 1898/99, Heft 8.

Ostseebades Kahlberg. Ein historisches Interesse erweckt Frauenburg, der Sitz des Bischofs von Ermland. In dem prächtigen Dome ruhen die Gebeine des berühmten Astronomen Nikolaus Koppernigk. Kopernikus, wie er mit dem wissenschaftlichen Namen bezeichnet wird, wurde 1473 in Thorn geboren und starb 1543 in Frauenburg als Domherr. Während seines Aufenthaltes in Frauenburg und in Ermland (1505—1543) war er die rechte Hand des Bischofs in gar vielseitiger Beschäftigung. Er war Arzt, Astronom, Diplomat, Domherr, Baumeister u. s. w. in einer Person. Zwei Hauptwerke, die heute noch in Frauenburg existieren und seine Kunstfertigkeit als Baumeister auf das glänzendste beweisen, sind der Kopernikus-Kanal, der auf eine Entfernung von 5/4 Meilen das Wasser des Flüßchens Bauda auf die seinen Namen tragende Kopernikus-Mühle leitete, und die Mühle selbst. Im Hofe der Mühle ragt der mächtige Kopernikus-Turm empor, ein altes Wasserschöpfwerk, das durch ein Hebewerk den Dom mit Trinkwasser versorgte. An dem Turm befindet sich eine Granittafel mit folgender Inschrift:

„Hic patiuntur aquae sursum properare coactae;
Ne careat sitiens incola montis ope,
Quod natura negat tribuit Copernicus arte.
Unum pro cunctis fama loquatur opus!“ *)

Im Dome, der auch eine vorzügliche Kopie der Sixtinischen Madonna (von Kügelgen gemalt) enthält, befindet sich das einzige Originalbildnis von Kopernikus. Auf dem Bilde steht: „Astronomo celeberrimo cujus nomen et gloria utrumque replevit orbum.“ (Dem hochgefeierten Astronomen, dessen Name und Ruhm den ganzen Erdkreis erfüllt.)

Ein Besuch des idyllisch gelegenen Ostseebades Kahlberg ist sehr zu empfehlen. Die Ueberfahrt über das Haff von Tolkemit aus nimmt nur 25 Minuten in Anspruch. Das auf der Frischen Nehrung liegende Ostseebad wird auf der einen Seite vom Frischen Haff, auf der andern von den salzigen Fluten der Ostsee bespült. Kahlberg, früher ein elendes Fischerdorf, wurde durch den Elbinger Kaufmann Härtel, der einen Teil seines Vermögens opferte und ganze Schiffsladungen fruchtbarer Erde hinüber schaffen ließ, in ein kleines Paradies um-

*) Hier mußten es sich die bezwungenen Wasser gefallen lassen, aufwärts getrieben zu werden, damit der durstende Bewohner des Berges (Domes) der Hilfe nicht entbehre. Was die Natur verweigert, hat Kopernikus durch die Kunst geboten. Möge der Ruhm dieses einen Werkes für alle sprechen.



Forellenteiche bei Succase

gewandelt. Aus den herrlichen Kiefernwaldungen, deren heilkräftiges Ozon die Luft erfüllt, lugen hübsche Logierhäuser, prächtige Villen hervor, daneben schmucke Fischerhäuser mit ihren charakteristischen Binsendächern und Räucherschuppen. Hier giebt es noch die wenig von der Kultur beleckten kräftigen Fischergestalten, die das Auge eines jeden Malers erfreuen dürften. Herrliche, blumenduftende Anlagen führen zu dem auf einer hohen Terrasse liegenden Kurhause, dem Belvedere, von wo aus man eine wundervolle Aussicht auf das Haff und die gegenüberliegenden vorhin geschilderten Haffufer genießt. Einen fast unbegrenzten Rundblick hat man von dem an der Seeseite befindlichen Leuchtturm. Bequeme schattige Wege führen nach der Strandhalle und zu den Seebädern, die sich durch einen kräftigen Wellenschlag auszeichnen.

Zur Rückfahrt nach Elbing ist der Abwechslung wegen die Wasserfahrt mit den regelmäßigen Tourdampfern über das Haff und den Elbingfluß vorzuziehen. Namentlich an mondhellen Abenden bieten die am Elbing liegenden Fischerdörfer wundervolle Bilder, die eines Donzette würdig sind.

Oskar Meyer-Elbing

Mathilde

Von

A. J. Mordtmann

Ein englisches Dinner ist bekanntlich eine greuliche Sache: man sitzt im Frack neben Damen in Balltoilette, muß sich in acht nehmen, daß man keine der Sünden wider den heiligen Geist des entsetzlich albernen Eßcomments begeht, auf die ein richtiger Engländer stolzer ist als auf alle Siege Wellingtons und Nelsons, und würgt jene übelberüchtigte Kost hinunter, die ebenso geschmacklos ist wie die zu ihrem Verschlingen ausgesonnene Etikette. Hat man eine hübsche Nachbarin, so ist sie langweilig und will unterhalten sein, ist sie häßlich, so kennt ihre Geschwätzigkeit keine Grenzen. Ist man zu allem Unglück ein bedauernswerter Ausländer, der „Yeß!" sagt und nicht vorschriftsmäßig „Yä—ä—ä—s", so hat man den stupiden Hochmut zu ertragen, der unter der dünnen Hülle jener korrekten Liebenswürdigkeit hervorleuchtet, die man in besseren englischen Kreisen sogar dem umnachteten Fremdling entgegenbringt.

Ein solches Dinner hatte ich mitgemacht und unmittelbar nach seiner Beendigung die Flucht ergriffen, weil es mir doch an der nötigen Seelenstärke gebrach, um die nach Aufhebung der Tafel zu erwartende Weinsitzung und die darauf folgende musikalische Unterhaltung ohne ernstliche Schädigung meiner geistigen Gesundheit ertragen zu können. Ich nahm ein Cab und ließ mich noch ein Stündchen ohne eigentliches Ziel herumfahren.

Mir war Einsamkeit ein Bedürfnis. Nicht nur wegen der eben überstandenen Marter, sondern mehr noch, weil ein junges Mädchen mit lieben, grauen Augen und einer dichten Fülle lichtblonden Haares mich an meine Jugendliebe erinnert hatte, die, wie ich nun mit Schrecken bemerkte, noch immer in einem innersten Winkel meines Herzens regierte, unbeeinträchtigt durch alle Erlebnisse eines vierzigjährigen Junggesellendaseins, in dem das Ewig-Weibliche einen beschämend großen Raum eingenommen hatte. Und nun mußte ich allein sein, um ihr Bild wieder lebendig vor mir erstehen zu lassen und mich zu fragen, wie es komme, daß sie, die damals eben erblühte, schüchterne, kaum des langen Kleides würdige Mathilde, der ich kaum meine Liebe eingestanden hatte — denn ich war ein zwar im Ovid und Horaz sehr bewanderter, aber trotzdem schüchterner Sekundaner —, dauernder Sitz und Stimme in meinem Herzen behauptet hatte als alle blonden, braunen und schwarzen Schönheiten, die in kürzeren oder längeren Zwischenräumen eine unerbittliche Tyrannis über mich ausübten.

Warum konnte ich, den so mancher üppige Mund geküßt hatte, nicht jene eine Sekunde vergessen, da wir uns bei unserm letzten Beisammensein — wir wußten beide selbst nicht, wie es kam — in den Armen lagen und mit der ganzen rührenden Ungeschicklichkeit des ersten Versuchs Lippe auf Lippe preßten?

Ich versenkte mich in die Erinnerung an diese frühen Jugenderlebnisse und bemerkte darüber nicht, daß wir in einen „block", eine Verkehrsstockung, hineingeraten waren. Erst als mir „cabby" (der Kutscher) entschuldigend sagte, wir müßten Geduld haben, ward ich des mir übrigens gleichgültigen Umstandes inne. Wir befanden uns in einer langen Wagenreihe, die unausstehliche Gäste zu irgend einem grauenvollen Tanzfeste führte, und die nur sehr langsam vorrückte, da jeder einzelne an dem betreffenden Hause vorfahrende Wagen erst seine Ladung absetzen mußte.

Plötzlich kam mir eine unsinnige Idee.

Schuld daran war wieder Mathilde, oder vielmehr mein gestörter geistiger Zustand, der mir in jedem Weibe das Bild der verlorenen Jugendgeliebten vorspiegelte. Dem unmittelbar vor mir fahrenden und eben haltenden Wagen entstiegen nämlich zwei Damen, eine in mittleren Jahren und eine jüngere, die mich beide so lebhaft an Mathilde erinnerten, daß ich über mich selbst in ein ärgerliches Lachen ausbrach. Und trotzdem war mein Entschluß augenblicklich gefaßt.

Es ist nicht überflüssig, hier einzuflechten, daß ich ein Mann plötzlicher Entschlüsse bin, welche Eigenschaft mich schon unzählige Male in die dümmsten Schwierigkeiten verwickelt haben würde, wenn sie nicht ihren Ausgleich in einer andern Eigenschaft fände, die zu beschreiben unnötig ist, da sie im folgenden deutlich genug hervortreten wird.

Ich sprang aus meinem Cab, warf dem Kutscher den Betrag seiner Taxe nebst einem so reichlich bemessenen Trinkgeld zu, daß er mich unzweifelhaft für irrsinnig gehalten haben wird, und kam eben



Kurzer Besuch

Nach dem Gemälde von Wilhelm R



uber

rechtzeitig, um das der Dame in mittleren Jahren entfallene Taschentuch aufzunehmen und ihr zu überreichen, wobei ich, unbefangen den Hut lüftend, sagte:

„Wie freue ich mich, Sie hier zu treffen, Mylady, und Ihnen sofort einen Dienst leisten zu können!"

Mutter und Tochter, denn offenbar waren sie das, sahen mich mit jenem stereotypen Gesichtsausdruck an, der weder schön noch geistreich ist und den man zur Schau trägt, wenn ein gänzlich Unbekannter uns eröffnet, daß wir der unschätzbaren Ehre seiner Bekanntschaft teilhaftig seien. Ueber die Züge der Mutter glitt jedoch gleich darauf jener intellektuelle Zug, der Wiedererkennen verrät, und sie sagte verbindlich:

„Danke Ihnen sehr! Es freut mich . . ."

Aber was sie freute, entging mir; denn es war unsers Bleibens dort nicht, und der Strom der Gäste trennte uns; nur das sah und hörte ich noch, daß der Begleiter der beiden Damen — einer jener Männer, deren rotblonder Typus, kurzgehaltenes Haar und einwandfreier Backenbart eine Gewähr dafür geben, daß man sich unbedingt nicht irrt, wenn man sie „Sir Thomas" anredet — sich an die Mutter mit der knurrenden Frage wandte:

„Wer zum Teufel ist das?"

Die Antwort auf diese liebenswürdige Erkundigung kam jedoch nicht zu meinen Ohren, und ich folgte nunmehr, gespannt darauf, wie das unbedacht unternommene Abenteuer sich weiter entwickeln und ob es verdientermaßen mit einem moralischen Hinauswurf oder unverdientermaßen harmlos endigen würde, den übrigen Gästen die breite und vornehme Treppe hinauf.

Es traf sich einigermaßen unglücklich, daß ich etwas längere Zeit in der Garderobe aufgehalten wurde und so, anstatt in einer Flutwelle andrer Eingeladener beinahe allein die Charybdis des Empfanges durch die Frau vom Hause zu passieren hatte.

Aber obgleich die ebenso liebenswürdige wie herzerquickend tief ausgeschnittene Dame offensichtlich nicht wußte, wie sie mich anreden sollte, so stieg doch kein Verdacht in ihr auf, und mit freundlichem Lächeln redete sie mich an:

„Das ist lieb von Ihnen, daß Sie kommen. Ich hatte es kaum gehofft."

Worauf ich in ebenso vorsichtiger und unverbindlicher Weise erwiderte: „Eine Einladung von Ihnen, das wissen Sie doch, geht jeder andern vor."

„Sie finden Hermine drinnen," sagte die prächtige und arglose Frau, und ich folgte dem Wink, froh, wenigstens den Vornamen der Tochter vom Hause erfahren zu haben. Die Mutter ihrerseits glaubte unzweifelhaft, ich werde wohl ein Bekannter ihrer Tochter sein.

Das weitere mußte sich nun finden.

Fräulein Hermine aus der Flut der jungen Mädchen heraus zu erkennen, war nicht sehr schwierig, und ich gedachte so geschickt zu manövrieren, daß ich in ihre Nähe gelangte, wenn irgend jemand mit ihr sprach, der nicht verfehlen würde, sie mit dem Familiennamen anzureden.

Auf dieser Entdeckungsreise erlitt ich jedoch einen Aufenthalt, veranlaßt durch eine winzige Kleinigkeit, so winzig, daß sie einen mäßigen Stecknadelknopf an Größe nicht übertraf, und doch eine Kleinigkeit, die mich für einige Minuten vollkommen aktions- und dispositionsunfähig machte.

Diese Kleinigkeit war weiter nichts als ein Leberfleckchen, gestaltet wie ein Herz, ein Mal, das sich des beneidenswerten Vorzuges erfreute, den milchweißen Nacken einer Dame zu zieren. Und da ich für weiße Nacken und Schultern immer eine thörichte Schwäche gehabt habe, so würde besagtes Leberfleckchen mich auch dann angezogen und in eine angenehme Zerstreuung versetzt haben, wenn es nicht an genau derselben Stelle gesessen hätte, wo Mathilde auf ihrem feinen Backfischnacken ein solches Fleckchen von genau derselben Größe und Gestalt gehabt hatte.

Und nun war es noch dazu die von Sir Thomas hereingeführte Dame, die diese Erinnerung in mir erweckte, dieselbe Dame, die schon unten mich so lebhaft an Mathilde erinnert hatte. Glücklicherweise fiel es weder ihr noch sonst jemand auf, daß ich sie fast unhöflich so lange anstarrte, bis ich in den schönen Zügen der anmutigen Frau das liebe Gesichtchen Mathildens wiederzufinden glaubte.

„Ich glaube, das ist unser Tanz, Miß Leonards?" und Mathildens — so will ich sie einstweilen nennen — Mathildens Tochter hängte sich in den Arm eines jungen John Bull, der zu diesem Zweck (weil es eben nicht anders ging) die Lieblingspositur der jungen Engländer, beide Hände tief in den Hosentaschen, vorübergehend aufgab und stolz mit seiner Tänzerin abschob.

Also Leonards hieß sie — ob wohl Sir Thomas ihr Mann und der Vater des jungen Mädchens war? Vielleicht — denn eben jetzt glotzte er argwöhnisch zu mir herüber; vielleicht auch nicht — denn er war doch gar zu alt und häßlich!

Zunächst sah ich ein, daß ich nicht länger geistesabwesend unter diesem Getümmel herumwandern dürfe, wie ein Lexikograph unter den nackten Gottheiten Griechenlands: ein frivoler Vergleich, aber Albions sittsame Töchter haben mich dazu verführt. Ihre Kleidung auf Bällen ist nicht grausam oder, wenn man will, sehr grausam und giebt meiner oben erwähnten liebenswürdigen Schwäche umfassende Gelegenheit, sich zu bethätigen.

Ich steuerte also auf die Tochter vom Hause zu, ein wirklich ungemein hübsches Mädchen, dem zuliebe man wohl eine kleine Untreue begehen konnte; sie gab eben einem Herrn, der sich um einen Tanz bewarb, achselzuckend und mit einem Hinweis auf ihre Tanzkarte eine abschlägige Antwort.

„Ist keine Hoffnung, Miß Travers?" fragte er betrübt.

Ich aber war seelenfroh, denn nun wußte ich es, Travers hießen die Gastgeber. Im nächsten Augenblick war ich an Fräulein Travers' Seite und wiederholte die noch in meinen Ohren klingende Redensart von vorhin, weil mir gerade nichts Besseres einfallen wollte:

„Ich glaube, das ist unser Tanz, Miß Travers?"

Sie sah mich verwirrt und erstaunt an. „Ich glaube nicht, Herr . . .", sie stockte, aber ich war so klug zu schweigen und ihr nicht zu helfen. „Sehen Sie her!"

Und sie zeigte mir ihre Tanzkarte. Welch ein Glück ich wieder einmal hatte! Neben dem Tanze stand nicht ein Name, sondern nur Initialen.

„Sehen Sie!" rief ich vergnügt. „Das sind ja meine Initialen!"

Und die Lüge war nicht allzugroß, da bloß statt des J. S. ein N. B. hätte dastehen müssen, um die Anfangsbuchstaben meines Namens wirklich zu ergeben.

„Ich weiß doch nicht!" sagte die junge Dame etwas ängstlich, und ihre Augen flogen durch den Saal, offenbar auf der Suche nach dem rechtmäßigen Inhaber der von mir usurpierten Initialen. Da ein solcher sich aber nicht blicken ließ, so zog ich triumphierend mit meiner hübschen Beute ab.

Habe ich schon erwähnt, daß ich trotz meiner vierzig Jahre ein flotter und eleganter Tänzer bin? Wenn nicht, so ist daran nur die Bescheidenheit schuld, die eine meiner liebenswürdigsten Eigenschaften ist. Jedenfalls sei es hiermit nachgeholt.

Fräulein Hermine Travers schien infolge dieses Vorzuges mit mir ausgesöhnt, und wir plauderten sehr vergnüglich miteinander; es ergötzte mich, ihren immer erneuerten Versuchen, meinen Namen ausfindig zu machen, mit schlauer Tücke ausweichen zu können; selbst die scharfe Beobachtung, der ich, wie mir nicht entging, von seiten des Sir Thomas und Mathildens ausgesetzt war, störte meinen Seelenfrieden nicht. Das Verhängnis nahte sich erst, als ich nach Beendigung des Tanzes Miß Travers in den nächsten Saal führte.

„O, da ist Mr. Smith!" rief sie ängstlich.

‚Der Beraubte', dachte ich mir; ich wappnete mich mit Kaltblütigkeit und sagte gelassen: „Ich bin entzückt, ihn kennen zu lernen."

Es war ein kleiner, kugeliger und eleganter Herr, der vor heftiger Aufregung vergaß, seine Hände in die Hosentaschen zu versenken.

„O Miß Travers," jammerte er, mit einem entrüsteten Seitenblick auf mich, „wir haben unsern Tanz eingebüßt!"

„Hier dieser Herr," sagte die junge Dame, verlegen auf eigne, und mit einer Beimischung von Zorn auf meine Rechnung, „behauptete, es wäre sein Tanz. Und einem Gentleman mußte ich doch glauben."

„So, Mr. what's your name — und diese Initialen?" fragte der kleine Herr wütend. „Heißen Sie J. S.? Ist Ihr Name James Smith?"

„Glücklicherweise nicht!" gab ich boshaft zur Antwort. „Aber trotzdem sind es meine Initialen."

„Und diese hier? Und diese?"

Wahrhaftig, dieser unternehmende Herr Smith hatte sich nicht weniger als vier Tänze von Hermine gesichert. Ich lachte ein wenig, sagte harmlos: „Lassen Sie mich sehen," und untersuchte die Ballkarte mit der Miene eines römischen Prätors. „Nein," sagte ich dann, „das habe ich nicht geschrieben, aber es ist merkwürdig, wie ähnlich unsre Handschriften sind. Sehen Sie."

Und unverfroren strich ich neben einem der Tänze die Chiffre des Herrn James Smith aus und schrieb statt dessen die meinige hin, worauf beide sich in der That so ähnlich sahen, wie etwa ein Papagei einem Alligator.

Eben rauschte Frau Travers, die schulternschöne, heran, und ihre Tochter flüchtete sich zu ihr. Was jetzt kommen würde, war dunkel, einstweilen aber trotzte ich mit rühmlicher Entschlossenheit dem Sturme, indem ich Mr. James Smith beim Arm nahm und jovial zu ihm sagte:

„Kommen Sie, Mr. Smith, ich bin Ihnen einige Erklärungen schuldig."

„Das scheint so."

Ich schleppte ihn mit mir fort, noch eben früh genug, um zu sehen, wie Mathilde mit Frau Travers sprach, und es stürzte mich in einen Abgrund von Verwirrung, daß ihre lachenden Augen jenen köstlichen Ausdruck von Schelmerei trugen, den ich — Gott weiß es! — nur zu gut kannte.

Meinen neuen Freund, dessen Hände allgemach den nationalen Aufenthaltsort in den Hosentaschen endlich wieder gefunden hatten, lockte ich mit einiger Anstrengung in einen ruhigen Winkel, wo keine andern Ohren als die seinigen hören konnten, was ich ihm aufzubinden gedachte; groß und rot genug waren sie zu diesem Zwecke. Mit gutgespielter Unbefangenheit sagte ich also zu diesem stolzen Briten, der einstweilen sehr argwöhnisch schnaufte und prustete:

„Sie müssen nämlich wissen, Mr. Smith, daß Miß Travers mir einen großen Dienst erwiesen hat, der mich zum glücklichsten der Menschen macht..."

Mr. Smith schnaufte stärker.

„Ich bin nämlich mit ihr verlobt..."

„Den Teufel sind Sie!" platzte der Jüngling los, rot wie ein Truthahn. „Ich bin ihr Verlobter!"

„Wollen Sie doch nicht so mörderlich schreien, Teuerster! Ich meine ja nicht Miß Travers, sondern Miß Leonards."

„Miß Leonards! Aber Sir, die ist doch die Braut von Sir Thomas Wobblesnout!"

„Eben deswegen!" Ich bewunderte selbst meine Schlagfertigkeit, die sofort jeden neuen Umstand, der mich mit Verwirrung und Verderben bedrohte, auszunutzen wußte. „Sie können sich denken, daß das wunderhübsche junge Mädchen die Ehe mit einem so viel älteren Manne..."

O weh! Da war ich eingegangen! Ich sah es an dem stieren Blick, den der immer rotohriger werdende Mr. Smith auf mich heftete.

„So viel älter!" unterbrach er mich. „Sir Thomas! Ein Mann von kaum fünfundzwanzig Jahren!"

„Lassen Sie mich ausreden, Mr. Smith!" sagte ich. „Ich sehe, Sie sind mit den eigentümlichen Verhältnissen der Familie Leonards nicht vertraut. Sir Thomas Wobblesnout ist nur eine vorgeschobene Figur; eigentlich soll sie den Alten heiraten, Sie wissen, den, der sie heute herbegleitet hat."

„Was — ihren Onkel — Sir Robert Mac Intosh!"

„Ganz recht, Sir Robert Mac Intosh."

„Aber dessen Frau lebt ja noch!"

Wahrhaftig, ich hatte heute kein Glück. Ich geriet immer tiefer in den Sumpf hinein und fing schon an, mich mit dem Gedanken an eine schimpfliche Flucht zu beschäftigen.

„Sir Robert will sich scheiden lassen!" sagte ich. „Es ist entsetzlich, und ich finde es begreiflich, lieber Herr Smith, daß Sie von diesen Enthüllungen überrascht oder vielmehr betäubt sind."

„Ja, betäubt, das ist das Wort!" Er griff sich an den Kopf und stöhnte. Niemals habe ich einen Menschen gesehen, der so sehr den Eindruck machte, als müßte er jeden Augenblick seinen völligen geistigen Bankerott erklären. Aber gerade das gab mir meine ganze Kaltblütigkeit wieder.

„Also das ist die scheußliche Intrigue," fuhr ich fort. „Sir Robert hintergeht seine Frau und Sir Thomas Wobblesnout; Mistreß Mathilde Leonards aber, die von diesen Intriguen keine Ahnung hat, begünstigt sie durch ihre Unthätigkeit. Der einzige, der Miß Leonards vor diesen Intriguen retten kann, bin ich, und eben deswegen verfolgt mich Sir Robert mit Argusaugen. Ich liebe Miß Leonards, aber sie selbst weiß es noch nicht, und

meine einzige Vertraute ist Miß Travers. Begreifen Sie nun, daß mir bei der Annäherung von Sir Robert Mac Intosh — Sie wissen ja, wie jähzornig er ist — nichts andres übrig blieb, als Miß Travers zum Tanze zu entführen?"

„Verzeihen Sie, ich begreife es noch immer nicht; aber da spielt man die Lanciers — ich muß ..." Und mein Freund Smith, offenbar froh, mich loszuwerden, sprang fort, um seine Dame zu holen.

Die Geschichte amüsierte mich, ich hatte sie tollkühn so verwickelt, daß ich nachgerade selbst neugierig war, wie ich aus diesem Wirrwarr herauskommen würde.

Einstweilen begab ich mich, um die Zeit, während drinnen die Lanciers abgeklopft wurden, nützlich hinzubringen, in das eine Treppe tiefer belegene Zimmer, wo man Erfrischungen bekommen konnte. Nur einige Individuen älterer Jahrgänge männlichen und weiblichen Geschlechts waren hier anwesend und huldigten mit fanatischem Eifer denselben Bestrebungen, die mich herführten.

Ein schweigsamer Greis trank hier Portwein mit jener heiteren Seelenruhe, die ihren Quell nicht so sehr in einem sündenfreien Gewissen als im Fehlen gichtischer Anlagen hat. Er gefiel mir, und ich redete ihn fröhlich an, indem ich mit Kennermiene meinen Champagner schlürfte:

„Angenehmer hier als da oben, Mr. Thompson."

„O ja. Aber ich bin nicht Mr. Thompson."

„Wirklich nicht? Aber Sie sehen ihm ähnlich, als wenn Sie sein Zwillingsbruder wären. Wirklich, ganz erstaunlich."

„Ja, sehr!" antwortete er trocken.

„Ich weiß nicht, warum Leute, die einen Ball geben, immer ein solches Gedränge veranstalten müssen," fuhr ich fort.

„Ich auch nicht."

„Man kommt schließlich kaum dazu, mit seinen Gastgebern einige Worte zu wechseln. Es hat mich einen förmlichen Kampf gekostet, um bis zu Mr. Travers zu gelangen, dem prächtigen alten Herrn ..."

„O ja — o ja, indes ..."

„Sie wollen das nicht zugeben? Ah, dann kennen Sie meinen Freund Travers nicht so gut, wie ich ihn kenne."

„Jedenfalls kenne ich ihn länger. — Verzeihen Sie ..."

Diese Bitte um Entschuldigung galt nicht seiner längeren Bekanntschaft mit unserm Gastgeber, sondern dem Umstande, daß er sich entfernte, nachdem er seinen Portwein ausgetrunken hatte. Ich trank noch ein Glas Champagner und trat dann, ungemein zufrieden mit mir selbst, den Rückweg in den Ballsaal an. Ein weiser Mann hätte sich jetzt entfernt, aber wann wäre ein Verliebter jemals weise gewesen? Und wann hätten einige Gläser Champagner die Verliebtheit vermindert und die Weisheit erhöht?

In der Thür stieß ich fast mit meinem Portweinfreunde zusammen, der sich eben von meiner Jugendliebe trennte; beide sahen sehr belustigt aus, und das unangenehme Bewußtsein, daß irgendwo etwas nicht ganz in der Ordnung sei, wuchs riesengroß, als Mathilde mich lachend, und zwar auf deutsch, anredete:

„Wenn Sie nur nicht so entsetzlich lügen wollten, Norbert!"

„Mathilde!"

„Ja, Mathilde!" antwortete sie mit graziöser Verbeugung, so graziös, daß ich nur darum nicht auf der Stelle vor ihr niederkniete und ihre Hand küßte, weil ich als besonnener Mensch doch erkannte, daß ein solcher Auftritt beträchtliche Sensation erregen müßte.

„Erklären Sie mir doch ..."

„O bitte, die Reihe zu erklären ist an Ihnen," erwiderte Mathilde mit lächelndem Pathos, „wenn Sie nicht einen würdelosen Abgang nehmen wollen. Von zwei Seiten habe ich eben hören müssen, welche bedenklichen Windbeuteleien Sie gemacht haben."

„O Schwerenot!"

„Ja, jetzt heißt es nicht fluchen, sondern sich herausziehen. Und da ich doch einmal Ihre alte Jugendfreundin bin, so will ich Ihnen helfen."

„Süße Mathilde!" stammelte ich entzückt.

Eine flammende Röte flog über ihr Gesicht und strafte das entrüstete Zusammenziehen der Augenbrauen Lügen. „Keine Thorheiten jetzt, Norbert!" sagte sie ernst. „Mir wäre es unlieb, wenn ein Deutscher hier kompromittiert würde. Haben Sie daran bei Ihrem tollen Streich nicht gedacht?"

„Ich habe Sie gesehen und darüber alles vergessen."

„Bitte, Norbert, mich lügen Sie doch gefälligst nicht an. Ich kenne Sie zu gut, um Ihnen zu glauben."

„Es ist ja auch einerlei," murmelte ich ernüchtert und gekränkt. „Die stolze Frau Leonards darf ja doch nicht anhören ..."

Sie sah mich mit einem eigentümlichen Blick an, indem sie antwortete: „O deswegen! Warum sollte es einer Witwe nicht erlaubt sein, feurige Liebesworte anzuhören?"

Mathilde brach ab, und wieder bedeckte Röte ihr Antlitz bis auf den wundervollen weißen Hals; denn meine Augen mochten eine gar zu beredte Sprache geführt haben.

„Jetzt versuchen Sie einmal, für einige Augenblicke vernünftig zu sein," sagte sie, umsonst bemüht, ihre Verwirrung zu verbergen und ihre Worte strenge klingen zu machen.

„Wie kann ich das, solange Sie da sind?"

„Um Gottes willen, Norbert, nehmen Sie sich zusammen — meinetwegen!"

„Gut, Mathilde — deinetwegen!"

Sie ließ die dreiste Vertraulichkeit ungeahndet. „Sobald dieser Tanz aufhört," gebot sie, „gehen Sie zu Fräulein Travers und nehmen sie ihrem Tänzer weg unter dem Vorwande, sie zu ihrem Vater zu führen, der nach ihr verlangt hätte ..."

„Aber ich kenne ihn ja nicht!"

„Wie denn? Er ist doch Ihr langjähriger Freund!" Kecker Uebermut blitzte in den lieben grauen Augen. Ganz die alte Mathilde! War es wirklich mehr als zwei Jahrzehnte her, daß ich diese Schalkhaftigkeit im Antlitz des frohsinnigen jungen Mädchens bewundert hatte, wenn ich sie wegen irgend einer Ungelegenheit, in die ich mich hineingeritten hatte, um guten Rat anging?

„Versuchen Sie nur Ihr Heil," fuhr sie, wieder ganz ernst geworden, fort, „und verlassen Sie sich einmal auf mich. Ich werde rechtzeitig zu Ihrem Succurs eintreffen. — Ah, da hört die Musik auf! Jetzt, Norbert! Vorwärts!"

Und gestärkt durch ihr süßes Lächeln — ja, jetzt weiß ich es, dies unbeschreiblich köstliche Lächeln, worin Gutmütigkeit und sonniger Humor sich so wunderbar mit einem gewissen sinnig-heiteren Ernste paarte, war es, was mich vormals ganz

besonders an sie gefesselt und was ihr Andenken in meinem flatterhaften Herzen lebendig erhalten hatte — gestärkt durch dies Lächeln stürzte ich mich mit Todesverachtung in das Gewimmel, um Fräulein Travers herauszufischen und durch stürmische Meere einem unbekannten Etwas, ihrem verehrungswürdigen Vater entgegen zu lotsen.

Miß Travers schrak zusammen, als ich sie in einer, wie es schien, nicht gerade angenehm belebten Unterhaltung mit ihrem Bräutigam störte, die höchst wahrscheinlich meine verdächtige Persönlichkeit betraf; dessenungeachtet verbeugte ich mich so tadellos wie immer (meine tadellosen Verbeugungen sind berühmt) und sagte mit verbindlichem Lächeln (auch mein verbindliches Lächeln ist berühmt), kurz mit vollendeter Eleganz, um Fräulein Travers den Gegensatz zwischen mir und ihrem Herrn Smith recht nachdrücklich vor Augen zu führen:

„Miß Travers, ich habe von Ihrem Herrn Vater den ehrenvollen und schmeichelhaften Auftrag erhalten, Sie zu ihm zu führen. Darf ich?“ Und ich bot ihr mit gewinnender Freundlichkeit meinen Arm.

„O bitte,“ protestierte der kleine Herr Smith sehr eifrig, „das kann ich auch besorgen.“

„Vielleicht doch nicht — jedenfalls nicht so gut,“ erwiderte ich mit überlegener Kaltblütigkeit. „Ueberdies hat Herr Travers ausdrücklich mich zu dieser ebenso angenehmen wie ehrenvollen Mission ausersehen.“

Miß Travers fügte sich und legte ihren hübschen runden Arm in den meinigen, worauf ich mit ihr eine kleine Entdeckungsreise durch die Säle antrat, um sie dem ersten alten Herrn, der ihr entfernt ähnlich sah, zuzuführen; ich war überzeugt, daß irgend ein Wort von ihr, ein Zucken ihres Armes, ein Zwinkern ihres Auges oder sonst ein Zeichen mir die Nähe des würdigen Patriarchen, der die Ehre hatte, ihr Vater zu sein, verraten würde.

Darin sollte ich mich auch nicht getäuscht haben, wenn auch die Sache nicht ganz den von mir gewünschten Verlauf nahm. Denn indem ich an dem alten Herrn, der sich unten am Büffett von mir hatte unterhalten lassen, mit einem vertraulichen Nicken vorbeischlüpfen wollte, hielt Miß Travers still und sagte: „Aber da ist ja Papa!“

O Himmel! Der Greis mit dem Portwein, dem ich mich als guten Freund des alten Travers vorgestellt hatte, war niemand anders als dieser selbst, eine Thatsache, die der geneigte Leser natürlich längst erraten hat, und die ich ebenso natürlich längst erraten haben würde, wenn ich nicht, wie einmal einer meiner vertrautesten Freunde bemerkt hat, neben andern rühmlichen Vorzügen auch die beneidenswerte Gabe hätte, zu Zeiten so gründlich und hoffnungslos ein Esel zu sein wie kein andrer. Diese ebenso freundschaftliche wie zutreffende Bemerkung fiel mir gleichzeitig mit all den thörichten Dingen ein, die ich unten losgelassen, und womit ich die Richtigkeit besagter Bemerkung wieder einmal schlagend bewiesen hatte.

Nun, jetzt saß ich in der Patsche drin, und eine kurze Ueberlegung zeigte mir, daß jede Rettung abgeschnitten und ein geordneter Rückzug der einzige Ausweg sei, der mir noch offen stünde.

„Ah, vortrefflich!“ sagte ich unbefangen, „fast hätte ich Sie nicht gesehen,“ — und dabei hatte ich ihm zugenickt — „hier, Mister Travers, führe ich Ihnen Ihre Tochter zu, wie Sie gewünscht haben ...“

Herr Travers zog überrascht die Augenbrauen in die Höhe, und alsobald erkannte ich mit Entsetzen, an welchen nachtschwarzen Abgrund mich die boshafte Mathilde geführt hatte. Nun war alles aus!

Am meisten aber verdroß es mich selbst in jenem kritischen Augenblick, daß mein blindes Vertrauen zur holden Weiblichkeit mich so tief in die Tinte hineingeritten hatte, daß nicht mehr ein geordneter Rückzug, sondern nur noch schimpfliche Flucht in Betracht kam. Doch jetzt in diesem schwärzesten Dunkel kam die Rettung. Allerdings konnte nur ein Engel sie bringen, aber ein Engel war es auch, der sie brachte: Mathilde.

„Erlauben Sie, Herr Travers,“ ertönte ihre prächtige Stimme, die noch nichts von ihrem silbernen Schmelz verloren hatte, „erlauben Sie, daß ich Ihnen meinen besten Freund ...“

Ist sie nicht wirklich ein Engel?

„Meinen besten Freund, Herrn Norbert Bronikowski, den berühmten Schriftsteller, vorstelle, der nirgends seine phänomenale Erfindungsgabe verleugnen kann und Vergnügen daran findet, überall kleine improvisierte Lustspiele aufzuführen. Ich hoffe, Sie werden mir dankbar sein, daß ich mir erlaubt habe, ihn mitzubringen und Ihnen eine kleine Probe seiner Fähigkeit zu zeigen.“

Ich muß Herrn Travers die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er diese Aufklärung nicht wie ein griesgrämiger Philister, sondern wie ein lebenslustiger alter Herr aufnahm, mich am Arm packte, zu seiner Frau schleppte, mich ihr vorstellte und dann mit mir und Sir Robert, dem von mir so schmählicher Intriguen bezichtigten Schwager Mathildens, in den unteren Saal ging, wo wir eine formidable Champagnersitzung abhielten, deren Folgen wir alle drei zu spüren hatten. Trotz der Bescheidenheit, die, wie der Leser bereits bemerkt haben wird, eine meiner liebenswürdigsten Eigenschaften ist, verzeichne ich mit einiger Genugthuung die Thatsache, daß Fräulein Hermine Travers unzweideutig schmollte, als ihr Vater mich zu solchem Thun entführte, und daß Herr James Smith die nächsten Wochen von ihr in die härteste Zucht genommen worden ist, deren nicht ganz unschuldige geheime Ursache ich war. Aber es hat Herrn Smith nicht geschadet, wenigstens hat er begriffen, daß es für die Hände eines Gentleman auch noch andre Plätze giebt als in seinen Hosentaschen.

Wie es dann gekommen ist, daß ich nach Jahresfrist ein gewisses entzückendes kleines Mal am Nacken von Frau Mathilde Bronikowski, so oft mich danach gelüstete, küssen durfte, ohne dadurch gegen göttliche und menschliche Gesetze zu verstoßen, das ist eine Geschichte für sich, die aber nicht in diese Historie hinein gehört.

Gewitterstudien

Trotz ihrer häufigen Wiederkehr sind und bleiben die Gewitter, wenn sie ihre dunkeln Wolkenbänke heraufschieben, ihre züngelnden Blitzschlangen aussenden und ihr grollendes Donnergebrüll erdröhnen lassen, eine der gewaltigsten Naturerscheinungen. Sobald der menschliche Geist die drückenden Ketten der Daseinsnot gelockert hatte, begann auch seine Phantasie bereits, das schreckenerweckende und doch auch segenspendende Himmelswunder zu deuten. Schon in dem Rigveda, der indogermanischen Hymnensammlung, die tausend Jahre vor den Psalmen entstand, wird nach einer Erklärung gesucht. Der Wolkendämon hat die milchgebenden Kühe gestohlen und sie gefangen in seine Höhle geführt. Aber der Drachentöter Indra zerschmettert die Höhle mit dem Donnerkeil, streckt den Dämon zu Boden, und das befruchtende Naß ergießt sich auf die verschmachtende Erde. Der moderne Mensch begnügt sich mit einer mythologischen Auslegung nicht mehr. Er hat die Götter und Dämonen gestürzt und läßt kühn seinen eignen Geist in jene Höhen, in denen sie einst thronten und herrschten, aufsteigen, von dem nimmer ruhenden Forscherdrang erfüllt, das Wesen und Walten der Naturkräfte zu erkennen und zu verstehen.

Die Vorbedingung zur Entstehung eines Gewitters ist ein aufsteigender, wasserdampfreicher Luftstrom. Das Aufsteigen dieses Luftstromes kann aus zwei Ursachen eintreten. Bekanntlich wechseln in der Atmosphäre Gebiete höheren Luftdrucks mit solchen niedrigeren Luftdrucks ab. Die Gebiete niedrigen Luftdrucks, um nur bei diesen zu bleiben, schreiten fort, und zwar sind für unsre Breiten hauptsächlich diejenigen Wanderungen von Wichtigkeit, die vom Atlantischen Ozean nach dem europäischen Festland gerichtet sind. Wegen ihres Ausgangspunkts bezeichnet man diese fortschreitenden Gebiete niedrigen Luftdrucks als atlantische Depressionen. Sie entstehen ursprünglich dadurch, daß ausgedehnte Luftschichten stärker erwärmt werden, die nun in die Höhe emporsteigen. Dort, wo die Erhebung der Luftschichten stattfindet, kommt es demgemäß zu einer Verminderung der Luft, die dann wiederum eine Verminderung des Luftdrucks zur Folge haben muß. Um die Störung des Gleichgewichts auszugleichen, strömen nun von allen Seiten die tieferen Luftmassen gegen das Gebiet des niedrigsten Luftdrucks. Auf der nördlichen Halbkugel werden aber die zufließenden Luftströmungen durch die Erdumdrehung nach rechts abgelenkt. Infolge dieser Ablenkung bildet sich eine Wirbelbewegung aus, die eine elliptische Form annimmt. Der Durchmesser einer Depression beträgt oftmals 3000 Kilometer, zuweilen entstehen aber auch Luftwirbel, die ganz Europa beherrschen, ja noch darüber hinausgehen. Im Innern der fortschreitenden Luftwirbel steigen nun die zufließenden und stetig nachrückenden Luftmassen beständig auf. Gelangen sie in größere Höhen, so kühlen sie sich ab, ihr Wasserdampf verdichtet sich zu winzigen Tröpfchen, und das Ergebnis der sich ansammelnden zahllosen Tropfen ist die Bildung von Gewitterwolken. Gewitter, die auf die geschilderte Weise entstehen, nennt man Wirbelgewitter. Gewöhnlich erscheinen die Wirbelgewitter auf der Westseite der Windrose. Während sie allmählich am westlichen Himmel heraufziehen, schlägt der Wind schnell durch West nach Nord um. Vor ihrem Ausbrechen herrscht eine schwüle, hohe Temperatur; haben sie sich ausgetobt, so hinterlassen sie eine angenehme Abkühlung.

Neben den Wirbelgewittern, die bei uns die häufigsten sind, tritt noch eine zweite Gruppe von Gewittern auf, deren Entstehungsgebiet beschränkt ist und von örtlichen Verhältnissen abhängt. Eine Wirbelbewegung der Luft ist an ihrer Bildung nicht beteiligt, wohl aber das Aufsteigen eines wasserdampfreichen Luftstroms. Wird die Luft über feuchten Niederungen stark erwärmt, so dehnt sie sich aus, wird leichter und steigt deshalb auf. In größeren Höhen erfolgt dann wiederum eine Abkühlung und Verdichtung des Wasserdampfes, was das Auftreten von Gewitterwolken nach sich zieht. Da hier ausschließlich die Erwärmung der Luft den Anstoß zur Gewitterbildung giebt, so bezeichnet man diese Form als Wärmegewitter. Die Wärmegewitter ziehen sich schnell zusammen, zerteilen sich aber ebenso rasch wieder. Zwar wird auch durch sie eine Erniedrigung der Temperatur herbeigeführt, aber schon nach kurzem kehrt das Thermometer wieder auf seinen früheren Stand zurück. Bestimmte Gegenden begünstigen das Entstehen von Wärmegewittern. Als solche Gewitterherde sind bekannt die sumpfigen Landstriche zwischen dem Ammersee und dem Starnbergersee und den Alpen, sowie jene zwischen dem Chiemsee und der benachbarten Alpenkette. Ein andrer Gewitterherd, der seine Gewitter vielfach nach Bayern aussendet, ist die Gegend zwischen dem Rhein und dem Schwarzwald. Ebenso ist ein reger Gewitterherd der Westabhang des Böhmerwaldes.

Oftmals erörtert worden ist die Frage nach dem Ursprung der Elektrizität der Gewitterwolken. Die Luft ist stets elektrisch, und zwar positiv. Auch steht fest, daß die Intensität der Elektrizität mit der Erhebung in die Atmosphäre zunimmt. Aber damit sind die hohen elektrischen Spannungen in den Gewitterwolken immer noch nicht erklärt. Man neigt in neuerer Zeit zu der schon früher ausgesprochenen Ansicht, daß die Luftelektrizität eine Folge der bei der Verdunstung des Wassers entstehenden Reibung ist. Mit dieser Auffassung stimmt die Beobachtung überein, daß die Luftelektrizität bei Nebeln sehr stark ist, und daß die Stärke der atmosphärischen Elektrizität mit der Dichtigkeit des Nebels wächst. Je mehr Wasser also verdunstet, und je mehr Wasserdampf sich verdichtet, desto größer wird auch die Elektrizitätsansammlung in den Gewitterwolken werden.

Die Höhe, in der die Gewitterwolken schweben, schwankt beträchtlich. Die durchschnittliche Höhe liegt zwischen 1500 und 2000 Metern. Allerdings ziehen auch nicht selten Gewitter über den 4810 Meter hohen Gipfel des Montblanc hinweg, und in Paris wurden sogar Gewitterwolken beobachtet, die sich in einer Höhe von 8080 Metern befanden. Die Dicke der Gewitterwolken kann mehrere hundert Meter betragen. Daneben liegen aber auch Beobachtungen vor, wo die Wolken nicht stärker als vierzig, ja sogar als zehn Meter waren. Dieser Wechsel zwischen dicken und dünnen Schichten ist zugleich

der Grund für die Verschiedenartigkeit der Wolkenfärbung. Die dichtesten Massen erscheinen graublau, die dünneren Schichten hellgrau, und die noch schwächeren gelblichweiß bis weiß. Uebrigens trägt auch die Beleuchtung viel zu dem Farbenton der Gewitterwolken bei. Fallen die Sonnenstrahlen auf eine heranziehende Gewitterwand, so erhält sie ein tief blauschwärzliches Aussehen. Im nächsten Augenblick aber, wo die Sonne durch eine Wolke verdeckt wird, schwächt sich die bedrohliche Färbung in ein unschuldiges Dunkelgrau ab. Haben sich Gewitterwolken gebildet, so nehmen sie die Form eines langgestreckten Bandes an. Die Gewitter haben infolgedessen eine breite Front und eine verhältnismäßig nur geringe Tiefenentwicklung. Es sind Gewitter bekannt geworden, die eine Front von mehr als 300 Kilometern hatten, das heißt vom Thüringer Wald bis zu den Alpen reichten, während sich ihre Tiefe nur auf 80 Kilometer belief. Oftmals mißt die Tiefe ziemlich langgezogener Gewitterstreifen sogar nur 40 Kilometer. Die Fortpflanzung der Gewitter, die sich über größere Gebiete erstrecken, geht auf zweifache Art vor sich. Meist schreiten die Wolkenbänke geradlinig vorwärts, wobei sie sich im allgemeinen selbst parallel bleiben. Mitunter verbreiten sich die Gewitter aber auch von einem Punkte aus nach verschiedenen Richtungen, so daß die einzelnen Streifen Kreisstücke bilden. Dabei bevorzugen sie gewisse Zugstraßen, die vielfach dem Lauf der Flüsse folgen. Gebirge geben oftmals ein Hindernis für das Fortschreiten ab. Die Geschwindigkeit der Fortpflanzung beträgt im Durchschnitt etwa 36 Kilometer. In Mittelitalien hat man die Geschwindigkeit der Fortbewegung auf 38,9 Kilometer, in Frankreich auf 41,3, in Süddeutschland auf 41,1, in Norwegen auf 38 Kilometer in der Stunde bestimmt. Da die Gewitter in der Mehrzahl Wirbelgewitter sind und die Gebiete des niedrigeren Luftdrucks in Europa vorwiegend von Westen nach Osten vorschreiten, so schlagen unsre Gewitter auf ihrem Zuge auch meist diese Richtung ein.

Die elektrische Ladung ist in der einzelnen Gewitterwolke am stärksten in der Mitte; nach den Grenzen zu nimmt sie mehr und mehr ab. Die Elektrizität ist bald positiv, bald negativ. Auch für die Gewitterwolken gilt das Gesetz, daß gleichnamige Elektrizitäten sich abstoßen, ungleichnamige sich aber anziehen. Ist demnach die eine Wolke positiv geladen, so wird sie die negative Elektrizität der nächsten Wolke anziehen. Dasselbe Verhältnis herrscht zwischen der Wolke und der Erde. Die positive Elektrizität wird also die negative Elektrizität der Erde anziehen, dagegen die positive abstoßen, die sich in die Tiefe begiebt. Die beiden ungleichnamigen, sich einander anziehenden Elektrizitäten suchen sich auszugleichen. Dort, wo die gegenseitige elektrische Spannung am größten ist, findet der Ausgleich in Form des Blitzes statt, der seinen Weg über diejenigen Zwischenleiter wählt, die ihm den geringsten elektrischen Widerstand entgegensetzen. Infolgedessen kann der Blitz, je nach den obwaltenden Umständen, sowohl von der Wolke zur Erde als auch nach andern Gewitterwolken fahren.

Die Photographie hat gezeigt, daß die gewöhnlichste Form der Blitze, die der Zickzackblitze, sich in Linien mit zahllosen kleinen Krümmungen und vielfachen Abzweigungen fortpflanzt. Diese Beobachtung macht es wahrscheinlich, daß die elektrische Entladung nicht auf einen Schlag auf der ganzen Blitzbahn vor sich geht, sondern daß sie sich vielmehr von Punkt zu Punkt abspielt und der Weg des Blitzes die Summe einer hintereinander liegenden Reihe von Teilentladungen darstellt. Die Länge der Blitzbahn wechselt stark. Man kann sie annähernd aus dem Zeitverlauf zwischen Anfang und Ende des Donners, genauer aber trigonometrisch bestimmen. Die Berechnungen haben ergeben, daß Blitze Wege von 12987, 13653 und 14985 Meter Länge, also von 1¾ bis 2 Meilen zurücklegten. Bei manchen Gewittern ist die Zahl von Entladungen fast unglaublich groß. Bei einem Gewitter, das im Jahr 1880 in Nordfrankreich beobachtet wurde, wurden in 1½ Stunden 4700 Blitze gezählt, das heißt gegen 52 in der Minute; zeitweilig entfielen aber sogar 100 Blitze auf die Minute. Blitze entfernter Gewitter sind in der Regel auch jene elektrischen Entladungen, die man als Wetterleuchten bezeichnet. Es darf als sicher gelten, daß der Donner gewöhnlich nur bis zu einer Entfernung von 2½ Meilen gehört wird. Wenn nun ein Blitz in einer Höhe von etwa 1800 Metern entsteht, so sehen wir ihn in einer Entfernung von 2½ Meilen nur noch niedrig am Horizont. Dagegen würden wir ihn bei einer Entfernung von 20 Meilen, die erwähnte Höhe des Gewitters vorausgesetzt, eben noch an der Grenze des Horizontes aufleuchten sehen. Es werden uns daher alle Blitze, die sich über der großen Ringfläche entladen, die zwischen den Kreisen mit dem Halbmesser von 2½ und 20 Meilen eingeschlossen ist, als Wetterleuchten erscheinen müssen. Diese Ringfläche ist aber über sechzigmal so groß als der Kreis von 2½ Meilen Halbmesser, und daher muß man im Durchschnitt ebensovielmal mehr ein Wetterleuchten am Horizont beobachten, als sich ein Gewitter über dem inneren Kreis entladet. Aber es kommt noch ein Umstand in Betracht, der es möglich macht, daß Blitze als Wetterleuchten auf viel größere Entfernungen hin wahrgenommen werden. Stellen wir uns vor, daß zwischen dem Beobachter und einem sehr weit entfernten Gewitter etwa in der Mitte Wolken in beträchtlicher Höhe schweben, so wird der Widerschein der aufleuchtenden Blitze auf diese Wolken fallen können, und wir werden dann diese aufflammenden Lichterscheinungen als Wetterleuchten auffassen. Es hat denn auch durch die Uebereinstimmung der Zeitangaben und der Richtung nachgewiesen werden können, daß Blitze von einem Gewitter, das aus dem oberen Donauthal nach Ulm hinzog, an der Grenze von Sachsen-Meiningen, das heißt in einer Entfernung von etwa 240 Kilometern, als Wetterleuchten wahrgenommen wurden. Gleichwohl ist zuzugeben, daß eine dem Wetterleuchten ähnliche Erscheinung auch dadurch eintreten kann, daß ein allmählicher und schwächerer elektrischer Ausgleich zwischen benachbarten Wolken stattfindet, wenn der Feuchtigkeitsgehalt und die Verdünnung der Luft dafür günstige Vorbedingungen abgeben.

Der den Blitz begleitende Donner ist in der Gewitterwolke selbst dumpf. Der Schall gleicht ungefähr dem des Pulvers, das im Freien ohne Sprengung explodiert. Wenn wir den Donner in seiner kräftigsten Entfaltung als ein langgezogenes, grollendes Rollen hören, so hat dies folgende Ursache. Nehmen wir an, daß ein Blitz über uns nach dem Horizont zu hinwegfährt, so werden wir den Donner von der Anfangsstrecke des Blitzes

zuerst vernehmen. Nun ist aber der Weg des Blitzes keine einfache Linie, sondern es gehen von dem Hauptstrahl zahlreiche Nebenstrahlen ab. Alle diese kürzeren und längeren, schwächeren und stärkeren Nebenstrahlen rufen ebenfalls Donnergeräusche hervor. Infolgedessen wird es, je nach dem Verlauf, der Entfernung und der Ausbildung aller Strahlen, geschehen, daß ihr Donnergeräusch zeitweilig zusammenfällt und sich gegenseitig verstärkt, zeitweilig aber auch nur ein von einigen wenigen Strahlen ausgehender und darum schwacher Donner zu uns gelangt. Da sich dieses Spiel in schneller Folge wiederholt, so entsteht für uns eine wechselweise an- und abschwellende Schallwahrnehmung, das Donnerrollen. Das längste bis jetzt beobachtete Donnerrollen hatte eine Zeitdauer von 62 Sekunden.

Die Witterungskunde hat in der kurzen Zeit ihrer wissenschaftlichen Ausbildung Hervorragendes geleistet. Viele Fragen, die noch vor wenigen Jahrzehnten dunkel und ungeklärt waren, sind jetzt gelöst und beantwortet. Auf der andern Seite bleiben noch große Gebiete zu durchforschen. Aber das kann trotzdem von dieser Wissenschaft mit vollem Recht nicht nur im wirklichen, sondern auch im übertragenen Sinne des Wortes behauptet werden: sie strebt in die Höhe!

Theo Seelmann

Im Schnitt

Ein Kulturbild aus dem niederösterreichischen Waldviertel

Von

Hans Kerschbaum

Was gesunde Glieder hat, muß mit; was daheim bleibt, ist entweder noch zu jung oder gebrechliches Alter. Die Zeit ist kostbar, wie sonst keine, an ihr hängt Brot, und mit dem Wetter muß auch gerechnet werden: das ist die Zeit der gereiften Früchte, die des Schnittes harren; und wer's gerade trifft, um diese Zeit ins Dorf zu kommen, der mag sich wundern, wie verlassen dieses ist. Im ganzen Bauernhof ist oft kein einziger Mensch zu finden, und derjenige, dem an solchen Tagen das ganze Hab und Gut der Leute anvertraut ist, liegt an der Kette und läßt sich förmlich in der Sonnenhitze braten, das ist der Hofhund. Die Wohnstube ist wohl verriegelt und versperrt, aber in Hof und Stall kann ein und aus gehen, wer gerade will — die Leute sind draußen auf den Kornfeldern und schaffen mit Sicheln und Sensen, daß ihnen schier vor lauter Krümmen der Rücken brechen will, und der Schweiß rieselt ihnen in kleinen Bächlein über den Körper, trotzdem sie sich jedes hemmenden Kleidungsstückes entledigt haben. Das ist ein heißes Mühen und Arbeiten im Schnitt, das ist die „gnädige Zeit", sagt der Bauer, und wer da nicht schaffend Hand anlegte, der wäre des Bissens Brotes nicht wert, den er zu essen bekommt.

Und es erscheint wie ein kleines Wunder, daß die Leute bei all dieser herben, aufreibenden Arbeit so außerordentlich guter Dinge sind und am frühesten Morgen schon singend und jauchzend aufs Feld ziehen und am Abend ebenso frohgemut wieder heimkehren. Freilich, es ist kein Geheimnis, daß diese heiße Arbeitszeit den Leuten ganz ansehnliche Genüsse in Aussicht stellt, und schon während des Schnittes selbst macht sich in der Bauernküche eine seltsame Wendung in der Bereitung der Mahlzeiten zum Vorteile der Schnitter bemerkbar, und der Bauer weiß auch, was sich schickt; er hat für seine Leute ein Fäßlein „Schnitterwein" im Keller eingelagert, und solche Dinge wissen die Schnitter sehr wohl zu schätzen. Deshalb ist ihnen nicht bange; was schließlich dann noch nachkommt, ist auch nicht ohne, sie freuen sich wohl schon ordentlich darauf, weil sie so eifrig und emsig ihre Sensen und Sicheln durch die Halme des reifen Aehrenfeldes rauschen lassen. Einstweilen aber hat's noch Zeit, und wir wollen uns die Arbeitsweise ein bißchen betrachten.

Wenn das sogenannte „In-die-Hand-schneiden" üblich ist, das heißt, wenn der Schnitter mit kunstgerechtem Griff das abgeschnittene Kornbüschel von der Sichel weg auf den Boden legt, oder das „Grasen", so ist jeder sein selbständiger Arbeiter; ist dagegen das „Dannennehmen" (Wegnehmen des Kornbüschels durch eine zweite Person) gebräuchlich, dann sind die männlichen Schnitter mit Sensen bewaffnet und mähen das Korn, während eine Schnitterin die „Mahd" oder „Welle" in Empfang nimmt und beiseite legt. In dieser Weise geht die Arbeit fort, ununterbrochen und stundenlang, bis die ganze Ackerbreite geschnitten ist. Einmal am Vormittag kommt die Bäuerin mit einem mächtigen Topf Mehlsuppe und einem nicht weniger mächtigen Brotlaib aufs Feld nach, denn die Schnitter waren am Morgen ohne Frühstück von Hause fortgegangen, und daß sie nun schon den richtigen Appetit haben, wollen sie gleich zeigen. Wenn der Bauer nicht dabei ist, dann weiß der Großknecht Bescheid, wie die Sache sich regelrecht bewerkstelligen läßt. In einer großen Schüssel wird die Mehlsuppe angerichtet, das versteht schon die Küchendirn am besten; dann schneidet der Großknecht das Brot hinein — liegt ihm nichts daran, wenn der halbe Laib drinnen Platz findet. Dann setzen die Schnitter sich im Kreise um die Suppenschüssel zusammen, wonach ein lustiges Löffeln anhebt, das nicht eher verstummt, bis das letzte Tröpflein heraus ist; mitten in die Schüssel scheint ihnen wohl die Sonne, aber sie findet doch keine Zeit, die Suppe zu erwärmen, das besorgen die Schnitter selber viel schneller. Vielleicht war die Bäuerin so hochherzig und hat für die „Neunejausen" gar ein „Schmalzkoch" auch mitgebracht, dann um so besser!

Die Arbeit geht hernach wieder munter von statten, und wenn's im Dorfe zu Mittag läutet, liegt schon ein tüchtiges Stück des Aehrenfeldes in Mahden und Wellen, und die Schnitter ziehen zum Mittagsmahle heim, das, wie schon angedeutet, von besonderer Art ist; Fleisch ist bei den Bauern

selten, aber für den Schnitt hat mancher sogar ein Schwein geschlachtet. Die Mahlzeiten werden freilich recht kurz gehalten, denn es ist keine Zeit zu verlieren.

Wenn die Schnitterschar dann wieder aufs Feld zieht, beginnt eine neue Arbeit; derweilen die einen nach vorne den Rest des Getreides schneiden, eilen hinterher die Schnitterinnen, eifrig damit beschäftigt, mitgebrachte Strohbänder in gerader Linie das Stoppelfeld entlang auszulegen, andre tragen die „Wellen“ zusammen und legen sie über das „Bandl“. Was das für ein emsiges Arbeiten ist! Während die Schnitter vorne noch die Halme fällen und ihnen nach die Schnitterinnen Welle auf Welle legen, kommen hintennach ein paar Männer mit kurzen Holzknitteln, die eine Spitze haben und „Knebel“ genannt werden; die Männer machen sich über diese Wellenbündel her, fassen mit kräftiger Hand die beiden Bandenden, schnüren das Bündel fest zusammen, knieen fest mit einem Fuß darauf, drehen das Band strickartig ineinander und fahren mit dem Knebel hindurch, rädernd und eine Schlinge ziehend. Das Werk ist vollendet; das Bündel ist so fest zusammengeschnürt, daß die Hand des Ungeübten es nicht leicht zu lösen vermag. Diese abenteuerliche Arbeit wird das „Knebeln“ genannt; das entstandene Bündel heißt „Garbe“.

Nach diesen Kneblern kommen zwei weitere Männer, die diese Garben zu fünf oder sieben, mit den Aehren nach aufwärts, derartig zusammensetzen, daß sie feststehen und unten Luft eindringen kann; eine Garbe wird gleichsam als Hut darüber gestülpt, und das „Mandel“ ist fertig. Der Hut wird auch „Deckel“ genannt, und der Bauer rechnet sein Getreide, solange es auf dem Felde in „Mandeln“ steht, nach „Deckeln“. Giebt er beispielsweise an, wie viel Deckel er „fechset“, dann weiß der Eingeweihte, wie groß ungefähr des Bauern Wirtschaftsstand ist.

Manch einer blinzelt wohl schon nach dem Stand der Sonne, denn wenn diese weit genug vorgerückt ist, giebt's eine „Jause“; da kommt der Bauer mit einer Schüssel Topfenkäse und einem Brotlaib und einem dickbauchigen „Plutzer“ (Thonkrug) Schnitterwein. Und nun ist es gar nicht mehr notwendig, daß man sich die Sonne mitten in die Schüssel scheinen läßt, man setzt sich in den Schatten eines Mandels, das mit seinen sechs bis acht mächtigen Garben die ganze Schnitterschar in Schutz nimmt. Bei einer solchen Schnitterjause ist es sehr lustig. Der Bauer setzt sich gern selber zu den Leuten, die manchen Spaß zu erzählen wissen, und die Jüngeren singen zur Kurzweil lustige „G'sangel“ und ringen wohl gar übermütigerweise ein bißchen mit den jungen Schnitterinnen, die sie in ein Mandel hineinwerfen.

Die Arbeit dauert bis in die sinkende Nacht, und dann ziehen die Schnitter und Schnitterinnen, ein Volkslied singend, gemeinsam heimwärts. Vor dem Abendessen geht dann in den Bauernhöfen noch eine muntere Musik los, die sich recht eigenartig anhört; das ganze Dorf wiederhallt davon. Es ist dies das emsige Klopfen und Hämmern auf den Dengelstöcken, auf denen die Schnitter hocken. und ihre Sensen und Sicheln schärfen, um für den nächsten Tag wieder gerüstet zu sein.

In dieser Weise geht es Tage und Wochen fort. Bald ziehen die Schnitter nach dieser, bald nach jener Richtung am grauenden Sommermorgen hinaus, um die Kornfrucht zu schneiden; der Roggenschnitt ist der bedeutendste, dann folgt der Haferschnitt; und endlich nach Wochen sind die Kornfelder abgefegt, der letzte Sichelschlag ist gethan, die letzte Garbe gebunden und der letzte Deckel aufgestülpt; und wenn dies alles so geschehen, dann wird es am letzten Schnitttag gegen Abend ein wahrer Jubel. Die Schnitterinnen haben schon am Nachmittag sehr geheimnisvoll gethan; sie haben bunte Seidenbänder und Wachsrosen dahergebracht und haben ganz heimlicherweise einen Kranz aus Kornähren gewunden, an dem nun die Seidenbänder flattern und die Wachsrosen blühen: das ist der „Schnitterkranz“, dieses schöne symbolische Zeichen der Landwirtschaft.

Eine der Schnitterinnen, die ein besonders „gutes Mundstückel“ besitzt, hat nun die Aufgabe, im Namen der Schnitter diesen Kranz dem Hausvater zu überreichen; dazu muß natürlich etwas Passendes gesprochen werden, und das kommt am besten in gereimter Form zum Ausdruck. Der Bauer ist schon in Kenntnis gesetzt, daß seine Leute „abgeschnitten“ haben; mit Kornblumen und wildem Mohn haben Schnitter und Schnitterinnen ihre Hüte geschmückt, ebenso Sicheln und Sensen. So kommen sie singend vom Felde heim. Im Hofe stellt sich die fröhliche Schar auf, und die Schnitterin mit dem Kranz tritt vor und sagt etwa folgenden Spruch:

> Geehrter Hausherr! Der Schnitt ist aus.
> Wir kommen jetzt vom Schneiden z' Haus.
> Wir haben geschnitten und gebunden
> Und haben gar einen Kranz gefunden;
> Der Kranz ist nicht von Gold und Edelstein,
> Doch ist er g'macht recht woltern fein.
> Der Segen Gottes ist auch dabei,
> Damit der Hausherr zufrieden sei.

Und ein lustiger Schnitter ist wohl auch dabei, der zum Bauer sagt:

> 's Essen und 's Trinken war beim Bauern fein,
> B'sonders lob'n thu' ich den Schnitterwein;
> Kas und Schmalzkoch — he! das därf i nit vergessen:
> Bäurin, das war schon ein noblig's Essen!
> Zuwegen dem thun wir uns halt bedanken,
> Just grad aufs Mahl that's uns jetzt plangen.
> Ast sag'n mir halt: Vergelt's Gott fleißig — es ist wahr:
> So ein Schnitt thät' uns a g'freu'n im nächsten Jahr!

Ein solches Sprucheaufsagen trägt oft ein Silberstückel; und dann wird der Schnitterkranz in der Stube über der Thür aufgenagelt, wo er so lange bleibt, bis im nächsten Jahr ein neuer kommt.

Den ganzen Nachmittag schon hat die Bäuerin in der Küche geschafft. Das Haus war voll Bratenduft, und über dem prasselnden Herdfeuer hängt die Schmalzpfanne, in der die Krapfen backen, denn die letzte Schnittermahlzeit soll sich ganz besonders auszeichnen, und eine brave Bäuerin will darüber keine üble Nachrede haben. Diese Mahlzeit ist das sogenannte „Schnittermahl“ oder auch der „Schnitthahn“ genannt, und ist gleichsam ein Dank- und Festmahl des Landmannes für den Erntesegen.

Diese Sitten und Gebräuchlichkeiten nehmen heutzutage allerdings schon andre Formen an; denn heute, wo nahezu auf jedem Gebiete materieller Kultur das Maschinenwesen die Handarbeit zurückdrängt, verändert sich allmählich auch die Arbeitsweise in der Landwirtschaft, und die zünftigen Bräuche, womit das Volk sich die harte Arbeit zu würzen verstand, sind rar geworden. Der stetig gestaltende Zeitgeist mit seinem unheimlichen Materialismus hat auch den Bauer aus seiner



Tragbare Maschinengewehre bei den deutschen Jägerbataillonen (Text S. 109)
Nach einer Skizze von E. Hosang gezeichnet von Adolf Wald

Beschaulichkeit aufgerüttelt und ihn eine neue Lebensart zu lehren begonnen. Es hat zwar etwas gebraucht, bis es so weit gekommen, nun aber giebt es keinen Halt mehr; mit der Biedermeierei hat's ein Ende, die Sache geht ihren Gang.

Beim Bauern sind die Wirtschaftsverhältnisse heute völlig andre geworden; anders sind auch die Sitten in den Bauernhöfen geworden, wo heute der landwirtschaftliche Betrieb vielfach durch Maschinenarbeit verrichtet wird. Alles zielt hin auf Produktion und Gewinn, und unter solchen Umständen findet die Volksseele nicht mehr die ruhige Stunde, um sich zu vertiefen in ein ideales Leben, wie man es nur noch in vereinzelten Gegenden findet, und zwar in jenen, die von der sogenannten Kultur lange Zeit unbeleckt geblieben sind. Eben zu diesen Gegenden gehört auch das niederösterreichische Waldviertel mit seinem meist armen Bauernvolke im waldreichen Hochland, wo der Ackerbau gegenüber dem Flachlande nur kärgliche Existenzen bietet. Dort steht der Wirtschaftsbetrieb noch in kleinem Maßstabe, dort ist auch der eigentliche Herd der niederösterreichischen Kleinindustrie, der Heimarbeit, die sich auf die Erzeugung von Waldwaren als Winterbeschäftigung verlegt, und dort konnte manches sich noch erhalten von Sitte und Brauch aus der Väterzeit. —

Nach der Einbringung der Kornfrüchte ist die Schnittzeit beendet. Bald zieht die Pflugschar übers Ackerfeld, wo eine Zeitlang hoch oben auf einer Stange ein Strohbüschel aus den aufgelesenen Kornhalmen lustig im Winde flattert, das man den „Windzopf“ nennt, der dem Winde zum Opfer gegeben wird, bis er das Büschel zerzaust und in alle Richtungen entführt.

An einem der nächsten Sonntage wird im Dorfwirtshause „Schnittertanz“ gehalten, und da kommen dann die jungen Schnitterinnen und die Schnitter alle wieder zusammen zum fröhlichen Reigen, der das Erntefest beschließt.

Nikolaus Lenau

Eine Säkularerinnerung zum 13. August

Von

Otto Franz Gensichen

Alexander der Große beklagte es, daß seine Heldenthaten nicht von dem längst verstorbenen Homer besungen werden konnten, und Nikolaus Lenau bedauerte es, daß seine frühsten „Gedichte“ erst vier Jahre nach Franz Schuberts Tode erschienen und somit der Vertonung durch den großen Liederkomponisten entbehren mußten. Wohl wurden schon bei Lenaus Lebzeiten viele seiner Lieder von namhaften Meistern in Musik gesetzt, und nach seinem Tode haben zahlreiche Komponisten ersten Ranges eine Fülle von Kompositionen zu Lenauschen Texten veröffentlicht, aber keine dieser Melodien hat soche Volkstümlichkeit erlangt, wie Franz Schubert sie seinen besten Singweisen einzuhauchen wußte.

Freilich würde Lenau, wiewohl seine rein lyrischen Lieder die weitaus hervorragendsten unter seinen Dichtungen sind, selbst durch das musikalische Genie eines Franz Schubert kaum echte Volkstümlichkeit erlangt haben. Er gehört nächst Heinrich Heine zu den vielleicht am öftesten komponierten deutschen Dichtern; aber während mehrere Heinesche Lieder, vor allen seine Lorelei, wirklich ins Volk gedrungen sind, wurde dieser Vorzug keinem einzigen Lenauschen Liede zu teil. Die Schuld hieran liegt nicht etwa allein bei den Komponisten, die es dadurch versehen hätten, daß sie ihre Singweisen nicht populär genug hielten; nein, sie liegt hauptsächlich in der Eigenart der Lenauschen Lyrik, die fast ausschließlich Stimmungsmalerei ist. Die Lieder, aber die wirklich ins Volk dringen sollen, müssen, bei aller Schlichtheit und Knappheit, doch ein Etwas von dramatischer Handlung und Steigerung, einen gewissen balladenartigen Charakter haben. Das beweisen alle echten Volkslieder: „Sah ein Knab' ein Röslein stehn“, „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten“, „Ich hatt' einen Kameraden“, „Es zogen drei Burschen wohl über den Rhein“, „In einem kühlen Grunde“, „Es ist bestimmt in Gottes Rat,“ „Stille Nacht! Heilige Nacht!“ u. s. w. u. s. w. In all diesen Liedern wird ein Vorgang geschildert, der sich von Vers zu Vers, gleichsam wie ein Miniaturdrama von Akt zu Akt, bis zur Schlußlösung gipfelt. Daß aber bloße Stimmungsmalerei, und wäre es die vollendetste, nicht



Phot. Jul. Bierbaum

Das Geburtshaus Nikolaus Lenaus in Csatád (Ungarn)

wahrhaft populär wird, beweisen die beiden vielleicht herrlichsten Perlen dieser Gattung: „Ueber allen Gipfeln ist Ruh'" und „Freudvoll und leidvoll". Wohl nie hört man diese beiden entzückenden Lieder von der breiten Masse des Volkes gesungen, das mit diesen wie Blütenduft hingehauchten Naturlauten nichts anzufangen weiß.

Aehnlich ergeht es der Lenauschen Lyrik, unter der seine „Schilflieder" wohl obenan stehen. Sie daß man aus der Lebensgeschichte des Dichters weiß, er habe dies Gedicht wie alle „Schilflieder" aus Liebe zu einem Mädchen verfaßt, um das er nicht zu werben wagte, und dem zu entsagen ihm gar schwer fiel. Ohne diese biographische Kenntnis bleibt es unklar, weshalb ein Liebender in herrlicher Mondnacht beim Gedenken an die Geliebte gerade „weinen" soll. Das starke Hervortreten der subjektiven, fast stets sehr schwermütigen Stimmung ist



Nikolaus Lenau

Nach dem Gemälde von Karl Rahl

haben nicht die Schlichtheit und Urwüchsigkeit jener Goetheschen Weisen, nicht deren ruhige Objektivität, sie sind gekünstelter und lassen das subjektive Empfinden des Dichters stets stark hervortreten, zuweilen sehr zum Nachteil des einzelnen Liedes. Wenn beispielsweise in dem am weitaus öftesten komponierten Gedichte „Auf dem Teich, dem regungslosen", der Schlußvers mit dem „Weinend muß mein Blick sich senken", anhebt, so ist in dem Liede selbst die thränenselige Stimmung des „Weinens" durchaus nicht begründet und nur dadurch verständlich, ein zweites Hindernis, um Lenaus Lieder wirklich populär werden zu lassen. Im Salon, im Konzerthaus wird das feinere, meist schon etwas nervös angekränkelte Publikum sich von diesen wohllautweichen, tief empfundenen, melancholischen Liedern eines krankhaft reizbaren Naturells willig berücken lassen; die derbe, gesunde Masse des Volkes verlangt kräftigere, lebensfrischere Kost.

Was von Lenaus sangbaren Liedern gilt, trifft auch auf seine übrigen Gedichte zu. Nicht eins davon hat annähernd die Popularität erlangt wie

Bürgers, Goethes, Schillers, Uhlands, Heines erzählende Gedichte. Der Grund hierfür liegt hauptsächlich darin, daß Lenau der Kraft ermangelte, Menschen und Vorgänge in scharfen, knappen Zügen gleichsam mit greifbarer Anschaulichkeit vor die Augen des Lesers zu bannen. Die wenigen Gedichte, in denen ihm dies am ehesten gelang, sind deshalb auch am volkstümlichsten geworden: „Der Postillon", „Die drei Zigeuner", „Die Heideschenke" und ähnliche. Wie Lenau gar keine dramatische Begabung besaß und als eigentlicher Dramatiker nie hervorgetreten ist (die beiden dialogisierten Versuche „Don Juan" und „Helena" erschienen erst nach seinem Tode), so fehlt auch fast allen seinen Gedichten das dramatische Haupterfordernis: die Handlung. Unter diesem Mangel leiden auch seine drei größten Dichtungen „Faust", „Savonarola" und „Die Albigenser" gar empfindlich. Man hat Lenau nicht mit Unrecht den „Bildhauer des Gedankens" genannt. Ja, Gedanken, Stimmungen und Empfindungen weiß er in bezaubernder Form, mit berückendem Wohllaut, mit plastischer Deutlichkeit auszudrücken; aber den Aufbau auch nur der schlichtesten, organisch fortschreitenden Handlung und das Schaffen lebenswahrer, blutwarmer Menschen versteht er nicht.



Das Denkmal Nikolaus Lenaus in Wien. Von K. Schwerzek

Deshalb ist er, wie „Savonarola" und „Die Albigenser" schlagend beweisen, auch kein echter Epiker. Selbst innerhalb der ziemlich engen Schranken seiner Begabung entfaltet er keine große Fruchtbarkeit: seit dem Mai 1821 begann der damals Neunzehnjährige sich der Dichtung zu widmen, und bis zu seinem am 29. September 1844 erlittenen ersten Schlaganfall blieb er schaffensfrisch; aber die Ausbeute dieser dreiundzwanzig Jahre vollster Manneskraft ist auch dem Umfang nach nur gering.

Gewiß darf man die Größe eines Künstlers nicht nach der Zahl seiner Werke bemessen, und ein kurzes, wahrhaft gelungenes Lied kann an dauerndem Wert ganze Bände aufwägen. Aber zur Charakteristik Lenaus mußte auch dieser Zug nur spärlicher Produktivität betont werden, da er mit dazu beitrug, daß sich das Bild dieses Dichters so fest dem Gedächtnis des Publikums eingeprägt hat. Gerade weil Lenau weder durch die Mannigfaltigkeit der Qualität, noch durch die Fülle der Quantität den Leser verwirrt, ist der Gesamteindruck leicht festzuhalten. Wird letzterer doch überdies durch einige eigenartige Lichter noch besonders verschärft: durch das rastlose Ringen nach Wahrheit, dem man die aufrichtige Ehrlichkeit ebenso anmerkt wie der ungeheuchelten Schwermut, und durch das ungarische Lokalkolorit sehr vieler Gedichte.

Freilich war Lenau nur zufällig in Ungarn geboren, aber nach Herkunft, Muttersprache und Erziehung ein echter Deutscher. Seine bis ins sechzehnte Jahrhundert nachweisbare Familie stammte aus der Gegend von Strehlen in Schlesien und nannte sich „von Niembsch", wiewohl ihr Adel nicht urkundlich zu beweisen war. Erst der Großvater des Dichters, ein im österreichischen Heere bis zum Oberst emporgestiegener verdienstvoller Offizier, wurde zu Weihnachten 1820 als „Joseph Niembsch, Edler von Strehlenau," durch Kaiser Franz I. in den erblichen österreichischen Adelsstand aufgenommen, und sein Enkel nannte sich nachmals als Dichter mit den beiden letzten Silben des neugebackenen „Strehlenau".

Nur die ersten sechzehn Jugendjahre verbrachte Lenau ununterbrochen in seinem Geburtslande Ungarn. Dann kam er durch die Fürsorge der Großeltern nach Wien, wo er die letzten zweiunddreißig Jahre seines Lebens, einige kurze Unterbrechungen abgerechnet, beständig verbrachte. Und wenn auch weder von väterlicher noch von mütterlicher Seite magyarisches Blut in seinen Adern rollte, so waren doch die in Ungarn, besonders in dem durch Wein, Rosen und Nachtigallen berühmten Tokai gewonnenen Jugendeindrücke stark genug, um später seinen Dichtungen ein spezifisch ungarisches Lokalkolorit aufzuprägen. Sonst hat er nur noch von seinem kurzen Aufenthalt in Amerika bestimmte Farbentöne für einzelne Gedichte verwertet, während seine neue Heimat Wien und sein „zweites Vaterland" Württemberg, das er seit 1831 fast alljährlich besuchte, und wo seine berühmten „Schilflieder" und viele andre seiner herrlichsten Dichtungen entstanden, ihm keine besonders hervortretenden Farben für seine poetische Palette lieferten.

Eintönig wie Lenaus Dichtungen ist auch sein Leben. Geboren am 13. August 1802 in dem ärmlichen Dörfchen Csatád bei Temesvar, hatte er von seinem ausschweifenden, schon im dreißigsten Lebensjahr elend gestorbenen Vater und von seiner leidenschaftlichen, ewig mit Sorgen ringenden, durch ihren

sittenlosen und doch heiß geliebten Gatten arg betrogenen Mutter leiblich und seelisch ein schlimmes Erbe überkommen. Noch nicht fünfjährig, verlor er den Vater, wurde von der überzärtlichen Mutter arg verhätschelt, lernte frühzeitig Mangel und Not, aber niemals eine straffe Erziehung durch kräftige Manneshand kennen, tummelte sich, halb aus angeborener Energielosigkeit, halb aus redlichem Wissensdrang, in der Philosophie, Jurisprudenz, Medizin und Landwirtschaft herum, bestand nie ein Schlußexamen, brachte es zu keiner festen Stellung oder geregelten Thätigkeit und blieb zeitlebens Student in höheren Semestern. Ein ihm nach dem Tode der Großeltern zugefallenes Erbe von zehntausend Gulden und die bescheidenen Honorare für seine Dichtungen schützten den Anspruchlosen zwar vor Nahrungssorgen, erlaubten ihm aber keine großen Sprünge. Erst als Dreißigjähriger tritt er in Goethes Todesjahre und bei Goethes letztem Verleger Cotta in Stuttgart mit einem Band „Gedichte" vor die Oeffentlichkeit und erringt zwar den Beifall der Gebildeten, aber keine tiefe, packende Wirkung auf die ganze Nation. Ein in demselben Jahre unternommener Versuch, seine schmalen Finanzen durch Ankauf von Ländereien in Amerika aufzubessern, scheiterte kläglich und trug ihm außer pekuniären Verlusten nur den Skorbut und die Gicht ein.

Lenau selbst hat sich in einem Gedichte als „Pechvogel" geschildert, und Pechvogel blieb er in Wahrheit zeitlebens, auch den Frauen gegenüber. Durch seine erste Jugendliebe zu einem unwürdigen Mädchen aus niederem Stande, das ihn schmählich betrog, sehr verbittert, wagte er es sechs Jahre später nicht, um jene edle, jungfräuliche Schwäbin zu werben, die ihn zu seinen „Schilfliedern" und zahlreichen seiner schönsten Gedichte begeisterte. Dagegen ließ er sich in Wien von der kühlen, koketten Gattin eines seiner Freunde elf Jahre lang fesseln; sie gewährte ihm genug, um ihn unentrinnbar in ihrem Netze zu halten, und versagte ihm zu viel, um ihn wahrhaft zu beglücken. Zweimal machte er den Versuch, sich ihr durch eine anderweitige Verlobung zu entreißen; der erste endete mit der Auflösung der Verlobung, der zweite mit seinem Verfallen in unheilbaren Wahnsinn.

Das von Vater und Mutter überkommene verhängnisvolle Erbe, sein Bummelleben im „silbernen Kaffeehaus" zu Wien mit dem Trinken des „giftscharfen" Kaffees, sein Vermeiden jeder fest geregelten Thätigkeit haben an der völligen Geisteszerrüttung des unglücklichen Dichters sicherlich den Hauptanteil, doch bleibt das Conto der koketten Frau trotzdem sehr schwer belastet. Sechs volle Jahre verbrachte Lenau als geistig Toter in der Irrenanstalt, bis er endlich am 22. August 1850 auch leiblich starb.

Kaum ein Lichtblick strahlt aus diesem freudearmen Leben, und es ist begreiflich, daß Lenau in seinen Dichtungen fast niemals heitere Töne anschlägt, sondern die „sinnende Melancholie" auch in seiner Poesie als „Begleiterin" erwählt. Sicherlich hat auch er sich dem Einflusse, den damals Lord Byrons „Weltschmerz"-Dichtung mehr oder minder auf fast alle Dicher ausübte, nicht völlig entzogen; aber er kokettiert nie mit seinem Kummer und erzwingt stets den Eindruck: sein Trübsinn ist echt und aus einem leidvollen Leben, einem tief verwundeten Herzen organisch geboren, nicht als Modeflitter künstlich aufgesetzt. Und diese künstlerische Wahrheit sichert im Verein mit der Wärme der Empfindung, dem Tiefsinn der Gedanken, dem Wohllaut der Sprache auch dem Dichter des Schmerzes die Unsterblichkeit, solange Theodor Fontanes Wort wahr bleibt:

„Der Schmerz ist ewig wie der Tod!"

Tragbare Maschinengewehre bei den deutschen Jägerbataillonen

(Zu dem Bilde Seite 105)

Das Maschinengewehr hat nach vorangegangenen ausgedehnten Versuchen seine endgültige Einführung in das deutsche Heer gefunden. Im Etat von 1901 wurden zunächst fünf Maschinengewehr-Abteilungen verlangt, die nach erfolgter Bewilligung des Reichstags am 1. Oktober ins Leben getreten sind, und kürzlich hat die Budgetkommission noch sieben neugeforderte derartige Abteilungen bewilligt. Diese Maschinengewehr-Abteilungen werden den Jägerbataillonen und Infanterieregimentern angegliedert; es besteht die Absicht, sämtliche Armeecorps damit zu versehen. Die Maschinengewehre, nicht mit den sogenannten Maschinengeschützen zu verwechseln, bilden ein Mittelding zwischen Gewehr und Geschütz; sie sehen einem leichten Geschütz sehr ähnlich, da der Gewehrlauf in einem weiten Bronzerohr lagert. Unsre, nach dem Maximsystem eingerichteten Maschinengewehre wirken bis auf 3000 Meter und darüber; sie gestatten 400 bis 500 Schuß in der Minute pro Gewehr abzugeben! Sie stehen beim Transport auf Protzen und werden mit Pferden gefahren; da sie aber das Feuer der ausschwärmenden Infanterie verstärken sollen, so müssen sie den Schützenlinien folgen. In bedecktem Gelände ist das den fahrenden Maschinengewehren nicht möglich. Man hat sie deshalb neuerdings auch zum Tragen eingerichtet. Zwei Mann heben das Maschinengewehr von der Protze ab und eilen damit im Laufschritt in die ausgewählte Position. Sie können dabei jede Deckung benutzen wie die ausgeschwärmten Infanteristen. Bei jedem Maschinengewehr befindet sich noch ein Mann (Unteroffizier oder Gefreiter) zum Zielen und ein Mann zum Tragen der Patronenkasten. Letzterer reguliert auch beim Feuern den ungestörten Ablauf des Patronenbandes, der automatisch erfolgt. Das Patronenband liegt zickzackförmig eng zusammengedrückt im Patronenkasten, um den Raum möglichst auszunutzen. Alle Mannschaften liegen, sitzen oder knieen, um recht wenig Zielpunkte der feindlichen Artillerie zu bieten. Wird das Feuer der letzteren trotzdem unangenehm, so werden die Maschinengewehre aufgenommen und in eine andre Position getragen.



Graz von Eggenberg aus

Die Perle der Steiermark

Die steirische Landeshauptstadt Graz war in den Tagen vom 26. bis 30. Juli der Schauplatz des sechsten deutschen Sängerbundesfestes. Kaum eine deutsche Stadt konnte so berufen erscheinen, die fröhlichen deutschen Sänger zu diesem Zwecke zu vereinen, als die „Perle der grünen Steiermark“, die Stadt, in der der Wald in die Gassen schaut und die Gärten das Stadtbild ausmachen, die Stadt der Singvögel, die zu Tausenden die Parks bevölkern und dank einer heimisch gewordenen Sitte so gepflegt werden, daß sie den Besuchern der Gärten das Futter aus den Händen picken. Man kennt im Deutschen Reiche die östlichst im Süden gelegene Stadt eigentlich wenig. Man weiß, daß Graz der Wohnsitz des Dichters Rosegger ist und daß Hamerling dort gelebt hat; aber man kommt selten dazu, die alte Murstadt zu besuchen, weil sie am Fuße der Ausläufer des großen Alpenzuges liegt und vom Reiche aus eine nicht gerade bequeme Verbindung zu ihr führt. Wer sie aber besucht, den hat der Weg noch niemals gereut, und es giebt manchen Verehrer der Murstadt, der jährlich im Sommer von weither reist, um sich wieder in ihren grünen Gassen, die überall ins waldige Mittelgebirge hinausführen, zu ergehen, den Schloßberg zu ersteigen und die obersteirischen Berge zu grüßen, die über das enge Murthal hereinlugen in die fruchtbaren Gefilde von Mittelsteiermark. Nicht umsonst war Graz allzeit ein Lieblingsaufenthalt der Dichter — hier lebt und wirkt, wie bereits gesagt, noch Rosegger, hier lebten Robert Hamerling und Anastasius Grün (Anton Graf Auersperg), dessen prächtiges Denkmal von Kundmann neben andern Bildwerken eine Zierde des Stadtparkes ist, hier Leitner, ein steirischer Dichter der Goethezeit, und andre.

Die Stadt ist, wie bemerkt, sehr alt. Schon die Kelten hatten an ihrer Stelle eine Niederlassung, die von den Avaren zerstört wurde. Römische Funde erweisen, daß auch die Legionen des antiken Weltreiches hier ein Kastell besaßen und daß den Römern die günstige Lage des Platzes nicht entgangen war. Später kamen die Slaven, die von den Bayern unterworfen wurden. Von den Slaven ist nichts übrig geblieben als der Name, den sie dem Platze gegeben haben, nämlich Graz — Gradec hieß bei ihnen jeder mauerumschlossene Platz — und so nannten sie denn auch die von Kelten und Römern hinterlassenen Ruinen. Ihre Bedeutung hatte die Stätte, auf der die Stadt steht, durch den Felskegel, der mitten aus dem Murfeld emporsteigt und eine natürliche Festung bildet. Der Schloßberg mit seinen aus der Franzosenzeit, die die Schleifung der alten auf ihm erbauten Festung mit sich brachte, noch geretteten Türmen, dem Glockenturm und dem Uhrturm, ist heute noch das Wahrzeichen von Graz; um ihn herum ist die Stadt gebettet, die von dem Murflusse, der einmal ganz nahe an den Fuß des Schloßberges herantritt, durchschnitten wird. Auf dem Schloßberge bauten schon die Kelten Befestigungen, hatten die Römer ein Kastell, und später war er der Sitz deutscher Ritter- und Adelsgeschlechter. Die Türken versuchten umsonst, das feste Bollwerk des Schloßberges einzunehmen. An die Türkennot erinnert in Graz überhaupt gar manches — nicht bloß die schweren großen Steinkugeln, die dem Besucher der Festungsreste des Schloßberges auffallen, und die dazu dienten, auf die Belagerer herabgerollt zu werden, sondern auch manches andre. So guckt aus dem Dachfenster des alten schönen Palastes der Grafen von Saurau in der Sporgasse ein aus Holz geschnitzter Türke, den krummen Säbel schwingend, hervor — ein Denkmal der Erinnerung an die vergebliche Belagerung der Stadt durch Ibrahim Pascha im Jahre 1529. Auf dem Schloß-



Die für das sechste deutsche Sängerbundesfest in Graz erbaute Festhalle.
Nach einer Zeichnung von Alois Kasimir

berge suchte im Dreißigjährigen Kriege Ferdinand III. vor den Schweden Schutz. Auch Erinnerungen an die Zeit der Gegenreformation werden in den Trümmern der alten Festung wach. Sie diente nämlich auch als Staatsgefängnis für Hochverräter und Ketzer. In ihren Kasematten schmachteten zwei Herren von Windischgrätz mit ihrer Mutter, schwedische Offiziere, später der Statthalter von Steiermark, Graf Tattenbach, und eine Gräfin Anna Katharina von Zrinyi wegen Teilnahme an einer ungarischen Verschwörung und manche andre. Auch zwei bayrische Prinzen waren einmal im spanischen Erbfolgekriege als Geiseln nach Graz auf den Schloßberg gebracht worden.

Heute ist der Schloßberg ein einziger großer Park; reizende Waldwege führen auf sein Plateau, und wer zu müde ist, zu Fuß den Berg zu besteigen, der eine herrliche Fernsicht bietet, den führt eine elektrische Seilbahn in drei Minuten bequem hinauf. Im Uhrturm, der sich auf halber Höhe des Schloßberges befindet, ist der berühmte Schauspieler Johann Franz Hieronymus Brockmann, der erste deutsche Hamlet (1776), im Jahre 1745 geboren worden. Brockmann war auch in den Jahren 1789—1791 Direktor des Wiener Burgtheaters. Von Graz, die eine Theaterstadt im besten Sinne dieses Wortes genannt werden darf — sie besitzt heute zwei große Theater, das neue, prunkvolle Stadttheater und das alte, von den Ständen einst erbaute Theater auf dem Franzensplatze —, sind überhaupt bedeutende Schauspieler und Sänger in die Welt gegangen; Martinelli, der unvergleichliche Anzengruber-Interpret, Amalie Materna, die große Wagner-Sängerin, Girardi, der berühmte Wiener Komiker, Matras, Reichenberg, Renard, die beiden Mitterwurzer und viele andre, deren Aufzählung eine lange Liste ergeben würde, haben auf der Grazer Bühne ihre ersten Schritte gemacht und ihre Schule vollendet. In Graz lebte auch einige Jahre der ehemalige König von Holland, Ludwig Bonaparte, von dem in dem lieblich gelegenen Maria Grün eine Denksäule erzählt, auf der ein Gedicht von ihm, das den stillen Waldwinkel besingt, angebracht ist. Dort weilte der unglückliche Bruder Napoleons oft und gern, und dort hat, wie es in dem Gedichte heißt, „sein schwärmender Geist seine süßeste Ruhe geträumt". Ja, wahrlich, eine Stadt der süßen Träumerei wird Graz dem, der ihre Umgebung oder ihren Stadtpark durchstreift.

Schon die Fahrt nach Graz von Obersteier herein durch das enge Murthal, das sich knapp vor der Einfahrt in die Stadt zur Murebene, die von prächtigen Bergen umgrenzt ist, ausweitet, ist reizvoll. Vom Bahnhofe herein erreicht man die Hauptstraße der Stadt, sobald man die Mur, über die mehrere schöne Brücken führen, überschritten hat. Da ist zunächst der Hauptplatz mit dem schönen Brunnen, dessen Krönung ein Erzbild des Erzherzogs Johann von Oesterreich bildet, jenes populärsten aller österreichischen Erzherzoge, der die schöne Postmeisterstochter von Aussee, spätere Gräfin Meran, zum Traualtar geführt hatte, und der im Sturmjahre 1848 Reichsverweser in Frankfurt war. Auf dem Hauptplatze steht auch das schöne neue Rathaus, dann das alte Lugeckhaus, mit Laubengängen und reicher Stuccaturverzierung. Das schönste ältere Gebäude der Stadt ist aber das Landhaus, ein Komplex von Gebäuden verschiedener Bauzeiten und Stilrichtungen. Das Hauptgebäude, dessen Front der Herrengasse zugewendet ist, ist ein italienischer Renaissancebau in den edelsten Formen. Im Hofe des Landhauses befindet sich ein Prachtbrunnen, ein Meisterwerk der Kunstgießerei des sechzehnten Jahrhunderts. Ueber ihm ist an der Mauer eine Gedenktafel angebracht, die an den Aufenthalt Johannes Keplers in Graz erinnert. Kepler war von den damals protestantischen Ständen Steiermarks 1593 an die ständische Schule, aus der sich dann später die Universität Graz entwickelte, als Professor der Mathematik berufen worden und lebte in Graz bis Oktober 1600. Die Protestantenverfolgung vertrieb ihn wie so viele andre. Neben dem Landhaus, dicht daran angebaut, steht das Landeszeughaus, dessen Portal, in deutscher Renaissance des siebzehnten Jahrhunderts ausgeführt, auffällt. Das Landeszeughaus enthält heute noch ein vollständiges Depot von Waffen des siebzehnten Jahrhunderts für eine Armee von 30000 Mann, das Heer der damaligen steirischen Stände; für Waffenliebhaber ist dieses Depot eine wahre Augenweide.



„Waldlilie" im Grazer Stadtpark
Bronzefigur von Hans Brandstetter

Im Landhaus ist auch der gemütliche, trauliche Landhauskeller untergebracht, dessen Wände Landschaftsbilder aus Untersteiermark tragen und in dem der funkelnde steirische Wein allein geschenkt wird. Freundliche Weinstuben giebt's überhaupt zahllose in der Stadt. Außer dem Landhauskeller sei da noch des Kleinescheggischen in der Herrengasse gedacht, dessen Wände Bildnisse und Sprüche steirischer Dichter zieren. Ueber Mangel an guten Tropfen wird sich in Graz kein Weintrinker beklagen können, und man merkt's, daß man in einem Weinlande ist, denn gar häufig streckt der Weingott seine Zeichen in den engsten Gassen der alten Stadt aus. Aber freilich, ein rechtes Dichterland muß auch ein Weinland sein — ein Dichterland nämlich, wo die Poesie sozusagen in der Luft liegt und über die Leute ihren milden Schimmer mit ausgießt, ob sie wollen



Phot. Würthle & Sohn, Salzburg

Hauptplatz in Graz mit dem Denkmal des Erzherzogs Johann

oder nicht. Zum gartenfrischen Charakter der Stadt paßt sich's auch trefflich, daß man überall auf bunte Mützen und jugendfrohe Gesichter trifft. Graz hat nämlich zwei Hochschulen, die schon erwähnte Universität und eine technische Hochschule; es ist also eine Studentenstadt und hat dem Charakter als solcher Ehre gemacht. Giebt es doch Leute, die es das österreichische Heidelberg genannt haben, ein Vergleich, der nicht unzutreffend ist. Es fehlen bloß die gelangweilten Engländer, die man in der Neckarstadt antrifft, und freilich auch der herrliche Schloßbau. Dafür aber halten wir den Ausblick vom Schloßberge in Graz für großartiger, und so hat denn der liebe Gott schon für Ersatz gesorgt.

Uebrigens ist der Schloßberg nicht der einzige Berg der Umgebung, der einen herrlichen Rundblick bietet. Mit ihm wetteifern der Rainerkogel, der Rosenberg, die Platte und der Ruckerlberg, alles villenreiche und waldige Kegel, die sich um die Stadt lagern. Und auch Schlösser giebt es genug in der Umgebung: das reizende Hallerschlössel auf dem Ruckerlberg, das eine Zeitlang der Wohnsitz des liederreichen Franz Schubert war, das Schloß Thal, das mitten im Walde liegt, die Ruine, das neue Schloß Gösting und nicht zu vergessen das prächtige Schloß Eggenberg am Fuße des Plawutsch und viele andre. Eine wirkliche Wohlthat für die Stadt Graz wurde die Einrichtung der elektrischen Straßenbahnen — denn kaum ein Ort weist so viele besuchenswerte Thäler auf als die Murstadt, deren Umgebung heute nach allen Seiten von solchen Bahnen erschlossen ist. Man fährt nach dem Hilmteiche, nach der Wallfahrtskirche Maria Trost, von wo der Aufstieg auf die Platte oder den Schöckel unternommen werden kann, nach Puntigam, das durch sein Bier bekannt ist, nach Wetzelsdorf und Eggenberg, nach Andritz und nach Gösting mittels dieser Bahnen, und der Grazer kann in wenigen Minuten, nachdem er sein Zimmer verlassen, mitten im Walde sitzen. Diese die Umgebung zu einem unendlichen Parke gestaltende Lage der Stadt inmitten von waldreichen Hügeln, hinter denen sich im Norden die immer höher ansteigenden Berge erheben, hat Graz zu einem Tuskulum der ruhebedürftigen Pensionäre gemacht, und man hat es mit gutmütigem Spotte wohl auch Pensionopolis genannt. Die werten alten Herren haben aber dafür, daß ihnen die Stadt so freundlichen Aufenthalt bot, dankbar sie selber in die Pflege genommen, und manche gute Anregung ist gerade durch die Herren im Ruhestande gekommen und durchgeführt worden. Der Lieblingsaufenthalt der Grazer, der Stadtpark, steht in ihrer besonderen Hut. Für Graz ist dieser Park mitten in der Stadt, in dessen Hintergrunde der reich bewaldete Schloßberg sich erhebt, das, was für den Hamburger das Alsterbassin — einfach unbezahlbar, ein Kleinod, eine gemeinsame große Freude im Sommer und Winter. Er ist kaum zu beschreiben; charakteristisch für ihn ist seine Fortsetzung durch den Schloßberg, der ihm mit seinem reichen Grün einen wirkungsvollen Hintergrund verleiht. Der Park beherbergt eine reizende Figur des steirischen Bildhauers Hans Brandstetter, die „Waldlilie“, dann ein Denkmal des Begründers des Parkes, des Altbürgermeisters Frank, das schon erwähnte Denkmal des Dichters Anastasius Grün, ferner eine Schillerbüste und endlich einen Monumentalbrunnen, denselben, der in der Wiener Weltausstellung von 1873 den Mittelpunkt des Rotundenbaues bildete.

Nicht vergessen soll werden, daß im Stadtpark auch eine Bismarck-Eiche gepflanzt ist, wie ja Graz auch einen am Ausgang der Herrengasse gelegenen Bismarckplatz hat. Daraus kann man schließen, daß in Graz nicht nur deutsch gesprochen, sondern auch deutsch gedacht wird. Es pulsiert ein frisches geistiges Leben in der Stadt, und man träumt nicht bloß, man schafft auch, so einladend zum Herumschweifen die Umgebung auch lockt. Robert Hamerling, der seine Steirer wohl kannte, hat von ihrer Hauptstadt und ihnen gesungen:

„Sei gegrüßt du meinem Psalter,
Du reizende Grazienstadt,
Du ruhst wie ein pranger Falter
Auf einem Lorbeerblatt.
Hold ruhst du auf grünenden Auen
Du Perle der Steiermark:
Voll Seele deine Frauen
Und deine Söhne voll Mark.

Fr. Buell

Litteratur

Der tirolische Volksdichter Rudolf Greinz hat unter dem Titel „Von Innsbruck nach Kufstein“ ein Prachtwerk herausgegeben, das einen vornehmen künstlerischen Schmuck durch zwölf von Eduard Grützner gezeichnete Charakterköpfe und eine große Zahl von andern Abbildungen landschaftlichen und architektonischen Inhalts nach photographischen Aufnahmen von Ludwig Stirner erhalten hat (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Mit tief aus dem Herzen quellender Begeisterung, mit gerechtem Stolz auf sein herrliches Heimatland schildert Greinz die köstlichen Reize, die sich auf der kurzen Strecke zwischen der Haupteingangspforte von Tirol bis zu dessen Hauptstadt zu beiden Seiten des Unterlaufs des Innflusses ausbreiten. Der gründliche Kenner des Landes geht an keiner Naturschönheit, an keinem Denkmal der Kunst, an keiner geschichtlichen Erinnerung achtlos vorüber. Mit fröhlichen Poetenaugen blickt er keck in diese schöne Welt, und in treuer Fürsorge gedenkt er auch der Wanderer, die nach anstrengendem Marsche auf Stätten der Labung fahnden. Was Greinz mit begeisterten Worten preist, führt uns sein Reisegefährte Stirner in vortrefflichen, künstlerisch empfundenen Naturaufnahmen vor Augen, und dazu hat noch Grützner, der Meister deutschen Humors, aus seinen Studienmappen eine Reihe prächtiger Charakterköpfe beigesteuert, deren Träger jeder Tirolwanderer noch leibhaftig kennen lernen kann. Jedem, der Tirol durch frühere Reisen kennen gelernt hat oder der sich zu einer ersten Fahrt dorthin rüstet, kann dieses prächtige Werk warm empfohlen werden: während der Reise als zuverlässiger Führer und Berater, daheim zur schönen Erinnerung an die geschauten Herrlichkeiten.

— Die Meister des deutschen Briefstils führen in einer sorgfältig zusammengestellten Auswahl Dr. Theodor Klaiber und Professor Dr. Otto Lyon vor Augen (Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing). Nachdem die Anfänge des Briefverkehrs in deutscher Sprache kurz geschildert worden, wird das 17. Jahrhundert näher charakterisiert, namentlich durch die humorvolle „Liselotte“, Elisabeth Charlotte von der Pfalz, die den Herzog Philipp von Orleans, Bruder Ludwigs XIV., heiratete und so ergötzliche Bilder vom Leben am französischen Hofe entwarf. Aus dem 18. Jahrhundert werden zunächst Gellert, Rabener, Klopstock, Wieland und Schubart angeführt, und mit Herder, Lessing, Schiller und Goethe folgt das klassische Zeitalter des deutschen Briefes. In dieselbe Epoche fällt, nicht weniger anziehend, der Frauenbrief des 18. Jahrhunderts. Das folgende Centennium bringt die Beispiele aus der Romantik, der Zeit der Befreiungskriege, aus den Tagen des „jungen Deutschland“ und dem Briefwechsel der politischen Dichter, woran sich die Nachklassiker und die Begründer des Realismus, endlich die bedeutenden Männer der neueren Zeit anschließen. Es sind in buntem Wechsel Gelehrte, Künstler, Dichter, Techniker, Staatsmänner. Unter letzteren fehlt natürlich nicht Bismarck, einer der größten Stilisten aller Zeiten, und in seinem Gefolge sehen wir Moltke, der wie den Degen so die Feder elegant zu führen wußte.

— Eugen Kilian, der Regisseur und Dramaturg des Karlsruher Hoftheaters, hat Goethes „Götz von Berlichingen“ nach der Originalausgabe von 1773 für die Bühnenaufführung eingerichtet und diese Bearbeitung in der Schulzeschen Hofbuchhandlung (A. Schwartz) zu Oldenburg erscheinen lassen. Die bisherigen Versuche, bei der Aufführung des Götz wenigstens in einer Reihe von Einzelheiten auf die alte Dichtung zurückzugreifen, blieben mehr oder minder auf halbem Wege stehen und ließen durch die Verschmelzung der Ausgaben von 1773 und 1804 vor allem die Einheit des künstlerischen Stiles vermissen. Das Unternehmen Otto Devrients, den ersten Entwurf von 1771 zur Aufführung zu bringen, war ein interessanter litterarischer Versuch, dem aber kein dauerndes Leben beschieden sein konnte, da er statt der künstlerisch ausgereiften Fassung von 1773 die geniale, aber unfertige Skizze auf die Bühne stellte. In der Einrichtung Kilians, die den Aufführungen des Werkes am Hoftheater in Karlsruhe zu Grunde liegt, wird zum ersten Male der Versuch unternommen, unter völliger Preisgabe der Goetheschen Theaterbearbeitung von 1804 zum Götz von 1773 zurückzukehren und das Stück somit in der Form vorzuführen, in der es bei seinen ersten Darstellungen unter Koch und Schröder im Jahre 1774 vor die Zeitgenossen des Dichters trat. Das Buch giebt auch die vollständige Inscenierung des Stückes und umfassende Anweisungen für die Darstellung.

— Die rasch zu großer Beliebtheit gelangte Romansammlung „Deva“, die mit eleganter Ausstattung einen ungewöhnlich wohlfeilen Preis verbindet, bietet eine neue Folge von Werken fesselnder Erzählungskunst dar (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). In einem Bande sind vereinigt die Novellen „Madame Sourdis“ und „Nantas“, worin Emile Zola, der berühmte Romandichter, sich auch als einen Meister der knappen, fein zugespitzten und doch seelisch vertieften Erzählung bewährt. Schon der zweiten Auflage erfreuen sich einige Erzeugnisse unsrer deutschen Litteratur. In ihrem Roman „Ich“ wendet sich Ida Boy-Ed, unter den modernen Dichterinnen eine der bedeutendsten, gegen den naturalistischen Zug der Zeit; doch stellt sie den unschönen Auswüchsen des Egoismus auch freundliche und liebenswürdig anheimelnde Bilder gegenüber. Aus dem Leben der Gegenwart schöpft auch Paul von Szczepanski seine Stoffe. Der Band „Neu-Berlin“ vereinigt sieben Erzählungen, in denen das Getriebe der jüngsten, immer erstaunlicher anwachsenden Weltstadt in markanten Zügen wirkungsvoll geschildert wird, und auf berlinischem Boden spielt im Hauptteile der Handlung auch der Roman „Die Falzgräfin“. Die Heldin ist ein Mädchen aus dem Volke, das sich zu hoher gesellschaftlicher Stellung aufschwingt, doch nicht ohne Opfer, denen es wohl im stillen trotz allen Glanzes nachklagt. Von glücklicher Beobachtung und Wiedergabe zeugen die Schilderungen aus dem berlinischen Volksleben.

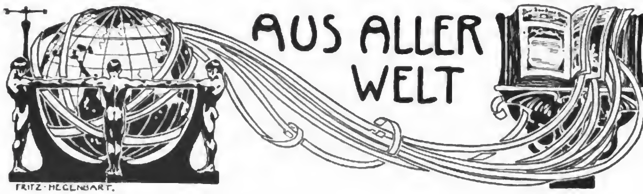
— Die im Verlage von Robert Lutz in Stuttgart erscheinende Memoirenbibliothek ist kürzlich durch ein Werk bereichert worden, das einen interessanten Beitrag zur Geschichte des türkisch-russischen Krieges von 1877/78 liefert. Ein australischer Arzt, Dr. med. Ryan, schildert darin unter dem Titel „Unter dem roten Halbmond“, dem Zeichen, das die Türken an die Stelle des roten Kreuzes der Genfer Konvention gesetzt haben, seine Erlebnisse als Arzt und Mitkämpfer. Denn die eigentümlichen Dienstverhältnisse der ottomanischen Armee gestatteten es, daß auch Aerzte, wenn sie nicht gerade durch ihren Beruf in Anspruch genommen wurden, mit dem Säbel in der Faust an den Kämpfen teilnehmen durften. Was der Verfasser zu erzählen weiß, dürfte durchweg das Interesse des Lesers erregen, der bald zu der Ueberzeugung gelangen wird, daß er einem ebenso scharfen wie unbefangenen Beobachter zuhört. Das Wertvollste dieser Erinnerungen besteht aber in der fesselnden Charakteristik einzelner türkischer Heerführer, wie z. B. Ghazi Osman Pascha, zu dem Dr. Ryan in nähere Beziehungen getreten war, und in der gerechten Würdigung der türkischen Soldaten, deren Todesverachtung, Genügsamkeit und Nüchternheit allerdings die höchste Bewunderung verdienen. — Zugleich hat dieselbe Bibliothek mit der Veröffentlichung der „Memoiren aus der Zeit der französischen Revolution und des ersten Kaiserreichs“ von General de Thiébault begonnen, die Major a. D. F. Mangold in drei Bänden bearbeitet hat. General Thiébault, der als Sohn eines Lehrers an der Kriegsschule in Berlin dort 1769 geboren worden ist, hat noch interessante Erinnerungen an Friedrich den Großen bewahrt, die in den Eingangskapiteln des ersten Bandes niedergelegt sind. Von Interesse sind auch die Schilderungen von Paris vor und während der Revolution und der militärischen Zustände der Revolutionsarmee. Der erste Band schließt mit den Erinnerungen des Verfassers aus dem Feldzuge in Oberitalien unter Bonaparte (1797). Wenn die bekannten geschichtlichen Vorgänge durch diese Denkwürdigkeiten auch nicht in ein neues Licht gerückt werden, so liefert General Thiébault doch manchen interessanten Beitrag zur Charakteristik der leitenden Personen, und er weiß auch manche fesselnde Einzelheit beizubringen, die das Gesamtbild dieser denkwürdigen Epoche lebensvoller gestaltet.

— Kein Gebiet unsrer Unterhaltungslitteratur wird gegenwärtig mit so geringem Erfolg bearbeitet als das humoristische. Um so dankbarer werden die Leser für die wenigen Blüten sein, die diesem unfruchtbaren Felde entsprießen. Zu ihnen gehören die Militärhumoresken, die unser geschätzter Mitarbeiter Freiherr von Schlicht unter dem Titel „Zurück, Marsch, Marsch!“ zu einem gefälligen Strauße zusammengeflochten hat (Stuttgart, A. Bonz & Co.). Man hat überall die Empfindung, daß der Verfasser die Kreise, die er schildert, aus langjähriger Beobachtung gründlich kennt, und namentlich der militärische Leser wird ihm für den Takt dankbar sein, mit dem er hie und da aus der Schule plaudert. M. Ledeli hat das schmucke Bändchen hübsch illustriert.

— Von seinem trefflichen „Thüringer Wanderbuch“ bietet August Trinius den achten und letzten Band dar (Bruns' Verlag, Minden i. W.). Sechzehn Jahre sind über das Erscheinen des Werkes hingegangen, und nun es vollendet vorliegt, ist es möglich, einen Ueberblick über seine gewaltige Stofffülle zu gewinnen. Das Thüringer Land mit all seinen Schönheiten und seiner herzerhebenden Pracht, seine Geschichte und Sage thun sich in diesen Wanderbüchern vor unsern Augen auf. Aber Trinius wollte noch ein andres, Höheres: die Liebe zur Heimat stärken, das Nationalgefühl heben, die Anhänglichkeit an die vaterländische Scholle kräftigen. Aufgaben, die der Autor glücklich gelöst hat. In seiner äußeren und inneren Erscheinung schließt sich dieser achte Band innig an seine Vorgänger an. Die Kapitelüberschriften lassen den Inhalt erkennen: Bismarcks erste Feuersäule — Von Blankenburg zum Rennstieg — Neuhaus und Igelshieb — Im Lande der Schaumberger — Neustadt a. d. Haide — Sonneberg und Umgebung — Neuhaus — Lauscha — Spechtsbrunn — Bad Lobenstein — Ueber Wurzach ins Sormitzthal — Von Leutenberg zur Saale u. s. w. Jeder der acht Bände bildet übrigens ein abgeschlossenes Ganzes und ist einzeln käuflich. — Von demselben Autor erschien in dem gleichen Verlage die Novellensammlung „Vom Thüringer Walde“. Der Band enthält zehn harmlos-heitere Geschichten, die, ohne Anspruch auf litterarische Bedeutung, doch gefällig unterhalten.

— In der neuen französischen Litteratur haben sich die Brüder Paul und Victor Margueritte, die Söhne des in der Schlacht von Sedan bei der berühmten Kavallerieattacke gefallenen Reitergenerals Margueritte, durch Romane, die sie teils einzeln, teils in gemeinschaftlicher Arbeit verfaßt haben, schnell einen geachteten Namen errungen. Ihr bedeutendstes gemeinsames Werk ist eine umfangreiche Schilderung des deutsch-französischen Krieges in Romanform, die vier Abteilungen umfaßt, von denen drei bereits erschienen und nicht bloß in Frankreich, sondern auch in Deutschland berechtigtes Aufsehen erregt haben. Jetzt liegt die erste Abteilung, „Der Unstern“ (Le désastre) auch in deutscher Uebersetzung vor (zwei Bände, Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger). Die Lektüre dieses Romans ist allen zu empfehlen, die sich über die Stimmung orientieren wollen, die in den militärischen Kreisen Frankreichs unmittelbar vor dem Kriege und in den ersten Monaten seiner Dauer wirklich geherrscht hat. Der erste Roman des Cyklus schildert die Ereignisse bis zum Falle von Metz, offenbar nach mündlichen und schriftlichen Berichten von Augenzeugen, die die Verfasser als zuverlässig erachtet haben. Daß sie urteilsfähig sind, ergiebt sich daraus, daß beide militärische Erziehung genossen haben. Victor Margueritte war bis 1896 Offizier, und Paul hat eine Militärschule besucht und ist später mehrere Jahre Beamter im Unterrichtsministerium gewesen. Trotz des sichtlichen Bemühens, eine möglichst sachgemäße und objektive Schilderung zu geben, ist es bemerkenswert, daß die Brüder fest an den Verrat Bazaines glauben. Anerkannt muß übrigens werden, daß sie auch bestrebt sind, der Tüchtigkeit der Gegner Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Die übrigens gewandte und fließende Uebersetzung wird dazu beitragen, diesem Romancyklus auch im deutschen Publikum die Beachtung zu gewinnen, die er nicht bloß wegen seines hohen stofflichen Interesses, sondern auch wegen seines dichterischen Wertes verdient.

— Seinen packenden Schlachtengemälden fügt Karl Bleibtreu mit „Le Mans“ ein neues hinzu (Stuttgart, Carl Krabbe). Mit greifbarer Deutlichkeit zeichnet er die merkwürdigen Winterschlachten und wägt wieder unparteiisch die beiderseitigen Leistungen ab. Die unglückliche II. Loire-Armee zeigt sich hier in ziemlich günstigem Lichte, die Energie Chanzys und seines Unterführers Jauréguiberry wird gebührend beleuchtet, aber die deutsche Kraft tritt überwältigend hervor. Besonders die Brandenburger werden mit diesem Ruhmeskranz zufrieden sein, den Bleibtreu ihnen flicht. Aber auch die Westfalen und Hannoveraner, die Holsteiner und Hanseaten, die Mecklenburger und Thüringer Corps werden nach Verdienst gewürdigt. Chr. Speyer hat als Illustrator seine schwierige Aufgabe wieder glücklich gelöst.



Zeitgeschichte

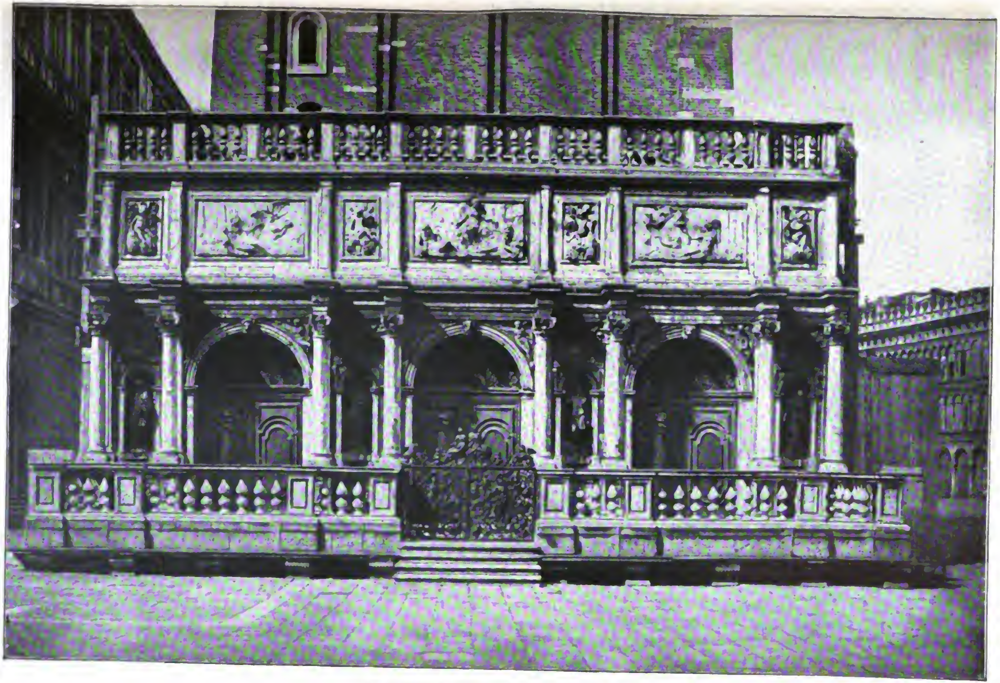
Die traurige Kunde von dem am Vormittag des 14. Juli um halb zehn Uhr erfolgten Einsturz des Campanile oder Glockenturmes der Markuskirche in Venedig hat überall die lebhafteste Teilnahme wachgerufen. Um so bedauerlicher ist das Unglück, als auch die von Jacopo Sansovino angebaute Loggetta und die anstoßende Ecke des königlichen Palastes (Neue Prokurazien) mit zerstört wurden; wo bisher der herrliche Bau des 98,6 Meter hohen und 12,8 Meter breiten Turmes sich erhob, da bedeckt jetzt ein etwa 30 Meter hoher Stein- und Trümmerhaufen die Stätte. Die Vorgeschichte des Baues reichte bis ins neunte Jahrhundert; 888 begonnen, erhielt er erst gegen Ende des zwölften Jahrhunderts seine volle Höhe, wurde aber später noch mehrfach umgebaut. Er verjüngte sich bis zur „Cella" (53 Meter) um 1 Meter; seine Besteigung war durchaus unbeschwerlich, da keine Treppe, sondern ein an jeder der 38 Wendungen sich um eine Stufe erhöhender bequemer Gang bis zur Galerie, wo die Glocken hingen, emporführte. Die mitzerstörte Loggetta vor der Ostseite des Turmes war eine zierlich dekorative marmorne Säulenhalle, eine der edelsten Schöpfungen der venezianischen Renaissance, die Jacopo Sansovino 1540 erbaut hatte. Ihre Nischen enthielten Bronzestatuen der Friedensgöttin, des Merkur, des Apollo und der Minerva. Allegorien der Macht und Weisheit Venedigs, Werke Sansovinos; der Unterbau war mit Marmorreliefs von Girolamo da Ferrara geschmückt, und das Innere barg eine liebliche Terrakotta-Madonna mit dem Jesus- und dem Johanneskind, gleichfalls von Sansovinos Hand. Von prächtiger Arbeit waren die durchbrochenen Erzthüren (Portelli) mit reichem figürlichem Schmuck, die den Aufgang zur Brüstung abschlossen; sie hatte Antonio Gai 1750 gegossen. Diese herrlichen Bronzegitter sind glücklicherweise bei der Katastrophe fast unbeschädigt geblieben. Der durch den Turmeinsturz geschädigte Teil des jetzigen Königspalastes, der bei Anwesenheit der königlichen Familie dieser als Residenz dient, ist jener Teil der Neuen Prokurazien, der zunächst an Jacopo Sansovinos Meisterwerk, die Libreria vecchia, stößt; es ist das ehemalige Bibliothekgebäude, das jetzt gleichfalls zum königlichen Palast gehört. Es darf wohl daran erinnert werden, daß schon jenem berühmten Architekten und Bildhauer das Mißgeschick widerfuhr, daß ihm im Jahre 1545 ein Teil der Libreria einstürzte, wofür er gefänglich eingezogen wurde. Durch den Turmeinsturz ist der Bibliotheksaal des königlichen Palastes gegen den Markusplatz auf 10 Meter zerstört worden.

— Ein seit geraumer Zeit bereits erwartetes Ereignis ist eingetreten: der greise englische Premierminister Marquis of Salisbury hat sein Amt niedergelegt. In dem Ministerium Salisbury, das mit dem Rücktritt des Premiers nicht zu bestehen aufgehört hat, übernahm jedoch nicht, wie vielfach erwartet wurde, der Kolonialminister Chamberlain den Vorsitz, sondern Balfour, der Neffe Salisburys. James Arthur Balfour wurde am 25. Juli 1848 als der älteste Sohn eines schottischen Großgrundbesitzers und einer Schwester des Lord Salisbury zu Haddington in Schottland geboren, ist also mit seinen 54 Jahren ein für englische Verhältnisse noch junger Staatsmann. Er studierte in Eton und Cambridge und ließ sich 1874 ins Unterhaus wählen. 1878 machte ihn der Oheim Salisbury zu seinem Privatsekretär und nahm ihn mit zum Berliner Kongreß, wo er die ersten Einblicke in das Getriebe der auswärtigen Politik that. Als 1885 die konservative Partei wieder ans Ruder kam, wurde Balfour Kabinettsminister, nämlich Präsident des Lokalverwaltungsamtes, 1887 Generalsekretär für Irland, 1891 und 1895 erster Lord des Schatzes und Führer des Unterhauses. Für letztere Stellung war er durch seine Schlagfertigkeit und Beredsamkeit in ungewöhnlichem Maß befähigt. Der neue Premier ist geistig ein hervorragender Mann, dessen philosophisch-theologische Schriften auch in politischen und gesellschaftlichen Kreisen Aufmerksamkeit erregten.

— Zum preußischen Minister für öffentliche Arbeiten ist an Stelle des ausgeschiedenen Ministers



Gesamtansicht des Campanile mit der Loggetta in Venedig. (Links von der Piazzetta die Libreria vecchia, rechts ein Teil des Dogenpalastes)



Die Loggetta von Jacopo Sansovino in Venedig



Friedensgöttin.
Bronzefigur von der Loggetta in Venedig

von Thielen der Generalmajor a. D. **Hermann Budde** ernannt worden, seit Januar 1901 Generaldirektor der „Deutschen Waffen- und Munitionsfabriken“. Am 15. November 1852 in Bensberg geboren, erhielt er seine Erziehung im dortigen Kadettenhause und wurde 1869 zum Unterleutnant im 1. hessischen Infanterieregiment Nr. 81 ernannt. Als solcher machte er den ersten Teil des französischen Krieges mit, zeichnete sich bei der Einschließung von Metz und in der Schlacht von Noisseville aus und wurde hier am 1. September durch einen Schuß in die Brust schwer verwundet. Das Eiserne Kreuz wurde ihm für seine Tapferkeit zu teil. Schon auf der Kriegsakademie wandte er sich mit Vorliebe Eisenbahnstudien zu; sein Schlußvortrag, der von der „militärischen Ausnutzung der Eisenbahnen im Kriege 1870/71“ handelte, fand so große Anerkennung, daß sein Lehrer, General Blume, den Vortrag dem Feldmarschall Grafen Moltke überreichte. Ein Jahr darauf, 1877, gab der junge Offizier eine vielbeachtete Schrift über „die französischen Eisenbahnen im Kriege 1870/71 und ihre seitherige Entwicklung in militärischer Hinsicht“ heraus; Moltke überreichte dafür dem Verfasser, der inzwischen zur Eisenbahnabteilung des Großen Generalstabs kommandiert war, persönlich den Roten Adlerorden 4. Klasse. Den größten Teil seiner militärischen Laufbahn hat Budde beim Generalstab zugebracht, dann kehrte er für kurze Zeit in die Front zurück, zunächst als Bataillonskommandeur im 3. oberschlesischen Infanterieregiment Nr. 62 in Kosel, dann als etatsmäßiger Stabsoffizier im Grenadierregiment Kronprinz Friedrich Wilhelm (2. Schlesisches) Nr. 11 in Breslau; im September 1895 wurde er wieder in den Großen Generalstab versetzt und wenige Monate darauf zum Chef der Eisenbahnabteilung ernannt. In dieser Stellung ist er bis zu seinem Ausscheiden aus dem Heeresdienst, Anfangs Januar 1901, verblieben. Von dieser ganzen im Generalstab zugebrachten Zeit fallen vierzehn Jahre auf den Dienst in der Eisenbahnverwaltung.



Minerva.
Bronzefigur von der Loggetta in Venedig



Bronzegitter der Loggetta in Venedig. Von Antonio Gai, 1750

Denkmäler

Der Marmorblock für das **Moltke-Denkmal in Berlin** ist aus den Brüchen der Tiroler Marmor- und Porphyrgesellschaft (Fritz Zeller & Comp.) gewonnen worden, und zwar liegt die Bruchstelle im Laaser Gebirgsstocke, einem Teile der Ortler Alpen, 2150 Meter über dem Adriatischen Meere. Der Block wurde aus einer sogenannten Bank genommen, d. h. einem kompakten Marmorkörper, der auf einmal in einem Stück losgehoben wird. Aus solcher Bank ward ein Stück von 6 Metern Länge, 2,50 Metern Tiefe und gleicher Dicke abgeritzt, auf Schleifbäume gehoben und mittels Tauen abwärts befördert, wozu 22 Arbeiter benötigt waren. Nur eine kurze Strecke von geringer Neigung dienten Ochsen als Vorspann. Im Thale übernahmen die Punktierer den Block, um



Phot. Alfieri & Lacroix, Mailand

Der Campanile von San Marco nach dem Einsturz

ihn nach dem Modell genau auszumessen und das überflüssige Material abzuritzen und abzubossieren. Es blieben jedoch noch 80000 Kilogramm zur Weiterbeförderung übrig. Mit der Ausführung der Moltke-Statue ist bekanntlich Professor Joseph Uphues betraut.

— Auf dem Platze vor dem Stadttheater in Straßburg ist ein herrlicher Monumentalbrunnen enthüllt worden, eine Schöpfung des in Florenz lebenden Bildhauers Professor Adolf Hildebrand. Auf einer von einer Balustrade umgebenen Terrasse, zu der von drei Seiten Stufen emporführen, ruht das kleeblattförmige Brunnenbecken, in dessen Mitte auf wuchtigem Sockel die Figur des Rheines steht. Keinen greisenhaften Vater Rhein hat der Künstler geschaffen, auch keinen theatralisch posierenden Flußgott, vielmehr einen humorvollen Wassergeist mit fröhlichem Gesicht, triefendem Haar und kurzem Bart. Als ob ihm der feste Boden ein ungewohntes Element wäre, stützt er sich auf einen Schifferhaken, mit der Rechten einen Fisch darbietend. Das aus ganz groß behandelten, am Fuß des Sockels angebrachten Fischmäulern sprudelnde Wasser fällt über den Rand des vorderen Brunnenbeckens über Stufen in ein etwa 20 Meter langes Bassin. Als Hintergrund dient dem Kunstwerk die breite Freitreppe und der von ionischen Säulen getragene Vorbau des Stadttheaters.



Phot. Fradelle & Young, London

James Arthur Balfour,
der neue englische Ministerpräsident

Heer und Flotte

Admiral Büchsel, der neuernannte Chef des Admiralstabes der deutschen Marine, ist am 12. April 1848 in Stralsund geboren und trat 1865 als Kadett in die Kaiserliche Marine ein. Am 22. September 1869 zum Unterleutnant zur See befördert, rückte er unter abwechslungsreichen Kommandos 1871 zum Leutnant zur See, 1875 zum Kapitänleutnant, 1882 zum Korvettenkapitän und 1889 zum Kapitän zur See auf. In dieser Charge war er 1889/90 Kommandeur der zweiten Matrosendivision und 1890 bis 1894 Vorstand der militärischen Abteilung im Reichsmarineamt, um im Jahre 1895 die zweite Marine-Inspektion zu übernehmen. Er kehrte jedoch bald ins Reichsmarineamt zurück als Direktor des Marinedepartements, dessen Verwaltung er, 1898 zum Contreadmiral, 1901 zum Vizeadmiral befördert, bis jetzt inne hatte.

— Das neue Lotsenhaus im Hamburger Hafen ist zu dem Zwecke errichtet worden, daß von der Kuhwärder Spitze aus die anlangenden Schiffe mit Hafenlotsen besetzt werden können, was sich vom Elblotsenwachtschiff nicht bewerkstelligen ließ. Im Lotsenhaus befinden sich die Bureaux des Hafenmeisters und seiner Gehilfen, außerdem Schlaf- und Wohnräume für die Lotsen, die hier einen zehn- bis vierzehnstündigen Dienst haben. Auch die Mannschaften des Lotsenwachtschiffes haben hier ihre Unterkunftsräume. Seitwärts auf



Phot. Ast & Feder, Liegnitz

Benjamin Bilse †



Der Transport des Marmorblocks für das Moltke-Denkmal in Berlin

der Abbildung gewahren wir die Docks von Blohm & Voß, wo sich augenblicklich der Schnelldampfer „Kaiser Friedrich“ befindet, der als Ersatz für die von einem Unfall betroffene „Deutschland“ für die Fahrten Hamburg-Amerika hergerichtet wird.

— Auf der Kaiserlichen Werft in Kiel ist das Küstenpanzerschiff „Frithjof“, das verlängert werden soll, im Dock um 8,4 Meter auseinander gezogen worden, welche Arbeit infolge der vorzüglichen Vorbereitungen in 21 Minuten beendet war. Vor „Frithjof“ sind auf der Kieler Werft „Hagen“ (1899) und „Heimdall“ (1901) verlängert worden.



Robert Byr (Karl Robert von Bayer) †

Bildende Kunst

Der am 9. Juli in Homburg vor der Höhe verstorbene **Markus Antokolski** war der hervorragendste russische Bildhauer der Gegenwart. Im Jahre 1848 in Wilna geboren, hat er zwar die Kunstakademie in Petersburg besucht, sich aber im Gegensatz zu der dort herrschenden klassizistischen Richtung nach der Natur gebildet. Seine Erstlingswerke (kleine in Holz und Elfenbein geschnitzte Genrefiguren) erregten bereits durch die ungewöhnliche Kühnheit der realistischen Darstellung großes Aufsehen, mehr aber noch seine erste größere Arbeit, die sitzende Figur Iwans des Schrecklichen (1871), die durch die leidenschaftliche Energie der Charakteristik einen tiefen Eindruck machte. Eine noch lebhaftere Bewegung rief die drei Jahre später entstandene Figur des gefesselten Christus vor dem Volke hervor (s. die Abb. S. 122), weil es bis dahin niemand gewagt hatte, die Gestalt des göttlichen Dulders in solcher Menschlichkeit darzustellen. Dieselben Vorzüge tief eindringender Charakteristik zeichnen auch seine Statuen des sterbenden Sokrates und Spinozas, die Reiterstandbilder Jaroslaws des Weisen und Iwans III. auf der Alexanderbrücke in St. Petersburg und seine zahlreichen Büsten aus, unter denen die kolossale Peters des Großen durch die Monumentalität der Auffassung besonders hervortritt. Im Jahre 1880 siedelte Antokolski nach Paris über, wo er bis kurz vor seinem Tode blieb und eine reiche Thätigkeit, besonders als Porträtbildner und auf dem Gebiete der Grabplastik entfaltete. Daß der unerschrockene Realist auch die zartesten Mädchengestalten in wahrhaft idealer Schönheit zu bilden wußte, beweist die rührende Gestalt der „Pax“, des Friedens (s. d. Kunstbeilage), die ihn mit zweiundzwanzig andern Werken auf der letzten Pariser Weltausstellung vertrat, auf der er mit der Ehrenmedaille ausgezeichnet wurde. Wir haben in dieser Gestalt wohl eine blinde Christin zu erkennen, die ihren zum Märtyrertode im Kolosseum verurteilten Glaubensgenossen mit der Palme den Weg zum ewigen Frieden weist.

Totenschau

Der am 13. Juli in seiner Heimat Liegnitz verstorbene Hofmusikdirektor **Benjamin Bilse** war lange Jahre hindurch der beliebteste Kapellmeister Berlins. Am 17. August 1816 als armer Leute Kind in Liegnitz geboren, kam er mit 14 Jahren zu dem dortigen Stadtpfeifer in die Lehre. Eine Reihe von Jahren spielte er bei Tanzmusiken, Hochzeiten und Jahrmärkten auf, dann aber nahm er seine Geige unter den Arm und machte sich auf, um sich draußen in der weiten Welt zum Künstler auszubilden. In Wien genoß er den Unterricht von Professor Böhm, bis ihn Johann Strauß (Vater) als ersten Geiger in sein berühmtes Orchester aufnahm. Im Jahre 1842 wählten ihn die Stadtväter von Liegnitz zum Leiter der städtischen Kapelle, und in dieser bildete sich Bilse nun in fünfundzwanzigjähriger künstlerischer Thätigkeit ein Orchester heran, mit dem er es wagen konnte, Kunstreisen zu unternehmen. Der dabei erzielte Erfolg veranlaßte ihn, im Dezember 1867 mit seiner Künstlerschar nach Berlin überzusiedeln und hier in dem nun auch verschwundenen Konzert-



Mit Genehm. von J. C. Schaarwächter, Hofphot., Berlin

Admiral Büchsel, der neuernannte Chef des deutschen Admiralstabs

haus in der Leipzigerstraße ständige Konzerte zu veranstalten. Was Bilse damals für das Berliner Musikleben bedeutete, ist noch in bester Erinnerung. Er war kein genialer, aber ein sehr gewissenhafter Konzertleiter und verstand seine Künstlerschar auf eine solche Höhe zu bringen, daß ihm sowohl in Berlin wie auf seinen großen Konzertreisen in Deutschland, Rußland, Frankreich u. s. w. gerechte Anerkennung zu teil wurde. Seine Musikaufführungen zeichneten sich stets durch gediegene Ausführung, gewählte und vielseitige Programme aus. Im Jahre 1885 legte Bilse den Taktstock nieder und kehrte nach seiner Vaterstadt zurück, um dort in stiller Ruhe sein Alter zu verleben, das leider durch schwere Krankheit getrübt wurde.

— Der unter dem Namen Robert Byr als Schriftsteller bekannte Rittmeister Karl Robert von Bayer verstarb nach längerem Leiden am 30. Juni im Militärkurhaus zu Baden bei Wien. Der früher vielgelesene Autor war am 15. April 1836 in Bregenz geboren. Aus der Militärakademie in Wiener-Neustadt trat er 1852 als Leutnant in die Armee. Während des italienischen Feldzuges war er als Rittmeister dem Generalstab zugeteilt. Schon als junger Reiteroffizier hatte er sich als Schriftsteller versucht und wandte sich nun nach dem Friedensschluß mit ernstem Streben der Litteratur zu. Sein erstes größeres Werk waren die 1860 erschienenen „Kantonnierungsbilder"; zwei Jahre später schied er aus dem aktiven Dienste und siedelte nach seinem Geburtsorte Bregenz über. Byr versuchte sich einigemal auf dramatischem Gebiete, ohne jedoch rechten Erfolg zu erzielen; seine Romane dagegen fanden



Phot. J. Bieber, Berlin.

Generalmajor Hermann Budde, der neue preussische Minister für öffentliche Arbeiten



Der Marmorblock für das Moltke-Denkmal in Berlin

vielen Beifall und machten ihn zu einem beliebten Unterhaltungsschriftsteller. Wir nennen aus der langen Reihe seiner belletristischen Arbeiten die Romane: „Lydia“, „Rutschepeter“, „Sesam“, „Waldidyll“, „Der Weg zum Glück“, „Wozu?“ (sämtlich bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erschienen) und seine letzten Werke: „Waisenmädchenhaar“, „Aquarelle“, „Sternschnuppen“ und „Der Eisenwurm“. In der Schrift „Die Antwort Alfred Meißners“ nahm Robert Byr den Dichter, der sein Schwager war, nach seinem tragischen Ende mit Wärme gegen die Angriffe Franz Hedrichs in Schutz.



Christus vor dem Volke. Von Markus Antokolski

•

Militärschriftsteller Perikles v. Malingo, Herausgeber des „Armeeblattes“, 47 J., Wien. — Admiral Magnaghi, Chefkommandant des Marinedepots in Spezia, † 20. Juni. — Geh. Medizinalrat Dr. Otto Siedamgrotzky, Professor an der tierärztl. Hochschule zu Dresden, Autorität auf dem Gebiet der Seuchenlehre, 62 J., † 20. Juni, Wiesbaden. — Sidonie Turba, einst gefeiertes Mitglied des Kasseler Hoftheaters, 79 J., † 23. Juni, Kassel. — Bildhauer Professor Fr. Wilh. Engelhard, 88 J., † 23. Juni, Hannover. — Oberhofprediger Prälat Adolf von Bilfinger, 56 J., † 25. Juni, Stuttgart. — Friedrich Schwemer, vormals Oberregisseur der verein. Frankfurter Stadttheater, 84 J., † 25. Juni, Frankfurt a. M. — Hans Reimarus, Mitinhaber der alten Nicolaischen Buchhandlung in Berlin, 59 J., † Luzern. — Hofbesitzer Peter Otzen, Führer der nat.-deutschen Partei in Angeln während der dänischen Herrschaft, 74 J., † 25. Juni, Löstrup. — Generalmajor Nirrnheim, Kommandeur der 21. Feldartilleriebrigade in Frankfurt a. M., † 27. Juni, Wetzlar. — Strombaudirektor Baurat Schoetensack, verdienstv. Mitarbeiter an der großen Weichselregulierung, 59 J., † 27. Juni, Danzig. — William Lidderdale, vormals Direktor der Bank von England, 69 J., † 28. Juni, London. — Feldmarschalleutnant Johann von Bordolo-Boreo, 65 J., † 28. Juni, Wien. — Generalmajor Otto Kleemann, vormals Direktor der Bayrischen Kriegsakademie, auch als Militärschriftsteller geschätzt, 80 J., † 29. Juni, München. — Dr. Joseph Durdik, Professor der Philosophie an der deutschen Universität Prag, bekannt als philosophischer Schriftsteller, 64 J., † 30. Juni, Prag. — Marc Micheli, bed. Botaniker, 58 J., † Jussy bei Genf. — Dr. Wilhelm Kienzl, vormals Bürgermeister von Graz (Vater des Komponisten), 75 J., † 1. Juli, Graz. — Landgerichtspräsident Geh. Oberjustizrat Karl Lützeler, 74 J., † 2. Juli, Köln. — Freiherr Rudolf v. Buol-Berenberg, 1895—1898 Präsident des deutschen Reichstags, 60 J., † 3. Juli, Baden-Baden. — Prof. Dr. Kießelbach, bek. Ohrenarzt, 63 J., † 4. Juli, Erlangen. — Prof. Hervé Auguste Faye, ber. Astronom, 88 J., † 4. Juli, Paris. — Reichsratsabgeordneter Dr. Josef Suppan, Führer der Deutschen in Krain, 74 J., † 5. Juli, Laibach. — Landschaftsmaler Ernst Kielwein, 38 J., † 5. Juli, Stuttgart. — Generalmajor a. D. Mertens, Ritter des Eisernen Kreuzes I. Klasse, zuletzt Kommandeur des Westfäl. Feldartillerieregim. Nr. 27, 78 J., † 6. Juli, Celle. — Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Richard Förster, bed. Augenarzt und Direktor der Universitäts-Augenklinik, 77 J., † 7. Juli Breslau. — Ignaz Seelos, geschätzter Landschafter, Genre- und Blumenmaler, 75 J., † 7. Juli, Wien. — Das älteste Mitglied der souveränen Fürstenhäuser Europas, die verwitw. Herzogin Friederike von Anhalt-Bernburg, eine geborene Prinzessin zu Schleswig-Holstein-



Das neue Lotsenhaus im Hamburger Hafen

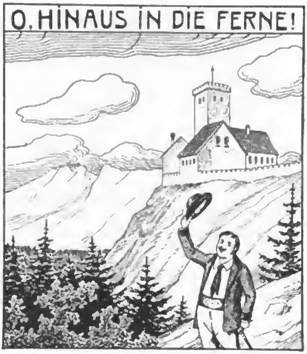
Sonderburg-Glücksburg und Schwester des Königs von Dänemark, 91 J., † 10. Juli, Alexisbad im Harz. — Kardinal Dr. Lorenz Schlauch, Bischof von Großwardein, 78 J., † Budapest. — Hofrat Dr. Julius v. Ficker, pensionierter Universitätsprofessor, hervorragender Geschichtschreiber und Jurist, 76 J., † 10. Juli, Innsbruck. — Prof. Dr. Max Keuffer, Stadtbibliothekar und Archivar in Trier, 46 J., † 10. Juli, Trier. — Frau Anna v. Bennigsen, geb. v. Reden, die Gattin Rudolfs v. Bennigsen, 69 J., † 12. Juli in Bennigsen. — Hofrat Emanuel Herrmann, Professor der Nationalökonomie an der Wiener Technischen Hochschule, der Erfinder der Postkarte, † 15. Juli, Wien. — Senator Antonio Mordini, der in den Kämpfen für die Einheit Italiens eine hervorragende Rolle gespielt hat, 1869 Ackerbauminister, 83 J., † 14. Juli, Bad Montecatini. — Landschaftsmaler Georg Genschow, 74 J., † 15. Juli, Düsseldorf. — Professor Heinrich Hofmann, der durch mehrere Opern, Kammermusik- und Chorwerke bekannte Berliner Tondichter, 60 J., † 16. Juli, Großtabarz. — Dr. Leopold Ordenstein, geschätzter Arzt in Paris und eines der beliebtesten Mitglieder der deutschen Kolonie, 67 J., † infolge eines Mordanfalls 16. Juli, Paris. — Der württembergische Generalmajor a. D. Ferdinand v. Bartruff, 81 J., † 16. Juli, Stuttgart. — Frau Dr. Louise Löwe-Kalbe, Witwe des 1886 verstorbenen bekannten deutschen Politikers Wilhelm Löwe aus Kalbe, 75 Jahre, † 16. Juli, Bad Nauheim.



Der neue Monumentalbrunnen in Strassburg. Von Prof. Adolf Hildebrand

Für müssige Stunden

Bilderrätsel



Buchstabenrätsel

Ein armer Teufel war's, den jüngst ich traf
Am Straßenrand, ein wangenhohler Wandrer,
Der müd den Blick zu mir erhob und schüchtern
Mich flehte an um eine Wegeszehr':
„Kein Löffel Suppe und kein Bett zur Nacht!"
‚Du armer Tropf,' dacht' ich in meinem Innern,
„Kommt, geht mit mir," sagt' ich und nahm ihn mit
Zur nächsten Schenke, wo ich ihn der Wirtin
Fürsorglichkeit empfahl. Sie brachte Brot und Wurst,
Ein Krüglein Bier und stellt' es vor ihn hin.
„Da 1, 2, 3, 4 — 5, 6," sprach ich zu,
„Und laß Er's schmecken sich nach Herzenslust,
Und mir zu danken braucht Er 1—6;
Die Hauptsach' ist, das 7, 8, 9, 10!" —
Ei, wie der Bursche sich da gütlich that,
Ein wahrer 1—10; so sah ich's selten,
Und noch verspür' ich sein: Gott lohn es Euch!

Silbenrätsel

Die ersten können viel umfassen,
Obgleich sie pfeilgeschwind entfliehn,
Uns Glück und Unheil hinterlassen,
Auch inhaltlos vorüberziehn;

Doch eins ist sicher: wenn das Leben
Sie noch so zahllos uns beschert,
Nie werden sie zurückgegeben,
Umsonst es mancher heiß begehrt.

Die andern drei, wo wir sie finden
In freundlich lockender Gestalt,
Sie können kurz und länger binden
Den Wandrer zu willkommnem Halt.

Das Ganze mit der ersten Schnelle,
Oft ungeahnt und dauernd bannt,
Was sonst so flüchtig wie die Welle,
Vom Auge kaum erfaßt, entschwand. M. Sch.

Umstellrätsel

Wenn eine Stadt im Preußenland,
Tief sitzend in der Wolle,
Von altersher rühmlich bekannt,
Noch spielend wicht'ge Rolle,
Du umkehrst, reger Phantasie,
Die Lettern schüttelnd wacker, —
Giebt's ein modernes Lumpenvieh,
Klein, doch ein schlimmer Racker.

Trennungsrätsel

Bei einem Werke kann's erfüllen
Den Schöpfer mit der reinsten Freude,
Beim Leben Schmerz und Sehnen stillen,
Hier friedlich, dort nach schwerem Leide.

Trennst du das Wort an rechter Stelle
Und schaffst noch mit des Strumpfes Nadeln,
So wirst am Garn als eine Quelle
Des Aergers du es bitter tadeln. M. Sch.

Worträtsel

Zu viel gerühmten Retterinnen
Gesellt die Zier der Charitinnen,
Dann habt ihr wen'ge Strichlein klein,
Doch lange Reden gehn hinein. M. F.

Scherzrätsel

Dein Herzblatt, nicht ganz orthographisch,
Ein Maß, dem wir Erinnrung weihn,
Vereinigen sich morganatisch
Und fliegen fort im Sonnenschein. M. Sch.

Schach (Bearbeitet von E. Schallopp)

Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, in Zuschriften, welche die Schach-Aufgaben und -Partien betreffen, dieselben stets mit der **römischen** Ziffer zu bezeichnen, mit der sie numeriert sind

Aufgabe I

Von R. Erlin in Wien.

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht an u. setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Aufgabe II

Von Karl Bernh. Schmidt in Hamburg (Neu)

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Aufgabe III

Von G. Klose in Wien („Romanleser", Prag)

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Partie Nr. I

Turnierpartie, gespielt zu Monte Carlo am 3. Februar 1902. (Für diese Partie wurde dem Führer der weißen Steine der dritte Glanzpreis im Betrage von 100 Franken zu teil.)

Italienische Partie.

Weiß: Dr. S. Tarrasch (Nürnberg).
Schwarz: M. Tschigorin (Petersburg).

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
		23. h4—h5	Sg6—e7
1. e2—e4	**e7—e5**	24. f2—f4	e6—e5
2. Sg1—f3	**Sb8—c6**	25. Sd4—f3	Da6—e4
3. Lf1—c4	**Lf8—c5**	26. Sf3—h4 [5]	De4—e6
4. Sb1—c3	Sg8—f6	27. f4—f5	De6—f7 [6]
5. d2—d3	d7—d6	28. h5—h6	Kg8—h8
6. Lc1—e3	Lc5—b6	29. h6×g7†	Df7×g7
7. Dd1—d2	Lc8—e6	30. Dg3—h2	Tf8—f7
8. Lc4—b5	0—0	31. Tf1—f3	Ta8—g8
9. Lb5×c6	b7×c6	32. Ta1—f1 [7]	Dg7—g5
10. d3—d4	Lb6—a5	33. Lc3—b2	Ld7—b5
11. Dd2—d3	Dd8—b8	34. Lb2—c1	Dg5—g4
12. 0—0 [1]	Db8×b2	35. Tf1—e1 [8]	Tg8—g7
13. Le3—d2	La5×c3	36. Lc1—h6	Tg7—g8
14. Ld2×c3	Db2—b5	37. Lh6—f4	Tf7—g7
15. d4×e5	Le6—c4 [2]	38. Lf4—h6	Tg7—f7
16. Dd3—e3	Sf6—g4 [3]	39. Lh6—d2	Lb5—c6 [9]
17. De3—g5	Sg4×e5	40. Tf3—f4	Dg4—g6
18. Sf3—d4	f7—f6	41. Tf4—f2	Dg6—h5 [10]
19. Dg5—g3	Db5—a6	42. Tf2—f3	Tg8—g4
20. Sd4—f5 [4]	Se5—g6	43. Tf3—h3!!	Tf7—g7
21. h2—h4	Lc4—e6	44. Sh4—g6†!	h7×g6
22. Sf5—d4	Le6—d7	45. f5×g6 [11]	Aufgegeben.

[1]) Ein Bauernopfer für die Aussicht auf einen Angriff; doch erscheint letzterer nicht unter allen Umständen sicher.

[2]) Bis hierher hat Schwarz — wie „The Field" meint — vorausgerechnet, als er den Bb2 nahm; jetzt hat er aber wohl übersehen, daß er den Tf1 doch nachher nicht schlagen darf.

[3]) Falls Lc4×f1, so 17. e5×f6 Lf1—c4 (oder g7×f6 18. Ta1×f1) 18. f6×g7 Tf8—e8 19. De3—h6 f7—f6 20. Lc3×f6 Lc4—f7 21. Sf3—d4 Db5—h5 22. Sd4—f5 Dh5—g4 23. Dh6—e3.

[4]) Weiß hat nun einen Angriff erhalten, der nicht mehr vernachlässigt werden darf.

[5]) Alles dies ist sehr hübsch und kräftig gespielt.

[6]) Der Be4 darf wegen 28. Ta1—e1 offenbar nicht genommen werden.

[7]) Dieser Turm hätte, wie die Folge lehrt, lieber sofort nach e1 gezogen werden sollen.

[8]) Vergl. die vorhergehende Anmerkung.

[9]) Schwarz hätte ruhig wieder Tf7—g7 ziehen und es dem Gegner überlassen sollen, einen andern Zug zu erfinden.

[10]) Schwarz übersieht hierbei die kräftige Fortsetzung des Gegners.

[11]) Schwarz glaubte, Weiß würde die Dame sofort schlagen. Gewonnen war die Partie für Weiß auch dann; doch war der Textzug erheblich stärker.

Partie Nr. II

Turnierpartie, gespielt zu Monte Carlo am 10. März 1902. (Für diese Partie wurde dem Führer der weißen Steine der vierte Glanzpreis im Betrage von 100 Franken zu teil.)

Evans-Gambit.

Weiß: Napier. — Schwarz: M. Tschigorin.

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1. e2—e4	**e7—e5**	20. Kg1—h1	f7—f6
2. Sg1—f3	**Sb8—c6**	21. Tf1—g1	Te7—f7
3. Lf1—c4	**Lf8—c5**	22. Ld3—f1 [5]	c5—c4
4. b2—b4	**Lc5×b4**	23. Lf1—h3	Lb6×f2
5. c2—c3	Lb4—a5	24. Sg3—e2 [6]	Sg6—e5 [7]
6. d2—d4	e5×d4	25. Tg1—g2	Lf2—e3
7. 0—0	d7—d6	26. Se2—f4	Le3×f4
8. c3×d4	La5—b6 [1]	27. Df5×f4	g7—g5 [8]
9. Lc1—b2	Sc6—a5	28. Lh3—e6	Kg8—h8
10. Sb1—c3	Sg8—e7	29. Df4—d2	b7—b6 [9]
11. Lc4—d3	0—0	30. Le6×f7	Tf8×f7
12. d4—d5	Se7—g6	31. f3—f4	g5×f4
13. Sc3—e2	c7—c5	32. Dd2×f4	Sa5—b7
14. Dd1—d2	Lc8—g4? [2]	33. Ta1—g1	Sb7—c5
15. Se2—g3	Lg4×f3 [3]	34. Lc3×e5	d6×e5
16. g2×f3	Sg6—h4	35. Df4—g4 [10]	h7—h6
17. Dd2—f4	Sh4—g6	36. Dg4—h5	Dd8—f8
18. Df4—f5	Ta8—e8 [4]	37. Tg2—g6	Kh8—h7
19. Lb2—c3	Te8—e7	38. Tg6×h6† [11]	Aufgegeben.

[1]) Die sogen. Normalstellung im Evans-Gambit. Es ist immer noch nicht ausgemacht, ob der weiße Angriff oder das schwarze Bauernmehr überwiegt.

[2]) Dieser Zug ist nicht zu empfehlen. Lb6—c7 nebst Ta8—b8 und b7—b5, dazwischen f7—f6 zur Sicherung des Königsflügels, ist die vorgeschriebene Spielweise.

[3]) Der Abtausch verstärkt nur die Angriffsmittel von Weiß.

[4]) Sg6—h4 könnte jetzt 19. Df5—g4 g7—g6 20. Sg3—h5, bezw. 18. . . . Sh4—g6 20. f3—f4 mit unwiderstehlichem Angriff zur Folge haben.

[5]) Der Königsläufer stand bisher auf d3 ziemlich unwirksam und wird jetzt zu neuer Thätigkeit geführt.

[6]) Sehr hübsch gespielt. Nimmt Schwarz die Qualität, so erhält der weiße Springer freie Bahn über d4 nach e6. Auch droht Df5—h5 nebst Lh3—f5 bezw. e6.

[7]) Da Weiß den Angriff so wie so erlangt, so hätte Schwarz vielleicht besser gethan, die Qualität mitzunehmen.

[8]) Schwarz sollte einfach Kg8—h8 ziehen; doch dürfte auch dann der Angriff des Gegners, etwa mit 28. Lh3—e6 Tf7—e7 29. Ta1—g1 b7—b6 30. Df4—f5 Sa5—b7 31. Tg2—g3 (droht 32. Df5×h7†), durchschlagend sein.

[9]) Bei Se5×f3 30. Lc3×a5 bleibt Weiß mit einer Figur im Vorteil.

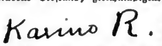
[10]) Droht Matt in zwei Zügen durch 36. Dg4—g8†.

[11]) Ein hübscher Schluß zu einer hübschen Partie.

Handschriften-Beurteilung

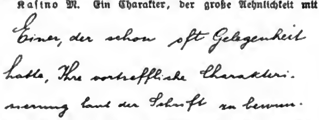
(Für Abonnenten kostenfrei. Gesuche sind unter Beifügung der Abonnementsquittung an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten)

Kasino R. Langjähriger Leser. Sie wissen in allem Maß zu halten, sind überhaupt ein harmonischer Charakter mit klarem Verstand, gleichmäßigem Empfinden (gleichmäßige Lage der Schrift) und einfachem, natürlichem Wesen (einfache, natürliche Schrift). Sie sind pünktlich, genau und gewissenhaft (gute Interpunktion), auch nüchtern-sachlich.



Im Verkehr liebenswürdig, angenehm, korrekt, höflich. Sie lieben mehr das Hübsche als das Schöne (kleine, feine, zierliche Schrift). Sie verstehen es, Ihre Gefühle in taktvoller, liebenswürdiger Art und Weise zum Ausdruck zu bringen. Im Urteil sind sie klar und verständig.

Kasino M. Ein Charakter, der große Aehnlichkeit mit



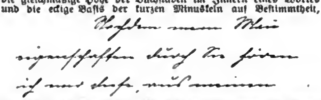
„Kasino R." hat, nur etwas mehr Prätensionen. Legt mehr Wert auf Geselligkeit ꝛc. Ist weniger sparsam, aber gutherzig.

A. H—n in B., Ungarn. Fleißig, thätig, voll Initiative und Schaffensfreudigkeit. Ein ehrenhafter, achtbarer Charakter, resistenzfähig, aber auch unbiegsam und wenig geneigt, vor- und nachzugeben. Rasch, momentan aufbrausend und leidenschaftlich. Hat es immer eilig. Frei von Kleinlichkeit und Engherzigkeit. Etwas empfindlich und dann kurz angebunden oder schroff abweisend. Kann sich hartnäckig auf etwas versteifen. Nüchternverständig in seinen Ansichten, sachlich und vorwiegend materielle Interessen pflegend.

Stenograph. Abonnent in Triest. Sie begehren nicht eine Rolle zu spielen, streben aber energisch vorwärts und blicken zuversichtlich in die Zukunft. Sie wissen genau, was Sie wollen, und lassen sich nicht leicht in Ihren Ideen und Ansichten beeinflussen. Warm in der Empfindung und gleichmäßig in den Gefühlen, in allem maßvoll, doch können Sie sich auch abweisend verhalten und lassen sich nicht zu nahe treten.

J. Sch.-N. in Ungarn. Lebhaft, thätig, geistig regsam. Empfindet lebhaft. Hat es meist eilig und hält sich nicht lange bei Nebensächlichem auf. Ist sehr impulsiv, detailliert wenig und legt das Hauptgewicht auf den Kernpunkt der Sache. Tritt trotz eines gewissen vorhandenen Selbstgefühles bescheiden auf und macht keine Prätensionen.

E. Sch.-N. in Ungarn. Die sehr gleichmäßige, feine Schrift läßt auf Feinheit der Empfindung und harmonisches Wesen schließen. Die genaue, sorgfältige Ausführung, die wohlplazierten i-Punkte, die gleichmäßige Höhe der Buchstaben im Innern eines Wortes und die eckige Basis der kurzen Minuskeln auf Bestimmtheit,



Korrektheit und Genauigkeit. Sie sind pünktlich, ordentlich, pflichtgetreu, kurz, eine perfekte, gewissenhafte Hausfrau. Die kleinen Häkchen im Schluß-n und -r verraten etwas Eigensinn. In Ihren Gefühlen sind Sie sehr ausdauernd und gleichmäßig, und wo Sie sich angeschlossen haben, aufopfernd und hingebend, dagegen schließen Sie sich langsam an. Die klare, leserliche und gut schattierte Schrift beweist: gute Intelligenz und klaren Verstand. Sie sind ein sehr vertrauenerweckender, reeller Charakter, aber man möchte Ihnen mehr Weichheit wünschen; immerhin sind Sie in der Empfindung gleichmäßig. Alles in allem: ein Charakter, dem man vertrauen kann.

Bedingungen, unter denen graphologische Urteile direkt per Post ausgeführt werden. 1. Nötiges Material: Ein oder mehrere zwanglos geschriebene Schriftstücke, circa 20 Zeilen, wo möglich weder Kopien noch Karten. Zur Begutachtung anonymer oder gefälschter Schriftstücke ist möglichst reichliches Material zur Vergleichung besonders erwünscht. Auf Wunsch erfolgt das Material unbeschädigt zurück, sofern das Rückporto (je 20 Pfennig = 25 Cts. für je 15 Gramm) extra beigefügt ist. Strengste Diskretion selbstverständlicherweise Ehrensache. 2. Preise: a) Graphologische Charakterskizze à M. 2.20, Fr. 2.75, Kr. 3.—. b) Graphologisches Charakterbild, ausführliche Schriftanalyse, Doppelformat von a), à M. 4.20, Fr. 5.25, Kr. 5.60 inklusive Porto. c) Graphologisches Charakterbild, ganz eingehend, erschöpfend, à M. 8.40, Fr. 10.60, Fl. 11.25. Auf Wunsch je mit Begründung (Zeichenerklärung) zu je doppeltem Preis.

L. Meyer, Maienfeld bei Ragaz.

Briefmappe.

G. v. R. in H. Das von der Reichswerft in Kiel zum Verkauf gestellte Schiff ist die ehemalige Kreuzerfregatte „Hertha“, 1869 bei der Eröffnung des Suezkanals Flaggschiff des damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm, des späteren Kaisers Friedrich. Die Fregatte wurde schon 1884 aus der Liste der Kriegsschiffe gestrichen und diente zuletzt als Kohlenhulk.

R. M. in L. Sie mögen sich durch die „Schule des Automobilfahrers“ von Wolfgang Vogel beraten lassen (Berlin, Gustav Schmidt, ℳ 3,60). Das von sehr zahlreichen Abbildungen begleitete Buch giebt ausführliche Weisungen über sachgerechte Handhabung des Fahrzeuges und über zweckmäßige Ausrüstung des Fahrers. Daran schließt sich die Schilderung zweier interessanter Fahrten von Eisenach nach dem Berner Oberland und von Berlin über Tirol und das Stilfser Joch nach Oberitalien.

E. S. R. in G. Sie finden das Entsprechende in der „Anleitung zum Sammeln und Bestimmen der Pflanzen, sowie zur Einrichtung eines Herbariums“ von Dr. K. G. Lutz, dem Vorstand des Deutschen Lehrervereins für Naturkunde (Ravensburg, O. Maier, 60 ₰).

Stammtisch in K. Sunda-Inseln nennt man den ostindischen Archipel, der aus den vier großen Inseln Sumatra, Java, Borneo, Celebes und 39 kleineren Eilanden besteht. Ein Scherzgedicht, nach dem man sich die Namen aller einprägen könnte, ist uns nicht bekannt, wohl aber erinnern wir uns aus der Studentenzeit — „lang, lang ist's her“ — eines Kantus, der nach der Weise des damals gerade aufgetauchten Arditischen Kußwalzers (Il bacio) gesungen wurde. Der sinnige Text lautete:

Sumatra wie auch Java, Borneo, Celebes,
Das sind die großen, ja die großen Sunda-
Inseln.

Aber die kleinen, ja die kleinen,
Die kenn' ich nicht, nein, die kenn' ich nicht.

Versuchen Sie es, diesen schönen Text unter gebührender Wiederholung der Wörter nach der Weise des Kußwalzers zu singen, so werden Sie, je nach der Stimmung Ihrer Zuhörer, großen Erfolg ernten oder zu herber Strafe verurteilt werden.

R. K. in Sch. Ein höchst schätzenswerter Ratgeber für trinkfeste Leute und solche, die es werden wollen, ist das Buch „Bowlen und Punsche“, das jüngst im Verlage von J. J. Weber zu Leipzig erschien. Es giebt seine Anweisungen, die sich auf alle nur denkbaren Formen des Mischgetränkes erstrecken, nicht in „trockener“ Belehrung, sondern mit sprudelndem Humor, der hie und da noch durch beherzigenswerte Worte feuchtfröhlicher Dichter unterstützt wird. Für die, die es vertragen können, eröffnet sich hier ein weiter Ausblick auf Genüsse, die ihnen bisher unbekannt geblieben sein dürften. Aber natürlich Vorsicht!

W. M. in K. Der illustrierte Führer durch die Nordseebäder auf der Insel Sylt ist im Verlage von Oswald Seehagen in Berlin erschienen. Die reich ausgestattete Schrift erteilt sehr ausführliche Auskunft, insbesondere über Westerland.

F. L. in Paris. Sie haben durchaus recht: wenn Emile Ollivier im Juniheft der „Revue des deux Mondes“ den Generalfeldmarschall Freiherrn Edwin von Manteuffel als Domherrn von „Merseburg in Westfalen“ bezeichnet, so ist das ein arger Irrtum, der nicht hätte passieren dürfen. Aber man kann ahnen, wie der Lapsus entstanden ist. Bei dem Gleichklang der Namen hat Ollivier offenbar Merseburg mit Magdeburg verwechselt, das 1807 zu dem neugebackenen Königreich Westfalen geschlagen wurde, und so glaubt der große Historiker offenbar, daß Merseburg oder Magdeburg noch heute zu Westfalen gehört.

P. G. in K. Wir können Ihnen nur raten, Ihre Einsendungen zu unterlassen. Warum wollen Sie denn die Post, die ohnehin so hohe Einnahmen hat, auf Ihre eignen Kosten bereichern!

A. D. in M. Gegen das Wort „häuptlings“ — d. h. mit dem Kopf voran, kopfüber — läßt sich nicht das geringste einwenden. Es ist ein gutes deutsches Wort.

H. K. in P. Nach dem französischen Flottenerweiterungsplan wird Frankreich Ende 1904 über 66 Unterseeboote verfügen. Pariser Fachblätter befürworten aber schon jetzt eine weitere Vermehrung, wonach bis Ende 1906 die Zahl dieser Boote auf 80 zu erhöhen sei.

R. St. in W. Der eigentliche Name des russischen Dichters Maxim Gorjki ist Alexej Maximowitsch Pjeschkow (Gorjki bedeutet der „Bittere"). Gorjki wurde am 14. März 1868 in Nischni Nowgorod geboren. Von seinen Werken sind in der Deutschen Verlags-Anstalt zu Stuttgart erschienen der Roman „Foma Gordjejew" und die Novellen „Malwa" und „Konowalow" (in einem Bande).

Camilla in U. Schönsten Dank für die neue Spende Ihrer reich gesegneten Muse:

Schmerzen.

Mir hat der Arzt zwei Zähne
Gewaltsam ausgerissen, —
Wie ich den Schmerz getragen,
Das mag der Himmel wissen.

Doch ärger als die Schmerzen,
Die mir der Arzt gemacht,
Sind die in meinem Herzen,
Die „Er" mir beigebracht.

Ich möcht' heraus auch reißen
Mein Herz mit lautem Schrei, —
Es würde zuckend bluten,
Und alles wär' vorbei!

G. L. in B. Für Ihren Sohn dürfte sich das Städtische Technikum Neustadt in Mecklenburg empfehlen. Während seines zwanzigjährigen Bestehens hat das Institut eine stattliche Reihe technischer Beamten, die sich zum Teil in leitenden Stellungen befinden, ausgebildet und sich eines stetig wachsenden Vertrauens in Fachkreisen erfreut, worauf u. a. auch die große letzte Jahresfrequenz von 704 Besuchern hinweist. Infolge erheblicher Zuschüsse aus städtischen und staatlichen Mitteln ist diese Anstalt besonders in den letzten Jahren nach jeder Richtung hin für die heutigen gesteigerten Bildungserfordernisse der Praxis reich ausgestattet worden. Programm und nähere Mitteilungen sind von dem Direktor unentgeltlich zu beziehen.

E. N. in Z. Wir besitzen unter unsern Mitarbeitern leider keinen Mormonen und können uns somit, was die Nachkommenschaft Brigham Youngs anbetrifft, nur an die Angaben amerikanischer Blätter halten. Hiernach hinterließ der würdige Herr bei seinem Tode (22. August 1877) neben einem Vermögen von 2 Millionen Dollar 17 Frauen und 56 Kinder; wie letztere sich auf die einzelnen Damen verteilen, haben wir nicht ergründen können. Von den Kindern sollen noch 47 am Leben sein, und wenn der große Brigham noch auf Erden wandelte, so könnte er auf eine Schar von 294 Enkeln und 745 Urenkeln herabblicken — macht zusammen mit genannten 47 Kindern 1086 lebende Nachkommen. Ob die Rechnung stimmt, können Sie leicht erfahren, wenn Sie Erkundigungen an Ort und Stelle einziehen. Salt Lake City soll eine recht hübsche Stadt sein, und dort plötzlich mehrfach verheiratet zu werden, brauchen Sie nicht zu befürchten, denn seit 1890 ist die Polygamie durch amerikanisches Bundesgesetz verboten.

Der Sänger vom Nesenbach, den wir aufgefordert hatten, uns auch fernerhin mit den Eingebungen seiner erhabenen Muse zu beglücken, sendet uns diesmal nur den folgenden

Seufzer.

Ich werde niemals mich verpflichten —
Doch ist mir's so, als müßt' ich dichten,
Nun ja, dann dicht' ich eben was, —
Es fragt sich nur: gefällt euch das?!

Indem ich so zur Feder greife,
Zu dichten aus dem Stegreife,
Da fällt mir ein: mir fällt nichts ein,
Und drum lass' ich das Dichten sein.

Prof. C. in U. Sie haben recht; nicht die von der furchtbaren Katastrophe betroffene Insel Martinique ist der Schauplatz des berühmten Idylls „Paul und Virginie", sondern die Insel Mauritius, die von 1715—1810 Isle de France hieß. Als Bernardin de St. Pierre seine Erzählung schrieb, war die Insel noch französisch; seit 1810 gehört sie den Engländern.

M. v. G. in K. „Tote Perlen" nennt man solche Perlen, die infolge häufigen Gebrauches durch Einwirkung von Schweiß u. s. w. ihren Glanz eingebüßt haben. Sie sind fast wertlos, manchmal aber gelingt es, ihnen durch das sogenannte Schälen die frühere Schönheit wiederzugeben. Wie die „Deutsche Goldschmiede-Zeitung" berichtet, besteht das Verfahren darin, daß man mit Vorsicht die oberste Perlmutterlage abnimmt und die nächstfolgende darunterliegende bloßlegt, die meist noch den schönen Glanz besitzt. Zu diesem Behufe macht man mit einem Grabstichel auf der ganzen Oberfläche zarte Einschnitte, jedoch nicht so tief, daß etwa die zweite Schicht angegriffen würde, faßt dann die Perle mit den Fingern der linken Hand und bearbeitet sie ringsum mit einem kleinen Hammer, wodurch sich die obere Schale in kleinen Stückchen ablöst und die untere zum Vorschein kommt; sollte auch diese glanzlos sein, so setzt man die Operation fort, bis man zur Ueberzeugung gelangt, daß die Perle bis zum Kern dieselbe Beschaffenheit hat. Andre Verfahrungsarten zur Reinigung unansehnlich gewordener Perlen bestehen in der Anwendung von Branntwein und Roggenmehl, oder Kuhmilch und Seife, oder Kohlenstaub, oder einer Weinsteinlauge, worin man die Perlen kochen läßt. Mancher Juwelier streut Salz zwischen die Perlen und spült sie dann in einem Läppchen eingebunden so lange in warmem Wasser, bis sich das Salz herausgezogen hat, worauf man die Perlen herausnimmt und trocknet. Auch verdünnte Schwefelsäure oder erwärmter Weinessig wird zur Reinigung der Perlen benutzt, indem man sie einige Minuten darin liegen läßt und dann oft und gut mit Wasser abspült. Ein durchaus zuverlässiges Mittel, unansehnlich gewordenen Perlen ihren schönen Glanz wieder zu verleihen, giebt es nach dem genannten Blatte nicht. Fachleute und Chemiker sind mit dieser Frage zwar schon lange beschäftigt, doch ist es bis jetzt noch keinem gelungen, ein Mittel zu finden, Perlen auf die Dauer zu ihrem schönen Aussehen wieder zu verhelfen.

G. L. in K. Ihnen läßt sich das Rheinische Technikum in Bingen a. Rh., das gegenwärtig fast 800 Schüler zählt, empfehlen. Die Anstalt beschränkt sich grundsätzlich darauf, junge Leute für das Maschinenfach oder die Elektrotechnik auszubilden; eine Baugewerkschule ist nicht damit verbunden. Die Leitung der Anstalt liegt in den Händen des in Fachkreisen bekannten Regierungsbaumeisters Hoepke.

Armin W. in E., Mähren. Sie leiten Ihre geschätzte Sendung mit den Worten ein: „Als Ausländer wagte ich es in der deutschen Sprache neue Zeitwörter zu grunden, und sollte mich es freuen, wenn mein Thun Ihr Wolgefallen fände.“ Nun, Ihr Thun hat unsern höchsten Beifall gefunden, und wir zweifeln nicht, daß unsre Leser Ihrer Grundung die gebührende Anerkennung zollen, nachdem sie die folgende schöne Dichtung gelesen haben:

Den Spiritisten.

Das Leben ist kein Rebusraten,
Kein Zaubern ist es und kein Hexen,
Und wer Gediegenes will fechsen.
Hat saure Müh' mit Pflug und Spaten.

Und wer was Rechtes will erreichen,
Der laß das Abern sein und Wennschen;
Nur seichte, wankelmüt'ge Menschen
Auf Wunder bauen und auf Zeichen.

Die zweite Strophe bringt geradezu den erlösenden Reim, denn was man bisher auf Mensch und Menschen reimte, war nur ein kümmerlicher Notbehelf, hier aber haben wir das Wahre, das unvergänglich Schöne. Fahren Sie so fort, und erfreuen Sie uns ferner mit Ihren glücklichen Wortgrundungen.

E. G. in P. Kombalide war die Hauptstadt des Mongolenfürsten Kublai-Chan, der, ein Enkel Dschengis-Chans, 1279 China eroberte und die Dynastie Yüen gründete. Heute steht auf der Stelle jener einstigen Residenz die Stadt Peking.

R. M. in W. Blaue Rosen zu züchten, soll einem New Yorker Handelsgärtner gelungen sein, doch ist hierüber noch nichts Näheres bekannt.

R. N. in K. Schillers „Jungfrau von Orleans“ kam überhaupt zur ersten Aufführung am 11. September 1801 in Leipzig, und zwar im damaligen Theater am Ranstädter Thor, in dem unter Leitung von Franz Seconda die „Kurfürstl. sächsischen privilegierten deutschen Schauspieler“ mimten. Der dritten Aufführung am 17. September wohnte der Dichter bei und wurde durch große Huldigungen ausgezeichnet.

Julie R. in Wien, M. Sch. in Budapest, J. L. in H., B. B. in Wien, G. M. in Hannover. Mit Dank abgelehnt.

Verantwortlicher Redakteur:
Ernst Schubert in Stuttgart.







Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten



Schreiber, chm.

Die Schmollende
Nach einem Aquarell von Léon Girardet

Herzkrank

Eine heitere Badegeschichte von August Sperl

Mit Illustrationen von O. Meyer-Wegner

(Schluß)



Es war zehn Uhr vormittags. Vor den weitgedehnten Badehäusern . .

VI

Es war zehn Uhr vormittags. Vor den weitgedehnten Badehäusern standen in langen Reihen die Droschken, auf den Parkwegen strömte das Volk der Badegäste, da und dort wurde ein Schwerleidender im Fahrstuhl herangeschoben; in den Wartehallen waren die meisten Stühle besetzt, an den Kassen klirrte das Geld, mit eintöniger Stimme riefen die Badefrauen die fälligen Nummern aus. In den langen, feuchtwarmen Korridoren rannten geräuschlos die leinengekleideten Diener und Dienerinnen mit Besen und Eimern, mit Wäsche und Eisblöcken. Brausend fuhr der Sprudel in die hölzernen Wannen, geheimnisvoll stiegen die Perlen empor im krystallenen Wasser, vielhundertmal erklang das mechanische „Lassen Sie sich's gut bekommen!" In den Ecken der Korridore häuften sich die gebrauchten Badelaken und verschwanden bündelweise im Freien; auf den dunkelgrünen Rasenflächen hinter den Badehäusern trockneten in Masse die feuchten, braunen Fußmatten. Viele hundert Minutenuhren tickten in den Kabinen. In gewaltigem Fabrikbetriebe arbeitete die weltberühmte Heilkraft von Sprudelingen an den Herzen der leidenden Menschheit. —

Lore von Ostenhusen saß mit ihrem Vater in der Wartehalle, und zu ihnen hatte sich der menschenfreundliche Gourmand aus dem Hotel gesellt.

„Bekommt der Sprudel, Herr Hauptmann?"

„Der erste heute, mein Herr!"

„Ach, der erste? Na, da haben Sie noch etliche Wochen Sprudelingen abzusitzen. Sind zum erstenmal hier? Ja? Sehen Sie mich an, ich bin nun zum fünfzehntenmal hier. 'n langweiliges Nest, das Sprudelingen, aber ich versichere Ihnen, ich bedarf seiner wie des Salzes auf meinem täglichen Brote. Und ich sage Ihnen, auf Ehre, wenn ich dieses Sprudelingen nicht hätte, auf meinem Grabe wüchsen Bäume!" Er hatte die Hände über dem Goldknaufe seines Stockes gefaltet und starrte ins Leere, als hörte er im Geiste die Bäume rauschen über seinem marmorgeschmückten Grabe. „Bäume!" quakte er nach einer Weile in tiefem Sinnen.

„Ich höre, daß es viele Stammgäste in Sprudelingen giebt," bemerkte der Hauptmann.

„Viele! Sehr viele! Ich sage Ihnen, Herr von Ostenhusen, wer einmal in Sprudelingen gewesen ist und kommt im nächsten Jahre nicht wieder, ich sage Ihnen, der begeht ein Verbrechen an seiner Gesundheit!"

„Wenn er sich überhaupt noch unter den Lebenden befindet!" lachte der Hauptmann.

„Ich sage Ihnen, wer zur rechten Zeit nach Sprudelingen kommt, der stirbt überhaupt nicht so leicht. Uebrigens, haben die Herrschaften schon das Neueste gehört? Nicht? Unglaublich, was es für Leute giebt! Kennen Sie die korpulente Dame, die mir beim Mittagsbrote gegenübersitzt? Vom Sehen? Eine Frau Aktienwurstfabrikdirektorsgattin, ich bitte Sie, meine Herrschaften, so 'n langer Titel, den sollte man doch im Interesse seiner leidenden Mitmenschen zu Hause lassen, wenn man ins Bad geht! — Nun also, diese Dame wurde vor einer Stunde ohnmächtig aus ihrer Kabine getragen. Und wissen Sie, warum? Weil sie — ich bitte, kaum glaublich —, weil sie fünfundvierzig Minuten im Sprudelbade gesessen hatte. Na, was sagen Sie dazu?"

„Das langt!" meinte der Hauptmann. „Mir sind zehn Minuten verordnet."

„Und das Höchste sind fünfzehn Minuten. Ich bitte Sie, fünfundvierzig Minuten im Sprudelbade! Dilettanten des Lebens!" Der Lebenskünstler starrte tiefsinnig ins Leere.

„Achtundachtzig, neunundachtzig — quatre-vingt-dix!“ rief die Badefrau.

„Neunundachtzig, Papa!“

Der Hauptmann erhob sich.

„Möchte wissen, ob man in einem französischen Bade auch so rücksichtsvoll wäre!“ quakte der Gourmand. „Haben Sie gehört — quatre-vingt-dix? Da hat sich nun diese Person wahrhaftig die Nummer eines



Lore von Ostenhusen sass in dem kleinen Schreibsalon ...

einzelnen Franzosen gemerkt und ruft sie auch richtig französisch aus!“

„Was fängst du derweil an, Lore?“

„Ich habe einen dringenden Brief zu schreiben. Und laß dir's recht gut bekommen, dein Bad!“

*

Lore von Ostenhusen saß in dem kleinen Schreibsalon neben der großen Wartehalle und schrieb:

Liebe Ida!

Es ist hohe Zeit, daß ich Dir nun einen ordentlichen Brief schreibe; denn die beiden Ansichtskarten sind ja eigentlich gar nicht zu rechnen. Vor allem — und bitte, sage das auch nebst ehrerbietigen Grüßen Deinem Herrn Vater: Wenn mein geliebter Kranker noch gerettet werden kann, so geschieht das in Sprudelingen. Und man erzählt sich hier von wahren Wunderkuren gerade in solchen Fällen, wie der unsre ist.

Schwer, sehr schwer waren die ersten Tage nach unsrer Ankunft. Die Reise hatte meinen Vater dergestalt erschöpft, daß der Arzt zunächst den Gebrauch der Bäder gar nicht gestatten konnte und sich lediglich auf die Anwendung von Medikamenten beschränken mußte. Aber nun ist alles in der Reihe, und er badet wie — fast hätte ich geschrieben wie ein Gesunder.

Ganz besondern Dank auch Deinem lieben Herrn Vater, daß er uns diesen vortrefflichen Arzt ausfindig gemacht hat. Sage ihm doch, ich bin glücklich, daß wir unter der großen Menge von Aerzten gerade an diesen gekommen sind. Als ich mit meinem armen Kranken so auf einmal mitten in dem Getriebe des Weltbades stand, war mir seltsam zu Mute, und ich kam mir so schrecklich verlassen vor. Ja, ich hatte am ersten Tage Momente, wo ich das Ganze für eine ungeheuer große, kaltherzige, raffinierte Vorrichtung hielt, einzig und allein zu dem Zweck ins Leben gerufen, Leute aus allen Weltteilen anzulocken, sie ein wenig abzuwaschen und zuletzt gehörig gerupft wieder in die Heimat zu entsenden! — Mag ja sein, daß viele, vielleicht die meisten der „Hiesigen“ die Sache lediglich vom Standpunkte des Geschäftes aus ansehen und behandeln. Aber die meisten sind doch, Gott sei Dank, bei weitem nicht alle. Und als ich zum erstenmal vor unserm neuen Arzte saß und ihm die Krankheitsgeschichte ergänzte, von diesem Augenblicke an fühlte ich mich ganz heimisch in der großen Fremde. Denn ich wußte aufs bestimmteste: der Mann da vor dir hat ein warmes Herz für seine Kranken, ihre Behandlung ist ihm eine Gewissenssache, und an ihm hast du für alle Fälle nicht nur einen Arzt, sondern auch einen warmfühlenden Freund. Was ist's doch Großes um den ärztlichen Beruf, wenn er richtig erfaßt und ausgeübt wird. Und was ist's Ehrwürdiges um einen klugen, vertrauenerweckenden Arzt, der nur so viele Patienten annimmt, als er mit gutem Gewissen kann.

Empfindungen ganz eigner Art beschlichen mich beim ersten Anblicke der Sprudel, die als mächtige Fontänen aus dem Innern der Erde hervorbrechen; ich habe diese Empfindungen noch immer ungeschwächt, so oft ich vorbeigehe. Der Arzt hat uns eine große wissenschaftliche Abhandlung über die Entstehung dieser warmen Quellen geliehen. Vater liest sie und sagt, sie sei äußerst interessant. Ich habe auch hineingesehen, kapiere aber nicht den vierten Teil davon. Ist mir auch an und für sich ziemlich einerlei, daß da drunten in gewaltiger Tiefe fort und fort Kalkmassen in glühende Erdmassen versinken und aus dem Chaos fort und fort die Kohlensäure emporsteigt und sich mit den rinnenden Gewässern höherer Schichten verbindet, ich verstehe auch rein gar nichts von der stofflichen Zusammensetzung der mächtigen Sprudel, die da nun Tag und Nacht durch die riesigen Bohrlöcher ans Licht emporsteigen. Ich stehe nur oft ganz andächtig vor den rauschenden, schäumenden, dampfenden Wassern, die hier aus der Tiefe brechen müssen, damit mein Vater und tausend, tausend andre wieder gesund werden. Und dann dringt mir aus dem geheimnisvollen Rauschen ganz vernehmlich das Wort ans Ohr, das einst in fast unergründlicher Tiefe der Zeit der königliche Sänger gesprochen hat: „Herr, wie



An der Kasse stand ein Männchen in schäbiger schwarzer Kleidung . . .

sind deine Werke so groß und viel! Du hast sie alle weislich geordnet, und die Erde ist voll deiner Güter."

Nun aber ade und Schluß, liebes Herz! Ich bin ja ganz pathetisch geworden.. Aber meine Freude ist zu groß. Fast hoffnungslos bin ich hierher gekommen, und nun sitze ich hier und schreibe, voller, voller Hoffnung und Dankbarkeit gegen Gott und die Menschen. —

„Ob ich auch bade?" hat mich neulich eine liebenswürdige alte Dame gefragt. „Gewiß, immer am Samstag," lautete meine unter Erröten gestammelte Antwort.

Du siehst, es gelingen mir sogar schon wieder Späße. Freue Dich mit mir, grüße Deinen ehrwürdigen Vater aufs innigste und behalte lieb

Deine Lore.

*

Fräulein von Ostenhusen steckte den Brief ins Couvert und ging in die Wartehalle.

An der Kasse stand ein Männchen in schäbiger schwarzer Kleidung und agierte lebhaft mit Armen und Beinen.

„Bedaure!" sagte achselzuckend der Kassier. „Ich gestehe, eine derartige Anfrage ist überhaupt noch niemals an mich ergangen."

„Noch niemals? Nun sehen Sie, die Sprudelbäder sind doch einmal zu teuer, ich bitte Sie, zwei Mark und fünfzig Pfennige des Vormittags!"

„Dann baden Sie eben nachmittags, mein Herr!" rief der Kassier und fixierte die funkelnde Busennadel des Kleinen.

„Thu' ich doch auch, Verehrtester! Wenn ich mich nun aber verabrede mit 'nem guten Freunde und frage Sie, ob ich nicht benutzen dürfte für Geld und gute Worte hernach sein gebrauchtes Bad zu herabgesetztem Preise, was ist dabei? Ist es nicht meine Sache? Und jammerschade ist's um das schöne, klare Wasser, das da leicht gebraucht wegläuft und voller Kohlensäure!"

„Bedaure, mein Herr, dieses Verfahren ist zurzeit noch nicht üblich in Sprudelingen!" sagte der Kassier mit verhaltenem Lachen und ließ geräuschvoll das Fenster herab.

„Sünd' und schade!" rief das Männlein und stelzte zornig von dannen.

VII

Es war ein sonniger Vormittag.

Gelling ruhte ausgestreckt auf der Chaiselongue im Vorgärtchen des Hotels, las, nickte verschlafen, ließ das Buch fallen, griff es wieder auf, nickte wieder. Menschenleer war die breite, schattige Bahnhofstraße. Nur zuweilen schoß mit Geklingel ein Radfahrer vorüber, rauschte und fauchte ein Automobil um die Ecke. Endlich schlug die Bahnuhr zwölfmal, und in scharfem Trabe rollte Hotelwagen an Hotelwagen, Droschke an Droschke von der Parkstraße herauf.

Gelling war nun vollkommen wach geworden, ließ mit tiefem Ernste alle die Wagen an sich vorüberrasseln, wie jeden Vormittag, und sann vergeblich über die Frage, warum denn die armen Gäule immer so erbarmungslos die beträchtliche Steigung hinangejagt würden, wie jeden Vormittag.

Wieder war's ganz stille in der schattigen Straße. Geräuschlos eilte der kleine, blonde Portier die Freitreppe des Hotels herab und spähte nach dem Bahnhofe, wartend der Dinge, die da kommen sollten oder doch wenigstens möglicherweise kommen konnten. Und zu gleicher Zeit erschien im würdigen Rahmen der Eingangsthüre die tadellose Gestalt des Besitzers. Die Spinne muß den ganzen Tag über lauern, wann ihr wohl eine Fliege ins Netz gehe; Hoteliers und Portiers wissen wenigstens die Zeit genau bis zur Minute; denn ihre Fliegen



Gelling ruhte ausgestreckt auf der Chaiselongue . . .

kommen abteilungsweise und fahrplanmäßig zur Stelle. Das Leben der Spinne verläuft im ganzen sorgenvoller als das des Hoteliers in einem Weltbade. —

Es lag nicht nur blinkender Sonnenschein, beträchtliche Hitze und leichter Mittagsrauch über den Häusern von Sprudelingen, sondern auch jene feierliche Erwartung — nur der Hotelier kennt sie, der nach Ablauf der Hochsaison über einige Dutzende unbesetzter Zimmer verfügt.

Die Hotelwagen und Droschken rasselten wieder zu Thale, hochbepackt, vollbesetzt, halbleer, ganz leer; etliche Trüpplein von Neuangekommenen gingen vorüber; geräuschlos verschwand die gebietende Gestalt des Besitzers im Portale; gesenkten Hauptes, nach seiner Gewohnheit mittels des Daumennagels den ungeheuer langen Nagel des kleinen Fingers geräuschvoll knipsend, schlich auch der blonde Portier die Freitreppe empor. Nicht nur Spinnennetze, sondern auch Badehotels stehen zuweilen etwas leer.

Herr von Gelling beschäftigte sich aufs neue mit seiner Lektüre. —

„Morgen, Gelling, oller Knabe!" tönte es auf einmal in der wohligen Klangfarbe des heimischen Idioms an sein Ohr. Zweifel, Freude, Entsetzen — alles zugleich spiegelte sich auf seinem Antlitze.

„Du, Stackelhofen, oder dein Geist?" fuhr er empor.

„Des Mittags um zwölfe wohl ich selbst," kam die gemütliche Antwort zurück. „Also, das ist Sprudelingen, Konfuchs? Schauer der Erwartung überrieseln meine Seele! Und also da liegst du für gewöhnlich? Aber sag an, wo steckt denn das Täfelchen?"

„Welches Täfelchen?" fragte der Leidende gereizt.

„Nun, ich dächte doch, sie sollten dir ein Täfelchen anstecken mit der Inschrift: Hier liegt Herr von Gelling nach siebenwöchigem Gebrauche der Sprudelinger Bäder — sehet und staunet."

„Konfuchs, wenn du vielleicht hierher gekommen bist, nur um mich zu ärgern, so wisse, Aerger ist mir von meinem Arzte aufs bestimmteste untersagt. Und ich ärgere mich also prinzipiell nicht," rief der Leidende mit halblauter, vibrierender Stimme.

„Na, na!" tröstete der andre, und das rote, gesunde Gesicht guckte belustigt über das Eisengitter herüber.

Gelling zuckte leise zusammen; sein scharfes Ohr hatte den bekannten Schritt vernommen — Lore von Ostenhusen trat auf die Freitreppe. Hastig erhob sich der Leidende ein wenig aus seiner Lage und lüpfte die Mütze. —

„Donner und Doria, Gelling!" Stackelhofen blickte dem jungen Mädchen nach wie einer Erscheinung. „Gelling, wohnt die da im Hotel?"

„Die da!" murrte der Leidende. „Wen meinst du denn eigentlich, wenn ich fragen darf? Die da!"

„Nu, die Königin Luise — wen sonst?" sagte Stackelhofen und starrte noch immer die Bahnhofstraße entlang dem weißen Kleide nach. „Gelling, frappant! Diese großen, seelenvollen Augen — blaue Augen, nicht? Natürlich, blaue Augen! — Das stolze Kinn, das königliche Antlitz, das süße Lächeln — Luise von Preußen!"

„Du hast wohl eine recht heiße Fahrt hinter dir, Konfuchs? Es ist eine Dame aus Bayern, wenn ich nicht irre, und sie befindet sich in Begleitung ihres kranken Vaters hier, soviel ich weiß," sagte Gelling ärgerlich.

„So — wenn ich nicht irre, soviel ich weiß?" knurrte der andre. „Gelling, entweder bist du sehr leidend oder aber einer der größten Heuchler in Sprudelingen!" Und damit kam er in den Vorgarten herein.

„Wenn ich nur eigentlich wüßte, warum du auf einmal hier auftauchst?" fragte der Leidende mißtrauisch.



„Du, Stackelhofen, oder dein Geist?" fuhr Gelling empor.

„Auf einmal?" Stackelhofen lachte. „Ja, in welcher Verfassung sollte ich denn hier auftauchen — abteilungsweise vielleicht?"

„Stackelhofen, nimm bei der Auswahl deiner Witze Rücksicht auf meinen Zustand! Und wenn mir recht ist, so wolltest du doch heuer nach Rügen? Oder hat dich am Ende der Doktor zum Spionieren hierher geschickt? Was willst du denn?"

„Was ich will? Nun, einmieten, Gelling, da im Hotel, auf fünf, sechs Wochen, in deiner holden Nähe verweilen, baden!" rief Stackelhofen. „Uebrigens eine ernste Veranlassung, Konfuchs!" setzte er mit einem Seufzer hinzu.



„Ueberraschung was?"

Wie auf ein Zeichen des Regisseurs war inzwischen unter der Eingangsthüre der blonde Portier zum Vorschein gekommen, und hinter ihm tauchte auch schon das ewiglächelnde Antlitz aus dem Dunkeln hervor.

„Noch 'n Zimmer zu haben?"

„Zu dienen!"

„In der Nähe dieses Herrn hier?"

„Des Herrn von Gelling — Nummer 18? Gleich nachsehen!"

„Nummer 19 — aber gewiß! Habe die Ehre!" lächelte der Hotelier.

„'n Tag. Hier, bitte, mein Gepäckschein!"

„Wird alles besorgt!" —

„Na und also, sei mir gegrüßt, alter Gelling!" Stackelhofen zog einen Strohstuhl heran, setzte sich und reichte dem Gutsnachbar die Hand. „Ueberraschung — was? Nun will ich dir's aber auch sagen, Konfuchs: weißt du, man macht sich doch zuweilen auch so seine Gedanken über Gesundheit und Krankheit, namentlich wenn man einen seiner besten — still, Gelling, ich sage besten, nicht liebenswürdigsten — Freunde in badendem Zustande weiß. Und sieh — lach mich aber gewiß nicht aus! — hm, 's ist doch 'n eignes, kompliziertes Ding um so ein Menschenherz."

„Das sage ich auch!" rief Herr von Gelling lebhaft. „Du glaubst gar nicht, Stackelhofen, was man hier nach dieser Richtung hin Studien machen kann!"

„Glaub' ich," meinte der andre lakonisch und sah die Bahnhofstraße hinab, wo sein gutes Auge noch immer das weiße Kleid erspähte. „Und sieh, Konfuchs — na, du warst ja von jeher 'n Tugendspiegel, kannst dich vielleicht gar nicht so recht in meine Lage versetzen — sieh, Konfuchs, unsereiner, der Wahrheit die Ehre, unsereiner hat doch in seiner Jugend zeitweilig ein wenig gesoffen!"

Gelling nickte interessiert.

„Und du kennst doch die entsetzliche Wirkung des Trinkens aufs Herz, Gelling?"

„Ochsenherz!" sagte dieser mit harter Betonung.

„Nun, sagen wir Trinkerherz, feiner ausgedrückt, Gelling; denn es wäre doch genierlich, wenn man vielleicht am Ende selber 'n Herz mit solch hübscher Aufschrift im Busen trüge — ahnungslos, hoffnungslos!"

„Du fühlst dich also leidend, herzleidend, Stackelhofen?" Der Kranke machte ein triumphierendes Gesicht. „Dann bist du am rechten Orte, und ich empfehle dir dringend meinen Arzt — selbstverständlich nimmst du sofort meinen Arzt, Stackelhofen!"

„Danke für dein teilnahmevolles Freudengeschrei, Gelling, bin gerührt bis in die Waden! Natürlich werde ich mich an deinen Arzt wenden, habe das nie anders vorgehabt. Aber sage, könnten wir nicht vor Tisch noch ein wenig durch das Nest bummeln, was? In ein paar Augenblicken bin ich zurück!"

„Aber Konfuchs!" Der Leidende verzog spöttisch das hübsche Gesicht. „In meinem Zustande! Was



Stackelhofen zog das Portemonnaie . . .

fällt dir denn ein? Ich bin ja noch ganz erschöpft von meinem Bade!"

„Ja, dann liegst du wohl den ganzen Tag hinter dem langweiligen Gitter und fängst Fliegen?"

„O, wenn ich mich wohl fühle, nach der Mittagsruhe, versuche ich fast täglich im Parke zu promenieren! Geb's aber allerdings in der Regel bald wieder auf."

„Reizende Aussicht, das!" brummte Stackelhofen. „Und wie geht's dir denn eigentlich, Konfuchs?" setzte er laut hinzu.

„Ja, weißt du, eigentlich nahezu erträglich. Das Herz macht sich, es ist nur noch ein ganz kleiner nervöser Fleck rechts oben vorhanden, erklärt mein Doktor. Aber diese allgemeine Depression — nicht zum Sagen, Stackelhofen!"

„Kleiner nervöser Fleck?" fragte Stackelhofen. „Ja kann man denn das so genau örtlich bestimmen? Das ist mir neu!"

„Aber ich bitte dich, Stackelhofen, so 'n großer Arzt!"

„Na, dann auf Wiedersehen bei Tisch, Konfuchs."

*

„Portier!" Herr von Stackelhofen trat in die leere Loge.

„Der gnädige Herr befehlen?"

Stackelhofen zog das Portemonnaie: „Meinen Dank für Ihre wertvollen Dienste im voraus und eine kleine Abschlagszahlung pränumerando!"

Der blonde Portier verbeugte sich tief.

„Wer ist die Dame?"

„Die Dame in Weiß, gnädiger Herr?" Ueber das gutmütige, rosige Gesicht legte sich ein fast andächtiger Schimmer. „Fräulein Leonore von Ostenhusen, in Begleitung ihres schwer leidenden Herrn Vaters, eines pensionierten Hauptmanns, seit drei Wochen zum Kurgebrauche hier."

„Wie ist denn die Tischordnung, Portier?"

„Darf ich bitten, ich werde dem gnädigen Herrn den Speisesaal zeigen."

„Ach was, Portier, wozu? Sie lassen mir eben ein Couvert auflegen in der Nähe der Dame in Weiß!"

„Königin Luise," flüsterte der Portier. „Entschuldigen, so heißt die Dame hier ganz allgemein. Aber in ihrer Nähe, nein, das wird leider nicht wohl gehen."

„Und warum nicht? Wahrscheinlich schon alle Plätze in der Nähe besetzt?" Stackelhofen runzelte die Stirn. „Herr von Gelling in der Nähe, was?"

„Herr von Gelling speisen mit Herrn Assessor Schreckschuß an einem der separaten Tischchen; dort ist kein Platz mehr."

„Will ich auch gar nicht, Portier. Will in die Nähe der Ostenhusenschen Herrschaften!"

„Wird nicht gut gehen, gnädiger Herr. Diese Herrschaften speisen stets ganz allein ebenfalls an einem der separaten Tischchen." Der Portier zuckte ratlos die Achseln.

„Ist der Speisesaal besetzt?"

„Ziemlich stark; denn es speisen bei uns auch viele Pensionsgäste aus der Nachbarschaft. Aber einen Platz können wir an der langen Haupttafel schon noch für den gnädigen Herrn herausbekommen."

„Herausbekommen? Hören Sie, Portier, ich danke! Sie lassen mir unweigerlich ein Couvert auf das bewußte separate Tischchen legen! Ich verantworte die Geschichte."

Der Portier verneigte sich stumm.

VIII

Der große Arzt des Herrn von Gelling besaß einen seiner Größe entsprechenden Wartesaal. Dort harrte auch Stackelhofen an einem der nächsten Vormittage geduldig auf eine Audienz.

Es war sehr heiß in dem düstern Raum, an allen Fenstern standen wartende Menschen, alle Polsterstühle, alle Diwans waren besetzt; da und dort wagte einer mit seinem Nachbarn zu flüstern; die meisten saßen still und in sich gekehrt; etliche lasen in Zeitschriften oder Prachtbänden. Es herrschte eine feierliche Stille, würdig des großen Geistes, des weltbekannten Wohlthäters der Menschheit, der, nur durch zwei Holzthüren von dem hilfesuchenden Volke getrennt, seines Amtes waltete, Tag um Tag, Woche um Woche, Saison um Saison.

Auch Stackelhofen konnte sich dem Einflusse der allgemeinen Stimmung nicht entziehen; schon zu lange hatte er inmitten all des menschlichen Elends gesessen, und nun begann er nachgerade zu — schwitzen.

Aber endlich schlug die Stunde seiner Befreiung, ein Livreediener glitt herein und rief in diskretem Halbflüstertone eine Anzahl Namen



Der grosse Arzt des Herrn von Gelling besass einen seiner Grösse entsprechenden Wartesaal...

aus. Mit einem Seufzer der Erleichterung erhob sich Stackelhofen, trat unter dem berufenen Trüpplein in das Vorzimmer für männliche Patienten, entledigte sich mit Hilfe des Livreedieners seines Rockes, seiner Weste und seines Hemdekragens, hörte gerade noch die geflüsterten Worte: „Zuerst, bitte, gar nichts sprechen, der Herr Doktor lieben das vor der Untersuchung nicht!" Und nun stand er in der atmenden Nähe des Gefeierten.

Ergreifend stille war es in dem teppichbelegten Kabinett. Ein kleiner, korpulenter, weißbärtiger Herr watschelte auf den Riesen vom Strande der Ostsee zu, ein junger Mann mit goldener Brille und semmelblonden Haaren flüsterte: „Herr von Stackelhofen!" und reichte dem Meister das schwarze Stethoskop. Eine ungeheure rosarote Glatze blinkte unter dem Kinne des Leidenden, das Stethoskop ward auf seine linke Brust gesetzt. Stackelhofen begann im Geiste langsam zu zählen. Das Instrument wurde verschoben. ‚Fünfundvierzig, sechsundvierzig' hatte Stackelhofen erreicht, da trat der alte Herr schon mit einem erhabenen „Danke!" zurück, reichte dem Famulus das Instrument, kreuzte die Arme und zog sein rötliches Gesicht in ernste Falten. „Es — war — Zeit, — daß — Sie — nach Sprudelingen — kamen, — Herr —"

„Von Stackelhofen," flüsterte der Famulus im Hintergrunde.

„Von Stackelhofen," sagte der Riese mit höflicher Verbeugung.

„Höchste Zeit!" wiederholte der Meister.

„Höchste Zeit, Herr Doktor, der Meinung bin ich auch!"

„Haben Sie außerdem schon Krankheiten durchgemacht, Herr — e — e —?" inquirierte der Arzt und wandte sich zum Schreibtische.

„Von Stackelhofen!" flüsterte der Famulus.

„Von Stackelhofen," grinste der Riese. „Ja, ich entsinne mich, Herr Doktor. Es ist zwar schon lange her, aber ich weiß es, als wär's gestern gewesen."

„Bitte, nur nichts Nebensächliches, Herr — e — e," sagte der Meister in ernstem Tone. „Meine Zeit ist sehr beschränkt."

„Als wär's gestern gewesen, Herr Doktor," fuhr der Riese unbeirrt fort. „War da Kirchweihe bei uns, nahm mich ein Bedienter ohne Wissen meiner Eltern, ich war — na, gestatten, Herr Doktor —, ich werde so 'n zwölfjähriger Bengel gewesen sein, er nahm mich also mit. Na, den Rest können sich der Herr Doktor denken — Bier, Zigarren — acht Tage lang bin ich nach der Geschichte in der Klappe gelegen."

„Aber ich bitte Sie, Herr — e — e," — der Arzt erhob sich — „nur nichts Nebensächliches!"

„Nebensächliches?" Herr von Stackelhofen machte ein verwundertes Gesicht. „Für mich ist dieser Vorfall durchaus nichts Nebensächliches, er bedeutet sozusagen meinen Eintritt in die Mannesjahre; denn von jenem Tage an —"

„Ich habe Ihnen nunmehr die ersten Bäder



Eine ungeheure rosarote Glatze blinkte unter dem Kinne des Leidenden ...

ordiniert," unterbrach der Meister den Redestrom mit erhobener Stimme. „Wir beginnen mit Thermalbädern. Hier, diese Verschreibung wollen Sie jedesmal dem Badediener vorweisen. Am dritten Tage Pause; da finden Sie sich gefälligst wieder bei mir ein. Ihr Beruf?"

„Rittergutsbesitzer, Herr — e — e Doktor."

„Haben viel Zeit zur Verfügung, oder nicht?"

„Solange meine Anwesenheit hier nötig sein wird, bleibe ich."

„Gut, Sie wissen, die gewöhnliche Dauer der Kur beträgt vier bis fünf Wochen. Manche Patienten behalte ich jedoch eventuell gern etwas länger unter meinen Augen."

„Begreife vollkommen, Herr Doktor. Ich bin ganz Herr meiner Zeit. Darf ich nun aber auch bitten, mir über den Befund Ihrer Untersuchung —?"

„Darauf werden wir im Verlaufe der Kur zurückkommen," entgegnete der Meister mit Würde. „Ich pflege mich anfangs nicht auszusprechen."

„Und noch eine Frage," begann Stackelhofen.

„Bitte, meine Zeit ist zwar sehr beschränkt." Der Meister zog den Chronometer.

„Ich ersuche, meine Frage als den Beginn einer von der vorigen getrennten zweiten Konsultation zu betrachten!" Der Riese in Hemdärmeln verneigte sich höflich.

„Bitte," lenkte der Meister geschmeidig ein, „wie Sie wünschen!"

„Es handelt sich um meinen Freund, den Herrn von Gelling, der ebenfalls in Ihrer Behandlung ist."

„Ach richtig, der alte, kleine, graue Herr mit der Herzmuskeldegeneration!"

„Entschuldigen, Herr von Gelling ist dreißig Jahre alt, hellblond, nur einen halben Zoll preußisch kürzer als ich —"

„Ach natürlich, der Herr von Belling, der seit vierzehn Tagen in meiner Behandlung steht, gewiß!"

„Gelling, Herr Doktor, und seit sieben Wochen!"



Der Riese in Hemdärmeln verneigte sich höflich.

„Rittergutsbesitzer, nervöse Herzaffektion," soufflierte der Famulus, der unterdessen hastig in einer dicken Strazze geblättert hatte.

„Ach, gewiß, gewiß! Es kommen mir eben auch so viele Namen unter — nun, und womit kann ich dienen?"

„Ich beobachte, Herr Doktor, diesen Gelling seit drei Tagen."

„Gewiß, gewiß! Fast geheilt, nur an der Herzspitze noch 'n kleiner nervöser Fleck."

„Rechts oben, Herr Doktor."

„Natürlich, rechts oben, habe mich nur versprochen."

„Herr Doktor, gestatten Sie mir die ergebenste Frage: halten Sie diese Bäder nicht unter Umständen für sehr stark?"

„Welche Frage, mein Herr! Stark sollen sie doch sein, wo bliebe sonst die Wirkung?"

„Gewiß!" Stackelhofen verneigte sich. „Doch Sie gestatten, Herr Doktor, ich bin nur 'n Laie, vollkommen Ignorant in medizinischen Dingen, aber mir gefällt das Allgemeinbefinden meines Freundes nicht. Fast den ganzen Tag liegt er umher, ist reizbar, schwermütig, hat schlechten Appetit. Kurzum, Sie sehen ihn ja nur alle drei Tage ein paar, hm, ein paar Sekunden; ich beobachte ihn nun seit drei Tagen fortgesetzt. Er hat bis jetzt achtunddreißig Thermalbäder genommen —"

„So? Danke! Werde mir die Sache notieren." Der Meister nickte zum Zeichen, daß die zweite Audienz ebenfalls beendigt sei. „Und was Ihre Kur betrifft, mein Herr, halten Sie sich strikte an meine Vorschriften, und ich garantiere Ihnen einen schönen Erfolg —"

Ernst von Stackelhofen verbeugte sich formell.

*

Am späten Nachmittage ruhte Stackelhofen in seinem Zimmer und las. Da ward die Thür im Zimmer nebenan aufgerissen, und Stackelhofen hörte, wie sein leidender Freund einige Zeit erregt auf und ab ging. Dann klopfte es an der Verbindungsthür.

„Störe ich, Ernst?"

„Nicht im geringsten, Gelling. Bitte, setze dich!"

„Ernst, mir ist was Merkwürdiges passiert."

„Was Merkwürdiges? Kann einem in Sprudelingen auch was Merkwürdiges passieren, Gelling? Dann los!"

„Komme ich da vorhin zu meinem Arzte, untersucht mich der, knurrt was Unverständliches in seinen ehrwürdigen Bart —"

„Ehrwürdiger Bart ist gut," unterbrach ihn der von Stackelhofen.

„— schaut mich prüfend an und sagt: ‚Nun, Herr von Gelling, wie steht's? Ich denke, so soll's nicht weitergehen. Sie kommen mir reizbar, mißmutig vor. Am Ende sind Ihnen die Bäder doch auf die Dauer zu stark. Ich will Ihnen etwas vorschlagen, setzen Sie aus und gehen Sie heute mal zur Abwechslung auf den Schloßberg, aber an der steilen Seite, morgen wieder, und übermorgen erstatten Sie mir Bericht!'"

Stackelhofen legte sich zurück und brach in ein schallendes Gelächter aus.

„Aber, Ernst, ich begreife das nicht!" rief Gelling. „Bisher habe ich immer nur gehört: ‚schonen, höchstens kleine Promenaden, durchaus nicht steigen!' Jetzt jagt mich der Mensch ohne jeden Uebergang von einem Tag zum andern den Schloßberg auf der steilen Seite hinan! Wie soll ich denn das verstehen?"

„Für den Verstand ist das überhaupt nicht, mein Sohn," lachte der von Stackelhofen noch immer, zog sein Taschentuch und trocknete sich die Thränen, „nur fürs Zwerchfell."

„Oder hat er mich vielleicht bereits aufgegeben, denkt, es ist ja doch einerlei, wo ihn die Katastrophe ereilt?"

„Entschuldige, Gelling, aber mach mir nicht übel. Da, setze dich her! Ich will dir beichten. Ich bin heute bei deinem Arzte gewesen, ich habe ihm das von deiner — du verzeihst — Reizbarkeit, von deinem Trübsinn mitgeteilt —, still, Gelling, es war mir eine Gewissenssache! Ich habe ihn gefragt, ob denn nicht doch am Ende die Bäder zu stark seien. Na, was sagst du nun?"

„Gar nichts mehr, Stackelhofen! Und jetzt jagt er mich auf den Schloßberg!" Gelling trat an die Glasthüre des Balkons und begann auf die Scheibe zu trommeln.

Auch Stackelhofen kam herzu: „Merkst du nun endlich was, Gelling?"

„Stackelhofen — was meinst du —" kam es zögernd von den Lippen des andern, „Stackelhofen, am Ende bin ich gar nicht eigentlich herzkrank?"

„So wenig wie dein Johann, Gelling!"

„Aber weißt du, Stackelhofen — nein, im Ernste, ich fühle mich schrecklich elend. Mein Allgemeinbefinden, heulen könnt' ich wie 'n Hofhund!"

„Gelling!" Der Gutsnachbar trat dicht heran, legte die Hände auf die Schultern des Freundes und drehte ihn herum. „Gelling, das glaube ich von selbst. Aber ist's denn auch ein Wunder? Stecke mal einen ganz gesunden, nur etwas deprimierten, hypochondrischen Menschen achtunddreißigmal in die gelbe Thermalbrühe und laß ihn achtunddreißigmal von ihr gerben, Gelling, das hält kein Roß aus."

„Du könntest fast, Stackelhofen, — aber nein, ich vermag mir's doch nicht vorzustellen — so 'n bedeutender, so 'n berühmter Arzt!"

„Und so 'n Charlatan!" vollendete der andre mit Ueberzeugung. „Na, Gelling, bitte, lassen wir das bis morgen, da werde ich in der Lage sein, dir den vollgültigen Beweis zu erbringen."

„Verwundert starrte ihn der andre an. Dann aber seufzte er tief auf: „O Stackelhofen, wenn ich nun doch nicht unheilbar wäre?"

„Unsinn, Gelling!"

„Ich muß dir nur gestehen, ich bin selbst schon daran zweifelhaft geworden. Aber du weißt nicht, Ernst, was ich in den letzten Wochen gelitten habe. Denn wie könnte wohl ein Unheilbarer — ach was, ich glaubte mich bereits definitiv von allen Freuden des Daseins ausgeschlossen. Ich glaubte zum Beispiel, ehrlicherweise niemals ein Weib an mein Leben fesseln zu können, Ernst!"

„Aha —!"

„Stackelhofen, thu mir den Gefallen und behandle die Sache nach Gebühr. Glaubst du, ich kann das ehrlicherweise am Ende doch thun?"

„Wie alle deine Väter!" rief der Gutsnachbar pathetisch.

„Und, Stackelhofen, nachdem er mich nun doch einmal auf den Schloßberg jagt, und nachdem auch du mich nicht für unheilbar hältst, und nachdem, na, du weißt wohl, nachdem doch auch unser Leibbursch zu Hause —"

„Aha, kommt sogar der wieder zu Ehren?" Stackelhofen lächelte verschmitzt.

„— so habe ich an dich eine Frage zu richten, Ernst."

„Los!" Herr von Stackelhofen ordnete sein Gesicht in würdige Falten.

„Ernst — hast — nun, Ernst, empfindest du — hast du 'n tieferes Interesse für Fräulein von Ostenhusen?"

„Na und ob, Konfuchs!" Herr von Stackelhofen machte ein ganz konventionelles Gesicht. „Das hättest du die Tage her wohl bemerken können. Tiefstes Interesse!"

„Konfuchs, das ist mir nun noch das allerschwerste," stöhnte Gelling. „Also du liebst sie?"

„Lieben?" Stackelhofen grinste ein wenig. „Habe ich nicht gesagt. Interessant ist sie mir, furchtbar interessant. Und wenn du nicht bald dazu thust, Gelling, dann könnte ich wohl am Ende —"

„Ernst, du erkennst also meine älteren Rechte an?" Herr von Gelling umklammerte den Arm seines Freundes.

„Aeltere Rechte? Ei, schon so weit sind wir? Davon weiß ja nicht mal der Johann was!" platzte Stackelhofen heraus.

„Der Johann?" fragte Gelling verwundert. „Na, aber höre doch, wie sollte denn der Johann für solche Dinge einen Sinn haben?



Der Gutsnachbar trat dicht heran, legte die Hände auf die Schultern des Freundes ...

Der Johann ist ein ganz vortrefflicher Bedienter, aber da hast du wohl einen deiner Späße gemacht, Konfuchs!"

„Der Johann? Ja, Gelling, da hast du recht, der Johann ist eine Perle von einem ganz vortrefflichen Bedienten. Aber lassen wir's, verschieben wir's auf die Generalbeichte! Also — ältere Rechte? Gelling, meine Hand drauf, ich respektiere alle deine älteren und jüngeren, gegenwärtigen und zukünftigen Rechte, ich bin Rechtsmensch durch und durch."

„Ach, ältere Rechte, Ernst, das war wohl nicht passend ausgedrückt. Sag mal, Ernst, im Vertrauen, du giebst es doch selbst zu, daß du dich ungeheuer für diese Dame interessierst?"

„Gewiß, Gelling, fast so sehr wie für dich."

„Wieso?" Der Genesende machte ein mißtrauisches Gesicht.

„Na, zum Henker, ist das ein Gerede hin und her! Es kann mir doch wahrhaftig nicht gleichgültig sein, wer nun die Herrin von Buchenwalde wird?"

„Ernst, und du meinst, ich könnte — ich dürfte?" Es klang wie ein jubelnder Aufschrei.

„Gleich allen deinen Vätern!" sagte der Gutsnachbar zum zweitenmal.

„Ernst!" Gelling preßte die Hand des Freundes. „Und glaubst du, ich hätte nach meiner Genesung — Aussicht?"

„Ja, das mußt du sie wohl selber fragen, Gelling!"

„Ernst, thu mir den Gefallen und bekenne Farbe! Du hast nun in den drei Tagen sicherlich so viel oder mehr mit ihr gesprochen, als ich in den drei Wochen. Ich habe dabei Höllenqualen erlitten! Sag, ist auch mal die Rede auf mich gekommen?"

„Ja, Gelling, ich will ehrlich sein, schon verschiedene Male. Gleich heute mittag zum Beispiel hat sie sich zwischen Fisch und Braten hold zu mir geneigt, hat mir die Hand auf den Arm gelegt —"

„Ernst, das flunkerst du!"

„Nun ja, so genau hab' ich mir nicht alles gemerkt, kann auch sein, sie hat die Hand auf meine Serviette gelegt und hat mit thränenerstickter Stimme geflüstert: ‚Herr von Stackelhofen, hat denn Ihr Freund keine Augen im Kopf? Sieht er denn nicht, daß ich ihm von Herzen gut bin? Aber glaubt er denn, von der Chaiselongue aus erringt man sich die Hand einer Lore von Ostenhusen?' Ich drückte ihr verständnisvoll das Händchen und sagte: ‚Ganz meine Ansicht, gnädigstes Fräulein.'"

Gelling mußte lachen. „Schändlicher Lügner! Aber weißt du, Ernst, gesprochen habt ihr doch von mir, ich beobachte genau. Und heute mittag hat sie auf einmal so verloren zu mir herübergesehen."

„Kann wohl sein, Gelling. Da habe ich ihr nämlich viel von unsern Jagden in Ostafrika erzählt."

„Unnötige Renommage, Ernst!"

„Durchaus nicht, Gelling. Und ich habe ihr auch erzählt, wie du mir das Leben gerettet hast —"

Gelling murrte: „Räubergeschichten, alte!"

„Und habe ihr erzählt, was du für 'n Kerl gewesen bist, Gelling, ehe dich an der Küste die verfluchte Malaria und die ebenso verdammte Verlobungsanzeige geworfen haben. Das war ich mir selbst schuldig, weil ich mich erinnern kann, daß wir seinerzeit unsre Freundschaft auch nicht von Chaiselongue zu Chaiselongue geschlossen haben, und weil es heißt: sage mir, mit wem du umgehst, und ich sage dir, wer du bist!"

„Ernst, das von der Verlobungsanzeige hast du nicht erzählt; denn indiskret bist du nie gewesen!"

„Danke fürs gute Zeugnis. Kann auch sein, ich habe die Verlobungsanzeige weggelassen. Aber nun Scherz beiseite, Gelling!" Er stellte sich breitspurig vor den Freund hin: „Du oder ich! Wenn du sie nicht heiratest, heirate ich sie; denn so was läuft einem denn doch nicht alle Tage über 'n Weg. Sei froh, daß ich 'n anständiger Kerl bin!"

„Wenn ich nur ganz gesund wäre!" klagte Gelling.

„Zum Henker, du bist nicht krank, und das übrige wollen wir schon kriegen. Gestatte, daß ich deinen Arzt spiele. Gieb mir das Verfügungsrecht über hundert Mark!"

„Mit Vergnügen — aber wozu?"

„Ich kaufe dir unter Johanns Assistenz einen Touristenanzug, einen Rucksack und einen Knotenstock, was übrig bleibt, kriegst du wieder heraus. Und dann steigen wir nicht auf den Schloßberg, sondern in die Waldberge. Nun? So etwa auf vierzehn Tage. Und da sollst du mal sehen, wie dir das anschlägt. Erst ein paar Stunden am Tage, dann immer mehr, zuletzt nur noch in Heuhütten Nachtlager — ich sage dir, famos wird's. Schau nur hinaus, wie sie dastehen die Berge, blau und duftig! Gelling, jetzt freut mich mein Leben!"

„Aber du wolltest doch — Stackelhofen, du wolltest doch selbst eine Kur durchmachen? Stackelhofen, mir schwant etwas, Stackelhofen, was ist's denn mit deinem — Ochsenherzen?"

„Mein Ochsenherz schlägt unentwegt für dich," erklärte der Konfuchs feierlich.

„Und vierzehn Tage lang soll die Fußtour währen — so lange?" fragte der andre schon wieder nachdenklich, fast träumerisch.

„Gewiß, mein Junge, nicht länger, aber auch nicht kürzer. Morgen über vierzehn Tagen halten wir unsern zweiten Einzug im Hotel. Dann sind Ostenhusens gerade in die sechste Woche ihres Aufenthaltes getreten. Braun und frisch kommen wir zurück, abgerissen wie der Handwerksbursche im Liede, daß man uns zuerst kaum mehr erkennt, dann aber plötzlich einen unartikulierten Schrei ausstößt — und wir sinken uns gerührt in die Arme und —"

„Halten uns eventuell gefälligst abseits, weil uns die ganze Geschichte unter Umständen gar nichts mehr angeht," unterbrach ihn Gelling ärgerlich.

„Ganz richtig, Gelling, wir haben dann unsre Schuldigkeit gethan und können abtreten," lachte der andre. „So verfährt man ja meistens mit uns Aerzten. Apropos, Aerzte: Magst du mir's überlassen, die Angelegenheit mit deinem großen Arzte zu ordnen? Ich muß morgen ohnedies noch eine kleine Abrechnung mit ihm halten."

„Bin dir nur dankbar, Ernst," erwiderte Gelling zerstreut. Dann aber trat er plötzlich hart an den Freund, legte ihm die Hände auf die Schultern und stieß hervor: „Ernst, ich war grimmig eifersüchtig auf dich!"

„Freut mich, mein Lieber. Also ist das Mittel wohl probat," versetzte der andre trocken.

„Eine Fußtour, Ernst?" sagte der Genesende träumerisch, öffnete die Glasthüre, trat auf den kleinen Balkon und atmete tief auf. „Ernst, ich glaube auch, es ist das Gescheiteste in meiner Lage und bei dem herrlichen Wetter!"

IX

Wiederum wartete Herr von Stackelhofen im großen Saale des berühmten Arztes, wiederum betrat er das Vorzimmer, doch lächelnd wehrte er dem Diener, der ihm Rock und Weste samt dem Hemdekragen entreißen wollte. Und vollkommen angekleidet — eine auffällige Erscheinung — betrat er den kleinen Raum.

„Herr von Stackelhofen!" soufflierte der Assistent. Mit gekreuzten Armen stand der große Doktor.

„Zunächst, mein Herr, komme ich im Auftrage des Herrn von Gelling, meines circa sechs Schuh preußisch langen, blonden, dreißig Jahre alten, sieben Wochen hindurch von Ihnen mit dem größten Nutzen behandelten Freundes. Er hat sich infolge des ihm gestern verordneten Ausfluges auf den Schloßberg so gut erholt, daß er die Kur abbricht und heute mittag, einer plötzlich an ihn ergangenen Einladung folgend, abreist. Er beauftragt mich, ihn dem Herrn Doktor zu empfehlen und den geschäftlichen Teil seiner Verpflichtungen zu ordnen."

Am Schreibtische rauschten die Blätter der dicken Strazze, und der Assistenzarzt las: „Von Gelling, zwanzig Konsultationen, darunter zwei sehr eingehende Untersuchungen."

„Seine Schuldigkeit?" fragte Stackelhofen und griff in die Tasche.

„Nach Belieben," erklärte der große Arzt verbindlich, „aber nicht unter zweihundert Mark. Bedaure übrigens, Herrn von Gelling nicht mehr persönlich gesehen zu haben. Liebe derartiges plötzliches Abbrechen der Kur nicht."

„Das kann ich mir wohl denken, Herr Doktor," lachte Stackelhofen und zog das Portemonnaie. „Nun aber zu mir. Es sind mir doch sehr schwere Bedenken aufgestiegen —"

„Bitte, Ihre Kurverordnung, mein Herr!" unterbrach ihn der Arzt.

„Hier, Herr Doktor! Schwere Bedenken, ob diese Bäder meiner Lunge auch in der That bekömmlich sein werden?"

„Lunge?" Der große Arzt warf einen vernichtenden Blick auf seinen Patienten. „Ja, sind Sie denn lungenkrank? Und warum lassen Sie sich dann, wenn ich fragen darf, auf Herzleiden untersuchen? Wissen Sie nicht, wer ich bin? Ich bin doch der Herzdoktor!"

„Wenn Sie mich nun gefälligst auch zu Worte kommen lassen, mein Herr," — Stackelhofen lächelte mokant, — „ich habe mich weder auf Herz- noch auf Lungenleiden von Ihnen untersuchen lassen. Ich wurde aus dem großen Pferche da drüben in den kleinen Pferch da draußen getrieben, legte gehorsam einen Teil meiner Gewänder ab, dann führte man mich — sozusagen zur Schafschur — da herein. Sie horchten mich ab, ich machte ein andächtiges Gesicht; Sie fragten mit keinem Worte, was mir fehle, und als ich Ihnen endlich auf Befragen von der einzigen Krankheit meines Lebens, einem Magenkatarrh, erzählen wollte, da schnitten Sie mir die Rede ab, daß ich gar nichts mehr zu äußern wagte."

„Herr, Sie schleudern mir da Dinge ins Gesicht —"

„O, ich bin noch nicht fertig, Herr Doktor. Mit kurzen Worten, ich bin weder herzkrank noch lungenkrank —"

„Und haben mich lediglich zum besten gehabt, mein Herr?!"

„Zum besten? Ja kann ich mir denn nicht zur Abwechslung mal für mein Geld von Ihrem Stethoskop in die gesunde Lunge, ins gesunde Herz horchen lassen, Herr Doktor? Und hätten dann nicht Sie mir sagen müssen: was wollen Sie denn eigentlich in Sprudelingen?"

Der Meister wandte sich indigniert ab und schritt zur Thür. „Ich bitte, das Geschäftliche mit meinem Herrn Assistenten zu erledigen!"

„Das Geschäftliche!" Stackelhofen lachte hell auf. —

Die Thür hatte sich geschlossen.

„Ich begreife nicht, Herr Baron," — der kleine Assistenzarzt bemühte sich, martialisch dreinzuschauen, — „wie können Sie meinen allverehrten Herrn Chef dergestalt —"

„Werter Herr," sagte der Riese in väterlichem Tone, „ich denke, Sie stehen im Reserveverhältnis, so ist wenigstens draußen auf Ihrer Karte —"

„Allerdings!"

„Nun, dann sind wir ja sozusagen unter uns und wollen nicht erst auf prinzipielle Fragen eingehen. Es könnte Ihnen nur fatal sein, wenn wir über diese Geschichten schließlich noch am dritten Orte vor anständigen Leuten — Sie verstehen mich — sprechen müßten; von Stackelhofen, Oberleutnant der Landwehr."

Der Kleine rieb die Hände und verneigte sich: „War auch durchaus nicht in meiner Absicht gelegen. Es ist ja nicht zu leugnen, der Herr Doktor ist überhäuft mit Arbeit, und da laufen zuweilen Irrtümer —“

„Bitte, nun das Geschäftliche: hier sind zweihundert Mark und fünfzig Pfennige zur Begleichung der Schuld meines Freundes, Herrn von Gelling. Bitte, wollen Sie dem Herrn Doktor ja die fünfzig Pfennige gesondert als Gratifikation über die geforderte Summe einhändigen. Ich selbst habe zwei, beziehungsweise drei — Sie erinnern sich — also drei Konsultationen zu bezahlen, macht dreißig Mark. Hier! Und wollen Sie dem großen Arzte gefälligst nebst einem Komplimente von mir ausrichten, daß ich für den Genuß einer solchen Komödie, was meine Person betrifft, gerne dreißig Mark erlegt habe. Mein Freund allerdings ist mit seiner Gesundheit und zweihundert Mark und fünfzig Pfennigen — bitte, vergessen Sie die fünfzig Pfennige nicht — etwas tiefer in die Tinte geraten. Doch er wird's ja auch verwinden. Habe die Ehre!“

*

An diesem Vormittage verfaßte nun zur Abwechslung Herr von Stackelhofen eine triumphierende Postkarte:

„Na, Leibbursch, was sagst Du nun? Losgeeist! Das Mittel war gut, aber für mich selbst über die Maßen gefährlich. Mein erstes dunkles Gefühl des Morgens beim Erwachen, und meine letzte klare Ueberzeugung beim Einschlafen ist: Stackelhofen, du bist nicht nur ein heroischer, nein, du bist auch ein anständiger Kerl. Morgen früh trollen wir uns in Begleitung Johanns, der sein breites Maul nimmer zusammenbringt und nur immer die Zähne fletscht vor Vergnügen, wenn er mich sieht, auf vierzehn Tage in die Berge. Ob ich nach Ablauf dieser Zeit wieder hierher komme oder — eine Thräne zerdrückend — nach Norden abdampfe, das wird von der Beschaffenheit meiner Seelenkräfte abhängen. Alles übrige mündlich. Vale!“ —



Am Tischchen des kleinen blonden Portiers stand ein Stubenmädchen aus der Nachbarschaft.

Er hatte eben die Adresse geschrieben, da klopfte es an die Verbindungsthür, und Gelling betrat das Zimmer: „Hast du deine Karte an den Doktor fertig, Stackelhofen?“

„Und woher weißt du, daß ich an den Doktor geschrieben habe?“

„Nun, das kann ich mir doch an den Fingern abzählen, Konfuchs!“

„Und wenn?“

„Ich habe ihm auch geschrieben, und zwar einen Brief, Stackelhofen; da könnte ich deine Karte gleich mitbesorgen.“

„Glaub's wohl!“ lachte der andre und griff nach seinem Hute. „Nee, Schlaukopf, lieber nicht! Will dir was sagen, ich begleite dich. Dann wirfst du deinen de- und wehmütigen Brief auf der einen Seite in den Kasten, ich meine Karte auf der andern. Zuvor aber muß ich mir vom Portier noch eine Marke geben lassen.“

— — — — — — — — — — — — — —

Am Tischchen des kleinen blonden Portiers stand ein Stubenmädchen aus der Nachbarschaft.

„Also können Sie mir den Gefallen thun, Herr Portier?“

„Gerne. Wieviel ist's?“

„Hundert Mark, Herr Portier.“

„Hier — warten Sie, nein — so — richtig?“

„Danke auch vielmals, Herr Portier.“

„Gerne geschehen. Nur muß ich Ihnen bei der Gelegenheit sagen, neulich haben Sie mir ein Zehnfrankenstück statt eines Zehnmarkstückes zum Wechseln gebracht, und das konnte mir nicht angenehm sein.“

„I, nicht möglich! Ei, das kann doch gar nicht sein!“ Das Stubenmädchen war sehr rot geworden. „Das sollte mir furchtbar leid thun, nee, so geben Sie mir's doch wieder —“

„Na, lassen Sie, es ist bloß, daß man drüber spricht,“ sagte der Portier.

Gelling und Stackelhofen betraten die Loge.

Das Stubenmädchen knickste kokett und sagte laut: „Is mir furchtbar leid, Herr Portier, wenn Sie geschädigt sind. Aber es is mir auch gar zu wirr im Kopfe heute den ganzen Vormittag.“

„Bitte sehr, das ist ja vor drei Tagen gewesen, Fräuleinchen,“ sagte der Portier mit gutmütigem Lächeln.

„Nee, heut morgen war's doch! Was, Sie wissen's noch nicht? Nu, heut morgen oder heut nacht is ja bei uns drüben was Gräßliches passiert! Sie haben's noch nicht gehört? Nee, aber! Da wohnt doch der Herr Baron von der Ostsee oder aus der Gegend mit seiner Frau — wissen doch, die große, schöne Frau? Hör' ich nu heut bei Morgengrauen — ich hatte doch die

Korridorwache von drei bis sechs Uhr — 'n Gepolter in dem Zimmer, als wenn ein Mensch zusammenstürzte. Ich sag' Ihnen, ich bin so viel erschrocken. Geh' ich an die Thür und horch', hör' ein Röcheln, und dann war alles still. Lauf' ich und weck' unsre Frau. Die kommt so geschwind, als sie kann, klopft, fragt, ob sie was helfen könnt', keine Antwort. Drückt sie leise die Klinke herunter, ist die Thür nicht verschlossen. Liegt der Mann, der Baron — so 'n guter Herr, Sie glauben's gar nicht, Herr Portier — am Boden liegt er und rührt sich nicht. Ich such', ich ruf', keine Gnädige weit und breit. Aber das Fenster steht offen — Parterre, Herr Portier. Renn' ich zum Arzte, der kommt und kann nichts konstatieren als den eiskalten Tod. Und inzwischen — nee, Herr Portier, 's ist mir sehr schenierlich, ich bitte Sie, was man nicht alles erleben kann — inzwischen kommt die Frau Baronin heim unters Fenster — was sagen Sie dazu? Darf's einem da etwa nicht wirre werden im Kopfe? So 'ne feingebildete Frau Baronin? Und so 'n herzensguter Herr, der Herr Baron!"

— — — — — — — — — — — — —

Gelling schob den Arm in den des Freundes: „Komm!" flüsterte er. Wortlos gingen die beiden über die Straße zum Briefkasten. Wortlos gingen sie dann wieder Arm in Arm zum Park hinunter.

„Schändlich!" sagte Gelling nach einer Weile und schüttelte sich.

„Freilich, Konfuchs. Aber was können wir dran ändern? Schlag dir's aus dem Kopfe. Ich denke, ihm ist wohl, dir aber — besser."

*

Es war schon ziemlich spät am Abend, als der alte Johann mit einem großen, pauschigen Ding in weißem Papier die Freitreppe des Hotels hinanstieg und im Lichtkreise der Bogenlampe innehielt, den Cylinder auf die Steinbrüstung stellte und sich den Schweiß von der Stirne wischte.

„Noch so spät fortgewesen, Herr Siewers?" Der biedere Portier trat nägelknipsend herzu.

„Noch 'n Geschäft gehabt, Herr Portieh. Und können Sie mir nich sagen, Herr Portieh, is das gnä'ge Fräulein von Ostenhusen schon nach oben kutschiert?"

„Das Fräulein von Ostenhusen sitzen schon seit einer Stunde drinnen in der Loge und lesen."

„So? Na, das is mich aber sehr lieb. Da will ich nur mal geschwinde vorbeischlüpfen," flüsterte der alte Mann und drückte seine Nase an die Glasthür. „Is mein gnä'ger Herr schon schlafen gegangen, Herr Portieh?"

„Ich glaube, ja."

„Na, dann man los!" flüsterte Johann, der Portier öffnete ihm dienstfertig die Thüre, und leisen Schrittes, mit dem Cylinder in der Hand, ging der Bediente durch die Loge. —

„Herr Siewers, Herr Siewers!"

Johann wandte sich.

„Herr Siewers, Sie gehen nach oben? Aber so steigen Sie doch ein, ich will Sie gern nach oben bringen!" Und der Liftjunge packte ihn schon am Rockzipfel.

„In diesen infamichten Kasten? Nee, mien Jung, das thut der alte Siewers seindag nich, da kennen Sie ihm schlecht!"

„Aber Herr Siewers, ich bitte Sie, das ist ja ganz ungefährlich. Wie oft fahre ich wohl den Tag über? Probieren Sie's nur mal!"



Der alte Johann stellte den Cylinder auf die Steinbrüstung und wischte sich den Schweiss von der Stirne.

„Nee," wiederholte der alte Mann und machte ein mißtrauisches Gesicht. „Un ich will Ihnen auch sagen, warum: Sie haben mich das Ding nächsthin erklärt, daß es mit Wasser betrieben wird. Und seitdem is mich das Ding noch um ein gut Stück verdächtiger. Wenn das mit wahrhaftigem Wasser betrieben wird, so muß man's doch planschen hören. Aber so oft ich nu an den Schacht gestanden bin und hab' gehorcht, ich hab' nichts nich gehört. Nee, da kriegen Sie mir meindag nich rin, da sind mich meine ollen Knaken zu gaud zu!"

„Fährt ja sogar die Königin Luise alle Tage auf und ab," lachte der Liftjunge. „Und der ihre Knochen —"



„Sie, Herr Siewers? Sie haben sich verirrt!" lachte das Zimmermädchen und machte einen spasshaften Knicks.

„Jung, ich sag' Ihnen, was gehen Ihnen die Knaken von dem gnä'gen Fräulein von Ostenhusen an? Ich bitt' mir mehr Respekt aus für meine — für diese gnä'ge Herrschaft! Und daß sie alle Tage auf und ab kutschiert in dem verdächtigen Kasten, das hat mich schon oft gräsen gemacht." —

Und bedächtig erklomm er die hohen Treppen und stand endlich schnaufend im Korridor des dritten Stockes.

„Sie, Herr Siewers? Sie haben sich verirrt!" lachte das Zimmermädchen und machte einen spaßhaften Knicks.

„Nich, Jüngferchen, nich," flüsterte der alte Mann. „Aber 's is gut, daß ich Ihnen gleich treffe. Da helfen Sie mich mal, das Papier wegzubringen!"

„O die wunderschönen Rosen, Herr Siewers! Na, und wer soll denn die bekommen?"

„Warten Sie man, Jüngferchen, werden's gleich sehen. So —! Nu führen Sie mich mal schnurstracks in das Zimmer vom gnä'gen Fräulein von Ostenhusen!"

„Ja, Herr Siewers, das darf ich aber doch nicht! Und ich glaube, sie ist schon oben."

„Nee, Jüngferchen, das machen Sie dem alten Siewers nich weis. Das gnä'ge Fräulein sitzt mit andern Gästen unten in der Portiehlodsche und thut lesen."

„Ich kann's aber doch auch besorgen?" fragte die Kleine schnippisch.

„Ich will's aber doch selbst besorgen!" entschied der Bediente und griff in die Westentasche.

„O nee, Herr Siewers, das is zu viel! — Na, wenn Sie's nicht anders thun — ich mach' eben meine Danksagung, — kommen Sie nur, und treten Sie leise auf; denn der Herr Hauptmann nebenan schlafen schon. Und diese Rosen, Herr Siewers! Ei, da könnt' man schon auf andre Gedanken kommen!"

„Sie haben uf gar keine Gedanken zu kommen, Jüngferchen, Sie haben bloß das hübsche Mäulchen zu halten — verstanden?"

„O, ich schnauf' nicht, Herr Siewers!"

Mitten auf den Tisch stellte Johann das Glas mit den duftenden Rosen und steckte sorgfältig das zierliche Billet zwischen die Blätter und Blüten. Dann ging er leise hinaus.

Auf dem Korridore des zweiten Stockwerkes aber blieb er in tiefen Gedanken stehen: ‚Und wenn sie nu die Bedeutung nich verstehen thut, wat denn? Nee, gnä'ger Herr, de Saak möt noch anners bedrewen warden. Ick will dat Unglück nich taun tweitenmal erlewen, nee! Ick möt ehr de Näs drupstötten.'

Und hocherhobenen Hauptes stieg er die Treppen hinab, spähte durch die Glasthür in die Portierloge und murmelte vergnügt vor sich hin: ‚Dat 's recht, da sitt se ganz allein und dauht lesen.'



„Dat 's recht, da sitt se ganz allein und dauht lesen."

Und nun stand er auch schon neben dem Tischchen seines Freundes.

„Sie wünschen, Herr Siewers?"

„Na, ich wünsche Sie nich mehr viel, Sie wissen ja, morgen in aller Herrgottsfrüh geht das dahin."

„Ja, Herr Siewers, hab's mit Bedauern gehört."

„Na, wir kommen ja wieder, wir kieken uns man so 'n Dag' veirtehn dei Barg an, dann kamen wir ganz gewiß wedder."

„Das ist recht, Herr Siewers."

„Und weiten Sie noch, Herr Portieh? Wir hätten öwerhaupt von Anfang gar nich baden sollen; denn wir" — der alte Mann erhob die Stimme und schielte angelegentlich nach der lesenden Lore hinüber — „wir sind ja gar nich herzkrank gewesen, bewahre, wir sind 'n kerngesunder junger Mann, und uns fehlt nichts, rein gar nichts als 'ne kerngesunde junge gnä'ge Fru in unser Schloß. Nu, Herr Portieh, wat nich is, kann ja warden. Meinen Sie nich ook?"

„Sie wollen sich verehelichen, Herr Siewers? Na, da kann man gratulieren, die Frau beko̊mmt 'n braven Mann!" Der Portier lachte belustigt.

„Ick? Sei sünd wol doll? Wenn ich sag' wir, dann ist's doch mein gnä'ger Herr, den ich meine, wem denn sonst? Und ich sag' Ihnen, Herr Portieh, zu den Mann, wollt' sagen gnä'gen Herrn, kann man jeden gnä'gen Fräulein von Herzen gratuliern. Und ich sag' Ihnen, ich kenn' sie dutzendweis, die sich die Finger lecken thäten bei uns tauhus. Aber er nimmt nich jede. Ich hab' ja hier in Hotel freilich schon hie und da was bemerkt, aber da darf ich nich davon reden. Nur das sag' ich, was der Herr auf'n Korn hat, das trifft er auch, mehr sag' ich nich. Er hat Löwen un Tiger getroffen, er wird ook da treffen; wenn's sin muß, mit Blumenbukette, mehr sag' ich nich."

„'n ganzer Kavalier, der Herr von Gelling," bestätigte der Portier.

„Das will ich meinen, und dafor is mein gnä'ger Herr auch bekannt, bis übers grote Water. Und das Rittergut, sag' ich Ihnen, da darf einer weit gehen; twantigdusend Morgen Feld, Wiesen, Wald! Un Schulden? Schulden kennt man bei uns nich den Namen nach! Wir haben hundertzwanzig Stück Rindveih im Stall, und ich sag' Ihnen, Herr Portieh, unsre Kuhställ, die sind so scheun, so reinlich, so lüftig, da is Ihre Lodsche nichts nich dagegen, un so angenehm, da könnt' man Schaukelstühle rinstellen un sich druffsetzen un Bäuker lesen. Aber das brauchen wir gar nich, dazu is bei uns die Waffenhalle vorhanden, wo unsre Ahnenbildnisse hängen und unsre Stammbäume bis uf die ollen Heiden taurügg. Un ich bin man neugierig, wen mein gnä'ger Herr als seine gnä' Fru in all die Herrlichkeit rinführen wird! Ich hab' ja meine Gedanken, aber die sag' ich nich. Und nu gu'n Nacht, Herr Portieh!"

— — — — — — — — — — — — — —

Als Johann in seinem Stübchen stand, lachte er stillvergnügt und hochbefriedigt in sich hinein: ‚Johann, dat hast du gaud makt un dütlich. Un du häst't genau gesehn: dreimal hät sei sich rot angesticht, äwer un äwer!' —

Auch Lore von Ostenhusen trat in ihr Zimmer und schob den Riegel vor. Dann ging sie leise zur Glasthür des Balkons und preßte die Stirne an die Scheibe. Draußen blinkten die Sterne über den dunkeln Waldbergen, und sachte, sachte rannen ihr die glitzernden Tropfen die Wangen herunter. ‚Thörin!' flüsterte sie vor sich hin, preßte die Zähne zusammen, wandte sich und schloß die Leitung. In blendendem Lichte erstrahlte das Gemach, und mitten auf dem Tische glühte



Fast zaghaft ging Lore hinzu und nahm das weisse Briefchen aus den roten Rosen.

das riesige Bouquet. Fast zaghaft ging Lore hinzu, nahm das weiße Briefchen aus den roten Rosen und erbrach mit zitternden Händen das Couvert:

„Otto von Gelling empfiehlt sich dem gnädigen Fräulein von Ostenhusen ehrerbietigst und bittet, seiner innigen Herzensfreude darüber, daß er die Herrschaften nach seiner Rückkehr sicher noch in Spr. zu finden hofft, wiederholt Ausdruck geben zu dürfen."

Lore von Ostenhusen trat mit gefalteten Händen an die Glasthür zurück und hob das thränenüberströmte glückstrahlende Antlitz zu den blinkenden Sternen.

X

Fast ein halbes Jahr war vergangen, und wieder saß Lore von Ostenhusen im Privatstübchen des alten Juweliers.

„Er ist gut aufgehoben gewesen, die Zeit her," sagte dieser und breitete den Familienschmuck auf der Mahagoniplatte aus. „Aber sehen Sie gefälligst selber nach, ob alles in Ordnung ist, liebes Fräuleinche!"

„Herr Meier —!" zürnte Lore.

„Nee, liebes Fräuleinche, sehen Sie nur nach, Geschäft is Geschäft."

„Ein nettes Geschäft für Sie, Herr Meier!" lachte Lore. „Sie haben mir auf ein halbes Jahr fünfzehnhundert Mark geliehen und —"

„Nu, hab' ich sie etwa verloren, meine fünfzehnhundert, oder liegen sie nicht wieder da auf dem Tisch, Fräulein Lorche?"

„Und wenn ich Sie nach meiner Schuldigkeit frage, dann geben Sie mir keine Antwort, Herr Meier. Ich weiß ja, daß solche Freundlichkeit, nein, solche Barmherzigkeit, für die ich Ihnen zeitlebens Dank schulde —"

„Fräulein Lorche, wollen Sie nun einen alten Mann noch mehr beleidigen, oder wollen Sie gefälligst das Mündche halten und zwar ganz geschwinde?" fragte der Juwelier, faltete behaglich die Hände und schmunzelte vergnügt auf seinen lieblichen Besuch herüber. „Still, liebes Fräuleinche, ganz still! Bin ich 'n Geldausleiher? Nee, das bin ich nicht, bin 's auch niemals gewesen. Aber 'n Geschäftsmann bin ich, und das bleib' ich und kann's mir auch nimmer abgewöhnen. Und jetzt will ich Ihnen sagen, was wir beide gemacht haben für 'n Geschäft mit dem —" er tippte auf die blauen Scheine — „mit dem toten Mammon da. Und wenn ich fertig bin, fangen Sie noch einmal an zu reden von Schuldigkeit! Also, liebes Fräuleinche, da ist vor allem Ihr Herr Vater, wegen dem Sie vorigen Sommer zu mir hereingekommen sind — mit schwerem, klopfendem Herzen, ich hab's wohl bemerkt —"

„Das weiß Gott," bekräftigte Lore.

„Nu, es ist ja auch überstanden," lächelte der alte Mann. „Und glauben Sie mir's, Fräulein Lorche, es gäb' viel weniger nagende Sorgen in der Welt, wenn wir uns immer beizeiten offenbaren möchten einem guten Freund. Na, Sie haben's gethan, und — meinen Sie, hat er Zinsen getragen, der Mammon, für Ihren Herrn Vater? Ich denk' mir wohl. ‚Wie neu geboren!' hat mir der Herr Hauptmann selber noch vor zwei Monaten gesagt. Aber wer kann denn dafür? Ich? Oder Sie? Oder der Mammon? Ich denk' mir, liebes Fräuleinche, wenn so was anschlagen soll, dann muß ein andrer seinen Segen geben zu dem Geschäft — also führen Sie die Zinsen ab an diesen Herrn, aber mich verschonen Sie gefälligst damit!"

Lore streckte dem alten Manne die Hand über den Tisch entgegen, während ihr die Augen voll Thränen standen.

Der Juwelier streichelte die Hand väterlich. Dann sagte er: „Der Herr läßt die Arzenei aus der Erde wachsen, und ein Vernünftiger verachtet sie nicht. Gottes Werke kann man nicht alle erzählen; und er giebt alles, was gut ist auf Erden. — Kennen Sie den Spruch? Nein? Nu, dann lesen Sie ihn nach, Sie haben ihn auch in Ihrer Bibel, im Sirach steht er und is 'n schöner Spruch. Jetzt aber wollen wir weiter reden von Geschäften. Und kommen also zu Ihnen selber, liebes Fräuleinche. Nu — haben Sie nicht auch 'n ganz gutes Geschäft gemacht, was?"

Lore wurde rot und zog die Hand zurück. „Aber Herr Meier, ich bitte Sie, da paßt doch der Ausdruck Geschäft —"

„Sie meinen, da paßt er nicht, liebes Fräuleinche?" sagte der alte Mann ernsthaft. „Ei, das weiß ich anders, gerade da paßt er, das Heiraten is ja 's allerallerwichtigste Geschäft auf Erden, das kann ich Sie versichern. Und wenn man bei jenem Geschäft 'n Kapital einsetzt und Kraft und Arbeit bei diesem — beim Heiraten setzt man immer das Höchste ein, was man besitzt, sich selber. Und ich kann Sie versichern, liebes Fräulein Lorche, wenn Sie und Ihr Herr Vater das wichtige Geschäft auch nicht behandelt haben als Geschäft, ich hab's für Sie gethan."

„Herr Meier, das verstehe ich nun absolut nicht."

„Nu, liebes Fräuleinche, ich will's Ihnen auch erzählen, aber Sie dürfen nicht böse werden mit einem alten Mann, darum hören Sie mich ganz ruhig an."

Gespannt blickte Lore auf das kluge, runzelige Gesicht.

„Also, wie Sie mir geschrieben haben von der Verlobigung, Sie erinnern sich ja wohl, da hab' ich Ihnen zuerst gar nichts geantwortet."

„Ja, das weiß ich, Herr Meier; und es war auch gar nicht hübsch von Ihnen. Nichts als einen höflichen Gruß und Glückwunsch haben Sie mir damals durch Ida wissen lassen."

Der alte Herr lächelte in sich hinein. „Nu und hernach? Bin ich dann nicht, etwa 'n Monat später, mit dem Schlot auf'm Kopf zu Ihnen gekommen und hab' Ihnen meinen Besuch gemacht mit Glacéhandschuhen? Nu? Und wissen Sie, warum ich so spät erst gekommen bin? Ich will's Ihnen sagen: ‚E Badeverlobigung?' hab' ich gebrummt, wie ich Ihren Brief gelesen hab'. ‚Nee, das ist mir aber doch zu gefährlich.' Und ist mir den ganzen Tag nicht aus dem Kopf gegangen. ‚Wie kann er alles, was zu so 'm Geschäft gehört,' hab' ich mich gefragt, ‚wie kann er alles besorgt haben in der kurzen Zeit, der kranke Mann im Bade? Und kann sie nu nicht am Ende recht, recht unglücklich werden für ihre kindliche Lieb', das Lorche? Meier, hab' ich mir

gesagt, und zuletzt bist du selbst noch schuld daran, weil du ihr das Geld dazu geborgt hast!' Und bin nimmer zur Ruhe gekommen, bis ich mich hingesetzt hab' und hab' e Stücker drei oder vier Briefe geschrieben — sind Sie ganz ruhig, im tiefsten Vertrauen an gute Freunde, und das ist bei unsereinem 'ne ganz gewöhnliche Sache, und war ja auch noch gar nicht öffentlich, Ihre Verlobigung. Und ich sag' Ihnen, ich hab' in dem Geschäfte gehandelt, als hätte er um mein eignes Kind angehalten, der Herr von Gelling. Und nach vier Wochen, liebes Fräuleinche, hab' ich aber auch 's Würzelche gewußt und bin mit Freuden in meinen schwarzen Rock geschlüpft —"

Mit niedergeschlagenen Augen saß Lore und reichte dem alten Herrn zum zweitenmal die Hand über die Tischplatte hin.

„— und hab' Ihnen von Herzen gratuliert." Er hielt inne und räusperte sich. „Das aber sag' ich Ihnen, liebes Fräulein Lorche, und geb's Ihnen notariell auf Verlangen: Hätt' ich 'was erfahren über den Herrn Rittergutsbesitzer, was mir nicht hätte gefallen können, dann hätt' ich gegen ihn gehandelt, wie man handelt gegen einen Räuber, — feindselig."



„Nun, das ist ja, wie Sie versichern, nicht nötig gewesen," lächelte Lore. Dann sagte sie herzlich: „Sie haben's gut gemeint, Herr Meier, und ich danke Ihnen auch dafür. Hoffentlich hat mein Bräutigam nichts davon erfahren."

Der Juwelier erwiderte ernsthaft: „Er kann nichts erfahren haben. Aber auch wenn — das Geschäft ist mir zu wichtig gewesen."

Nun stand er auf, ging um den Tisch, trat neben die Braut, ergriff ihre Hand und streichelte sie zärtlich, und während ihm die glitzernden Tropfen in den Bart fielen, schloß er langsam und stockend: „Und — Zinsen hat's mir doch gebracht, das Kapitälche — nicht, verstehen Sie mich nicht falsch, Fräulein Lorche, um Gottes willen nicht — aber Sie wissen ja doch, was ich Sie damals gebeten hab', ganz beiläufig? Und nu — ich kenn' mein Jdche gar nimmer, seit sie so viel umgeht mit Ihnen. Nee, lassen Sie nur, ich weiß, was ich weiß! Und denken Sie, such' ich da gestern meinen alten zerrissenen Schafpelz — ich muß mir 'n immer über die Kniee legen — schau mal her, hat mir mein Jdche aus ihrer Sparbüchs — — einen kostbaren Pelz gekauft für meine alten, eiskalten Beine. Ich — Fräulein Lorche — das Herz hat mir geklopft, sag' ich Ihnen, daß ich geglaubt hab' — ich muß am End' auch noch nach — — Sprudelingen."

Der alte Kirchhof

Da draussen vor dem Städtchen liegt
Ein alter, wunderschöner Garten,
Von grünen Hecken dicht umschmiegt,
Nie sah ich Menschen seiner warten.

Ein Gitterthor mit Schnörkelei'n
Führt zu dem weltvergessnen Orte.
Es knirscht der Sand. Ich trete ein,
Schwer fällt ins rost'ge Schloss die Pforte.

Kaum find' ich noch der Wege Spur,
So dichtverwachsen sind die Gänge.
Die Sonne selbst bricht mühsam nur
Durch dieser Wildnis hold Gedränge.

Der blaue Flieder duftet schwer,
Cypressen starren, düstre, schlanke,
Und schwebend spinnt sich hin und her
Der Rosen duftendes Geranke.

Viel gift'ges Kraut am Boden kriecht,
Nachtschatten lauert dort im Kühlen,
Ein müder, weisser Falter wiegt
Sich in der Sommerluft, der schwülen.

Es liegt ein Duft um dies Revier,
Ein fremder Duft, ein dumpfer, weher —
Mich schaudert's plötzlich eigen hier —
Der weisse Falter zittert näher.

Es ist so still. Ich bin allein.
Kaum hört man fern den Schlag der Uhren,
Da stösst mein Fuss an einen Stein
Mit einer Schrift verwischten Spuren.

„Hier ruht in Gott —" les' ich. Es rankt
Sich ringsum Epheu, dichter, alter,
Ein ruheloses Seelchen schwankt
Darüber hin: der weisse Falter.

Gertrud Freiin le Fort

Schwindel und Bergkrankheit

Unsre gesamte Kulturentwicklung, alles, was der Mensch in Wissenschaft und Kunst, Technik und Gewerbe geleistet hat, die Verfeinerung des Lebensgenusses, die Vertiefung des Gemütslebens, die Hebung der Sitten, die Förderung des Allgemeinwohls, kurz: die körperliche und geistige Veredelung des Menschen steht in ursächlicher Beziehung zur Steigerung der Funktionen unsers Nervenapparates. Nicht nur das Nervensystem hat seine Entwicklungsgeschichte, sondern auch seine Funktionen haben mit der fortschreitenden Kultur eine immer höhere Ausbildung erfahren, die dem Dasein edlere und höhere Ziele eröffnet hat. Der Kulturmensch ist empfindsamer und feinfühliger, sensibler und impulsiver geworden, weil er nervöser geworden ist — nicht „nervös" in der hergebrachten, verschwommenen Bedeutung von krankhafter nervöser Ueberreizung und Nervenschwäche, sondern im Sinne von leichterer Reizbarkeit, beschleunigter Nervenleitung und feinerer Empfindung.

Allerdings trägt der Fortschritt der Kulturentwicklung — wie leider so häufig —, auch bezüglich der erhöhten Ausbildung der Nervenfunktionen zugleich den Keim der krankhaften Ueberkultur in sich. Daher hat neben den vielen und stolzen Charakterisierungen unsrer Zeit leider auch das nicht minder bezeichnende Epitheton vom „Zeitalter der Nervosität" seine teilweise Berechtigung. Allenthalben und in allen Schichten der Bevölkerung bemerkt man die nervöse Erregtheit unsrer Zeit, eine allgemeine Nervosität und nervöse Ueberreiztheit der Massen und eine zunehmende Häufigkeit der ausgesprochenen Nervenkrankheiten, zu denen auch der Schwindel und die Bergkrankheit gehören.

Die Alten kannten vorzugsweise nur zwei Symptome des Schwindels: einmal die Verdunkelung des Gesichtsfeldes und sodann die drehende Bewegung der Gegenstände; von dem ersteren Symptom haben die Griechen ihr Wort für Schwindel (σκότωμα), von dem andern die Römer das ihre (vertigo) gebildet. Seitdem ist das als Schwindel bezeichnete körperliche Gefühl unausgesetzt Gegenstand eingehender Erörterung und wissenschaftlicher Forschung gewesen, ohne daß sich die Anschauungen über Ursachen, Entstehung und Wesen der Schwindelempfindung geklärt hätten. Dies erklärt sich teilweise daraus, daß mit dem Schwindelanfall gewöhnlich ein die Selbstbeobachtung hindernder Zustand der Angst vorhanden ist, so daß von den Schwindligen selten genaue und zuverlässige Angaben über die Ursache und Entstehung des Schwindels gemacht werden können.

Die den Schwindel auslösenden Ursachen sind allerdings auch sehr verschieden je nach Körperkonstitution, Temperament, Gemütsart und Reizbarkeit des Nervensystems des Menschen. Nervöse Naturen werden offenbar eher „schwindlig", weibliche Personen anscheinend auch häufiger als männliche. Maurer, Zimmerleute, Dachdecker, Schornsteinfeger sind absolut schwindelfrei oder „schwindelfest". Daß die Unglücksfälle durch Sturz aus dem Fenster und durch Absturz in den Hochgebirgen viel häufiger durch einen plötzlichen Schwindelanfall verursacht werden, als allgemein angenommen wird, dürfte nicht bestritten werden und wird immer noch nicht genügend beachtet.

Schon der Säugling wird durch das Wiegen und Schaukeln im Arm oder in der Wiege in Schwindel versetzt und schläft darin ein. Schwindelempfindung begleitet auch die ersten Gehversuche des Kindes wie die des Rekonvalescenten, der nach längerer Krankheit zum ersten Male wieder seine Lagerstätte verläßt. Schwindel entsteht bei vielen Personen nach aktiven oder passiven schnellen Drehungen des Körpers um die eigne Achse, so beim Tanzen, Schaukeln, Karussellfahren u. s. w., andre werden schon allein vom Anblick solcher Bewegungen von Schwindel befallen. Schwindel kann sich einstellen beim Herabschauen aus dem Fenster eines hohen Stockwerkes, von einem hohen Turme und von steil abfallenden Höhen über tiefen Abgründen, sogar beim Hinaufschauen zu einem steil aufstrebenden Gegenstande, z. B. einem Mastbaume, Fabrikschornstein oder Kirchturm, zumal wenn man diesen sehr nahe steht. Schwindel pflegt sich einzustellen bei längerem Hinstarren auf einen bestimmten Punkt, beim Versuch, das, was hinter einem Gitterwerk geschieht, genau wahrzunehmen, beim Betrachten naher, sich drehender, schwankender oder sich schnell vorwärts bewegender Gegenstände, insbesondere auch, wenn man in einem fahrenden Eisenbahnzug einen andern in derselben Richtung fahrenden Zug beobachtet. Ferner durch Bewegung des Bodens, auf dem man steht, z. B. auf Flößen, Landungsbrücken, Pontons, womit auch die Schwindelempfindungen zusammenhängen, die die Seekrankheit begleiten, oder die durch die ersten Erschütterungen eines Erdbebens oder bei dem Schreiten über sogenannte Gummiwiesen auf moorigem Untergrund ausgelöst zu werden pflegen; Schwindelanfälle werden hervorgerufen durch tiefes Bücken und schnelles Wiederaufrichten, beim Anblick eines Wasserfalles oder des Wellenspiels eines Baches, Flusses oder Wasserfalles. Nicht selten beobachtet man auch das Auftreten des Schwindelgefühls bei heftigen Sinnesempfindungen, wie hellen, grellen Lichtes und heftiger Geräusche.

Ausnahmelos beginnen alle Schwindelempfindungen mit Symptomen in den Augen — es tritt zunächst ein Flimmern vor den Augen ein, dann folgt Verschwommensein der Dinge oder sogenanntes Schwarzwerden vor den Augen oder auch Doppeltsehen, was auf Veränderungen an der Pupille und einen krankhaften Zustand der Accomodationsfähigkeit des Auges zurückgeführt wird. Dazu gesellt sich die Empfindung, daß sich die Gegenstände entfernen oder nähern, von unten herauf oder umgekehrt bewegen, sich von einer Seite nach der andern oder im Kreise drehen. Begleitet ist der Schwindelanfall von einem vollständigen Benommensein oder von einem unmittelbaren Angstgefühl mit dem Inhalte, daß die Betroffenen glauben, umzufallen oder einen Schlaganfall zu bekommen und tot zur Erde zu fallen. Hierauf folgt gewöhnlich eine thatsächliche Störung des Körpergleichgewichts; der Schwindlige gerät in wirkliches Schwanken, begleitet von entgegengesetzten Abwehrbewegungen, um dem Fallen vorzubeugen. Bei ernstlicheren Schwindelanfällen verlieren dann die Sinneswahrnehmungen an Schärfe und Deutlichkeit, so daß die Gesichtswahrnehmungen ineinander verschwimmen, sich in Nebel, Halbdunkel bis völliges Dunkel auflösen und die Gehörswahrnehmungen ineinander verklingen oder abgestumpft werden. Zugleich besteht das Gefühl der abwechselnd kalten und warmen Ueberrieselung des ganzen Körpers

und des Verlustes der Herrschaft über sämtliche Muskeln, Versagen der Stimme, Zittern, Schwanken, Taumeln, Zusammensinken in die Kniee, völliges Hinstürzen, begleitet von unbesiegbarer Angst, die sich schon in den Blicken des Befallenen malt. In den schwersten Fällen tritt unter Kaltwerden der Glieder, Ausbruch kalten Schweißes auf der Stirn und am ganzen Körper, zuweilen auch unter starker Uebelkeit und Erbrechen schließlich Verlust des Bewußtseins und Ohnmacht ein. Als Nachsymptome schließen sich Schmerzen im Hinterkopf, Ohrensausen und vorübergehende Taubheit an.

Im allgemeinen hat der Schwindlige den Eindruck (in Wirklichkeit nicht) vor sich gehender Bewegungen des eignen Körpers oder des Erdbodens und der ihn umgebenden Dinge, oder es werden diese Scheinbewegungen zugleich verspürt. Sie beruhen auf Täuschungen des Gesichtssinnes, die zu allgemeinen Täuschungen des Muskelgefühls führen, oder der Vorgang wickelt sich in umgekehrter Reihenfolge ab; in beiden Fällen werden diese Täuschungen entweder durch rein äußerliche Einwirkungen oder durch körperliche Reizungs- und Krankheitszustände veranlaßt.

Nach den verschiedenen Ursachen werden nun verschiedene Arten des Schwindels unterschieden, deren Formen allerdings mehr oder weniger dieselben sind. Am häufigsten ist wohl der sogenannte Kopfschwindel als Folge ungewöhnlich heftiger Gemütsbewegungen, der gespannten Erwartung, der Angst, eines heftigen Schreckens, eines Zornausbruchs. Schnell vorübergehend und sich nur auf die Empfindung des Herabfallens aus großer Höhe, des plötzlichen Sturzes in die Tiefe beschränkend, ist das selbst bei sonst ganz gesunden, aber geistig aufgeregten Personen zuweilen im Traume oder im Schlafe oder im Moment des Erwachens nach kurzem Schlafe auftretende Schwindelgefühl. Kopfschwindel kann auch verursacht werden durch Aufnahme von Aether, von Alkohol in übergewöhnlichen Mengen oder von narkotischen Pflanzengiften, ebenso durch Einatmung giftiger Gase, überwältigender Düfte und schlechter Gerüche, wie durch den längeren Aufenthalt in überfüllten und schlecht gelüfteten Räumen. Kopfschwindel kann endlich die Folge sein von Blutarmut und Blutanhäufung, denn bekanntlich neigen gerade Vollblütige sehr leicht zu Schwindelanfällen, insbesondere bei körperlicher Arbeit, beim Bücken u. s. w. Seltener schon sind die Schwindelanfälle infolge von Erkrankung des Gehirns, des inneren Ohres (Ohrenschwindel) oder auch des Magens (Magenschwindel). In allen diesen Fällen ist der Schwindelanfall die Folge innerer, rein seelischer oder pathologischer Bedingungen.

Die schwersten und charakteristischsten Schwindelerscheinungen bietet der Gesichtsschwindel, denn thatsächlich liegt das diese Schwindelempfindungen auslösende Moment im Auge. Die Stärke der Erregung des Auges hängt bekanntlich nicht bloß von der Lichtstärke der einzelnen Strahlen ab, sondern auch von der Ausdehnung, in der die Sehhaut gereizt wird, d. h. von der Größe des Netzhautbildchens. Wenn jemand auf einen Turm oder sonst eine Höhe steigt, so vergrößert sich die Zahl der im Netzhautbildchen befindlichen Objekte so bedeutend, daß Ueberreiz und damit Angst eintritt, die den sogenannten Höhenschwindel auslöst. — Bewegungen, namentlich rotierende und Wellenbewegungen, z. B. das Wellenspiel eines Baches oder Flusses oder eines schaukelnden Gegenstandes, sind ein mächtiger Reiz sowohl fürs Auge als auch für den Geist, der sie mit Aufmerksamkeit verfolgt. Das Auge wird durch diese Bewegungen viel stärker gereizt als durch einen ruhenden Gegenstand, weil das Netzhautbildchen fortwährend seinen Platz wechselt und das Auge sich anstrengen muß, dem Gegenstande zu folgen. Der Reiz ist auch um so stärker, je unregelmäßiger die Bewegungen sind, je schwerer man sie zu verfolgen vermag. Dasselbe ist der Fall, wenn wir uns selbst rasch drehen, wie beim Tanze. In allen diesen Bedingungen entsteht der sogenannte Bewegungsschwindel. Bewegt sich hingegen unser Standpunkt selbst, so ist in der Regel wieder die Angst das auslösende Moment der Schwindelempfindung, die als Platzschwindel bezeichnet wird.

Bei der Mannigfaltigkeit der Ursachen kann es natürlich ein spezifisches allgemeines Mittel gegen den Schwindel nicht geben, man denke nur an den Schwindel aus Angst, aus Blutandrang und Blutarmut, bei Migräne und Vergiftungen u. s. w., und man wird erkennen, daß eine erfolgreiche Behandlung sich nur auf Beseitigung der erkennbaren Ursachen richten muß. Bei einem Schwindelanfall läßt sich kaum etwas andres thun, als dem Schwindligen durch Unterstützen und ruhige Lagerung helfenden Beistand zu gewähren. In Fällen, die nicht durch organische Leiden bedingt sind, vermag das Schließen der Augen oder das Verstopfen der Ohren den Anfall abzuwenden; am besten ist es natürlich, wenn der Schwindlige durch möglichste Bethätigung seiner Willenskraft die Empfindung niederkämpft; auf diesem Wege kann der Höhen-, Bewegungs- und Platzschwindel thatsächlich überwunden — geheilt werden.

Als besondere, verstärkte Form des Schwindels erscheint die in den letzten Jahrzehnten vielgenannte Bergkrankheit, die zuerst im 15. Jahrhundert von da Costa beschrieben wurde. Die Ursache dieser Krankheit, die die Hochgebirgswanderer in einer Höhe von 2000 bis 4000 Metern über dem Meeresspiegel zu befallen pflegt, liegt zunächst wohl in den durch den verminderten Luftdruck, den geringeren Sauerstoffgehalt und die große Trockenheit der Luft bewirkten physiologischen Einflüssen und Veränderungen des Organismus, insbesondere des Blutkreislaufs und des Blutes selbst, in dem eine rasch wachsende Zahl der roten Blutkörperchen und eine Vermehrung des Blutfarbstoffes beobachtet wird. Im Zusammenhang damit steht die akute Zunahme des Herzumfanges und die auffallende Vermehrung der Pulsschläge, verbunden mit einer ganz eigenartigen Atemnot, Flimmern vor den Augen, Uebelkeit, Ekel vor Speise und Trank, Erbrechen, Benommenheit des Kopfes und Versagen des Gedächtnisses bis zur plötzlichen Bewußtlosigkeit.

Selbstverständlich trägt auch die ganz erhebliche körperliche Anstrengung des Bergsteigens wesentlich dazu bei, die Symptome der Krankheit zu verstärken, die sich mit zunehmender Höhe steigern; aber die Krankheit ist nicht lediglich eine Folge körperlicher Ermüdung und Ueberanstrengung der physischen Kräfte. Bevor der Schweizer Bundesrat die Genehmigung zum Bau der Jungfraubahn erteilte, beauftragte er den Physiologen Kronecker, festzustellen, ob nicht für den Menschen eine gewisse Gefahr mit der plötzlichen Ersteigung so großer Höhen verbunden sei; dieser kam auf Grund mannigfacher Versuche zu dem Ergebnisse, daß gesunde Menschen die passive Förderung bis auf 4000 Meter ohne Beschwerden und Schaden an ihrer Gesundheit

ertragen können, daß aber schon bei 3000 Metern fast alle Menschen von der Bergkrankheit befallen werden, wenn sie diese Höhe selbst ersteigen.

Indessen sind die Krankheitserscheinungen je nach der individuellen Körperverfassung sehr verschieden; so sind magere Personen „bergfester" als korpulente, und auch Uebung und Gewohnheit tragen dazu bei, die Ermüdung zu verringern und damit die Symptome der Bergkrankheit zu verhindern. Innerhalb gewisser Grenzen läßt sich die Bergkrankheit sogar durch Acclimatisation überwinden. Giebt es doch z. B. in Tibet viele ständig bewohnte Orte in Höhe von 4000 Metern. In noch größeren Höhen werden allerdings auch die Luftschiffer, bei denen das Moment der Ermüdung gleichfalls ausgeschlossen ist, von Symptomen befallen, die der Bergkrankheit sehr ähnlich sind; Tissandier fand sogar in Höhe von 8600 Metern seinen Tod. Die stark verdünnte Luft, die in diesen Höhen nur $^1/_3$ so dicht ist, genügt hier nicht mehr zur Atmung, weshalb die Luftschiffer mit Sauerstoff gefüllte sogenannte Aspirateurs und Apparate zur Einatmung komprimierter Luft mitführen.

Ohne Zweifel wirken mannigfache und sehr verschiedene Momente und unstreitig auch noch unaufgeklärte Ursachen bei der Entstehung der Bergkrankheit zusammen; insbesondere heben verschiedene namhafte Forscher mit Recht hervor, daß auch der Gemütserregung allgemein, ebenso wie beim Schwindel, ein großer Anteil an den Erscheinungen zugeschrieben werden muß, die wir unter dem Begriff der Bergkrankheit zusammenzufassen pflegen. Es ist dabei vor allen Dingen nicht außer acht zu lassen, daß die Eindrücke der Alpenwelt oder selbst auch der höheren Bergnatur auf die verschiedenen Menschen sehr verschieden sind, und es unterliegt auch keinem Zweifel, daß dabei die Empfänglichkeit des einzelnen für das Schöne, das Erhabene und Romantische der Natur eine wesentliche Rolle spielt. Giebt es nun auch schwerlich Menschen, die der Scenerie der Alpenwelt völlig gleichgültig oder gar ablehnend gegenüberstehen, so ist doch die Stufenleiter der volleren oder geringeren Empfänglichkeit des Gemütes eine sehr ausgedehnte, um so mehr, als sie nicht abgegrenzt oder durchaus bedingt wird durch das, was man gemeinhin als „Bildung" bezeichnet.

Auch nicht alle Empfindungen haben die Menschen zu allen Zeiten besessen. Die Dichter der Alten sind sehr schweigsam in der Schilderung der Natur, es fehlt ihnen das tiefe Empfinden der Naturschönheiten, und selbst für die gewaltige Großartigkeit der Hochgebirgsnatur hatten sie kein entzücktes Auge; sie sahen nur die Schrecken, die ihnen „gräßlich" waren, und empfanden vor diesen eine Scheu, der ein religiöses Moment wohl nicht ganz gefehlt hat. Erst die Dichternaturen eines Dante und Petrarca wurden die Entdecker des Gefühls für die Erhabenheit der Hochgebirgsnatur — auf dem Mont Ventoux stand die Wiege der modernen Empfindung für die Hoheit der Gebirgswelt und ihre geheimen Schauer. Zwar hat es noch Jahrhunderte gedauert, bis die Menschheit Petrarca und später Saussure nachempfinden lernte; neue Empfindungen mußten in der Menschenbrust entdeckt und ausgestaltet werden, ehe der Kulturmensch empfänglich wurde für die tiefen Reize der Hochgebirge, bis deren Hoheit und Erhabenheit mit heiligen Schauern seine Seele erfüllten.

Das Gefühl des Erhabenen aber ist ein gemischtes Gefühl, es ist eine Zusammensetzung von Wehsein, das sich in seinem höchsten Grad als Schauer äußert, und von Frohsein, das bis zum Entzücken steigen kann; ob es gleich nicht eigentlich Lust ist, so wird es doch von feinen Seelen aller Lust weit vorgezogen. Der Anblick unbegrenzter Höhen und unabsehbarer Fernen, gähnender Tiefen und lachender Matten, auf den unabsehbaren Kreis von Gletschergestalten und Eisgefilden den Glorienschein des Sonnenlichtes ausgegossen, dazu die majestätische, fast unheimliche Ruhe des Hochgebirges — das alles versetzt den Menschen in jene Augenblicke schüttelnder Erregung, wie sie die elementare Kraft der Natur unvermittelt heraufbeschwört; das Gefühl des Erhabenen packt uns mit unwiderstehlicher Macht und entreißt des Menschen Geist der engen Sphäre des Wirklichen und der drückenden Gefangenschaft des physischen Lebens. Ein großer Maßstab der Schätzung wird ihm von der Majestät der Natur vorgehalten, und von ihren großen Gestalten und ihrer Allmacht umgeben, erträgt er die Kleinheit und Unbedeutendheit seines Daseins nicht mehr, die Natur erscheint übermächtig, gewissermaßen drohend, bedrückend und vernichtend, der Mensch verfällt in eine Art Schwermut und gänzliche Energielosigkeit, er wird gleichgültig, apathisch und möchte, wie bei der Seekrankheit, am liebsten mit dem Dasein abschließen und sterben. Wo nun in diesem Moment nicht mit aller Macht die persönliche Willenskraft einsetzt, da ist bis zum Absturz nur ein Schritt — ein schöner Tod ohne Schreck und Schmerz; bei klarem Bewußtsein, bei gesteigerter Sinnes- und Geistesthätigkeit, erfüllt von reinen, großen Gedanken, beherrscht vom Gefühl des Friedens und der Versöhnung, stürzt der Unglückliche unter himmlischer Musik in einen blauen, rosigen, herrlichen Himmel hinein, so sanft, so weich, so selig, ohne Qualen — dann ist plötzlich alles still! —

So schildert der erfahrene Alpenwanderer Professor Heim den Tod durch Absturz, das ist der Dämon des Alpinismus, das ist die Psychologie der Bergkrankheit, die in ihrem höchsten Fieberzustand wiederum durch nichts unterschieden ist von der einfachen Form des Schwindels, wie ihn selbst der Anblick plätschernden Wassers und rhythmischer Bewegung eines Mühlrades auslösen kann, und wie das einerseits Justinus Kerner so trefflich schildert:

> Dort unten in der Mühle saß ich in guter Ruh'
> Und sah dem Räderspiele und sah den Wassern zu.
> Sah zu der blanken Säge — es war mir wie ein Traum
> —
> — — — — — — — mir ward ums Herz so schwer;
> Ein Wörtlein wollt ich lallen, da ging das Rad nicht mehr

und andrerseits Eichendorff so psychologisch wahr empfindet:

> Hör' ich das Mühlrad gehen,
> Ich weiß nicht, was ich will,
> Ich möcht' am liebsten sterben,
> Da wär's auf einmal still!

Und wiederum ist dies dasselbe Gefühl, genau dieselbe Gemütsempfindung, die den Inder, traumversunken im Wellenspiel, in den unermeßlichen Fluten des heiligen Ganges freiwillig und freudig seinen Tod suchen läßt, das Nirwana: das Verlöschen und Verwehen, das Aufhören aller Leidenschaft, das Erlöschen aller Lust, das Aufhören jeder Existenz, das absolute Nichts.

Faßt es uns nicht mit rätselvollen Schauern, wenn wir jetzt nach Jahrtausenden dieselbe Erscheinungsform unsers Nervenlebens unter ganz andern Verhältnissen im Dämon des Alpinismus wiedererstehen sehen?

Schiller-Tietz

Das Zinal-Rothorn

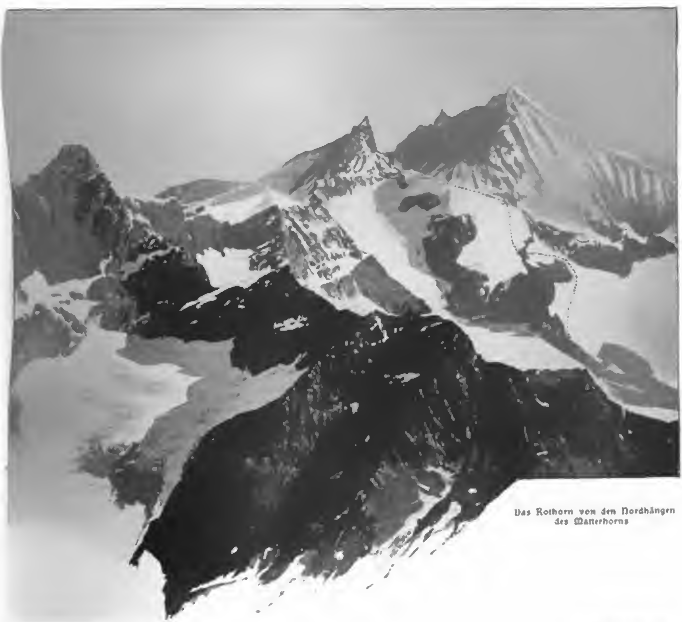
Von

Theodor Wundt

Wohl nimmt das Zinal-Rothorn (4223 Meter) unter den klassischen Zermatter Bergen nicht die erste Stelle ein, denn verschiedene seiner Nachbarn überragen es an Höhe, an Mächtigkeit des Aufbaus wie an touristischer Bedeutung, aber welcher Berg vermöchte auch einem Matterhorn den Rang streitig zu machen, das in seiner unerhört kühnen Gestalt wie kein andrer die ganze erhabene Größe des Hochgebirges und seine Schrecken versinnbildlicht, welcher sollte sich mit einem Weißhorn messen, das die anerkannt großartigste Pyramidenform der Alpen zeigt, oder mit einer Dent Blanche, die sich in so unvergleichlicher Mächtigkeit erhebt! Neben ihnen müßte das wesentlich niedrigere Zinal-Rothorn eigentlich ganz verschwinden, wie so mancher Zermatter Riese, der bei einer Erhebung von mehr als 4000 Metern in den Ostalpen eine alles überragende Rolle spielen würde, während er hier beinahe der Nichtachtung anheimfällt. Und doch weiß unser Berg sich zur Geltung zu bringen. Was ihm im Gegensatz zu seinen mächtigeren Genossen zur Seite steht, das ist die Feinheit und Grazie der Form, die Zierlichkeit, möchte man beinahe sagen, mit der er in die Lüfte ragt und den Bergsteiger anzieht. Daß seine Besteigung von höchstem Reiz und Interesse ist, das sieht jeder auf den ersten Blick. Mächtige Gletscher umgeben den kühnen Felszacken und leisten Gewähr dafür, daß neben packender Kletterarbeit auch der Eispickel zu seinem Rechte kommt, und die großartige Umgebung bietet wahrlich genügend Gewähr für einen schönen Rundblick auf dem Gipfel.

Zum ersten Male wurde der Berg 1864 von Leslie Stephen und Crawford Grove bezwungen. Sie waren, wenn wir uns auf dem untenstehenden, von den Hängen des Matterhorns aufgenommenen Bilde orientieren, von dem jenseits des Gabelhorns gelegenen Orte Zinal aufgebrochen und hatten den zur Linken ansteigenden Eis- und Felskamm erklommen. Die Schilderungen, die sie darüber gaben, waren für Thalmenschen allerdings keineswegs verlockend, für Bergsteiger aber um so anziehender.

Gabelhorn Rothorn. Weißhorn.



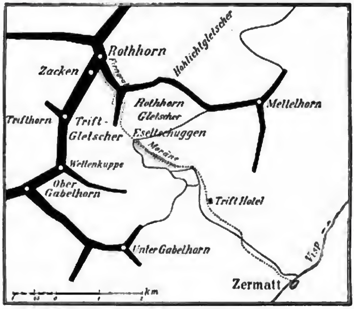
Das Rothorn von den Nordhängen des Matterhorns

Leslie Stephen, eine in jeder Beziehung hervorragende Leuchte der Bergsteigergilde, erklärte den letzten Teil für die schlimmste Kletterei, die er je gemacht habe. Der Grat sei so scharf, daß er manchmal gefürchtet habe, zur Hälfte auf der einen, zur Hälfte auf der andern Seite herunter zu fallen. 1872 gelang es Dent und Passingham, den Gipfel von Zermatt aus auf der in unserm Bilde eingetragenen Route zu erreichen. Auch sie wußten viel von Schwierigkeiten zu erzählen und wären beinahe das Opfer einer Katastrophe geworden, indem ein abstürzendes Felsstück einem Führer die Hände quetschte, während ein andrer nur mit genauer Not dem gerade über ihm wegfliegenden Blocke entrann. Im Laufe der Zeit verlor dann der Berg allmählich den Ruf allzu großer Schwierigkeiten, und die hochinteressante Besteigung wird jetzt ziemlich häufig ausgeführt. Zu berücksichtigen bleibt dabei allerdings, daß in den Zermatter Alpen unwillkürlich ein ganz andrer als der sonst übliche Maßstab angelegt wird.

Es war schon lange mein Wunsch gewesen, den Berg zu bezwingen, aber erst im verflossenen Jahre, als ich mich mit meiner Frau auf kurze Zeit in Zermatt aufhielt, bot sich eine günstige Gelegenheit dazu. Das Zusammentreffen mit meinem alten Freunde, dem bekannten Tiroler Bergführer Stabeler, dessen Sohn sich schon seit einiger Zeit in unsrer Gesellschaft befand, brachte den Entschluß rasch zur Reife, und die Expedition versprach dadurch doppelt interessant zu werden, daß Stabeler ebenfalls den Berg noch nicht bestiegen hatte, wir also darauf angewiesen waren, unsern Weg selbständig zu finden.

Per aspera ad astra! Daß aller Anfang schwer ist, das zeigt sich auch beim Bergsteigen, wenn man, den Rücken schwer bepackt, sich aus dem Thale mit seiner schwülen Atmosphäre und seinen steilen, schattenlosen Hängen zu den luftigeren Höhen hinauf zu arbeiten beginnt. So zollten auch wir der erbarmungslos herabbrennenden Sonne unsern Tribut, als wir von Zermatt die westlichen Hänge des Vispachthales erstiegen, bis die in halber Höhe einmündende schattige Schlucht des Triftbaches uns aufnahm.

Das Trift-Hotel, wo das Nachtquartier aufgeschlagen wurde, liegt in einer Höhe von 2400 Metern,



Skizze der Rothornbesteigung

also 800 Meter über Zermatt. Es ist ein kleines Bergwirtshaus, das etwa den Hütten des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins in Tirol entspricht und bei mäßigen Preisen recht gut bewirtschaftet wird. Am Fuße des Trift- und Gabelhorngletschers gelegen, gewährt es eine prächtige Aussicht auf die umgebenden Berge, unter denen wir allerdings das durch einen vorspringenden Hang verdeckte Rothorn vermissen mußten. Das war schade, denn bald hatte sich Stabeler mit einem anwesenden Lokalführer befreundet, um Auskunft über die einzuschlagende Route zu erhalten, und auch ich suchte aus dem Gespräch Nutzen zu ziehen, um während der Besteigung ein Wort mitreden zu können. Nun kennt man ja von jedem Berge die Route, die im allgemeinen einzuschlagen ist. Darüber geben Werke wie Purtschellers „Hochtourist in den Ostalpen“ und die „Climbers guides“ in den Zentralalpen eingehende Auskunft. Einen solchen Weg aber auch im einzelnen zu finden, ist doch eine recht schwierige Sache, und die kleinste Abweichung kann nicht allein zu erheblichem Zeitverlust, sondern auch zu sehr schwierigen Lagen führen. Theoretische Hilfsmittel, wie Feststellung der Himmelsrichtung, Studium der Karte u. s. w. können allerdings von Nutzen sein, helfen aber in Wirklichkeit meist nur wenig. Ausschlaggebend ist vielmehr ein gewisser Berginstinkt, den gute Führer in einem geradezu



Trift-Hotel



Das Matterhorn vom Gipfel des Rothorns



Erste Rast am Rothorn



verblüffenden Maße besitzen. Ihnen liegt es gewissermaßen im Blute, wo sie zu gehen haben und wo nicht. Sie richten sich dabei nach den scheinbar geringfügigsten Kleinigkeiten, wie von den Stiefeln früherer Besteiger zerkratzte Felsen, aus ihrer ursprünglichen Lage gebrachte Steine u. s. w., Dinge, die dem Touristen beinahe immer entgehen. So verlor sich denn auch das Gespräch bald in so vielen Details über Wandeln, Kamine, Rinnen und Bänder, daß es mir beim besten Willen nicht mehr möglich war zu folgen. Ob Stabeler das alles wirklich begriff? Ich war in der That gespannt darauf.

Um ein Uhr am folgenden Morgen, also zu einer Zeit, wo viele **Menschen sonst zu Bett** zu gehen pflegen, sollten wir aufstehen. Das war hart, und als Stabeler mit der Nachricht ankam, daß es draußen stürme und regne und von einer Besteigung vorerst keine Rede sein könne, da legten wir uns mit einer gewissen Wonne auf das andre Ohr und schliefen weiter.

Um vier Uhr erneutes Gepolter. Der Sturm habe nachgelassen, man könne die Sache ja einm versuchen. Jetzt gab es keine Ausflüchte mehr, also in Gottes Namen heraus! Rasch war das Frühstück pro forma eingenommen, und noch halb schlaftrunken zogen wir unter den Segenssprüchen der Wirtschafterin hinaus.

Nun, wir sollten bald genug geweckt werden: **Auf den langen,**



Ankunft auf dem Firngrat des Rothorns



Ueberschreiten des Firngrates

förmiger Felskoloß in die Lüfte. Aus der scheinbar nadelscharfen Spitze war ein wagrechter Grat geworden, der auf beiden Seiten von zwei mächtigen Blöcken, einem Doppelgipfel, überhöht wurde. Obgleich wir uns nur etwa 400 Meter unter ihm befanden, so erschien er doch noch gewaltig hoch. Das Wetter hatte sich entschieden gebessert. Wohl hingen da und dort Wolken, deren Bewegung auf heftigen Wind in den höheren Regionen schließen ließ, und noch schlimmer war, daß tiefer Neuschnee, der während der Nacht gefallen war, das Gestein dort drüben bedeckte. Aber das kümmerte uns jetzt wenig: wir befanden uns in gehobenster Stimmung und waren entschlossen, uns den ersehnten Gipfel nicht mehr entgehen zu lassen. Erst aber kam ein kurzer Halt. Auf einigen Felsblöcken, die aus dem Schnee

entsetzlichen Geröllfeldern, die wir mit ihren spitzen Steinen zu durchschreiten hatten, wäre ein Toter wieder zum Leben erwacht. Nach einer langen Stunde kam dann eine steil ansteigende, endlose Moräne, die noch viel schlimmer war. „Eseltschuggen“ wird die Gegend genannt, ein Name, an dem wirklich nichts auszusetzen war. Endlich nach mehrstündigem Mühen wurde der Fuß des Rothorngletschers in einer Höhe von 3109 Metern erreicht. Gott sei Dank, daß das eigentliche Bergsteigen beginnen konnte!

Zunächst handelte es sich darum, die etwa 300 Meter hohe, steile Felswand zu umgehen, die den tiefliegenden Rothorngletscher von den höheren Teilen des Triftgletschers trennt. Wir wandten uns zu diesem Zwecke nach rechts, überschritten eine Anzahl interessanter Spalten und erreichten ohne besondere Mühe jene steil geneigte Eiswand, die sich zu dem von unserm Berge vorspringenden Firngrat hinaufzieht. Eine geraume Zeitlang erdröhnte hier Stabelers Axt auf dem spröden Eise, dessen Splitter uns um die Ohren flogen, während wir langsam und bedächtig, Schritt für Schritt, folgten. Schließlich wurde die Neigung geringer, und wir betraten den Grat. Damit hatten wir seit dem Verlassen des Trift-Hotels eine Höhe von 1400 Metern erklommen und befanden uns etwa 3800 Meter über dem Meeresspiegel, was dem Gipfel des Großglockner entspricht.

Unser Berg stand jetzt unmittelbar vor uns. Im Gegensatz zu dem Anblick aus der Ferne erhob er sich als ein un-



Auf dem Grat unter dem Gipfel

hervorsahen, setzten wir uns nieder und kramten fröhlich unsre Herrlichkeiten aus: Schinken, Eier und Brot, dazu als Delikatesse eine Büchse Sardinen, als Getränk Zitronenlimonade, die in den Bergen weit bessere Dienste leistet als der kräfteraubende Wein. Die Aussicht war im Süden und Osten prächtig. Glitzernd schimmerten Monte Rosa, Lyskamm und Breithorn mit ihren weiten Schneefeldern jenseits des Visperthales zu uns herüber, und dort erhob sich der Felskoloß des Matterhorns in seiner ganzen düsteren Größe, während im Norden der Blick auf das nahegelegene Weißhorn allerdings durch Wolken getrübt war. Um zehn Uhr wurde wieder aufgebrochen. Wohin wir uns zu wenden hatten, war genau vorgezeichnet. Es galt, eine hochgelegene Scharte in dem nach links steil abfallenden Südgrate unsers Berges zu erreichen. Zu diesem Zwecke mußte erst der vor uns liegende Firngrat überschritten und weiterhin über eine schräg abfallende Felswand eine Rinne erreicht werden, die steil zu jener Scharte hinaufführte. Stabeler hoffte in etwa einer Stunde dort hinüber und in einer weiteren Stunde auf den Gipfel zu kommen. Also vorwärts!

Der Firngrat, über den wir hinwegschritten, senkte sich zur Rechten außerordentlich steil in die Tiefe, zur Linken aber bildete er einen allmählich abfallenden Rücken, auf dem man bequem vorwärts kam. Für den Schwindelfreien hat eine solche Wanderung mit den Tiefen zu beiden Seiten etwas besonders Anziehendes; mehr als sonst hat man das Gefühl, sich über jener Welt dort unten zu befinden. Nach einiger Zeit senkte sich der Grat zu einem Einschnitt und wurde schärfer. Dann war bald der Felshang erreicht, der in halber Höhe wagrecht überschritten oder, wie der technische Ausdruck lautet, „traversiert“ werden mußte, um die erwähnte, zu der Scharte führende Rinne zu erreichen. Hier nun wuchsen die Schwierigkeiten bedeutend. Der lockere Neuschnee machte sich geltend, und das aus ihm herausragende Gestein war glatt vereist, so daß wir oft nur wenig Halt fanden und lange warten mußten, bis wieder ein Schritt nach vorwärts gethan werden konnte. Wie sich später herausstellte, befanden wir uns nicht ganz auf dem richtigen Wege, der tiefer lag. Wie aber hätten wir den in dem Schnee finden sollen, zumal man sich doch unwillkürlich sträubt, ohne zwingende Not auch nur einen Meter an Höhe aufzugeben! Erst nach hartem und zum Teil gefährlichem Mühen wurde also die Felsrinne erreicht. Hier, wo es gerade in die Höhe ging, war das Geschäft wieder interessanter. Froh, die mißliche Traversierarbeit mit ihrem beständigen Warten hinter uns zu haben und unsre Glieder wieder gebrauchen zu können, kletterten wir zu der Scharte empor.



Der Vorgipfel des Rothorns vom Hauptgipfel

Da standen wir also, auf scharfer Felskante, zwischen den beiderseitig steil ansteigenden Blöcken eingekeilt, die sich insbesondere im Süden zu einem prächtig geformten Zacken erhoben, und konnten wie durch ein Fenster auf die bisher verdeckten Berge im Westen hinausblicken. Der Gipfel befand sich noch etwa 150 Meter über uns. Er wurde sofort angepackt, und die Kletterei da hinauf an dem scharfen Grate mit seinem festen, bruchsicheren Gestein ging rasch von statten. Da, etwa auf halbem Wege, gebot plötzlich ein glatter, senkrechter Felsblock gebieterisch Halt. Ihn zu ersteigen war ausgeschlossen. Wir mußten versuchen, ihn zu umgehen, aber wie? Zur Rechten stürzte die ungeheure Felswand nahezu senkrecht ab, und zur Linken sah der Hang ebenfalls nicht viel hoffnungsvoller aus, da der auch hier sehr steile Fels mit tiefem Neuschnee bedeckt war. Was thun? Stabeler erklärte, er wolle einmal sehen, was sich machen lasse. Er wandte sich nach links und war bald unsern Blicken entschwunden. Wohl eine halbe Stunde lang warteten wir, mit stetig sinkender Hoffnung.



Felszacken auf dem Südgrate

Als er dann wieder kam, zuckte er mit den Achseln und hieß uns folgen. Während es sich nun aber meiner Ansicht nach nur darum handeln konnte, den senkrechten Absatz des Grates zu umgehen und so bald als möglich wieder zu ihm emporzusteigen, traversierte er immer weiter nach links, obgleich die verschneiten Felsen immer steiler wurden. Wenn dabei wenigstens diese entsetzliche Kälte nicht gewesen wäre, die vor allem die Finger erstarren und nahezu unbrauchbar machte! Nach etwa 80 Schritten, die geradezu eine Ewigkeit in Anspruch nahmen, erreichte dann Stabeler ein abschüssiges Schneefeld, das, muldenförmig den Hang durchsetzend, in einer langgestreckten, nahezu senkrecht abfallenden Felsrippe endigte. Hier, auf so unsicherem Boden, war die äußerste Vorsicht vonnöten, aber obgleich wir unsre beiden Seile zusammengebunden hatten, so reichten sie doch nicht aus. Noch ehe Stabeler jenseits festen Fuß fassen konnte, mußte ich ihm als Zweiter folgen. Hier nun ging mir trotz allen Zutrauens, das ich in vielen Jahren zu Stabeler gewonnen hatte, doch der Humor aus. Ueberzeugt, daß wir uns nicht auf dem richtigen Wege befanden, sondern uns schon längst nach rechts hätten wenden sollen, rief ich ihm zu, wenn es hinter jener Ecke nicht besser komme, so würden wir umkehren. „Jo, jo, is schon recht," meinte er und versuchte die Felsrippe zu ersteigen. Augenscheinlich kostete es ihn gewaltige Anstrengungen, aber schließlich kam er doch hinauf und verschwand hinter der Ecke, scheinbar auf Nimmerwiedersehen, denn wir warteten wohl eine halbe Stunde lang ohne ein Lebenszeichen von ihm. Endlich rief er, ich solle folgen. Es war wohl die schwierigste Kletterei, die ich je gemacht habe. Nach einem weiten Schritt auf unsicherem Boden galt es, sich mit von Kälte erstarrten Fingern an einer exponierten „Platte" hinaufzuarbeiten, die nahezu gar keinen Halt gewährte. Als ich dann oben war, wurde ich von einem fürchterlichen Sturme empfangen, gegen den wir bisher geschützt gewesen waren. Er riß mir sofort den Hut vom Kopfe und trug ihn weit hinunter auf den Gletscher. Aber das wäre ja schließlich zu ertragen gewesen. Schlimmer war die Lage, in der ich mich befand. Ein überaus steiles Eisfeld, in das Stabeler Stufen geschlagen hatte, zog sich vor mir in die Höhe. Hier zu stehen war bei dem eisigen Sturme ein Ding der Unmöglichkeit. Knieend, die Hände in die über mir befindlichen Stufen gekrallt, mußte ich vielmehr ausharren, bis Stabeler sich weiter hinaufgearbeitet hatte, und meine schönen Handschuhe befanden sich hinten im Rucksack, ohne daß ich die geringste Möglichkeit gehabt hätte, sie herauszuholen! Wie langsam das jetzt vorwärts ging, immer ruckweise mit Händen und Füßen wie an einer Leiter! Nach einiger Zeit befanden wir uns alle vier übereinander auf dem Eishange, und noch war kein Ende abzusehen. Ging das so weiter, so brauchten wir noch einen halben Tag bis auf den Gipfel, wenn wir ihn überhaupt erreichten, und wie sollten wir dann in der Nacht wieder herunter! Da ertönt ein fröhlicher Ruf Stabelers. „Schauen S', eine Seilschlinge!" Er zog sie triumphierend aus dem Schnee hervor. Trotz des Neuschnees hatte er genau die allein mögliche Route eingeschlagen gehabt. Damit belebte uns wieder die Hoffnung, und bald wurde der Grat wieder betreten. Er besteht aus einem schmalen Firnrücken, der zu beiden Seiten abschüssig in die ungeheuren Tiefen fällt. Leicht ansteigend führte er zu einem Chaos übereinander getürmter Felstrümmer, die in den beiden Gipfelblöcken kulminierten. Hier nun wurde die Sache pikant. Unmittelbar unter dem Vorgipfel

kam jene berühmte Traversierstelle, wo jener auf schmaler Felsleiste umgangen wird. Auf dem Bilde, das beim Rückmarsche von dem Hauptgipfel aus aufgenommen ist, sehen wir zur Linken des Vorgipfels einen schmalen Absatz. Hart an die ausgebauchte Wand gedrückt, mit dem Oberkörper beinahe frei über dem mehrere tausend Fuß tiefen Abgrund, gingen wir hier etwa ein halbes Dutzend Schritte weit seitwärts entlang, ein Kunststück, das sich im übrigen schlimmer anhört, als es in Wirklichkeit ist.

Welcher Art der zu dem Hauptgipfel hinüberführende Schlußgrat ist, zeigt unser Bild zur Genüge. Er wurde rasch überschritten, und wir betraten die eigentliche Spitze wegen des eisigen Sturmes nur pro forma. Dann suchten wir ein geschütztes Plätzchen hinter einem Felsblock, wo wir uns in Ruhe niederlassen konnten. Es war vier Uhr nachmittags. Wir hatten elf Stunden gebraucht, eine abnorm lange Zeit, die die durch den Neuschnee geschaffenen besonderen Schwierigkeiten zur Genüge charakterisiert, denn für gewöhnlich dauert die Besteigung fünf bis sechs Stunden.

Welche Aussicht hatten wir jetzt aber auch! Dort vor allem das Matterhorn, jener rätselhafte, beinahe übernatürliche Koloß, dem sich die Blicke immer wieder zuwenden müssen, wenn man in seinen Bannkreis tritt. Zu seinen Füßen erblicken wir die Wellenkuppe und etwas weiter rechts das Gabelhorn, das uns jetzt seine eisgepanzerte Nordseite zuwendet. Dahinter erhebt sich die Dent d'Hérens. Prächtig ist ferner die Dent Blanche, die sich zur Rechten des Gabelhorns als ein übermächtiger Felskoloß aus den weiten Gletschermassen erhebt. Rechnet man dazu noch den weiten Bergeskranz im Osten, das Dreigestirn von Breithorn, Lyskamm und Monte Rosa mit seinen glitzernden Firnen, die zackigen Mischabelhörner und unmittelbar hinter uns das gewaltige Weißhorn, so hat man einen ungefähren Eindruck des über jede Beschreibung erhabenen Gesamtbildes.

Lange konnten wir uns diesen herrlichen Anblick angesichts der vorgerückten Stunde freilich nicht gönnen. Der Abstieg, der uns in die Nacht hinein führen mußte, lag uns doch etwas in den Gliedern. Nun, er ging wesentlich besser von statten, als wir geglaubt. Dank der vortrefflichen Stufen Stabelers kamen wir rasch an der steilen Eiswand hinunter, und auch die „Platte“, sowie die darauf folgende Traversierung machten sehr viel weniger Schwierigkeiten als im Anstiege. Damit atmeten wir freier auf. Hatte sich doch einst hier eine furchtbare Katastrophe zugetragen. Am 24. September 1894 war Dr. Horrocks mit den Führern Joseph Biener und Peter Perren auf dem Rückwege von dem Gipfel vor der „Platte“ angekommen. Der vorausgehende Biener überschritt die mißliche Stelle und pflanzte sich jenseits so fest als möglich auf. Perren der als Letzter folgte, versicherte sein Seil an einem ziemlich umfangreichen Felsblocke und ließ es langsam nach, während Horrocks an der „Platte“ herabstieg. Plötzlich gab der Block, um den Perren das Seil geschlungen, nach und stürzte in die Tiefe. Perren rutschte, Horrocks, der mit den Händen nur wenig, mit den Füßen gar keinen Halt hatte, wurde, sich überschlagend, hinausgerissen, und Biener vermochte den gewaltigen Ruck des Seiles nicht auszuhalten. Etwa zehn bis zwölf Meter waren die drei so auf den Felsen gestürzt, als sich das Seil

Dent d'Hérens — Dent Blanche



Blick vom Gipfel nach Südwesten

zwischen Horrocks und Perren an einem vorspringenden Felsen verfing und beide zum Halten brachte. Zwischen Biener und Horrocks aber riß es, und Biener stürzte den Felshang hinab in die Tiefe. Ein Glück, daß wenigstens Horrocks und Perren von einer andern Partie aus ihrer gefährlichen Lage befreit werden konnten.

Für uns kam es jetzt darauf an, dem scheidenden Tage noch eine möglichst große Strecke abzuringen, und es gelang uns, mit Einbruch der Nacht wenigstens den Gletscher hinter uns zu bringen und die Moräne bei Eseltschuggen zu erreichen. Als wir dort anlangten, war es stockdunkel, und ohne Laterne — die unsrige war durch ein Malheur zerschlagen worden — mußten wir noch drei Stunden auf dem niederträchtigen Geröll bergab steigen. Wohl war Stabeler vorausgegangen, um uns von dem Trift-Hotel aus mit einer Laterne entgegen zu gehen, sie nützte uns nur noch auf einer kurzen Strecke. Endlich gegen halb zwölf Uhr nachts war das Hotel erreicht, und schon erwartete uns ein von dem besorgten Herrn Seiler aus Zermatt abgesandter Knecht, um sich zu erkundigen, ob uns nichts zugestoßen sei. Sämtliche andern Zermatter Partien waren nämlich an diesem Tage wegen des Sturmes und Neuschnees unverrichteter Dinge wieder umgekehrt. Wir allein hatten dank Stabelers unübertrefflicher Bravour unser Ziel erreicht.

Dienstboten in Chile

Von

H. Unold

Nach langen, beschwerlichen Kreuz- und Querfahrten zu Wasser und zu Lande waren wir glücklich in Rancagua, einer Provinzialhauptstadt der Republik Chile, angelangt, an deren Liceo mein Mann seine pädagogische Wirksamkeit ausüben sollte. In dem uns von der Regierung angewiesenen geräumigen und von Gärten umgebenen Hause hatten wir uns bald, soweit es die Umstände erlaubten, behaglich eingerichtet, und nur die leidige Dienstbotenfrage trübte noch einigermaßen den sonst wolkenlos scheinenden Horizont unsers häuslichen Glücks. Ob Mann oder Frau, das war der strittige Punkt, über den wir uns lange nicht einigen konnten. Mein Gemahl hatte nämlich eine starke Abneigung gegen die schwarzbezopften, durch Unreinlichkeit sich auszeichnenden weiblichen Vertreterinnen des dienenden Geschlechtes gefaßt und war der Ansicht, daß wir es mit einem mozo, zu deutsch „Burschen“, probieren sollten. Ich teilte zwar diese Ansicht nicht, allein wie gewöhnlich bei derartigen Meinungsverschiedenheiten blieb der Mann Sieger, und die Suche nach einem solchen kostbaren mozo konnte beginnen.

Wie man sich dabei anzustellen hatte, war uns freilich beiden unklar, da kein Dienstbotenbureau in dem Städtchen existierte und die einzige Zeitung, die unter dem vielverheißenden Titel „Der Phönix“ erschien, von der dienenden Klasse kaum gelesen wurde, aus dem einfachen Grunde, weil nur wenige der niedrigen Chilenen in das Geheimnis der Lesekunst eingeweiht sind. So mußten wir denn unsre Zuflucht, wie schon öfters in derartigen Nöten, wieder zu Don Aureliano, unserm Rektor, und dessen Gattin nehmen, die in echt chilenischer Liebenswürdigkeit und Gastfreundschaft uns stets mit Rat und That beistanden. Es dauerte auch nicht lange, so führte uns Don Aureliano einen Jüngling zu, der sich bereit erklärte, für 10 Pesos monatlich, damals etwa 25 bis 30 Mark, in unsern Dienst zu treten. Angesichts seiner großen Jugend — er mochte höchstens 14 Jahre zählen — schien uns und dem als Dolmetscher dienenden Rektor diese Summe zu hoch, und wir boten ihm daher 8 Pesos. Ohne viele Worte zu verlieren, bestieg darauf der stolze junge Mann sein Rößlein — er war nämlich als echter Sohn seines Landes zu Pferde gekommen — und galoppierte davon. Bald darauf präsentierte sich ein zweiter, dieser wenigstens bescheiden zu Fuß, und da er einige Jahre älter war, auch schon gedient hatte, bewilligten wir ihm die geforderten 10 Pesos, und noch am selben Abend zog er mit Sack und Pack bei uns ein. „Sack und Pack“ ist freilich nur als dichterische Lizenz zu verstehen, denn sämtliches Hab' und Gut des jungen Mannes bestand aus einem Fetzen alter Strohmatte, der zusammen mit dem Poncho, dem wichtigsten Toilettengegenstand des armen Chilenen, sein nächtliches Lager bilden sollte. Dort zu Lande giebt die Herrschaft den Dienstboten nämlich kein Bett, sie müssen es selbst mitbringen oder, wenn sie keines besitzen, was bei den meisten der Fall ist, sich mit einem Lager auf dem Fußboden begnügen. Auch sonst wetteiferte unser mozo mit Diogenes in Einfachheit und Bedürfnislosigkeit. Handtuch, Seife und Waschschüssel, an deren Gebrauch ich ihn gewöhnen wollte, waren ihm so fremdartige Dinge wie unsern Bauern vielleicht die Puderquasten und Schminktöpfe einer Weltdame. Er sträubte sich daher auch hartnäckig gegen ihre Benutzung. Das Waschen sei er nicht gewöhnt, antwortete er mir auf meine Ermahnungen; dreimal in seinem Leben habe er's probiert und sei stets darauf krank geworden, nun riskiere er's nicht mehr. Auch unser Essen schmeckte ihm zu sehr nach Kultur, wie's schien, er strafte es daher mit gänzlicher Verachtung, so daß ich ihm, um ihn nicht einem langsamen Hungertod auszuliefern, erlauben mußte, sich morgens seine aus Brot, Zwiebeln und Fett bestehende Suppe zu kochen und mittags und abends sich in den unsern Nasen schon von weitem durch ihren appetitlichen Geruch sich ankündigenden Garküchen für einige Cents eines seiner beliebten Knoblauchgerichte zu kaufen. Zur Arbeit stellte er sich nicht ungeschickt, so daß wir trotz seiner zahlreichen Eigentümlichkeiten ihn zu behalten beschlossen. Leider schien er an dem Ueberfluß von Kultur bei uns mehr Anstoß zu nehmen als wir an seinem Mangel einer solchen, denn:

„Acht Tag' hat er's getragen,
Trug's nicht länger mehr.“

Dann erklärte er uns kurz und bündig: „Yo no me hago aqui,“ eine etwas dunkle Rede, deren Sinn uns durch einen Nachbar aufgeklärt wurde, und die so viel bedeutete als: „Hier paßt's mir nicht.“ Sprach's und empfahl sich ohne weitere Abschiedszeremonien.

Nach diesem Fiasko mit dem männlichen Geschlecht erklärte sich auch mein Mann bereit, es mit dem weiblichen probieren zu wollen, das, wie selbst die größten Weiberfeinde zugeben müssen, etwas mehr Anpassungsfähigkeit zeigt. Unser Helfer in allen Nöten, Don Aureliano, hatte auch bereits eine passende Persönlichkeit für uns ausgekundschaftet und führte sie uns in Begleitung ihres zwölfjährigen Neffen Abrau zu, der die unter der Würde einer cocinera (Köchin) stehenden Geschäfte, wie Stiefelputzen, Wassertragen u. s. w., besorgen sollte.

„Jesú“ — diesen uns sehr sonderbar klingenden Namen führte die Köchin — war eine etwa fünfundzwanzigjährige Person von dem bekannten halbindianischen Typus, mit lang herabhängendem schwarzen Zopf und ziemlich intelligenten Gesichtszügen. Sie bewährte den Ruf als vortreffliche Köchin, der ihr vorausging, vollkommen und zeigte sich auch sonst anstellig und geschickt. In Bezug auf Reinlichkeit machte sie wohl keine Ausnahme von ihren Landsleuten, denn diese erstreckte sich bei ihr, wie bei allen ihren Geschlechtsgenossinnen, nur auf das Haar, das mindestens einmal in der Woche durch ein aus der Rinde des Quillayabaumes hergestelltes Kopfwasser kräftig ausgewaschen wurde. Nach solchen Abwaschungen pflegte sie dann einen halben Tag lang als schwarze Genoveva im Hause herumzugehen. Dagegen war sie weder dem Trunke noch dem Langefingermachen besonders ergeben, diesen zwei Lastern, die man in Chile als allen Köchinnen eigentümlich mit Fatalismus hinzunehmen pflegt. Wenn sie sich auch hie und da eine Zigarre aus meines Mannes Vorrat holte, um sie nach dem Mittagessen zu schmauchen, im Falle ihr gerade ihre Zigaretten ausgegangen waren, oder wenn sie meiner Zuckerkiste häufige Besuche abstattete, um sich ihren mate (Paraguaythee), das Leibgetränk der Chilenen, tüchtig zu versüßen, so waren das nur Kleinigkeiten, von denen man nicht viel Aufhebens machte. Im Vergleich zu andern Dienstboten, über die man uns berichtete, war sie immer noch ein wahrer Edelstein, und wir glaubten mit Recht, uns über ihre Acquisition glücklich preisen zu können.

Da wollte es das Schicksal, daß wir nach einem halben Jahre nach „Jesús“ Eintritt auf ein paar Tage in die Hauptstadt reisen mußten. Im vollen Vertrauen auf ihre Zuverlässigkeit überließen wir ihr das Haus, nachdem wir nur die Vorratskammer, den verführerischsten Teil, versperrt hatten. Bei unsrer Rückkehr fanden wir auch alles unverändert wieder, bis auf Jesú, die sich mittlerweile verheiratet hatte, und zwar mit einem Burschen, der aussah wie ihr Sohn, keinen Pfennig besaß und noch dazu ein richtiger Taugenichts war. Unter diesen Umständen zogen wir es vor, sie ziehen zu lassen, denn eine verheiratete Köchin war nicht nach unserm Geschmack. Ihre Nachfolgerin, Sara genannt, ein Nonplusultra von Ungeschicklichkeit, Dummheit und Unreinlichkeit, stahl uns den Zucker gleich halbpfundweise, und zwar so ungeniert, daß sie täglich die Zuckerdose bis auf ein paar Stückchen leerte.

Nach zwei Monaten wurde sie glücklicherweise durch eine gemütliche Alte ersetzt, die das Sprichwort nomen est omen gründlich zu Schanden machte. Sie hieß nämlich Rosarito, Rosenkränzchen, hatte dabei ein Gesicht wie vergilbtes Pergament und zählte 40 bis 50 Jahre. Ihr Gemüt hatte aber seine Jugendlichkeit bewahrt, was sich besonders darin äußerte, daß sie den ganzen Tag vor sich hin trällerte. Nur durchschnittlich einmal jede Woche ließ sie den Kopf hängen, und statt der gewohnten Liedchen ertönte von Zeit zu Zeit ein schmerzliches: „Ay de mi!“ von ihren Lippen. Das waren die Tage, an denen sie von Kopfschmerz geplagt wurde, was sich schon äußerlich durch ein grünes oder schwarzes Pflaster, das sie auf die Stirn geklebt hatte, kund that.

An diesen Tagen war sie ungenießbar, sie verschmähte dann selbst den vielgeliebten tecito (Theechen) und versagte sich das Zigarettchen, die zwei einzigen Lebensgenüsse, die sie sich sonst gestattete.

Das täglich von ihr nach dem Mittagessen ausgegebene Bulletin über die von mir zubereiteten Gerichte — sie war nämlich nicht in die Kochkunst eingeweiht — lautete auch ihrem Mangel an Appetit entsprechend sehr ungünstig, denn während sie an andern Tagen mich mit dem Ausspruch: „Der Pudding war wirklich ausgezeichnet“ oder „Das Gemüse schmeckte vorzüglich“ beglückte, hieß es an diesen Tagen: „So schlecht war die Suppe noch nie“ oder „Das Fleisch war ja noch ganz hart.“ Mein Mann war der einzige Vergnügte an solchen Tagen, da er durch das „G'sangerl“, wie er ihr Trällern nannte, nicht beim Arbeiten gestört wurde.

Wäre das gute Rosenkränzchen nur nicht gar so langsam gewesen, so hätten wir uns trotz ihrer verschiedenen Eigentümlichkeiten ganz glücklich mit ihr gefühlt. Aber nach und nach fiel der größte Teil der Arbeit auf mich, da sie bei allem guten Willen nichts fertig brachte. So fühlte ich mich eigentlich einigermaßen erlöst, als sie eines Tages erklärte, sie möchte sich wieder ins Privatleben zurückziehen. Als gute, treue Seele, die sie war, bemühte sie sich aufs eifrigste, mir einen Ersatz zu schaffen, bevor sie uns verließ; allein sie war in diesen ihren Bemühungen nicht erfolgreicher als wir selbst. So mußten wir denn froh sein, als nach einigen Wochen vergeblichen Forschens nach einer einigermaßen annehmbaren Persönlichkeit unsre „Jesú“ sich wieder anbot. Wir nahmen sie daher samt Gatten und Tochter, die mittlerweile das Licht der Welt erblickt hatte, ins Haus und räumten ihnen eine von unsrer Wohnung abgetrennte Stube ein, wo sie, ohne uns zu stören, den Freuden des Familienlebens sich hingeben konnten. Die Befürchtungen, die ich betreffs des Kindes gehegt, erwiesen sich bald als unbegründet, denn die kleine Juanita benahm sich ganz gesittet und zeigte mit einem Jahre bereits einen solchen Grad von Selbständigkeit, wie ihn unsre wohlgehüteten Kinder kaum mit zwei Jahren erreichen. Solange sie den Gebrauch ihrer Beinchen nicht recht los hatte, kroch sie auf allen vieren im Hofe herum, und ward je ihre gute Laune durch irgend ein Ereignis gestört, so stopfte ihr die Mutter eine Frucht ins Mäulchen, wodurch ihr seelisches Gleichgewicht sofort wieder hergestellt ward.

Als ein viel größerer Uebelstand erwies sich dagegen der Gatte und Vater, Juan de Dios, ein Tagedieb, wie er in solcher Vollkommenheit nur in Südamerika gedeiht. Da er selbst nur in den seltensten Fällen bei Kasse war, nahm er

der armen Jesú ihren ganzen Lohn ab, ja, nicht zufrieden damit, trug er auch alles irgendwie Versetzbare ins Pfandhaus. Hatte sie sonst wenigstens bis zur Mitte des Monats gewartet, um ihren Lohn zu fordern, so bat sie jetzt schon am Ersten oder Zweiten darum, eine Unsitte übrigens, die nicht nur alle Dienstboten, sondern auch viele Gewerbetreibende drüben haben. Verweigerte ich ihr den Lohn, so nahm sie ihre Zuflucht auch zu einem der zahlreichen Pfandleiher, die dem unwissenden Volk bis zu 200 Prozent abnehmen und daher wirklich den Namen Blutsauger verdienen. Daß sie das Geld nicht für ihre eignen Bedürfnisse brauchte, ward mir angesichts ihrer Anspruchslosigkeit in Toilette, die doch sonst die größten Opfer beim weiblichen Geschlecht kostet, bald klar. Sie trug nämlich Sommer wie Winter ein Kleid aus billigem, schokoladefarbenem Baumwollstoff, da sie der heiligen Carmen in einer Krankheit das Gelübde gethan, nur ihre Lieblingsfarbe, d. i. Schokaladebraun, zu tragen. Die Schützlinge der heiligen Merced trugen sich dagegen, dem Geschmacke dieser Heiligen entsprechend, feuerrot, die des San Antonio königsblau. Anfangs suchte das arme Weib die schlechten Eigenschaften des Gatten, seine Faulheit, seine Neigung zu Trunk und Spiel, die er übrigens mit dem größten Teile seiner Standesgenossen teilte, vor uns zu verhüllen, aber als die Not zu groß ward, rückte sie mit dem Geständnis heraus. Wir erfuhren nun, was wir schon lange geahnt, daß Juan de Dios — er war seines Zeichens peon (Tagelöhner), wie fast alle armen Chilenen, die selten ein Handwerk lernen — nur höchst selten zur Arbeit ging, sondern sich den ganzen Tag in den Schenken herumtrieb, um chicha (gekochter Most) oder Branntwein zu saufen und Billard zu spielen.

Diese zwei Laster, Trunksucht und Spiel, sind auch die Hauptursache der fürchterlichen Armut, die uns Europäern, obwohl wir das Elend doch auch bei uns kennen, bei der niedrigen Volksklasse in Chile wie ein wahres Schreckgespenst entgegentritt. Treibt es ein Bursche gar zu arg, d. h. kommt er — wie es bei Juan de Dios der Fall war — gar nicht mehr aus dem Rausch heraus, so steckt man ihn eine Zeitlang in die sogenannte casa de ejercicios, wo er durch Beten und Fasten sich seinen schlechten Lebenswandel abgewöhnen soll. Wie häufig dieses Mittel angewandt wird, konnten wir an der Menge von Reitern sehen, die zu der Zeit, da diese vom Stadtpfarrer geleiteten ejercicios (geistliche Uebungen) stattfanden, von allen Seiten herbeikamen und nach einem gefühlvollen Abschied von den Ihrigen in dem düsteren, einem Gefängnis gleichenden Hause verschwanden. Auch an Juan de Dios wurde diese Kur versucht, leider ohne jeden Erfolg. Kaum war er der goldenen Freiheit zurückgegeben, so berauschte er sich wieder und verletzte in diesem Zustande einen seiner „amigos" durch einen Messerstich. Rachedürstend und blutüberströmt kam dieser nachts mit einigen berittenen Polizisten vor unser Haus, um den Uebelthäter zu suchen. Juan aber hatte längst das Weite gesucht und kehrte erst nach einem halben Jahre, von Liebe zu Weib und Kind oder — was wahrscheinlicher ist — von Geldmangel getrieben, in die Heimat zurück, wo er nach kurzer Zeit, als er es wieder zu toll getrieben hatte, von dem Arm der strafenden Gerechtigkeit erreicht wurde. Zu unsrer großen Erleichterung wurde er nun für einige Wochen ins Loch gesteckt. Ich glaube, das war die beste Zeit für unsre Jesú, denn die Sorge für den teuren Gatten ward ihr von dessen Mutter und Schwester abgenommen, die dem „armen Sohn und Bruder" täglich seine Lieblingsgerichte ins Gefängnis brachten, da die dort verabreichte Kost nicht nach seinem Geschmack war. Leider brachten es diese mitleidigen Seelen durch Fürsprache bei dem Richter, dessen Wäsche sie besorgten, dahin, daß der Gefangene schon vor Ablauf seiner Strafe die Freiheit wieder erhielt. Nun begann der alte Tanz natürlich wieder von neuem, und er wird fortdauern, bis entweder ein früher Tod dem Leben des Taugenichts ein Ende macht oder bis das arme Weib, von Sorgen und Entbehrungen entkräftet, ins Grab sinkt.

Als einen glücklichen Umstand durften wir es betrachten, daß von den jungen Burschen, die in bunter Reihenfolge unsre männliche Dienerschaft bildeten, noch keiner dem Trunke ergeben war. Da sie alle noch nicht das vierzehnte Jahr überschritten hatten, bewegten sich ihre Neigungen noch in einer jugendlicheren Richtung. Während Abran z. B. hauptsächlich für Süßigkeiten schwärmte und jedes Geldstück, dessen er habhaft werden konnte, in Schokolade, Gefrorenem oder chancaca (ein süßer, klebriger Stoff, aus Zuckerrohr hergestellt) umsetzte, liebte Pedro, sein Nachfolger, in dessen Adern neun Zehntel Indianerblut rollten, vor allem das Obst in jedem Grad von Reife. Sobald die Früchte ihr Blütenkleid verließen, begann für ihn die Ernte, ohne Wahl verschluckte er rohe Artischocken, grüne Pfirsiche und unreife Melonen. Sein Magen schien den gewagtesten Experimenten gewachsen. So verschieden die Burschen in diesem Punkte sich zeigten, so übereinstimmend waren sie in zwei andern, mochten sie nun Pedro, Nicanor, Panchito oder Arturo heißen, nämlich in der Leidenschaft fürs Nichtsthun und in dem Vorausfordern ihres Lohnes. „Economia es riqueza" (Sparsamkeit ist Reichtum), diesen Spruch, der auf allen Kupfermünzen des Landes zu lesen ist, schien keiner von ihnen sich zu Herzen genommen zu haben. Dieser Weg zum Reichtum war ihnen wohl zu lang und zu schwierig. Da sie voraussichtlich auch keinen andern finden, so werden sie zeitlebens arme Teufel bleiben und, wenn sie nicht schon früh als Opfer der Trunksucht sterben, bis in ihr spätes Alter das Brot der Dienstbarkeit essen.

Onkelchen

Novellette

von

R. Godin

„Was fängt man jetzt an, Papa!" sagte Emma kläglich und ließ die Hand, die das eben eingetroffene Telegramm hielt, mit einer Gebärde niedersinken, als seien ihr alle Lebenshoffnungen gescheitert. „Hätte er doch früher geschrieben! Hildas Verlobungsdiner — da können wir doch nicht absagen!"

„Natürlich nicht," bestätigte der Baurat. „Was wird aber Onkel Hermann denken, wenn wir ihn gleich in der ersten Stunde sitzen lassen, nachdem er ein paar hundert Meilen zurückgelegt hat, um wieder bei uns zu sein. Er wird uns sein Lebtag nicht wieder gut!"

„Wir kochen ihm was Schönes," tröstete die Großmama; „ich bleibe da, und die Zeit soll ihm schon nicht lang werden, bis ihr heimkommt."

Nun blitzte ein Lachen in des Mädchens Augen auf. Großmama war wirklich manchmal zu komisch. Emma sah verstohlen nach Papa hin, in dessen Gesicht plötzlich der Schalk hervorleuchtete, der nicht oft, dann aber stets siegreich zum Vorschein kam. „Nein, nein, Mama, keines von uns darf bei Ritters fehlen, du am wenigsten. Ich weiß etwas Besseres! Onkel Hermann soll mit vollem Glockengeläut empfangen werden, wir schieben ihm eine falsche Emma unter. Natürlich muß es ein Schwarzkopf sein —"

„Heidi muß es sein!" jubelte das Mädchen, in deren achtzehnjährigem Kopfe der Einfall des Vaters sofort zündete.

„Die könnte passen," stimmte der Baurat zu, „des Teufels ist sie genug dafür!"

„Aber Kinder," mahnte die Großmama, der allmählich der Sinn des mutwilligen Vorschlags aufging, „wie könnt ihr euch einbilden, daß Onkel Hermann sich auch nur einen Augenblick irreführen läßt."

„Kommt alles darauf an, wie gespielt wird. Er hat übrigens Emma seit ein paar Jahren nicht gesehen, ein Gelingen scheint mir gar nicht ausgeschlossen."

Emma war bereits über die Straße hinweg in das gegenüberliegende Haus geflogen und kehrte nach wenigen Minuten mit der Freundin zurück. Heidi Welsch, ein schlankes, sehr hübsches Mädchen, ließ sich unter tollem Lachen den rasch gefaßten Plan erklären. Ein ganzes Repertoire wechselnder Ausdrücke spielte sich in den temperamentvollen Zügen ab. Helle Lust an der ihr zugedachten Rolle tanzte in den schwarzen Augen, die jede neue Instruktion verständnisfroh wiederspiegelten, bis auf einmal ein etwas unsicherer Blick den mutwilligen verdrängte.

„Jetzt muß ich aber auch noch allerlei erfahren," sagte Emma rasch. „Wie alt ist das Onkelchen eigentlich?"

„O," sagte Emma, „ein paar Jahre älter als mein Papa!"

Heidi warf einen Blick auf des Baurats behäbige Gestalt, den schon ein wenig angegrauten Kopf des Hausvaters und fragte beruhigt weiter: „Natürlich ist er verheiratet?"

Der Baurat, an den diese Erkundigung gerichtet war, nickte gravitätisch.

„Und wird er mir den Streich nicht übelnehmen? Sonst wär' ich schön daran, wenn er dahinter kommt, während ihr alle noch fort seid!"

„Kein Gedanke an Uebelnehmen! Onkel Hermann ist ein prächtiger Kerl, macht selbst gern sein Späßchen; Sie sollen sehen, Heidi, wir alle kommen dabei gut weg."

„Dann also, topp!" rief das schöne Mädchen fröhlich und schlug kräftig in des Baurats ausgestreckte Rechte. Vor ihrem Geiste tauchte die vergnügliche Gestalt eines jovialen, wohlbeleibten, vielleicht ein bißchen kahlköpfigen Onkelchens auf, der sich gern anführen läßt oder, wenn das nicht glückte, doch so thut, als ließe er sich anführen. Es kitzelte sie, ihn glauben zu machen, sie sei Emma, vielleicht gar diese Wahl- und Patennichte ein wenig bei ihm auszustechen, und aufmerksam horchte sie den Anweisungen zu, die ihr für die Durchführung ihrer Rolle gegeben wurden.

„Nur in einem Punkt seien Sie vorsichtig, Heidi," empfahl der Baurat. „Vermeiden Sie wo möglich, sich nach seiner Frau und seinen Kindern zu erkundigen; es sind da allerlei verzwickte Verhältnisse, die sich so schnell nicht merken und auseinandersetzen lassen, dabei könnten Sie sich am leichtesten verwickeln."

„Wenn *er* aber davon anfängt?"

„Wird schwerlich davon anfangen."

Mitten in alle Verabredungen platzte Erich hinein, der aus dem Gymnasium kommende Sekundaner, der sich, als der Feldzugsplan und der ihm dabei zufallende Part kundgemacht wurde, mit einem Freudengeheul längelang auf den Fußboden warf. —

Am Ostermorgen schien es, als seien Emma über Nacht Flügel gewachsen. Leicht und geräuschlos flog sie windesschnell durch alle Räume, machte das Unmögliche möglich, kostete in der Küche, schmückte die Tafel, baute Blumen in den Zimmern auf und war rechtzeitig selbst geschmückt und bereit, als es Zeit war, zum Verlobungsfestmahl in Großmamas Begleitung aufzubrechen.

Der Papa hatte sich inzwischen zur Bahn begeben, um Freund Hermann, seit vielen Jahren Wahlonkel des Hauses, dort abzuholen und ihm noch ein Viertelstündchen daheim bei sich Gesellschaft zu leisten. Nicht ohne Staunen erfuhr der Ankömmling, daß er von dem gesetzteren Teil der Familie im Stiche gelassen werden sollte; aber als Freund der Jugend, namentlich seiner Patennichte, auf deren Wiedersehen er sehr neugierig war, tröstete er sich in dem Gedanken, daß, wenn man sich einmal teilen mußte, doch die Kinder des Hauses seine Tischgesellschaft ausmachen würden.



Spitzenklöpplerinnen. Nach dem Gemälde von J. Bail

(Auf dem Pariser Salon von 1902 mit dem höchsten Preise, der Médaille d'honneur, ausgezeichnet)

„Sie müssen im Augenblick kommen,“ entschuldigte der Baurat, indem er seinen Hut nahm. „Nur ein dringend nötiger Besuch — hoffentlich finden wir dich, wenn wir heimkommen, noch unbeschädigt; es ist eine stürmische Bande! Und alle zwei freuen sich gewaltig!“

Onkel Hermann wünschte viel Vergnügen und nahm eine Zeitung zur Hand, ohne darin zu lesen. Er wunderte sich. Wie konnte nur seine kleine Emmy so lange zögern? Minuten vergingen, erst fünf, dann zehn, nun eine Viertelstunde. Alles blieb mäuschenstill, nur die Uhr tickte. Da, auf einmal lebhaftes Klingeln, gleich darauf junge Stimmen; ehe er sich noch erhoben hatte, um nach der Thür zu gehen, flog diese weit auf, und herein stürmte ein großes, schlankes Mädchen im breitrandigen Hute, das ihm an den Hals flog und mit jubelnder Silberstimme rief: „Onkelchen, goldenes Onkelchen, bist du da!“

Vergnügt bis in die Seele hinein schaute er sein Nichtchen an — tausend, wie hatte das Mädel sich entwickelt in den paar Jahren, was für ein Prachtexemplar war aus dem feinen Blümchen geworden. Er hielt sie noch an beiden Händen fest, als Erich ihn von der andern Seite ansprang wie ein junger Jagdhund und er dem langen Burschen seine Aufmerksamkeit zuzuwenden hatte. Und das war gut, denn sonst hätte ihm die unermeßliche Verblüfftheit der Nichte nicht entgehen können.

Das also war das Onkelchen! Dieser schlanke, elegante Mann mit den jungen Augen, dem dichten Kraushaar — und dem war sie soeben um den Hals gefallen in einem Ansturm, den sie sich zur sicheren Durchführung ihrer Rolle ganz auf eigne Hand ausgedacht hatte. Sie stand einen Moment wie versteinert, bis die Worte an ihr Ohr schlugen: „Wie hast du dich aber verändert, Emmy! Wärest du mir anderswo begegnet, so hätt' ich dich wohl gar nicht erkannt.“

Der harmlose, überzeugte Ton gab Heidi sofort ihre Fassung zurück. Jetzt war das Unheil einmal vollbracht, jetzt galt es, die lustige Komödie durchführen, nicht durch Zimperlichkeit den ganzen Spaß verderben. Ihr Schoßteufelchen, der Mutwille, sprang in ihr auf wie ein Funke, und daß sie sich erst gleichsam einen Stoß geben mußte, stachelte noch die übermütige Laune. Scherzworte flogen von Mund zu Mund — man blieb im Zuge.

Das Mädchen bat zu Tisch.

Die falsche Emma, selbst überrascht durch alles, was ihr vor die Augen kam, ließ sich vom Onkel hoch rühmen und preisen für die reizende Anordnung der Tafel. Und war diese zierlich, so war das Menu sowohl des Tafelschmuckes als des Gastes würdig. Alle Lieblingsspeisen Onkel Hermanns folgten einander, und bei Anblick einer süßen Creme, deren Bereitung durch die Schwester des Bruders befriedigtes Zünglein verriet, ward der Lobgesang des Gastes zur staunenden Hymne: „Und solch eine Hausfrau bist du geworden, Emmy! Delikat!“

Sie ließ sich allen Ruhm gefallen. Die junge Köchin, die mit Wonne an dem Spaße teil nahm, spielte mit, rief „Fräulein Emma“ vor und nach Tisch ein paarmal winkend hinaus, wie um sich Rat zu erholen. Das Geplauder wurde immer sprühender, Erich war witzig, der Onkel fühlte sich wohl wie ein Fisch im klaren Wasser, und die Nichte amüsierte sich so köstlich, daß sie gar nicht mehr an ihre eigne Falschheit glaubte. Toaste klangen — o, wie saßen die drei so fröhlich beisammen und hatten einander so lieb!

Der Kaffee führte ins nächste Zimmer, wo der Flügel stand. „Vor zwei Jahren spieltest du ja schon recht hübsch, Emmy!“ sagte Onkel Hermann. „Willst du mich jetzt etwas hören lassen?“

Das helle, rieselnde Lachen der Nichte klang wieder auf: „Wenn du willst, sing' ich dir ein Lied!“

„Ah, noch besser! Ihr habt mir nie geschrieben, daß du singen lerntest, Kind!“

Er drückte sich in die Sofaecke, lauschte und schaute zugleich, während die klangvolle Stimme der Sängerin den Raum füllte. Reizend war das Mädel! Und wie sie ihn gern hatte! Er mußte daran denken, ihr ein hübsches Geschenk zurückzulassen. Ein Buch? — sie war belesen, das hatte er bemerkt — Noten? oder ein Schmuckstück? Wollen sehen — jedenfalls Blumen! Ueber diesem Sinnen und den melodischen Klängen überkam ihn sanfte Müdigkeit. Die durchfahrene Nacht machte sich fühlbar; ganz sacht fielen ihm die Augen zu.

„Hör auf Emma,“ rief Erich im Flüsterton, „er schläft ja wie zehn Ratzen!“

Der rasch Ermunterte sah die liebe Nichte über sich gebeugt, mit freundlichen Augen schob sie ein Lederkissen unter sein Haupt, holte ein Plaid herbei und deckte ihn zu. Wie behaglich war das! Er blickte die Sorgsame liebevoll an und versank ins Land der Träume wie in ein Meer von Rosenblättern.

Als Onkel Hermann erwachte, lag Dämmerung über das Zimmer hingebreitet. Im Gemach nebenan vernahm er lebhafte, lachende Stimmen, darunter den Baß seines Freundes. Sie waren also zurück von ihrem Diner. Frisch und in glänzender Laune sprang Onkelchen auf, fuhr mit der Taschenbürste durch sein Kraushaar und eilte hinüber, freudig im Gedanken, dort seine Nichte wieder zu begrüßen. Diese stand, als er eintrat, mitten im Zimmer, mit dem Rücken gegen die Thür und schien etwas sehr Lustiges zu erzählen, das sie mit lebhaften Gestikulationen begleitete, während der Baurat und Erich lachten wie Besessene. In dies tolle Gelächter stimmte eine junge Dame ein, die halb im Schatten einer blumengefüllten Fensternische saß. Der Eintretende behielt nicht Zeit, etwas zu verstehen, das Wort des ihm rasch entgegenkommenden Hausherrn schnitt den lustigen Bericht ab. Zugleich fuhr die Berichterstatterin herum, und ihr lachendes Gesicht tauchte sich in tiefen Purpur.

‚Warum wird sie so rot?‘ dachte Onkel Hermann. Doch gefiel ihm das.

„Erlaube, daß ich dich mit Fräulein Heidi Welsch bekannt mache,“ sagte der Baurat. „Eine Freundin Emmas — Herr Rittergutsbesitzer von Erden aus Dessau.“

Die so Vorgestellten verbeugten sich förmlich. Auch ein sehr hübsches Mädchen, diese Freundin, soviel sich im Zwielicht unterscheiden ließ. Aber steif! Welcher Unterschied der beweglichen, lebensvollen Nichte gegenüber, die schon wieder um ihn her war wie ein Vögelchen, zuthunlich zwitschernd. Uebrigens taute allmählich auch Fräulein Welsch etwas auf, wurde zusehends munter und fing an, sich frei und frisch mit dem Gaste zu necken. Es ging wieder sehr lebendig zu. Die Großmama war nach ihrem Ausruhschläfchen auch herbeigekommen, ergötzte sich im stillen und harrte, gleich allen

Eingeweihten, des Momentes, wo die Lampen hereingebracht würden, was zweifellos das Ende der lustigen Komödie bedeuten mußte.

Es wurde Licht. Zwei hohe Lampen beleuchteten das Zimmer tageshell. Stumme Spannung, wachsame Augen. Onkel Hermanns fröhliche Miene veränderte sich nicht um eine Spur, obgleich er, als ein Kenner, jetzt die Züge der Freundin scharf aufs Korn nahm, um zu prüfen, ob sie der in Gesellschaftstoilette doppelt vorteilhaft hervortretenden schlanken Fülle der Gestalt entsprächen. Wohlgefällig lächelnd sagte er in die Schweigepause der seines ersten Wortes Harrenden hinein:

„Wissen Sie, mein gnädiges Fräulein, daß Sie eine gewisse Aehnlichkeit mit Emmy haben, so, wie sie vor zwei Jahren aussah?“

Wie eine Bombe schlug das zweifellos ganz arglose Wort in die Gemüter. Ein krampfhaftes Zucken lief über jedes Gesicht hin, dem treuherzigen und zugleich freudig strahlenden Blick des Sprechers gegenüber, der so im Banne der ersten Eindrücke stand, daß ihm selbst jetzt kein Zweifel auftauchte.

Die kühnsten Behauptungen kamen zu Worte, um Vorwand für die unbezwingliche Lachlust zu bieten. Sehr energisch bestritten beide Mädchen die Aehnlichkeit und reizten durch ihren Widerspruch Onkel Hermann, der von der falschen Nichte verlangte, sie solle ihre letzten Photographien herbeiholen, die er nun mit den Zügen der Freundin verglich. Dabei wurde er in seiner Behauptung immer hartnäckiger und pries den neckischen Zufall, der ihm durch diese Aehnlichkeitsverwandtschaft nun auch eine Art von Onkelrecht auf das gnädige Fräulein zusprach. Die liebenswürdigste Freudigkeit leuchtete aus den lebendigen Augen. Er lud beide Freundinnen ein, nach Dessau zu kommen, versprach, sie dorthin abzuholen und seiner Familie zuzuführen, und notierte Fräulein Welschs Adresse sorgsam in sein Taschenbuch.

Onkel Hermann gehörte zu den Persönlichkeiten, die nicht von Natur aus lebhaft sind, aber sehr lebhaft werden können, wenn sie angeregt werden. Alles, was an Geist und Herz in ihm war — und dessen war die Fülle —, blühte gleichsam auf, wenn er in der Sonne stand. Heute gab er sein Bestes im Laufe der nächsten Stunden, und die Pseudonichte, die ihn bis dahin nur von der munteren Seite kannte, war hingerissen durch alles Interessante, Vielseitige, das nun zu Worte kam. Die Stunden flogen, der Abend rückte vor, und mit einem Male fiel allen ein, daß Heidi jetzt heim müsse, ohne daß der Knoten gelöst sei.

Ein bißchen schadenfroh — denn sie hatte erst dagegen gesprochen — flüsterte die Großmama ihrem Sohn ins Ohr: „Jetzt mögt ihr schauen, wie ihr da herauskommt!“

Der Baurat zuckte die Achseln, sah aber etwas unsicher nach den beiden Mädchen hin, die hinter der hohen Lehne eines Armstuhles die Köpfe zusammensteckten. Selbst ihm fiel es in diesem Moment auf, wie wenig diese beiden Schwarzköpfe einander ähnelten — der eine tiefer blauschwarz als der andre, beide aber des Vergleichens wert.

Da verschwand plötzlich das dunklere Köpfchen, um im nächsten Moment wieder zu erscheinen und in Ansturm gegen das Sofa, auf dem Onkel Hermann saß, dort niederzutauchen. Die dazu gehörende Gestalt aber war vor ihm auf die Kniee gesunken: „Onkelchen, goldenes Onkelchen, Verzeihung!“

Er sah bestürzt auf sie nieder: „Aber Kind, was ist denn? Emmy, um alles in der Welt, was hast du?“ Er zog sie empor.

„Ich kann's nicht sagen — es ist zu schändlich! Nein, ich kann's nicht sagen!“

Seine Unruhe wuchs, ein unbeschreiblicher Ausdruck trat in die ehrlichen Mannesaugen, sie fragten tausendmal eindringlicher als noch so viel Worte.

„Ich bin ja gar nicht deine Nichte, ich bin ja Heidi Welsch, drüben von der Straßenecke! Dort steht deine Emmy, — mache jetzt mit mir, was du willst, um mich abzustrafen, ich halte still.“

Onkel Hermann sah aus wie einer, dem schwindelig wird. Ein irrlichterierender Blick in die Runde, dann ward ihm hell, was eben noch dunkel gewesen war. Er lachte ein so fröhliches Lachen, daß allseitige Beruhigung und neu angefachter Humor in die Runde kam. Dabei sah er sich die falsche Nichte so genau an, als hätte er sie zuvor noch gar nicht erschaut. Seine beredten Augen funkelten. Böse war er nicht, hatte auch nichts übelgenommen, das stand außer Zweifel. Als Heidi dann ging, sich zum Heimgang zu rüsten, und in dem breitrandigen Hute hereinkam, um Abschied zu nehmen, kündigte er ihr für den nächsten Tag seinen Besuch an, bedankte sich für gnädige Behandlung und fragte, ob er sich nun weiter als ein lieber Onkel bewähren dürfe.

„O ja,“ sagte Heidi schnell, „sei milde, wenn du deiner Frau von heut erzählen wirst!“

„Meiner Frau?“ rief Onkel Hermann, wie aus den Wolken gefallen. „Ich habe ja gar keine Frau!“

Heidi stand entgeistert. Alle Schalkhaftigkeit war aus ihrem Gesicht entwichen, ein kleines, gerade aufstrebendes Fältchen wurde zwischen den dichten Brauen sichtbar, als sie wortlos den Vater ihrer Freundin starr ansah.

„Jetzt ist wohl an mir die Reihe, mein peccavi zu beten?“ sagte dieser ganz unbekümmert. „Nun ja, Heidi, ich dachte, Sie würden natürlicher spielen, wenn Sie sich ein Nest voll Kinder um meinen alten Freund her dächten. Um so spaßhafter war der ganze Handel!“

Heidi stimmte in sein Gelächter ein, es war aber nicht der Klang des Quellengeriesels, das ihre Fröhlichkeit sonst so erquicklich machte. Hastig verabschiedete sie sich, von den Kindern des Hauses und vom Gast bis zur Treppe begleitet. Emma lief ihr auf die Straße nach, um sie vollends heimzubegleiten. Sie war noch so ganz erfüllt von Lust und Laune, so fröhlich erregt und ausgelassen, daß sie gar nicht merkte, wie stumm die Freundin geworden war, und nicht wenig erschrak, als Heidi, im Flur des eignen Hauses angelangt, sich in ungestümer Bewegung auf die unterste Treppenstufe setzte und in gewaltsames Schluchzen ausbrach.

Im Nu saß Emma neben ihr, umschlang sie und rief bestürzt: „Aber Heidi, was hast du?“

„Was ich habe! Und das fragst du? Wie seid ihr mit mir umgegangen, in welche Lage habt ihr mich gebracht!“

„Mir steht der Verstand still. Du hattest ja selbst von Anfang an den größten Spaß daran, Heidi, und das Onkelchen ist entzückt von dir!“

„Ihr habt mich glauben lassen, er sei ein verheirateter ältlicher Herr, und er ist ganz jung —“

„Er ist aber wirklich nur ein paar Jahre jünger als mein Papa,“ tröstete Emma. „Wie kannst du nur auf einmal so unbegreiflich sein!“

Heidi stand auf ihren Füßen und drückte die Augen zu. „Laß sein, Emma, und geh jetzt heim. Gieb mir einen Kuß! Du hast recht, ich bin närrisch! Morgen bin ich wieder gescheit, dann lachen wir weiter."

Sie drängte Emma sacht zur Hausthür und lief eiligst treppauf, während die Freundin nachdenklich heimkehrte und dort von der wunderlichen Scene kein Wort verlauten ließ. —

Am nächsten Morgen ging Onkel Hermann frühzeitig nach der Stadt und kam mit einem aufgebauschten, duftenden Seidenpapier zurück. Dieselbe Hülle wurde in seiner Hand gesehen, als er zu schicklicher Besuchszeit über die Straße schritt, um der neuen Wahlnichte und ihrer Mutter eine Aufwartung zu machen. Er war beauftragt, Heidi an die gestrige Abrede zu erinnern, auch heute drüben bei Tische zu erscheinen, und brachte sie, nach ziemlich ausgiebigem Verweilen bei ihrer Familie, um ein Uhr mit nach Hause.

Alle waren neugierig, wie das Paar sich heute zu einander verhalten würde; mit Vergnügen wurde bemerkt, daß beide fortfuhren, sich mit du anzureden, sehr gute Laune zeigten, lustig und neckisch waren, und doch gab es etwas, das dem Uebermut dann und wann gleichsam einen Schleier überwarf, — mit einem Wort, heute war nicht gestern mehr.

Der Baurat warf zuweilen einen listigen Blick auf seinen Freund. Wahrhaftig, dieser Mensch hatte merkwürdig junge Augen. Wo blieb aber heute des Nachbarkindes Schoßteufelchen? Heidi war eine Lachende, eine Uebermütige sogar, aber gewiß keine Mutwillige, so, wie sie dasaß, sich umher bewegte, alle Augenblicke die Farbe wechselte und verkehrte Antworten gab.

Sie verabschiedete sich zeitig. Onkel Hermann folgte ihr heute nur bis zur Zimmerthür, dort neigte er sich, küßte ihre Hand und sagte, indem er sie zögernd losließ, in festem Ton: „Auf Wiedersehen!"

Seine eigne Zeit war wenige Stunden nachher abgelaufen, er mußte noch an diesem Abend weiter. In bester Stimmung beschäftigte er sich mit Emma und Erich, war ganz und gar das liebe, altvertraute, goldige Onkelchen von je; Emma machte aber ihre stillen Glossen darüber, daß, so zärtlich er sie anschaute, andre Nichten doch andre Blicke aus diesen hellen Augen empfingen, und sie dachte sich ihr Teil, wozu ein Lieblingsspruch der Großmama den oft gehörten Text bot: „Das Unwahrscheinlichste geschieht am öftesten."

Ja, diese Großmama! Heute war sie wieder gar zu komisch! Sie strich so ganz duckmäuserisch um Onkel Hermann herum, und jetzt sagte sie mit ihrem Augengezwinker: „Wir sehen Sie hoffentlich recht bald wieder hier, lieber Freund?"

„Gewiß, in ein paar Wochen," erwiderte Onkelchen mit Nachdruck, und die beiden lachten einander verständnisinnig an.

Aus dem Reiche der Sterne

Die verhältnismäßig geringe Entfernung des Mondes von der Erde hat es möglich gemacht, mit Hilfe großer Fernrohre seine Oberfläche sehr genau zu durchforschen. Dabei ist die Frage von allgemeinem Interesse, wie groß die kleinsten Gegenstände sind, die man mit unsern heutigen Teleskopen auf dem Monde noch erkennen kann? Mit Beantwortung dieser Frage hat sich in neuester Zeit der Astronom W. Pickering beschäftigt, der auf einer für astronomische Beobachtungen höchst vorteilhaft gelegenen Station in den Anden von Peru den Mond an einem mächtigen Fernrohr mehrere Jahre beobachtete. Die Luft an jener Station, in 2456 Meter Höhe über der Meeresoberfläche, ist überaus klar und ruhig, und Professor Pickering behauptet, daß wohl noch niemals der Mond von einem Beobachter deutlicher gesehen worden sei als dort von ihm. Er kam zu dem Ergebnisse, daß er mit seinem großen Fernrohre dort den Mond so genau sehen konnte, wie das bloße Auge ihn sehen würde, wenn er hundertmal näher bei der Erde wäre, als dies wirklich der Fall ist. Das kleinste Objekt, das Professor Pickering auf dem Monde noch wahrnahm, d. h. deutlich unterscheiden konnte, hat nach seinen Schätzungen und Vergleichungen etwa 180 Meter im Durchmesser. Das größte zurzeit vorhandene Fernrohr, das sich auf der Yerkes-Sternwarte in Nordamerika befindet, würde in der klaren Luft Arequipas Gegenstände der Mondoberfläche als Punkte erkennen lassen, die 100 Meter im Durchmesser haben. Unsre großen irdischen Bauwerke, wie z. B. die Peterskirche in Rom, viele große Eisenbahndämme u. s. w., könnten also von der Erde aus auf dem Monde gesehen werden, aber freilich nur als kleine Pünktchen, über deren wahre Bedeutung sich die Beobachter wohl nicht leicht einigen würden. Veränderungen im Umfang großer Städte wie Berlin, Chicago u. a. würde man, falls sie auf dem Monde vorkämen, schon unzweifelhaft wahrnehmen können, ebenso Veränderungen im Aussehen der Oberfläche, wie solche durch Ausrodung von Wäldern, durch Urbarmachung öder Strecken verursacht werden. Thatsächlich hat man aber bis jetzt auf dem Monde nichts wahrgenommen, was auf die Thätigkeit intelligenter Wesen hindeutet, vielmehr vereinigt sich alles zu dem Schlusse, daß dort lebende Wesen ähnlich den Menschen nicht vorhanden sind, auch nicht vorhanden sein können. Wie schon bemerkt, giebt es auf der Mondoberfläche keine zusammenhängenden Wassermassen, keine Meere und keine Flüsse, aber auch keine Luft, wenigstens keine Atmosphäre, die im Vergleich mit der unsrigen in Betracht kommen könnte. Luftatmende Wesen finden auf dem Monde also nicht die Bedingungen zu ihrer Existenz. Ob dagegen in einer früheren Epoche, als der Mond noch Wasser und Luft besaß, lebende Wesen auf ihm vorhanden waren, ist eine andre Frage. Wir können sie indessen weder bejahen noch verneinen, da für uns erkennbare Spuren solcher Lebewesen nicht vorhanden sind.

Ganz eigentümlich sind auf dem Monde die Temperaturverhältnisse, und zwar deshalb, weil dieser Weltkörper keine merkliche Atmosphäre besitzt und andrerseits jeder Teil seiner Oberfläche fast 15 Tage hindurch von der Sonne beschienen wird und ebensolange Nacht hat. J. Herschel glaubte, infolge der fünfzehntägigen Sonnenstrahlung müßte die Mondoberfläche außerordentlich erhitzt werden; Ericsson dagegen meinte, es müsse daselbst, trotz des langen Sonnenscheins, außerordentliche Kälte herrschen, weil die Atmosphäre fehle und die Verhältnisse ähnlich lägen wie auf den schneebedeckten

Gipfeln unsrer irdischen Hochgebirge. In neuester Zeit erst ist die Frage entschieden worden, und zwar durch Untersuchungen, die der Amerikaner Frank Very angestellt hat. Er prüfte die Wärmestrahlung irdischer Schneeflächen sowohl in völlig reinem Zustande als nachdem sie mit Ruß bedeckt worden waren, ferner prüfte er die Reflexionsfähigkeit verschiedener Steinarten und schließlich den Einfluß, den die Erdatmosphäre auf den Durchgang der Wärmestrahlen ausübt. Dann untersuchte er mit den nämlichen Instrumenten die Wärmestrahlung der verschiedenen Teile der Mondscheibe und kam auf diesem Wege zu folgenden Ergebnissen. Die Temperatur des Mondbodens sinkt in der Mondnacht bis zu mindestens 180° unter den Gefrierpunkt, also bis zu einem Kältegrade, wie er auch annähernd niemals auf der Erdoberfläche angetroffen wird. Diese niedrigste Temperatur herrscht dort beim Aufgange der Sonne, dann steigt die Wärme langsam, aber um Mittag, wenn die Sonne am höchsten steht, erreicht sie mehr als 100°, d. h. der Mondboden erhitzt sich dann bis über die Temperatur des siedenden Wassers. Neigt sich die Sonne nachmittags, so sinkt die Temperatur wieder, und zwar so rasch, daß sie schon vor Sonnenuntergang unter dem Gefrierpunkt ist. Es ergiebt sich also, daß in jenen Gegenden auf dem Monde, wo die Sonne mittags hoch über den Horizont steigt, alsdann die Hitze dort so groß wird, daß sie die des kochenden Wassers übersteigt. Nur allein die äußersten Polargegenden des Mondes haben bei Tage eine für menschliche Wesen erträgliche Temperatur, aber während der Mondnacht dürfte es kaum Mittel geben, um menschenähnliche Organismen dort vor der grimmigen Kälte zu schützen. Somit kann es auf dem Monde auch keine höheren Pflanzen geben, da diese sowohl durch die mittägliche Hitze als durch die nächtliche Kälte vernichtet würden, ganz abgesehen davon, daß Luft und Wasser auf dem Monde mangeln. Die Mondoberfläche ist eine lautlose, wasserleere Oede, zur Mittagszeit sonnverbrannt wie die schrecklichsten Wüsten auf der Erde, aber während der Nacht eisig kalt, weitaus kälter als die Oberfläche des nördlichen Sibiriens im Winter.

K.

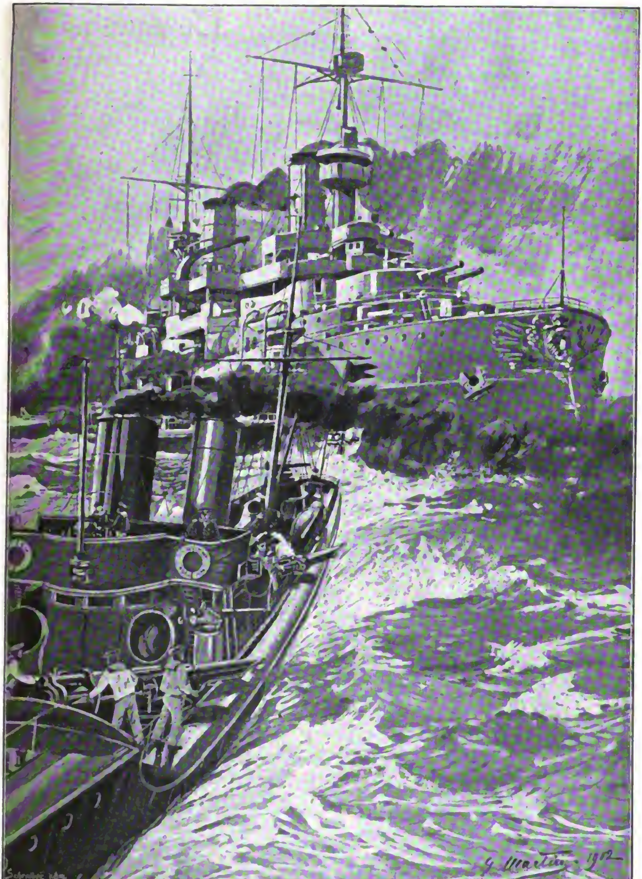
Modernes Strassenpflaster

In dem unlängst unter den Hammer gekommenen Gasthof „Zu den drei Mohren“ in Augsburg hatte Napoleon I. im Oktober 1805 sein Hauptquartier. Auf die Begrüßung des reichsstädtischen Senats erwiderte er die lakonischen Worte: „Sie haben schlechtes Pflaster; ich muß Sie einem Fürsten geben!“ Das war natürlich ein bloßer Vorwand des gewaltthätigen Imperators; denn dazumal hatten selbst so berühmte Städte wie Paris, London und Wien noch ein nach heutigen Begriffen über alle Maßen erbärmliches Straßenpflaster. Erst später, allgemeiner etwa seit Mitte des 19. Jahrhunderts, begann man dem städtischen Straßenbauwesen gebührende Aufmerksamkeit zu schenken, und sogar erst seit wenigen Jahrzehnten entspricht die „Befestigung der Fahrbahn“ — wie der fachmännische Ausdruck lautet — in den meisten größeren Städten den neuzeitlichen Anforderungen.

Der Eindruck, den eine fremde Stadt auf uns macht, wird wesentlich beeinflußt durch ihr Straßenbauwesen, durch die Beschaffenheit der Fahrdämme und der Trottoirs oder Bürgersteige. Kommt man in eine Stadt, wo dies tadellos, so stimmt es uns von vornherein günstig, während wir im entgegengesetzten Fall Arthur Schopenhauer beipflichten, wenn er eine Stadt mit schönen Gebäuden und Denkmälern, aber schlechtem Pflaster einer Frau vergleicht, die Gold- und Juwelenschmuck zu zerrissenen Kleidern anlegt. Ganz abgesehen jedoch von diesen ästhetischen Rücksichten ist es in einer Großstadt auch nur bei zweckentsprechender Pflasterung und Unterhaltung der Straßen möglich, den modernen Verkehrsansprüchen zu genügen, und infolgedessen müssen heutigentags Weltstädte jährlich Millionen und Großstädte viele Hunderttausende für Instandsetzung ihrer Straßen verwenden. Nach einer Zusammenstellung aus 30 der größten deutschen Städte wird jährlich ein Drittel bis zur Hälfte ihres Gesamtetats vom Straßenbau beansprucht.

Daraus erhellt ohne weiteres, eine wie schwerwiegende und allgemein beachtenswerte Angelegenheit die Wahl des richtigen Straßenpflasters u. s. w. für große Städte ist. Sie wird dadurch sehr erschwert, daß man nicht dies oder jenes Material für das unbedingt beste und passendste erklären kann, indem die an gutes Pflaster zu stellenden Ansprüche einander oft geradezu widersprechen. Man verlangt beispielsweise Billigkeit des Materials, möglichst geringe Abnutzung und wenig Glätte, um das Ausgleiten der Fußgänger und das Stürzen der Pferde zu verhüten. Eine rauhe Oberfläche, wie sie vor allem Steinwürfel bieten, erzeugt indessen andrerseits größeren Fahrlärm, und mit starker Widerstandsfähigkeit gegen Abnutzung findet man Härte, geringe Elastizität und infolgedessen stärkere Erschütterung der Pferdehufe wie der Fahrzeuge vereint. Die Frage nach dem besten Pflaster läßt sich daher nur von Fall zu Fall, entsprechend der Art und Lebhaftigkeit des Verkehrs, der Eigenart einer Straße oder eines ganzen Viertels und unter Berücksichtigung zahlreicher Umstände entscheiden; allen Ansprüchen zugleich wird kaum entsprochen werden können.

Als leitende Grundsätze stellte auf der letzten Versammlung des Deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege in Rostock Stadtbaurat Genzmer (Halle a. S.) fest, daß vom wirtschaftlichen Standpunkt diejenigen Straßenbaumaterialien als die besten anzusehen seien, die bei den geringsten Gesamtaufwendungen (einmalige Herstellungs- und laufende Unterhaltungskosten) eine möglichst langdauernde Brauchbarkeit der Straßendecke gewährleisten. Die Verkehrsrücksichten verlangen eine solche Beschaffenheit der Straßenoberfläche, daß sogar bei den ungünstigsten Witterungsverhältnissen sich auf ihr der Verkehr der Fußgänger wie der Zugtiere und Motoren leicht und gefahrlos zu vollziehen vermag. Das erreicht man durch eine möglichst ebene und nicht zu glatte Oberfläche, deren Rauhigkeitsgrad um so größer, je stärker die Neigung der Straße. Die gesundheitlichen Rücksichten erfordern eine sich recht wenig abnutzende



Neue Typen der deutschen Kriegsmarine
Zeichnung von G. Martin (Text S. 167)

Straßenbefestigung, weil sie den geringsten Staub verursacht; ferner eine solche, die das geringste Geräusch erzeugt, und die endlich keine Verunreinigung des Untergrundes zuläßt, auf dem sich sonst gesundheitsgefährliche Stoffe ablagern und in unmittelbarer Nähe der Wohnungen verborgene Herde giftiger Kontagien entstehen können. Endlich muß sich das Pflaster leicht, schnell und gründlich reinigen lassen.

Für die fast ausschließlich dem Fußgängerverkehr dienenden Bürgersteige hat sich durchweg am besten eine Gußasphaltschicht auf mäßig starker Betonunterlage bewährt; auch das billige, leicht und ohne große Kosten aufzureißende und auszubessernde Mosaikpflaster ist zu empfehlen. Weniger gut sind die verschiedenen Arten von Plättchen, die im Winter durch ihre Glätte manche Unfälle herbeiführen und leicht locker werden.

Viel schwieriger ist eine zweckentsprechende Befestigung der Fahrbahn herzustellen, weil diese erheblich breiter und zudem fortwährenden Erschütterungen durch teilweise sehr schwere Fuhrwerke und die Schläge der Pferdehufe ausgesetzt ist. Solchen widerstehen natürlich am längsten Pflasterungen aus hartem Gestein, wie Basalt oder Granit, doch machte man die Erfahrung, daß unter den Einwirkungen des Verkehrs ihre Kanten sich mit der Zeit stark abrunden, während die übrige Kopffläche sich weniger abschleift, so daß die einzelnen Steine zuletzt eine kugelige Form annehmen und sehr glatt werden. Man griff deswegen zu weicherem Gestein, das sich gleichmäßiger abschleift, so daß solches Pflaster ebener bleibt; als ganz vortrefflich wird belgischer Porphyr gerühmt. Die Fugen werden am besten mit hydraulischem Mörtel oder Asphalt ausgegossen. Gutes Steinpflaster ist auch am billigsten, wenngleich die erste Anlage teurer ist als Asphalt- und Holzpflaster; dafür ist es viel haltbarer als Holz und bedarf erheblich geringerer Unterhaltungskosten als der Asphaltbelag. Man giebt den Steinen als Unterlage eine Kies- und Sandbettung, neuerdings vielfach eine Betonbettung, die man auch bei Asphalt- und Holzpflasterung zweckmäßig verwendet.

In verkehrreichen Straßen erzeugen aber Fuhrwerke und Hufschläge auf Steinpflaster einen betäubenden Lärm, der nervöse Leute zur Verzweiflung bringt. Ihn zu vermindern, erwies sich die Chaussierung oder Macadamisierung (nach dem Erfinder, dem Schotten John L. Mac Adam), die Straßenbefestigung mit Steinschlag, als wohl geeignet. Sie erzeugt jedoch im Sommer argen Staub, im Winter viel Schmutz, läßt sich schwer reinhalten und erfordert immerwährende Ausbesserungen, so daß sie dadurch auf die Dauer teurer als Steinpflaster wird.

Gegenwärtig kommen als sogenannte geräuschlose, d. h. alle Fugen vermeidende Pflasterarten für Großstädte in erster Linie Stampfasphalt und Holzpflaster in Betracht und gelangen zu immer ausgedehnterer Verwendung. Mit dem Stampfasphalt, der 1854 in Paris erstmals benutzt wurde, hat eine neue Epoche in der Geschichte des städtischen Pflasterwesens begonnen. Dieses Material darf nicht mit dem für Bürgersteige gebräuchlichen Gußasphalt verwechselt werden, der in geschmolzenem Zustand aufgetragen wird, aber für den Fahrdamm nicht widerstandsfähig genug ist. Der Stampfasphalt wird hergestellt, indem man das Asphaltgestein, einen bituminösen Kalkstein, in Pulver verwandelt, das unter starkem Druck eine zähe und elastische Masse von der Härte des ursprünglichen Gesteins giebt. Eine dicke Schicht dieses in eisernen Pfannen erhitzten Asphaltpulvers wird auf einer Betonunterlage ausgebreitet und mittels heiß gemachter Rammen oder Walzen bis auf eine Stärke von etwa fünf Centimeter zusammengedrückt. Die Oberfläche glättet man mit einer Art Plätteisen, streut feinen Sand darauf und hat dann nach dem Erkalten eine außerordentlich gleichmäßige Fahrbahndecke, die ganz eben, sehr widerstandsfähig und leicht zu reinigen und auszubessern ist, dabei den Straßenlärm wesentlich abschwächt. Ihre Schattenseite ist nur eine zu große Glätte bei Regen und Schnee; über Steigungen von 1:70 darf nicht hinausgegangen werden, auch müssen sich die Zugtiere erst an den Asphalt gewöhnen, weshalb er sich am meisten für Städte empfiehlt, die ihn für ihr ganzes Straßennetz benutzen können. Neuerungen, denen man gute Ergebnisse nachrühmt, sind: Asphaltpflaster mit schmiedeeisernen Rippenkörpern; Kautschukasphalt nach Caudembergschen Verfahren (Asphaltpulver, mit einer Lösung von Kautschuk in Benzin imprägniert), der kalt gestampft und niedergewalzt wird, und Technolithasphalt, unter hohem Druck gepreßte Platten, die fertig auf die Betonunterlage gelegt werden.

Ueber die Holzpflasterung gehen die Ansichten noch vielfach auseinander. Sie ist ohne Zweifel in der Anlage und im Unterhalt teurer, schwierig auszubessern und zeigt nach kurzer Zeit ungleichmäßige Abnutzung. Manche Uebelstände, über die geklagt wird, lassen sich jedoch durch richtige Wahl des Materials und sorgfältige Ausführung beseitigen oder doch stark vermindern, und infolgedessen gelangt das Holzpflaster neuerdings immer mehr zur Anwendung. Während man in Berlin von seiner Verwendung bald wieder abgegangen ist, weil die gewählten Holzarten sich nicht bewährten, sind in verschiedenen andern deutschen Städten recht günstige Erfahrungen gemacht worden. In Australien ist Holzpflaster seit ungefähr zwanzig Jahren in ausschließlicher Verwendung; in London sind bereits 150000 Quadratmeter Straßenfläche damit versehen, und in Paris sogar 1400000 Quadratmeter, ungefähr ein Zehntel der gesamten Oberfläche. Jedenfalls ist es diejenige Art von Pflasterung, die den Straßenlärm am meisten dämpft und zugleich die Fesselgelenke und Hufe der Pferde am meisten schont. Als Material bewährten sich bisher einerseits weiches, vorher mit Kreosot getränktes Tannen- oder Fichtenholz, und andrerseits gewisse australische Harthölzer. Die Holzblöcke stehen dicht nebeneinander in regelmäßigen Reihen, meist senkrecht zur Straßenachse. Man füllt die Fugen zwischen den Reihen mit Asphalt oder hydraulischem Mörtel aus und bestreut die Oberfläche des Pflasters gleich nach der Fertigstellung mit feinem Kies, der durch die Räder und den Hufschlag in die Holzporen gepreßt wird; es bildet sich dadurch eine filzige Schicht, die das Eindringen des Regenwassers u. s. w. verhindert.

Pflaster aus Ziegelsteinen wird seit langer Zeit in Holland und Nordwestdeutschland vielfach angewendet; neuerdings ahmt man dies Muster in Nordamerika nach, wo es in 22 Hauptstädten schon fast die Hälfte der gepflasterten Straßen bedeckt. Es werden dabei hartgebrannte und sorgsam ausgewählte Ziegel wie Holzklötze in Verband gelegt und die Fugen mit Sand, Zement oder Asphalt

ausgefüllt. Aehnlich ist das keramische Straßenpflaster, dessen Einführung die Ungarische keramische Fabrikaktiengesellschaft betreibt. Die hartgebrannten Thonpflastersteine werden auf einer Betonschicht verlegt; durch diagonal angeordnete Fugen und abgefaßte Kanten wird bei Glatteis das Ausgleiten der Pferde vermieden, wobei die gleichförmige Oberfläche ein ruhiges und sicheres Fahren, mithin auch ein Schonen der Zugtiere und Fuhrwerke sichert.

Die Mansfelder Kupfer und Schiefer bauende Gewerkschaft in Mansfeld und Eisleben gießt aus Kupferhochofenschlacke Pflastersteine, die an der Oberfläche eine flache Ebene bilden und das Rollen der Fuhrwerke erheblich abdämpfen. Durch die auf der Oberfläche der Steine an den vier Seiten angebrachten kleinen Abschrägungen werden zwischen den nebeneinander einfach auf Sand gelegten Steinen kleine Fugen gebildet, die das Ausgleiten der Pferde hindern. Zur Sicherung gegen das Durchsickern des Regen- und Schneewassers sind die unbedeutenden Zwischenräume zwischen den Steinen mit flüssigem Portlandzement, vermischt mit Schweißsand, ausgegossen. Auch aus Eisenschlacke gießt man solche Schlackensteine und verwertet dadurch die Abfallstoffe industriell.

Gelobt werden ferner künstliche Steine aus gemahlenem Serpentin, der mit einem Bindemittel unter hohem hydraulischem Druck gepreßt und dann im Porzellanofen gebrannt wird. Die Steine zeichnen sich aus durch große Härte und sind dabei doch zäh und etwas elastisch, sie zeigen eine auch beim Abnutzen stets rauh bleibende Oberfläche und auffallende Geräuschlosigkeit. Letztere Eigenschaft wird auch dem Korkpflaster der Patent Cork Pavement Company in London nachgerühmt. Das Material besteht aus Korkstückchen mit Asphalt und ist sehr zähe und hart, dabei aber bei großer Belastung doch elastisch. An Festigkeit soll das Zementpflaster unübertroffen dastehen. Seine Basis bilden mit Kies überschüttete kleine Feldsteine; darüber legt man kleine Zementsteine, die mit feuchtem Zement übergossen und mit eisernen Rammen zu einer festen Masse zusammengestampft werden.

Man hat auch den gelungenen Versuch gemacht, wertlose Glasscherben in Steinform zu pressen und damit zu pflastern; Straßenpflaster aus Gummi wurde gleichfalls zufriedenstellend erprobt. Sogar aus komprimiertem Makulaturpapier wurden lange Platten hergestellt, um damit zu pflastern; ein Seitenstück zu diesem Papierpflaster ist das Graspflaster, das beispielsweise in Philadelphia zur Anwendung gebracht worden ist. Man benutzt dazu das längs den Gestaden des Atlantischen Ozeans massenhaft wuchernde Strandgras wegen seines hohen Gehaltes an Kieselsäure. Es wird mit verschiedenen Erdharzen und harz- und teerhaltigen Oelen imprägniert und dann unter ungeheurem Druck in Quadern oder Blöcke zusammengepreßt. Um ihnen den erforderlichen Halt beim Pflastern zu geben, verbindet man sie mittels eiserner Krampen untereinander.

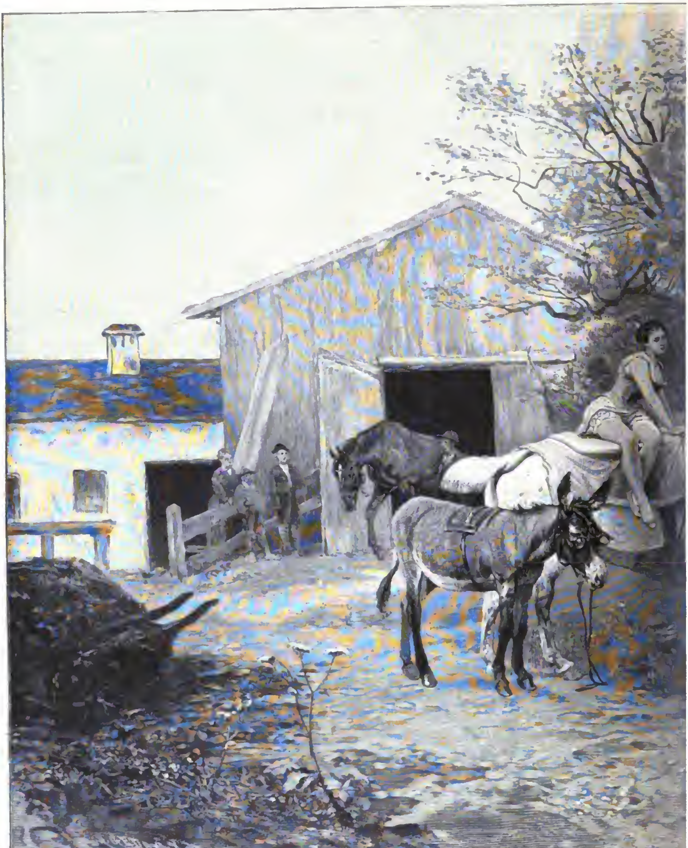
Noch eine ganze Reihe anderweitiger Experimente wäre zu verzeichnen, um unsre Liste vollständig zu machen; das Mitgeteilte dürfte aber schon genügen, um darzuthun, welche Anstrengungen man macht, um ein möglichst allen Anforderungen entsprechendes Pflasterungsmaterial zu erzielen.

Fr. Regensberg

Neue Typen der deutschen Kriegsmarine

(Siehe das Bild Seite 165)

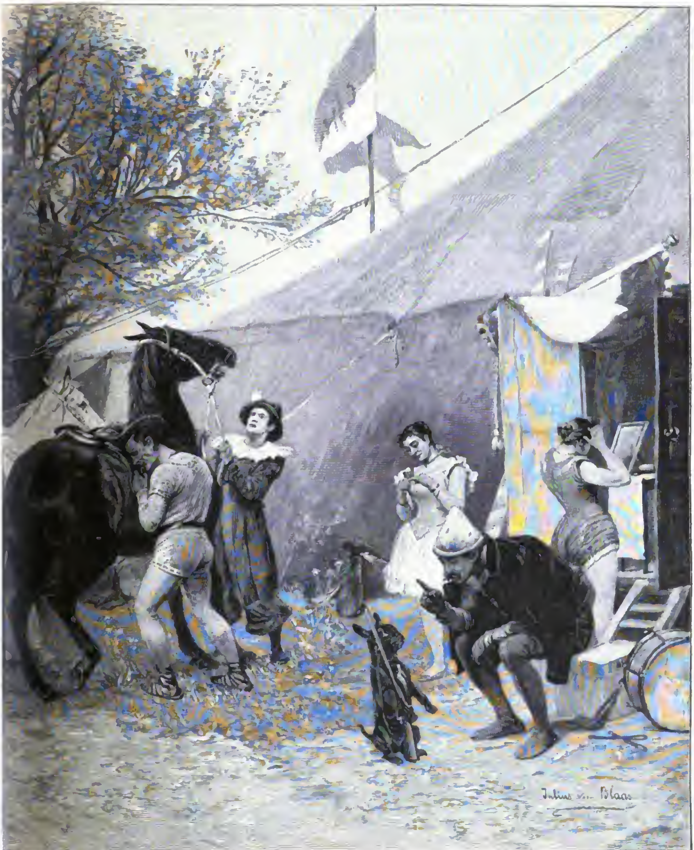
Die deutsche Kriegsmarine, deren Bestand durch das Flottengesetz vom 14. Juni 1900 geregelt wurde, gliedert sich in folgende Schiffsklassen: Linien- oder Schlachtschiffe; Küstenpanzerschiffe; Panzerkanonenboote; große Kreuzer; kleine Kreuzer; Kanonenboote; Schulschiffe; Schiffe zu besonderen Zwecken und Torpedofahrzeuge. Unser interessantes Bild stellt zwei der neuesten Typen zusammen, nämlich im Hintergrunde eines der kolossalen Linienschiffe der Wittelsbachklasse und im Vordergrunde eines der behenden Hochsee-Torpedoboote modernster Bauart. Die den Kern der Schlachtflotte bildenden Linienschiffe sollen im Seekriege die Entscheidung herbeiführen. Zu diesem Zweck muß jedes derartige Schiff eine hohe Offensivkraft haben, d. h. es muß auf ihm eine möglichst große Anzahl Geschütze, vom schwersten bis zum leichtesten Kaliber, sowie eine entsprechende Menge von Torpedo-Ausstoßrohren aufgestellt sein. In zweiter Linie kommt in Betracht die Defensivkraft, nämlich der Panzerschutz, und in dritter die Geschwindigkeit, die man nach Erfüllung der beiden ersten Punkte möglichst zu steigern sucht. Die deutsche Kriegsflotte umfaßt gegenwärtig vierzehn fertige Linienschiffe; im Ausbau sind die fünf Linienschiffe der Wittelsbachklasse, von denen das letzte bis zum März 1904 fertigzustellen ist; endlich sind noch zwei Linienschiffe auf Stapel. Die fünf Schwesterschiffe der Wittelsbachklasse erhalten eine Wasserverdrängung von je 11800 Tonnen, also noch 700 Tonnen mehr als die der Kaiserklasse, und 1740 Tonnen mehr als die der Brandenburgklasse. Ihre Maschinen entwickeln als höchste Leistung 13000 Pferdekräfte, was einer Geschwindigkeit von 18 Seemeilen in der Stunde entspricht. Diese Panzerriesen können in ihren Bunkern für gewöhnlich 650 Tonnen Kohlen aufnehmen, im Bedarfsfalle aber noch erheblich mehr in andern verfügbaren Räumen. Sie besitzen einen vollständigen, um das ganze Schiff herum laufenden Gürtelpanzer, der sich im Bereich des mittleren Drittels nach oben hin erheblich verbreitert und so für die mittlere Geschützarmierung eine gepanzerte Citadelle darstellt. Das im Vordergrund sichtbare Torpedoboot ist eines der ganz neuen Hochsee-Torpedoboote mit 350 Tonnen Wasserverdrängung und 28 Seemeilen Geschwindigkeit, wie sie jetzt von Schichau und auf der Kieler Germaniawerft für die deutsche Marine ausschließlich gebaut werden. Die deutsche Marine besitzt gegenwärtig 76 fertige Hochseeboote, darunter 29 in Größe von Torpedobootzerstörern; sechs befinden sich im Bau und außerdem sind noch 38 alte, minderwertige kleinere Hafen- und Küstenboote vorhanden. Das Material der neuen Torpedoboote ist ausschließlich weicher Stahl von vorzüglicher Beschaffenheit; jedes Fahrzeug wird durch eine sorgfältige Schotteneinteilung in eine verhältnismäßig große Anzahl von wasserdichten Abteilungen zerlegt.



Photographie-Verlag von V. Angerer in Wien.

Wande

Nach dem Gemälde



„Cirkus“
Julius von Blaas

Süderssen

Roman

von

Wilhelm Meyer-Förster

(Schluß)

Ein Gefühl von Rührung überkam Worms, und er drückte Adele dankbar die Hand. Sie war nie eigennützig gewesen oder doch nur in jenem kleinen und bescheidenen Maße, das schließlich jeder, und vor allem eine alleinstehende Dame, sich selbst schuldet. Was ging Eleanor diese Adele an? Bei Lichte betrachtet keinen Pfifferling. Und doch sorgte Adele beständig um die Kleine. Sie waren nie zusammengekommen, die beiden, und würden nie zusammenkommen. Ihre Wege waren, abgesehen von ihren beiderseitigen Beziehungen zu Worms selbst, wie zwei lange Streifen, die in weiter Entfernung sich hinziehen, ohne je einander berühren zu können.

Sehr richtig, was Adele sagte. Es war eine Uebereilung gewesen, diese Verlobung Süderssens mit Eleanor. Nicht wegen Süderssens Figur, aber aus sehr viel triftigeren Gründen: ein Mann, der Eleanor nie etwas würde bieten können, eine höchst mäßig fundierte Existenz, die Mühe hatte, sich aufrecht zu erhalten. Und vor allem ein Mann ohne Willenskraft! Er, Worms, hatte in jener Angelegenheit nicht den Verstand, sondern sein Herz reden lassen, „das weiche Herz, das ihm so oft schon im Leben einen Streich gespielt hatte".

Immerhin gut, daß bei der ganzen Geschichte keine Uebereilung notwendig war. Alles das, die eigentliche Verlobung und eine Hochzeit, lag ja noch in weitem Felde, ganze Jahre hinaus. Irgendwann würde sich mühelos ein Anlaß finden, die Angelegenheit wieder einzurenken, die Verlobung aufzulösen, alles ins richtige Geleis zu bringen. Es lohnte sich faktisch nicht, heute schon, an diesem liebenswürdigen Abend, sich damit die Laune zu verderben.

Ganz unerwartet, kurz vor elf Uhr, kam Süderssen herein. Er bat um Entschuldigung.

„Ich war mit Melchers zusammen, dem Konsul und seinem Bruder, man ließ mich nicht los. Wenn ich nach Hamburg komme, muß ich mich wohl oder übel den alten Bekannten widmen."

Er küßte Adele die Hand in der korrekten Art, die er ihr wie jeder Dame gegenüber stets wahrte, und die Worms im Anfange ihrer Bekanntschaft beinahe lächerlich erschienen war.

Während jeder hier im Restaurant in dem Anzuge speiste, in dem er von der Rennbahn gekommen war, hatte Süderssen sich umgekleidet. Er trug Frack und schwarze Halsbinde, auch darin immer korrekt, mit einem leisen Stich ins übertrieben Feierliche.

Uebrigens war er in einer auffällig heiteren Stimmung, — er hatte mit seinen Hamburger Jugendfreunden getrunken, was er sonst selten that, sein blasses Gesicht war leicht gerötet, und er begann sofort zu sprechen, aufgeregt, beinahe frisch: „Allenthalben ist von Old York die Rede, in ganz Hamburg. Er hat einen außerordentlichen Eindruck gemacht. Wenn Sie Lust haben, zu verkaufen, so können Sie dreißig Mille für Old York bekommen, wahrhaftig; man hat es mir heute zweimal geboten."

„Nicht für fünfzig," sagte Worms mit einem zufriedenen Lächeln, „nicht für sechzig, mein lieber Junge. Nehmen Sie eine Zigarre, Süderssen, oder wollen Sie noch speisen? Nicht? Na, schön. Drücken Sie, bitte, auf den Knopf, der Kellner soll Sekt bringen."

Er war in glänzender Laune, und das Gespräch wandte sich von neuem Old York zu. Was konnte man auch andres heute reden? Unter einem solchen Eindruck! Er lehnte sich breit und behaglich in seinen Ledersessel zurück, legte die Beine auf einen Stuhl und ließ sich einschenken.

„Kinder, es ist einer der schönsten Tage in meinem Leben. Das will viel sagen."

Mitten in dieses Gespräch hinein von Old Yorks Rennen, Old Yorks früheren Rennen und Old Yorks künftigen Rennen begann Adele leise zu schnarchen. Sie war eingeschlafen, was nach einem solchen Tage voll Fahren und Laufen und Aufregungen schließlich nicht zu verwundern war. Sie hielt den Mund etwas geöffnet, das gab dem hübschen Gesichte etwas außerordentlich Einfältiges. Und wie sie so aufrecht saß, den Kopf leicht zurückgelehnt, die Arme herabhängend, erschien ihre große, massive Gestalt beinahe noch gewaltiger als sonst, von einer Fülle, die gewiß nicht jedermanns Geschmack sein mochte, die für Worms aber etwas förmlich Beruhigendes hatte.

„Lassen wir sie schlafen, lieber Süderssen. Sie ist das beste Geschöpf unter Gottes Sonne, — ein Kind. Es klingt vielleicht übertrieben, aber wahrhaftig, ich könnte ohne dieses Wesen nicht existieren. Sie hat das, lieber Freund, was ich von einer Frau verlange: das Zärtliche, das Nachsichtige, das Begütigende. Sie fährt mir mit ihren weichen Händen über eine Stirn voll Sorgen, und die Sorgen verflüchtigen sich. Man könnte einwenden, ich müßte Rücksichten nehmen, etwa auf Eleanor, aber großer Gott, ich bin nur ein Mensch. Nihil humanum a me alienum. Ein schwacher Mensch mit den Fehlern eines solchen, aber wenn man so will: auch mit dessen Vorzügen. Ich muß jemand haben, der gut zu mir ist, Süderssen, gut."

Zwei große Thränen liefen über sein Gesicht, von jener gerührten Art, die man weint, wenn man einen schönen Tag hinter sich hat und in einem Sessel ruht, die Beine über einen Stuhl gelegt, vor sich ein Glas Sekt und in der Hand eine Zigarre der guten Hamburger Qualität.

„Lassen wir sie schlafen. Es ist ihre Zeit. Wenn es elf Uhr schlägt, wird sie müde. Thun Sie mir einen Gefallen, lieber Südersſen, holen Sie meinen Paletot, legen Sie den Paletot über ihre Beine. Ja, so, ganz recht."

Er nahm sein seidenes Taschentuch, glitt damit über die Augen, schneuzte sich und bat Südersſen, den Stuhl unter seinen Füßen eine Handbreit nach rechts zu schieben.

„So könnte ich bis morgen früh sitzen, wahrhaftig. Warum ist das Leben nicht immer so wie heute? Warum sitzen wir nicht immer so still und in Frieden zusammen? Vielleicht fehlt uns heute nur eine, natürlich Eleanor. Aber man kann nicht alles haben, und selbstverständlich wäre es ja auch undenkbar. Das Kind würde nicht hierher gehören. Um Eleanors willen nicht und auch nicht um Adelens willen."

Das war die Stunde, die Südersſen wahrnehmen mußte, um endlich Worms von seinen Schwierigkeiten Mitteilung zu machen. Er leerte sein Glas auf einen Zug und schenkte neu ein. Wenn er es heute nicht that, so würde er vielleicht nie den Mut finden, das entscheidende Wort Worms gegenüber zu sprechen.

So begann er, und gleich bei den ersten Worten horchte Worms auf.

Die Augen in einen Winkel des Zimmers geheftet, erzählte Südersſen alles, — von den Schulden, die ihn seit Jahren drückten und die im Laufe der letzten Monate zu einer Last angewachsen waren, von der er sich ohne Worms' Hilfe nie mehr würde befreien können. Er sprach mit einer farblosen Stimme, durch die nur hin und wieder Aufregung zuckte. Und als Worms immer schwieg, begann er, unsicherer als bisher, fast dasselbe mit andern Worten zu wiederholen, — dann noch ein drittes Mal.

Aber Worms schwieg noch immer.

„Ich gebe Ihnen mein Wort, Herr Worms, mein Ehrenwort: es ist das erste und letzte Mal, daß ich Sie um Ihre Hilfe bitte. Es wird nicht wieder geschehen, ich schwöre es Ihnen. Ich bin in diese Lage geraten, weil ich keinen Ausweg wußte. Hätte ich den Mut gehabt, Sie zur rechten Zeit um Ihre Hilfe zu bitten, so wäre es nicht so weit gekommen. Wenn jemand in einer solchen Situation den Versuch macht, sich selbst daraus zu befreien, so gerät er immer tiefer hinein, bis er keinen Ausweg mehr hat. Verzeihen Sie mir das alles — und — helfen Sie mir!"

Er war aufgestanden und streckte Worms seine Hand hin, aber mit einem wunderlichen Blicke sah Worms an der Hand vorbei.

„Es ist für Sie, Herr Worms nur eine Bagatelle, nicht wahr? Sie werden mir helfen, nicht wahr?"

„Eine Bagatelle?" sagte Worms.

Das war alles, was er zunächst erwiderte.

Er hatte die Zigarre neben sich auf den Tisch gelegt, wo sie weiter dampfte und von wo er sie hin und wieder herüberholte, um einen Zug zu thun. Erst nach einer langen, stumpfen Pause, in der man eigentlich nichts hörte als die schnarrenden Töne aus Adelens Munde, schien er zu sich zu kommen. Er nahm die Beine von dem Stuhl, setzte sich aufrecht, knipste die Asche von seinem Beinkleide und atmete tief auf.

„Ich habe alles Mögliche erwartet," sagte er, „aber das nicht. Bei Gott im Himmel, das habe ich nicht erwartet."

Er stand auf und ging langsam im Zimmer auf und ab, immer zwischen Adele und Südersſen hindurch, und bei diesem minutenlangen Spaziergange überlegte er mit der ausgezeichneten Schnelligkeit, die einst an der Börse seine Kraft und Stärke gewesen war, was in der Angelegenheit zu thun sei, und wie er, Worms, diese ganz neue Konstellation in seinem persönlichen Interesse auszunutzen habe. Zwei- oder dreimal seufzte er tief auf, was Südersſen jedesmal wie ein Messer durch's Herz ging, aber dieses Seufzen war ein so rein mechanisches, einzig und allein aus der alten schauspielerischen Gewohnheit entspringend, die Seufzer in einer solchen Scene anwendet, daß Worms selbst diese Aeußerungen vielleicht gar nicht einmal bemerkte.

Es war ganz klar: hier war der Hebel anzusetzen. Wenn er je und irgendwann sich des unbequemen — wenigstens auf die Dauer und in Verbindung mit Eleanor unbequemen — Südersſen entledigen wollte, so war heute der Zeitpunkt gekommen. Es konnte das in der mildesten Form geschehen, ohne jede Uebertreibung, einfach so, daß man diesen harmlosen, gutherzigen und in vieler Beziehung nützlichen Südersſen sich zum Privatgebrauche erhielt, daß man hingegen die lächerliche und übereilte Verbindung mit Eleanor glatt durchschnitt.

Eine große Gelegenheit, in einer dramatischen Scene die alte Kunst des Darstellers und Menschenkenners zu bethätigen!

Er nahm auf seinem Stuhle wieder Platz, stützte den Arm auf die Lehne und den Kopf in die Hand und sagte mit tiefem Atemzuge:

„Nein, das hatte ich nicht erwartet, das nicht."

Südersſen wollte etwas entgegnen, aber Worms hob schwer, abweisend seine Hand empor.

„Ja, nun ist mir vieles klar. Mit meinem Herzen voll Vertrauen habe ich dergleichen nie auch nur für möglich gehalten. Arme Eleanor! Freilich, an alles das hätte man denken müssen, sofort an jenem Abend das alles klar erwägen müssen. Aber man sah nur sein Kind. Man sah das kleine, unschuldige Mädchen mit seinen leuchtenden Augen, das um Glück bat, und dem dieses Glück zu verweigern Herz und Verstand nicht die Kraft besaßen. Arme Eleanor! Man hat dich nicht um deiner selbst willen, um deines

armen kleinen Selbst willen gesucht, sondern aus der verständigen Berechnung, die in dir nichts sah als die Tochter des reichen Mannes. Dein Vater war blind, — vergieb das deinem Vater, Eleanor! Verzeih ihm, denn es war diese blinde Liebe, die es nicht für möglich hielt, daß mit dem Liebsten und Besten ein solches Spiel getrieben werden konnte."

Süderssen saß ihm gegenüber, das Gesicht weiß, die Augen starr auf Worms gerichtet. Er öffnete die Lippen, um etwas zu erwidern, aber er brachte nur ein paar unartikulierte Töne hervor. Dann endlich, wie aus einer Hypnose erwachend, erhob er sich, trat wankend einige Schritte zu Worms hinüber und ergriff dessen Hand.

„Nein —"

Ohne Heftigkeit befreite Worms seine Hand.

„Ich werde Eleanor schreiben. Ich werde selbst, wenn ich im Herbst nach Vevey komme, mit dem Kinde sprechen. Sie wird weinen, aber die Worte ihres Vaters werden ihr ein Trost sein . . . Nun bist du kein Kind mehr, Eleanor. Nun muß der, der dich am meisten liebt, dir die Augen öffnen und dir zeigen, was die Welt, in die du bisher mit frommen Kinderaugen geblickt hast, in Wahrheit bedeutet."

Süderssen stand an dem Tische, die Hand auf die Platte gestützt und den Oberkörper schlaff seitwärts auf den Arm geneigt. Hinter sich hörte er Worms auf und ab gehen und weitersprechen, während auf der andern Seite des Tisches, einen Schritt von ihm entfernt, Adele saß, still und friedlich schlafend.

Vor einer Stunde war er hier ins Zimmer gekommen in der sicheren Erwartung, daß Worms ihm helfen würde, — nun das! Es war der Zusammenbruch, kein Ausweg mehr möglich.

Er dachte an den Morgen, an dem er Arenswaldt erschoß. Auf der Waldwiese oberhalb von Gernsbach. Der andre hatte ihn zu jenem Duell gedrängt, in brutaler Weise ihn provoziert. Er erinnerte sich undeutlich, wie er die Hand von oben nach unten senkte, losdrückte, und wie man ihn ein paar Sekunden später vorwärts zerrte, zu Arenswaldt, der im Grase lag, die eine Hand um einen Büschel Gras gekrallt und mit der andern Hand noch zwei- oder dreimal um sich greifend, bis sie zu Boden fiel und erstarrte.

Er hatte nie Reue empfunden, kaum je wieder an die ganze Affaire gedacht, oder doch nur dann, wenn es ihm aus den Aeußerungen andrer zum Bewußtsein kam, daß er sich eigentlich erst in jener Stunde eine Position in der großen Welt geschaffen hatte. Dieser und jener hatte ihn bis dahin über die Schulter angesehen, das war von jenem Tage an durchaus anders geworden. Leute, die sich früher nicht um ihn gekümmert hatten, schüttelten ihm die Hand, und jener Nimbus war vielleicht — wunderlich zu sagen — so stark gewesen, daß er Süderssen auch in den finanziellen Schwierigkeiten eine Art Halt verlieh.

Nun war sein eigner letzter Gang klar vorgeschrieben. Irgend ein stiller Platz im Walde, wo er ein Ende machen konnte. Er sah sich am Boden liegen wie Arenswaldt, auch eine Kugel im Herzen, nur daß niemand kommen würde, um ihn aufzuheben, sondern daß er liegen bleiben mußte, bis jemand ihn fand. Dann kein feierliches Begräbnis wie das Arenswaldts, sondern irgendwo ein Verscharrtwerden.

Undeutlich, wie an etwas Fernes, Gleichgültiges, dachte er an Eleanor. Dieses arme, müde Ding, das sich an ihn geklammert hatte und aus ihrer Verlassenheit bei ihm hatte Schutz finden wollen! Traurig das alles, aber auch das nicht zu ändern. Sie wird sich trösten, und über kurz oder lang findet sich ein andrer, der die Kraft besitzt, das Mädchen aus seiner Vereinsamung zu retten.

Was Worms hinter seinem Rücken auf und ab gehend sprach und in seiner banalen Weise beständig wiederholte, war nichts andres als die Wahrheit: er hatte sich um Eleanor bemüht, weil sie reich war, weil sie ihm als das einzige Mittel erschien, um sich zu halten. Daß nebenbei ein Gefühl von Mitleid für das verlassene Mädchen mitgesprochen hatte, — gut, ja, — aber jenes Mitleid war so schwach gewesen, daß er jetzt in der Stunde seines Zusammenbruchs an das Kind kaum dachte.

Er blickte auf.

Der Kellner war geräuschlos hereingetreten und stand einen Schritt vor ihm, mit einem diskreten Blick auf die schlafende Adele schauend und sich dann vor Worms verneigend.

„Bringen Sie Feder und Tinte und Papier."

„Sehr wohl."

Der Kellner verschwand wieder, und gleich darauf fühlte Süderssen Worms' Hand auf seiner Schulter.

„Ich will Sie nicht unglücklich machen, Süderssen, um Eleanors willen. Und auch deshalb nicht, weil es nicht meine Art ist, jemand im Stiche zu lassen, der sich zu meinen Freunden gezählt hat. Wieviel haben Sie nötig?"

Süderssen starrte ihn ohne Verständnis an.

„Wieviel Sie nötig haben?"

Immer noch ohne zu verstehen, nannte er die Summe. Sie war von einer beträchtlichen Höhe, aber sie schien Worms nicht zu irritieren.

„Wir werden einen Kontrakt aufsetzen, lieber Freund, klar und verständlich. Ich könnte Ihnen einfach sagen: wir sind von heute an geschiedene Leute, aber ich will nicht. Es soll Eleanor diese Trennung in einer Form beigebracht werden, die dem Kinde nicht wehe thut. Wie das zu geschehen hat, das ist Ihre Sache. Sie werden das in einer Weise ausführen, die dem Kinde — wie soll man sagen? — einleuchtend erscheint, in einer Form, die Eleanor nicht verletzt, in einer Form vor allem, die ihr nicht den Glauben an die Menschen nimmt. Mir persönlich ist heute dieser letzte schwache Glaube in einer Weise zerstört worden, über die ich nicht weiter sprechen

will, aber es kommt bei der traurigen Angelegenheit nicht auf mich an, sondern einzig und allein auf das Kind. Es giebt da kein Opfer, das für Eleanors Frieden zu groß sein könnte."

Und als Süderssen fassungslos und immer noch ohne rechtes Verständnis schwieg, legte er ihm von neuem die Hand auf die Schulter:

„Wenn Sie nicht wollen, lieber Freund, oder gar auf dieser Verbindung mit Eleanor zu beharren wünschen, auch gut. Der Effekt ist derselbe, mein Lieber. Nur daß man in solchem Falle Eleanor klaren Wein einschenken und ein schuldloses Kind mit der rauhen Wahrheit treffen muß."

Süderssen begriff.

Er hatte sich selbst mit seinem Anliegen bedingungslos in Worms' Hände gegeben, und der andre nutzte schnell zugreifend die günstige Gelegenheit aus. Eine Gelegenheit, auf die er vielleicht schon lange gewartet hatte.

Ein Handelsgeschäft, weiter nichts, — nüchtern und klar.

Noch einmal dachte er an Eleanor. Sie war das Kaufobjekt, und dieses arme Objekt würde die Kosten des Handels zahlen. Mit dem eisigen Entsetzen eines verlassenen Kindes, das ein einziges Mal jemand fand, um sich anzuklammern, und das dieser Jemand für Geld verkaufte.

Aber der Gedanke huschte vorbei, trübe und schattenhaft. Die roten Sammetvorhänge, Adele in dem blauseidenen Kleide, helle Lichter, — Worms, der vor ihn hintrat:

„Entweder — oder? Ja oder nein."

Einen Moment trafen sich ihre Augen.

Dann nickte Süderssen, stumpf, apathisch —: „Ja."

Im Augenblick war Worms wie verwandelt, nichts mehr von Strenge, ganz Güte und Heiterkeit:

„In wessen Interesse geschieht das alles? In Ihrem, lieber Freund, einzig in Ihrem. Mein Gott, Eleanor ist noch ein Kind. Sie hätten jahrelang warten müssen. Ein langer Brautstand taugt nie, für keines von beiden."

Er setzte sich an den Tisch, die Zigarre im rechten Mundwinkel zwischen den Zähnen, und begann zu schreiben.

„Welchen haben wir heute? Den Dreißigsten, was? Nein, den Neunundzwanzigsten. Richtig."

Und während Süderssen auf seinen Wunsch hin neben ihm Platz nahm und ebenfalls auf seinen Wunsch hin die Gläser neu füllte, formulierte Worms den Kontrakt, kurz, knapp, in dem kaufmännischen Stil, der nur hin und wieder etwas Gewundenes und Gespreiztes hat. Dann las er das Konzept sich halblaut vor, strich durch, verbesserte und schrieb schließlich, nachdem er die Feder ausgewischt und neu eingetaucht hatte, das Ganze sauber ab.

„— verpflichtet sich mithin, gegen Zahlung obengenannter Summe definitiv für alle Zeit oben erwähnten Verzicht auf Fräulein Eleanor Worms nach Ehre und Gewissen aufrecht zu erhalten und durchzuführen."

„So, lieber Freund, lesen Sie das durch, dann unterschreiben Sie."

Süderssen nahm das Papier und las. Sein Gesicht war aschfahl geworden. Der letzte Rest seines Empfindens als Gentleman bäumte sich in ihm auf, der kümmerliche Rest, der in schweren Jahren voll Sorgen und nicht immer einwandsfreien Auswegen ihm geblieben war.

Dumpf sagte er: „Ich gebe Ihnen mein Wort, Herr Worms. Wenn Ihnen das nicht genügt, — ich unterschreibe nicht. Das nicht."

Adele war aufgewacht, vielleicht weil, während Worms schrieb, es im Zimmer still geworden war und Worms' Reden und Lachen, bei dem Adele immer am besten schlief, aufgehört hatten.

Sie gähnte und dehnte sich ein wenig in Büste und Armen, dann stand sie verschlafen auf und legte ihre weichen Hände auf Worms' Schultern.

„Was giebt's, James? Was hast du da geschrieben?"

Aber Worms schob sie unsanft beiseite und sagte: „Laß mich." Er wandte sich noch einmal zu Süderssen: „Also Sie unterschreiben nicht?"

„Nein."

Einen Augenblick überlegte Worms, dann gab er sich einen Ruck und stand auf.

„Es ist gut. Ich will auch damit zufrieden sein. Auch ohne Geschriebenes. Sie geben mir Ihr Wort?"

„Ja."

In Worms' Gesicht kam ein sanfter Ausdruck:

„Eines Mannes Wort ist heilig. Ich vertraue darauf." Er schüttelte Süderssens Hand: „Im übrigen, wir bleiben Freunde, Süderssen, ich lasse Sie nicht fallen. Es ist meine Art, von den Menschen das Beste zu denken, und ich will denken, lieber Freund, daß Sie in allen Dingen, und so auch in dieser nunmehr erledigten Affaire, bona fide gehandelt haben und immer handeln werden. Schenken Sie ein, wir wollen anstoßen: auf ein ferneres Zusammenstehen und Zusammengehen!" Er war in bester Laune, und als Adele sich todmüde an ihn lehnte: „Ich möchte schlafen gehen," widersprach er mit Emphase.

„Bestes Kind, es ist kaum zwölf Uhr vorbei. Außerdem, Süderssen soll jetzt nicht allein gelassen werden. Er hat einen schweren Entschluß gefaßt, der seinem Herzen und seinem freundschaftlichen Gefühl mir und uns allen gegenüber hohe Ehre macht, — wir haben die Pflicht, ihm heute nacht Gesellschaft zu leisten. Man kann im Leben Fehler begehen, aber wenn man sie zur rechten Zeit wieder gut macht, so bin ich der Letzte, dergleichen Fehler einem andern nachzutragen. Kinder, laßt uns vergnügt sein! Wir haben einen großen Tag hinter uns, und nichts ist widerwärtiger, als auf abgethanen Dingen herumzureiten."

Er bestellte von neuem Wein, und während Adele nach einiger Zeit wieder einschlief und Süderssen ihm stumpf gegenübersaß, nur von dem einen toten Gefühl beseelt, daß er nun im

Grunde genommen erreicht habe, was er verlangte: das Freisein von den drückenden Lasten, lehnte Worms sich behaglich wieder in seinen Sessel, die Beine auf zwei untergeschobene Stühle gelegt, und begann von neuem das Thema des Tages:

„Old York . . .“

Es war vier Uhr nachts, als Worms auf sein Zimmer kam. Er gähnte etwas, aber er war nicht müde, wie er eigentlich nie müde war. Er gehörte zu den Leuten, die schlafen, wann es gerade einmal paßt, mehr aus Langeweile als aus Notwendigkeit. Wenn es auf ihn angekommen wäre, so wäre er in dieser Nacht überhaupt nicht zu Bett gegangen.

Es war heller Morgen, und vor seinem Fenster lag die Alster ganz still in der Sonne, deren Lichter die Lombardbrücke hell überstrahlten. Er machte das Fenster weit auf, steckte seine zwanzigste Zigarre an und sah noch eine Weile auf die todstille Straße, bis er schließlich gähnte und schlafen zu gehen beschloß:

„Morgen ist wieder ein Tag.“ —

Auf der Marmorplatte des Nachttisches lag eine Depesche, die er mißmutig musterte. „Was zum Kuckuck brauchte man ihm Depeschen zum Schlafengehen zu servieren! Das Zeugs hat Zeit bis zum andern Morgen.“

Aber er machte sie doch auf und las. Dann verfärbte er sich. Er ging in das helle Licht des Fensters und las noch einmal:

„Eleanor seit letztem Dienstag erkrankt. Wäre sehr erwünscht, wenn Herr Worms Zeit hätte, auf einige Tage herzukommen.“

Mechanisch, in der Art der Börsenleute, sah er nach, wann die Depesche aufgegeben sei: „Vevey 6 Uhr 30 Minuten nachmittags.“

Er setzte sich auf den Stuhl am Fenster und blickte von neuem hinaus. Seine Miene, die im ersten Augenblick erregt und bestürzt gewesen war, nahm allmählich einen Zug verdrossener Müdigkeit an. Hatte er je im Leben eine reine Freude gehabt? Nie, nie! Immer kam Eleanor dazwischen mit irgend etwas, beinahe regelmäßig mit irgend einem Kranksein oder Krankwerden.

Wirklich, es war beinahe lächerlich.

Nie aber so sehr wie heute. Heute, wo er — von Old York und dessen ruhmreichem Siege ganz abgesehen — seine ganze Kraft wieder einmal darauf konzentriert hatte, für dieses Kind zu sorgen und das Kind von einer Last zu befreien.

Andre Menschen genießen ihr Glück und ihre Erfolge in ungetrübter Freude; in Worms' Leben fiel beständig der kleine graue Schatten, von dem er seit drei Monaten nichts gemerkt hatte, und der heute — just heute, ausgerechnet heute — trotz aller räumlichen Entfernung wieder dunkel, häßlich ins Fenster blickte und Worms' Lebensfreude ertötete.

Ach, er war müde.

Ein müder Mann, der nur noch wenige Jahre jugendlicher Spannkraft vor sich hat und dem man diese Jahre immer von neuem vergällen wird. Wie in früherer Zeit. Wie heute.

Müde, — müde.

VI

Noch einmal nach jener Nacht in dem Hamburger Hotel kam es zwischen Worms und Südersfen zu einer erregten Scene; in allem späteren Verlauf ihres Nebeneinanderlebens waren solche Scenen nicht mehr möglich.

Es war auf dem Bahnhof zu Lausanne, wo acht Tage später Südersfen mit dem Baseler Schnellzuge vormittags eintraf und von Worms erwartet wurde.

Weshalb der ihn in seiner Depesche gerade nach Lausanne und nicht nach Vevey oder Territet beordert hatte — was viel einfacher gewesen wäre, und wo sie ebenso ungestört das hätten erledigen können, was zu besprechen war —, ließ sich kaum recht sagen. Vielleicht weil Worms das instinktive Gefühl hatte, auf dem neutralen Boden von Lausanne und von Eleanor durch eine Stunde Fahrt getrennt die heikle Angelegenheit besser mit ihm erledigen zu können als in Vevey selbst.

Man hat von dem hoch am Berghange gelegenen Bahnhofe zu Lausanne einen wunderbaren Ueberblick über die Gelände tief unten am See, über die blaue Fläche des Sees selbst und weit hinüber nach dem Rhonethal, das die Dent du Midi in gewaltiger Majestät abschließt. Aber Worms kannte diesen Anblick aus seinem nun bereits sechstägigen Aufenthalte zur Genüge, um darauf noch weiter zu achten, und was Südersfen betrifft, so nahm ihn der andre sogleich nach der Begrüßung in Beschlag, ohne ihm Zeit zu lassen, seine Aufmerksamkeit an Dinge zu verzetteln, die in dieser bedeutungsvollen Stunde ganz gleichgültig waren.

Er schüttelte ihm die Hände: „Lieber Freund, das vergesse ich Ihnen nicht. Es ist eine verteufelte Fahrt von Berlin hier herunter, aber ich wußte, Sie würden kommen, sofort. Ich bin Ihr Schuldner, und Sie wissen, ich bin nicht undankbar. Geben Sie Ihre Tasche, so. Den Gepäckschein.“ Er wandte sich an einen Gepäckträger: „Die Koffer werden sofort weiter expediert nach Territet, Grand Hotel. Der Herr kommt nach. Was? Das geht nicht? Sie müssen das Billet haben? Auch gut. Südersfen, geben Sie Ihr Billet. So. Sie bringen Zettel und Billet drüben in den Wartesaal.“ Dann nahm er Südersfens Arm: „Lieber Junge, ich habe schwere Tage durchgemacht. Ich muß mich aufstützen, auf Ihren Arm, ich bin um Jahre älter geworden. Wie es geht? Eleanor? Danke, besser, Gott sei Dank. Seit ich ihr gestern gesagt habe, daß Sie kämen, und daß ich depeschiert hätte, ist das Mädel wie umgewandelt. Es sind wunderliche Dinger, diese kleinen Mädchen. Kaum flügge geworden, wollen sie schon wie Damen ihre Amouren haben und lassen den Kopf hängen, wenn der Gegenstand ihrer Zuneigung nicht

anwesend ist. Sie werden sogar krank davon, es klingt beinahe komisch, aber es ist so. Sie war ernstlich krank, faktisch. So ein Mischmasch von Heimweh und Sehnsucht u. s. w. Gott sei Dank, sie ist wieder im Gange, aber sie hat mir und den alten Damen in Vevey einen höllischen Schrecken eingejagt. Ich habe mir gesagt, bei solchen Kinderkrankheiten ist nichts einfältiger, als den Mädels gegenüber den Halsstarrigen zu spielen. Man giebt ganz einfach nach und sagt: Liebes Kind, wenn du dich nach ihm sehnst, sollst du ihn sehen, basta. Der ganze Spaß kostet ein Retourbillet."

Er lachte mit einem etwas künstlichen Lachen, bei dem er Süderssen prüfend von der Seite ansah; als dieser aber im Gehen starr geradeaus blickte und kein Wort erwiderte, wurde er unsicher: „Sind Sie hungrig, lieber Freund? Sie haben diese kolossale Fahrt hinter sich, kommen Sie her, wir setzen uns ins Freie. Kellner, die Speisekarte! Was wollen Sie trinken, lieber Süderssen? Nichts? Machen Sie keine Geschichten! Bringen Sie die Weinkarte, Kellner! Nun sagen Sie selbst, lieber Süderssen, was ist Ihre Ansicht von der Geschichte? Was meinen Sie dazu? Sollte ich Eleanor sagen: liebes Kind, die Geschichte mit Süderssen ist aus? Sollte ich das? Bei Gott, es wäre eine Grausamkeit gewesen, die ich nie übers Herz gebracht hätte. Ganz abgesehen davon, daß ganz natürlich die verdammte Krankheit damit nicht besser geworden wäre. Im Gegenteil, Eleanor wird, wenn sie Sie sieht, wieder gesund werden, und nach einem Jahr oder so, wenn das Mädel sich hier in der famosen Luft erholt hat und zurückkommt und kein alberner Backfisch mehr ist, sondern ein vernünftiges großes Mädchen, so schenkt man ihr reinen Wein ein. Man soll nichts im Leben überhasten, das war immer mein Prinzip. Soll die ganze Geschichte übers Knie gebrochen werden, von heute auf morgen — es wäre einfach lächerlich. Sie geben mir recht?" . . .

Er hatte eifrig gesprochen mit einer leisen Nuance von Befangenheit; er sah dabei in die Weinkarte und zündete ein Streichholz für seine Zigarette an, — nun blickte er auf, Süderssen ins Gesicht.

Dann wurde er einen Moment blaß.

„Was denn?"

Und dann, immer unter diesem merkwürdigen Blicke des andern, verlor er die Haltung.

„Wieso denn? Was — was —?"

Langsam ließ Süderssen seinen Blick von ihm fortgleiten, nach rechts hinüber zu den Bergen.

Langsam sagte er: „Sie haben mich hergerufen, um mich Komödie spielen zu lassen mit Eleanor. Wie es möglich ist, daß jemand es wagt, einem andern so etwas anzubieten, weiß ich nicht."

Er sah nach einem Segel, das drüben den See kreuzte, aber vor seinen Augen verschwamm alles, kleine rote Punkte schossen vor ihm hin und her und verdichteten sich zu einem Gewirre, das ihm den Blick nahm.

Es war das Letzte, was man einem Menschen anthun konnte, das Aeußerste. Es gab darauf keine Erwiderung, nicht einmal die Erwiderung einer stummen Verachtung. Wem man dergleichen zu bieten wagt und bieten darf, ist an der Grenze einer Existenzberechtigung angelangt. Nicht nur im konventionellen Sinne des Gentlemans, sondern als Mensch überhaupt, als Mann.

Und während Worms weiter sprach, vielleicht sich entschuldigte, vielleicht sich bemühte, dieselbe Offerte in einer geschickteren Form zu wiederholen, zogen an Süderssen die letzten Jahre vorüber, im Grunde genommen nichts als eine Reihe kleinerer und größerer Demütigungen, die man Monat um Monat und Jahr um Jahr erträgt, bis einem plötzlich die Augen aufgehen und man sieht, daß der Weg aufhört, daß er jäh abbricht und man nur noch eine Wahl hat: ein Ende zu machen oder langsam im Schlamm zu versinken.

Er fühlte Worms' Hand auf seinem Arme, er hörte Worms' Bitten und Zureden und schließlich seinem Schweigen gegenüber ihn in Zorn ausbrechen: „Wie Sie wollen. Ganz wie Sie Lust haben. Zwischen uns beiden ist es aus! Aus!"

Aus. Süderssen erhob sich und ging den Bahnsteig entlang, und als er an das Ende gelangt war und hier keinen Ausweg fand, denselben Weg zurück, ganz mechanisch, ohne hin oder her zu sehen.

Eine Angst überkam Worms. Was hatte er gesagt? Ein Grimm über die unerhörte Empfindlichkeit. Dann wieder die Angst. Was sollte er anfangen, wenn er heute nach Territet kommen und Süderssen nicht mitbringen würde! Er sah den Arzt vor sich, der mit den Achseln zuckte, und sah Eleanor, wie bei der ersten Nachricht von Süderssens Kommen ihre matten Augen aufgeleuchtet hatten.

Dann begann er zu bitten. Sie gingen aus dem Bahnhofe hinaus, Straßen entlang, über eine Brücke, planlos weiter, immer Worms neben Süderssen, immer ängstlicher und angstvoller auf ihn einredend, je weiter sie gingen und je ferner der Bahnhof hinter ihnen zurückblieb.

„Einen einzigen Tag, Süderssen! Nur ein einziges Mal! Nur heute! Ich habe ihr gesagt: Sie kommen. Sie wartet auf uns. Mein Gott, was soll ich Eleanor denn sagen? Was soll ich denn anfangen?"

Sie kamen aus der Stadt hinaus in die Gärten, dann auf die Landstraße, die sich grau und verstaubt endlos vor ihnen dehnte.

Und als Süderssen immer schwieg, immer geradeaus ging, ohne je einen Blick zur Seite auf Worms zu richten, überkam in der Sonnenglut und in der Aussichtslosigkeit seiner Bitten Worms ein grenzenloser Zorn. Er hielt ihn am Arme fest:

„Gehen Sie nicht weiter! Ich habe nicht Lust, weiter zu gehen. Halten Sie mich nicht zum Narren, verstehen Sie!" Seine Worte über-

stürzten sich, wurden grob, roh, gemein: „Das Geld haben Sie angenommen, ja! Sie haben Eleanor verschachert, für Geld, ganz einfach. Und jetzt setzen Sie sich auf das hohe Pferd, spielen den moralisch Entrüsteten! Das Kind ist todkrank, es handelt sich um weiter nichts, als Eleanor über diese Krisis fortzuhelfen — mit einem Betruge, gut, aber dem bestgemeinten der Welt — und da weigern Sie sich?!"

Er rang nach Atem, er konnte nicht mehr. Er ließ Südersſens Arm los und sah ihn die Straße weitergehen. Er lehnte an einen Baum, ganz schlaff und wie zerbrochen.

Langsam, in einer müden Reihenfolge klangen Worms' Worte in Südersſen nach. Bis er an einer Biegung der Straße Halt machte und stehen blieb.

Ja, ganz recht. Ja, er hatte Eleanor verschachert für Geld. Ganz recht. Alles richtig, wie Worms es gesagt hatte. Wenn man das gethan hat, kann man auch das übrige thun, kann diese Komödie spielen, die für das kranke Mädchen vielleicht eine Heilung bedeutet. Man hat ja dafür bezahlt, ihm Geld gegeben. Wenn die Komödie Eleanor hilft, dann ist es ja gut. Dann ist ja alles schön. Was will man mehr! Sie ist die einzige, die von allen den schmutzigen Dingen nichts weiß, das unschuldige Opfer dieser schmutzigen Handelsgeschäfte. Also warum ihr nicht helfen? Weil man mit dieser Komödie den letzten und allerletzten Rest von Scham von sich thut? Das ist ein so kleiner Rest, daß es auf den auch nicht mehr ankommt. Wirklich nicht.

Er wandte um und ging den Weg zurück. Als er bei Worms anlangte, sagte er stumpf: „Ich komme mit."

Da, zum erstenmal seit undenklicher Zeit, begann Worms zu weinen. Es war zu viel für ihn gewesen, die Aufregung, die Sonnenglut, der verzweifelte Marsch ins Ungewisse hinein.

Er hielt Südersſens Hände.

„Das vergesse ich Ihnen nicht. Das vergesse ich Ihnen nicht —"

Und er klammerte sich an ihn wie jemand, der nahe vor dem Ertrinken einen Halt gefunden hat.

*

Von Chillon bis Vevey zieht sich, das ganze östliche Ufer des Genfer Sees entlang, eine fast ununterbrochene Reihe von Städten, Dörfern, Landhäusern, die sich um den Mittelpunkt Montreux gliedern. Kurz vor der alten Seefeste Chillon endet die glänzende Reihe mit Territet und seinem Grand Hotel, und wer den Genfer See in guter Laune genießen will, möglichst weit ab von allen jenen, die in Montreux für ihre arme Gesundheit Heilung suchen, und auch möglichst weit ab von dem etwas dunkeln Vevey mit seinen unzähligen steifleinenen Jungen-Damen-Pensionaten, der geht eben nach Territet, und in Territet in das Grand Hotel.

So natürlich auch Worms.

Die ersten paar Tage hatte er in Rücksicht auf Eleanors Gesundheitszustand in Vevey gewohnt, wo ihm die schwere Pflicht erwuchs, vormittags und nachmittags je einige Stunden in dem Pensionat zuzubringen, in dem düsteren Besuchszimmer mit den alten Damen Thee zu trinken, an Eleanors Bett zu sitzen, täglich mit dem Arzt zu konferieren, von früh bis abends eine gedrückte Miene zu zeigen und, kurz und gut, wieder einmal in jener Krankenatmosphäre zu leben, die er auf den Tod haßte, und die seit Eleanors Auf-die-Welt-kommen eigentlich nie ganz aus seiner Nähe geschwunden war.

Bis er die glückliche Idee hatte — für die auch sogleich des Arztes Zustimmung erfolgte — Eleanor nach Territet hinüber zu schaffen und sie und sich selbst aus der puritanischen Nüchternheit des Pensionats in die lebensfrohe Umgebung dieses heitersten und pompösesten aller Schweizer Hotels zu versetzen.

Man speist in der Welt nirgendwo besser als in diesem Hause, man sitzt auf der Terrasse am See und hört die Italiener musizieren; hat man Lust, so steigt man hinter dem Hotel in die Zahnradbahn und gelangt in zehn Minuten so hoch in die Berge, daß die Schweiz und der See und Savoyen wie Kinderspielzeug unter einem liegen. Abends fährt man wieder hinunter, geht zum Diner (oder speist auf seinem Zimmer, wenn das in einem Sonderfalle wie demjenigen Eleanors richtiger erscheint), und wenn alles das vorüber ist und man noch eine Zigarre geraucht hat, ist man auf einmal müde geworden und geht zu einer Zeit schlafen, zu der man anderswo eigentlich erst aufzuwachen beginnt.

Natürlich, daß nach Verlauf einiger Tage dieses Leben Worms einigermaßen eintönig zu scheinen begann.

„— aber was will man! Liebe Kinder, der moderne Mensch denkt viel zu wenig an seine Gesundheit. Man müßte hier sechs Wochen aushalten und würde frisch und neu gestärkt nach Berlin zurückkehren."

Seit Südersſen in dem Salon neben ihm wohnte und Eleanor „wie ein Schmetterling" zaghaft zu flattern begann, ein wenig müde noch, aber doch eine ganz andre Eleanor als die, die er vor acht Tagen in dem kahlen Zimmer in Vevey schlafend gefunden hatte, seitdem war Worms' gute Laune in vollkommenster Weise zurückgekehrt. Das verdammte Leben hatte ihm wieder einmal einen Schreckschuß versetzt, nun man die ganze Geschichte bei Lichte besah, war es wieder einmal nichts gewesen. Eleanor steckte eben immer noch in den Kinderkrankheiten, und statt sich mit dieser Thatsache abzufinden und in Ruhe abzuwarten, bis sie ein an Leib und Seele vernünftiges und erstarktes Geschöpf geworden sein würde, ängstigte man sich bei jedem der Anfälle, als ob es ums Leben ging.

Immerhin gut, daß er Südersſen herbeicitiert hatte. Die beste Arznei für junge, überspannte Dinger, selbstverständlich. Ganz abgesehen davon,



Partie aus Bruchsal

Nach dem Gemälde von P. von Ravenstein

daß Südersſen auch als Menſch und Geſellſchafter in der wie geſagt etwas eintönigen Lebensführung die beſten Dienſte leiſtete. Ueber Tag hatte er ſich mit Eleanor zu beſchäftigen, mit ihr ſpazieren zu gehen, die Zahnradbahn hinaufzufahren und überhaupt alle jene Verpflichtungen zu erfüllen, die man als Vater einige Tage lang aushilfsweiſe ganz gern und ganz ſelbſtverſtändlich geleiſtet hat, die man aber ebenſo ſelbſtverſtändlich nicht in infinitum fortſetzen könnte. Abends hingegen, wenn Eleanor zu Bett geſchickt war, war dieſer ſelbe Südersſen der Geſellſchafter für Worms ſelbſt. Er hatte jemand, mit dem er eine Zigarre rauchen, eine Flaſche Wein trinken und vor allem über Old York ſprechen konnte. Es wäre nicht auszudenken geweſen, was er hätte anfangen ſollen, wenn Südersſen nicht gekommen und Worms verpflichtet geweſen wäre, die vier Wochen allein zu verleben. Mit Eleanor, der er ſich von früh bis ſpät hätte widmen müſſen, und die, ein ſo liebes Kind ſie auch ſein mochte, für ihres Vaters Lebensintereſſen jederzeit eine ſo geringe Anteilnahme bewieſen hatte, daß ein weniger gutherziger Vater aller Wahrſcheinlichkeit nach darüber ernſtlich erzürnt geweſen wäre.

Einmal, und dann noch ein andres Mal, als ſie alle drei über die Wieſe von Glion wanderten, empfand Worms ganz leichte Gewiſſensbiſſe: alles in allem war es doch eine ſtarke Zumutung, die er an Südersſen geſtellt hatte, und alles in allem eine Art — wie ſoll man ſagen? — eine Unaufrichtigkeit, Eleanor gegenüber. Die beiden gingen da nebeneinander wie zwei, die für immer zu einander gehörten, während in Wirklichkeit — und dann ſann er nach: ſchließlich kann kein Menſch in die Zukunft ſehen. Möglich, daß er ſpäter einmal, wenn für Eleanor ſich eventuell nichts Paſſendes finden ſollte, doch noch auf Südersſen zurückkommen würde. Man will und kann im Leben nichts verſchwören. Das Leben macht allerlei Zickzackwege. Vielleicht würde Südersſen am Ende doch für Eleanor der Richtige ſein. Jedenfalls hatte er, Worms, nicht den geringſten Anlaß, die Geſchichte zu überſtürzen oder in einem ſchief-ſentimentalen Lichte zu betrachten. Kommt Zeit, kommt Rat. Für jetzt und heute war die Anweſenheit Südersſens die glänzende Löſung einer ſchwierigen Frage. Eine diplomatiſche Löſung, ein genialer Ausweg.

Und ſchließlich, zum Donnerwetter, war es keine Bagatelle, die er in einem Check auf die Deutſche Bank an Südersſen ausgezahlt hatte! Für eine ſolche Summe müſſen kleine Leute zwanzig Jahre ihres Lebens ſich quälen, während Südersſen für den gleichen Betrag hier ſpazieren ging, vortrefflich verpflegt wurde und ſich vielleicht nicht gerade amüſierte — aber doch — na, und ſo weiter!

Er gab ſich einen Ruck. Geradezu lächerlich, mit lauter Albernheiten ſich den Kopf zu zerbrechen! Ewig der Zartfühlende ſein, während die ganze Welt ringsum einander beſchwindelt und in ſkandalöſer Weiſe der eine den andern übers Ohr haut!

Einer der glücklichſten Zufälle in dem ein wenig langweiligen Hinvegetieren war für Worms der, daß er in Montreux das „Pferdchenſpiel“ entdeckte. Es war unbegreiflich, daß er nicht eher davon gehört hatte, da doch jeder andre Fremde in Montreux die eintönigen Nachmittagsſtunden in angenehmer Weiſe mit dieſem Spiele ausfüllte!

Das Pferdchenſpiel iſt eine Spezialität des geſegneten Genfer Sees. Man ſpielt es im Kurſaal zu Genf und ſpielt es im Kurſaal zu Montreux, am rechten Ende des Sees und am linken, an beiden Seiten mit gleicher Anteilnahme, während in aller übrigen Welt, zum wenigſten außerhalb der Schweizer Grenzen, das Pferdchenſpiel keine Anhänger hat oder vielleicht auch verboten iſt.

Auf einem wohlgefügten runden Tiſche iſt die Maſchinerie aufgebaut: ein kleines Karuſſell, in dem, ſobald der Direktor die Maſchinerie in Bewegung ſetzt, acht kleine Rennpferde aus Blei mit niedlichen bunten Jockeys im Sattel einen raſenden Rundlauf beginnen. Sie drehen ſich nebeneinander, Nr. 8 ganz innen im Kreiſe, Nr. 7 ein wenig mehr nach außen u. ſ. w. bis Nr. 1, die am äußerſten Rande des Tiſches läuft und mithin den weiteſten Weg bei jeder Drehung zurückzulegen hat. Aber es kommt bei dieſem Wettſpiel durchaus nicht darauf an, welches Pferdchen am weiteſten und längſten läuft, ſondern einzig darauf, welches ſchließlich dem Ziele am nächſten ſteht. Dieſes Ziel iſt ein einfacher ſchwarzer Strich, ein Radius von der Mitte des Kreiſes nach der Peripherie des Tiſches gezogen, und es iſt klar, daß Nr. 1 genau dieſelbe Chance hat wie Nr. 8, durch rechtzeitiges Anhalten dicht vor der Ziellinie ſtehen zu bleiben und als Sieger proklamiert zu werden.

Wer auf den Sieger gewettet hat, gewinnt, alle andern verlieren.

Form und Drehwerk des Apparats weiſen ohne weiteres auf die Aehnlichkeit hin, welche das Pferdchenſpiel mit der vielbeliebten Roulette hat, nur mit dem Unterſchiede, daß die Roulette mit 36 nichtsſagenden Fächern arbeitet, in deren einem die Elfenbeinkugel ſchließlich Platz nimmt, während beim Pferdchenſpiel eine gewiſſe Poeſie zu ihrem Rechte kommt. Man ſieht da ein Wettrennen, richtige kleine Rennpferde, richtige kleine Jockeys, — mit Hinzurechnung der ganz hübſchen Summen, die man hier gewinnt und verliert, kann die rege Phantaſie ſich einreden, daß man nicht in einem kleinen, langweiligen Zimmer, ſondern auf der fröhlichen Rennbahn ſich befinde.

Es gab kein Spiel und kaum eine Beſchäftigung auf der Welt, die Worms je ſo trefflich zugeſagt hätten als dieſes eigenartige Pferdchenrennen. Er war der erſte, der nachmittags um drei, wenn die Roſſe zu laufen begannen, am Platze erſchien, und er war der letzte, der abends um elf bei Thoresſchluß den Pferdchen Valet ſagte. Gleich am zweiten Tage mußten Eleanor und Südersſen mitkommen, um Worms' Ent-

deckung kennen zu lernen, als Eleanor aber eine kleine Weile zugeschaut und ihr Taschengeld sowie weitere zwanzig Franken aus des Papas Tasche verspielt hatte, begann sie zu ermüden. Es war sehr nett, ja, aber sie hatte doch nicht das rechte Verständnis für den eigentlichen Zweck und Inhalt dieses Spiels. Und dann, sie war wirklich nicht im stande, noch länger in der dreifachen Reihe von Menschen zu stehen, die von rechts und links und hinten drängten und ihr den Atem nahmen. Eine solche Blässe überzog ihr Gesicht, daß Worms selbst erschrak und — nachdem er erklärt hatte, sogleich wiederzukommen und die Umstehenden aufgefordert hatte, ihm seinen Platz zu reservieren — mit Südersens Hilfe Eleanor hinausbrachte. Sie wurde auf der Terrasse des Vorsaals in einen der weichen Korbsessel gesetzt, und als Worms Limonade bestellt hatte, dann Thee, dann Portwein und schließlich fand, daß Eleanor auch ohne Benutzung eines der drei Getränke wieder zu sich kam und zu lächeln versuchte, war es für ihn hohe Zeit, den reservierten Platz wieder einzunehmen.

„Wartet hier auf mich, Kinder. Eine Viertelstunde oder so, dann komme ich. Oder eine halbe Stunde, es ist ja gleich. Welch herrlicher Tag! Genieße die Luft, Eleanor, es giebt auf der Welt keine bessere Luft als am Genfer See."

Südersen klopfte er auf die Schulter: „Seid vergnügt, Kinder, nehmt euch einen Kahn, laßt euch hinausrudern. Es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn ich bei diesem Spiel heute nicht tausend Franken gewänne. Es ist dabei ein Trick, irgend einer, ich muß das herauskriegen. Man darf nicht mit den Nummern wechseln, das ist die Hauptsache, immer ein und dieselbe setzen. Na, adieu. Wenn ihr nicht hier bleiben wollt, treffen wir uns abends im Hotel." — —

Als Südersen am ersten Tage seines Aufenthalts in Territet spät in der Nacht in sein Zimmer gelangt war, halb betäubt von Worms' Wein und Worms' endlosen Gesprächen, hatte er darüber nachgesonnen, ob jetzt endlich die Stunde gekommen sei, ein Ende zu machen.

Einen Tag hatte er nun die Komödie gespielt, und er hatte ein solches Gefühl des Verbrauchtseins, einer solchen Scham und Sterbensmüdigkeit an Leib und Seele, daß er sich dessen klar bewußt wurde: es ist aus.

Wenn er Worms nie kennen gelernt hätte, es wäre besser gewesen. Vielleicht wäre dann alles schon längst vorüber, vielleicht hätte er irgendwo ein Mittel gefunden, ein neues thatkräftiges Leben zu beginnen, — beides einerlei, beides besser als diese letzte seelische Vernichtung.

Er hatte dann nachgesonnen über einen Abschiedsbrief an Eleanor. Der Brief würde eine letzte große Lüge sein, ganz wie alle die andern Lügen der letzten Zeit, aber eine ehrliche Lüge, in der er alle Schuld auf sich selbst zusammenhäufen wollte und Eleanor auseinandersetzen, daß sein Tod für sie eine Befreiung sei. Die Befreiung von jemand, der weiterlebend nie die Kraft besitzen könnte, ein Mädchen glücklich zu machen, der sie im Gegenteil mit sich niederziehen würde in ein Leben ohne Zweck und Halt und voll Unwahrheit und Komödienspiel.

So saß er die Nacht hindurch, bis der Morgen ins Fenster schaute und mit der Dämmerung der düstere Entschluß auch dieser Nacht zerflatterte.

Wie er immer zerflattert war.

Einmal, vor Jahren, war die rechte Stunde dagewesen, den letzten Entschluß zur Ausführung zu bringen, aber er hatte jene Stunde verpaßt, und wer sie einmal verpaßt hat, findet sie nie mehr.

Bisweilen noch, oft, holt man den Gedanken neu hervor und spielt mit ihm, aber bei jedem Male wird er schwächlicher, kraftloser — und langsam versinkt man.

*

Dann kamen die Sommertage von Territet.

Ein solches Glücksgefühl begann über Eleanors blasse Züge sich auszubreiten, eine so unbeschreibliche Freude aus ihren Augen zu leuchten, daß ganz langsam auch mit Südersen eine Wandlung sich vollzog. Sein Leben hatte noch einmal, wenn auch nur für die wenigen Tage, einen Inhalt und einen Zweck. Eine wunderliche Empfindung nach so vielen leeren Jahren! Da war jemand, der noch seiner bedurfte, der sich an ihn lehnte, an ihn, den nie jemand nötig gehabt hatte.

Er vergaß, daß alles eine Komödie sein sollte.

Es war keine Komödie mehr.

Sie fuhren zusammen im Boote den kurzen Weg nach Chillon und zurück, sie wanderten über die grünen Matten von Glion, sie stiegen abwärts durch die Chaudron-Schlucht, niemand kümmerte sich um sie, sie waren immer allein.

Wie zwei, die das Leben draußen immer nur wenig beachtete und endlich vergessen hat. Zwei Menschen, die für das große hastende Dasein in ihrer Haltlosigkeit und Schwäche nichts mehr bedeuten, die man gleichsam beiseite geschoben hat als nutzlos und überflüssig.

Jeden Tag gingen sie denselben Weg, und jeden Tag, wenn sie die Chaudron-Schlucht hinabstiegen und Eleanor in der Enge des tosenden Wildbachs zu zittern begann, nahm Südersen sie auf den Arm und trug sie die hundert Schritte über die Brücke durch den finsteren Engpaß. Keine schwere Last.

Einmal, als sie wieder an das Ende der Schlucht gelangt waren und sie lächelnd aus seinem Arm gleiten wollte, preßte er sie an sich mit einer wilden Heftigkeit:

„Eleanor! Eleanor!"

Er bedeckte ihren Mund und das blasse Gesicht mit Küssen, außer sich:

„Geh nicht von mir, Eleanor, bleib bei mir!"

Er hob sie in seinen Armen so hoch, daß sie darin wie ein kleines Kind lag, die Lippen an seinen Lippen. Sie würde gehen, um nie wieder-

zukommen. Er wußte es längst. Dorthin, von wo man nie wiederkommt.

Immer noch Eleanor in seinen Armen und an seinen Lippen, stammelte er Worte ohne Zusammenhang, Anklagen gegen sich selbst, die Eleanor nicht verstand: „Ich habe dich lieb, Eleanor, wie keinen Menschen auf der Welt. Ich habe ja auch keinen andern Menschen auf der Welt, ich habe nur dich."

Es war längst keine Komödie mehr.

Längst nicht mehr.

Eleanors Wangen röteten sich, sie schien zu gesunden, aber dann kamen Tage, wo dieser Schimmer wieder schwand und sie Mühe hatte, neben Süderssen, wenn auch noch so langsam, Schritt zu halten.

Wenn sie unter den Kastanienbäumen an der Kirche saßen, wo man den weiten Blick hat über See und Berge und auf die Dächer der Häuser von Montreux, die sich in langen Streifen zwischen den Gärten und Weinbergen am See entlang ziehen, so schlossen sich unter diesem Meer von Licht Eleanors Augen, bis ihr Kopf auf Süderssens Schulter fiel und die kleine kraftlose Gestalt in sich zusammensank. Dann legte er seinen Arm um sie und saß ganz still, oft stundenlang, bis es Zeit wurde, Eleanor zu wecken.

Dicht neben dem großen Hotel von Territet liegt der Kirchhof, wo alle die Hunderte begraben sind, die aus einer weiten Ferne einst herbeikamen, um in der Sonne von Montreux die Gesundheit wieder zu suchen und statt ihrer den Frieden fanden. Dicht an der Straße lehnte sich der Kirchhof gegen den Berg, hell von der Sonne überstrahlt, ein kleiner Schmuckgarten, der den Vorbeiwandernden einladet hereinzutreten.

Eleanor las auf den Marmorkreuzen die Inschriften, italienische und russische, englische und französische, traurige Worte, die aus der Heimat herübergeschickt waren, um hier in Stein gegraben zu werden und für die einsam Schlafenden ein letztes Zeichen der Liebe zu sein. Wie mancher von denen war zur Ruhe gebracht, ohne daß man Zeit gehabt hatte, von jenseits des Ozeans oder aus irgend einer Weltferne herbeizueilen, um ihm das letzte Geleit zu geben. So schliefen sie alle wie Vergessene, deren Grab niemand mehr besucht, eine traurige kleine Gemeinde, die sich im Sterben zusammengefunden hatte, von denen jeder wohl auch einmal draußen auf der Landstraße vorbeimarschiert war, auch einmal hier hereintrat, um die Inschriften zu lesen, und dann eines Tages hereingetragen wurde, um neben den andern einen Platz zu finden.

Die heiße Julisonne prellte auf Büsche und weiße Kreuze, aber über Eleanor ging ein Frösteln. Sie lehnte sich fester auf Süderssens Arm und drängte ihn leise zum Gehen. Nur am Ausgang machte sie noch einmal Halt und blickte über die Schulter zurück:

„Ich möchte da nicht ruhen. Versprich es mir."

Die Liebenden gingen nie mehr an dem Kirchhof vorbei, sie machten lieber einen Umweg, um den Platz nicht zu sehen. Sie sprachen auch nie mehr davon und nie wieder von Eleanors Sterben. Sie gingen wie in einem Traume, denn das Glück war ja zu ihnen gekommen und breitete über die Sommertage von Territet seinen weichen Glanz. Nur ein kleines, trauriges Glück, aber für beide neu und fremd, etwas, das sie nie gekannt hatten und das nun durch Wirrsal und Unwahrheiten hindurch sich seinen Weg zu ihnen gebahnt hatte und sie mit gütigen Armen umfing.

Wenn die Julihitze gar zu sengend über dem Genfer See brütet, die Kranken in die Berge gehen und die Fremden keine Lust bezeigen, in Montreux noch länger Station zu machen, so wird es zwischen Territet und Vevey einsam. Schließlich wird auch der Saal zugeschlossen, in dem sich das Pferdchenspiel befindet, und als dieser Tag eintrat — seit geraumer Weile angekündigt, aber immer wieder in Rücksicht auf die letzten anwesenden Fremden verschoben —, war auch für Worms der Moment gekommen, den Abschluß dieses übermäßig langen dolce far niente ins Auge zu fassen.

Es scheint nach den ehernen Gesetzen der Mathematik unmöglich, im Pferdchenspiel auf die Dauer Geld zu gewinnen oder auch nur den ursprünglichen Vermögensbestand aufrecht zu erhalten. Einfach deshalb, weil die Bank dem Sieger nicht den achtfachen Betrag seines Einsatzes auszahlt — wie es bei acht konkurrierenden Pferdchen der Fall sein müßte — sondern immer nur die siebenfache Summe. Nach je acht Spielen hat die Bank mithin so viel gewonnen, wie durchschnittlich bei einem einzelnen Spiele zum Einsatz gelangt, und wie jeder Mensch in Montreux weiß, sind diese Einkünfte aus dem Pferdchenspiel so beträchtlich, daß man damit alles bezahlt: die vortrefflichen Konzerte, den Kurgarten mit seinen Palmen und seltenen Blumen und schließlich auch den Kursaal selbst, der seltsamerweise hier mitten unter der französisch sprechenden Bevölkerung an dem internationalen Platze den deutschen Namen „Kursaal" führt. Vielleicht weil diese „Kursäle" mit dem munteren Glücksspiel eine deutsche Erfindung sind, deren Blütezeit in die lustigen Tage von Ems und Baden und Homburg fiel, ganz ungerechnet die hundert andern kleinen Bäder, die damals in Deutschland Einheimischen und Fremden Gelegenheit boten, ihr Geld zu verlieren.

Wie gesagt, man sollte es nicht für möglich halten, daß jemand im Pferdchenspiel die Balance halten oder gar gewinnen könne, — Worms war es vorbehalten geblieben, dieses Unmögliche möglich zu machen. Er hatte wirklich gewonnen, man konnte es ihm nachrechnen. Es hatte Tage gegeben, an denen er eine halbe Stunde und länger Schlag auf Schlag einheimste, bis die kranken Leute, die naturgemäß in Montreux beim Pferdchenspiel das größte Kontingent stellen — vielleicht in Erwartung, einen Teil der teuren Kurkosten hier zurückzugewinnen —, von einer solchen

Hoffnungslosigkeit erfaßt wurden, daß sie das Feld räumten.

Kein Wunder, daß Worms sich in all dieser Zeit seiner guten und besten Laune erfreut hatte, aber auch nichts natürlicher, als daß er jetzt zur Besinnung kam und die Dauer seines Aufenthaltes nachrechnete: vier Wochen und fünf Tage! Man sollte es nicht für möglich halten, wie die Zeit verfliegt. In jenen vier Wochen und fünf Tagen hatte man die Rennen zu Breslau abgehalten, zu Berlin, zu Dresden, die Rennen in Leipzig, in Doberan, schließlich auch das große Meeting in Frankfurt am Main, und während all der Zeit hatte Worms hier wie ein Einsiedler gesessen und sich mit dem immerhin etwas lächerlichen Pferdchenspiel begnügt. Einer Unterhaltung, die ganz nett ist für Leute, die das große Spiel des Turfs oder gar der Börse nur vom Hörensagen kennen, ein Spiel aber, das alles in allem und bei Licht betrachtet eines Mannes wie Worms doch nicht recht würdig gewesen war.

Nun stand Baden-Baden vor der Thür! Das größte Meeting des Jahres! Wo Old York in der Steeple-Chase zu laufen bestimmt war, wo man Seine Königliche Hoheit den Prinzen von Wales als Gast erwartete, wo alle vornehmen Leute der Welt sich Rendezvous geben und wo ganz selbstverständlich derjenige nicht fehlen durfte, der mit unvergleichlicher Aufopferung wieder einmal vier Wochen und länger um seines ewig kranken Kindes willen sich in Einsamkeit vergraben hatte.

Eine Art Zorn überkam ihn gegen Eleanor, gegen sich selbst; er war zu gutmütig, man soll auch in der Gutmütigkeit Maß und Ziel halten.

Außerdem, es ging ja Eleanor brillant. Sie war wieder ganz die alte, mit roten Backen und einem so zufriedenen, glücklichen Gesichtsausdrucke, wie man ihn nie bei dem blassen Dinge gesehen hatte.

Er zog sie zärtlich an sich: „Die schönen Tage von Aranjuez sind nun vorüber," und er fuhr liebkosend über ihre dunkeln Haare: „Stell dir vor, daß ich vier Wochen und fünf Tage hier gesessen habe! Es hätte nicht viel gefehlt, und man hätte das Abreisen überhaupt vergessen. Süderssen, mein Junge, packen Sie Ihre Koffer."

Es flimmerte Eleanor vor den Augen. Es war ja nicht möglich! Sie klammerte ihre Hände um Worms' Hals:

„Nein!"

Aber er war unerbittlich.

„Das ist dummes Zeug, liebes Kind, alles muß ein Ende haben. Mittwoch in acht Tagen fängt das Badener Meeting an, da ist noch hunderterlei zu ordnen, zu arrangieren, zu besprechen: Ich muß sofort hinüber. Und Süderssen mit. Selbstverständlich."

Dann, als sie zu weinen begann und zu schluchzen, und schließlich in einem Stuhl zusammensank, wurde er böse: „Das geht zu weit! Das hat man davon. Man kommt her, um acht Tage hier zu sein, und bleibt fünf Wochen, und das Ende vom Liede ist das alte Geplärre."

Als er dann sah, wie Eleanor in dem Stuhle schwankte und ohnmächtig vornüber gefallen wäre, wenn Süderssen sie nicht rechtzeitig aufgefangen hätte, dämmerte es ihm auf, daß er sich im Tone vergriffen habe, daß mit Eleanor doch noch nicht alles so in Ordnung sei, wie er erwartet oder sich eingeredet hatte.

Aber da war nichts zu machen. Alles hat seine Grenzen. Das Badener Meeting verpassen — ganz unmöglich!

„Und dann schließlich, mein lieber Süderssen, das sind alles Dummheiten. Leute wie wir zwei sind keine Krankenwärter für ein junges Ding, das seine Pflege haben muß. Ein Mädchen paßt nicht ins Hotel, sie gehört nach Vevey zu den alten Damen und unter ihre Altersgefährtinnen. Da hat sie ihre Pflege, und da hat sie Mädels, mit denen sie schwatzen und sich beschäftigen kann. Es war ein Fehlgriff von mir, diese ganze Reise. Eine gewisse Strenge gehört zu jeder Erziehung, eine ruhige, feste, sichere Hand, vor allem zur Erziehung solcher kranken kleinen Mädchen. Und das ist Frauensache, nicht Männersache."

Er zitterte, daß irgend ein unglücklicher Zwischenfall die Abreise verzögern könne, und er war im weiteren Verlauf des Tages ängstlich bemüht, Eleanor in Laune zu erhalten und damit einem solchen Zwischenfall möglichst die Spitze abzubrechen. Er nahm sie auf seinen Schoß und scherzte mit ihr: „So ein kleiner, dummer Kerl, sie hat geglaubt, wir blieben ewig hier. Nun Kopf hoch, wir kommen wieder, alle beide. Im Herbst, ich verspreche es dir. Süderssen, versprechen Sie es ihr."

Eleanor versuchte zu lächeln, und dann versuchte sie noch einmal, an Worms' Brust gelehnt, einzig das zu erbitten, daß er die Abreise verschieben möge: „Nur einen Tag, nur einen einzigen Tag!"

Aber es ging nicht. Es ging wirklich nicht. Worms hatte keine Zeit. Wenn man heute abend um zehn den Kurierzug nahm, so war man morgen früh in Baden-Baden. Old York würde schon da sein, es war die allerhöchste Zeit.

Süderssen sagte kein Wort. Er saß in dem Sessel, die Hände auf die Kniee gelegt, und starrte vor sich hin.

Das alles war nicht wahr. Selbst wenn sie dieses Badener Meeting mitmachen wollten und mußten, so war noch Zeit genug vorhanden. Mehr als acht Tage. Aber er widersprach nicht. Wozu auch? Worms würde durch einen gereizten Widerspruch die Sache verschlimmern, und Eleanor würde nur um so deutlicher erkennen, wie man sie herzlos und ohne Grund verließ.

Am ganzen übrigen Tage war Worms in heiterster Stimmung. Er speiste mit den beiden, er nahm einen Wagen, und sie fuhren nach Villeneuve, am Ufer des Sees entlang und zurück, dann



Bohnenverkäufer auf dem Oasenplatz in Sidi Ocba. Scene aus dem arabischen Leben

Nach dem Gemälde von M. Bompard

kam die Abschiedsstunde. Es schien nicht passend, daß Südersſen Eleanor bis Vevey begleitete, so trennten sich die beiden schon im Hotel zu Territet.

Er sagte: „Ich komme wieder, Eleanor," er sagte immer nur dasselbe, und so trug er sie die Treppe hinunter nach dem Wagen, in dem Worms bereits Platz genommen hatte.

Eine kurze Weile dauerte es noch, bis die Hausknechte Eleanors Koffer befestigt hatten, — eine Verzögerung, die Worms in Zorn versetzte, — dann reichte Südersſen noch einmal die Hand in den Wagen, lüftete er den Hut, verbeugten sich Wirt, Kellner, Dienerschaft, und vorwärts rollte der Wagen, vorbei an dem Kirchhof, nach dem Eleanor einen toten Blick hinübersandte, vorbei an dem Kursaal, vor dem der Direktor stand und mit der Hand winkte:

„A revoir! A revoir!"

‚Warte auf mich,' dachte Worms, ‚warte auf mich, mein Lieber. Es giebt auf der Welt amüsantere Orte und nettere Unterhaltungen als dein Pferdchenspiel.'

Montreux blieb zurück, und die Weinberge kamen, Worms ließ einen Moment halten, um seine Zigarre anzuzünden.

„Weiter!"

Nichts hübscher als Clarens, wo Rousseau einst wohnte, keine Fahrt reizender, als durch alle diese Städtchen und Flecken und Dörfer, wenn die Abendsonne schräg über den See schaut und die große Hitze vorüber ist.

Als sie über das holprige Pflaster von Vevey fuhren, war es Dämmerung geworden. Die Leute standen vor den Thüren, schwatzten, lachten, in manchen Fenstern brannte schon Licht.

Dann hielt der Wagen. Vor einem düsteren, verschlossenen Hause, dessen Jalousien herabgelassen waren.

„Da wären wir," sagte Worms, und er mühte sich, seiner Stimme einen heiteren, leichten Ton zu geben, obwohl dieses Haus mit der Erinnerung an die Krankenbesuche für ihn etwas Fatales und Ungemütliches hatte. Ganz leise pochte etwas an sein Herz: „Nimm Eleanor wieder mit, bring sie nicht hinein," aber da trat schon jemand aus der Thür mit einer Laterne in der Hand, und da öffnete sich auch ein Fenster, rollte die Jalousie in die Höhe, — Unsinn das alles!

„Ah monsieur! Bon soir, monsieur! Ah mademoiselle!"

Da plötzlich preßte Eleanor sich an ihn. Sie sagte nichts, sie brachte keinen Ton hervor. Und als er verlegen und mit aufsteigendem Aerger sich von ihren Armen freimachte, umklammerte sie die Lehne des Wagens: „Nein, nein!"

Er löste diese schwachen Hände mit einem unsanften Ruck: „Was zu viel ist, ist schließlich zu viel, nichts lächerlicher als solche hysterischen Anfälle," — und alles andre, Eleanors Begrüßung durch die Damen und Eleanors Hineinführen ins Haus vollzog sich dann auch in der ruhigsten und vernünftigsten Weise.

Man trank noch eine Tasse Thee, die beiden alten Damen im Sofa, Worms mit der Erlaubnis zu rauchen behaglich in einem Fauteuil zurückgelehnt, Eleanor auf einem Rohrstuhl mit hoher, gerader Lehne.

Dann war es neun Uhr, und um diese Zeit giebt es in einem Pensionat junger Damen so viel zu besorgen und mit den Vorbereitungen zum Schlafengehen zu thun, daß man unmöglich noch länger Herrenbesuch im Hause dulden kann.

Die alten Damen glitten diskret aus dem Zimmer hinaus, um Eleanor und ihrem Papa Gelegenheit zu geben, in Liebe und Herzlichkeit voneinander Abschied zu nehmen; aber von diesem Abschiede war nun schon einen ganzen Tag hindurch so viel die Rede gewesen und so viel darüber gesprochen, daß Worms effektiv nicht recht wußte, was da groß noch zu sagen sei. So begnügte er sich mit einem Kuß auf Eleanors Mund und einem andern auf Eleanors Stirn, und eine halbe Minute später befand er sich in freier Luft und hörte den Schlüssel hinter sich schließen.

Noch einmal hatte er einen Moment die Empfindung: Kehr um, hol sie heraus, nimm sie mit! Aber mit dieser Vorstellung verknüpfte sich eine so komische Vorstellung des Klingelns, Klopfens, des Erschreckens der Insassen u. s. w., daß Worms vor sich hin lächelte und mit der Hand glättend über seine Stirn fuhr:

„Man ist und bleibt ein Phantast."

VII

Was Ascot und Goodwood für die Engländer und in sehr verkleinertem Maßstabe Deauville für die Franzosen, das bedeutet am Ausgange jedes Sommers Baden-Baden für die deutschen Sportsmen. Was aber weder Ascot noch Goodwood noch Deauville je boten, das ist die große Internationalität, die von alters her dem Schwarzwaldthale seinen eigenartigen Glanz verleiht. Ueber acht Tage und mehr erstreckt sich Ende August das große Rennmeeting. Zwei- oder dreimal giebt es dazwischen einen Ruhetag, an dem die müden Leute ausschlafen und die weniger müden heitere Ausflüge mit fröhlichen Damen in die Berge unternehmen können; an allen übrigen Tagen haben die Anwesenden so viel zu thun, daß sie kaum recht zur Besinnung gelangen. In aller Herrgottsfrühe, wo möglich schon um vier und noch eher fährt man nach Iffezheim, um die Morgengalopps der Rennpferde zu sehen, um acht ist man wieder daheim, frühstückt, badet, kleidet sich um, um elf wird Tennis gespielt, um eins sitzt man wieder bei Tische, um zwei wird von neuem nach Iffezheim kutschiert. Bis sechs dauern die Rennen, bei deren Hinundher niemand eine Minute Zeit gewinnt, um Atem zu schöpfen, und wenn man dann zum viertenmal die zwei Meilen Wegs von Iffezheim bis Baden im Wagen gesessen hat, so sind alle Damen und Herren ungefähr am Ende ihrer Kräfte angelangt, während

doch die letzten und schwersten Pflichten immer noch unerledigt sind. Man muß sich vom Staube reinigen, sich umkleiden, zum Diner gehen, dann in den Kurgarten, zur Illumination, zum Feuerwerk, und wenn jeder schließlich todmüde ist und sich nach nichts so sehr sehnt als nach einem ausgiebigen Schlaf, so finden sich immer noch Leute, die das Verlangen stellen, daß man mit ihnen ein Glas Sekt trinken oder Karten spielen soll. Baden-Baden ist schön, aber es giebt in dieser Hinsicht nur eine Stimme: „Baden-Baden ist zu anstrengend." Alle Welt kommt in der vagen Voraussetzung, im Schwarzwaldthale Erholung zu finden, während jeder jedes Jahr so müde und verbraucht wieder abreist, als ob man mitten in der Hochsaison des Winters eine Woche lang mit seinen armen Lebenskräften Fangball gespielt hätte.

Am 24. August, dem zweiten Tage des Meetings, gewann Worms' kleine Stute „Lady Macbeth" das Sandweier Rennen, und von diesem Moment an schwamm Worms, der an den ersten Tagen gar nicht der fröhliche Worms von sonst gewesen war, in einem Strom des Entzückens. Man schüttelte ihm die Hände, man gratulierte, der Graf von Loo klopfte ihm coram publico anerkennend auf die Schulter: „Ein nettes Pferdchen, mein Lieber, gut gewählter Name, Bühnennamen sind immer die besten. Sie wissen, ‚Amalie von Edelreich' gewann 1873 das Deutsche Derby, ausgezeichnetes Pferd, Buccaneer-Stute a. d. Sweet Katie. Grimshaw ritt sie. Wem gehörte sie doch? Renard! Natürlich, dem alten Johannes. Sie wissen, Amalie von Edelreich, einzige weibliche Figur in den ‚Räubern'. Uebrigens, die ‚Räuber', erste Aufführung war hier ganz in der Nähe, Mannheim, hat mich immer interessiert. Mannheimer spielen heute abend in Baden-Baden, Gastspiel, Kurtheater, Sie müssen hinkommen, mein Lieber. Bin jeden Abend da. Sehr gute Truppe."

Montreux, Eleanor, die ganzen letzten Wochen versanken in Worms' Erinnerung, nur das Pferdchenspiel kam ihm hin und wieder noch bei Gelegenheit der Rennen ins Gedächtnis. Dann lächelte er, wenn er an den fetten Bourgeois dachte, den sie in Montreux Direktor nannten, und dessen einzige Thätigkeit es war, das Geld einzukassieren und die Maschine zu drehen. Es war ein Idyll gewesen mit Zwanzigfrankenstücken und kleinen harmlosen Aufregungen, die es aber immerhin zuwege gebracht hatten, daß man vier Wochen lang sich den Kopf zerbrochen hatte, wie man diesen Pferdchen und ihren Chancen am besten beikommen könnte.

Ein Idyll.

Was Adele betrifft, so war sie mit drei großen Koffern von Berlin her angelangt, aber all dieser Reichtum ausgezeichneter, von Worms selbst Stück für Stück ausgewählter Toiletten kam für die arme Adele zunächst nicht in Betracht. Sie erhielt strikten Befehl, sich im Hintergrunde zu halten, und zwar deshalb, weil Worms sich selbst oder jemand sonst ihm eingeredet hatte, daß man an einem Platze wie Baden-Baden mehr als anderswo die Form wahren müsse. Wenn man irgendwo in der Welt eine schwache Aussicht gewinnen kann, vermittelst seiner Persönlichkeit in jene vornehmen Kreise Eingang zu finden, in die hineinversetzt zu werden vieler Menschen innigster Wunsch ist, so geschieht das am ehesten an einem Platze wie Baden-Baden. Man bewegt sich da frei durcheinander, man promeniert, man wird vorgestellt; wenn man Glück hat, kann man da an einem Tage weiter gelangen als in Berlin während eines Jahrzehnts.

Ganz undeutlich schwebte Worms die Idee vor, daß man ihm in solcher Umgebung Adele gewissermaßen — wie soll man sagen — übelnehmen könnte, sie als ein Anhängsel betrachten, das dem jungen Worms (jung im Sinne von „neu", von „bisher nicht eingeführt") den Grandseigneurs gegenüber hinderlich sein würde.

So sahen sie sich in den ersten Tagen nur ganz von weitem, mit einem flüchtigen Gruß, einem schwachen Lächeln Adelens und einem gütigen Lächeln von Worms' Seite, beider Lächeln aber durchaus unmerklich und für niemand sonst erkennbar.

Bis Worms nach allerlei Beobachtungen zu der Ueberzeugung gelangte, daß im Gegenteil diese hübsche, elegante Adele ihm nur nützlich sein könnte. Jeder Mensch, der in Baden-Baden etwas auf sich hielt, hatte eine Adele mitgebracht, Adelen aus Paris und Adelen aus Berlin, englische Adelen und ungarische, eine solche Fülle reizender Damen, von denen jede einzelne ihrem Beschützer zur glänzenden Folie gereichte, daß Worms in seinem Alleinsein die Ueberzeugung gewann, man werde ihm dieses Alleinsein nichts weniger als günstig deuten. Ein Gentleman sorgt nicht nur für sich selbst, sondern unter allen Umständen auch für ein zweites Lebewesen. Thut er das nicht, so hat er dafür entweder ganz besondere Gründe, oder aber man hat alle Ursache, ihm sein Einsiedlerleben als Sparsamkeit zu deuten, als einen Geiz, dessen sich der Kavalier nicht schuldig machen darf.

So wurde Adele aus der Versenkung hervorgeholt. Sie durfte an dem Blumenkorso teilnehmen, ganz in weißer Seide, ganz eingebettet in weiße Rosen, die Diener, Pferde, Wagen, Räder in so verschwenderischer Fülle bedeckten, daß die weiße Rosenpracht in einer einzigen Stunde den vierwöchentlichen Gewinn aus dem Pferdchenspiel mit Haut und Haar verschluckte.

Adele durfte mit zum Rennen fahren. Adele durfte neben Worms in der Loge sitzen. Adele durfte Lady Macbeth streicheln und der „Lady" nach dem hübschen Siege einen Veilchenstrauß hinters Ohr stecken. Adele wurde mitgenommen ins Theater und dem Grafen von Loo vorgestellt, der sie nett fand. Adele bekam die Illumination zu sehen, das Feuerwerk, und so lieb und reizend war sie in diesen Tagen, daß Worms eigentlich



Blind

Nach dem Gemäld



…abſpiel
…n Hermann Seeger

zum erstenmal die Ueberzeugung gewann, er werde dieses Mädchen schwerlich je ganz aus seinem Leben streichen dürfen.

Er wiederholte, was er schon früher einmal gesagt hatte: „Sie hat das Weiche, lieber Südersssen, das Anmutige, das Zärtliche, sie ist ein Weib, eine Frau, — mein Gott, das ist das, was man sucht, was dem einsamen Manne unentbehrlich ist."

Ein klein wenig war Adele in den allerletzten Monaten zu stark geworden, aber aus der Form gehen wir mit der Zeit alle, Worms selbst, Gott sei es geklagt, in einer Weise, die ihn bisweilen in eine Art Angst versetzte.

Man riet ihm, Tennis zu lernen, und in der lebensheiteren Luft von Baden-Baden, wo der Mensch wieder jung wird und auf allerhand Jugendthorheiten verfällt, die er anderswo erstaunt von sich weisen würde, fand Worms sich auch dazu bereit.

„Wir werden es beide lernen, Adele, man steht früh auf und übt. Um sechs, wo der Platz noch leer ist. Wir werden noch einmal Kinder werden und Ball spielen."

Er zog Adele an sich. Ein großes Gefühl von Zärtlichkeit erfüllte ihn.

„Wieder ein Kind werden, Adele, weshalb nicht? Wir sind beide ja noch jung, wenigstens was man noch so nennt. Du natürlich mehr als ich. Man hat die Harmlosigkeit verloren, die muß man wieder gewinnen. Man schleudert den Ball, man läuft hin und her, man bückt sich, die alte Elastizität kehrt zurück."

Er erschien dann allerdings nur zweimal beim Tennisspiel, das, wie zu erwarten gewesen war, für ihn mit einem Fiasko endete. Er schob die Schuld auf Adele, die natürlich bei der Beschäftigung keine glückliche Figur machte; aber sie hatte doch immerhin aus der Mädchenzeit die Fähigkeit behalten, Bälle zu werfen und Bälle zu fangen, was beides Worms nie gelernt hatte und unter keinen Umständen zu lernen noch fähig war. Das Spiel irritierte ihn, erbitterte ihn, brachte ihn in fünf Minuten so in Schweiß und Aufregung, daß ihn Adele inständig bat, aufzuhören. Aber eine Wut überkam ihn und ließ ihn weiterspielen. Rechts und links auf den übrigen Tennisplätzen sah er Leute, die den Ball in der müheloseſten Weise dirigierten, auffingen, zur Erde springen ließen und, ohne auch nur einen Schritt zu thun, das runde Ding zwangen, wieder auf den Schläger zu hüpfen; das alles erschien so leicht und selbstverständlich, daß ihm seine eigne Ungeschicklichkeit ganz unfaßlich war. Es war eine Art Kampf, den er zwei Tage lang mit dem verdammten Balle ausfocht. Hundertmal flog das Ding an ihm vorbei, holte er es wieder, schlug es, traf nicht, hob es auf, ließ es von neuem fallen, bückte sich, lief rechts, lief links, bis seine Beine zu zittern begannen und Sonnenlicht, Menschen, Bälle, Adele, Tennisplatz vor seinen Augen flimmerten und ineinander verschwammen.

Adele mußte ihn in den Wagen schaffen und ins Hotel fahren, wo er völlig erschöpft auf das Sofa gelegt wurde und so sehr über Rückenschmerzen klagte, daß Adele in grenzenloser Bestürzung einen Arzt holen wollte. Er war dann nachträglich von einer derartigen Grobheit und ließ allen Grimm in so unmotivierter Weise an Adele aus, daß es nach einem fünfjährigen Zusammenhalten zwischen den beiden beinahe zum Bruch gekommen wäre.

Unter Thränen flehte sie ihn am nächsten Tage an, das unglückliche Spiel nicht fortzusetzen, und als Worms genügend widersprochen hatte, um sich in der Sache nicht als schwach zu erweisen, gab er schließlich großmütig nach und versprach, die Fortsetzung der Tennisübungen bis zur Rückkehr nach Berlin zu vertagen.

Das war der einzige Mißklang in den heiteren Tagen von Baden-Baden.

Die Krone des Meetings war, wenigstens für Worms, der große Sieg Old Yorks im Alten Badener Jagdrennen; aber vielleicht gab es eine Minute in jenen Tagen, die selbst diesen unvergleichlichen Triumph Old Yorks mit seinen Ehren, Beifallsbezeugungen und immensen Geldgewinnen in den Schatten stellte — die feierliche Minute, in der Worms dem Baron von Rothschild vorgestellt wurde! Die Minute, da Rothschild leicht an seinen Hut faßte und bemerkte, er freue sich, oder es sei ihm angenehm, man habe ihm von Worms erzählt, — jawohl — Worms wohne in Berlin — richtig. War Worms schon öfter in Baden-Baden? Nein? Weshalb nicht? Aber es gefällt Worms in Baden-Baden?

Ja, es gefiel Worms in Baden-Baden, und als er dieser Thatsache in etwas verwirrten Worten Ausdruck gegeben hatte, nickte der Baron von Rothschild gütig, legte zwei Finger an den Hut und sagte im Gehen:

„Der Schwarzwald ist die deutsche Poesie, und Baden-Baden ist seine Perle."

An diesem Tage speiste Worms auf dem Balkon seines Zimmers allein zu Nacht, ohne Adele, ohne Südersssen. Er saß ganz still und rauchte auch nicht, er trank in kleinen Zügen den Wein und blickte von seinem Hotelfenster auf das schlummernde Thal, aus dem nur das Plätschern der Oos und weither die Musik des Kurgartens herauftönte.

Rothschild!

„Der Schwarzwald ist die deutsche Poesie, und Baden-Baden ist seine Perle —"

Es summte ihm im Ohr, immer dasselbe. Diese wenigen tiefen Worte.

Rothschild!

Das war der Traum seines Lebens gewesen, diesem Manne einmal Gesicht zu Gesicht gegenüberzustehen, mit ihm zu reden wie mit einem Gleichgestellten. Nicht von Börsendingen und Papieren, sondern von — ja von was? — von einfachen Dingen des Lebens, wie der Gleichgestellte mit dem Gleichgestellten:

„Der Schwarzwald ist die deutsche Perle —"

Plötzlich überkam ihn eine Angst: wenn er diese Worte vergessen würde. In einer einzigen Nacht beim Schlafen entschwindet einem der Wortlaut aus dem Gedächtnis, und man findet ihn nie richtig wieder.

Er ging ins Zimmer hinein und machte Licht. Dann nahm er aus dem Schreibtisch einen großen Bogen weißes Papier und schrieb darauf mit starken Schriftzügen:

„Der Schwarzwald ist die deutsche Poesie, und Baden-Baden ist seine Perle."

*

Es war die Rede davon gewesen, daß Mr. W. H. Moore, damals der beste englische Herrenreiter, Old York im Badener Jagdrennen reiten solle, aber in letzter Stunde wurde er engagiert, um Mr. Abingtons „Earl of Dartrey" zu steuern. So blieb nichts übrig, als Südersſen den Ritt zu übertragen.

Worms war außer sich: „Er wird wieder stürzen, ich weiß es; ich verliere mit diesem Rennen ein Vermögen."

Und wie Worms, so war alle Welt in Aufregung. Man hatte auf den Gaul Riesensummen in Wetten angelegt, immer in der Voraussetzung, daß der lange Mr. Moore auf Old York im Sattel sein würde. Nun ein solcher Zwischenfall! Nicht daß Old York in schlechter Hand sein würde, denn Südersſen war immer ein guter und zuverlässiger Reiter gewesen, aber erstens fehlte ihm die Uebung — er war seit Monaten der Rennbahn fern geblieben — und zweitens konnte man ihn ganz selbstverständlich nicht mit Moore vergleichen. Die beiden nicht in einem Atem nennen! Der eine ein ganz guter Reiter, dessen wesentlichste Eigenschaft im Rennen immer seine große Ruhe gewesen war, der andre ein Künstler, ein Genie der Reitkunst.

Und schließlich war alle Welt gleich Worms überzeugt, Südersſen werde mit Old York stürzen. Wie er schon einmal mit ihm gestürzt war. Dergleichen wiederholt sich, man weiß das aus alter Erfahrung. Jeder Reiter, auch der beste, ist auf einem Pferde, mit dem ihm ein Malheur passiert ist, unsicher.

Aber Südersſen stürzte nicht.

Mit einem seltsam apathischen Gesicht ritt er durch die Menschenmenge, die ihn rechts und links anstarrte, auf die Rennbahn hinaus. Gleichgültig, als ob ihn das alles nichts angehe und seine Gedanken weit fort seien, folgte er den andern Reitern, nur bisweilen flüchtig achtgebend, wenn das Rudel der Pferde einem der schweren Hindernisse sich näherte. Old York lief, wie man zu sagen pflegt, allein, von seinem Reiter nicht unterstützt und nicht behindert, und erst als man sich zum letztenmal den Tribünen näherte und das Getöse der Menschen ihnen wie eine Meeresbrandung entgegenbrauste, wachte Südersſen auf. Er sah sich um, gab Old York den Zügel frei und gewann so leicht, daß er schließlich die Zügel wieder verkürzen und im langsamsten Tempo durchs Ziel gehen konnte.

Man stürzte auf ihn zu, man schüttelte ihm die Hände, die Musik spielte, und ein stürmisches Bravo tönte ihm entgegen, als sein Pferd nach dem Sattelplatze zurückgeführt wurde.

Er dachte flüchtig darüber nach, daß alles in allem dieser Sieg der größte Erfolg seines Lebens sei, und vornübergebeugt, lässig im Sattel hängend, ging es ihm durch den Sinn: du hast nichts zu diesem Erfolge gethan, das Pferd hat gewonnen, nicht du.

Er sagte das auch zu den Herren, die ihn beglückwünschten, aber man lachte ihn aus: „Lieber Freund, das ist die ganze Kunst des Rennreitens: das Pferd gewinnen lassen, das Pferd laufen lassen, ihm nicht das Maul abreißen und so ruhig im Sattel sitzen, als ob nichts ringsum vorginge und man hübsch in einer Wiege säße."

Er lächelte: „Ja, ja," aber er wußte es besser; mit diesem Siege hatte er nichts zu thun. Wenn er Old York hatte gewähren lassen, so war das nicht die überlegte Ruhe gewesen, die einem als Verdienst angerechnet werden kann, sondern ganz einfach eine Gleichgültigkeit, eine Apathie, die kaum recht weiß, was ringsum vorgeht.

Er fragte nach Worms.

Wo war Worms? Sonderbar. Er hatte doch sonst eine verteufelte Art, sich heranzudrängen und in solchen Augenblicken alle Aufmerksamkeit für sich zu beanspruchen.

Um so besser, wenn er sich heute im Hintertreffen hielt. — — —

Er kleidete sich um und kam eine Weile später wieder hinaus, als eben das letzte Rennen des Tages seinen Anfang nehmen sollte. Er wollte nach der Tribüne hinübergehen, als ihn jemand am Arme festhielt: „Herr Südersſen —!"

„Was?"

Es war Adele. Sie hatte den Schleier über ihr Gesicht gezogen, es war schneeweiß, und man sah, wie ihr die Thränen über die Backen liefen.

„Was ist geschehen?"

Sie wollte sprechen, aber ihre Stimme versagte, dann ging sie vor ihm her über den ganzen Rennplatz fort nach dem Ausgange.

Vor dem Thor stand der Wagen, und in diesem Wagen, dessen Verdeck halb in die Höhe geschlagen war, saß Worms in der Ecke und weinte.

Südersſen begriff nicht: „Was ist geschehen, was ist?" — Dann las er die Depesche, die Worms ihm entgegenhielt:

„Eleanor von neuem sehr schwer erkrankt. Seit gestern abend ohne Besinnung. Aerzte bitten, umgehend zurückzukommen. Bitten dringend."

Er nahm in dem Wagen Platz, Adele gegenüber, die Pferde zogen an, und an der Rennbahn vorbei, die links hinter ihnen im Abendglanze verschwand, ging es die Chaussee entlang in der Richtung nach Baden-Baden.

Sie sprachen nicht. Adele hatte ihren Arm um Worms gelegt; so saß er ganz still, den Kopf an ihrer Schulter, die linke Hand mit dem Taschentuch vor die Augen gepreßt.

Die Schwarzwaldberge kamen näher, weit hinter ihnen, jenseits des Rheins und seiner großen Ebene ging die Sonne in den Vogesen unter.

Nun fuhr man bergauf; die Pferde trabten langsamer. Links säumten dunkle Tannen den Weg. Es war Dämmerung geworden, und ein herbstlich kalter Wind kam hinter ihnen von der Ebene her in das enge Thal.

Erst dicht vor Baden, als schon die ersten Lichter der Häuser sichtbar wurden, richtete Worms sich in die Höhe. Er tastete nach Süderssens Hand: „Sie stirbt!"

Süderssen antwortete nicht, Adele aber schrie leise auf, in einem so aufrichtigen Schmerz, daß der Kutscher auf dem Bock zusammenfuhr und einen Moment lang die Pferde anhielt, um sich fragend umzuschauen. — — —

Der Kurierzug nach Basel verläßt Oos erst um halb ein Uhr nachts, so blieben ihnen noch sechs Stunden, die langsam und endlos hinschlichen.

Während der ersten Stunden saß Worms wie betäubt, dann begriff er, daß man auch im tiefsten Schmerze dem Alltagsleben die notwendigsten Zugeständnisse einräumen muß.

Es waren die Koffer zu packen, es war nachzusehen, mit welchem Zuge morgen früh Adele nach Berlin zurückfahren konnte. Sie bat unter Thränen, Worms solle sie nach Vevey mitnehmen, — mein Gott, eine Frau konnte da vielleicht helfen, vielleicht retten! — aber es war, als ob diese einfache Bitte Worms plötzlich ernüchterte, ihn aus der dumpfen Lethargie des Schmerzes zum Nachdenken kommen ließ.

„Davon kann keine Rede sein. Nein, nein. Sprich nicht weiter darüber. Ich will es nicht."

Er ging auf und ab im Zimmer, er war gekränkt, geradezu beleidigt. Wie war es möglich, ein so geringes Maß von Taktgefühl zu beweisen! Ihm gegenüber, dem Vater! Adele mitnehmen an das Sterbelager seines Kindes! Das ist dieser Mangel an Bildung und feiner Empfindung, die bei den Frauenzimmern immer erst dann zu Tage tritt, wenn die Seele des Mannes auf den Tod verwundet ist!

Er sprach an dem ganzen Abend kein Wort mehr mit Adele, die in einer Ecke des Zimmers saß und still vor sich hin weinte. Er wandte sich zu Süderssen: „Sie reisen mit mir?"

„Ja."

Dann drückte er ihm die Hand.

„Ich vergaß, Ihnen zu danken, lieber Freund. Für den Ritt. Es war meisterhaft. Aber, mein Gott, Sie wissen, in einer Stunde wie dieser schwindet alles das so weit, liegt so weit hinter mir, daß man kaum noch daran denkt."

Er stützte den Kopf in die Hände und starrte vor sich hin, aber nach einer Weile begann er wieder davon zu sprechen:

„Ich kam von der Tribüne, ich wollte Ihnen entgegenlaufen, ich war — ich versichere es Ihnen — der glücklichste Mensch. Da giebt man mir diese Depesche! Ich habe nichts mehr gesehen, Sie nicht, das Pferd nicht, es war, als ob alles vor mir versank und Nacht wurde. — Sie haben sehr leicht gewonnen? Wie?"

„Ja."

Er kam dann darauf zu sprechen, daß man ihm geraten habe, Old York im Winter nach England zu schicken, in erster Linie zu versuchen, die „Liverpool Grand National" zu gewinnen, aber er sprach das alles in einem müden Tone, als ob er das Thema damit vor sich selbst entschuldigen müsse. Und als Süderssen mit keinem Wort darauf einging, sondern stumm ihm gegenüber saß, ließ er das Gespräch schließlich fallen.

Dann schlief Worms ein. Auf dem Stuhl am Tische sitzend. Er war seit heute früh vier Uhr wach, eine Fülle von Aufregung hatte sich über ihn ausgebreitet, Freude und Leid, alles an einem Tage. Er gehörte zu den seltsamen Leuten, die ein Uebermaß von körperlichen und seelischen Strapazen mühelos ertragen, ohne dabei sonderlich zu ermüden oder nach Schlaf zu verlangen; das einzige, was er nicht ertragen konnte, war ein erzwungenes Schweigen.

Süderssen sprach nicht, Adele saß in der Ecke, aus der hin und wieder ihr leises Schluchzen tönte, — das ging über Worms' Kraft. Er kämpfte mit sich, zwei- und dreimal riß er sich aus dem Einschlummern wieder auf und blickte einen Moment im Zimmer umher, er versuchte an Eleanor zu denken, er malte sich das Traurige in den dunkelsten Farben aus, nur um überhaupt auf Gedanken zu kommen und nicht einzuschlafen, aber schließlich erlag er.

In dem Augenblicke, da sein Kopf vornüber sank und schwer auf die Tischplatte fiel, schauten Süderssen und Adele auf, schraken leise zusammen, blickten sich an.

Dann starrten sie wieder vor sich hin. Langsam schlichen die Stunden weiter.

Der Winter kam, und der Winter verging, es wurde wieder Frühling und Sommer; nun war ein Jahr vergangen, seit man Eleanor von Vevey heimgebracht hatte.

Man findet sich mit Enttäuschungen immer nur schwer ab, selbst mit freudigen Enttäuschungen. Man eilt an das Lager einer „Sterbenden" und erkennt nach einigen Tagen, daß der Tod seine Beute für dieses Mal wieder frei gab. Man freut sich, man ist glücklich, aber die Enttäuschung spielt in dieses Glück hinein und wirft Schatten darüber. Die Thränen, die man geweint, und die herzzerreißenden Schmerzen, die man empfunden, waren sozusagen zwecklos, und zwecklos geweinte Thränen haben schließlich etwas Lächerliches. Keinesfalls darf das gleiche Schauspiel sich allzu oft wiederholen, und jene armen Kranken, die immer und immer wieder uns in Angst und letzte Hoffnungslosigkeit versetzen, um dann immer von neuem ihr schwaches Lebenslicht aufglimmen und weiterflackern zu lassen, verlieren schließlich das Beste: das leidenschaftliche Mitleid.

Worms hatte für Eleanor seine beiden eignen großen Zimmer einräumen lassen, deren eines auf die Veranda ging, während man von den Fenstern des andern einen freundlichen Blick in den kleinen grünen Garten hatte. Wenn Eleanor, wie der Arzt ihm versicherte, nach Berlin nur geschafft wurde, um sie in der Heimat sterben zu lassen, so wollte Worms seinem Liebling die letzten paar Wochen oder Monate verschönen. Er selbst nahm vorlieb mit zwei andern Zimmern, die nach der Straße hinausgingen, und er fand sich damit ab, daß im Grunde genommen das ganze Arrangement des Hauses durch diesen Wechsel in empfindlicher Weise gestört worden war. Die Zimmer hatten keinen rechten Zusammenhang mehr: wollte man aus dem Speisesaal ins Billardzimmer gehen, so mußte man jetzt einen förmlichen Umweg machen, eine Treppe hinab und eine Treppe wieder hinauf, und wie in diesem Einzelfalle, so war eigentlich alles im Hause auf den Kopf gestellt.

Er ließ nie Eleanor oder sonst jemand gegenüber betreffs aller der Unbequemlichkeiten auch nur ein Wort fallen. Er schwieg auch dann darüber, als Monate vorübergegangen waren und die kleine Eleanor immer noch keinerlei Anstalten machte, das Haus und die beiden Zimmer zu verlassen. Er war glücklich, selbstverständlich, obwohl nichts so traurig ist, als ein geliebtes Wesen in seiner Nähe zu wissen, das krank in seinem Zimmer liegt, das große Leben draußen nie mehr sehen wird und nicht einmal die Kraft besitzt, zu sterben. Er hatte das deutliche Gefühl, daß es für Eleanor eine Erlösung sein würde, wenn sie eines Abends mit der sinkenden Sonne die Augen zum letzten Male schließen würde, aber er sprach das nie aus, auch nicht Adele gegenüber.

Dann kam der Winter von neuem, und wieder der Frühling und wieder der Sommer.

Ein einziges Mal, als Worms' gesellschaftliche Verpflichtungen es forderten, daß er einen kleinen Kreis Herren bei sich zu Gaste lud, dachte er flüchtig daran, Eleanor zu bitten, ihre früheren hübschen Zimmerchen in der zweiten Etage wieder zu beziehen. Für das Kind war das ja ganz gleich. Sie stieg keine Treppen, sie lag immer auf ihrem weißen Bettchen.

Aber er bezwang sich: nein!

Mochte Eleanors kleine Lebensflamme noch Jahre und Jahre weiter brennen, nie sollte sie empfinden, daß sie irgend jemand im Hause lästig oder im Wege sei. Was lag an ihm und seinen kleinen Bequemlichkeiten! Er würde ein alter Mann werden und sich darein finden, daß es das Schicksal seines Lebens gewesen war, in der Pflege und der Sorge für eine müde Kranke sich zu opfern.

Mit der Zeit gewann er jene klare Sicherheit, die am Krankenbette zehnmal mehr Wert hat als übertriebene Aengstlichkeit. Man holte ihn zu verschiedenen Malen aus dem Klub, mitten in der Nacht, dann fand er Süderssen, der mit todblassem Gesichte neben dem Bette saß, die Dienstmädchen weinend, die Krankenschwester auf dem Bettrand sitzend, den Arm so um Eleanor gelegt, daß die nach Luft ringende Brust eine Stütze fand.

Er war dann der einzige, der seine Ruhe behielt. Mein Gott, man kannte ja diese Anfälle, sie kamen, sie gingen vorüber, Eleanor hatte sie alle überstanden und würde auch diesen überstehen. Er schickte die Mädchen zu Bett: „Geht schlafen, steht da nicht umher, mit Thränen und Geweine hilft man hier nicht."

Und es zeigte sich jedesmal, daß er recht gehabt hatte.

„Sie sehen, lieber Freund, ich habe wieder einmal klar gesehen. Wenn man bei solchen Gelegenheiten den Kopf verliert, so erweist man dem unglücklichen Kinde damit den allerschlechtesten Dienst."

Er nahm Süderssen mit sich und trank noch ein Glas Wein mit ihm. Bis die Krankenschwester rapportierte, daß Eleanor schlafe und der Anfall vorüber sei.

Wenn er, wie gewöhnlich, dann noch nicht müde war, so klopfte er der Schwester gütig auf die Schulter:

„Ich bleibe wach. Man soll mir jede Stunde Bericht erstatten. Nehmen Sie eine Zigarre, Süderssen, legen Sie sich da auf den Diwan. Wir dürfen nicht zu Bett gehen, wir werden noch plaudern."

— — — Ueberhaupt Süderssen!

Er war der Krankenwärter, der seit zwei Wintern und zwei Sommern das Haus nicht mehr verlassen hatte. Er wohnte wieder unten in dem grünen Zimmer, wo er damals nach dem Sturz Old Yorks gelegen hatte und von derselben Schwester mit dem lieben Kindergesichte gepflegt worden war. Das war nun freilich kein rechtes Kindergesicht mehr, ein wenig schmal und spitz geworden, aber er war auch nicht mehr der Süderssen von damals. Sein Gesicht hatte einen alten, müden Ausdruck angenommen; nichts sonderbarer als der Vergleich zwischen ihm und Worms. Wirklich, Worms hatte in diesen Jahren sich förmlich verjüngt. Möglich, daß man bei näherem Zusehen in seinen Zügen den leichten Ausdruck von Kummer gefunden hätte, der sich schließlich bei so viel Trauer in jedes Antlitz zeichnet, aber in allem übrigen war er der heitere Worms geworden, der er so manches Jahr hindurch nicht mehr hatte sein dürfen.

Es gab da niemand mehr im Hause, der nach seinem Kommen und Gehen fragte, niemand, der verlangte, daß Worms zum Mittagessen und zum Abendessen sich einfand. War er aufgestanden und hatte gefrühstückt, so ging er in Eleanors Zimmer, nie ohne eine Blume, nie ohne irgend ein kleines Geschenk, das ihr Freude machen konnte. Er saß eine Viertelstunde oder auch eine halbe Stunde und plauderte mit ihr: ging es ihr heute besser? Man darf den Mut nicht sinken

lassen! Wenn sie wieder gesund sein wird, soll Eleanor heiraten. Dann wird draußen im Garten die Tafel gedeckt, die kleinen Mädchen von damals werden zur Hochzeit geladen, und es wird nach all der kranken Stubenluft eine lustige Hochzeit im Freien, ganz anders als alle übrigen Hochzeiten.

Er malte das aus, breit, mit seiner Phantasie, die es liebte, derartige Zukunftspläne im großen Rahmen zu entwerfen. Und erst wenn er nach der Uhr gesehen und bemerkt hatte, daß es höchste Zeit sei, sich zu verabschieden, und Eleanor einen Kuß gegeben hatte und zur Thür hinausschritt, erst dann kam eine Thräne in sein Auge, die er leise zerdrückte:

„Arme Eleanor!"

Was Süderssen betrifft, gut, ja, er opferte sich. Es war nicht recht zu verstehen, dieses Opfer, aber mein Gott, sollte er, Worms, das zurückweisen? Eleanor würde, wenn Süderssen je ging, unglücklich sein, und von neuem würde die ganze schwere Last auf Worms allein zurückfallen. Er müßte tagsüber zu Hause sein, dem Kinde Gesellschaft leisten, ewig um sie sorgen, und wenn er alles das nach Zeit und Mühe auch nur halb so umfangreich wie Süderssen ausführen wollte, so würde ihm von seiner endlich wiedergewonnenen Freiheit nur ein kümmerlicher Rest bleiben.

Ob Süderssen wirklich glaubte, daß Eleanor noch einmal gesunden würde? Ob er mit seiner Zähigkeit die Heirat für solchen Fall erkämpfen wollte? Möglich. Ein wunderlicher Trugschluß freilich, aber was gingen ihn, Worms, Süderssens Trugschlüsse an?

Und schließlich, auch das konnte Worms nicht übersehen, hatte Süderssen eine Art Heim gefunden. Er hatte da seine behaglichen Zimmer, seine vortreffliche Verpflegung, keine Sorgen mehr um das tägliche Leben, alles in allem ein Zustand, den er aller Wahrscheinlichkeit nach dem bisherigen ungewissen Dasein vorzog. Also weshalb ihn nicht gewähren lassen?

In den ersten Monaten, als Eleanor noch im stande war, sich bisweilen in die Veranda hinaus tragen zu lassen oder gar an Süderssens Arm einige Schritte zu thun, sprachen sie noch von der Zukunft. Was alles geschehen sollte, wenn Eleanor wieder gesund sein würde. Sie malten die Bilder weit aus: eine Reise in die Welt, sie beide allein zusammen, zuerst nach Montreux und Territet, um die lieben Erinnerungen wieder aufzuwecken, dann über die Berge nach dem Süden.

Aber dann sprachen sie nicht mehr von der Zukunft.

Süderssen versuchte es wohl noch das eine und andre Mal, aber sie verstand, was er damit wollte, und wehrte ihn ab: „Nein, nein, nicht mehr davon sprechen."

Was brauchten sie auch eine Zukunft? Sie hatten eine Gegenwart, und die zog sich lang hin, und wenn es nur ein schwaches, armseliges Glück war, das diese Gegenwart ihnen noch einmal geschenkt hatte, so war es doch mehr, als sie beide je hatten erhoffen dürfen. Sie waren allein, niemand hatte Zeit und Lust, je zwischen sie zu treten, die Tage von Territet waren wiedergekommen, nur daß sie nicht mehr zusammen durch Wälder und Berge gingen, sondern daß Süderssen neben Eleanors Bett saß und ihre Hand hielt.

Es war ein langsames Sterben, auch für ihn. Ein Einschlafen der Seelen in der weichen Stimmung der Krankenstube, die doch nichts Trauriges hatte, nur etwas Verklingendes.

Er vergaß, daß es Frühling wurde und Sommer und wieder Winter. Er vergaß die Welt draußen und die Rennen, und nur bisweilen, wenn Worms ihm davon erzählte, vernahm er noch von alledem, was so weit zurücklag.

Hin und wieder fanden sich Besucher ein, die mit Eleanor plaudern wollten, die wenigen jungen Damen ihrer einstigen Bekanntschaft, aber mit der Zeit kamen sie seltener und blieben endlich ganz aus.

Der wunderlichste Besuch war Eleanor freilich noch vorbehalten.

Als Adele zum ersten Male Worms gegenüber die schüchterne Bitte vorbrachte, Eleanor ein einziges Mal nur sehen und ihr eine Blume bringen zu dürfen, war Worms empört, außer sich. Wie damals in Baden-Baden, als sie den geschmacklosen Einfall gehabt hatte, nach Vevey mitreisen zu wollen. Aber Adele fand sich so oft trotz aller Zurückweisungen mit ihrer Bitte von neuem ein und weinte so schmerzlich, als man ihr diese Bitte in verletzenden Worten abschlug, daß Worms schließlich darüber nachzudenken begann.

In den zwei Jahren seit den schönen Badener Tagen und dem verunglückten Versuche des Tennisspielens war Adele, bei Lichte betrachtet und aufrichtig gesprochen, das geworden, was man nicht gerade alt nennt, was aber doch mit Jugend und Jugendfrische so gut wie nichts mehr zu thun hat. Und trotzdem: er kam immer zu ihr zurück. Nach all den lustigen Seitensprüngen, die er in dieser Zeit seiner neu gewonnenen Freiheit hatte machen dürfen, zog es ihn immer wieder zu Adele. Sie schmollte nicht, sie schalt nicht. In ihrem einfachen Heim mit den bescheidenen Möbeln, die sie gegen andre und bessere zu vertauschen sich immer energisch gesträubt hatte, gab es die friedliche Behaglichkeit, die schließlich nach dem Bummelleben der Tage und den Mühsalen des ganzen vertrackten Lebens das Beste ist. Es fanden sich tausend amüsantere und reizendere Geschöpfe, mit denen man die lustigsten Stunden zubringen konnte, aber in der Welt gab es nicht wieder eine so weiche Hand, die so zärtlich über Worms' Stirn fuhr und die Falten glättete.

Dann endlich eines Tages willigte er in Adeles Bitte. Die sterbende kleine Eleanor war

nun nicht mehr auf eine Stufe zu stellen mit den jungen Damen ihres Alters, vor denen man in Hinsicht auf ihr künftiges Leben eine beständige Komödie spielt. Wenn der Tod an die Thore pocht, hat der Mensch ein Recht, als Mensch behandelt zu werden und nicht mehr als Puppe, der man zimperlich die Thatsachen des Lebens vorenthält.

Im ersten Augenblick begriff Adele nicht, sie war so sehr an Worms' in allen Dingen geschraubte Lebensauffassung gewöhnt, daß diese eine echte Empfindung sie überraschte und in Verwirrung setzte.

Natürlich war der Besuch nicht von heute auf morgen zu bewerkstelligen. Worms selbst bestimmte das Kleid, in dem Adele kommen sollte, die Blume, die sie mitbringen würde, dann jeden der Säke und jedes der Worte, die sie mit Eleanor zu wechseln habe. Ferner die Art ihres Hereintretens ins Zimmer, die gemessene Entfernung, in der sie Eleanor gegenüber Platz zu nehmen habe, schließlich genau die Zeitdauer des Besuches: fünf bis zehn Minuten, je nach dem Verlauf des Gesprächs und allen den Umständen entsprechend, die man unmöglich vorher so genau bestimmen konnte. Er hatte dann weiter die sehr schwierige Aufgabe zu erledigen, Eleanor auf diesen Besuch vorzubereiten, ihr ungefähr anzudeuten, wer die Dame sei: eine sehr liebenswürdige ältere Dame, der Eleanors Papa in mancher Hinsicht zu Dank verpflichtet sei.

Zwei- oder dreimal versuchte er, mit Eleanor darüber zu sprechen, aber jedesmal stockte er und war dann, wenn er unverrichteter Sache die Kleine wieder verließ, von einem solchen Grimm gegen Adele erfüllt, daß er die größte Lust hatte, ihre alberne Bitte nun doch nicht zur Ausführung zu bringen.

Bis er eines Tages in Eleanors Zimmer sich ein Herz faßte und das Thema in Fluß brachte. Sie war erstaunt, zuerst verstand sie ihn nicht recht, dann begriff sie. Und als sie begriff und nicht zürnte und ihn mit einem langen, seltsamen Blick anschaute, wurde Worms weich. Er legte seinen Arm um ihre Schulter und begann zu reden, hastig, ohne rechte Ueberlegung, vielleicht zum ersten Male davon durchdrungen, daß die kleine Sterbende seine wahre Vertraute sei und die einzige, die das Recht habe, in sein Herz zu sehen.

„Sie hat dich immer lieb gehabt, ohne dich zu kennen. Liebes Kind, ich war alle Zeit ein einsamer Mann, und ich habe dir nie eine zweite Mutter geben wollen. Solche Einsamkeit erträgt kein Mensch auf die Dauer. Man sehnt sich nach einem andern Wesen, das gut zu einem ist und, wenn auch in noch so schwachem Maße, einem das ersetzt, was man allzu jung verloren hat. Sei gut zu ihr, Eleanor, sie hat's um dich verdient."

Und so kam eines Tages Adele. Worms hatte sie hineingeleitet, dann ging er hinaus, und die beiden Frauen waren allein.

Aber gleich in der ersten Sekunde hatte die arme Adele alles vergessen, was Worms ihr einstudiert hatte und was sie sagen sollte.

Sie begriff ja nicht! War denn das Eleanor, die sie damals auf dem Rennplatz und dann später noch ein- oder zweimal flüchtig gesehen hatte? Sie erkannte sie nicht wieder, und als sie etwas sagen wollte, versagte ihre Stimme.

Eleanor war es dann, die das Schweigen unterbrach. Sie suchte nach Adeles Hand, nahm die Blumen aus dieser Hand und legte sie vor sich auf die weiße Decke.

„Ich freue mich."

In dieser Minute ihres fassungslosen Schluchzens hätte niemand Adele gram sein können, aber auch sonst ging von ihrer breiten Figur und dem gutmütigen Gesicht etwas so Herzliches aus, daß Eleanor, die der Stunde mit Angst und Erregung entgegengesehen hatte, nun nichts mehr that, als leicht mit ihren schmalen Fingern über Adeles Hand hin und her gleiten.

Und erst dann verflüchtigte sich die feine Stimmung der ersten Minuten, als Adele ihre Fassung wiedergewonnen hatte und zu sprechen begann. Sie hatte ja nichts zur Verfügung als die schwachen Trostworte in der konventionellen Art, die Worms verlangt hatte, die ihr nun alle der Reihe nach wieder ins Gedächtnis kamen und die sie alle in der vorgeschriebenen Folge zum besten gab.

Eleanor nickte nur noch: „Ja — ja — ja."

Und dann trennten sie sich.

Adele ging hinaus; als Worms sie aber unten erwartete und fragen wollte, machte sie sich von ihm frei. Sie konnte ihn nicht sehen, ihn nicht sprechen, tagelang schloß sie sich in ihren Zimmern ein und ließ ihn vergebens um Einlaß bitten, sie wußte selbst nicht recht weshalb. Aber alle die vielen Jahre waren wieder vor ihr lebendig geworden, diese Jahre, in denen sie und Worms und Worms und andre das Leben heiter genossen hatten, während Eleanor — ach, arme Eleanor!

*

In den dritten und letzten Winter Eleanors fielen alle jene mühseligen Studien und Proben und Vorbereitungen, die Worms im Interesse der Kunst und noch mehr im Interesse der Wohlthätigkeit von früh bis spät in Anspruch nahmen.

In der allerersten Zeit, als der Graf von Loo das Projekt der Wohlthätigkeitsvorstellung „großen Stils" angeregt und bei allen Damen und Herren der Gesellschaft natürlich begeisterten Beifall gefunden hatte, war Worms — um der Wahrheit die Ehre zu geben — der einzige, der Widerspruch erhob.

Er saß damals nächtelang mit Süderssen in einem Zimmer und ging das Für und Wider, die Möglichkeit oder Unmöglichkeit der Sache hundertmal mit ihm durch:

„Das ist die uralte Ueberhebung der Dilettanten! Leute, die von den gewöhnlichsten Regeln

der dramatischen Kunst keine Ahnung haben, wollen Shakespeare spielen. Gardeoffiziere als venetianische Edelleute und die Comtessen als Portia und Jessika und Lancelot! Es ist lächerlich, lieber Freund, lächerlich!"

Süderssen, ermüdet und stumpf, hörte nur mit halbem Ohr auf die für ihn so unendlich gleichgültigen Dinge, aber Worms zwang ihn zu einem Urteil: „Was sagen Sie denn dazu? Natürlich haben sie jemand nötig, der das alles arrangieren und sich selbst als Darsteller beteiligen soll. Natürlich mich. Aber man hat sein künstlerisches Gewissen, lieber Freund, und man hat keine Lust, seinen einstigen großen Namen bei einer dilettantischen Farce aufs Spiel zu setzen."

Und genau dieselben Sätze brachte er bei jedem an, der Zeit und Lust hatte oder aus irgend welchem Grunde gezwungen war, sie anzuhören: bei Eleanor, seinen Freunden an der Börse, dann bei Adele, schließlich bei allen den Schauspielern, die, ohne von Worms' weit zurückliegender Künstlerzeit noch etwas zu wissen, hin und wieder seine Gäste waren.

Er war bei der hundertmal wiederholten Erzählung der große Darsteller von einst, an den man eine gewissermaßen beleidigende Zumutung gestellt hat. Aber der langatmige Bericht, wie die kleinen Comtessen jeden Tag ihn quälten: „Sie müssen helfen, lieber, bester Herr Worms, Sie dürfen uns nicht im Stich lassen, ohne Sie ist alles unmöglich," diente ganz selbstverständlich zu nichts anderm, als die Leute an der Börse und die Schauspieler und überhaupt jeden, dem es erzählt wurde, vor Neid erblassen zu machen. Ja, Worms ging bei den Comtessen aus und ein, Freund und Berater der Damen vom Hof und der Kavaliere, der berühmte Mann, der auf der Rennbahn in der großen Gesellschaft Aufnahme gefunden hatte und nun deren künstlerischer Mittelpunkt geworden war.

Natürlich gab er schließlich nach. Konnte er so vielen Bitten widerstehen? Ja, er würde den Shylock spielen. Er opferte sich damit selbst, es war ganz klar. Ein Künstler, der in seinen Jugendjahren in Warschau der vergötterte Darsteller der Helden gewesen ist, kann schwerlich zwanzig Jahre später Erfolge erzielen mit einer Rolle, für die er nie der geeignete Mann gewesen war und nie sein wird. Er und Shylock! Zwei diametral einander gegenüberstehende Charaktere! Gewiß, der wahre Künstler vermag alles, er wird auch das Unmögliche möglich machen, aber es ist ein Opfer, das er nicht nur andern, sondern vor allem sich selbst bringt.

Er trug in dieser Zeit eine trübe und ernste Miene zur Schau. Man verhätschelte ihn, denn er erwies sich, zur größten Zufriedenheit des Grafen von Loo und aller Beteiligten, als vortrefflicher Fachmann. Er mietete das Theater, er ließ die Dekorationen herstellen, er gab mit vollen Händen aus seiner eignen Tasche, um den für die Wohlthätigkeit bestimmten Gewinn des Abends nicht zu schmälern; er studierte mit den Comtessen, er leitete die Proben, er hatte so viel zu thun, daß er die fünf Minuten für Eleanor an jedem Morgen sich mühsam absparen mußte.

Nur an dem großen Tage der Entscheidung saß er eine Stunde und länger an ihrem Bette:

„Ganz Berlin spricht von nichts anderm. Alle Zeitungen sind voll davon. Stell dir das vor, Liebling. Wenn man denkt, was für mich auf dem Spiele steht! Keine Existenzfrage wie für irgend einen hergelaufenen Komödianten, sondern mehr! Der Name, den man sich einst mit seinem Herzblut erkämpft hat, wenn man will: noch mehr! Sozusagen meine ganze Persönlichkeit. Nehmen wir an, ich gefalle nicht. Worms, der große Banquier, der berühmte Rennstallbesitzer, versagt in einer künstlerischen Aufgabe, die über seine Kräfte ging! Man wird lachen, mich auszischen, das ganze Parkett von Börse und Menschen, die mich beneiden und aus dem jämmerlichen Neid heraus mich hassen!"

Eleanor versuchte, mit ihrer todmatten Stimme ihn zu beruhigen, und einen Moment erschrak er über die heiseren, mühsamen Worte. Er beugte sich zu ihr:

„Wie geht es dir, Liebling? Es geht dir nicht gut; nein, nein, sprich nicht, reg dich nicht auf. Und dann stell dir vor, Berlin! Ich habe nie in Berlin gespielt. Warschau ist nicht Berlin. Es ist vielleicht mehr, weiß Gott, es ist mehr! Leute, die hier die großen Rollen haben und angestaunt werden, wären in Warschau einfach unmöglich gewesen. Wenigstens zu meiner Zeit, heute ist das vielleicht auch dort anders geworden. Die große Kunst ist tot, tot, Eleanor."

Sie nickte vor sich hin. Sie verstand nicht, was er gesagt hatte, er sprach zu rasch, zu laut, die Töne verwirrten sich vor ihren Ohren.

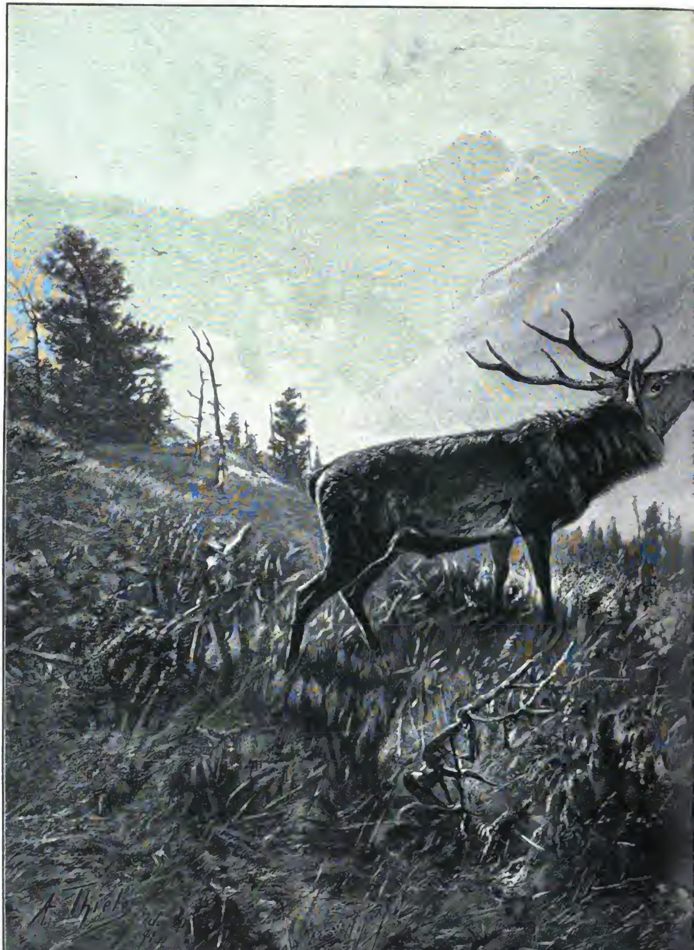
„Tot —"

Er küßte sie auf die Stirn: „Ich rege dich auf, Kind, das darf nicht sein. Ich wäre heut abend, ehe ich gehe, noch einmal hereingekommen, aber es ist besser, ich unterlasse das, um deinetwillen, liebste Eleanor, und schließlich auch um meinetwillen. Heute wenigstens muß ich mich schonen, jede unnatürliche Erregung mir fernhalten; von morgen an gehöre ich wieder meinem süßen Liebling. Sich vorzustellen, daß die ganze Kritik heute abend im Theater versammelt ist, für die es da natürlich nur eine Rolle giebt, den Shylock!"

Und verirrt in den engen Kreis seiner Gedanken, legte er, ohne Eleanor anzuschauen, die linke Hand auf ihre fieberheiße Stirn:

„— — — Jessika, mein Kind,
Acht auf mein Haus! Ich geh' recht wider Willen,
Es braut ein Unglück gegen meine Ruh,
Ich träumt' in dieser Nacht von Säcken Geldes —"

Er blickte sich um, aber da war kein Lancelot, der ihm das Stichwort brachte. Dann fuhr er sich über die Augen: „Ja, ja, es ist noch nicht so weit."



Zur Herbstzeit

Nach dem Gemäl



m Hochgebirge.

von A. Thiele.

Eleanor war eingeschlafen. Ganz leise ging er hinaus.

*

Es war heller Mittag, als Worms am andern Tage erwachte. Er rieb sich die Augen. Wie war es möglich gewesen, so lange zu schlafen? Das war die Reaktion auf die Wochen voll Mühen und Aufregung und vor allem die Reaktion auf den gestrigen Abend.

Er setzte sich im Bette aufrecht. Wie war doch das alles gewesen? Ein Erfolg sondergleichen! Das Publikum außer sich, „Portia“ rufend, „Shylock“ rufend, immer wieder „Shylock“, bis er vor den Vorhang gekommen war und die andern vor den Vorhang gekommen waren. Von unten warf man Kränze, reichte Blumenbouquets herauf, und Shakespeares Komödie, die für den verzärtelten Geschmack moderner Zeit als Lustspiel kaum noch recht paßt, war in einem solchen Beifallssturm zu Ende gegangen, wie er nur Leuten gespendet wird, die im Alltagsleben auf den Höhen der Menschheit stehen und sich ein einziges Mal dazu herabgelassen haben, der holden Wohlthätigkeit zuliebe ein lustiges Spiel zu agieren.

Dann die Ausfahrt aus dem Theater. Schauspieler und Schauspielerinnen, auf die eine lange Reihe glänzender Equipagen vor dem Theater wartete, Equipagen mit englisch rasierter Dienerschaft, mit silberbeschlagenem Geschirr und gekrönten Wagenlaternen, deren Licht durch geschliffene Krystallscheiben die nächtliche Abschiedsscene überstrahlte. Hier unten vor dem Portal inmitten der rechts und links wie Mauern zusammengedrängten Zuschauer hatten die Comtessen noch einmal Worms' Hände geschüttelt: „Es war zu schön, Herr Worms. Sie haben herrlich gespielt. Nicht wahr, es war ein großer Erfolg? Ach, es ist schade, daß nun alles zu Ende ist.“

Bis Worms' Equipage, als der letzte Wagen in der Reihe, vor dem Portal erschien, und Worms, in seinen Pelz gehüllt, von dem Diener sorglich mit einem zweiten Pelz bedeckt, Platz nahm. Eine kalte Nacht. Dem Kalender nach hätte es eigentlich schon Frühling sein müssen, aber über die nächtlichen Straßen breitete sich eine feine, leichte Schneedecke.

Dann weiter erinnerte er sich, wie er, zu Hause angekommen, ganz leise und vorsichtig die Thür zu Eleanors Zimmer geöffnet und hineingeschaut hatte. Welch ein Gegensatz zu dem glanzvollen Jubel des unvergleichlichen Abends! Ein düsterer Raum, nur schwach von einem Nachtlicht erhellt, im Hintergrunde das weiße Bett und daneben sitzend eine schwarze, einsame Gestalt, Süderssen. Ja, das war Worms' Heim! Das war es, was ihn zu Hause erwartete, so oft er, das Herz von irgend einer großen Bewegung oder einer künstlerischen Erregung geschwellt, zurückkehrte! So war es immer gewesen. Ein Heim ohne Freunde, das sich auf die feinen Blüten seiner immer wieder jungen und herzlichen Lebensfreude wie ein kalter Rauhfrost legte.

Ganz leise hatte er die Thür wieder geschlossen und war die Treppe hinaufgestiegen in seine einsamen Zimmer. Niemand, der ihn willkommen hieß, der ihn fragte: „Wie war es? War es ein Erfolg? Was hat das Publikum gesagt?“

Der Künstler bedarf eines solchen Empfanges. Er kann das Spiel seiner Seele nicht schrill abbrechen, das will austönen und ganz langsam verklingen.

Schließlich hatte er das quälende Alleinsein nicht länger ertragen. Er hatte dem Diener geklingelt: „Ich lasse Herrn Süderssen bitten, ein paar Minuten heraufzukommen.“ Aber er hätte dann ebensogut zu den leeren Wänden sprechen und erzählen können wie zu diesem Süderssen. Ein Mensch, der zwei Stunden lang ihm gegenüber gesessen und in die Luft gestarrt hatte, ohne ein einziges Mal durch irgend eine Frage anzudeuten, daß er wenigstens den Versuch machen wollte, irgendwie auch nur auf Worms' Seelenstimmung einzugehen. Ein Mensch, der nicht im stande war, über den engen Kreis seiner kleinen Sportinteressen hinaus für irgend etwas andres, von der Kunst ganz zu schweigen, je eine warme Anteilnahme zu beweisen. — — —

Ganz plötzlich fiel es ihm ein: die Zeitungen, die Berichte!

Mit einem Satz war er aus dem Bett, er klingelte, dann riß er, noch ehe der Diener Zeit gehabt hatte, hereinzueilen, die Thür auf: „Die Zeitungen!“

Nun las er und las, Blatt um Blatt, dann noch einmal, und zum drittenmal.

Und dann atmete Worms schwer auf.

Er empfand keine rechte Freude, es war zu viel, um sich einem echten und einfachen Glücksgefühl hingeben zu können.

Worte von einem Ueberschwang, die Worms' Herz zusammenzucken ließen, Worte so voll von Anerkennung, daß sie beinahe einen Schmerz verursachten. Man sprach auch von den andern Darstellern, selbstverständlich, man hatte für sie jene liebenswürdigen Lobsprüche, die bei solchen Gelegenheiten alte Tradition sind und die besagen, daß selbst die besten Berufsschauspieler ihre Aufgabe nicht besser hätten erfüllen können, und daß man nur eine bedauern müsse: die deutsche Bühne, die alle diese großen Talente nur an einem einzigen Abend und dann nie wieder in ihrem Dienste gehabt habe.

Aber Shylock, dieser Shylock!

Wer der Darsteller des Shylock gewesen war —? Worms.

Wer Worms ist? Eine Frage, die man nicht zu beantworten braucht. Jeder kennt ihn. Der große Banquier, dessen Rennpferde in Baden-Baden und auf allen Rennplätzen des Reichs für die rote Seidenjacke Erfolg auf Erfolg erringen, der Mäcen der Schauspieler, zu denen er vor freilich langer, langer Zeit gehört zu haben nicht vergessen hat. Ja, dieser selbe Worms, der heute zu den reichsten Männern der Hauptstadt zählt,

war vor zwanzig Jahren einer der gefeiertsten Darsteller Europas. O, man hat ihn in Erinnerung behalten! Man erzählt in Künstlerkreisen noch heute von jener Zeit und jenen Erfolgen, aber für den Mimen hat die Nachwelt keine Kränze; er muß, will er nicht vergessen werden, diesen Kranz sich selbst neu flechten. Und das hat Worms gethan! Mit einer Darstellung des Shylock, die den Vergleich mit den besten Vertretern der Rolle ohne weiteres herausfordern darf.

Soll man noch etwas hinzufügen? Soll man die Hoffnung aussprechen, daß dieser große Künstler den Schritt, den er gestern gethan hat, wiederholen möge?

Eine nur schwache, kleine Hoffnung, mit deren Erfüllung Herr Worms freilich dem Höchsten auf Erden, der Kunst, einen Tribut zahlen würde, den er ihr ohne jede Frage schuldig ist.

Eine Thräne lief über Worms' Gesicht.

Er stand auf. Er nahm den Lorbeerkranz, den man ihm gestern gereicht hatte, und ging langsam die Treppe hinab. Durch das Glasdach, das sich hoch und weit über das Treppenhaus spannte, fiel der helle Sonnenschein. Die schüchterne Schneedecke der Nacht zerrieselte in den warmen Strahlen, der Frühling war da.

Und in dieser Mittagssonne, die hell und freundlich in die Fenster ihres Krankenzimmers blickte, war Eleanor eingeschlafen. Zum letzten Schlaf.

Ganz still und friedlich.

Ihre Hand lag in Süderssens Hand, und er ließ die Hand auch nicht los, als er neben dem Bette zusammenfiel.

So fand ihn Worms.

Im ersten Moment begriff Worms nicht; was denn —? — — was?

Dann that er einen Schritt vorwärts und blickte in des Kindes Gesicht, dann ging ein Zittern über ihn hin. „Eleanor?" Dann brach er in die Kniee: „Eleanor, Eleanor!"

Süderssen war aufgestanden und hatte ihm Platz gemacht. Er stand am Fenster und schaute hinaus.

Er vernahm hinter sich Worms' Schluchzen, das bisweilen leiser wurde und dann wieder zu einer fast maßlosen Heftigkeit sich steigerte. Es war ein Weinen, das jedem Fremden das Herz zerrissen hätte, aber für Süderssen war es nur ein Geräusch, ferne Töne, die etwas unendlich Gleichgültiges hatten, auf die er in der ersten Minute gehört hatte und dann nicht mehr.

Er blickte in den Garten, über den eine Wolke hinzog, um dann gleich darauf wieder der Sonne Raum zu geben. Von den Bäumen und Büschen tropfte der zerfließende Schnee; nur unter den Sträuchern in der einen Ecke lag er noch als eine dünne Schicht über den Schneeglöckchen, die jedes Jahr an dieser Stelle zuerst wuchsen, und von wo Süderssen sie in drei Frühjahren für Eleanor gepflückt und hereingeholt hatte.

Leise Schritte gingen hinter ihm durch das Zimmer, einmal trat die Schwester zu ihm und fragte ihn etwas, die Thür wurde geöffnet und wieder geschlossen.

Worms' Weinen wurde leiser und verklang. Vielleicht war er gar nicht mehr im Zimmer. Dann hörte Süderssen den Arzt sprechen, und dann schienen wieder andre ins Zimmer zu kommen und zu gehen, aber alles das geschah weit hinter ihm, wie ferne Dinge, die einem ans Ohr tönen, ohne daß man besonders darauf achtgiebt.

Die Sonne verschwand hinter der hohen Mauer des Nachbarhauses, da richtete er sich unwillkürlich auf. Es war sechs Uhr nachmittags. Um diese Stunde, jeden Tag um ein oder zwei Minuten länger verweilend, verschwand die Sonne, dann wußten Eleanor und er, ohne nach der Uhr zu blicken, wie spät es sei.

Er schaute sich um und war allein. Mit Eleanor. Aber sie sah nicht mehr aus wie heute mittag. Man hatte eine weißseidene Decke über sie gebreitet, ihre Hände ineinander gefaltet und zwischen die schmalen Finger einen kleinen Strauß Blumen geschoben. Das Wunderlichste war der Lorbeerkranz, der die halbe Decke und Eleanors Arme mit seinem gewaltigen Kreise umfing. Es war der Lorbeer des Ruhmes, den vor wenigen Stunden eine begeisterte, beifallsfrohe Menge Worms gereicht hatte und den der Vater nun niedergelegt hatte an dem Sterbelager seines geliebten Kindes.

Süderssen blickte auf den Kranz. Was sollte der hier? Er wußte nicht, wo er herstammte und was es mit ihm für eine eigne Bewandtnis habe, aber er begriff nicht recht. Dieser Lorbeer mit den rotseidenen Schleifen für das tote Kind? Was hatte die mit Lorbeer zu schaffen? Vor allem mit einem solchen Riesenkranze, der mit seinem Gewicht die dünnen Arme niederzupressen schien.

Dann setzte er sich wieder auf den Stuhl neben das Bett, wo er immer gesessen hatte, als ob das sein Platz sei, von dem niemand ihn je vertreiben würde.

*

Es war am Abend dieses Tages, als Adele ins Haus kam. Sie war lange nicht hier gewesen, aber es drängte sie, Worms zu sehen, ihm zu dem großen Erfolge, den alle Zeitungen berichteten, Glück zu wünschen. Sie trug ihr neues hellseidenes Kleid und den Frühlingshut, der vielleicht noch ein wenig deplaziert war, Adele aber viel zu reizend zu Gesichte stand, um noch lange im Schranke zu warten, bis der launische Frühling endgültig Einzug halten würde.

Der Diener, der sie empfing, blickte sie seltsam an; fremde, schwarzgekleidete Menschen kamen das Treppenhaus herab und gingen an ihr vorbei zur Thür hinaus. War etwas geschehen? Ganz unsicher trat sie in die Thür zu Worms' Zimmer, die der Diener ihr öffnete, und ganz unsicher erhob sie die Hände und sagte, in das dunkle

Zimmer schauend, in dessen Hintergrunde Worms' Gestalt sich gegen das Dämmerlicht des Fensters abhob: „Welch ein Erfolg! Ich mußte herkommen, ich mußte Glück wünschen."

Langsam kam Worms zu ihr heran, den Kopf vornüber gebeugt. Schwerfällig nahm er ihre Hände und führte sie nach dem Sessel:

„Setz dich. Nimm Platz. Eleanor ist tot."

Eine Minute und noch eine Minute sprach er ganz ernst und ruhig wie ein Mann, der auch das Härteste zu tragen weiß und in das grausame Schicksal sich gefunden hat. Aber bei Adelens fassungslosem Weinen verlor auch er die künstliche Haltung:

„Adele, sie war mein einziges Kind! Adele, ich habe alles verloren!"

Er warf sich an ihre Brust, er zitterte, und so weinten sie zusammen wie zwei, denen man etwas Unersetzliches genommen hat und die nicht wissen, ob je oder von woher ihnen Trost werden soll.

Bis Worms langsam seine Fassung wiederfand. Es war nun ganz finster im Zimmer geworden. Er richtete sich im Sessel in die Höhe und zog Adele an sich:

„Bleib bei mir, Adele. Geh du nicht auch von mir. Das Schicksal hat mir alles genommen, vor langen Jahren meine geliebte Frau und nun mein Kind. Es giebt keinen einsameren Menschen als mich auf Gottes weiter Welt. Bleib du bei mir, Adele."

Sie verstand ihn zuerst nicht recht, ein Schrecken fuhr durch ihr Herz, ein Schreck der Freude und der Erwartung. Als sie aber in einem plötzlichen Erkennen seines Willens den Kopf an seiner Brust vergrub, so fest, daß der kleine Hut mit seinen Federn und dem künstlichen Aufbau zerdrückte und zerknickte, richtete er ihren Kopf empor:

„Ja, Adele. Von nun an gehören wir beide zusammen. In dieses große, einsame Haus gehört eine Frau. Wie viele Jahre habe ich denn noch vor mir? Gewiß nicht viele. Sie werden mich bald zu Eleanor hinaustragen. Der Lebensabend soll uns beiden zusammen gehören. Ich kann nicht anders! Vergieb mir, Eleanor! Vergebt mir alle, ich kann nicht anders!"

Er klingelte einem Diener: „Bringen Sie Kerzen, leuchten Sie uns voran." Dann reichte er Adele den Arm und schritt mit ihr durch die lange Flucht der Zimmer, während der Diener, in der Hand den silbernen dreiarmigen Leuchter, vor ihnen her schritt und die Thüren öffnete.

So gingen sie fast durch das ganze Haus, gleichsam als ob Worms die neue Herrin einführen und ihr das Reich ihrer künftigen Herrschaft zeigen wollte.

Nun stiegen sie die Treppe hinab in den weiten Korridor nach der dunkeln Eichenthür, die zu Eleanors Zimmer leitete.

Er winkte dem Diener, zurückzutreten: „Es ist gut, gehen Sie." Er öffnete die Thür: „Komm, Adele."

Einen Moment zögerte sie, mit einem etwas ängstlichen Blick auf das hellseidene Kleid, aber er verstand dieses Zögern nicht: „Komm doch!"

Sie hob hastig die Arme und nestelte an ihrem Hütchen, und als sie in das halbdunkle, nur von Kerzen erleuchtete Zimmer getreten war, blieb sie am Eingang unsicher stehen und suchte ängstlich mit den Augen nach einem Stuhl, auf den sie den Hut niederlegen konnte.

Worms nahm sie bei der Hand.

Und während Südersson, immer noch neben dem Bette sitzend und den Kopf in den Händen vergraben, sich nach ihnen nicht umwandte, das Oeffnen der Thür wohl gar nicht gehört hatte, traten sie an das weiße Bett heran.

Eine Weile standen sie nur und schauten, dann sagte Worms: „Sie liegt so still, als ob sie schliefe."

Bis unwillkürlich nach dem langen, toten Hinstarren ihre Blicke sich zur Seite lenkten auf Südersson.

Das Kerzenlicht, immer etwas zitternd und flackernd, beleuchtete ihn von allen Seiten, und wie er so zusammengekrümmt saß, sah er hager und verfallen aus. Sein dünnes blondes Haar erschien in der seltsamen Beleuchtung wie ergraut.

Er rührte sich nicht, es war, als ob er schliefe.

„Südersson," sagte Worms und legte leise die Hand auf seine Schulter, „da ist Adele."

Langsam schaute Südersson sich um und sah sie beide mit einem wunderlichen, verständnislosen Blick an, dann stand er auf, schob den Stuhl beiseite und trat neben sie.

Wieder standen sie lange Zeit schweigend, nur Adelens leises Schluchzen unterbrach die Stille.

Dann sagte Worms, tief aufatmend:

„Sie hat den Frieden gefunden, sie hat von uns allen das beste Teil erwählt." Und als keiner antwortete, fuhr er nach einer Weile mit diesem schrecklichen Trost fort, der an so vielen Särgen gespendet wird: „Wir haben es ja seit Monaten gewußt, seit Jahren. Es war für Eleanor das beste, das beste für uns alle."

Südersson wandte den Kopf und sah ihn an mit einem Blicke, den Worms nicht verstand, nicht begriff, der ihn einen Moment erschreckte und im nächsten Augenblicke nach unruhigen Worten suchen ließ:

„Lieber Junge," sagte er und nahm seine Hand, „Sie und wir gehören fortan zusammen. Ich werde für Sie sorgen wie für meinen eignen Sohn, das schwöre ich bei dieser geliebten Toten!"

Er zog ihn an sich und legte dann Süderssons kalte, starre Hand in die Adelens: „Wir wollen zusammenhalten, wir gehören fortan zu einander. — Nun kommt."

Adele wollte noch bleiben, sie mußte fast gewaltsam hinausgeführt werden, Südersson folgte ohne Widerspruch.

Sie saßen zu dritt den langen, einsamen Abend in dem kalten Speisezimmer, in dem die Diener in der Verwirrung des Tages vergessen hatten, Feuer zu machen, und das sich erst langsam, nachdem man das Versäumte nachgeholt hatte, zu erwärmen begann.

Die Rede kam selbstverständlich, wenn auch nur flüchtig, auf den Erfolg des gestrigen Abends, da schien über Worms etwas hinzugehen, dieses kraftvolle Erwachen, das in Verbindung mit irgend einem großen Gedanken uns in der tiefsten Trauer plötzlich aufrichtet:

„Es giebt für mich fortan nur noch eins, das ist die Kunst und die Arbeit. Arbeit und Kunst sollen meine Tröster werden. Ist es nicht seltsam, wenn man die Dinge im Zusammenhang betrachtet? Die Kunst ist zu mir zurückgekehrt an demselben Tage, fast zu derselben Stunde, an dem die Familie für mich starb! Es ist, als ob die Muse mit einer Thräne im Auge sich neigt und sagt: ‚Verzage nicht, ich bin bei dir. Ich war dir so lange fern, aber schau auf, ich bin da.‘“

Er sah große Perspektiven sich öffnen, glanzvolle Zukunftsbilder: der Worms von einst, an dem die Ketten der Liebe hinabgefallen sind und der wieder frei die Arme recken kann und der Kunst sagen: fortan gehöre ich dir, nur dir!

Flüchtig glitt sein Blick über Adele. Sie würde ihn nicht hindern, gewiß nicht. Sie war nichts als das schwache, zärtliche Geschöpf, das ihm die Falten aus der Stirne streichen und bemüht sein würde, die kleinlichen Sorgen aus seinem Wege zu räumen.

Ja, der Künstler muß frei sein. Alles Beste und Liebste, was das Glück der Menschen ausmacht, muß er die Kraft haben, von sich zu thun, einsam muß sein Weg sein, denn die Muse will ihn allein und keinen neben ihm, der ihn ihr streitig macht.

Seine Augen leuchteten. Er sprach nicht mehr. Immer neue Bilder tauchten vor ihm auf.

Er sah nicht, daß Süderssen längst das Zimmer verlassen hatte, und daß nach dem Tage mit seinem Uebermaß von Glück und Traurigkeit Adele die Arme todmüde auf den Tisch gebreitet und den Kopf hineingelegt hatte und mit leisem Surren schlief.

*

Eleanor wurde in dem großen Saale aufgebahrt, der von den Gärtnern in einen Lorbeerhain und von den Tapezierern in einen tristen, schwarzverhangenen Raum verwandelt war. Sie sperrten die Fenster durch schwere Teppiche, damit das Sonnenlicht nicht mehr herein scheine, und sie gaben sich alle Mühe, um das entschlafene Mädchen eine solche Fülle von Düsterkeit zu lagern, daß dem Eintretenden in dieser Luft der Atem versagte und die Blumen an den Kränzen vorzeitig verwelkten.

Als die Tapezierer diesen Teil ihrer Aufgabe erledigt hatten, gingen sie sogleich daran, Worms' Zimmer neu in stand zu setzen. Er zog wieder in die unteren Räume, die er drei Jahre hatte entbehren müssen und die speziell bei der Leichenfeier zum Empfange des Trauergeleites dringend notwendig waren. Selbstverständlich war da Eile vonnöten, und sobald man Eleanor hinausgetragen hatte, begann die Thätigkeit der Aufräumefrauen. Sie rissen die Fenster auf und ließen frische Luft herein. Sie stiegen auf Leitern, um die Gardinen und Vorhänge abzunehmen. Dann trugen sie das Bett hinaus.

Da verließ auch Süderssen das Zimmer und kam nicht wieder hinein. In den zwei Tagen hatte das Zimmer noch ihm und Eleanor gehört. Es war wohl hin und wieder jemand eingetreten, um Eleanor zu sehen, aber er hatte kaum darauf geachtet. Und erst in diesem Augenblicke, als er hinausging, überkam ihn das Gefühl der Verlassenheit, der Heimatlosigkeit.

Was nun?

Er stand im Korridor mitten in dem großen Treppenhause. Alle um ihn her waren beschäftigt, Thüren standen auf, von oben her klangen Hammerschläge. Man hatte alle Teppiche entfernt, und die Marmorfliesen wurden mit Wasser überschwemmt, um das ganze Haus für den großen Tag der Beisetzung feierlich herzurichten. Niemand kümmerte sich um ihn. Vor einer Stunde war die Schwester, die gestern das Haus verlassen hatte, noch einmal gekommen, um ihren Koffer zu holen und sich zu verabschieden. Sie waren drei Jahre zusammen gewesen und gute Freunde geworden.

„Vielleicht sehen wir uns einmal wieder,“ sagte sie mit einem schwachen Lächeln; aber wann und wo sollten sie sich wohl wiedersehen? Sie hatte bei dem Abschiede ihre Fassung ganz gut bewahrt, in einem Leben als Krankenschwester geht das ja nun einmal nicht anders. Heute hierhin, morgen dorthin, vielleicht einmal, wie jetzt, ein paar Jahre an einer und derselben Stelle, aber dann weiter, immer weiter. Ein Leben so voll von Sorgen und harter Arbeit, daß man da nicht Zeit hat, jeder Trennung Thränen nachzuweinen.

Er ging auf sein Zimmer und blickte um sich. Er mochte nun auch seine Koffer packen.

Es klang ihm im Ohr, was Worms gesagt hatte: „Sie und ich gehören fortan zusammen, ich werde für Sie sorgen wie für meinen eignen Sohn,“ und dann beugte er sich über den Koffer und suchte, bis er gefunden hatte: die Pistole. Dieselbe, mit der er damals Arenswaldt ins Herz getroffen hatte. Er lud sie und setzte sie an die Schläfe. Aber er ließ sie wieder sinken.

Ein einziger fester Entschluß; großer Gott, nur eine einzige Sekunde Mut, dann war alles vorbei.

Er legte die Pistole wieder in den Koffer und verschloß ihn. Er nahm Hut und Mantel und ging die Treppe hinunter zum Hause hinaus.

Ein einziges Mal den Mut finden, ein einziges Mal!



Parademusik auf dem Schloßplatz in Stuttgart
Nach einer Zeichnung von C. Münch

Es war helles Frühlingswetter, Ostern stand vor der Thür.

In allen drei Jahren hatte er selten das Haus verlassen, Menschen und Straßen erschienen ihm neu und fremd.

Auf den Wegen des Tiergartens lustwandelten die Leute, Eltern und Kinder, Dienstmädchen und Kinder, allenthalben Kinder, immer andre, immer neue, laufend, lachend, jubelnd. Dazwischen Frauen, die Blumen feilboten, und andre, die Luftballons zu verkaufen hatten, riesige Mengen roter und blauer Ballons, die kerzengerade in der Luft standen und von der Sonne ganz durchstrahlt wurden.

Er kam an das Brandenburger Thor und Unter die Linden. An den Säulen waren blaue Plakate befestigt: „Rennen zu Carlshorst, Anfang zwei Uhr nachmittags." Er blieb stehen und las. Dann las er auch die andern Zettel: Metropoltheater, Schauspielhaus, Centraltheater, Residenztheater.

Er musterte im Weitergehen die Herren. Sie führten neue Moden spazieren, die er nicht kannte, und er blickte dann in einen der großen Spiegel und betrachtete sich selbst: Hut und Paletot, wie sie niemand mehr trug, beide etwas verstaubt und unmodern. Und er sah sein Gesicht, das die ewige Krankenstubenluft gebleicht und müde gemacht hatte, und das eigentlich doch noch immer ein junges Gesicht war.

Offiziere gingen an ihm vorüber, die er kannte. Sie waren auch älter geworden, alles in allem sahen sie indessen nicht viel anders aus als damals. Er grüßte, und sie grüßten ihn wieder, aber er hatte den unbestimmten Eindruck, als ob sie ihn nicht erkannt hätten und ihn fragend, erstaunt angeschaut hätten.

In langer Reihe rollten die Equipagen und Droschken an ihm vorüber, alle nach dem Tiergarten, alle ins Freie.

Er folgte ihnen, den Weg zurückgehend, und dann stieg die bittere, schamhafte Frage in ihm auf, die er so oft erwogen hatte: war dein Verhältnis zu Eleanor wirklich Liebe oder nur ein verzweifeltes Anklammern? Nicht ein Anklammern aus Gründen der Selbsterhaltung und der brutalen Versorgung in einem sicheren Hafen, o nein, das nicht, aber das Anklammern eines verlassenen Menschen, der endlich jemand fand, der ihn lieb hatte, und den er nicht wieder verlieren will. Er dachte an Lausanne und die Scene, in der er Eleanor um Geld verkauft hatte, und nach der er trotzdem wieder zu ihr gegangen war; aber dann fuhr er sich mit der Hand über die Augen und wurde ganz ruhig. Das Damals lag so weit zurück, das war längst getilgt. Nein, seine Liebe war nicht unecht gewesen, ganz gewiß nicht ...

Nun stand die Sonne schon tief am Horizont. Die Wagen kehrten heim, ein kalter Wind hatte sich erhoben und strich durch die Straßen.

Er ging die Friedrichstraße entlang und bog jenseits der Weidendammerbrücke links ab nach der Markthallenstraße, die sich wie ein verlorener Winkel mit ihren weißen Häusern um den Cirkus zieht.

Da war das Haus, wo er früher gewohnt hatte. Er ging hinauf und zog die Glocke. Er wußte selbst nicht recht, was er da wollte, aber in der grenzenlosen Einsamkeit dieses Tages hatte er das Gefühl, jemand sehen und sprechen zu müssen, mit dem er früher irgendwie zusammen gewesen war.

Man öffnete ihm und zuckte die Achseln: „Nein, die Frau wohnt hier nicht mehr." Man glaubte, sie sei nach der Marienstraße verzogen, und so ging Südersssen weiter und suchte.

Schließlich fand er sie, aber zuerst erkannte sie ihn gar nicht. Dann natürlich freute sie sich: Herr Südersssen sollte nähertreten; welch eine Freude, nach so vielen Jahren einen alten Mieter wiederzusehen. Sie hatte gedacht, er wäre tot, ja wirklich. Sie hatte gehört, er wäre beim Rennen gestürzt und daran gestorben. Wie das merkwürdig war, daß er nun doch lebte und da vor ihr saß. Aber Totgesagte haben ein langes Leben, das ist eine alte Geschichte, die sich immer bestätigt hat. Solche Leute werden uralt.

Er sah sie mit einem sonderbaren Blick an. Ja, er würde nicht sterben, er würde ja nie den Mut dazu haben, ach, nie!

So saß er einige Zeit bei ihr und hörte auf ihre Reden. Er mußte auch die Wohnung besichtigen, drei Zimmer und eine Küche. Eine sehr hübsche Wohnung, wie? Viel heller und freundlicher als in der Markthallenstraße. Aber leider, alle drei Zimmer waren besetzt. Wenn Herr Südersssen sich verpflichten wollte, zum 1. Mai eines der Zimmer zu nehmen, so würde sie dem Referendar kündigen, ja, wahrhaftig.

„Ich werde es mir überlegen," sagte er, „ich komme gelegentlich einmal wieder."

Dann ging er.

Von neuem irrte er Straßen auf und Straßen ab. Er kam bis zum Alexanderplatz, in Gegenden und Gassen, wo er nie gewesen war. Schließlich todmüde, winkte er einem Wagen: „Nach dem Savoy Hotel!"

Da war alles wie damals. Die Zigeuner spielten, und der Kellner geleitete ihn sogleich an einen kleinen Tisch am Fenster, wo er oft gesessen hatte.

„Wünschen Herr Südersssen zu speisen?"

Er bestellte nur Wein.

Sonderbar, daß dieser Kellner ihn noch erkannt hatte. Aber viel sonderbarer, daß er that, als sei Südersssen nie fort gewesen, als hätte er an jedem Abend wie früher hier am Tische gesessen und als seien die langen drei Jahre ein Traum gewesen, etwas, das Südersssen sich nur einbildete und in Wahrheit gar nicht existiert hatte.

Ohne Aufforderung brachte ihm der Kellner die Abendausgabe der „Sportwelt", eines der noch halbfeuchten Blätter, die eben die Druckerei verlassen hatten und draußen auf der Friedrichstraße und vor dem Bahnhofe in Hunderten und Tausenden von Exemplaren ihren Absatz fanden.

Mechanisch faltete Südersſen die Zeitung auseinander und ſah hinein:

„Rennen zu Carlshorſt am 2. April, Rennen zu Dresden am 3. und 4. April, Rennen zu Hamburg — Herrn Worms' ‚Red Roſe', Herrn Worms' ‚Skandinavia'", alles wie früher. Neue Namen, andre Namen, andre Pferde, andre Jockeys, aber ſonſt alles, wie es vor Jahren war und immer bleibt.

Er las aufmerkſam Spalte auf Spalte, jeden Satz, jedes Wort.

Wenn er wieder auf die Rennbahn kommen würde, man würde ihn mit offenen Armen empfangen. Da war dieſer große Sieg in Baden-Baden, mit dem er vor drei Jahren vom Turf Abſchied genommen hatte. Dergleichen wird nicht vergeſſen, die Leute auf der Rennbahn haben ein beſſeres Gedächtnis als andre. Man würde ihm die Hände drücken: „Wo haben Sie geſteckt, Südersſen? Sind Sie endlich wieder da? Wann reiten Sie wieder?"

Er lächelte matt vor ſich hin.

Man würde ihn bitten: „Wollen Sie mein Pferd reiten?" Man würde ihn mit ſolchen Angeboten beſtürmen.

Er trank ſein Glas auf einen Zug leer und ſchenkte von neuem ein und ſtürzte auch das zweite Glas hinunter.

Das war immer das Beſte geweſen: der Ritt über die Rennbahn. Man vergißt dabei alles andre, man fühlt den Wind vorbeiſtürmen und reitet vorwärts.

Er ſtarrte vor ſich hin; vielleicht reitet man dabei einmal doch in den Tod, und dann ſind alle Sorgen vorbei, und die größte Sorge um das Sterben iſt auch vorbei.

Er erinnerte ſich, was Worms ihm geſtern geſagt hatte: „Von jetzt an, mein lieber Südersſen, teilen wir unſre Arbeit. Ich werde von neuem der Kunſt leben, und alles übrige leiten Sie, vor allem den Rennſtall. Ich gebe Ihnen da freie Hand, lieber Freund. Berlin bedarf einer neuen Bühne, vielleicht iſt der Mann gefunden, der dieſe neue Bühne aus dem Nichts erſtehen läßt."

Alles wird wieder werden, wie es war. Wieder Reiſen über alle Rennplätze. Nach Baden, nach Hamburg, nach Hannover, nach Wien. An den Winterabenden wird er wieder hier ſitzen im Hotel, jeden Abend. Das Spielen wird von neuem beginnen und das Wetten, und die ganzen drei traurigen, glücklichen Jahre werden ſich verwiſchen, wie ſie jetzt ſchon weit zurückzuliegen ſcheinen.

Er war ein andrer Menſch geworden und wird nun wieder werden, was er war: ein Menſch ohne Halt, ohne rechten Lebenszweck, der mit den andern ſtromab treibt.

Stromab.

Er leerte ſein Glas von neuem. Vielleicht war es auch eine Narrheit, drei Jahre lang ſich zu vergraben. Iſt es nicht hübſch und luſtig auf der Rennbahn und überhaupt in dem ganzen Leben? Nur daß man einſam iſt und keinen eignen Willen hat und Stunden ſitzen und zuhören muß, wenn Worms ſchwatzt. Etwas Eiſiges ging über ihn hin.

Den Mut finden, ach Gott, ein einziges Mal! Ein Ende machen, es wäre wirklich das beſte. Ein ſo lieber und weicher Gedanke, Eleanor zu folgen. Sie winkte ihm ja: komm mit!

Er riß die Augen auf und ſtarrte um ſich.

Und in dieſer Minute fühlte er es deutlich: das Leben hielt ihn feſt, es duldete nicht, daß er ſich gewaltſam befreite, es würde langſam ſeine Fänge um ihn ſchlagen und ihn langſam erwürgen.

Er ließ, ohne recht zu wiſſen weshalb, den Blick durch den Saal gehen, von einem Tiſch zum andern.

Er horchte auf die Muſik.

Er beſtellte von neuem zu trinken.

Einige Offiziere, die ihn vorhin flüchtig begrüßt hatten, kamen vorbei, um zu gehen, und machten bei ihm Halt: „Wie geht es Ihnen, Südersſen? Kommen Sie mit, nebenan ins Metropol?"

Er verneinte.

„Aber Sie kommen nach Carlshorſt am Montag?"

„Ja."

Ein brennender Durſt erfüllte ihn, er leerte Glas auf Glas. Dann überkam ihn ein Gefühl der Gleichgültigkeit und der Ruhe. Er würde jeden Abend jetzt hierher kommen und trinken. Man vergißt da alles, das iſt ſo ſchön. Man lehnt ſich in den Seſſel, ſchließt die Augen, ſtößt den Rauch der Zigarette durch die Zähne und horcht, wie an den Tiſchen ringsum die Damen lachen.

Wiener Walzer.

Die Zigeunermuſik iſt immer die beſte. Wien iſt luſtig. Der Prater, die Freudenau. Früh um vier fährt man im Fiaker hinaus und ſteigt draußen aufs Pferd.

Bis er plötzlich ſich aufrichtete.

Nicht weitertrinken.

Er rief den Kellner und zahlte. Er hatte eine gewiſſe Mühe, gerade aufzuſtehen und über den weichen Teppich des Saales gerade hinauszugehen.

Nun ſtand er vor der Thür des Hotels, der kalte Nachtwind ſtieß ihm entgegen. Vor ihm lag die Friedrichſtraße mit ihrem Lichterglanz und ihrem nächtlichen, brauſenden Leben.

Wo war er denn eigentlich? Er mußte einen Moment die Hand an die Stirn legen und nachdenken. Dann trat er hinaus auf die Straße, mit einem Lächeln um den Mund, einem leeren Lächeln, ohne Ausdruck.

Obstreife

Im Reiche der Früchte finden sich die mannigfaltigsten Formen vor. Wir kennen Kapselfrüchte, Schließfrüchte, Schleuderfrüchte, Früchte mit Flügeln, kriechende und hüpfende Früchte, Klettenfrüchte und andre mehr. Alle haben ihren Zweck zu erfüllen, und einige davon, wie die Brotfrüchte, sind uns unentbehrlich. Aus der großen Fülle der Früchte hebt sich jene Gruppe hervor, die wir Obst nennen. Sie zeichnet sich dadurch aus, daß sie Fruchtfleisch bildet. In der ersten Anlage stimmen die verschiedenen Obstarten mit den übrigen Früchten überein. Erst dann, wenn sich das Fruchtfleisch zu entwickeln beginnt, schlagen sie ihre eignen Wege ein, und je mehr sie sich der Reife nähern, desto vielgestaltiger werden die Prozesse, die sich in ihnen abspielen, desto vielfältiger werden die Einrichtungen, die das Ziel der Reife unterstützen und erleichtern.

Wenn wir den Entwicklungsgang der heranreifenden Obstarten kennen lernen wollen, müssen wir erst den Bau einer Blüte betrachten. Nehmen wir eine Blüte in der einfachsten Form, so sitzt auf dem Blütenstiel der tellerartig flache oder becherartig ausgehöhlte Blütenboden, der den gemeinsamen Träger für die übrigen Blütenteile abgiebt. Von dem Rand des Blütenbodens gehen zwei Blattkreise aus, deren innerer von den weißen oder bunt gefärbten Blütenblättern gebildet wird, während der äußere aus dem Kelch mit den grünen Kelchblättern besteht. In der Mitte der Blüte erheben sich eigenartig gestaltete Blattorgane, die Fruchtblätter. Sie schließen die Samenknospen, die an ihnen stehen, ein und setzen sich zu dem für die Bildung des Fruchtfleisches besonders wichtigen Fruchtknoten zusammen. Die andern Teile der Blüte kommen, soweit es sich um die Entwicklung des Fruchtfleisches handelt, nicht unmittelbar in Betracht. Oberhalb des Fruchtbodens verengern sich die Fruchtblätter zu den dünnen Griffelstielen, die auf ihren Spitzen die Narben tragen. Auf die Narben wird, damit die Befruchtung eintritt, der Blütenstaub abgelagert.

Es wurde bereits angedeutet, daß es in erster Linie der Fruchtknoten ist, der das saftige Obstfleisch liefert. Früchte, bei denen ausschließlich das Obstfleisch aus dem Fruchtknoten hervorgeht, bezeichnet man als echte Früchte. Eine echte Frucht ist beispielsweise die Kirsche. Aber bei einer ganzen Reihe von Obstarten erfolgt die Bildung des Fruchtfleisches nicht vom Fruchtknoten aus, sondern es beteiligen sich daran andre Blütenorgane. Dann entstehen Scheinfrüchte. Eine Scheinfrucht ist die Maulbeere. Birgt die Blüte nur einen einzigen Fruchtknoten, so kann aus ihr, während sich gleichzeitig die Samenknospen allmählich in Samen verwandeln, auch nur eine einzige Frucht hervorgehen. Besitzt sie dagegen mehrere Fruchtknoten, so werden entweder mehrere Früchte gebildet, oder diese verwachsen miteinander und stellen dann eine zusammengesetzte oder Sammelfrucht dar. Sammelfrüchte sind die Himbeere und die Brombeere.

Die Wandung des Fruchtknotens, der bei den echten Früchten die Ursprungsstätte des Fruchtfleisches ist, zerfällt in drei Schichten, eine äußere, eine mittlere und eine innere. Bei den Kirschen, Pflaumen, Aprikosen, wie überhaupt bei den Steinfrüchten entwickelt sich nun das Fruchtfleisch aus der mittleren Schicht, indem sie sich mehr und mehr verdickt. Die innere Schicht gestaltet sich zu der Steinschale um, die den Samenkern umschließt, während die äußere Schicht sich zu der Haut umbildet, die das Fruchtfleisch oberflächlich überzieht. Im Verlauf der fortschreitenden Verdickung fallen die nun überflüssig gewordenen Blütenteile, die Griffel und die Blütenblätter, ab. Bei den Beerenfrüchten, wie den Johannisbeeren und Heidelbeeren, beteiligen sich sowohl die innere als auch die mittlere Schicht der Fruchtknotenwandung an der Bildung des Fruchtfleisches. Die äußere Schicht liefert die Beerenhaut.

Wie schon erwähnt, bringt nicht ausschließlich der Fruchtknoten das Fruchtfleisch hervor, sondern es können sich auch andre Blütenteile zu ihm verdicken, und zwar fängt die Reihe der bei den verschiedenen Obstarten anschwellenden Blütenorgane beim Blütenstiel an und hört bei den Blütenblättern auf. Bei unserm heimischen Obst beteiligt sich der Blütenstiel allerdings nicht an der Fruchtbildung. Doch läßt sich die Hagebutte der Rosen zum Vergleich heranziehen, die nichts andres ist als der fleischig gewordene Rosenstiel. In Japan und China indessen giebt es einen bis fünf Meter hoch werdenden, mit unsern Wegedornen verwandten Baum, die Hovenie, dessen Blütenstiele, die die Blütendolden tragen, sich zu zolllangen, wohlschmeckenden Früchten umwandeln, die als Obst sehr beliebt sind. Aehnlich verhält es sich mit der Feige, nur daß bei ihr außer dem Blütenstiel auch der Fruchtknoten zu einem urnenförmigen Fruchtgehäuse umgestaltet wird. Das Fruchtgehäuse füllt sich, während es sich vergrößert, mit süßem Saft, und gleichzeitig entstehen auf seiner Innenseite als kleine, gelbliche Körnchen die Fruchtkörperchen. Diese Fruchtkörperchen sind als Nüßchen aufzufassen, die mit ihrer Schale erst den eigentlichen Samen umschließen. Bei unsern Erdbeeren wird der Blütenboden fleischig, und infolgedessen wird der Same nicht in das Fruchtfleisch eingelagert, sondern er senkt sich in die Oberfläche der Erdbeeren in Form der bekannten kleinen, gelblichen Körnchen ein. Bei den Aepfeln, Birnen und Quitten ist es der becherförmige Blütenboden und der Kelch, die das Fruchtfleisch entstehen lassen. Jene kleinen, vertrockneten Blättchen, die die Aepfel und Birnen auf ihrem Kopfe tragen, sind die letzten Reste des Kelches. Nur vereinzelt gehen aus den Samenknospen die fleischigen Teile hervor. Das ist der Fall bei der Stachelbeere und außerdem bei den Granatäpfeln, wo sich die äußere Schicht der Samenknospe zum Fruchtfleisch verdickt. Bei der Maulbeere endlich werden die Blütenblätter fleischig, die die einzelnen samenhaltigen Früchtchen so umhüllen, daß das Ganze wie eine große weiße Beere erscheint.

Auf der ersten Stufe ihrer Entwicklung, solange sie also noch klein, hart und grün sind, haben die fleischigen Früchte ganz den Bau und die chemische Zusammensetzung der Blätter. Die äußeren grünen Schichten der Früchte sind von Blattgrünkörnern erfüllt, die unter dem Einfluß des Lichtes aus der

mit der Luft eingeatmeten Kohlensäure Kohlenstoff abscheiden, der sich mit dem durch die Leitungsbahnen des Pflanzenkörpers zugeführten Wasser und den darin gelösten, aus dem Boden stammenden alkalischen Stoffen zu einem Kohlehydrat verbindet. Aus ihm werden auf der einen Seite die Cellulose, der Holzfaserstoff, der die Pflanzenzellen wie ein Häutchen umschließt, und das Pflanzengewebe gerüstartig durchsetzt, sowie die Stärke gebildet, auf der andern Seite unter dem Hinzutritt von Stickstoff und Schwefel, die den Nährgasen und Nährsalzen entnommen werden, die eiweißartigen Körper. Alle diese Stoffe wandern nach den Stellen des Wachstums, werden hier zum Aufbau neuer Zellen verwendet, und, indem Lage auf Lage entsteht, verdickt sich der das Obstfleisch liefernde Fruchtteil, und die Frucht vergrößert sich mehr und mehr. Solange das Obst noch grün ist, ist es noch bitter und von unangenehmem Geschmack, wodurch, nebenbei bemerkt, den Früchten ein wirksamer Schutz gegen Tierfraß verliehen wird. Der bittere und herbe Geschmack rührt von Glykosiden her. Man kennt von ihnen über hundert Arten. Zu ihnen gehören das Tannin und das Amygdalin, das später in die giftige Blausäure, in Bittermandelöl und Zucker zerfällt. Hat sich die Frucht weiter entwickelt, so machen sich in ihr die organischen Säuren geltend. Unter ihnen treten hauptsächlich auf die Apfelsäure, Weinsäure und Zitronensäure. Die Säuren wirken auf die Glykoside ein, von denen sie Zucker abspalten. In dieser Zeit, wo der Same sich schon dem Reifezustand nähert, ist daher das Obst nicht mehr bitter, sondern mehr sauer-süßlich. Im weiteren Verlauf wird nun auch die Stärke einer Umwandlung unterworfen. Es bildet sich nämlich die Diastase, ein Ferment, das die Stärkekörner in Zucker und Stärkegummi spaltet. Durch diese neue Zuckerzufuhr werden die organischen Säuren gemildert oder gänzlich verdeckt, so daß nun das Obst einen vorherrschend süßen Geschmack erhält. Am zuckerreichsten sind die Weinbeeren, an die sich mit sinkendem Zuckergehalt die Kirschen, Birnen, Aepfel, Pflaumen und die Beerenfrüchte anschließen. Schließlich entstehen, wenn die Reife vollendet ist, ätherische Oele, denen das Obst sein Aroma verdankt. Die ätherischen Oele verflüchtigen sich leicht, so daß man den Duft mancher Obsorten, wie der Erdbeeren, schon von weit her wahrnimmt.

Mit diesen inneren Umwandlungen gehen aber auch mehr äußere Vorgänge Hand in Hand. Aus dem Holzfaserstoff der Oberhaut, die das Fruchtfleisch umschließt, bilden sich nämlich wachsähnliche Fette, die die Oberhaut verstärken, zum Teil aber auch in winzigen Tröpfchen ausgeschieden werden. Diesen feinen, abwischbaren Ueberzug bezeichnet man volkstümlich als Reif. Die Wachshaut kann man am besten erkennen bei den Aepfeln, den Reifanflug bei den Pflaumen. Der ganze Wachsüberzug gewährt den Früchten den Vorteil, daß er sie gegen die Einwirkung der Nässe schützt. Außer der Wachsdecke bilden sich endlich noch Farbstoffe, die mit denen der Blüten übereinstimmen. Der Farbstoff der gelben Apfelschale ist ein fester Farbkörper, das Anthoxanthin, das sich in Körnchen in den Zellen der Oberhaut ablagert. Der rote Farbstoff der Kirschen, Erdbeeren und Johannisbeeren ist eine gelöste Zellsaftfarbe, das Anthocyan, mit dem sich Säuren in größeren Mengen gemischt haben. Ist der Zusatz der Säuren nur gering, so entsteht der blaurote Farbenton, wie er den Pflaumen, Weinbeeren und Heidelbeeren eigen ist.

Der Mensch zieht das Obst des Fruchtfleisches wegen. Im Leben der obsttragenden Gewächse spielt aber das Fruchtfleisch nur eine nebensächliche Rolle, und die Hauptaufgabe der Früchte besteht darin, die Samenkerne auszubilden, die zur Erhaltung der Art dienen. In der Natur hat daher das reife Fruchtfleisch nur den Zweck, Vögel und andre Tiere anzulocken, die das wohlschmeckende Fruchtfleisch verzehren, die Samenkerne aber entweder nicht genießen oder, wenn dieses geschieht, sie meist unbeschädigt wieder von sich geben. Da die Vögel weite Streifzüge unternehmen, so säen sie unabsichtlich die Samenkerne aus und tragen dadurch zur Verbreitung der betreffenden Obstart bei. Als Anlockungsmittel der Vögel und andrer Tiere dienen in erster Linie die Farben des Obstes. Je auffallender die Farbe ist, desto eher wird die Frucht auch die Aufmerksamkeit der Vögel auf sich lenken. Aus diesem Grunde stehen die Farben des Obstes auch in einem engen Wechselverhältnis zu der Umgebung, das darauf hinausläuft, die Früchte kräftig von dem Hintergrunde abzuheben. Vom Grün stechen die verschiedenen Abstufungen des Rot am besten ab. Daher ist für Gewächse mit immergrünem Laub, wie die Preißelbeere, die rote Farbe am vorteilhaftesten. Ebenso ist für jene Gewächse, die zwar nur im Sommer grünes Laub besitzen, es aber zur Zeit der Fruchtreife noch nicht herbstlich verfärben, wie die Kirsche, Erdbeere und Himbeere, die rote Farbe der Früchte sehr wirksam. Gelb hebt sich von dem reingrünen Farbenton der Blätter viel weniger ab als das Rot. Dafür schmücken sich aber die gelben und gelbgrünen Obstarten auf ihrer Außenseite mit roten Bäckchen oder Streifen, wie die Aepfel und Birnen, so daß sie nun durch die Doppelfärbung um so auffälliger werden. Dort, wo sich das Laub zur Zeit der Fruchtreife herbstlich rot und gelb verfärbt, würden rote und gelbe Früchte gänzlich verschwinden. In diesen Fällen nehmen daher die Früchte eine dunkelblaue und violette Färbung an, wie die Heidelbeeren, die Weinbeeren und die Pflaumen. Unter dem Obst sind weiß gefärbt nur die Beeren des weißen Maulbeerbaums. Aber dieser Baum wirft seine Blätter bereits vor der vollständigen Fruchtreife von sich, und von dem braunen und grauen Geäst heben sich die weißen Maulbeeren ganz vortrefflich ab.

Daß der größte Teil der Samenkerne des Obstes von vielen Vögel unbeschädigt wieder abgegeben wird, ist durch Fütterungsversuche nachgewiesen worden. Bei uns beteiligen sich an der Verbreitung von Obstsamen aller Art die Amsel, die Singdrossel, der Steinrötel und das Rotkehlchen. Auf die Obstarten mit Steinkernen und hartschaligen Samen haben es die Raben und Dohlen besonders abgesehen. Die Kerne der Johannisbeeren und Stachelbeeren werden von Amseln und Staren verschleppt, während die Verbreitung der Weinbeerenkerne hauptsächlich die in die Weinberge einfallenden Sperlinge übernehmen. Im Rheinthal und Donauthal findet sich verwilderter Wein vor, dessen Same von Vögeln ausgestreut wurde. Himbeeren werden von den Bachstelzen und dem Pirol, Brombeeren durch Rebhühner und krähenartige Vögel, Heidelbeeren ebenfalls durch Rebhühner und Tauben ausgesät. Die Rebhühner sind ferner

Liebhaber von Walderdbeeren. Sie sowohl, als auch Gartenerdbeeren werden gelegentlich auch von Schnecken verschleppt. Außerdem tragen zur Verbreitung der Waldbeeren wahrscheinlich auch die Marder und Mäuse bei. Hinsichtlich der Aussäung von Obstsamen in südlichen Ländern durch Vögel sei nur auf die Fliegenschnäpper und Papageitauben hingewiesen. Der Fliegenschnäpper mästet sich förmlich mit Feigen, und die Papageitaube siedelt sich auf den Feigenbäumen geradezu dauernd an. Zur Zeit der Fruchtreife ist die ganze Gesichtspartie mit dem gelben Fruchtsaft verklebt, und das Fett der Vögel erhält eine gelbliche Färbung. In Chile sind ganze Wälder von Apfelbäumen durch Papageien entstanden, die die durch das Kernhaus geschützten Samen ausspeien. Dazu verbreiten hier noch Rinder und Pferde den Apfelbaum.

Uebrigens herrscht auch eine gewisse Gesetzmäßigkeit in dem Bau und der Zahl der Samen, durch die sie den Angriffen der Tiere gegenüber widerstandsfähiger werden. Sind die Samen sehr klein und nicht allzu hart, so sind sie zahlreich, wie bei der Erdbeere, der Stachelbeere und der Feige. Sind sie weniger zahlreich vertreten, wie bei der Weinbeere, so werden sie größer und härter. Wenn die Samen größer, nährstoffreicher und genießbarer werden, so schützt sie entweder eine steinharte Schale, wie bei den Pflaumen und Kirschen, oder sie sind in ein steifes, lederartiges Gehäuse eingeschlossen, wie bei den Aepfeln und Birnen.

Wohl nirgends hat sich die Hand des Menschen umgestaltender bethätigt als bei der Zucht der Obstarten. Die Stammpflanzen der Apfelbäume und Birnbäume, der Erdbeeren und Stachelbeeren tragen teils unschmackhafte, teils nur sehr kleine Früchte. Und welche Sortenfülle, welche Größe und welcher Wohlgeschmack ist nicht durch sorgsame Auslese, Pfropfung und Kultur erzielt worden! Von den Stachelbeeren giebt es gegen dreihundert verschiedene Sorten. Die Frucht des wilden Stachelbeerstrauches ist noch nicht so groß wie eine Erbse, dagegen hat die Stachelbeere der „London“ genannten Sorte das Gewicht und die Größe eines kleinen Apfels. Man spricht von der Allmacht der Schöpfung; in gewissem Sinn kann man beim Obst auch von der Allmacht des Menschen sprechen.

Th. Seelmann

Schlechtes Wetter in der Sommerfrische

In diesem Jahr durfte man vom Wetter sprechen, von dem ganz erbärmlichen frostigen, gewitter- und regenreichen Sommerwetter, das den mitfühlenden Städtern immer wieder den Seufzer: „Die armen Leute auf dem Lande!“ auf die Lippen drängte. Seit Wochen saßen die fälschlich für beneidenswert Angesehenen draußen zwischen Bergen, Wäldern und Auen, an Seen und rauschenden Bächen, eingeregnet, frierend und mit der Wettervorsehung hadernd. Sie sahen zu, wie der kalte Sturmwind die zarten Blüten von den Bäumen fegte, wie die jungen Früchte von den Zweigen geschüttelt wurden, und das Orakel des Barometers täuschte sie immer wieder aufs neue. Flüchtigem Sonnenschein folgte Wind und Regen, graue Vorfrühlings-, düstere Herbststimmung, und der Regenschirm war der treueste Begleiter der Menschen geworden. Oft kaum ein paar Meter breit Himmelsblau zu sehen, das Straßenpflaster wird erst gar nicht trocken, rauhe Winde verjagten die letzte Sommer-Illusion. Man saß hinter den geschlossenen Doppelfenstern, und es gab Tage, an denen man einen bedeutungsvollen Blick nach dem Ofen in der Stubenecke sandte ...

In dem Hause, dessen breite Fassade ich durch besagtes Doppelfenster überblicken kann, sind die Jalousien und Rouleaux an allen Fenstern herabgelassen, wenigstens in den drei Stockwerken. Die Unglücklichen sind alle schon fort, in der Sommerfrische, die diesen Namen nie so redlich verdient hat; — aber wer weiß, ob sie nicht mit Sehnsucht an das frühzeitig verlassene städtische Milieu, an ihr behagliches Stadtheim denken, wo sie in ein paar Minuten den Ring erreichen können, wo noch Theater- und Musikaufführungen im Schwange sind und der Stammtisch freundlich winkt.

Ihre voreilige Stadtflucht hat sich gerächt. Wer Freunde oder Verwandte zu beweinen hat, die schon ihre Villeggiaturen bezogen haben und auch nur auf dem Ansichtskartenfuß mit ihnen steht, wird wissen, wie verzweifelt sich diese Stadtflüchtlinge gebärden. Die ländlichen Tennisplätze stehen überall unter Wasser, frostiger Wind fährt über diese Sammelplätze der beweglichen, sengender Sonnenhitze freudig trotzbietenden Jugend dahin, und hinter den geschlossenen Villenfenstern sieht man die trübseligen, gelangweilten Gesichter der gleichsam in dunkelfarbige Motten verwandelten hellen Schmetterlinge, der jungen Mädchen, die über ein Leihbibliothekbuch gebückt, auf die Romane andrer, von Dichtern geschilderter, angewiesen sind, und selber leer ausgehen.

Die Tennisplätze sind verwaist, die Kurpromenaden entvölkert, die Waldwege und „lauschigen Plätzchen“ gemieden, die Veranden geschlossen, keine Spur von der bunten Pracht der hellen Sommertoiletten. Kalter Wind jagt durch die öden Villenstraßen und treibt sein neckendes Spiel mit den an den Hausthoren hängenden Zetteln „Sommerwohnung zu vermieten“; er beugt die hohen Wipfel der stolzen Pappeln und wendet das Laub der Bäume um; die Silhouette der waldigen Anhöhe verschwimmt in den stumpfen Tönen des Regengewölkes, und immer wiederkehrende Gewitterschauer verschleiern die Aussicht auf die ländliche Scenerie. Der Schnupfen blüht, Erkältungen und Rheuma stehen im Flor, auf den Gemütern lastet eine Depression, und der Erbfeind der Menschheit, die Langeweile, breitet seine Fangarme aus, um die Jugend und das Alter in seinen düsteren Bann zu ziehen.

Der Vater schimpft und zetert gegen das Wetter, die Mutter sucht ihren Verdruß über einer überflüssigen Handarbeit zu vergessen, das Töchterchen steht am Fenster und drückt ihr Näschen an der Fensterscheibe platt. Gefangene!

Wer sein eignes Heim besitzt, der kann's zur Not „auf dem Land“ ja noch aushalten. Beklagenswerter sind diejenigen, die entschlossen waren, den mangelhaften Komfort, die Beschränkung einer gemieteten Sommerwohnung in Kauf zu nehmen; sie sind bisher bei dem Handel zu kurz gekommen. Man bemerkt erst jetzt, da sich die Notwendigkeit herausgestellt hat, sich mit zwei bis drei Stuben zu behelfen und in diesen Räumen ständigen Aufenthalt zu nehmen, daß die „kleinste Hütte“ wirklich nur den Ansprüchen eines „liebenden Paares“ genügen kann; aber die Familie braucht mehr zu ihrem Behagen. Das ist der Unterschied zwischen Poesie und Realität, und es wäre gut, wenn diese Thatsache immer rechtzeitig und ernsthafter ins Auge gefaßt werden würde.

Die gedeckten Wandelbahnen der Badeorte, die Cafés und Lesesäle erfreuen sich zurzeit einer großen Beliebtheit. Während an den warmen sonnigen Sommertagen der Lesesaal nur das Ziel der für Naturreize unempfänglichen „Zeitungsfresser“ und menschenfeindlicher Einzelexistenzen zu sein pflegt, sind jetzt alle Sitzgelegenheiten besetzt, gehen die Journale von Hand zu Hand, und man wartet mit Spannung darauf, daß die neueste Kurliste frei wird, um zu erfahren, wer von Bekannten angekommen sein könnte, so wie die Gefangenen den Zuwachs eines neuen Zellengenossen als ein aufregendes Ereignis, als eine Tröstung anzusehen pflegen.

Da sitzen sie dicht nebeneinander und an den Wänden ringsherum, zu Schweigsamkeit verurteilt: denn ein gedruckter Zettel, der an verschiedenen Stellen ausgehängt ist, proklamiert: „Es wird gebeten, im Lesesaal nicht laut zu sprechen.“ Ein Witzbold hat das „nicht“ ausgestrichen und durch ein „recht“ ersetzt. Auch ein, offenbar bei trostlosestem Wetter entstandener Scherz. Es herrscht eine Stimmung wie im Wartezimmer eines „Spezialisten“ oder in einer Krankenstube. Ein paar Glückliche finden in der Zeitungslektüre Ablenkung und geistige Unterhaltung, aber die andern schmökern nervös herum und bleiben bei nichts Bestimmtem. Das Auge schweift immer wieder durchs Fenster zum grauen Himmel hinauf, und aus der Brust dringt der Klageseufzer: „Es wird nicht anders!“ Da sitzt seit einer Viertelstunde ein reizendes junges Mädchen, eine Koryphäe des Tennisplatzes, mit einem zerlesenen Journalheft in der Hand. Sie blättert seit einer Viertelstunde nicht um und bemerkt auch gar nicht, daß sie das Heft verkehrt hält. — Der Regen schlägt prasselnd an die Fensterscheiben, die Pfützen vergrößern sich zu kleinen Seen, aus den Dachrinnen schießen Bäche. — Wenn's nur schon Abend wär'! — Und dann der Regenabend auf dem Lande, bei der Petroleumlampe! Im Landhotel, im Gebirge, in der weltabgeschiedenen, romantischen Idylle; wer da nicht mürbe wird und keine Sehnsucht nach der Gemeinschaft mit Menschen empfindet, der ist wirklich für die „Gesellschaft“ verloren. Die Männer retten sich zu den Karten, zu einer tiefsinnigen Schachpartie, sie sind eben immer im Vorteil den Frauen gegenüber. Diesen bleibt nur die „Handarbeit“, die aber auch schon ein wenig aus der Mode gekommen ist, und die mündliche Unterhaltung, die Hoffnung auf Besuche aus der Stadt. Aber die Geladenen sagen ab, mit Rücksicht auf das elende Wetter, denn sie bedenken nicht, daß sie eben darum am willkommensten wären, und mit grausiger Kaltherzigkeit überläßt man die Schiffbrüchigen ihrem unfreundlichen Schicksal, dem Untergang in Verdruß und Langeweile. — Sie haben es gewollt, die voreiligen Sommerfrischler, die die Primeuren in jeder Form genießen wollen, nun mögen sie sehen, wie sie zurecht kommen und wie sie die schwere Prüfungszeit dieses verdorbenen Sommers ertragen.

Der Neid der an die Scholle Gefesselten ist ihnen gefolgt, als sie schon in der prangenden Blütenzeit dem Steinhaufen der großen Stadt entrannen und nicht schnell genug die Erholung aufsuchen konnten, — das haben sie nun davon! „Die armen Leute auf dem Land!“ seufzt der Städter immer wieder, mit jenem, von einer stillen Freude verklärten Mitleid, das viel getreuer in dem Urteil: Geschieht ihnen ganz recht! seinen sprachlichen Ausdruck fände.

Aber dieser Triumph ist nur kurzlebig, während ich diese Zeilen schreibe, dringt heller Sonnenschein in meine Stube, echte, unverfälschte Sommersonne, und sie wird auch die armen Leute auf dem Land erfreuen, und vielleicht ist das schon der Beginn einer beständigen und freundlichen Wetter-Aera.

Wer zuletzt lacht, lacht am besten, und sie werden, hat ihnen auch mancher rauhe Tag das Vergnügen verkümmert, schließlich doch obsiegen und die Partie gewinnen, uns gegenüber, die wir der Stadt kaum an einem Feiertag entrinnen können. Ich beneide sie, trotz der zahlreichen Stunden, die ihnen die Ungunst des Wetters geraubt hat, und nicht einmal die Schadenfreude kann mich mit ihrem größeren Vorteil aussöhnen. — Wie herrlich mag es jetzt draußen sein, in den schattigen, stillen, abgeschiedenen Waldgängen, in den Lauben ihrer Gärten, in den Kiosken ihrer Parks . . . Gott sei Dank, — es gießt schon wieder. O schwarzes Menschenherz, gieb dich zufrieden!

Paul von Schönthan

Wetterwende in den Bergen

Gestern ein trübe verhangener Tag,
Wo Berg und Thal im Nebel lag,
Die Wege durchweicht, die Wiesen naß,
Von den Föhren rannen die Tropfen ins Gras;
Eisig wehte des Nordwinds Hauch,
Die Knospen bebten am Dornrosenstrauch.

Im Wettermantel nur dann und wann
Kam ein einsamer, schweigender Wandersmann...
— Heute in leuchtender Morgenstund'
Neuschnee auf Höhen, Wildröslein im Grund,
Lachendes Leben rings, — überall
Singen und Jodeln und Büchsenknall.

Adelheid Stier



Altes Rathaus

Posen

(Mit neun Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Friedrich Zeuschner in Posen)

Monatelang hatte Posen, die alte, in neuerer Zeit sich sehr verjüngende Stadt im deutschen Osten, sich zum würdigen Empfange des Kaiserpaares gerüstet. Diese Vorbereitungen begannen, sobald es feststand, daß das diesjährige Kaisermanöver auf dem Gelände zwischen Posen und Frankfurt a. O. stattfinden solle, daß die Majestäten der Enthüllung des Kaiser Friedrich-Denkmals in Posen beiwohnen würden und der Kaiser in der Nähe der Stadt die große Parade über das V. Armeecorps abnehmen werde. Durch diesen Kaiserbesuch wie durch manche andre Ereignisse der jüngsten Zeit ist die Aufmerksamkeit Deutschlands zurzeit wieder in besonderem Grade auf die Hauptstadt der preußischen Provinz Posen gerichtet, und so dürfte es manchem Leser erwünscht sein, mit dem neueren Posen, dieser wichtigen Grenzfestung, die man das „Metz“ des Ostens zu nennen pflegt, näher bekannt zu werden.

Erst vor kurzem ist Posen mit seinen etwa 125000 Einwohnern in die Reihe der sogenannten Großstädte — sofern man darunter Orte mit über 100000 Bewohnern versteht — eingetreten. Bis dahin war es eine größere Mittelstadt, deren Wachstum, von andern Ursachen abgesehen, durch den inneren Festungsgürtel sehr gehemmt wurde. Zwischen diesem Gürtel und den Außenforts entstanden allmählich drei größere Ortschaften mit städtischem Aussehen, aber dörflicher Verfassung, die schließlich der Stadt einverleibt werden mußten, doch wird eine vollkommene Verschmelzung aller nunmehrigen Stadtteile wohl erst erfolgen, wenn die erwähnte innere Umwallung wenigstens auf der Westseite fällt, was ja im Prinzip bereits beschlossen ist. Einstweilen hat man dem allgemeinen, schon seit Jahr und Tag geäußerten Verlangen nach einer „Erweiterung“ schon ein Zugeständnis gemacht: das mächtige Berliner Thor, das trotz seiner vier Passagen den Verkehr mit den Vororten ungemein behinderte, ist im vorigen Jahr beseitigt worden. An seine Stelle trat eine breite Bresche im Wall mit umfangreichen gärtnerischen Anlagen, die auf die vom Zentralbahnhof kommenden Fremden einen wirklich großstädtischen Eindruck machen. Hier wird das Kaiserpaar seinen Einzug halten und dann in dem am Ausgang der Wilhelmstraße gelegenen „Generalkommando“, der Wohnung des kommandierenden Generals des V. Armeecorps, Quartier nehmen. Früher pflegten Fürstlichkeiten im Regierungsgebäude, einem ehemaligen Jesuitenkollegium, und zwar im Trakt des Oberpräsidenten, abzusteigen. Hier hat seinerzeit Napoleon I. gewohnt.

Der Bau liegt in der Altstadt zwischen engen Gassen, während das „Generalkommando“ sich im schönsten Teile der Neustadt befindet. Es ist etwas über ein Jahrzehnt alt, ein vornehmes, behaglich eingerichtetes Haus mit schöner Aussicht auf die mit Blumenbeeten und Baumreihen geschmückte Wilhelmstraße, die Heine einst eine Miniaturausgabe der Berliner Linden nannte, und einem geräumigen Garten. Vor diesem Palais erhebt sich das von der Provinz Posen „zur Erinnerung an die Siege und Opfer des Krieges 1870/71“ gestiftete Denkmal Kaiser Wilhelms I. von Bärwald. Es ist eine wohlgelungene Schöpfung, die manchem andern Standbild als Vorbild gedient hat. Am Sockel stehen die denkwürdigen Worte des alten Kaisers: „Welch eine Wendung durch Gottes Führung“ und „Der Herr hat Großes an uns gethan, ihm sei die Ehre.“



Das alte Schloss



Gebäude des Generalkommandos

Mehr und mehr verschwanden die charakteristischen kleinen polnischen Häuser, die ihre oft mit der Hand erreichbaren Giebel der Straße zukehrten, nicht minder das holperige Straßenpflaster und die sozusagen abgrundtiefen Rinnsteine mit ihrem üblen Geruch. Stadt, Provinz und Staat steuerten reiche Mittel zu dieser Hebung bei, und so schritt man auch zur Errichtung wissenschaftlicher Institute, die für Posen, da es keine Universität besitzt, von besonderer Bedeutung sind. So entstand das Königliche Hygienische Institut auf der Breslauerstraße — eine Art medizinischer Universitätsfakultät , die Königliche höhere Maschinenbauschule am Petriplatz und die Kaiser Wilhelm-Bibliothek auf der Ritterstraße, nicht weit vom Provinzialmuseum. Die Straßenfront des Bibliothekgebäudes ist der kleinere Teil der baulichen Gesamtanlage. Dahinter, auf einem weiten Hofe, steigt ein Büchermagazin von sieben gewölbten Etagen empor, in dem rund 200000 Bände, von den angesehensten Verlagsfirmen Deutschlands gratis gespendet, in modern praktischer Weise untergebracht sind. Sie werden je nach Bedarf auf einer elektrischen Fahrbahn aus dem Magazin nach den Ausgeberäumen ins Frontgebäude geschafft, das Lesezimmer für Laien, Studienräume für Gelehrte u. s. w. enthält. Die Bibliothek hat eine eigne Dampfheizungs- und elektrische Beleuchtungsanlage, auch eine Buchbinderei und ist so veranlagt, daß sie durch Anbauten vergrößert werden kann.

Das Gegenstück zu diesem Denkmal wird das des Kaisers Friedrich III. sein. Es hat seinen Platz unter Bäumen des Wilhelmplatzes, etwa in der Mitte der Wilhelmstraße, gegenüber dem neuerbauten Provinzialmuseum. Das Gebäude trägt einen palaisartigen Charakter. Die eine Front ist der Wilhelm-, die andre der Neuen und die dritte einer neu angelegten Straße zugekehrt, die über den Schloßberg führt und eine Erleichterung des gerade in dieser Stadtgegend starken Verkehrs schaffen soll. Das neue Museum hat außer weiten Sälen einen geräumigen, mit Glas überdachten Hof, in dem man künftig u. a. Kunstausstellungen zu veranstalten gedenkt. An der Stelle dieses Neubaues stand einst ein sehr schlichtes Gebäude: das alte „Generalkommando“, in dem u. a. die berühmt gewordenen Heerführer von Steinmetz und von Kirchbach als kommandierende Generale des V. Armeecorps gewohnt haben.

Der Museumsbau ist eine Folge des in den letzten Jahren aufgekommenen Feldrufs: „Hebung des Ostens.“ Viel ist da ja allerdings im Vergleich zu andern preußischen Provinzen, bezw. andern deutschen Landesteilen nachzuholen, aber es ist in den letzten zehn Jahren auch viel geschehen.



Das neue Provinzialmuseum



Die neue Kaiser Wilhelm-Bibliothek

So hat die Neustadt in neuerer Zeit imposante Verschönerungen erfahren. Eine Verschönerung sollte auch das im Jahre 1879 vollendete Stadttheater am Wilhelmsplatz sein, es ist aber leider im Innern so verbaut, daß die Stadt beschlossen hat, es demnächst abzutragen, um an seiner Stelle einen weniger lebensgefährlichen Tempel der mimischen Kunst zu errichten. Eine dauernde Zierde ist dagegen, nur durch eine kurze Straße vom Theater getrennt, der Perseusbrunnen auf dem Königsplatz, inmitten dicht belaubter Bäume. Die Perseusgruppe ist ein Werk des Bildhauers Pfuhl, das Ganze ein Geschenk der verstorbenen Kaiserin Friedrich, die bald nach dem Regierungsantritt ihres Gemahls Posen anläßlich einer Ueberschwemmung der Unterstadt besuchte und auch schon früher hier geweilt hatte, da sie Chef des damals in Posen, jetzt in Danzig garnisonierenden (schwarzen) 2. Leibhusarenregiments war.

Den Fortschritt in der Entwicklung des Gemeinwesens kennzeichnen im besonderen die neue Schlachthofanlage (1900) und das neue Stadthaus (1895 bezogen). Die erstere ist ein umfangreicher Komplex von Gebäuden, darunter ein Wirtshaus mit Turm. In dem durch Mauern umschlossenen Bezirk werden auch Viehmärkte abgehalten. Die Anlage wurde dadurch teuer, daß das Gelände für sie sozusagen erst geschaffen werden mußte. Am Wasser, in der Nähe der Warthe, sollte sie doch sein; es blieb nichts übrig, als tief gelegene Wiesen, die zuweilen überschwemmt wurden, hoch zu besanden, wozu man den Sand mehrere Jahre hindurch auf Feldbahnen von einem benachbarten Dorfe holte. Der Schlachthof liegt übrigens recht „malerisch“. Hinter ihm ragt auf einem Hügel die alte St. Adalbertskirche, und rechts blickt von noch stattlicherer Höhe das große Fort Winiary, die Citadelle der inneren Befestigung, aus Baumgrün hervor. — Das neue Stadthaus, ein hoher, im Renaissancestil ausgeführter Bau, enthält die Sitzungssäle für den Magistrat und die Stadtverordnetenversammlung, Kassen- und Bureauräume und imponiert besonders durch seine vornehme innere Einrichtung und ein prachtvolles Treppenhaus mit mächtigen Säulen.



Neues Rathaus

Das Stadthaus wurde errichtet, als das Rathaus für die Stadtverwaltung mit dem Emporblühen des Gemeinwesens zu klein geworden war. Ein gedeckter, über die Straße führender Gang verbindet das neue Stadthaus mit dem alten Rathause, das so recht als das Wahrzeichen Posens betrachtet werden kann. Seine gegenwärtige Gestalt erhielt es nach einer großen Feuersbrunst, von der die Stadt 1536 heimgesucht ward, durch den italienischen Stadtbaumeister Giovanni Battista di Quedra; der Hauptturm in seiner jetzigen Form stammt aus der Regierungszeit des Königs Stanislaus August von Polen. Von jeher ist die Ostfront des Gebäudes mit den drei übereinander liegenden zierlichen Arkadenreihen bewundert worden. Auch der große gewölbte Saal im ersten Stock, der zurzeit als Flur benutzt wird, ist mit seiner eigentümlich kassettierten Decke bemerkenswert. Das Posener alte Rathaus gilt als architektonisches Kunstwerk; ein Bau dieses Stils soll nur noch in einer Stadt Oberitaliens existieren. Früher waren die Außenwände mit bunten Fresken, darunter Porträts polnischer Könige, geschmückt. Sie sind allmählich verwittert gleich dem ganzen Bau, der heute fast wie eine Ruine

aussieht. Deshalb haben Stadt und Staat bedeutende Mittel zur würdigen Restaurierung des Gebäudes bewilligt, das bei dieser Gelegenheit von einigen ihm aus früherer Zeit noch anklebenden Verkaufsläden an der Nordfront befreit werden soll.

Die erwähnte neue Straße über den Schloßberg macht diesen, lange Jahrzehnte hindurch vernachlässigten Stadtteil anziehender und zugänglicher. Schon früh gab es in Posen, der Hauptstadt Großpolens, ein fürstliches Schloß, das zuerst den Landesherren zur Wohnung diente, dann der Sitz der Generale von Großpolen — Statthalter, Gouverneure — und des obersten Gerichts war. Hier haben auch viele polnische Könige, wenn sie Posen besuchten, Hof gehalten. Von Zeit zu Zeit zeigt sich nach polnischer Ueberlieferung im Posener Schlosse, wie in so vielen andern, eine weiße Frau. Das ist Luitgard, die Gemahlin des Herzogs Przemyslaus II., die dieser am 14. Dezember 1283, da er ihrer überdrüssig geworden, in dem Badehause des Schlosses von ihren Dienerinnen erdrosseln ließ. Das Schloß hat viele Stürme erlebt, ist oft verwüstet und stets wieder hergestellt worden. Die letzte Rekonstruktion des in der Form wohl immer sehr einfachen Baues erfolgte im Jahre 1783 auf Kosten des Generals von Großpolen, C. Raczynski. Vor dem Schloß, gegen die Altstadt gerichtet — die Neustadt entstand jenseits der einstigen Schloßgräben —, steigt eine umfangreiche Bastion mit steil zur Stadt abfallenden Mauern auf, an der sich zur polnischen Zeit, wo man es mit den Besitzverhältnissen nicht genau nahm, niedrige Hütten anbauten, die den Ort gründlich verunzierten. Die Stadt hat sie vor kurzem angekauft und niederlegen lassen, da nun die Bastionsmauern in alter Reinheit wiederhergestellt, der Schloßberg aus einem übel berufenen Winkel in eine Sehenswürdigkeit mit Gartenanlagen und Treppen umgewandelt wird. Auf dieser Bastion wurden einst die von dem obersten Gericht zum Tode verurteilten Adligen enthauptet.



Perseusbrunnen

Als Posen preußisch geworden war, bestimmte man das Schloß zum Sitz des Appellationsgerichts, und jetzt beherbergt es das Provinzialstaatsarchiv. Ein Jahr lang hat in diesen Räumen der später berühmt gewordene Romantiker E. T. A. Hoffmann, Callot-Hoffmann genannt, gearbeitet, nachdem er 1800 als Regierungs-(d. h. hier Gerichts-)Assessor nach Posen versetzt worden war.



Schlachthofanlage

Von der Höhe der Schloßbastion schweift der Blick über die Stadt bis weithin nach Osten, wo die Türme des Domes aufragen. In jener Gegend, jenseits der Warthe, wurde der Ort Posen vor 1000 Jahren gegründet, und ebenso alt ist der Dom, d. h. als Institution, nicht in seiner Gestalt. Diese hat im Laufe der Jahrhunderte wiederholt gewechselt. Brand und Einsturz verwüsteten die Kathedrale immer wieder, bis sie endlich, nachdem sie 1772 abermals abgebrannt war, die heutige Form erhielt. Im Dom wurden verschiedene polnische Fürsten bestattet. Von seinen Kapellen ist die hinter dem Hochaltar liegende „goldene" am bemerkenswertesten. Sie enthält u. a.



Dom (aus polnischer Zeit)

eine vergoldete eherne Doppelstatue der ersten christlichen Polenkönige Mieczyslaw I. und Boleslaw I. nach einem Entwurf von Rauch. Vor nicht langer Zeit wurde das Innere des Domes in vornehmer Weise restauriert. Damit sei unsre flüchtige Skizze geschlossen.

Oskar Elsner

Schon und nur

Von

S. Barinkay

Ein hohes, saalartiges Gemach in einem Palazzo am Canale Grande in Venedig. Altertümliche Gobelins überspannen die Wände, Smyrnateppiche den Boden; lebensgroße Statuen, Mohren mit glänzendem Gürtel-, Haar- und Spangenschmuck tragen Lampen mit Milchkugeln; ein langer Spiegel in kunstvollem Mosaikrahmen giebt das Bild eines jungen Mädchens wieder, das an einem der mächtigen Bogenfenster sitzt und mit sichtbarem Eifer liest.

Mitten im Zimmer spielt eine sechs- bis siebenjährige Kleine mit einer schönen, blondlockigen Puppe. Diese muß Knickse machen, tanzen, hüpfen, und sie thut all dies zur Unzufriedenheit der niedlichen Puppenmama.

„Abscheuliches dummes Ding, glotzt immer so albern geradeaus und kann nichts!" zankt sie und dreht und wirbelt das Spielzeug ungeduldig nach allen Seiten.

„Viktoria, benehmen Sie sich artig und etwas ruhiger!" mahnt eine Stimme vom Fenster her.

Die schwarzen Kinderaugen blitzen.

„Mademoiselle, ich langweile mich! Wann gehen wir spazieren?" sagt sie in herrischem Tone.

„Wenn Sie so sprechen, gar nicht! In zwanzig Minuten halten wir die französische Stunde, dann eine Stunde Naturgeschichte. Gegen Abend fahren wir mit der Gondel aus."

„Mit der Gondel?! Wie öde! Ich möchte gehen, in die Läden gucken!"

Mademoiselle ignoriert das Murren. Sie hat Eile, in zwanzig Minuten mit dem spannenden Romane fertig zu werden.

Viktoria zuckt grimmig an der schmucken Puppe im seidenen Kleide herum, zerknüllt die Spitzengarnitur, zerzaust die goldfarbenen Locken und hat ihr im Nu mit zornigem Griff einen Arm ausgedreht. Befriedigt wirft sie sie in eine Ecke, geht hierauf ans Fenster, kauert sich in einen Muschellehnstuhl und starrt hinaus.

Dunkel und geheimnisvoll liegen unten die Fluten des Kanals. Märchenhaft schön spiegeln sich in dem schwarzen Wasser die Paläste und jagenden Wolken am tiefblauen Himmel. Bisweilen verzerrt eine daher gleitende Gondel das Spiegelbild, das alle zehn Minuten vorüberdampfende Vaporettchen zerstört es für kurze Weile ganz.

Viktoria kennt dieses Spiel der Wellen, dieses Zerfließen und Wiederzusammenschmiegen bis in die kleinste Nuance. Sie hat es schon dutzendmal gesehen. Die stampfenden Schiffchen, die Gondoliere mit ihrem düsteren Gesang, die Herrschaftsgondeln mit den schwarzen Tuchschleppen, die Kinder, die in alten Booten waghalsig umherschaukeln, das alles hat sie in der ersten Zeit riesig interessiert. Jetzt ist es ihr längst gleichgültig geworden.

Mit Sehnsucht denkt sie an die Heimat zurück, an die Großstadt mit ihrem Treiben und Wogen, ihrer Abwechslung zu jeder Stunde, an die zahlreichen Freundinnen, das Tummeln im weiten Garten und auf großen, grünen Plätzen. Wenn es hier gut geht, darf sie die Tauben auf dem Markusplatz füttern oder auf dem Lido im Sande spielen. Und weil das Wetter jetzt so trüb ist, muß sie auch auf letzteres Vergnügen verzichten, das, so allein genossen, überhaupt nur ein halbes Vergnügen ist. Sie begreift nicht, was Papa so lange in dieser toten Stadt festhält, wo es keine Kutschen, keine Reiter, keine elektrischen Bahnen giebt.

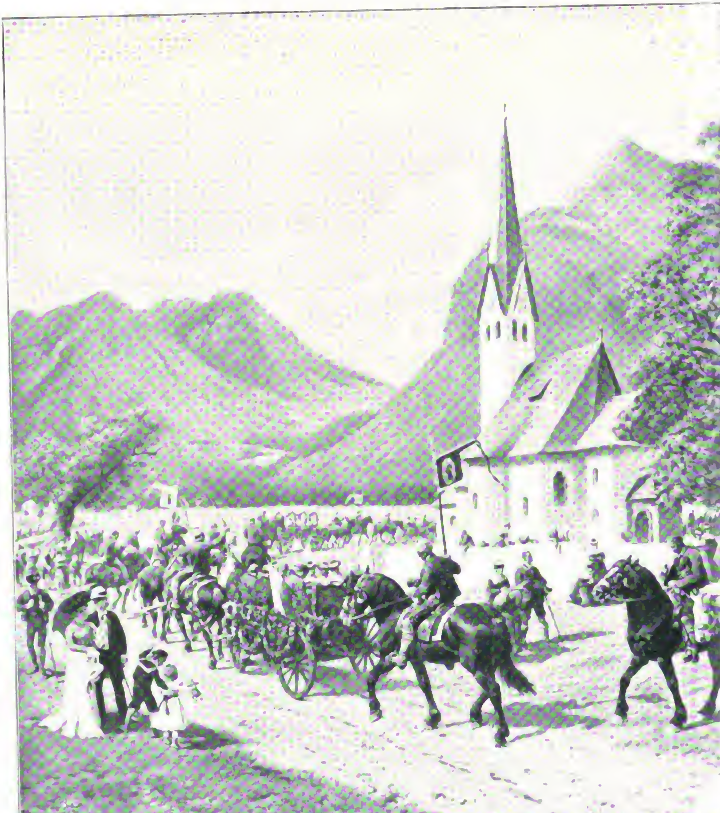
Verdrießlich gähnend schaut sie einige Minuten zum Fenster hinaus. Dann fängt sie an, Papierkügelchen zu drehen und hinabzuwerfen. Sie gehen nicht unter, sondern schwimmen leicht obenauf. Das ärgert das mißgestimmte Kind. Es holt sich nach kurzem Besinnen den losgerissenen Puppenarm und schleudert ihn ebenfalls hinunter. Er versinkt, und wachsende Ringe zeigen sich auf der Oberfläche.

Ein Lächeln der Befriedigung erscheint in Viktorias Gesicht. Es thut ihr wohl, ihre schlechte Laune an etwas auszulassen. Die Vorstellung, die dumme Puppe, die nicht im stande ist, ihr die Langeweile ein wenig zu vertreiben, im Wasser verschwinden zu sehen, reizt sie. Ohne Zögern nimmt sie sie am Kopfe und schleudert sie in großem Bogen durchs Fenster.

„Viktoria, was thun Sie?" fragt das Fräulein erschrocken, das eben mit dem Roman fertig ist und den Gegenstand noch fliegen sieht.

„Mon Dieu, Mademoiselle," entgegnet das Mädchen ruhig, mit einem zufriedenen Lächeln um den Mund, „sie hatte schon einen Arm verloren und war ein Scheusal! Ich bin froh, daß ich sie los bin!" — —

Auf der Kuppel der Santa Maria della Salute flimmern die letzten Sonnenstrahlen. In den schmalen Gassen der Lagunenstadt beginnt es zu dunkeln.



Aus der Münchener Jahresausstellung im Glaspalas

Nach dem Gemälde von Lo



st: Das Leonhardifest bei Fischhausen am Schliersee
...ais Braun (Text Seite 209)

Eine Horde braunhäutiger, barfüßiger Kinder jauchzt und johlt in der Calle dei Fabbri wie eine Schar Wilder. Sie jagen und haschen sich, drehen sich im Reigen, lachen und schreien, erzeugen die Musik glückseliger, übermütiger Jugend.

Vom Canalazzo her kommt mit langsamen, trägen Schritten ein Gondoliere. „Holla, Poppa!" ruft er mit heller Stimme, als er den Knäuel fröhlicher Kinder sieht.

„Anka, bist du darunter? Heran zu mir! Schau, was ich dir mitgebracht habe!"

Ein kleines Mädchen, sonn- und luftgebräunt, mit wildem Zigeunerhaar, leuchtenden Augen und behendem Gebaren, tritt aus der Schar.

Der Gondoliere hält ihr eine Puppe entgegen. Mit offenem Mäulchen starrt sie das Wunderwerk an.

„Magnifico! E possibile! Wo hast du's her, tutore?" fragt sie neugierig und kann den Blick nicht losreißen davon.

„Aus dem Canalazzo gefischt, an der Sonne getrocknet! Sie hing an einem Nagelhaken am Gondelpfahl und wurde bei der Ebbe sichtbar. Weiß Gott, wie sie hinkam! Willst du sie, kleiner Unband?

„Bitte, bitte!"

Mit gierigen Fingern greift Anka danach. Sie hat in ihrem Leben eine einzige Puppe besessen, ohne Füße und Arme, nur aus Rumpf und Kopf bestehend.

„Erst für einen Kuß, Lämmchen!" sagt der Vormund lachend.

Und sie stellt sich auf die Zehenspitzen und bietet ihm hastig die roten Lippen.

„Grazie, mille grazie, tutore!" jauchzt sie und springt dann in langen Sätzen das Gäßchen entlang. Atemlos stolpert sie in ein zu ebener Erde gelegenes Stübchen, in dem beim Schein einer Oellampe eine magere, blasse Frau mit ausgeglühten Augen Spitzen klöppelt.

„Madre, mammina, guck her, was mir der tutore geschenkt hat! Eine Puppe, eine liebe, wunderschöne Puppe mit Spitzen und einem seidenen Kleid, mit Füßen und Strümpfen und Lackschuhen wie eine große Dame! Nichts fehlt ihr, nichts, als nur ein Arm, ein einziger Arm!"

Das Leonhardifest bei Fischhausen am Schliersee

(Siehe die Kunstbeilage)

Im Bezirksamt Miesbach des bayrischen Regierungsbezirks Oberbayern liegt am Rande der Alpen und am Nordufer des Schliersees das in neuerer Zeit durch die Gastspielreisen seines Bauerntheaters vielgenannte Dorf Schliersee. Von hier führt die vielbegangene und -befahrene Straße in die Falepp am östlichen Ufer des Sees unter den Ruinen von Hohenwaldeck und am St. Leonhardikirchlein vorbei nach dem Orte Fischhausen. Das eben genannte, idyllisch gelegene kleine Gotteshaus ist alljährlich am St. Leonhardstag (6. November) ein vielbesuchter Wallfahrtsort und der Schauplatz der St. Leonhardifahrt, die der Münchener Meister Louis Braun auf einem in der Münchener Jahresausstellung im Glaspalast vielbewunderten Gemälde dargestellt hat. In vielen katholischen Gegenden werden seit undenklichen Zeiten alljährlich an bestimmten Tagen Bittgänge oder Umzüge zu Roß und Wagen abgehalten, an deren Schluß die Wallfahrer und Pferde von priesterlicher Hand eingesegnet werden. So beispielsweise im Kanton Luzern die Umritte in Beromünster, Münster, Sempach, Schätz, Ettiswyl und Hitzkirch, die am Himmelfahrtsfest stattfinden. Im Brixenthal hält man den sogenannten Antlaßritt ab; am Niederrhein den Gymnitzer Ritt und in der Brüsseler Vorstadt Anderlecht die St. Guido-Prozession, im Volksmunde die Pferdeprozession geheißen. Dort ist der heilige Guido (Vitus, Veit) der Schutzpatron des Viehes, namentlich der Rosse; in Bayern wird als solcher der heilige Leonhard von Limoges verehrt, ein angesehener fränkischer Edelmann am Hofe Chlodwigs I., der nach seiner Bekehrung zum Christentum in einem Walde bei Limoges ein Einsiedlerleben führte. Ihm zu Ehren finden an seinem Todestage, 6. November, an vielen Orten, namentlich Oberbayerns, die St. Leonhardiritte oder Leonhardsfahrten statt; manche dieser altüberlieferten Umzüge werden aber auch im Sommer, bald nach der Sonnenwende abgehalten. Ihren Ursprung haben wir im altgermanischen Heidentum zu suchen. „Die Wurzeln des jetzigen Brauches liegen" — wie Karl Stieler schreibt — „in der Tiefe von zwei Jahrtausenden, in jenem Waldesdunkel, das zu Tacitus' Zeit unsre Heimat bedeckte. Er ist verwachsen mit der ganzen mythologischen Poesie unsers altdeutschen Lebens; und leise, kaum fühlbar für das Bewußtsein des Volkes, ging die eine Welt in die andre über; es wandelten sich die Namen, und an die Stelle der heidnischen Götter traten die Heiligen. St. Leonhard ist der Erbe des Kultes, den Wodan, Freir und Baldr einst in deutschen Gauen gefunden; auch an ihre Opferstätten kam man hoch zu Roß und zur Zeit der Sonnenwende, wenn der Himmelswagen sich kehrte. Und schon im uralten deutschen Völkerleben war das Hufeisen an der Thür das symbolische Zeichen des Schutzes wider böse Dämonen, wie man es heute noch in die Kapellen St. Leonhards hängt; die eisernen Ringe, die nach Tacitus die Chatten trugen, und die sie erst ablegen durften, wenn sie den ersten Feind getötet und sich dadurch gleichsam zur vollen Würde des freien Mannes emporgeschwungen hatten. Schon im frühen Mittelalter bildeten sich bevorzugte Stätten seiner Verehrung, die sich bald mit reichen Wundersagen umrankten und Tausende von Gaben aufzuweisen hatten, die dankbare Pilger dort zurückließen."

Die Gehöfte und Ortschaften der ganzen Umgegend schicken Wagen und Reiter zum Fest, dessen Vorbereitungen schon eine Woche vorher beginnen.

Burschen und Mädchen winden Kränze zum Schmuck der Fuhrwerke, die Geschirre werden spiegelblank geputzt und die Mähnen und Schweife der Pferde mit bunten Bändern durchflochten.

„Heunt a Tag, morg'n a Tag,
Uebermorg'n is Leandltag.",

singen die kleinen Buben unter lustigem Peitschenknallen, und mit Ungeduld harrt alles dem Anbruch des festlichen Tages entgegen. Endlich ist er da, und nun strömen schon in aller Frühe die Teilnehmer an der Fahrt und ganze Scharen von Zuschauern aus der näheren und weiteren Umgegend dem Kirchlein zu. Unter den Klängen einer ländlichen Kapelle beginnt die Auffahrt des Zuges, den das Ortsbanner und die Wagen der Geistlichkeit und der Behörden eröffnen, rings um die dem Schutzpatron geweihte Stätte. Jeder Wagen, auf denen die Geschlechter gesondert sitzen, ist mit vier Pferden bespannt und von mehreren Reitern begleitet. Ganz eigenartige Festgefährte sind die sogenannten Leonhardistruhen, deren Gestalt an ein aus einem ausgehöhlten Baumstamm gefertigtes Boot erinnert; sie sind meist blau bemalt und mit Bildern des Heiligen und andern Darstellungen geziert. Andre Wagen bringen besondere Schaustellungen, etwa Nachbildungen der Kapelle, einer Almwirtschaft u. s. w. Nun beginnt der Gottesdienst, an dessen Schluß der eigentliche Umritt um das Kirchlein in scharfem Trab vor sich geht, wobei der Priester jedem einzelnen Wagen den Segen erteilt und den „Weihbrunn" giebt. Dann geht es unter den Klängen der Musik und unter weithin hallendem Peitschenknallen dem Orte zu, wo nun Einkehr gehalten wird und ein lustiges Volksfesttreiben sich entwickelt.

Fr. B.

Einhorn und Okapi

Die naturwissenschaftlichen Nachrichten der alten Schriftsteller stehen bei uns in keinem besonderen Ansehen. Man vergegenwärtige sich aber nur, daß unsre Hilfsmittel, wie ausgestopfte Exemplare, gute Abbildungen u. s. w. ihnen fehlten. Sodann ist nicht zu vergessen, daß unsre Kenntnisse hinsichtlich der von ihnen geschilderten Tiere uns durchaus nicht berechtigen, in hochmütiger Weise auf sie herabzusehen. Ein paar Beispiele mögen dies belegen. Diodor spricht von den Affen Südägyptens und sagt von einer Paviansart, daß sie am ganzen Leibe schön und schlank gewachsen, im Gesichte dem Löwen, im übrigen dem Panther ähnlich sei, mit Ausnahme der Größe, worin sie der Gazelle gleiche. Der ausgezeichnete Zoologe Lenz bemerkte zu dieser Schilderung (im Jahre 1856): „Die hier gegebene Beschreibung paßt auf keinen bekannten Affen." Natürlich hat eine solche Erklärung aus autoritativem Munde zur Folge, daß uns die alten Schriftsteller als Aufschneider erscheinen. Und doch hat Diodor vollständig recht. Denn unter den Gelehrten herrscht heute kaum ein Zweifel, daß mit dieser Schilderung nur der Dschelada-Pavian gemeint sein kann. Er hat thatsächlich eine mächtige Mähne, auch die angegebene Gestalt und Größe und lebt in Abessinien. Lenz wußte von seiner Existenz noch nichts, denn unser Landsmann Rüppell hat ihn erst auf seinen Reisen in das Innere Afrikas entdeckt.

Selbst der so verschrieene Plinius ist besser als sein Ruf. Von Afrika erzählt er folgendes: „In den Einöden erscheinen zuweilen den Reisenden menschenähnliche Gespenster und verschwinden augenblicklich wieder." Das ist natürlich Unsinn. Aber es ist leicht einzusehen, daß die in der Wüste Sahara häufig vorkommende Fata Morgana den Anlaß zu dieser Mär gegeben hat. In noch höherem Maße als Plinius verdient Herodot Glaubwürdigkeit. Er erzählt von gehörnten Eseln. An sich ist das wiederum Unsinn. Aber entweder ist das Nashorn damit gemeint, obwohl der kolossale Größenunterschied dagegen spricht und ein solches Tier die Hörner an einer ganz andern Stelle sitzen hat als die übrigen gehörnten Tiere. Viel wahrscheinlicher ist es, daß es sich um eine dort hausende Antilopenart handelt. Ich habe wiederholentlich im Berliner Zoologischen Garten den Hippotragus niger, den wir Roßantilope nennen, mir angesehen und mir immer wieder gesagt, daß die Bezeichnung „gehörnter Esel" viel richtiger ist. Denn die Antilope hat eher die Größe eines Esels, hat keine Mähne, besitzt lange Ohren und einen Eselsschwanz.

Nun haben alte Schriftsteller übereinstimmend von einem Einhorn berichtet. Plinius schildert es folgendermaßen: „Das Einhorn ist ein sehr wildes Tier, das einen Hirschkopf, Beine wie der Elefant, den Schwanz eines Schweines hat und im übrigen dem Pferde gleicht. Sein Gebrüll ist fürchterlich, auf seiner Stirn erhebt sich ein zwei Ellen langes schwarzes Horn. Man sagt, daß sich dieses Tier nicht lebendig fangen läßt." Ebenso spricht die Bibel von einem Einhorn, ferner trifft man im Innern Afrikas und Asiens wiederholentlich Zeichnungen auf Felsen und dergleichen an, die ein Tier mit einem Horne darstellen. Was ist nun Wahres an der Sache?

Mit dieser Frage haben sich Reisende und Gelehrte schon öfter beschäftigt. Die hauptsächlichsten Erklärungsversuche sind folgende: 1. Die Sage vom Einhorn ist dadurch entstanden, daß es Antilopen mit langen, gleichförmigen Hörnern giebt, die, von der Seite gesehen, den Eindruck eines einzigen Hornes machen, z. B. die Oryx-Antilope. Da den Eingeborenen das perspektivische Zeichnen unbekannt war, so sei auf ihren Zeichnungen das Tier irrtümlicherweise als einhörnig dargestellt. 2. Mit dem Einhorn sei das Rhinoceros gemeint, da wenigstens das indische nur ein einziges Horn auf der Nase besitze. 3. Anlaß zu dieser Einhornsage habe der Narwal gegeben, dessen Stoßzahn nur selten erbeutet beziehungsweise gefunden werde. Der männliche Narwal sei ein Einhorn im wahrsten Sinne des Wortes.

Hiergegen hat man folgende Gründe geltend gemacht. Am einleuchtendsten erscheint der Hinweis auf den Narwal. Aber wie kommt die Bibel und wie kommen gar die Eingeborenen Innerafrikas zur Kenntnis dieses Geschöpfes, das fast ausschließlich in nördlichen Meeren lebt? Auch die Erklärung mit der falschen Perspektive hat ihre Bedenken. Mit Recht ist dagegen geltend gemacht worden, daß ein ungeübter und naiver Zeichner ein zweihörniges Tier mit Vorliebe zweihörnig darstellen würde, wie ja Kinder bei einem Tiere auch die Körperteile zu zeichnen pflegen, die gar nicht zu sehen sind. So bliebe denn nur noch das Nashorn als Erklärung übrig. Aber ein Bericht, der später angeführt werden soll, wird auch das Irrige dieser Meinung zeigen.

Jedenfalls kann man nach Lage der Dinge nur sagen, daß ein abschließendes Urteil zurzeit nicht abgegeben werden kann. Dazu sind wir um so weniger berechtigt, als ja erst in jüngster Zeit ein afrikanisches Tier, das Okapi, entdeckt worden sein soll, von dessen Existenz wir bisher nichts wußten. Es kann uns also hinsichtlich des Einhorns so ergehen wie dem Zoologen Lenz hinsichtlich des Dschelada-Affen. Wir erklären, ein Einhorn existiere nicht, und die Nachwelt spottet nachher über unsern Irrtum.

Es soll hier nicht behauptet werden, daß das Okapi mit dem Einhorn identisch ist, aber eine gewisse Aehnlichkeit zwischen beiden läßt sich nach den Berichten nicht ableugnen. Von dem ersteren wird folgendes geschrieben: Das Wild war bisher nur als fossil bekannt, lebt aber noch an der Grenze zwischen Kongostaat und Uganda. Es hat den Kopf des Tapirs, einen Pferdehals, Eselsohren und die Gestalt eines Rindes. Diese Aehnlichkeit mit vielerlei Geschöpfen — das Gnu hat nur mit Pferd und Rind Aehnlichkeit — wird aber noch vervielfacht dadurch, daß sich an Kopf, Ohren, Hals, Läufen und Schalen eine Farbengebung von Rot, Schwarz, Orange auf weißem Grunde in Flecken, Streifen und Ringen zeigt. Das fragliche Wild hat als Wiederkäuer im Oberkiefer keine Schneidezähne; die — wie bei der Giraffe — sehr bewegliche Zunge bringt die zur Aesung dienenden Blätter u. s. w. unter die Malmzähne. Dieser Mischling aus Tapir, Pferd, Esel, Rind und Giraffe war den Eingeborenen längst bekannt unter dem Namen „Okapi“; er lebt paarweise in den Wäldern von Ituri und an den Ufern des Semliki; auch Stanley hat bereits von ihm gehört. Der Gouverneur von Englisch-Uganda ist beauftragt worden, bei den Zwergbewohnern des Landes genauere Nachrichten über das interessante Wild zu sammeln. Den Zwergen war das Tier bekannt; ihre Krieger trugen Hautstücke von ihm an den Rüstungen. Einem im Dienste des Kongostaates stehenden schwedischen Offizier ist es angeblich jetzt gelungen, einige „Okapi“ zu erlegen. Haut und Schädel sollen nach London gesandt werden. Es wird erwartet, daß König Leopold von Belgien Schutzmaßregeln gegen allzuschnelle Ausrottung des neuentdeckten Säugetieres baldigst ergreifen werde.

Nun vergleiche man hiermit die Berichte unsers verdienstvollen Landsmanns Rüppell, des schon erwähnten Afrikareisenden, über das Einhorn. Sie sind in seinem Atlas zur Reise im nördlichen Afrika der Beschreibung der Giraffe angeschlossen und wurden seinerzeit von der Senkenbergischen Gesellschaft publiziert. Der Reisende berichtet, daß das Einhorn in Kordofan bekannt sei und den Namen Nillekma führe; er sagt: „Die Nachrichten, die ich von Personen sehr verschiedenen Standes erhielt, stimmen alle darin überein, daß dieses Tier einen rötlichen Balg habe, die Größe eines kleinen Pferdes, den schlanken Bau der Gazelle, und daß das männliche ein langes, gerades, dünnes Horn auf der Stirn trage, das dem weiblichen fehle. Einige fügten hinzu, daß es gespaltene Hufe habe, andre nannten es einhufig. Es bewohnt nach den Aussagen die von Kordofan südlich gelegenen Wüstensteppen, läuft ungemein schnell und kommt nur zufällig an die das Kordofan begrenzenden Sklavenberge des Koldagi. Selbst drei verschiedene Araber sprach ich, die das getötete Tier mit eignen Augen gesehen hatten. Von meinen Sklaven gab mir einer aus freiem eignen Antrieb, als er die von Herrn Hey (Rüppells Begleiter und Präparator) in der Wüste von Karti erlegten Antilopen sah, eine mit den später eingezogenen Nachrichten vollkommen übereinstimmende Beschreibung des Nillekma. Er hatte von einem in seinem Vaterlande gegessen und schilderte es mir als ein Tier mit einem sehr schönen Körper. Dieser Sklave ist von Koldagi, und ich habe Gelegenheit gehabt, mich von der Aufrichtigkeit seiner Aussagen vielfältig zu versichern, da seine vorhergegangenen Beschreibungen der Tiere, die wir später erhielten, immer wahrhaftig waren.“

Bei einer andern Gelegenheit wurde Rüppell nochmals durch Araber von dem Vorkommen des Einhorns in den oben angeführten Wüstensteppen unterrichtet. Diese nannten es Anasa. Er berichtet darüber folgendes: „Die Beschreibung dieser Araber, die das Einhorn gesehen hatten, als sie einen Streifzug längs der Ufer des Bacher el abjad machten, stimmt mit derjenigen, die ich in Kordofan und von meinem Sklaven erhielt, vollkommen überein. Von ihnen wurde mir als bestimmt angegeben, daß es gespaltene Hufe habe.“ In einer andern Unterredung zwischen einem Reisenden und einem intelligenten Eingeborenen Fak-Achmed, der das Einhorn, das er gleichfalls Anasa nennt, selbst gesehen haben will, heißt es folgendermaßen: „Du bist ein Lügner,“ fiel ich ihm ein, „du hast es gewiß nie gesehen; ohne Zweifel hat ein andrer dir die Geschichte erzählt, und jetzt behauptest du, das Tier selbst gesehen zu haben.“ — Nun fing er an zu beteuern und zu schwören, bei seinem, meinem und des Propheten Bart; ich lachte aber und wollte ihm keinen Glauben schenken, da legte er jedoch den höchsten Eid des Moslem ab; er schwur, seinen Harem nie wieder sehen zu wollen, wenn seine Erzählung nicht wahr sei, und ich, alle Umstände erwägend, war genötigt, meine Zweifel teilweise fallen zu lassen. Plötzlich fiel mir ein, daß Fak-Achmed wohl unter seinem Tiere das wohlbekannte Nashorn meinen könnte, und rief ihm zu: „Ich kenne dein Anasa, es lebt am Bacher el abjad, und man nennt es auch Fertit!“ — „O nein,“ erwiderte er, „das Fertit (Nashorn) ist ganz etwas andres; sieh, der Finjahn (Kaffeetasse), den du in der Hand hältst, der ist vom Horn des Fertit, mit dem das Anasa aber nicht zu verwechseln ist.“ Die kleine Tasse nach türkischer Sitte, die man mir eben mit Kaffee gebracht hatte, war allerdings aus dem Horn des Nashorns gefertigt, ein Luxusartikel, den man nicht selten in den Häusern der vornehmen Türken findet, da diese den Aberglauben hegen, daß man in einer

solchen Tasse den Kaffee nicht vergiften könne, indem er, vergiftet, darin augenblicklich zu kochen anfange.

Weiter heißt es in der Schilderung des französischen Konsularagenten F. Fresnel: „Das Einhorn greift seinen Feind mit gesenktem Kopfe an, durchbohrt ihn mit seiner mächtigen Nadel, hebt ihn auf, wirft ihn in die Höhe und fängt ihn wieder auf, bis es ihn in Stücke zerfetzt hat, wie es ein wütender Stier machen würde. Ueber oder hinter den Ohren erheben sich zwei Seitenhöcker, die auf einen blutdürstigen Instinkt schließen lassen. Die Schnauze erinnert an die des Ebers. Die Ohren sind klein, das Gehör aber so fein wie das Gesicht scharf. Das Einhorn bekommt nur ein Junges. Zur Jagd des Tieres vereinigen sich stets mehrere Menschen, ja manchmal mehrere Dörfer. Mit Ausnahme von einem oder zwei Läufern, die das Einhorn aufjagen müssen, sind alle Jäger zu Pferd und mit Lanzen mit breiter eiserner Spitze oder auch mit Wurfspießen bewaffnet. Die Erfahrung hat die Jäger gelehrt, daß die weiße Farbe das Tier in besondere Wut versetzt, und daß es bequemer ist, es mit einem Gegenstand anzugreifen, der es reizt; deshalb reiten sie vornehmlich Schimmel oder hellfarbige Pferde. Die günstigste Zeit zu dieser Jagd ist die vor den periodischen Regen, wo die größte Hitze herrscht, und zwar dann um Mittag, weil das Einhorn den Schatten liebt und sich unter der glühenden Sonne nur mühsam in Lauf setzt.“

Man wird zunächst einwenden, daß nach der Schilderung des Okapis von einem Einhorn gar keine Rede sein kann, da der Tapir kein Horn trage. Das ist zutreffend. Doch liegt es auf der Hand, daß der Vergleich mit einem Tapir nicht von den Eingeborenen stammen kann, da es solche Tiere nur in Indien und Brasilien giebt. Höchstens kann also den Negern das Bild eines Tapirs gezeigt worden sein, und sie haben eine Aehnlichkeit damit herausgefunden, worauf jedoch nicht übermäßig viel gegeben werden kann. Außerdem braucht sich dieser Vergleich nur auf die Kopfform zu beziehen. Es giebt nun gewisse Grundgesetze in der Natur, deren Beobachtung man überall wahrnehmen kann. So hat, wie ich schon früher in diesem Blatte ausgeführt habe, kein Tier mit Hörnern ein scharfes Gebiß, und umgekehrt ist kein Raubtier gehörnt. Das Okapi gehört zu den Pflanzenfressern, und diese sind entweder gegen ihre Feinde geschützt durch ihre Schnelligkeit, oder sie fliehen nicht, sondern verteidigen sich, wie Büffel, Nashörner u. s. w., oder sie fliehen in der Regel und verteidigen sich nur im Notfalle. Die stets fliehenden Pflanzenfresser haben Schneidezähne und keine Hörner. Da das Okapi keine Schneidezähne hat, so muß es Hörner haben — wenigstens spricht die größte Wahrscheinlichkeit hierfür — möglicherweise nur ein Horn, wie das indische Nashorn, bei dem ebenfalls die Schneidezähne ausfallen. Sodann ist der bunte Leib des Tieres auffallend, der mit dem der Giraffe Aehnlichkeit hat. Merkwürdigerweise schildert Rüppell das Einhorn gerade im Anschluß an die Giraffe.

Dieses Tier ist aber noch aus andern Gründen für uns von besonderem Interesse. Man hat immer bestritten, daß es überhaupt ein Tier mit nur einem Horn geben könne. Nun sind aber gerade die Stirnzapfen der Giraffe von einer ganz besonderen Struktur, außerdem aber kommen sie bei diesem Tier — und das ist im höchsten Grade auffallend — in ungerader Zahl vor. Sodann kann im Gegensatz zu andern Pflanzenfressern die Giraffe ausgezeichnet sehen, dagegen nicht wittern. Denn kein Geschöpf mit scharfen Augen hat obendrein eine feine Nase; man denke an Menschen, Affen, Vögel, Katzen, Luchse u. s. w. Umgekehrt hat kein feinnasiges Tier obendrein ein gutes Gesicht, z. B. Hunde, Pferde, Kühe, Elefanten u. s. w. Ist das Okapi giraffenähnlich, so hat es jedenfalls auch scharfe Augen. Das gute Sehen des Einhorns wird gerade aber von den Eingeborenen hervorgehoben.

Ferner giebt es gewisse Kleinigkeiten, an denen man die Richtigkeit von Erzählungen erproben kann. Im Berliner Zoologischen Garten beobachtete ich gelegentlich den afrikanischen Elefanten und freute mich, wie gehorsam er alle Kunststücke machte, um von dem Publikum etwas zu erbetteln. Plötzlich richtete er sich empor und trompetete fürchterlich. Ich fragte den Wärter, wodurch der Elefant so plötzlich in Wut geraten sei. Er erwiderte: „Der hat gewiß einen Schimmel gesehen!“ So war es auch gewesen; es war an dem Käfig ein Wagen vorbeigefahren, vor dem sich ein weißes Pferd befand. Nun fiel mir ein, daß ich von dieser Eigentümlichkeit der Elefanten und andrer Tiere, beim Anblick von weißen Gegenständen in Erregung zu geraten, schon oft gehört hatte, und auch in unserm Falle erzählen die Eingeborenen von dem Einhorn genau dasselbe.

Ganz auffallend ist die Zusammensetzung des Einhorns aus verschiedenen Geschöpfen, die sich schon bei Plinius findet, der ebenfalls den Vergleich mit einem Pferde macht. Nach ihm hat es einen Hirschkopf, was für das Vorhandensein von Hörnern spricht. Mit einem Tapir konnte es der alte Römer natürlich nicht vergleichen, da ihm dieses Tier völlig unbekannt war. Am merkwürdigsten aber ist die Uebereinstimmung der Gegend. Die Grenzen vom Kongo und von Uganda, wo die Zwerge wohnen, befinden sich gerade im Süden von Kordofan.

So erscheint denn die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß Okapi und Einhorn identisch wären. Bis jetzt ist ja die Existenz des Okapis noch zweifelhaft. Aber es wäre im höchsten Grade interessant, wenn von Müller, der sich besonders eingehend mit dem Einhorn beschäftigt hat, mit seinem genau vor 50 Jahren niedergeschriebenen Schlußsatze recht behalten sollte: „Der Zweck dieses Schriftchens ist erfüllt, wenn es mir gelang, den Leser zur Ueberzeugung zu bringen, daß ein Einhorn wirklich existiert und wir dasselbe über kurz oder lang entdecken müssen.“

Th. Zell



Der elektrische Schnellbahnwagen der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft

Elektrische Schnellbahnen

Wenn man die Eisenbahnfahrpläne der letzten Jahrzehnte studiert, so findet man durchgängig das Bestreben, die Fahrzeiten der Schnellzüge zwischen den Metropolen und Handelszentren zu verkürzen. Durch den Bau besonderer Schnellzugslokomotiven hat man jetzt für die mit Dampfkraft betriebenen Eisenbahnen zwar die Möglichkeit geschaffen, Entfernungen von 130 bis 140 Kilometern in der Stunde zurückzulegen; in Amerika soll sogar der bekannte Atlantic Flyer bis 180 Kilometer in der Stunde fahren, für den regelmäßigen Betrieb indessen sind 100 bis 110 Kilometer in der Stunde heute noch die höchsten Durchschnittsleistungen. Solche Geschwindigkeiten genügen aber dem Verkehrsbedürfnis der Neuzeit nicht mehr. Reisen zwischen weit voneinander entfernt gelegenen Orten werden in Anbetracht des für sie erforderlichen Zeitaufwandes auf das notwendigste Maß beschränkt, viele auch deshalb nicht ausgeführt, weil die Zahl der Fahrgelegenheiten zu gering ist.

Abkürzung der Fahrzeiten und Vermehrung der Fernzüge ist deshalb jetzt die allgemeine Forderung der am Reiseverkehr beteiligten Kreise. Ob dieser Forderung in wirtschaftlicher Weise noch durch den Dampfbetrieb der Eisenbahnen genügt werden kann, oder ob sie nur durch den elektrischen Betrieb zu erfüllen sein wird, ist zurzeit eine brennende Frage. Die Umwandlung des Dampfbetriebes großer Eisenbahnen in elektrischen Betrieb würde allerdings mit ganz erheblichen Kosten verknüpft sein, und es ist von vornherein einleuchtend, daß ein elektrischer Betrieb von langen, in großen Zeitintervallen verkehrenden Zügen nicht so wirtschaftlich sein kann wie der Dampfbetrieb. Andrerseits bricht sich aber immer mehr die Anschauung Bahn, daß den Bedürfnissen des Fernverkehrs viel besser durch kurze Züge oder selbst durch einzelne Wagen genügt werden kann, wenn sie in schneller Folge verkehren. Ein solcher Schnellverkehr erfordert natürlich die Trennung des Personenfernverkehrs vom Personenlokalverkehr und vom Güterverkehr. Denn wenn man Geschwindigkeiten von 200 Kilometern und darüber hinaus erreichen will, so dürfen die Bahnstrecken nicht viele Zwischenstationen haben, und diese müssen weit auseinander liegen, insbesondere deshalb, weil bei solchen Geschwindigkeiten die lebendige Kraft der fahrenden Züge so groß wird, daß die Betriebskraft schon mehrere Kilometer vor den Haltepunkten abgestellt werden muß. Gleicherweise ist auch eine gewisse Anlaufszeit erforderlich; die volle Fahrgeschwindigkeit wird ebenfalls erst nach einigen Kilometern erreicht.

Da bei den Dampflokomotiven die Betriebskosten, insbesondere für Kohlenverbrauch, mit steigender Geschwindigkeit sehr stark anwachsen, so wird für eine schnelle Folge der Züge oder einzelnen Wagen mit großer Fahrgeschwindigkeit die elektrisch Betriebskraft nicht nur sich besser eignen, sondern voraussichtlich auch billiger werden. In dieser Erkenntnis beschäftigen sich jetzt namhafte Gelehrte und Techniker aller Länder mit der Ergründung der Bedingungen, die für die Schaffung eines sicheren elektrischen Schnellbahnverkehrs zu erfüllen sind. Fast in allen Kulturstaaten haben sich für diesen Zweck, zum Teil unter Mitwirkung der Regierungen, besondere Studienkommissionen gebildet. Trotzdem deren Arbeiten noch bei weitem nicht abgeschlossen sind, hat man schon eine Menge

Projekte elektrischer Fernbahnen auf dem Papier fertiggestellt. So sind namentlich in Italien Bestrebungen im Gange, nicht nur elektrische Fernbahnen zu bauen, sondern auch den elektrischen Betrieb auf allen Vollbahnen einzuführen. Man hofft dadurch die Schwierigkeiten zu beseitigen, die für den italienischen Bahnbetrieb durch die Beschaffung der Kohlen für die Lokomotiven erwachsen. In Belgien ist auf Anregung des Königs Leopold ein Plan für ein elektrisches Schnellbahnnetz ausgearbeitet worden, dessen Ausführung eine Milliarde Mark erfordern wird. Brüssel soll mit Ostende, Antwerpen und Paris verbunden werden, und es soll die elektrische Schnellbahnfahrt Brüssel-Paris nur zwei Stunden Zeit beanspruchen. Frankreich will zunächst die Strecke Cannes-Mentone unter Benutzung einer in der Nähe von Nizza belegenen Wasserkraft für den elektrischen Schnellbahnverkehr nutzbar machen. In Schweden hat man infolge des geringen Ertrages der dortigen Steinkohlengruben und des Reichtums an natürlichen Wasserkräften, die für die Erzeugung des elektrischen Stromes nutzbar gemacht werden können, ebenfalls die Einführung des elektrischen Betriebs auf den dortigen Staatsbahnen in ernste Erwägung gezogen. Oesterreich will einen elektrischen Schnellbahnverkehr zwischen Wien und Preßburg, Rußland einen solchen zwischen Petersburg und Moskau, England zwischen Manchester und Liverpool einrichten. In Deutschland ist bereits ein Schnellbahnprojekt Berlin-Hamburg bis in die Einzelheiten ausgearbeitet; die 250 Kilometer lange Strecke soll in 1¼ Stunde zurückgelegt werden. Züge zu je 3 Wagen sollen alle 6 Minuten in jeder Richtung fahren; der Fahrpreis für die einzelne Fahrt soll in der 1. Klasse 7,50 Mark, in der 2. Klasse 5 Mark betragen.

Wenn auch die wissenschaftlichen und technischen Grundlagen für die Ausführung dieser Projekte zurzeit noch nicht ausreichend klargelegt sind, so lassen doch die mit dem regsten Eifer betriebenen Arbeiten der verschiedenen Studienkommissionen dies in Kürze erhoffen. Gegenwärtig erregen die von der deutschen Studiengesellschaft für elektrische Schnellbahnen in Berlin bekannt gegebenen Resultate der von ihr auf der Militäreisenbahn Berlin-Zossen längere Zeit ausgeführten Versuchsfahrten mit elektrischen Schnellbahnwagen in hohem Maße das Interesse der beteiligten Kreise des In- und Auslandes. Die von deutschen Elektrotechnikern seinerzeit geschaffene Versuchsanlage Lauffen-Frankfurt zur Uebertragung elektrischer Kraft auf weite Entfernungen hat die Grundlage für die gesamte elektrische Kraftübertragung in allen Ländern gegeben, und die jetzt wiederum deutscherseits ausgeführten elektrischen Schnellbahnversuche dürften nach den bisherigen Ergebnissen ebenfalls vorbildlich werden für den gesamten elektrischen Fahrdienst.

Für die Versuchsfahrten, die während dreier Monate auf der Strecke Marienfelde-Zossen der Militäreisenbahn Berlin-Zossen stattfanden, haben die Aktiengesellschaft Siemens & Halske (abgekürzt S. & H.) und die Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft (abgekürzt A. E. G.) in Berlin je einen von der Wagenfabrik van der Zypen & Charlier erbauten Schnellbahnwagen mit den erforderlichen elektrischen Einrichtungen versehen. Eine Abbildung des Schnellbahnwagens von S. & H. haben wir bereits früher gebracht, unsre heutigen Abbildungen veranschaulichen den Schnellbahnwagen der A. E. G.

Die Wagen sind Durchgangswagen für etwa 50 Personen, und ihre Bauart ist so, daß sie nach Wegnahme der Strombügel ohne weiteres auf den zum Verein deutscher Eisenbahnverwaltungen gehörigen Bahnstrecken verkehren können. Zur besseren Ueberwindung des Luftwiderstandes sind die Wagen an den Stirnflächen mit Abschrägungen versehen, die annähernd parabolisch verlaufen; die Dachenden der Wagen sind haubenförmig nach abwärts gezogen.



Elektrische Bahnstrecke

Die Wagenkasten ruhen auf zwei Drehgestellen, die zwei angetriebene und eine mittlere Laufachse besitzen; die Wagenräder haben einen Durchmesser von 1,25 Metern, was bei einer Geschwindigkeit von 200 Kilometern in der Stunde einer Umlaufszahl der Räder von rund 880 in der Minute entspricht. Für jede der vier Treibachsen ist ein Motor vorhanden, der eine durchschnittliche Leistung von 250 Pferdekräften entwickelt. Erforderlichenfalls muß aber jeder Motor das Dreifache leisten können. Die Aufhängung der Motoren mit einem Gesamtgewicht von über 12000 Kilogramm und ihre Verbindung mit den Treibachsen war eine der schwierigsten Aufgaben. Bei dem Schnellbahnwagen der A. E. G. ist jeder Motor in einem besonderen starken Rahmen aufgehängt; seine hohle Achse umgiebt mit geringem Abstande die Treibachse und überträgt auf diese und damit auf die Räder die Drehung durch ein System von Blattfederpaaren. Im Schnellbahnwagen von von S. & H. sind dagegen die Motoren fest mit den Treibachsen verbunden.

Die Motoren werden nicht unmittelbar von dem hochgespannten elektrischen Strome der Fahrleitung angetrieben; dieser Strom wird vielmehr erst durch besondere in die Wagen eingebaute Transformatoren geleitet, die seine Spannung von 6000 bis 14 000 Volt in eine solche von 400 bis 500 Volt umsetzen. Entsprechend den drei Phasen des zur Verwendung kommenden Drehstromes (Dreiphasenwechselstrom) sind für jeden Motor drei Transformatorrollen erforderlich. Die auf die Transformatoren und Motoren wirkenden enormen elektrischen Kräfte bringen in diesen eine beträchtliche Temperaturerhöhung hervor. Es ist jedoch gelungen, eine Kühlung durch den Luftzug in ausreichender Weise zu schaffen; hierzu sind besondere Luftfänger angelegt worden.



Führerstand

Zur Regelung der Geschwindigkeit, namentlich beim Anfahren und Halten der Wagen, dienen sogenannte Anlasser und elektrische Widerstände. S. & H. benutzen für ihren Wagen einfache Metallanlasser mit trockenen Widerständen, die A. E. G. dagegen einen Flüssigkeitsanlasser besonderer Bauart. Bei diesem tauchen die zu Blechplatten ausgebildeten Enden des Motorstromkreises in ein Gefäß, das durch Einströmen von Sodalösung bis zu beliebiger Höhe angefüllt werden kann. Der Strom findet zuerst zwischen den am unteren Ende weit voneinander abstehenden Blechplatten einen großen Widerstand, kann infolgedessen nur mit einem Bruchteil seiner Kraft wirken und setzt daher den Wagen beim Anfahren zunächst langsam in Bewegung. Steigt die Sodalösung höher, so wird der elektrische Widerstand mit der Zunahme der benetzten Flächen kleiner, und er verschwindet schließlich ganz. Der Betriebsstrom arbeitet dann mit voller Kraft. Bei den Metallanlassern erfolgen die Widerstandsänderungen in ähnlicher Weise durch Zu- und Abschalten von elektrischen Drahtwiderständen in den Motorstromkreis.

Entsprechend der Bedingung des Fahrens in beiden Richtungen war bei der Unterbringung der elektrischen Ausrüstung in den Wagen zunächst darauf Rücksicht zu nehmen, daß an jedem Wagenende ein Führerstand angebracht werden mußte. Motoren, Transformatoren, Anlasser und die übrigen elektrischen Apparate und Sicherungen wurden bei dem Wagen der A. E. G. in einem im mittleren Teile eingebauten Apparatraume untergebracht, der durch Luftschächte mit doppelten eisernen Blechwänden vom Personenraum getrennt ist. Der durch den Mittelraum führende Durchgang zur Verbindung der beiden Wagenhälften ist vollständig von den stromführenden Teilen abgeschlossen. Die Führerstände sind gegen das Wageninnere nur teilweise durch schmale Holzwände abgeschlossen; diese gestatten noch den Durchblick durch den ganzen Wagen von vorn nach hinten. Nach Beginn der Fahrt wird der Führerstand durch ein verschiebbares Gitter gegen das Innere abgetrennt, so daß der Führer in seinen Dienstobliegenheiten durch das Publikum nicht gestört werden kann. Die elektrischen Apparate werden vom Führerstande aus mittels einfacher mechanischer und unbedingt zuverlässiger Uebertragungen gehandhabt. Hierzu dient lediglich ein Handrad; durch Drehen nach rechts erfolgt das Anfahren des Wagens und schnelleres Fahren, durch Drehen nach links langsameres Fahren, Halten, schnelles und energisches Bremsen. In wenigen Sekunden kann von „Vollkraft voraus“ auf „Volles Bremsen“ umgeschaltet werden. Eine Zeigervorrichtung läßt die jeweilige Stellung der Apparate erkennen, ein Strommesser zeigt die Belastung der Motoren, eine weitere Vorrichtung die Fahrgeschwindigkeit an. Zur linken Hand hat der Führer noch einen Handgriff zur Bethätigung der Druckluftbremse, zur rechten Hand ein zweites Handrad für eine Handbremse bei Rangierbewegungen.

Auch bei dem Wagen von S. & H. hat man von einer Unterbringung der elektrischen Apparate im Führerstande vollständig abgesehen; sie sind hier in sehr geschickter Weise über den ganzen Wagen

verteilt, in der Hauptsache unter dem Wagenfußboden angebracht und von dem Wageninnern vollständig getrennt. Die Bethätigung der elektrischen Apparate erfolgt vom Führerstande durch mechanische Uebertragung, die nötigenfalls noch durch eine Druckluftvorrichtung unterstützt werden kann.

Die Abnahme des Stromes von den Fahrdrähten, die in je 1 Meter Entfernung senkrecht übereinander ausgespannt sind und neben den Schienen verlaufen, geschieht durch drei Schleifbügel, die bei dem Wagen der A. E. G. auf besonderen Achsen, bei dem von S. & H. auf einer gemeinsamen Achse befestigt sind. Die Bügel werden durch Federn und während der Fahrt noch unter Zuhilfenahme des Winddrucks gegen die Leitungen gedrückt.

Der für die Versuchsfahrten erforderliche elektrische Strom ist von dem Kraftwerke Oberspree der Berliner Elektrizitätswerke in Oberschönweide geliefert worden. Die elektrische Speiseleitung vom Kraftwerke bis Marienfelde ist 13 Kilometer lang und teils oberirdisch an hölzernen Masten, teils unterirdisch als Kabel zur Verlegung gekommen. Bei Marienfelde wurde die Speiseleitung in einem von der Firma S. & H. gebauten Freileitungsausschalter mit der dreidrähtigen Fahrleitung verbunden, die auf der westlichen Seite des Geleises der Militäreisenbahn auf eine Strecke von 23 Kilometern bis zum Bahnhof Zossen führt. Von dem Kraftwerke wurde nach Bedarf Drehstrom von 6000 bis 14000 Volt Spannung geliefert. Die drei Fahrleitungen aus blankem Hartkupferdraht von 100 Quadratmillimeter Querschnitt sind 1,45 Meter seitlich von der Geleisemitte an 35 Meter voneinander entfernt stehenden Holzmasten an Isolatoren befestigt, die von eisernen Auslegern getragen werden. An dem Ausleger eines jeden Leitungsmastes sind Schutzvorrichtungen angebracht, die beim Reißen eines Drahtes die herabfallenden Enden der Leitungen stromlos machen.

Der Oberbau der Versuchsstrecke entspricht demjenigen der Geleise der älteren preußischen Staatsbahnen und ist nur für Höchstgeschwindigkeiten von 80 Kilometern in der Stunde berechnet. Es war daher von vornherein anzunehmen, daß er für Geschwindigkeiten bis zu 200 Kilometern nicht genügend widerstandsfähig sein würde. Da jedoch die Kosten für einen neuen, hinreichend starken Oberbau rund $^1/_2$ Million Mark betragen, so hat man von der Herstellung eines solchen zunächst abgesehen, um erst Erfahrungen zu sammeln, ob sich eine solche Ausgabe überhaupt lohnen würde.

Die beiden Schnellbahnwagen haben während der Versuchsfahrten im ganzen 3000 Kilometer durchlaufen. Die ersten Fahrten fanden unter Vorspann einer Dampflokomotive statt, um die Wagen einzufahren; hierauf fuhren die elektrischen Wagen zunächst mit einer Geschwindigkeit von 60 Kilometern in der Stunde allein. Später wurde eine Höchstgeschwindigkeit von 100 Kilometern, dann eine solche von 130 Kilometern eingehalten. Die Versuche mit diesen Geschwindigkeiten dienten hauptsächlich zur Ermittlung der Zeiten und Wege, die für das Anfahren bis zur vollen Geschwindigkeit und gleicher Weise für das Anhalten der Wagen erforderlich sind.

Nachdem bei diesen Versuchen sich die Konstruktion



Durchblick durch den elektrischen Schnellbahnwagen der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft

beider Wagen in allen Teilen auf das vorzüglichste bewährt hatte, wurde noch zu Fahrgeschwindigkeiten von 135 bis 160 Kilometern übergegangen. Bei 140 Kilometern Geschwindigkeit in der Stunde ergaben sich jedoch unruhige Bewegungen im Laufe der Wagen; es trat das sogenannte Schlingern ein. Bei größeren Geschwindigkeiten nahm das Schlingern noch zu und verursachte seitliche Ausbiegungen und vertikale Durchbiegungen der Schienen, namentlich an den Schienenstößen. Als zulässige Höchstgeschwindigkeit für die Versuchsstrecke ergaben sich 130 Kilometer in der Stunde; bei dieser Geschwindigkeit war der Wagenlauf noch ruhiger als in den D-Zügen mit 90 Kilometern Geschwindigkeit.

Bezüglich der Bremseinrichtungen — beide Wagen sind mit der Westinghouseschen Schnellbremse ausgerüstet und können außerdem durch Handbremse und Gegenstrom, der Wagen der A. E. G. auch noch durch eine besondere elektrische Bremse zum Halten gebracht werden — hat sich ergeben, daß sie für die großen Fahrgeschwindigkeiten nicht ausreichen. Neben einer Abänderung der vorhandenen Einrichtungen erscheint auch noch die Einführung einer besonderen, sicher wirksamen elektrischen Bremse unerläßlich.

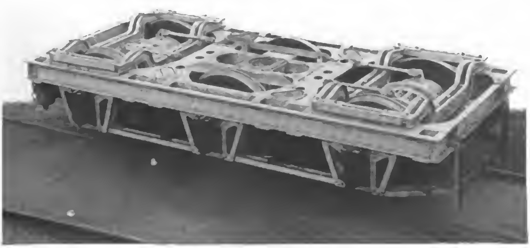
Welche Wirkungen der Luftwiderstand bei den verschiedenen Fahrgeschwindigkeiten hat, konnte noch nicht mit genügender Sicherheit festgestellt werden. Man erkannte jedoch, daß die Form der Stirnwände der Schnellbahnwagen einen großen Einfluß auf den Luftwiderstand hat. Zur Feststellung dieses Einflusses sollen bei den späteren Versuchen Vorbauten verschiedener Art an den Stirnwänden der Wagen angebracht werden. Da ferner die Höchstgeschwindigkeit von 200 Kilometern in der Stunde, für welche Leistung die elektrische Einrichtung im Kraftwerke und in den Wagen gebaut ist, noch nicht erreicht werden konnte, so war es zurzeit auch noch nicht möglich, auf Grund der Versuche eine genaue Berechnung der Gesamtkosten eines elektrischen Schnellbahnbetriebes aufzustellen.

Die Militäreisenbahn ist mit den gewöhnlichen optischen Einfahrtssignalen ausgerüstet, und an den wenigen nicht übersichtlichen Stellen sind außerdem noch Vorsignale vorhanden, die sich gleichzeitig mit den Hauptsignalen einstellen. Bei den Versuchsfahrten stellte sich jedoch heraus, daß die Signale bereits bei Geschwindigkeiten von 120 Kilometern in der Stunde nicht mehr früh genug zu erkennen waren, um die Wagen rechtzeitig zum Halten zu bringen. Es ergab sich, daß bei 160 Kilometern Fahrgeschwindigkeit die Signale bereits 1,5 bis 2 Kilometer vor den Stationen aufgestellt werden müssen. Wird ferner in Betracht gezogen, daß die Signale bei Nebel und Regenwetter schlecht zu sehen sind, so erscheint es unbedingt notwendig, die Einrichtungen so zu treffen, daß im Wagen selbst optische Signale sichtbar werden und mit diesen gleichzeitig ein elektrisches Läutewerk in Thätigkeit gesetzt wird.

Infolge der sorgsamen Unterhaltung und Ueberwachung der Strecke und der vorzüglichen Bauart der Wagen und Stromleiter ist während der ganzen Versuchszeit kein Unfall bei Fahrtteilnehmern und den auf der Strecke beschäftigten Arbeitern vorgekommen. Irgendwelche psychologische Einwirkungen der hohen Fahrgeschwindigkeit auf das Führerpersonal sind nicht bemerkt worden. Das Auge gewöhnte sich selbst bei Fahrten mit über 150 Kilometern Geschwindigkeit in der Stunde schnell daran, die Gegenstände zu erfassen; es konnten sogar die Nummern der Kilometersteine an den benachbarten Geleisen der preußischen Staatseisenbahn abgelesen werden.

Mit Rücksicht auf den günstigen Ausfall der Versuche beabsichtigt die Studiengesellschaft, die Versuchsfahrten nach Fertigstellung eines kräftigeren Oberbaues auf der Strecke Marienfelde-Zossen bis zu etwa 200 Kilometern Geschwindigkeit in der Stunde fortzusetzen. Ueber die Herstellung des neuen Oberbaues schweben zurzeit noch Verhandlungen mit dem Kriegsministerium und dem Ministerium der öffentlichen Arbeiten. Durch die Versuche kann aber schon jetzt als erwiesen angesehen werden, daß auf dem betretenen Wege mit sicherem Erfolge weitergearbeitet werden kann, und daß es gegenwärtig schon möglich ist, einem mit der doppelten Geschwindigkeit der jetzigen Schnellzüge fahrenden Zuge von einer festen Luftleitung aus die erforderliche elektrische Betriebskraft sicher zuzuführen. Der neueste Oberbau der preußischen Staatsbahn würde für einen elektrischen Schnellbahnbetrieb mit 160 Kilometern Geschwindigkeit in der Stunde bereits widerstandsfähig genug sein.

Otto Jentsch



Drehgestell mit eingebauten Motoren

Im Zenana

Skizze von La Terros

Ueber dem gelben Sande Indiens strahlt noch in vollem Glanz die glühende Sonne, aber schon liegt als erster Künder der rasch herabsinkenden Nacht ein rosiger Schimmer über Himmel und Erde. Meine Augen sehen den weichen, Abend kündenden Farben ungeduldig entgegen. Die heutige tödlich starre Sonnenglut läßt mich lechzen nach der wohlthätigen Kühlung des Abends.

Und allmählich vollzieht sich vor meinen Augen das allabendlich stets mit neuem Entzücken genossene Schauspiel. Der mattrosa zarten Farbe, die den Horizont säumte wie eine Himmel und Welt verbindende Wolke von hellem Duft, folgen bald schärfere Tinten in leuchtend tiefem Kolorit. Die schroff senkrecht fallenden Strahlen der Sonne erscheinen nun dem Beschauer gleich rotglühenden Flammensäulen. Zwischen ihnen ist der wolkenlose Himmel in einen violetten Schimmer getaucht, in seiner intensiven Färbung glänzt er fast metallisch. Sogar der Boden, am Tage in stumpfer Sandfarbe und sengendem Sonnenbrand öde und eintönig erscheinend, schmückt sich jetzt mit einem königlich stolzen Kleide, das ihm die sinkende Sonne leiht. Die weite Erde prangt in allen Farben, vom satten Rostbraun bis zum hellen smaragdenen Grün. Die Bäume, die nur vereinzelt das starre, bewegungslose Bild der Landschaft unterbrechen, werfen im Zauber der Dämmerung phantastische Schatten. In den tagsüber staubig und welk herabhängenden Zweigen beginnt ein reges Leben. Bunt schillernde Vögel, zierliche Aeffchen, grau und schwarz gezeichnete Eichhörnchen, sie tanzen und hüpfen und schwirren wie toll durcheinander. Majestätisch schreiten die Pfauen; sie meiden das schützende Gesträuch, als wären sie sich der Heiligkeit, die ihnen der Hinduglaube verleiht, voll bewußt. Der wunderschöne graue Königskranich äugt mit klugen, wachsamen Blicken um sich, und der helle Lockton des kleinen Geiers, fast einem froh begehrlichen Lachen von schönen Frauenlippen gleichkommend, erklingt in den Lüften.

Diese karge Spanne Zeit, die Indiens Sonne sinken läßt, diese wenigen Minuten zwischen Tag und Nacht sind unvergleichlich schön. Sonst strahlt in vernichtender Grausamkeit die Sonne auf den indischen Boden nieder. Not und Elend reden die Gesichter mit den heißen, schwermütigen Augen, die hageren, oft von Krankheit zerstörten Gestalten der arbeitenden Bevölkerung. Mühselig tragen die Tiere ihre schwere Bürde durch den erbarmungslos heißen, trockenen Sand. Und grausam sind auch die Stimmen der Nacht. Das Bellen der hungrigen Schakalrudel, das Heulen der beutegierigen Hyänen, das klagende Schreien der Kamele, das scharfe Pfeifen der großen Aasgeier, der Unheilsruf der Eulen, das alles giebt eine schauerliche Sinfonie der Nacht, düster und unheimlich in ihren scharfen Klangrhythmen, grausam in den todlüsternen Kampfestönen…

Ich war traumverloren in den wechselvollen Farbenreiz des herrlichen Sonnenuntergangs versunken. Nur noch ein durstig genießender Blick streifte die mählich in Nachtdunkel sinkende Erde, dann wandte ich mich dem Hause meines Gastgebers zu. Ein Begebnis harrte dort meiner, dem ich mit hohem Interesse entgegensah. Für einen Moment stockte von neuem mein Fuß. Die Farbenwunder indischer Sonne lagen noch wie ein letzter Gruß über dem Palast vor mir. Der rote Sandsteinbau mit seinen willkürlich vieleckigen Formen war noch in Abendglut getaucht. In dem feinen Rankenwerk des oberen, in maurischem Stil aufgeführten Frauenbaues grenzten sich Licht und Schatten scharf ab. Hinter dem steinernen Gitter dieser offenen Dächer würde ich die nächste Stunde verbringen — im Zenana.

Nur äußerst selten wird einem weiblichen Gaste der indischen Fürsten ein Zenana zugänglich gemacht. Ich muß aufrichtig gestehen, daß ich das ehrenvolle Anerbieten des Maharajs zuerst gar nicht verstanden hatte, bis mir dann erklärt wurde, im Zenana befänden sich, ähnlich dem türkischen Harem, die Frauen der vornehmen Hindus. Sie leben in strengster Abgeschiedenheit, nichts von der schönen Gotteswelt schauend als die geringe Sehfläche, die ihnen ein zierlich gemeißeltes Mauerwerk zwischen Rosetten und Ranken frei läßt, nichts vom Leben ahnend und nichts erfahrend als das, was der Herr des Hauses ihnen davon kündet.

Da ich Hindostanisch weder spreche noch verstehe, so war mir von meinem liebenswürdigen Gastgeber als Führer und Dolmetsch ein junger Maharaj zugesagt worden, über dessen verwandtschaftliches Verhältnis zum Hausherrn ich im unklaren blieb. Der Hindu kennt nur wenige verwandtschaftliche Begriffe: Mutter, Geschwister und Kinder. Somit werden auch Onkel und Tante als Vater und Mutter, Neffe und Nichte als Sohn und Tochter, Vetter und Base als Bruder und Schwester dem Fremden gegenüber genannt, ein Faktum, das natürlich in meinem Kopfe eine heillose Begriffsverwirrung anrichten mußte.

Pünktlich um sieben Uhr fand ich mich, unsrer Verabredung gemäß, im Salon ein, einem Raum mit geschmacklosen grellgelben Möbeln, die freilich nach der Meinung des Hausherrn den Gipfel europäischer Eleganz repräsentierten. Ein schlanker, noch sehr junger Mann wurde mir als mein Cicerone vorgestellt. Der bronzefarbene Jüngling in farbenfreudigem Brokatkleide schritt mir voran; eine betäubende Wolke scharfen Parfüms strömte von ihm aus. In dem Schreibzimmer des Maharajs stand ich plötzlich vor einer Thür, die, geschickt kaschiert, mir bis jetzt noch gar nicht aufgefallen war. Also hier begann das Geheimnis, die Poesie des Hauses!

Mein Führer leuchtete, nachdem die Thür hinter uns leise ins Schloß gefallen war, mit einer kleinen Laterne über eine enge, steinerne Wendeltreppe. Ein paar Ratten und Mäuse hasteten eiligst über die Stufen — ach, ich hatte es längst aufgegeben, mit einem mehr oder minder entsetzten Aufschrei vor diesen schnellfüßigen Tierchen zu entfliehen. Ich war allmählich schon an die zu Tausenden und Abertausenden in Haus und Garten geduldeten kleinen Nagetiere gewöhnt.

Die schwere, eingeschlossene Luft des Stiegenhauses, geschwängert von dem vorhin erwähnten

orientalischen Parfüm, ließ mich die Treppe in ihren scharfen, engen Windungen als recht mühselig empfinden. Aber nun standen wir oben vor einer zweiten Thür. Mein Begleiter schlug leise dreimal in die Hände, von innen erklang das gleiche Zeichen, und dann öffnete er.

Ich fand mich wie in einem Märchen! Die Halle, die sich vor mir aufthat, war nur spärlich beleuchtet von den flackernden Flammen niedriger Windlichter und kleiner Räucherlampen. In den Winkeln lag fast nachttiefes Dunkel. Als meine Augen sich an die weiche Dämmerung gewöhnt hatten, erkannte ich auf dem Boden kauernde oder an den Wänden lehnende Frauengestalten in dunkeln Gewändern: die zahlreichen Dienerinnen der „queens“, wie der indische Fürst seine Frauen dem Fremden gegenüber bezeichnet.

Meine vor Erregung kalten Finger wurden von zwei dunkeln Frauenhänden erfaßt, und vor mir stand die Gattin des Hausherrn, eine kleine, magere Frau, bunt aufgeputzt mit goldfädigen Schleiern, mit schimmernden, reich mit Edelsteinen besetzten Gewändern. An den nackten Armen und über den ebenfalls nackten Füßen trug sie eine schwere Last goldener Spangen, die nun beim Vorwärtsschreiten melodisch klirrten.

Noch immer meine beiden Hände haltend, führte sie mich durch einen schmalen Gang, in den die Thüren matt beleuchteter und unwohnlich leerer Gemächer mündeten, in einen von oben offenen Raum. Er war von den eingangs erwähnten Steinfiligranen umschlossen.

Hier erwarteten mich die übrigen Fürstinnen. Bei meinem Eintritt erhoben sie sich von den eng zusammengerückten Plüschfauteuils, um mich zu begrüßen und sich mir vorstellen zu lassen. Mit dem Pathos feierlichster Grandezza ging beides vor sich, dann setzten wir uns, und nun konnte ich ungeniert den fürstlichen Glanz dieser phantastischen Prunkgewänder genießen. Mit gleichmütiger Gefallsucht ließen die Frauen meine staunenden Blicke über sich ergehen, und ich bewunderte das reizvolle Bild, das mich wie ein lebendig gewordenes Märchen aus Tausend und eine Nacht anmutete, in ehrlichem Entzücken.

Das Gespräch schleppte sich nur mühsam hin und wurde lediglich von der ältesten, daher in ihrem Range vornehmsten Gemahlin des Maharajs geführt. Eintönig murmelnd, übersetzte mein Begleiter die hindostanischen Worte der alten Dame, und ebenso plärrte er meine englische Antwort der freundlich aufhorchenden „queen“ vor. Nur einmal verstieg sie sich zu ein paar englischen Brocken, indem sie mir ein kostbares Stück echter Perlstickerei an der Gewandung ihrer Tochter zeigte mit den Worten: „Twelve thousand rupees!“ Ich mußte lächeln über diese naive Prahlerei — also auch indischen Damen steht die Toilettenfrage obenan!

Die Kleidung der Frauen war, wie schon erwähnt, ungemein kostbar. Auf dem glattgescheitelten, tiefschwarzen Haar ruhte der golddurchwirkte Schleier, von wertvollen Nadeln und Spangen gehalten. Auch das Leibchen war, wie der kurze, faltige Rock, mit Edelmetall, Perlen und Juwelen geschmückt. Die Hände, Arme und Fußgelenke waren mit Geschmeide überladen. Ohren und Nasen, mit orientalischem Aufputz behangen, bildeten einen merkwürdigen Kontrast zu den durchaus modernen Ringen, die alle zehn Finger aufwiesen.

Die Frauen waren durchwegs klein gewachsen, aber vollkommen proportioniert gebaut, und dadurch wirkten ihre graziösen Gestalten ungemein anmutig. Hände und Füße waren klein, wie die eines Kindes. In dem bronzefarbenen, schmalen Gesicht dominierten die großen, schwarzen Augen. Die blauschwarze Tusche, mit denen ihre Umrandung grob gefärbt war, gab ihnen einen opalisierenden, fascinierenden Glanz. Ihr schwermütiger, fast trauriger Blick war von mächtiger Wirkung. Die schwarze Färbung der Zähne hingegen machte sich beim Sprechen und Lachen aufdringlich bemerkbar und wirkte ungemein abstoßend. Es herrscht nämlich die barbarische Sitte, am Tage der Hochzeit das blendend weiße Gebiß schwarz beizen zu lassen.

Die Unterhaltung war mühsam und spärlich. Mich frappierte aber ein Moment, das die inferiore Stellung auch der vornehmen Indierin ungemein charakteristisch beleuchtet. Der Dolmetscher übersetzte mir, daß die „ladies“ schon seit vier Stunden auf meinen Besuch warteten. Ich hatte freilich schon um drei Uhr am Nachmittag die mit rosa Teppichen malerisch verhangenen, festgeschlossenen Wagen der „queens“ auf den durch hohe Mauern eingeschlossenen Hof fahren sehen, in dem ein Turm den unterirdischen Eingang zum Zenana birgt. Die von mir benutzte Treppe ist sonst nur dem Herrn des Hauses zugänglich. Meine erschrockene Bitte, nicht mir diese stundenlange Wartezeit sowohl der Damen des Hauses als auch der nur meinetwegen anwesenden Frauen benachbarter Fürsten zur Last zu legen, da mir ausdrücklich die siebente Abendstunde für meinen Besuch genannt worden sei, übermittelte mein jugendlicher Führer einfach gar nicht.

„Oh, that does not matter,“ wandte er sich an mich. „Das ist ohne Belang, sie hätten noch länger warten müssen, wenn es ihrem Herrn gefällt!“

Als ich mich verabschieden wollte, schlug die Patroneß des Hauses, wie beim Empfang, leicht die Hände zusammen. Plötzlich kam reges Leben in die gesamte Schar der bisher vollständig teilnahmlosen Dienerinnen. In leisem Hinundherhuschen bildeten sie einen weiten Kreis. Zwei Mädchen traten vor und überreichten der Fürstin auf einem großen, grünseidenen Blatt einige frische, stark duftende Blumenketten und auf einem silbernen Tablett ein goldenes Parfümflacon. Mit über der Brust gekreuzten Armen neigten die Damen und ihre zahlreiche Dienerinnenschar das Haupt. Nur die kleine Gestalt der alten Fürstin reckte sich, um mir Kopf, Nacken und Arme mit den betäubend stark riechenden Blumenkränzen zu schmücken. Darauf bestrich sie mir mit leichter Hand Gesicht und Arme sowie auch das Kleid mit schwülem, schwerem Parfüm, das sie dem goldenen Fläschchen entnommen.

Diese Zeremonie entbehrte nicht einer gewissen Feierlichkeit; sie ist der höchste Beweis gastfreundlicher Ehrung seitens der indischen Fürstinnen. Aber ich atmete doch erleichtert auf, als ich mich nicht mehr als den Mittelpunkt dieses in betender Stellung verharrenden Frauenkreises fühlte. Nach fast zärtlichem Abschied — den Kuß kennen die Hindus in keiner Form — führte mich die Gattin des Maharajs wieder an die Eingangspforte zurück, und mein Besuch im Zenana war zu Ende.

Die Madonna Chigi von Botticelli

(Siehe die Kunstbeilage)

Die amerikanischen Milliarden drohen dem alten europäischen Kunstbesitze, insbesondere dem italienischen, immer gefährlicher zu werden. Ungefähr um dieselbe Zeit, als Mr. Pierpont Morgan eine thronende Madonna von Raffael für 2100000 Mark kaufte, erwarb eine in Boston lebende Kunstsammlerin, Mrs. H. L. Gardner, von einer Londoner Kunsthändlerfirma für 13000 Pfund (= 260000 Mark) eine Madonna mit dem Kind und einem Engel von Sandro Botticelli (1443—1510), dem jetzt in der Gunst der Kunstsammler am höchsten stehenden Meister der italienischen Frührenaissance. Die englische Firma hatte das Bild von dem Fürsten Chigi in Rom gekauft, der sich dabei um das Gesetz Pacca, das die unerlaubte Ausfuhr von Kunstgut aus Italien mit hohen Strafen belegt, nicht gekümmert. Hatte doch das Bild lange Jahre unbeachtet in einem Keller des Palastes Chigi in Rom gelegen, bis es der feinste und scharfblickendste Kunstkenner des modernen Italiens, der Senator Morelli, dort entdeckte und für ein schönes Jugendwerk des Botticelli erklärte. Ihm schlossen sich die hervorragendsten Kunstgelehrten Englands, Frankreichs, Deutschlands und Italiens an. Als der Handel ruchbar wurde, verurteilte das römische Gericht den Fürsten Chigi zur Herausgabe der gesammten Kaufsumme. Aber schon das Berufungsgericht setzte die Strafsumme auf 1600 Mark herab, und als die Sache vor die dritte Instanz, das Appellationsgericht in Perugia, kam, wurde Fürst Chigi freigesprochen, die italienischen Händler, die das Geschäft mit der englischen Firma vermittelt hatten, jedoch zu Geldstrafen von 1000 bis 2000 Lire und zur Herausgabe des Bildes verurteilt. Auf die Herausgabe wird die italienische Regierung aber wohl verzichten müssen, da das Bild inzwischen nach Amerika gekommen ist. Da die Käuferin die Absicht hat, das Bild dem Museum in Boston zu schenken, hat die Regierung der Vereinigten Staaten auf die Erhebung des Eingangszolles verzichtet. Ganz ungetrübt ist die Freude an dieser Erwerbung übrigens nicht; denn als das Bild im Herbst vorigen Jahres in London ausgestellt wurde, traten wieder andre Kenner auf, die die Urheberschaft Botticellis bestritten und das Gemälde nur als eine aus seiner Werkstatt hervorgegangene Schülerarbeit gelten lassen wollten. Gleichwohl ist es ein vortreffliches Werk der italienischen Frührenaissance, das unverkennbar das Gepräge des Filippo Lippi, des Lehrmeisters von Botticelli, trägt. Insbesondere ist das Antlitz des Engels, der dem Christuskinde Weintrauben und Weizenähren, die Sinnbilder des Abendmahls, reicht, von bezaubernder Schönheit. Daß das Bild schon zur Zeit seiner Entstehung hoch geschätzt worden sein muß, beweist der Umstand, daß sich zwei alte Kopien davon erhalten haben, die eine in der Sammlung des Herzogs von Aumale in Schloß Chantilly, die andre in Privatbesitz in Philadelphia, wohin sie aus einer florentinischen Sammlung gekommen ist. A. R.

Fischfang im Sommer

Plauderei

von

Fritz Skowronnek

In feuchtwarmer Nacht, wenn dunkle Wolken den Himmel verhüllen, schleichen aus den Hütten mit geflickten Strohdächern, wie man sie noch heute in ganz Ostelbien findet, vermummte Gestalten. Das Gesicht ist geschwärzt, der Körper in zerlumpte Gewänder gehüllt. Das sind die Aermsten der Armen, die Tagelöhner und Instleute, die von dem Ertrag der Gewässer ausgeschlossen sind, an deren Rand sie wohnen. Unter Zittern und Zagen suchen sie mit primitivem Gerät ein Gericht Fische zu erraffen, das ihnen die mangelnde Fleischnahrung ersetzen soll. Zwei Rahmen, etwa vier Meter lang und einen Meter hoch, sind an der schmalen Seite durch ein Scharnier zusammengefügt und mit engmaschigem Netz überzogen. Wie zwei ausgebreitete Arme fährt dies Gerät, von den Männern gezogen, im seichten Wasser über den Grund. Nach zwanzig Schritten wird es zusammengeklappt und ans Ufer getragen, um die Beute zu bergen. Meist sind es zahllose winzige Fische, die in den bauschigen Beuteln des Netzes hängen bleiben, nicht selten jedoch werden auch wertvolle Schleien und Brassen (Bleie) erbeutet, wenn sie zur Ablegung des Laichs auf den flachen Uferrändern sich versammeln.

Vorsorglich wird der Fang an mehreren Stellen im Ufergebüsch geborgen oder sogleich durch einen Begleiter nach Hause geschickt, um von den Frauen zubereitet zu werden. Ist der Fang sehr reich gewesen, dann wird ein Teil der Fische noch in der Nacht im Ofen abgebacken, um als Vorrat aufbewahrt zu werden. Mit dem Rest macht sich die Frau vor Tau und Tag auf den Weg nach der nächsten Stadt, wo der Erlös in Salz, Speck, Kaffee und Branntwein angelegt wird.

Es ist ein mühseliges Stück Arbeit, dies Fischen mit der Wate. Bis zu den Hüften waten die Männer stundenlang im Wasser, oftmals kauern sie im Röhricht, bis zum Kopf eingetaucht, um dem Aufseher zu entgehen, der in solchen Nächten seine Aufmerksamkeit verdoppelt. Müde und frierend kehren sie vor Tagesanbruch nach Hause zurück, um sich durch eine reichliche Fischmahlzeit für die Anstrengungen zu entschädigen und für die mühevolle Tagesarbeit zu stärken. Einfach genug sind



Phot. D. Anderson, Rom

Die Madonna Chigi von Botticelli

(Text Seite 220)

die Fische zubereitet. Wenn irgend möglich, werden sie in Milch gekocht; reichliche Zuthat von geriebenem Meerrettich dient als Würze.

An den großen Seen, die im Zuge der uralisch-baltischen Seenkette liegen, ist noch ein zweites Netz im Gebrauch, das, zur richtigen Zeit angewendet, reichliche Erträge zu liefern pflegt. Das ist das Staaknetz, einfach und doch sehr sinnreich in seiner Konstruktion. Zwischen zwei Simmen, das sind Leinen von der Dicke eines Fingers und etwa dreißig Meter Länge, sind drei Netzwände ausgespannt. Die beiden äußeren bestehen aus großen Maschen mit einer Seitenlänge von 10 bis 15 Centimetern. Die mittelste Netzwand dagegen ist so engmaschig, daß nur ein kleiner Fisch darin stecken bleibt. Die größeren Fische stoßen sich, wenn das Netz, durch Schwimmer an der oberen und durch Bleistücke an der unteren Simme ausgespannt, wie eine Wand im Wasser steht, einen Beutel aus, denn das feinmaschige Netz hat so viel Ueberschuß, daß es auf jeder Stelle leicht nachgiebt.

Die Anwendung dieses Netzes ist sehr mannigfaltig. Es wird abends an Stellen ausgeworfen, an denen im Sommer und Herbst sich größere Fische zu versammeln pflegen. Den Fischern sind solche Stellen genau so bekannt, wie dem Jäger die Wechsel des Wildes. Ja, sie können noch mit viel mehr Sicherheit auf das Eintreffen der Schuppenträger rechnen als der Jäger, der auf einen Hirsch oder ein Reh lauert, auf dessen Kommen, denn die Fische unternehmen ihre Wanderungen mit großer Regelmäßigkeit. In warmen Sommernächten steigen sie aus der Tiefe empor und ziehen zu dem Ufer, an dem tagsüber der Wellenschlag gestanden hat, weil sie in dem von der Bewegung aufgerührten Wasser reichliche Nahrung finden. Im Herbst wandern die Weißfische und mit ihnen die Raubfische, die sich von ihnen nähren, aus dem flachen Gewässer zum tieferen, im Frühjahr geht der Zug umgekehrt. Schmale Verbindungsstellen der zusammenhängenden Gewässer sind daher gute Fangstellen, in denen wochenlang große Fischmengen erbeutet werden. Manchmal ist der Andrang so groß, daß das Netz mitgeführt wird.

In der Hauptsache dient das Staaknetz aber den Arten des Fischereibetriebes, bei denen der Fisch getrieben wird. Das Werkzeug zum Scheuchen ist eine glatte, dünne Stange, die an ihrem dicken Ende einen Holzklumpen von der Größe eines Pferdehufs und der Form einer Glocke trägt. Bei heftigem Stoß wird Luft mitgerissen, die unter Wasser mit starkem Getöse entweicht. Erschreckt fliehen die Fische vom Ufer nach der Tiefe zu, wo das Netz in flachem Bogen aufgestellt ist. Auf manche Fische scheint dies Geräusch nicht abschreckend, sondern anreizend zu wirken. Denn die Kaulbarsche werden in den Haffen auf die Weise gefangen, daß die Fischer auf der entgegengesetzten Seite mit dem „Sturgel“ ins Wasser stoßen, worauf die Fische herzueilen und sich im Netz verstricken.

Den zahllosen Fischdieben im ostelbischen Deutschland ist dies Netz ein unentbehrliches Gerät. Der dazu erforderliche Kahn ist im kleinsten Dorfe vorhanden. Sein Besitz ist ja nicht verboten. Und wie leicht ist er aus zwei dickeren Planken und vier dünnen Brettern gezimmert! Für den Unerfahrenen mag er ein „Seelenverkäufer“ sein; den Männern, die mit seiner Handhabung von klein auf vertraut sind, erfüllt er seinen Zweck. In der Mittagsstunde, wenn die Hitze über dem stillen See brütet, fahren sie hinaus. Drei, vier Netze werden aneinander gebunden und in weitem Bogen, der dem Ufer zugekehrt ist, so aufgestellt, daß Anfang und Ende der Netzwand in ganz seichtem Wasser zu liegen kommen. Mit hastigen Ruderstößen treibt der eine den Kahn vorwärts, der andre scheucht die Fische mit dem Sturgel. Auf den Uferhöhen halten ein paar Jungen Wache, um die fischenden Väter gegen eine Ueberraschung durch den Aufseher zu sichern. Manchmal ist schon beim ersten Aufstellen das ganze Netz voll kleiner Weißfische und Barsche. Dann wird es eilig auf die Ruder gelegt und nach Hause getragen, um im Stall seiner Beute entledigt zu werden.

Im Herbst, wenn die Kälte der Luft die Wärme des Wassers als Nebel hervorlockt, dann wird mit dem Staaknetz ein eigenartiger Fischfang betrieben. Fast in jedem größeren See giebt es Stellen, in denen der Boden aus der Tiefe so weit emporsteigt, daß diese „Berge“, wie der Fischer sie nennt, nur von 2 bis 3 Meter hohem Wasser bedeckt sind. Dort sammeln sich in den Wochen, die dem Zufrieren vorangehen, fast alle Fischarten des Sees in großen Mengen. Am zahlreichsten sind natürlich die Weißfische, Plötze, Gieben und Rotfedern vertreten, die ja in den meisten Gewässern die Ueberzahl behaupten. Man könnte fast meinen, daß sie noch einmal, ehe der Frost ihnen die starre Decke auf den See legt, mit Tanzen und Springen sich vergnügen wollen. Denn in den windstillen Nächten hört man deutlich, wie sie aufspringen, als wenn sie, wie in heißer Sommerszeit, die Mücken jagten.

Mit lautlosem Ruderschlag kommt der Fischer angefahren. Unter Vermeidung jeglichen Geräusches läßt er die verbundenen Netze auslaufen. Anfang und Ende ist durch wasserdichte Tönnchen bezeichnet, die durch eine recht lange Schnur mit dem Netz verknüpft sind, weil in der dunkeln Nacht auch der Erfahrenste sich auf der weiten Wasserfläche in der Entfernung irrt. Die Landmarken, die am Tage ihn die Untiefe mit unfehlbarer Sicherheit finden lassen, sind verschwunden, nur ein einsames Lichtlein, das aus weiter Ferne herüberschimmert, oder ein Hundeblaff geben ihm einen kleinen Anhalt. Ist das Netz in möglichst gerader Linie ausgestellt, dann fährt der Kahn zwei-, auch dreimal darüber hin und zurück. Aber jetzt wird mit dem Sturgel nicht heftig ins Wasser gestoßen. Nein, der Fischer hat ihn umgedreht. Mit der dünnen Spitze plätschert er ununterbrochen auf der stillen Oberfläche des Sees. So oft ich auch diese Art der Fischerei betrieben habe, ist es mir doch nicht klar geworden, ob dies Geräusch die Fische scheucht oder anlockt. Fast möchte ich das letztere annehmen, denn beim Aufnehmen des Netzes sieht man, daß die Fische von beiden Seiten herzugeeilt sind und sich den Beutel ausgebohrt haben, der sie so innig umschließt, daß sie keine Flosse zu ihrer Befreiung rühren können.

Wie oft bin ich mit meinem alten Kumpan Stomber in den stillen Herbstnächten zum Fischfang mit dem Staaknetz ausgefahren! Den Tag über schaffte er rüstig mit Säge und Axt in der Forst als Holzmeister, d. h. als Anführer der zahlreichen Holzarbeiter. Wenn aber die andern, müde und matt von der schweren Arbeit, ihr Lager aufsuchten, dann kam er nach der Försterei gewandert, um mich, der ich als strebsamer Gymnasiast über dem langweiligen Cicero saß, zu einer nächtlichen

Fahrt zu verlocken. Er brauchte nicht lange zu bitten, denn mich trieb dasselbe Gefühl wie ihn, die Jagdpassion, die beim Fischer ebenso vorhanden ist wie beim Jäger. Und während ich noch die notwendigsten Arbeiten für die Schule erledigte, saß er schon unten am Seeufer im Kahn und „verlas“ die Netze, daß sie beim Aufstellen in finstrer Nacht sich nicht verhedderten. Es ist merkwürdig, welch eine Bereitwilligkeit all die unzähligen Maschen besitzen, ein Korkfloß oder ein Bleistück zu ergreifen und festzuhalten. Da müssen die Finger nicht nur fühlen, sondern auch sehen, denn das Auge vermag ihnen nicht zu helfen.

Am flachen Ufer wurde der erste Zug gethan, „um das Netz naß zu machen,“ dann ging die Fahrt quer über die Bucht zu der Landzunge, vor der wir den Kahn genau einrichteten, um in der Dunkelheit die „Gora“, die Untiefe, nicht zu verfehlen, die nach allen Seiten so steil abfällt, daß ein Irrtum um wenige Gewände das Netz in eine Tiefe von 30 bis 40 Metern versinken läßt. Wie oft hat uns dabei der Nebel überfallen, daß wir froh waren, die Tönnchen, die das Netz hielten, wiederzufinden. Einmal sind wir stundenlang hin und her gefahren, in der Meinung, daß wir uns dicht an der Auswurfsstelle befänden. Schließlich stießen wir auf ein Rohrdickicht. Es erschien uns unbekannt. Wir fuhren ans Ufer, es kam uns fremd vor. Geduldig saßen wir im Kahn, bis der Tag zu grauen begann, und wir erkannten, daß wir über eine Meile weit gefahren und in eine abgelegene Bucht geraten waren, die wir sonst nie aufzusuchen pflegten. Einmal überraschte uns ein Gewitter, das glücklicherweise so schnell vorüberrauschte, wie es gekommen war. Aber eine halbe Stunde haben wir doch am umgestürzten Kahn im eiskalten Wasser gehangen, und ein Glück war's, daß der Wellenschlag uns an die Spitze einer weit in den See laufenden Landzunge trieb. Da haben wir unsern Kahn umgedreht, das Wasser ausgeschöpft und unser Netz gesucht, das mit Fischen so gefüllt war, daß wir befriedigt den Heimweg antreten konnten.

In den meisten Fällen verlief die Fahrt völlig gefahrlos. Wir stellten das Netz aus, fuhren hin und her, während wir abwechselnd mit dem Sturgel plätscherten. Sehr oft war es so dicht voll weißschimmernder Fische, daß es wie ein heller Berg im Mittelteil des Kahnes lag. Dann schöpfte ich sorglich das Wasser aus und fuhr zur Stadt hinüber, wo an der Mündung des Flusses unser Geschäftsfreund wohnte, der für billigen Preis gern die gefangenen Fische erwarb. Ohne Unwillen zu zeigen, ließ er sich wecken, eifrig schleppte er mit meiner Hilfe die schweren Körbe in seinen Laden, um sie zu wiegen. Neben dem klingenden Lohn stiftete er meinem Kumpan noch einige Dinge, die bei schwerer Arbeit in kalter Herbstnacht nötig, nützlich und angenehm zu sein pflegen: eine Flasche „Doppelneunkraft“, aus ehrlichem Kartoffelspiritus künstlich gebraut, ein reichlich bemessenes Stück Rauchwurst und eine Handvoll Zigarren, deren Hauptvorzug darin bestand, daß sie bei energischer Lungenthätigkeit Rauch von sich gaben. Am frühen Morgen hängte dann unser Geschäftsfreund an die eiserne Stange, an der sonst die Embleme seines Geschäfts, eine Sense, ein Stück Baumwolle u. dgl. baumelten, einige Fische, und die Käufer fanden sich bald in hellen Scharen ein.

Die interessanteste Anwendung des Staaknetzes ist unstreitig die beim Fang des Hechtes. In den flachen Gewässern, deren Wassermenge stets gleichmäßig erwärmt oder abgekühlt ist, steht der schlaue Räuber, den man ohne Uebertreibung mit dem Fuchs vergleichen kann, auch im Sommer in den dichten Kraut- und Rohrkampen, die der Fischer „das Geläge“ zu nennen pflegt. Auf den tiefen Seen — und es giebt solche, bei denen weite Flächen mehr als 40, ja 50 Meter Tiefe aufweisen — tritt der Hecht erst im Herbst auf die seichten Ufer heraus. Wahrscheinlich lockt ihn die Wärme des Wassers, vielleicht kommt auch das Nahrungsbedürfnis dabei ins Spiel, das in dem von Weißfischen wimmelnden Geläge leichter zu befriedigen ist. Es ist ja die Art des Hechtes, auf die Beute zu lauern. Ich habe ihn oft beim Angeln beobachtet, wie er, von einer Wasserpflanze gedeckt, eine halbe Stunde und noch länger dasteht und sich dann plötzlich auf einen Weißfisch stürzt, der sorglos dicht an seinem Rachen vorbeischwimmt. Eine blitzschnelle Bewegung mit dem starken Schwanz treibt ihn drei, vier Meter wie einen Pfeil vorwärts, und was die mit spitzen Zähnen bewehrten Kiefern einmal erfassen, das ist unrettbar verloren.

Deshalb läßt sich der Hecht auch so leicht von dem, der es versteht, mit der Angel fangen. Gewöhnlich pflegt man dies Gerät etwas verächtlich als ein Ding zu bezeichnen, an dessen einem Ende ein Tagedieb, am andern ein Köder hängt. Das mag für alle diejenigen zutreffen, die mit einem primitiven Instrument auf Weißfische „stippen“ und froh sind, wenn sie nach ausdauerndem Warten ein fingerlanges Fischlein erbeuten. Die Fischer dagegen, die mit der Angel den Hecht fangen, sind von dieser Beurteilung wohl ausgeschlossen, denn sie fangen zu dritt in einem Kahn oft sehr ansehnliche Mengen Fisch. Einer treibt das Boot mit leisen Ruderschlägen ganz langsam am Röhricht entlang. Die beiden andern werfen die Angel aus. Meistens stürzt sich der Hecht sofort auf den Köder, sowie er die Oberfläche berührt; ein heftiger Ruck, ein Gegenhieb mit dem elastischen Stock — der Räuber sitzt am Haken. Hat man ihn in die Nähe des Kahnes gezogen, dann wird er mit Hilfe eines langstieligen Käschers ausgehoben. Natürlich ist nicht immer Fangtag, und die Fischer wissen sehr gut die Zeiten herauszufinden, wann die Hechte so beißen, daß der Fang lohnt.

Mit dem Netz ist man von der Witterung ziemlich unabhängig. Aber man fängt doch mehr und hat mehr Vergnügen von der Fischerei, wenn man an ganz stillen Tagen die Anstrengungen des Räubers beobachten kann, dem drohenden Verhängnis zu entrinnen. An den milden Tagen im Herbst, die der Volksmund als „Altweibersommer“ bezeichnet, ist der Fang am ergiebigsten.

Warmer Sonnenschein liegt auf dem stillen Seespiegel, langsam segeln die weißen Fäden durch die Luft. An solchen Tagen hatte der Wald seine Anziehungskraft für meinen Fischmeister verloren. Früh am Morgen fuhren wir hinaus. Die Flinte wurde vorsorglich mitgenommen. Am hohen, steil aufragenden Ufer pflegte Meister Lampe zu sitzen, in der stillen Bucht tummelten sich buntgefärbte Wildenten, seltene Gäste aus dem hohen Norden, die sich leicht beschleichen ließen. Und nicht selten überstieg der Ertrag der Jagd den der Fischerei.

Aber stets mahnte Stomber, das eine über dem andern nicht zu vergessen. Langsam trieb er den

Kahn an dem Geläge entlang und achtete mit erfahrenem Blick auf jede Bewegung der Rohrhalme. Ein Wink von ihm, dann setzte ich die eisenbeschlagene Stange ins Wasser, um das Boot festzuhalten. Er selbst steckte die zweite Pricke in den Seeboden. Dann legte er das Netz leise ins Wasser, daß nur die Schwimmer aus Pappelborke auf dem Kahnrand lagen. Nun griff er zu der langen, dünnen Stange, die er schon im Frühjahr, ehe der Saft zu steigen begann, aus geschlossener Schonung geholt, sorgfältig geschält und mit Glassplittern so glatt geschabt hatte, daß sie ihm ohne Anstoß leicht durch die Finger lief. Damit schob er erst eine Hälfte des Netzes steil zum Ufer hinan, die andre wurde im rechten Winkel durch das Röhricht getrieben. Jetzt begann die Jagd. Der Kahn wurde in den vom Netz gebildeten Winkel vorgeschoben. Mit der Stange, die vorn mit einem scharfen Nagel bewehrt war, suchte Stomber die dicht bewachsene Fläche ab. Hier und dort schoß eine Binse, durch den heftigen Stoß getroffen, aus dem Wasser empor.

Deutlich konnte man sehen, wie die Fische, von der Stange rege gemacht, nach der Tiefe, dem Netz zu, flohen. Wo sie stehen blieben, das ersah man deutlich, wenn die Rohrhalme aufhörten, sich zu bewegen. Ein Stoß nach der Richtung brachte sie wieder in Gang. Sehr oft hatte der Nagel sie getroffen. Dann stürmten sie eilends auf das Netz zu, und ein energisches Hüpfen der Schwimmer zeigte deutlich, wo sie sich in der Netzwand den Beutel ausgestoßen hatten. War ein großer Fisch ins Netz gegangen, dann schoben wir uns schnell heran, um ihn zu lösen, denn „sicher ist sicher". Und je größer ein Hecht ist, desto schwerer läßt er sich auf das Netz treiben. Es ist, als ob die schlauen Gesellen die Gefahr kennen, die auf sie lauert. Manche wenden sich, statt nach der Tiefe, nach dem Ufer zu und suchen im seichten Wasser, das nicht einmal ihren Rücken deckt, zu entrinnen. Ein energischer Stoß mit der Stange befördert sie zum Netz, und nicht selten werden Exemplare gefangen, die schon mehrmals einer ähnlichen Gefahr entronnen sein müssen, wie die Narben an ihrem Körper beweisen. Manchmal ist alle Mühe umsonst; ungestüm fährt der Hecht auf das Netz zu, aber im letzten Augenblick schnellt er sich mit gewaltigem Satz, der ihn mehr als eine Klafter weit aus dem Wasser emporträgt, darüber hinweg. Wer diese Momente selbst miterlebt hat, wird den Vergleich des Hechtes mit dem Fuchs erklärlich finden. Alle andern Fische flüchten, von der Stange getrieben, ohne jeden Argwohn zur Tiefe und buddeln sich im Netz den Beutel aus. Der Hecht dagegen geht noch im letzten Augenblick rückwärts, und oft halten ihn nur wenige Maschen, in die sich die Kiemendeckel verstrickt haben.

Nicht jede Art der Fischerei ist so vergnüglich und aufregend. Aber eine jede erfordert zahlreiche Handgriffe und Kenntnisse, die nur die lange Praxis kennen lehrt. Und mit der Jagd kann die Fischerei in dieser Beziehung jeden Vergleich aushalten. Deshalb zum Schluß, wie die Angler und Fischer sagen, ein kräftiges „Petri Heil!"

Der erste komplette Automobillöschzug mit Spiritusheizung der Dampfspritze

Die Stadt Hannover hat unter der Führung ihres energischen Branddirektors im Feuerlöschwesen einen Schritt allen deutschen Städten voraus gemacht, indem sie einen vollständigen Automobillöschzug in den praktischen Löschdienst stellte, unter gleichzeitiger Annahme der von Branddirektor Reichel für die Dampfspritze konstruierten Spiritusheizung. Unsre Bilder stellen den fertigen Lösch-



Der fertige Löschzug im Augenblick des Ausrückens



Automobil-Gasspritze

zug im Augenblick des Ausrückens dar. Dieser besteht aus drei Fahrzeugen: einer Automobil-Gasspritze, einem Automobil-Hydrantenwagen und einer Automobil-Dampfspritze. Davon werden Gasspritze und Hydrantenwagen elektrisch, die Dampfspritze mit Dampf betrieben. Die Dampfspritze, die wir auch ohne Bemannung wiedergeben, ebenso wie die Gasspritze, steht auf dem Bilde mit dem vollständigen Löschzuge am weitesten rechts. Bei ihr verursachte das Abblasen des Dampfes während der Fahrt anfangs ein viel zu starkes Geräusch, auch die Qualmentwicklung wurde bei der gewöhnlichen Holz- und Kohlenfeuerung lästig. Das Geräusch hat man durch Einschalten eines Kondensators völlig beseitigt. Der noch lästigere Dampf ist nach vielfachen Versuchen glücklich überwunden und damit ein ausgezeichnetes Feuerlöschautomobil hergestellt, das sich vorzüglich bewährt. Die Beseitigung des Dampfes ist einer eigenartigen Spiritusheizung der Dampfspritze zu danken. Die Spritze wird dabei in der Feuerwache dauernd durch einen kleinen Gasbrenner auf circa 20 Grad Celsius vorgewärmt. Wird alarmiert, so wird der Druck im Spritzenkessel durch Kohlensäure sofort auf 5 bis 6 Atmosphären gebracht und gleichzeitig die Spiritusheizung in Betrieb gesetzt. 15 Sekunden nach dem Alarmzeichen rückt die Spritze mit einer Fahrgeschwindigkeit von 20 Kilometern stündlich ab, und schon nach wenigen Minuten ist die Dampfentwicklung so weit vorgeschritten, daß die Spritze mit eigner Dampfentwicklung weiterfahren kann. Die Kohlensäure wird daher abgestellt. Ebenfalls nach wenigen Minuten hat die Spiritusheizung die auf dem Rost des Dampfspritzenkessels befindlichen, rauchlos verbrennenden Briketts (Glühstoff) zum Glühen gebracht, so daß nach der Ankunft auf der Brandstelle sofort mit Coaks, Kohlen oder dergl. weiter geheizt werden kann. Die Spiritusheizung kommt nur während der Fahrt zur Anwendung. Sie vollzieht sich durch einen kleinen kupfernen Kessel, der hinten am Wagen angebracht ist, wie man sieht, in dem sich 35 Liter Spiritus befinden. Der Spiritus wird unter einem konstanten Druck von 2 Atmosphären, den eine kleine Kohlensäureflasche mit Reduzierventil erzeugt, in kupfernen Röhren, die man gleichfalls an dem Bilde sehen kann, nach zwei an der Feuerungsöffnung des Dampfspritzenkessels befindlichen Kortingschen Düsen von $^1/_2$ Millimeter Oeffnung gepreßt und hier entzündet. Beide Düsen verbrauchen zusammen in einer Minute etwa einen halben Liter Spiritus,



Automobil-Dampfspritze

so daß der mitgeführte Vorrat gut für eine Stunde Fahrt ausreicht. Die Bedienung der Spritze ist außerordentlich einfach. Sobald alarmiert wird, sind nur zwei Kohlensäureflaschen zu öffnen, der Spiritus anzuzünden, und die Fahrt kann losgehen. Der Heizer hat lediglich auf den Wasserstand zu achten, alles andre geschieht automatisch. Die Spritze fährt vollkommen rauch-, geräusch- und geruchlos; man glaubt, ein rein elektrisch angetriebenes Automobil vor sich zu haben. Nachdem die Sache, die ja zweifellos schwierig war, so vorzüglich gelungen, haben sich bereits Köln und Amsterdam entschlossen, dem in Hannover gegebenen Beispiel zu folgen und den Automobil-Löschzug einzuführen. Heinz Krieger

Litteratur

Als eine willkommene Gabe zur Jahrhundertfeier der Geburt **Nikolaus Lenaus** bietet die **Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart** eine mit großer Sorgfalt zusammengestellte **Ausgabe seiner sämtlichen Werke**, die sich im Format wie in der Ausstattung genau den billigen einbändigen Klassiker-Ausgaben desselben Verlages anschließt, die sich bereits eine so große Beliebtheit errungen und eine weite Verbreitung erlangt haben. Diese Ausgabe des Dichters, der unter den nachgoethischen Lyrikern Deutschlands mit in allererster Reihe steht, wird sich sicherlich gleichfalls rasch einbürgern, da sie viele Vorzüge aufzuweisen hat. Mit Wärme geschrieben und dennoch durchaus gerecht abwägend gehalten ist zunächst die biographische Skizze Otto Franz Gensichens, die alles gewissenhaft berücksichtigt und verwertet, was die neuesten Forschungen über die Persönlichkeit Lenaus und seine Beziehungen zu andern Personen gebracht haben. An die Gedichte, die lyrische Nachlese aus dem dichterischen Nachlaß und die Jugendgedichte schließen sich die größeren lyrisch-epischen Dichtungen, dann Faust, Savonarola, die Albigenser und der dramatische Nachlaß: Don Juan und Helena. Eine besonders schätzenswerte Zugabe bilden die Tagebücher und Briefe, die hier zum ersten Male einer Ausgabe von Lenaus Werken einverleibt wurden. Sie interessieren nicht nur deshalb, weil sie eine wertvolle Ergänzung seiner poetischen Schöpfungen bilden und weil Lenau außer diesen Aufzeichnungen keine Schriften in Prosa hinterlassen hat, sondern auch weil sie einen klaren Einblick in seine leidenschaftliche Liebe zu Sophie Löwenthal gewähren, die das Verhängnis seines Lebens war. Er selbst hat an den Schluß seiner Einleitung die Worte geschrieben: „Wer mich kennen will, muß diese Zettel lesen.“ Allen Verehrern des Dichters sei diese elegante, handliche und dabei außerordentlich billige Ausgabe seiner sämtlichen Werke warm empfohlen.

— Aus der beliebten **Romansammlung „Deva“**, die eine elegante Ausstattung mit ungewöhnlicher Wohlfeilheit vereinigt, liegt abermals eine Reihe neuer Bände vor (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Ein würdiges Denkmal errichtete **Anna Charlotte Leffler**, die einst gefeierte schwedische Dichterin, der berühmten russischen Gelehrtin **Sonja Kowalevsky**. Während diese als Professorin der Mathematik in Stockholm wirkte, knüpfte sich zwischen ihr und der Dichterin ein inniges Freundschaftsband. Was nun die beiden bedeutenden Frauen miteinander erlebten, und was Sonja der Gefährtin über sich selbst erzählte, das ist hier mit gewinnender Anmut wiedergegeben. Die Briefe, die Sonja an die Freundin richtete, gewähren tiefe Einblicke in das Seelenleben der genialen Frau. — Die vier Novellen, die **Paul von Szczepanski** unter dem Titel **„Eigne Geschichten“** vereinigt hat, entlehnen ihre Stoffe sehr verschiedenartigen Gebieten. Aus der Cirkuswelt mit ihrem aufregenden Getriebe geraten wir in den Bereich des kleinstaatlichen Fürstentums und verfolgen mit Interesse, wie der junge, zur Thronfolge berufene Prinz nach erster herber Liebeserfahrung zum Manne erwacht. Weiter führt uns der Autor an die Grenze des deutschen Ostens, um zu zeigen, wie heiß ein Mädchen aus dem Volke zu empfinden vermag, welchen schweren Fall sie begeht und wie heldenmütig sie ihren Frevel sühnt. Die letzte Erzählung giebt ein farbenfrisches Bild aus der modernen Gesellschaft. — Die Auswüchse des Großstadtlebens schildert derselbe Autor in seinem Roman **„Moderne Raubritter“**, der den Leser in die deutsche Reichshauptstadt versetzt. Greift die Erzählung auch in die Vergangenheit zurück, in die Epoche des Gründungsschwindels, so haben doch die Ereignisse der Gegenwart gelehrt, daß dergleichen Vorgänge sich wiederholen können. Manche sensationelle Gerichtsverhandlung der jüngsten Zeit brachte ähnliche Dinge zur Sprache, wie sie hier vom Autor packend vor Augen gerückt werden. — Lebendige Handlung und seelische Vertiefung vereinigen sich in dem Roman **„Fanny Förster“** von **Ida Boy-Ed** zu einem bezwingenden Gesamteindruck. Die Heldin ist eine vornehme Natur von gesunder Frische und Lebenskraft. Die überlegene Ruhe, mit der sie den Menschen und Dingen entgegenblickt, hält freilich nicht stand vor der heiß aufwallenden Leidenschaft, und die Schmerzen bitterer Enttäuschung bleiben ihr nicht erspart. Mit ihr fühlen und leiden wir, nehmen vollen Anteil an dem tragischen Menschenschicksal, das sich vor uns entrollt, die Dissonanzen aber klingen versöhnend aus in der hohen sittlichen Läuterung.

— Von der neuen **Goethe-Ausgabe des Bibliographischen Instituts in Leipzig** liegen wiederum zwei Bände (der 7. und 13.) vor. Der letztere enthält den 3. und 4. Teil von „Dichtung und Wahrheit“ und die „Biographischen Einzelnheiten“; er schließt sich eng an den 12. Band, der den 1. und 2. Teil von „Dichtung und Wahrheit“ enthält, an und ist wie dieser von Professor Dr. **Karl Heinemann** bearbeitet. Er bietet seine Belehrung in den Anmerkungen in einer so knappen und anspruchslosen Form dar, daß man ihm für seine taktvolle Zurückhaltung besonders dankbar sein muß. In dem 7. Bande tritt ein neuer Bearbeiter auf den Plan, Dr. **Theodor Matthias**, der sich als Verfasser des trefflichen Buches „Sprachleben und Sprachschäden“ vorteilhaft eingeführt hat. In der äußeren Einrichtung ist die Arbeit derjenigen Heinemanns sehr ähnlich: man erkennt daraus wiederum, wie streng und einheitlich die Leitung von Meyers Klassikerbibliothek ihren Arbeitsplan durchzusetzen bemüht ist. Der 7. Band enthält Dramen in Prosa, den „Götz von Berlichingen“, „Egmont“, „Clavigo“, „Stella“, die „Geschwister“, den „Groß-Cophta“ und den „Bürgergeneral“. Zu jedem dieser Stücke hat Matthias einleitende Bemerkungen beigesteuert, in denen er über die Entstehung, die Quellen, die Aufnahme und den ästhetischen Wert des Werkes in übersichtlicher Form ansprechend und ausgiebig belehrt. Mit glücklichem Takt sind auch in diesem Bande die Anmerkungen unter dem Text auf das Notwendigste beschränkt. Wir erinnern noch einmal daran, daß diese Goethe-Ausgabe in zwei Abteilungen zerfällt, deren erste, 15 Bände umfassend, alle Hauptwerke Goethes enthalten soll, während die zweite Abteilung, gleichfalls aus 15 Bänden bestehend, die übrigen belletristischen und die meisten naturwissenschaftlichen Schriften aufnimmt.

— Unter den jüngeren Schweizer Dichtern ist keiner außerhalb seiner heimischen Berge so rasch beliebt geworden wie **Ernst Zahn**, der Verfasser von „Erni Behaim“, „Herrgottsfäden“ und „Albin Indergand“. Freilich datiert diese Beliebtheit erst wenige Jahre zurück, seitdem „Erni Behaim“ (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) die Aufmerksamkeit des reichsdeutschen Publikums auf dieses starke, urwüchsige Talent gelenkt hat. Darum wird es seinen zahlreichen Verehrern von Interesse sein, auch die älteren Werke des Dichters kennen zu lernen, von denen jetzt sein erstes unter dem Titel **„Kämpfe“** in zweiter Auflage erschienen ist (Leipzig Th. Schröter). Auch diese Erzählung spielt in der Urschweiz, die Zahn mit unvergleichlicher Meisterschaft zu schildern weiß. Nicht minder als die großartigen Naturschilderungen interessieren aber die seelischen Kämpfe, die Leidenschaften, die die Bergbewohner so gewaltig erschüttern, daß sie meist immer zu einem tragischen Ausgang führen.

— **„Die berühmten Damen während der Revolution und unter dem Kaiserreich“**, die **Graf Fleury** in seinem bei K. Siegesmund in Berlin erschienenen Buche vorführt, sind zwar keineswegs die Gesamtheit der hervorragenden Frauen jener weltgeschichtlichen Epochen, vielmehr handelt es sich nur um eine kleine Anzahl jener merkwürdigen Gestalten, und von den Berühmtheiten ersten Ranges ist nicht eine einzige darunter, aber was der Autor erzählt, ist doch in hohem Grade fesselnd. Er giebt weniger Biographien als Zeit- und Sittenbilder, und ist manches davon auch nur flüchtig skizziert, so erhält der Leser doch ein anschauliches Bild von dem bewegten Leben jener stürmischen Tage. Von besonderem Interesse

sind jene Abschnitte, die von zwei Frauen berichten, die zur Rettung des Gatten ihr eignes Leben aufs Spiel setzten: Frau von Custine und Frau von Lavallette. Die Erzählungen sind romanhaft, abenteuerlich, aber durch die Geschichte ist verbürgt, daß sie in der Hauptsache auf Wahrheit beruhen. Wie viel der Autor aus eigner Phantasie hinzugethan hat, muß freilich dahingestellt bleiben.

— In seinem Buche „Brandenburgscher Pavillon hoch!“ (Berlin, Emil Felber) bietet Wilhelm Jensen eine Erzählung aus jener Zeit, da die so hoffnungsvoll begonnene brandenburgische Kolonialpolitik in kläglicher Weise aufgegeben wurde. Die Kunst des Dichters bethätigt sich in der lebendigen Schilderung der afrikanischen Landschaft und ihrer Bewohner und des Lebens der Besatzung von Groß-Friedrichsburg, das mit Humor dargestellt ist. Das anmutige Liebesidyll in der afrikanischen Wildnis ist voll schalkhaften Reizes, und der historische Häuptling Jan Conny, der Groß-Friedrichsburg auch dann noch gegen die Holländer verteidigte, als es der sparsame Friedrich Wilhelm I. längst aufgegeben hatte, verdient es, daß unsre Jugend mit ihm vertraut wird. Dem Buche sind sechs Abbildungen nach alten Originalen beigegeben.

— Einen eigenartigen Konflikt behandelt Ursula Zöge von Manteuffel in ihrem zweibändigen Roman „Zur linken Hand“ (Dresden, E. Pierson). Die Heldin ist die morganatische Gemahlin eines jüngeren Prinzen aus mitteldeutschem Herzogshause und führt an der Seite ihres Gatten jahrelang ein reich beglücktes Leben, bis eine besondere Verkettung von Umständen ihn dem Throne naherückt. Nun erwacht der Ehrgeiz in ihm, und aus Staatsraison, wie er sich vor sich selbst entschuldigt, trennt er sich von der Gattin und Mutter seines Sohnes. Thatsächlich erringt er die Krone, aber die Reue bleibt ihm nicht erspart; die neue, standesgemäße Ehe, die er eingeht, gestaltet sich unerfreulich, und sehnsuchtsvoll denkt er der vergangenen Tage, während die verlassene Frau in der Freude an dem frisch erblühenden Knaben noch ein stilles Glück genießt. In guter Schilderung der Charaktere ist der Vorwurf lebendig durchgeführt.

— Düstere Frauenschicksale schildert Johanna Niemann in ihrer Novellensammlung „O Freiheit!“ (Dresden und Leipzig, Carl Reißner). Gemeinsam ist allen fünf Erzählungen das unverschuldete oder doch nicht allein verschuldete Leid und die Sehnsucht nach Erlösung. Tief tragische Konflikte führt die Verfasserin vor, und das Mitleid wird man ihren Heldinnen nicht versagen, aber vergebens späht man bei Entwicklung dieser Nachtbilder aus dem menschlichen Leben nach versöhnenden Momenten. Es ist alles Grau in Grau gemalt, kein Lichtblick fällt in das beklemmende Dunkel, und so gewährt das Buch, unbeschadet aller Anerkennung der poetischen Gestaltungskraft, nur eine unerquickliche Lektüre.

— Genau vierzig Jahre sind es, daß das Bibliographische Institut in Leipzig mit seinem Führer durch die Schweiz zum erstenmal hervortrat, indem es ein Reisehandbuch schuf, wie man es in solcher Zweckmäßigkeit und Ausstattung bis dahin nicht gekannt hatte. Das Werk, das zugleich den Anfang der nachmals so berühmt gewordenen Sammlung „Meyers Reisebücher“ bildete, erregte sogleich ungewöhnliches Aufsehen und eroberte sich von vornherein ein großes Publikum, das ihm all die Jahre her nicht nur treu geblieben ist, sondern sich auch auf immer weitere Kreise erstreckte. Freilich ließ das zuverlässige Buch es an nichts fehlen, um seinen Ruf immer aufs neue wieder zu festigen, indem es sich in jeder der rasch aufeinanderfolgenden Auflagen zu verjüngen verstand. Nunmehr ist die siebzehnte Auflage (mit 28 Karten, 12 Plänen und 29 Panoramen) erschienen, die wieder alle Merkmale einer sorgfältig arbeitenden Hand zeigt. Alles ist aufs Laufende gebracht, nichts von Bedeutung vernachlässigt, nichts Nebensächliches breitgetreten und die ohnehin schon reiche kartographische Ausstattung durch neue Pläne von Bern, Lausanne, Davos und Thun, durch eine Karte des Gebietes der Berner Oberlandsriesen und durch Karten der Umgebung der Kurorte Davos und Arosa ergänzt und bereichert worden. — Ein andres, nicht weniger berühmtes Buch der gleichen Sammlung betitelt sich „Deutsche Alpen“, dessen dritter Teil soeben in einer neubearbeiteten, der fünften Auflage erschienen ist. Er behandelt Wien mit seiner herrlichen Umgebung, Ober- und Niederösterreich, Salzburg nebst Salzkammergut, die grüne Steiermark, die von Reichsdeutschen noch immer zu wenig besucht wird, das seenreiche Kärnten, Krain, Kroatien und Istrien, also ein Gebiet, das durch Städte wie Wien, Graz, Salzburg, Triest und durch die Herrlichkeit und Großartigkeit der Natur das alljährliche Ziel einer ungezählten Menge von Kunst- und Naturfreunden zu sein pflegt. Das Buch ist der eingehendste Führer durch dieses östliche Alpengebiet, der auch die südöstlichen Karstgebirge Kroatiens (Kapela-Gebirge und Velebit), die in keinem andern Reisehandbuch enthalten sind, ausführlich behandelt. — Ein dritter Band von Meyers Reisebüchern bringt in 13. Auflage „Riesengebirge und die Grafschaft Glatz“, bearbeitet von O. Letzner. An neuen Abschnitten finden sich in dem von vielen Karten und Plänen begleiteten Buche zwei Abhandlungen über die Tierwelt des Riesengebirges und das Photographieren auf Reisen. Besondere Berücksichtigung wurde auch den Ratschlägen für Radfahrer zu teil. Der Kartenapparat wurde bis auf die Gegenwart ergänzt, außerdem aber durch die Beigabe einer neuen Wegekarte Reichenberg-Jeschken und eines Umgebungskärtchens von Krummhübel vermehrt.

— Der von Julius Meurer herausgegebene Illustrierte Führer durch ganz Tirol und Vorarlberg nebst angrenzenden alpinen Gebietsteilen ist für das große Publikum berechnet, es ist somit bei der Abfassung vor allem den Bedürfnissen jener zahlreichen Reisenden in den Alpenländern Rechnung getragen worden, die die Gebirgsländer, und zwar



Segantini: „Im Schafstall“ (Aus „Ars nova“, Verlag von Max Herzig in Wien)

mit Vorliebe das Hochgebirge aufsuchen, um aus Gesundheitsrücksichten oder auch ausschließlich zum Vergnügen kürzere oder längere Zeit daselbst zu verweilen. Zu diesen, die überwiegende Mehrheit für die Fremdenfrequenz in den Alpenländern stellenden Gebirgsreisenden sind auch jene Touristen zu zählen, die von einem Orte zum andern, aus einem Thale in das andre wandern, ohne sich in der Regel für längere Zeit an einem bestimmten Punkte aufzuhalten. Für Hochtouristen und Bergsteiger kühnerer und kühnster Observanz ist das Handbuch nicht angelegt, dagegen findet man alles, was Alpinisten und Bergsteiger interessiert, die sich mit der Ersteigung solcher Spitzen und Gipfel und mit der Ueberschreitung jener Jöcher und Hochpässe begnügen, die unter normalen Verhältnissen gefahrlos sind und nicht zu große Anforderungen an die Leistungsfähigkeit der Ersteiger stellen, sorgsam hier angeführt. 50 Illustrationen, 3 Karten und eine große Uebersichtskarte des ganzen Gebietes sind dem Buche (Wien, A. Hartleben) beigegeben.

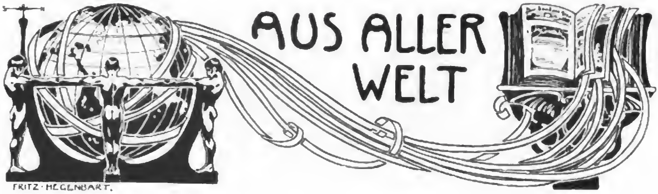
— Bei dem großen Reichtum unsrer Litteratur an guten Kochbüchern ist der Erfolg um so höher anzuschlagen, den Hedwig Heyl mit ihrem „Abc der Küche" in verhältnismäßig kurzer Zeit errungen hat. In diesen Tagen ist die sechste Auflage ihres Werkes erschienen, dessen Vortrefflichkeit und Gründlichkeit am besten dadurch bezeugt wird, daß es schon in über 25 Koch-, Haushaltungs- und Frauenfortbildungsschulen als Lehrbuch eingeführt worden ist, nachdem es lange Jahre seine Feuerprobe im Pestalozzi-Fröbelhause II in Berlin bestanden hat (Berlin, Carl Habel, mit 15 Textabbildungen, 2 lithographierten Tafeln und 4 Farbdrucktafeln). Die Verfasserin hat die Freude gehabt, daß ein hervorragender Physiologe ihrem Buche das ehrenvolle Zeugnis ausgestellt hat, daß es „die wissenschaftliche Ernährungslehre in die Praxis" trägt. In der That darf das Buch den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, daß es sich nicht allein mit der Mitteilung von Kochrezepten begnügt, sondern die Ernährungsfrage systematisch behandelt und dabei besonders auch die hygienischen Gesichtspunkte sorgfällig berücksichtigt. Eine Gegnerin des Dilettantismus, der gerade auf diesem Gebiet viel Schaden anrichten kann, will die Verfasserin ihre Leserinnen zu gründlicher und gediegener Erlernung der Hauswirtschaft heranziehen. Besonders beherzigenswert ist auch ihr Mahnruf an die „studierenden Frauen", denen sie empfiehlt, „vor Beginn eines wissenschaftlichen Studiums im hauswirtschaftlichen Boden Wurzel zu schlagen". Dazu können sie keine bessere Anleitung finden, als sie dieses gehaltvolle, vortrefflich geschriebene Buch gewährt.



Lászlo: Gräfin Andrassy (Aus „Ars nova", Verlag von Max Herzig in Wien)

Kunst

„Ars nova", „Neue Kunst", ist der Titel einer mit ungewöhnlicher Pracht ausgestatteten periodischen Veröffentlichung, die sich die Aufgabe gestellt hat, einen Ueberblick über hervorragende, im Laufe eines Jahres in der Oeffentlichkeit erschienene Kunstwerke in Wort und Bild zu bieten. Der erste, kürzlich erschienene Band, der unter der künstlerischen Leitung von Felicien Freiherrn von Myrbach von Max Herzig in Wien herausgegeben worden ist, hat sein Material aus den Ausstellungen des Jahres 1901 geschöpft. Ueber sie berichtet der in Paris lebende Kunstkritiker Meier-Gräfe in leichtem, feuilletonistischem Plauderton, der zu der monumentalen Schrift, in der diese Plauderei gedruckt ist, in etwas befremdlichem Gegensatz steht. Wie schon der Titel sagt, ist nur die „neue Kunst" berücksichtigt worden, d. h. jene Abzweigung der modernen Kunst, die ihren Niederschlag in den Ausstellungen der sogen. Sezessionen gefunden hat, von denen die Berliner mit einem wahrhaft dithyrambischen Ueberschwang gefeiert wird. Nach den Versicherungen des Verfassers haben wir es lediglich den großen Verdiensten Max Liebermanns zu verdanken, wenn in Berlin überhaupt noch etwas von Kunst vorhanden ist. Glücklicherweise ist das bildliche Material, das dem Leser zur Kontrolle dieser durchaus subjektiven Betrachtungen geboten wird, so gut gewählt und in der Ausführung meist so vortrefflich, daß sich jeder unbefangene Kunstfreund, auch wenn er die Originale der wiedergegebenen Bilder gar nicht oder doch nur zum Teil gesehen hat, eine im großen und ganzen zutreffende Vorstellung von der „neuen Kunst" machen kann, und dadurch haben Herausgeber und Verleger dem Studium dieser Kunst einen dankenswerten Dienst geleistet. Unter den 45 Heliogravüren, die den Hauptinhalt des Prachtbandes bilden, sind Werke der Franzosen Aman-Jean, Besnard, Carrière, Cazin, Charles Cottet, Bartholmé (Totendenkmal auf dem Père-Lachaise in Paris) und Rodin, des in den letzten Jahren als dem Velazquez ebenbürtig gepriesenen Spaniers Zuloaga, des Russen Repin, des Norwegers Krogh und des Oesterreichers Gustav Klimt vertreten, der durch sein Deckengemälde „Die Medizin" in Wien die Geister zu erbittertem Kampfe entfesselt hat. Deutschland ist durch die Maler Graf L. von Kalckreuth, G. Kühl, H. Baluschek, W. Leistikow, M. Liebermann, H. Tetlmann, F. v. Uhde, H. Zügel und die Bildhauer M. Klinger, A. Gaul und F. Klimsch vertreten. Um unsern Lesern ein paar Proben von dem Inhalt zu bieten, geben wir auf dieser und der vorhergehenden Seite zwei stark verkleinerte Reproduktionen des Bildnisses der Gräfin Alexander Andrassy von dem gefeierten ungarischen Maler Philipp Lászlo, der zurzeit wohl der beliebteste Bildnismaler der österreichisch-ungarischen und zum Teil auch der deutschen Aristokratie ist, und ein Bild „Im Schafstall" von dem jüngst verstorbenen italienischen Maler Giovanni Segantini, der nach der Meinung seiner Bewunderer den Impressionismus auf eine hohe, wenn nicht gar schon auf die höchste Stufe seiner Entwicklung gebracht hat.



Zeitgeschichte

Die Krönung des Königs Eduard VII., die wegen seiner schweren Erkrankung im Juni hatte verschoben werden müssen, ist nun am Sonnabend den 9. August glücklich vor sich gegangen, nachdem das ursprüngliche prunkvolle und umständliche Zeremoniell eine entsprechende Abkürzung erfahren hatte. Schon seit den frühesten Morgenstunden strömten ungeheure Menschenmassen in die Stadt; dicht besetzte Eisenbahnzüge liefen in rascher Folge ein. Das Wetter war kühl und trübe, aber trocken. Truppen zu Pferde und zu Fuß marschierten mit Musik durch die Straßen, um ihren Dienst anzutreten, der im Spalierbilden vom Buckinghampalast bis zur Westminsterabtei bestand. Den Krönungszug eröffneten die Wagen mit den Würdenträgern und Lords, hohen Beamten, provinziellen Bürgermeistern u. s. w.; dem sechsspännigen Wagen des Londoner Lordmayors fuhren die Sheriffs in prächtigen Kutschen voran. Hierauf die Mitglieder des englischen Königshauses und die mit diesem verwandten Prinzen und Prinzessinnen sowie andre hervorragende Persönlichkeiten in acht Landauern, begleitet von einer Eskadron der Leibgarde; dann folgten der Prinz und die Prinzessin von Wales und nach ihnen das militärische Gefolge des Königs, in dem die beiden afrikanischen Sieger, Lord Kitchener, neben Admiral Seymour und General Gaselee, und Marschall Roberts, überall lebhaft begrüßt wurden. Als endlich der ganz aus Gold und Glas bestehende, von acht Isabellen gezogene Krönungswagen mit dem Herrscherpaar erschien, brach ein endloser Jubel aus. Der König schien glücklich und freudig erregt; er dankte unablässig durch das Fenster des Wagens, ebenso die blasse, ernst schauende Königin. Punkt 11 Uhr 25 Minuten traf der königliche Wagen vor dem eigens angebauten Westeingang zur Abtei ein, wo das Herrscherpaar von dem im vollen Ornat mit der gesamten Geistlichkeit harrenden Erzbischof von Canterbury empfangen und in das Innere geleitet wurde. Nachdem der König den vorgeschriebenen Krönungseid geleistet hatte, erfolgte die Salbung aus dem Goldgefäß, aus dem seine Ahnen gesalbt worden, ferner, unter beständigen liturgischen Andachten, die Ueberreichung der Sporen und des Schwertes, die Bekleidung mit dem Königsmantel und die Uebergabe des Reichsapfels. Um 12 Uhr 40 Minuten ging der Hauptakt, die eigentliche Krönung, vor sich, indem der Erzbischof von Canterbury mit der von dem Dekan von Westminster herbeigebrachten Krone das Haupt des in dem Stuhl Eduards I. vor dem Altar sitzenden Königs schmückte. Wiederholt brachen bei diesem Anblick die in der Abtei versammelten Tausende



Nach einer Skizze von J. Schönberg

Der Erzbischof von Canterbury setzt dem König die Krone auf



Phot. Art Reproduction Co., London

Der Krönungswagen mit dem Herrscherpaar im Zuge

in den Ruf „God save the King“ aus. Fanfaren ertönten, und die Kanonen im Hydepark und im Tower gaben den Königssalut ab. Nachdem in vorgeschriebener Weise dem gekrönten Herrscher gehuldigt worden war, wurde die Königin gekrönt, und nach dem feierlichen Tedeum verließ der königliche Zug unter den Klängen des Wagnerschen Kaisermarsches die Abtei.



Die Krönung in London: Lord Kitchener mit Admiral Seymour und General Gaselee

Heer und Flotte

Der Bau des neuen Kriegsschulgebäudes auf dem Brauhausberge bei Potsdam ist vollendet, so daß der Beginn des neuen Kursus auf den 3. August festgesetzt werden konnte. Die Entwürfe des herrlichen, burgartigen Baues, der sich ungemein imposant ausnimmt, hat Baurat Schwechten gemacht, die Bauleitung lag in den Händen des Königlichen Garnison-Bauinspektors Meyer.

Architektur

Das neue Ziviljustizgebäude in Hamburg erhebt sich vor dem Holstenthor auf dem früheren Stadtgrabengebiet und liegt dem Strafjustizgebäude gerade gegenüber. In seinem Aeußeren ist es bis auf einigen figürlichen Schmuck fertiggestellt, während die Dekoration des Inneren noch einige Zeit in Anspruch nehmen wird. Die vielen und großen Räume werden den verschiedenen Abteilungen der Hamburger Zivilgerichtsbarkeit, die seit Jahren in der Dammthorstraße, auf dem Gänsemarkt und im alten Rathause zerstreut untergebracht sind, zur Aufnahme dienen. Die Grundfläche des Bauwerks mißt 117—87 Meter; die Kosten betragen 3½ Millionen Mark.

Denkmäler

Die Homburger haben der Erinnerung an den Kaiser Friedrich eine überlebensgroße Marmorbüste gewidmet, die sich inmitten ihres Kurparks erhebt. Nun ist als Gegenstück dazu in Homburg v. d. H. auch der Kaiserin Friedrich ein Denkmal errichtet worden, dessen Enthüllungsfeier am 19. August in Gegenwart des Kaiserpaares und der kaiserlichen Familie stattgefunden hat. Der Kaiser trug dabei die kleidsame Uniform des Leibhusarenregiments, dessen Inhaberin seine verewigte Mutter gewesen war. Nachdem Kaiser Wilhelm II. einen Kranz an den Stufen niedergelegt hatte, nahm er vor dem Denkmal Aufstellung, um, wie er sagte, in wenigen Strichen ein Charakterbild der Kaiserin Friedrich zu geben. Er sprach aber nicht aus dem Stegreif, wie er gewöhnlich zu thun pflegt, sondern verlas eine wohl vorbereitete Rede, die in großen Zügen das Leben der Hingeschiedenen schilderte. Auf diese Rede, die 9½ Minuten dauerte, folgte ein Gesang des Schülerchors und der Vorbeimarsch des Füsilierregiments v. Gersdorff Nr. 80. Das Kaiserhoch zum Schluß brachte der Homburger Oberbürgermeister Ritter v. Marx aus. Den Schöpfer des Denkmals, Professor Uphues (Berlin), zeichnete der Kaiser durch ein längeres Gespräch und Verleihung des



Phot. Art Reproduction Co., London

Der Buckingham-Palast in London, Residenz des Königs

Kronenordens dritter Klasse aus. Uphues hat auch das Kaiser Friedrich-Denkmal in Homburg geschaffen. Seine Kaiserin Viktoria ist im mittleren Lebensalter lebensvoll dargestellt. Das Haupt trägt ein Diadem, die Büste umrahmt ein Spitzentuch, das von der rechten Hand zusammengehalten wird, während die Linke eine Rose hält. Die Büste ist weißer Marmor, der Sockel roter Granit. Auf den Stufen liegt eine blumenumrankte Palme aus Bronze. Der Homburger Kurpark ist durch dieses Denkmal um einen schönen Schmuck reicher geworden.

— Wie der 19. August der Erinnerung an die Kaiserin Viktoria, so war der 20. August ihrem edlen Gemahl, dem Kaiser Friedrich, gewidmet, dessen Denkmal in Cronberg gleichfalls in Anwesenheit der kaiserlichen Familie und des Großherzogs und der Großherzogin von Baden enthüllt wurde. Es ist in einem lieblichen Wiesenthal zwischen dem Taunusstädtchen Cronberg und Schloß Friedrichshof, dem Witwensitz der Kaiserin Friedrich. Als der Gedanke auftauchte, dem so früh verstorbenen Kaiser im stillen Taunus, wo er so gern geweilt, ein Denkmal zu errichten, erschien dieses Wiesenthal als der geeignetste Ort dazu; es wurde beschlossen, das ganze Thal zu erwerben, um es vor der Bebauung zu sichern und als Anlage zu erhalten. Die Kaiserin Friedrich schenkte zu diesem Zweck das ihr gehörige Wiesengelände in der Größe von 6 Morgen, die Gemeinde Cronberg den südlichen Teil, etwa 23 Morgen, und ungefähr ebensoviel wurde aus Privatbesitz angekauft. Inmitten dieses Denkmalsparks, der mittlerweile bereits mit den Büsten Kaiser Wilhelms II. und des Großherzogs von Baden geschmückt worden ist, erhebt sich nun das eherne Standbild Kaiser Friedrichs III. auf granitenem Sockel. Ein Geländer aus Granit umgiebt den Sockel halbkreisförmig, und breite Aufgänge führen von beiden Seiten zum Denkmal empor. Den Abschluß nach hinten bildet eine Einfassung von hohen Thujahecken, und vorne sprudelt plätscherndes Wasser aus einer Granitmuschel in einen kleinen Teich. Der Blick des Kaisers ist etwas nach rechts, hinüber nach der Cronberger Burg und hinaus in die herrliche Taunusebene, gerichtet. Schöpfer

Delarey   Dewet   Botha



Phot. L. Gribayédoff, Paris

Ankunft der Burengenerale in Southampton

dieses Denkmals, dessen Entwurf unter reger Mitwirkung der Kaiserin Witwe entstanden war, ist wiederum Professor Uphues (Berlin). Bei der Besichtigung des Denkmals führte der Kaiser die Großherzogin von Baden und der Kronprinz seine Mutter. Der Kaiser winkte dann den Bildhauer Professor Uphues heran und zog ihn zusammen mit der Großherzogin in ein längeres Gespräch. Nachher wurde auch noch der Berliner Baurat Ihne, der den Plan zu dem Denkmal entworfen hatte, in das Kaiserzelt befohlen. Ein Vorbeimarsch des Füsilierregiments v. Gersdorff bildete den Schluß der Feier.



Phot. W. Höffert, Berlin

Rudolf von Bennigsen †

Totenschau

Am 7. August ist auf dem Gute Bennigsen der frühere Oberpräsident der Provinz Hannover, Rudolf von Bennigsen, 78 Jahre alt, gestorben. Mit dem ehemaligen Führer der nationalliberalen Partei im Deutschen Reichstage und im preußischen Abgeordnetenhause ist wieder einer jener hervorragenden Männer, die an der Einigung des deutschen Volkes und an der Einrichtung des Reiches mitgearbeitet haben, aus dem Leben geschieden. Er war ein Staatsmann von idealem Streben und glänzendster Begabung, ein echter deutscher Mann von edler und uneigennützigster Gesinnung, hochgeachtet von Freunden wie Gegnern. Rudolf von Bennigsen war geboren am 10. September 1824 zu Lüneburg, wo sein Vater als General in Garnison stand. Nach Vollendung seiner juristischen Studien in Göttingen und Heidelberg trat er 1846 in den hannoverschen Staatsdienst, wobei er während seiner Thätigkeit am Obergericht in Göttingen zu Miquel in nahe Beziehungen trat. 1855 in die Zweite hannoversche Kammer gewählt, trat er, da ihm als Beamten der Eintritt verweigert wurde, aus dem Staatsdienste. Seit 1858 Mitglied der Zweiten Kammer für Göttingen, war er bis 1866 der Hauptführer der Opposition gegen das Ministerium Borries. Am 19. Juli 1859 entwarf er mit andern eine Erklärung dahin gehend, daß die Bundesverfassung Deutschlands nicht mehr genüge, und daß ein Parlament und eine starke Zentralgewalt zu erstreben sei. Sie fand Widerhall in dem sogenannten Eisenacher Programm und in der Gründung des Nationalvereins (September 1859), dessen Präsident von Bennigsen bis 1867 gewesen ist. 1863 bis 1866 Führer der hannoverschen Kammermehrheit, machte Bennigsen vor dem Ausbruche des Krieges von 1866 mit seinen politischen Freunden vergeblich den Versuch, die Neutralität Hannovers durchzusetzen. Nach der Einverleibung Hannovers in Preußen bildete sich noch im Laufe des Jahres 1866 unter Bennigsens Führung die nationalliberale Partei in Hannover. In den Norddeutschen Reichstag und in das preußische Abgeordetenhaus durch den 19. hannoverschen Wahlkreis (Otterndorf-Neuhaus) gewählt, nahm Bennigsen als Vizepräsident dieser Körperschaften und einer der Führer der nationalliberalen Partei an der parlamentarischen Thätigkeit lebhaften Anteil. Ende 1868 wurde er von den Provinzialständen der Provinz Hannover zum Landesdirektor gewählt. Im Dezember 1870 in das deutsche Hauptquartier nach Versailles berufen, nahm er an den Beratungen mit den Vertretern Süddeutschlands über die Verträge zwischen den süddeutschen Regierungen und dem Norddeutschen Bunde teil. Seit 1871 vertrat Bennigsen den Wahlkreis Otterndorf-Neuhaus auch im Deutschen Reichstag. Im Abgeordnetenhause war er 1873 bis 1879 Präsident; im Reichstag, zu dessen glänzendsten Rednern er gehörte, Führer der nationalliberalen Fraktion. Zum Zwecke seines Eintritts in das preußische Ministerium knüpfte Bismarck Ende 1877 und Anfang 1878 Unterhandlungen mit ihm an, die aber bekanntlich scheiterten. Das ihm 1888 übertragene Amt des Oberpräsidenten der Provinz Hannover legte er 1898 nieder und zog sich bald darauf ganz vom politischen Leben zurück.



Aufn. von Hofphot. Otto Mayer, Dresden

Karl Edler von der Planitz, sächsischer Kriegsminister †

— Der in der Frühe des 19. August in seinem Landhause zu Hosterwitz bei Dresden verstorbene sächsische Kriegsminister General Paul Edler von der Planitz war am 20. Sept. 1837 in Höhengrün bei Auerbach geboren. Er trat 1855 bei der Artillerie ein, wurde



Phot. Selle & Kuntze, Potsdam

Die neue Kriegsschule auf dem Brauhausberg bei Potsdam



Phot. T. H. Voigt, Homburg v. d. H.

Enthüllung der Kaiserin Friedrich-Büste in Homburg v. d. H.: Der Kaiser verliest die Gedenkrede

1856 Offizier und 1861 in den Generalstab versetzt. 1864 nahm er an dem Zug der nach Holstein entsendeten Bundesexekutionstruppen als Generalstabsoffizier teil, ebenso an dem Feldzug von 1866. Im deutsch-französischen Kriege gehörte er zum Generalstabe der Maasarmee, nahm an der Belagerung von Paris teil und wurde nach dem Friedensschluß zum Großen Generalstab nach Berlin kommandiert. Von 1872—1873 gehörte er dem Generalstab in Dresden an, bekleidete von 1873—1883 die Stellung als sächsischer Militärbevollmächtigter und Bevollmächtigter zum Bundesrat in Berlin, worauf er zum Chef des sächsischen Generalstabs ernannt wurde. 1888 zum Generalmajor befördert, wurde er 1889 zum Kommandeur der 45. Infanteriebrigade ernannt, um alsdann nach dem Tode des Generals v. Fabrice die Leitung des sächsischen Kriegsministeriums unter gleichzeitiger Beförderung zum Generalleutnant zu übernehmen.

— Unerwartet rasch ist am Abend des 24. August die **Herzogin Margareta von Württemberg** in der Villa Marie Therese zu Gmunden an Herzschwäche gestorben, nachdem sie am 23. eine notwendig gewordene schwierige Operation anscheinend glücklich überstanden hatte. Herzogin Margareta Sophie, die Gemahlin des Herzogs Albrecht von Württemberg, ist geboren am 13. Mai 1870 in Artstetten (Niederösterreich), nach drei Söhnen als einzige Tochter des 1896 verstorbenen Erzherzogs Karl Ludwig von Oesterreich aus dessen zweiter Ehe mit der Prinzessin Maria Annunziata von Sizilien. Als sie kaum ein Jahr alt war, verlor die Erzherzogin am 4. Mai 1871 ihre Mutter; eine liebevolle zweite Mutter ist ihr dann die jetzige Gemahlin Erzherzogs Karl Ludwig, Infantin Maria Theresia von Portugal, geworden. Kaiser Franz Joseph hatte stets eine besondere Freude an seiner Nichte. Ihre Geschwister sind: der mit der Gräfin Chotek vermählte Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand von Oesterreich-Este, dann Erzherzog Otto Franz Joseph, vermählt mit der Prinzessin Maria Josepha von Sachsen, Erzherzog Ferdinand Karl Ludwig, dann aus der dritten Ehe des Vaters Erzherzogin Maria Annunziata, Aebtissin des Prager Damenstifts (geb. 1876) und Erzherzogin Elisabeth (geb. 1878). Erzherzogin Margareta Sophie bekleidete schon mit 20 Jahren die Würde einer Aebtissin des adligen Damenstifts auf dem Prager Hradschin; erst am Tage ihrer Verlobung mit dem Herzog Albrecht von Württemberg, dem sie von Kindheit an durch verwandtschaftliche Bande nahestand, legte sie jene Würde nieder. Die Hochzeit mit Herzog Albrecht fand in Wien am 24. Januar 1893 statt. Der glücklichen Ehe sind sieben Kinder entsprungen, und zwar Herzog Philipp Albrecht, Herzog Albrecht Eugen, Herzog Karl Alexander, Herzogin Maria Amalie, Herzogin Maria Therese, Herzogin Maria Elisabeth — die letztere, geboren am 12. September 1899, ist nach etwa einem Jahr gestorben — und schließlich am 4. Januar 1902 Herzogin Maria Margareta.



Aufn. von Hofphot. Brandseph, Stuttgart

Herzogin Margareta von Württemberg †

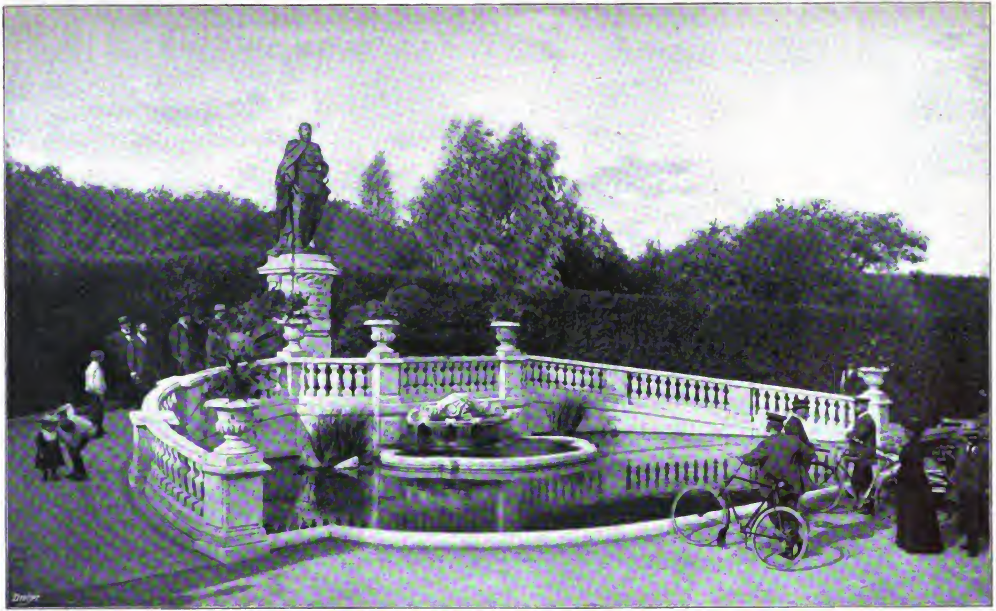
•

Ludwig Beckmann, bekannter Tiermaler und Zeichner, 80 J., † 1. August, Düsseldorf. — Hofrat Dr. **August Klughardt**, Hofkapellmeister in Dessau, Komponist von Opern, Oratorien, Symphonien u. s. w., 55 J., † 3. Aug., Dessau. — **A. F. Ferris**, der Erfinder der Petroleumlampe, 84 J., † 3. Aug., Hackensack, New Jersey. — **Taco Mesdag**, namhafter holländischer Landschaftsmaler, älterer Bruder des be-



Phot. J. Hamann, Hamburg

Das neue Ziviljustizgebäude in Hamburg



Phot. Franz Schilling, Königstein i. T.

Das Kaiser Friedrich-Denkmal in Cronberg i. C. Von Josef Uphues

kannten Marinemalers, 73 J., † 4. Aug., Haag. — Kommerzienrat Fr. Pustet, Chef der bek. gleichnam. Verlagsbuchhandlung in Regensburg, Rom und New York, 72 J., † 4. Aug., Regensburg. — Dr. Johann Jankó, Direktor der ethnographischen Abteilung des Budapester Nationalmuseums, 34 J., † Budapest. — Kunstmaler und Radierer Otto Keitel, hervorragend im Tiergenre, 39 J., † 3. Aug., Neu-Pasing. — Generalleutnant z. D. Ferdinand v. Wulffen, Inhaber des Eisernen Kreuzes erster Klasse, 68 J., † 5. Aug., Frankfurt a. O. — Volksschriftsteller Franz Götze, durch seine gemütv. mundartlichen Dichtungen aus dem Erzgebirge bekannt, 60 J., † Chemnitz. — Karl Debrois v. Bruck, Tondichter und Schriftsteller, 74 J., † 6. Aug., Waidhofen a. d. Ybbs. — General und Senator Annibale Ferrero, zuletzt Kommandeur des III. Armeecorps in Mailand, anerkannte Autorität auf dem Gebiete der Geologie und Geodäsie, 63 J., † 7. Aug., Rom. — Burengeneral Lukas Meyer, vor dem Kriege Vorsitzender im Volksrate von Transvaal, 54 J., † 8. Aug., Brüssel. — Maler Louis Deschamps, bekannt durch meisterhafte Kinderporträts, 56 J., † 8. Aug., Montelimar. — Schauspieler Giovanni Emanuel, einer der besten italienischen Shakespeare-Darsteller, 54 J., † 8. Aug., Turin. — Adolf v. Remmert, Generalstabsarzt der russ. Armee und Ehrenleibarzt des Zaren, 67 J., † 8. Aug., Abas-Tuman im Kaukasus. — Eduard Elben, langjähriger Redakteur und Teilhaber des „Schwäbischen Merkurs“, 76 J., † 9. Aug., Stuttgart. — Moritz Szeps, ehemaliger Chefredakteur des „Neuen Wiener Tagblatts“ und nachmaliger Begründer des „Wiener Tagblatts“, 67 J., † 9. Aug., Wien. — James Tissot, namhafter religiöser Maler (350 Aquarelle z. Leben Jesu), 66 J., † 9. Aug., Abtei Buillon, Departement Doubs. — Generalleutnant z. D. Ritter Franz v. Berg, zuletzt Kommandeur der bayrischen 1. Division, 71 J., † 9. Aug., München. — Oberst a. D. v. Metzradt, der älteste Offizier des sächs. Heeres, 94 J., † 10. Aug. in der Niederlößnitz. — Landgerichtsdirektor Dr. Theod. Wilh. Danzel, langjähr. Vizepräsident der Hamburger Bürgerschaft, 49 J., † 12. Aug., Hamburg. — Landammann Nationalrat Josef Keel, langjähr. Mitglied der St. Galler Regierung und Vertreter seines Heimatkantons im Nationalrat, 65 J., † 13. Aug., St. Fiden bei St. Gallen. — Ernst W. Fritzsch, Herausgeber des „Leipziger Musikal. Wochenblattes“ und Verleger der gesammelten Schriften und Dichtungen Richard Wagners, 62 J., † 14. Aug., Leipzig. — Salzsiedemeister Karl Moritz, Altmeister der Halloren, 85 J., † 15. August, Halle a. S.

Für müssige Stunden

Liederanfangrätsel



Silbenrätsel

Meine ersten beiden Silben
Schimmern in der Sonne Pracht,
Mehr noch als des Tages Leuchten
Fördert ihren Sinn die Nacht;
Doch, ob Tag, ob Nacht sie heben,
Immer ist's ein falsches Licht,
Glanz und Schein sind ihm gegeben,
Doch ein echter ist es nicht.

Meine zweiten beiden Silben
Sind von fest begrenzter Zahl,
Und sie hegen, buntgemischet,
Lust und Freude, Schmerz und Qual;
Mancher sieht den Wechseldingen
Ruhig zu, dem Ab und Auf;
Mancher, dem sie Wechsel bringen,
Aengstigt sich ob ihrem Lauf.

Aber was der Silben viere
Insgesamter Inhalt war,
Bleibt verschwiegen — ist sein eignes
Traut' Geheimnis jedem Paar.
Das — ob Lenz es oder Winter,
Da es innig sich geküßt, —
Still und heimlich kam dahinter:
Wie so gut zu zwei'n es ist!

Umstellrätsel

Aus je zwei der folgenden Worte wird eins gebildet, und wenn die richtigen gefunden, so ergeben die Anfangsbuchstaben einen lateinischen Spruch.

Geier, Vater — Anhänger besondrer Lebensweise.
Lohe, Pia — eine Shakespearesche Heldin.
Nixe, Ems — ein spanischer Würdenträger aus früherer Zeit.
Paris, Opern — eine Göttertochter.
Jo, Aster — ein ausländisches Wirtshaus.
Ares, Po — Vaterstadt eines berühmten Komponisten.
Rache, Ruhm — ein Kunsthandwerker.
Basel, Pfeile — eine Frucht.
Herat, Anis — Beiname einer deutschen Hauptstadt.
Nest, Bali — eine Priesterin.
Horn, Pause — eine Stätte der Kunst.
Roxane, Sekt — ein griechischer Philosoph.
Bad, Hero — weiblicher Name und Titel eines bekannten Schauspiels.
Neger, Ei — eine Eigenschaft.
Eli, Trommel — eine Blume.

M. Sch.

Blumenrätsel

V E I L C H E N
K A I S E R K R O N E
R O S M A R I N
L O W E N M A U L
B U T T E R B L U M E
W A L T M E I S T E R
L I L I E
A L P E N R O S E
G A N S E B L Ü M C H E N

Die vorstehenden Blumennamen sind so zu stellen, daß der erste Buchstabe des ersten, der zweite des zweiten u. s. w. wieder einen Blumennamen ergeben.

Worträtsel

Weisheit führt nicht stets zum Glücke,
An Belegen fehlt es nicht;
Bis ins Altertum zurücke
Manches Beispiel dafür spricht.

Ihm auch, der mir hier im Sinn
Und der höchsten Ehren wert,
Diente sie nicht zum Gewinn
Selbst an seines Hauses Herd.

Magst ihm nur die Füße rauben,
Er empfindet's ja nicht mehr,
Und zu mischen dir erlauben
Alle Glieder kreuz und quer,

Bis ein Heros dich belohnet,
Der, dem Bruder treu vereint,
Nun am Firmamente thronet,
Milden Lichts herniederscheint.

M. Sch.

Rätselhafte Inschrift



Buchstabenrätsel

1. In Persien wirst du stets mich finden.
2. Mich nimmermehr in Afrika.
3. Zum Veilchenstrauß mußt du mich binden,
4. Ob ich auch bei Cypressen da.
5. Nie trenn' ich mich vom stolzen Rheine,
6. Doch bei der Elbe wohn' ich nie.
7. Fern blieb ich stets dem Mondenscheine,
8. Jedoch dem Tag ich Kraft verlieh.
9. Dem Ganzen gilt mein großes Sein —

Nun reih zum Wort mir 1—9.

Mischrätsel

Mischt weislich, liebe Leser, mir
Vier i ins Wort, adrett,
Dazu von m ein Einzelstück,
Von p nehmt ein Duett,
Von f nehmt der Duette zwei,
Zu höherm Klanggenuß —
Gebt acht; gelang die Mischung euch,
So kommt sie gleich in Fluß.

Wortumänderungsrätsel

Von den nachfolgenden Wörtern ist je einer, oder sind 1—4 Buchstaben zu streichen; die übrig bleibenden ergeben einen Sinnspruch von Rückert.

Wiege, Rose, Senf, Thür, Dichter, Duse, Liste, Ave, Forum, Gran, Zenta, Blei, Stadt, Tunis, Nachtigal, Dock, Hals, Ader, Sagan, Zug, England, Mieder, Bier, Stadium, Alaska, Lob, Weinstein, Same, Richter, Igel.

Getrennt- und Vereinträtsel

Getrennt: zwei Wörtchen, lieb den Frauenherzen,
Den Männern mehr noch, ob es kleiner auch;
Und beide eint es, findet sich der Sinn.
Vereint: ein Ding, einhüllend Freud' und Schmerzen
Und Bilderlust, und neu' und alten Brauch,
Und Sang und Klang — was wohnt nicht alles drin?

Auflösungen der Rätselaufgaben in Heft 1:

Des Bilderrätsels: Man verfolgt die vom linken Rande oben ausgehenden Linien von oben nach unten bis zu den Buchstaben, zu denen sie führen, und liest diese in dieser Reihenfolge ab: „Frohe Ferien!"

Des Buchstabenrätsels: Nimmersatt.
Des Silbenrätsels: Momentaufnahme.
Des Umstellrätsels: Breslau — Neblaus.
Des Trennungsrätsels: Vollenden — voll Enden.
Des Worträtsels: Gänsefüßchen.
Des Scherzrätsels: Libelle (Lieb, Elle).

Schach (Bearbeitet von E. Schallopp)

Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, in Zuschriften, welche die Schach-Aufgaben und Partien betreffen, dieselben stets mit der **römischen** Ziffer zu bezeichnen, mit der sie numeriert sind.

Aufgabe IV

Von O. Würzburg in Grand Rapids

Schwarz



Weiß

Weiß zieht an u. setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Aufgabe V

Von E. Pradignat in Saujon
(„La Stratégie")

Schwarz



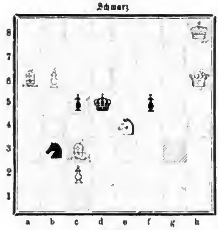
Weiß

Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Aufgabe VI

Von Dr. E. Palkoska in Pardubitz
(„Reichsbote")

Schwarz



Weiß

Weiß zieht an u. setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe I:

W. 1. Se7—d5
S. 1. Lb6×f7
W. 2. Dg8—g4 matt.

A.

S. 1. Sd8×f7
W. 2. Dg8—e8 matt.

B.

S. 1. Lb6×d4, —c5
W. 2. Sd5—e7 matt.

C.

S. 1. Dd2×d4
W. 2. Sd5×f4 matt.

D.

S. 1. Se3×d5
W. 2. Td4×e4 matt.

E.

S. 1. belieb. anders
W. 2. Dg8—e8 matt.

Auflösung der Aufgabe II:

W. 1. Te3—e3
S. 1. Kd4×e3
W. 2. Df1—d3†
S. 2. Ke3—f4
W. 3. Dd3—e4 matt.

A.

S. 1. Kd4×e5
W. 2. Df1—b5†
S. 2. Ke5—d6, d4
W. 3. Db5—c6, e5 matt.

B.

S. 1. Kd4—d5
W. 2. Se6—b7
S. 2. Kd5—d4
W. 3. Df1—d3 matt.

C.

S. 1. h5—h4, f7—f5 (g3—g2)
W. 2. Df1—c4†
S. 2. Kd4×e3
W. 3. Dc4—e4, Tg7×g3 matt.

Auflösung der Aufgabe III:

W. 1. Dd2—f2
S. 1. Ke4—d5
W. 2. Sd7—b6†
S. 2. Kd5—e4
W. 3. Le8—f5 matt.

A.

S. 1. Ke4—d3
W. 2. Le8—a6†
S. 2. Kd3—e4
W. 3. Sd7—f6 matt.

B.

S. 1. Sg6—f8
W. 2. Le8—b7†
S. 2. Ke4—d3
W. 3. Sd7×e5 matt.

C.

S. 1. Sg6—f4, Ld1—g4
W. 2. Sd7—f6†
S. 2. Ke4—d3
W. 3. Le8—a6 matt.

D.

S. 1. Ld1—f3 oder beliebig anders
W. 2. Sd7—c5†
S. 2. Ke4—f4, d5
W. 3. Df2—d2, Le8—e6 matt.

Partie Nr. III

Turnierpartie, gespielt zu Monte Carlo am 20. Februar 1902. (Für diese Partie wurde dem Führer der weißen Steine der zweite Glanzpreis im Betrage von 100 Franken zu teil.)

Russische Verteidigung des Königsspringerspiels.

Weiß: Eisenberg. — Schwarz: H. N. Pillsbury.

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1. e2—e4	**e7—e5**	23. Tb1×b7	De3—e1†
2. Sg1—f3	**Sg8—f6**	24. Ld3—f1	De1—e6
3. Sf3×e5	d7—d6	25. g2—g3	De6×d7
4. Se5—f3	Sf6×e4	26. Tb7×d7	Te8—d8
5. d2—d4	d6—d5	27. Td7—c7	Td8—d6
6. Lf1—d3	Lf8—e7	28. Lf1—g2	a7—a5
7. 0—0	0—0 [1])	29. c2—c4!! [9])	Sc6—b4
8. Tf1—e1	Se4—f6 [2])	30. a2—a3	Sb4—a6 [10])
9. Sf3—e5	c7—c5 [3])	31. Tc7—c8†	Kf8—e7
10. d4×c5	Le7×c5	32. Lg2×d5	f7—f5
11. Sb1—c3	Sb8—c6	33. Kg1—f1 [11])	Td6—b6
12. Lc1—g5	Lc8—e6	34. Tc8—a8	Ke7—d6
13. Dd1—f3	Lc5—e7 [4])	35. Kf1—g2	Kd6—c5
14. Lg5×f6 [5])	Le7×f6	36. Kg2—f3	g7—g5
15. Df3—h5	h7—h6 [6])	37. g3—g4!	Tb6—f6
16. Se5—g4	Le6×g4	38. g4×f5	Tf6×f5†
17. Dh5×g4	Lf6×c3	39. Kf3—e4	Tf5—f4†
18. b2×c3	Dd8—f6	40. Ke4—e5	Kc5—b6
19. Te1—e3	Tf8—e8 [7])	41. f2—f3	Sa6—c7
20. Te3×e8†	Ta8×e8	42. Ta8—b8†	Kb6—c5 [12])
21. Dg4—d7	Kg8—f8 [8])	43. Tb8—c8	Kc5—b6
22. Ta1—b1!	Df6×c3	44. c4—c5†	Aufgegeben.

[1]) Hier wird Sb8—c6 8. Tf1—e1 Lc8—g4 empfohlen; doch hat sich neuerdings hiergegen die Fortsetzung 9. c2—c3 f7—f5 10. c3—c4 als besonders kräftig erwiesen.

[2]) Schwarz hat nichts Besseres. Der Rückzug des Springers ist in dieser Eröffnung meist unvermeidlich.

[3]) Hierdurch erhält Schwarz einen vereinzelten Bauern. Tf8—e8 nebst Sb8—d7—f8 verdiente den Vorzug.

[4]) Dieser Rückzug ist erzwungen, weil sonst durch den Abtausch auf f6 die schwarze Bauernstellung gänzlich zerrüttet würde.

[5]) Mit 14. Ta1—d1 hätte Weiß dem Gegner vielleicht mehr Verlegenheiten bereitet als mit der immerhin etwas eiligen Fortsetzung des direkten Angriffs.

[6]) Bei g7—g6 15. Se5×g6 f7×g6 16. Ld3×g6 h7×g6 17. Dh5×g6† Kg8—h8 18. Te1×e6 läßt sich das schwarze Spiel nicht lange mehr halten.

[7]) Auch bei Sc6—e5 erobert Weiß einen Bauern, nämlich mit 20. Dg4—d4. Falls darauf etwa Df6—d6, so 21. c3—c4 Ta8—d8 22. c4×d5 Dd6×d5 23. Dd4×a7 Td8—a8 24. Da7—b6 2c.

[8]) Schwarz könnte, da das Bauernmehr des Gegners nicht besonders kräftig aussieht, mit Df6—e7 22. Dd7×d5 Te8—d8 2c. auf Remis spielen!

[9]) Prachtvoll gespielt! Weiß führt das Endspiel äußerst kräftig.

[10]) Falls Sb4—c2, so 31. Lg2×d5 Sc2×a3 32. Tc7×f7† Kf8—e8 33. Tf7—a7 2c.

[11]) Mit Rücksicht auf die weiter folgenden Königszüge hätte Weiß hier den König besser gleich nach g2 gezogen.

[12]) Auf Kb6—a6 kann 43. Ld5—c6 Tf4×c4 44. Ke5—d6 Sc7—e6 45. Lc6—b5†, bezw. 43. . . . . Tf4—f7 44. Ke5—d6 h6—h5 45. Tb8—c8 Ka6—b6 46. c4—c5† die Folge sein.

Handschriften-Beurteilung

(Für Abonnenten kostenfrei. Gesuche sind unter Beifügung der Abonnementsquittung an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten)

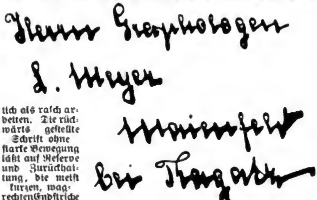
E. M., Hamburg. Sie pflegen das Besondere und geraten im Streben nach Apartem leicht in Extravaganzen. Der Verstand ist stärker entwickelt als das Gemüt. Es lebt sich nicht unbedingt angenehm mit Ihnen, weil Sie immer Ihre eignen Interessen in den Vordergrund stellen.

Mizzi in Wien. Hohe Aspirationen haben Sie nicht, hoch gesteckte Ziele um jeden Preis zu erreichen, begehren Sie nicht. Sie sind keine von jenen Naturen, die durch Mißerfolge erst recht angespornt werden. Vielmehr lassen Sie sich leicht einschüchtern und entmutigen und kennen Depressionen und Mutlosigkeit. Sie sind zaghaft und ängstlich, fühlen sich leicht mißverstanden und haben ein oft instinktiv richtiges Urteil. Im Familienkreis fühlen Sie sich am wohlsten.

Nandi. Etwas selbstgefällig, von der Wichtigkeit der eignen Persönlichkeit überzeugt, daneben aber auch gutherzig, anpassungsfähig und leicht zu leiten, wenn man Sie zu nehmen weiß. Der Wille ist mehr lebhaft als energisch.

H. G. v. D. Ungarn. Geben mehr auf äußeren Effekt aus. In der Bildung und inneren Entwicklung noch etwas unfertig, wohl überhaupt noch sehr jung. Gutmütig und warmherzig, aber Sie getrauen sich aus irgend einem Grunde nicht, sich zwanglos zu geben. Sie haben Sinn für Humor, sind sparsam, halten aber doch stets auf Wahrung des guten Tones.

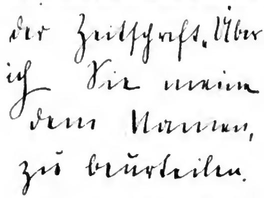
Baronin E. M. Der ganze Duktus Ihrer Schrift zeigt Wertschätzung von Eleganz, Repräsentation 2c., aber auch Streben nach etwas Besonderem, und zwar lassen Sie sich oft an dem Schein genügen. Die schwere, verbundene Schrift beweist, daß Sie geistig nicht sehr produktiv sind und mehr langsam, sorgfältig und gründ-



lich als rasch arbeiten. Die rückwärts gestellte Schrift ohne starke Bewegung läßt auf Reserve und Zurückhaltung, die meist kurzen, wagrechten Endstriche auf Exklusivität, die Häkchen in den Endungen in Verbindung mit der spitzen Schrift auf Unbeugsamkeit schließen. Die stark nach links gerückte Adresse (Unterschrift ebenso) auf Streben nach Vorsicht und Ueberlegung. Sie wollen sich in nichts einlassen, was zu weit führen könnte oder dessen Ende sich der Berechnung entzieht. Die niederen, aber genau gesetzten i- und u-Zeichen verraten: Nüchternheit, Sachlichkeit, Ordnungssinn, aber auch einen gewissen Mangel an Schwung. Sie haben Sinn für Humor, können lustig und heiter sein (s. Schleife im R „Ragaz"). Sie legen vor allem Gewicht auf Aeußeres, sind weltgewandt und haben savoir vivre.

Schwarz-Lemberg. Sie sind innerlich unruhig, erregbar, dem Wechsel der Stimmung stark unterworfen. Sie haben ein lebhaftes, bewegliches Naturell, können sich rasch und geschickt neuen Verhältnissen und Situationen anpassen und entbehren nicht einer gewissen Gewandtheit. Sie sind diplomatisch schlau, gehen gern Ihre eignen Wege und lassen dritte nicht in Ihre Karten sehen. Den Kampf und die Diskussion lieben Sie, werden aber nicht aggressiv.

Maria, Salzburg. Sich rückhaltlos und ungezwungen dem Moment hinzugeben, ist Ihnen nicht gegeben (senkrechte, manchmal sogar rückwärts gestellte Buchstaben), große Geschmeidigkeit ebenso



wenig (in Verbindung mit oben Gesagtem: steife Schrift; fast gänzliches Fehlen der An- und Endstriche: knappe, kurz angebundene Art, sich zu äußern, das Bestreben, alles Ueberflüssige und Unnötige zu vermeiden). Sie erwärmen sich auch sehr langsam und schließen sich in wählerischer Weise an (senkrechte, spitze Schrift). Sie sind etwas reserviert, aber in Ihren Mitteilungen offen bis zur Rücksichtslosigkeit (rückwärts gestellte Schrift mit anwachsenden Wortendungen). In allem nüchtern und überlegt.

Julius Z. Ein umgänglicher, im Verkehr angenehmer Mann, über den man einen entscheidenden Einfluß gewinnen kann, wenn man ihn zu nehmen weiß. Rasch und gewandt findet er sich in neuen Verhältnissen zurecht, ist schnell bereit, Konzessionen zu machen, und kann sich gut unterordnen. In Gefahr, auch den eignen Schwächen und Fehlern gegenüber zu nachsichtig zu sein. Feinfühlend und taktvoll.

H. B. in R. Sie sind energisch, thätig und fleißig, haben einen lebhaften Willen und fahren manchmal mit Ihrer Ansicht etwas scharf heraus, ohne die Leute verletzen zu wollen. Wo sich Schwierigkeiten bieten, beharren Sie erst recht hartnäckig auf Ihrer Ansicht. Sie haben im Grunde ein gutes Herz und können aufopfernd sein.

Frieda G. in B., Schweiz. Zwar sind Sie in Ihrem Auftreten und Benehmen natürlich und einfach-sicher, lassen aber Nebensächliches und die Außenseite der Dinge deshalb nicht unbeachtet, sondern haben Sinn und Auge für eine gewisse Eleganz und wollen gern alles hübsch und zierlich haben. Sie schätzen auch einen gewissen Komfort. Sie sind ordentlich und pünktlich, schenken Details genaue Beachtung. Sie sind eine harmonische, sympathische Natur, mit der es sich gut leben läßt, weil gleichmäßig in der Stimmung und frei von Launen. Sie sind intelligent und haben einen klaren Verstand.

L. Meyer, Maienfeld bei Ragaz

Briefmappe.

Frl. Elsa in Mannheim. Abgeschnittene Rosen lassen sich verhältnismäßig lange Zeit frisch erhalten, wenn man dem Wasser, das täglich erneuert werden muß, jedesmal eine kleine Messerspitze übermangansaures Kali zusetzt.

E. M.-B. in Straßburg i. E. Es ist sehr erfreulich, daß man neuerdings in Deutschland mehr und mehr bemüht ist, die erzieherischen Aufgaben der Fortbildungsschule zu pflegen. Gerade im Laufe des letzten Jahres ist in dieser Beziehung manches geschehen. Es sind Lehrlingsheime eingerichtet worden, an denen die Schüler in ihrer freien Zeit anregende Unterhaltung finden und dadurch dem Kneipenleben entzogen werden. Eines der ältesten hat der kaufmännische Verein zu Halle a. S. eingerichtet, das nunmehr 10 Jahre lang besteht. An andern Orten sind für die Sonntage des Winters Unterhaltungsabende eingeführt worden, zu denen sich mit den Schülern auch oft deren Lehrmeister und Eltern einfinden, so daß dieselben einen familiären Charakter gewinnen. Während des Sommers veranstaltet man in einzelnen Orten am Sonntagnachmittag Jugendspiele, die man anderswo, z. B. in Zeitz, auch an Abenden von Wochentagen betreibt. Mit den Spielen hat man sehr gute Erfahrungen gemacht; sehr natürlich; denn „thätig sein und doch nicht arbeiten, sich einer Regel fügen und doch frei sein, genießen und doch nicht müßig sein“, das erfrischt und giebt immer wieder neue Kraft. Zu wünschen bleibt nur, daß die erzieherischen Maßnahmen durch die Fortbildungsschulen mehr gepflegt werden.

Max R. in Darmstadt. Die Sache erscheint uns noch sehr problematisch; die alten Alchimisten aber haben in der Geschichte der Wissenschaft unfraglich eine sehr nützliche Rolle gespielt. Die Gelehrten des Altertums betrachteten die Entstehung eines Körpers durch Wechselwirkung andrer als die Schaffung eines ganz neuen Stoffes unter völliger Vernichtung des ursprünglichen. Erst infolge der zahllosen Experimente der nach dem Stein der Weisen suchenden Alchimisten brach sich eine klarere Einsicht in die Umsetzungserscheinungen Bahn. Diese geläuterten Ansichten gaben dann den Ausgangspunkt ab für unsre moderne Chemie.

B. Br. in Wien. Unter den „Sprüchen“ konnten wir zu unserm Bedauern nichts für uns Passendes finden.

E. W. in B. Bestens dankend abgelehnt. Wir wollen Sie nicht entmutigen, allein „für die Oeffentlichkeit“ langt's freilich bei weitem noch nicht.

F. A. in P. Ihre Ballade „Bruderkrieg“ ist sehr gemütvoll, aber leider krankt sie an Verwechslung der Begriffe. Die Versöhnung der beiden feindlichen Brüder leiten Sie ein mit den Worten:

Nachdem vorbei des Sturmes Rasen,
Laß uns die *Friedenspfeife* blasen.

Das ist sehr schön gesagt und tadellos gereimt, nur wird die Friedenspfeife nicht geblasen, sondern geraucht, wie Sie sich aus jeder Indianergeschichte überzeugen können. Sie hätten also dichten müssen:

Nachdem vorbei des Sturmes Fauchen,
Laß uns die Friedenspfeife rauchen.

P. E. in Sch. Ohne Erlaubnis darf der Gatte nicht die *Briefe* seiner Frau, noch sie die ihres Gemahls öffnen. In einer guten Ehe wird es damit ja leicht genommen, aber wenn Zwist eingetreten ist oder gar Scheidung droht, kann bei unbefugter Brieföffnung Strafantrag gestellt werden. Zu solchem ist nicht nur der oder die Benachteiligte, sondern auch der *Absender* des Briefes berechtigt, und wenn Strafantrag erfolgt, ist die Verurteilung unausbleiblich, falls nicht ganz besondere Umstände zur Entschuldigung dienen.

Frau Anna v. G. in Potsdam. Das ist freilich ein schwieriges Kapitel. Nach den amtlichen Regeln für die neue Rechtschreibung wird th in *deutschen* Wörtern überhaupt nicht mehr geschrieben, also: tun, Tür, Tor (der und das). Ob *Fremdwörter* mit th geschrieben werden, hängt von ihrer Herkunft ab, z. B. Aether, Thron, aber Hypotenuse, Myrte. In Eigennamen deutschen Ursprungs schwankt die Schreibung, z. B. Walter und Walther.

N. W. in Wien. Die Gedichte waren für uns nicht verwendbar und sind, da die Freimarke fehlte, dem Papierkorb verfallen.

Fr. P. in Köln. Der Ausspruch, daß das Adagio das eigentlich deutsche Tempo der Musik sei, stammt von Richard Wagner. Im übrigen ist vor dem allzu häufigen Citieren zumal allbekannter Aussprüche zu warnen, so ausgezeichnet sonst auch ein passend angebrachtes Citat zu wirken vermag.

„Das Gleiche alle Tag' serviert,
Das Feinste auch, schmeckt endlich schal.
So wird auch, wenn zu oft citiert,
Der Vers, der schönste, trivial."

Frau Th. v. H.-P., Schloß N. Es wird freilich von den radfahrenden Damen recht unangenehm empfunden, wenn beim Fahren der Wind sich in den Kleidern fängt; namentlich das Fahren gegen den Wind gestaltet sich für die Damen aus dem erwähnten Grunde geradezu peinvoll. Um diese Uebelstände zu vermeiden, hat — wie uns das Patent- und Maschinengeschäft R. Lüders, Görlitz, mitteilt — Frau Johanna Fröde in Bautzen einen Schutzschirm erfunden und sich gesetzlich schützen lassen, der den Wind zur Seite des Rades abführt, so daß eine Belästigung der Damen bei Benutzung des Schirmes während des Fahrens nicht mehr zu befürchten ist. Der Schirm wird an der Vorderradgabel befestigt und läßt sich in beliebigem Winkel zum Rade einstellen. Er kann auch ganz an das Rad herangeklappt oder vom Rade abgenommen werden. Herzustellen ist der Schirm aus beliebigem Material, wie auch seine Form dem Geschmack der Radfahrerin angepaßt sein kann.

Frau Anna M. in Augsburg. Um auch weniger bemittelten Leidenden oder Rekonvalescenten, die den Winter im Süden verbringen sollten, den Aufenthalt dort zu ermöglichen, hat der Vaterländische Frauen-Zweigverein von Nizza vor einigen Jahren in dieser Stadt ein Pflegehaus errichtet, worin deutsche Reichsangehörige, auf die obiges zutrifft, ein sehr gutes Unterkommen zu verhältnismäßig sehr billigem Preis finden können. Das deutsche Pflegehaus in Nizza ist offen vom 1. November bis 1. Mai. Die Aufnahmegesuche sind zu richten an die Präsidentin des Vereins: Frau von Zelewski-Tenzin in Lauenburg, Pommern.

Franz H. in L., W. v. G. in K., R. L. in Sch. Mit Dank abgelehnt.

Verantwortlicher Redakteur:
Ernst Schubert in Stuttgart

Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Briefe und Sendungen nur: An die **Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart** — ohne Personenangabe — zu richten



Obstmarkt in Bozen
Nach einer Zeichnung von Martin Ränike

Das Georgenhemd

Novelle

von

Julius R. Haarhaus

I

Der letzte und zugleich auch trübeste Novembertag des Jahres 1632 ging zu Ende. Der Nebel, der seit dem frühen Morgen wie ein schwerer grauer Mantel auf der Flamersheimer Flur gelegen hatte, begann sich in feine Tropfen aufzulösen und Weg und Steg, Strauch und Stein mit schlüpfriger Nässe zu überziehen. Die kahlen Linden im engen Burghofe zu Schweinheim, auf die aus den Fenstern der Kemnate ein heller Lichtschimmer fiel, glänzten von der Wurzel bis zu den äußersten Zweiglein, als wären sie in Firnis getaucht worden, und als der alte Thorwart die hölzernen Außenladen des Turmfensters zurückwarf, um vor Anbruch der Nacht noch einen Ausblick in die Umgegend zu thun, sprühte ihm der Regen so kalt in das verwitterte Antlitz, daß er den Kopf schleunigst wieder zurückzog und sich mit dem Aermel seines Flauswamses die Stirn abtrocknete.

„Wenn Sankt Andreas weint, giebt's böse Zeit und Pestilenz," sagte er zu einem jungen Manne mit groben, aber gutmütigen Zügen und kurzem blonden Kraushaar, der auf einem Schemel am Kaminfeuer saß und aus Roßhaaren Schlingen für den Dohnenstieg drehte.

„Wär' auch ein Mirakel, wenn gute Zeit käm'," meinte dieser, „hab' mein Lebtag nicht gehört, daß der Schwede andres ins Land brächt' als Raub, Brand und Seuchen." Er hielt mit seiner Hantierung inne und starrte ins Feuer.

„Wißt Ihr auch, weshalb der Kurier drunten beim Herrn sitzt?" fuhr er fort, während er ein Auge zukniff und mit dem andern den Alten geheimnisvoll anblinzelte, „soll ich's Euch sagen? Weil schlimme Zeitungen angekommen sind."

„Hat Euch der Kurier das selbst gesagt?"

Der Junge schüttelte den Kopf.

„Nun, woher wollt Ihr's dann wissen?"

„Eben, weil er nichts gesagt hat. Wär's was Gutes gewesen, so hätt' er's nicht bei sich behalten. Er konnt' auch gar nicht schnell genug zum Herrn kommen. Ob ich das Roß absatteln sollt', fragt' ich ihn. Aber er ohne Antwort wie der Blitz ins Haus. Nach einer Weile läßt er mir durch den Buben sagen, der Rapp' sollt' unterm Sattel bleiben, er müßte noch vor Nacht zurück. Und wieder nach einer Weile heißt's: absatteln! Der Herr Kurier bleibt bis zum Morgen hier. Wißt Ihr auch, was das zu bedeuten hat?"

„Daß er sich nicht getraut, durch den Nebel den Weg nach Hause zu finden."

„Dann müßt' er ein schlechter Kurier sein, Vater Christian! Nein! Das hat zu bedeuten, daß sich unser Herr nicht resolvieren kann, ob er der kurfürstlichen Durchlaucht mit ja oder nein antworten soll."

„Mit ja oder nein? Worauf soll er denn Antwort geben?"

„Das ist's eben, was ich auch wissen möcht'. Aber was Wichtiges wird's schon sein. Der Bube hat brav zapfen müssen und das vom Besten. Wenn's was Gemeines wär', würden sie's nicht mit Dattenberger begießen. Da thät's der Haustrank auch."

Derselbe Gegenstand, der in der Turmkammer des Thorwarts auf so tiefsinnige Weise erörtert wurde, hatte auch schon die Bewohner der Kemnate beschäftigt. Frau Anna, die junge, sonst allzeit thätige Burgherrin von Schweinheim, saß mit gefalteten Händen in ihrem Korbsessel und richtete den Blick unverwandt auf die Thürnische, in der, die Hand auf dem Drücker, die alte Gertrud, Annas Amme und Wärterin, stand, um bei jedem Geräusch, das sich auf dem Korridor vernehmen ließ, leise die Thür zu öffnen und hinauszulauschen. Als jetzt auf der entgegengesetzten Seite des Ganges flüchtige Schritte laut wurden, trat sie hinaus und kehrte einen Augenblick später mit einem halbwüchsigen Burschen zurück. Sie nahm ihm die bauchige Weinkanne aus der Hand und zog oder schob ihn zum Sitze ihrer Gebieterin.

„Nun, Engel, was giebt's?" fragte diese, „reden sie vom Krieg?"

„Das will ich meinen, Euer Liebden! Der Reutersmann referiert soeben über eine gar grausame Schlacht, so im Sächsischen vorgefallen. Die Kaiserlichen waren gen Leipzig gerückt, in dortiger Gegend die Winterquartiere zu beziehen. Da ist ihnen denn der Schwede gefolgt, nicht geradenwegs, sondern durch das Thüringerland und hat bei einem Städtlein am Saalfluß — den Namen hab' ich nicht recht verstehen können — ein starkes Lager aufgeschlagen. Da aber der Wallenstein, den der Kaiser als obersten Kriegshauptmann über die Armada gesetzt, solches vernommen, ist er mit mehr denn zwölftausend Mann dem Schwedenkönig entgegengezogen und hat ihm ein Treffen geliefert. Da ist denn der König Gustavus vom Roß geschossen und elend erschlagen worden. Die schwedischen Völker aber, da sie des Königs lediges Roß erblickt, haben alle Hoffnung auf die Viktorie fahren lassen und sind eilend retirieret. Das ist's, was ich drinnen bei

den Herren gehört hab', und ich dächt', die Zeitung wär' wichtig genug."

„Gott und seinen Heiligen sei Dank!" sagte Frau Anna, während sie sich erhob und zu der Nähterei griff, die seit der Ankunft des Kuriers unberührt auf dem Tische gelegen hatte, „nun der Ketzerkönig tot ist, wird der unselige Krieg ein Ende nehmen. Geh, Engel, und sieh, ob du auch darüber etwas zu hören bekommen kannst!"

Engelbert nahm die Kanne auf, eilte, so schnell er konnte, in den Keller und dann in die Trinkstube zurück, wo ihn der Burgherr und sein redseliger Gast schon mit leeren Gläsern erwarteten. Er schenkte ein und machte sich, um möglichst viel von der Unterhaltung zu vernehmen, am Kredenztisch zu schaffen, bis ihn Herr Reichard mit einem Auftrage in die Küche sandte.

Auch jetzt wurde er wieder von der Alten abgefangen und in die Kemnate geführt.

„Euer Liebden haben den Heiligen zu früh gedankt," sagte er, als er Frau Annas graue Augen erwartungsvoll auf sich gerichtet sah. „Die Schweden sind zwar retiriert, alsbald aber hat der Weimar sie wiederum versammelt und durch einen Sermon so zur Wut stimuliert, daß dem Zurückweichen ein Einhalt geschehen ist und sie sich mit vermehrter Gewalt auf die Kaiserlichen gestürzt haben. Selbige haben die Attacke nicht aushalten können, sondern sind alsbald echappiert, sind aber ihrer viele niedergemacht worden. Auch der Pappenheim und der Abt von Fulda sind tot geblieben. Sollen von den Kaiserlichen nahe an neuntausend gefallen sein. Der Generalissimus selbst ist blessieret worden. Aus dem allen geht herfür, daß nicht den Kaiserlichen, vielmehr den Lutherschen die Viktorie zugefallen ist."

„Die unser Herrgott verfluchen möge in Ewigkeit, Amen!" setzte die alte Amme hinzu.

„Nunmehr ist wenig Hoffnung, daß der Krieg sobald ein Ende nehme," sagte Frau Anna, die ihre Näharbeit längst wieder auf den Tisch gelegt hatte. „Der Himmel möge dawider sein, daß der böse Traum, der mich jüngst geängstigt, in Erfüllung gehe. Wir werden der Schwedischen nicht mehr ledig werden."

„Euer Liebden sehen zu schwarz," erlaubte sich Mutter Gertrud zu bemerken, „ich habe immer sagen hören, daß das schwedische Volk an seinem König hinge und nur um seiner Person willen unter den Fahnen bliebe. Nun da er tot ist, werden sie auseinanderlaufen wie die Schafe, wenn der Blitz den Hirten erschlagen hat."

„Die schwedischen Haufen, so am Rheinstrom ihr Wesen treiben, sollen jetzt grausamer wüten, als da Gustavus noch lebte," berichtete Engelbert weiter. „Der Kurfürst hat durch Kundschafter vernommen, daß sie ins Kölnische rücken wollen; sind auch schon etliche starke Parteien bei Linz gesehen worden. Mit Verlaub, ich muß eilen, in die Küche zu kommen!"

Der Bursche schoß hinaus und ließ Frau Anna in Sorgen zurück. „Gebt acht, Mutter Gertrud, es wird kommen, wie ich's in meinem Traum gesehen habe: um der Schweden willen werde ich den Eheliebsten verlieren, und wird ein großes Jammern im ganzen Lande sein!"

Sie schlug die Hände vor das Antlitz und weinte bitterlich. Umsonst bemühte sich die gute Alte, die junge Herrin zu trösten.

„Hättet Ihr's in den Zwölfen geträumt, so wollte ich nichts dawider sagen," bemerkte sie. „Aber wer hätte je gehört, daß es mit ordinären Träumen etwas auf sich hat! Wie sollte Herr Reichard auch um der Schweden willen ums Leben kommen! Ja, wenn er noch Offizier wäre! Aber so, da Ihr ihn doch hier unter Euern Augen habt! Gen Schweinheim wird kein Schwede rücken, möcht's auch keinem raten, fehlt's uns doch nicht an guten Wallbüchsen, Blei und Schießkraut!"

Frau Anna konnte bei diesem Argument der Alten trotz aller bösen Ahnungen ein schwaches Lächeln nicht unterdrücken. Wie es mit der Tüchtigkeit der Burg und der kleinen Besatzung bestellt war, wußte sie denn doch besser. Ein Angriff der Schweden war es auch nicht, was sie fürchtete. Bei der Annäherung feindlicher Heerhaufen würde man auf Schweinheim auch gar nicht an Widerstand gedacht, sondern mit aller beweglichen Habe in den festen Mauern Kölns Schutz gesucht und die kahlen Räume der Burg dem Feinde preisgegeben haben.

Aber sie war seit jenem Traume den beängstigenden Gedanken nicht losgeworden, ihr junger Gemahl könnte sich durch die Aussicht auf Kriegsglück und Auszeichnung verleiten lassen, das bescheidene und ruhige Heim eines Landedelmannes mit dem geräuschvollen Lagerleben zu vertauschen. Sie glaubte die Beobachtung gemacht zu haben, daß er, obwohl erst kaum ein Jahr verheiratet, in der letzten Zeit die kriegerischen Ereignisse mit der größten Aufmerksamkeit verfolge und die Standesgenossen, die sich unter den Fahnen der Liga und des Kaisers Lorbeeren und Beute errangen, mit offenkundigem Neide betrachte. Dazu kam, daß er vor Jahr und Tag schon Kriegsdienste gethan und in der Schlacht bei Höchst als zwanzigjähriger Leutnant einen Musketenschuß durch den linken Arm erhalten hatte. Tilly selbst war bei jener Affaire auf ihn aufmerksam geworden, hatte ihn am Abend nach der Schlacht in sein Zelt beschieden, durch seinen eignen Leibchirurgus die Wunde untersuchen lassen und ihn, da diese einer längeren Pflege bedurfte, mit dem ausdrücklichen Versprechen nach Hause entlassen, daß er ihn nach seiner Wiederherstellung zum Hauptmann machen werde. Nun hatte sich die Heilung aber wider alles Erwarten verzögert, darüber war Reichards Vater gestorben, und so war dem Sohne die Pflicht zugefallen, die Verwaltung der Güter zu übernehmen und für die Mutter und zwei jüngere Schwestern zu sorgen.

Auf diese Weise war der junge Offizier mitten im Kriege dem Waffenhandwerk entfremdet und aus einer Laufbahn herausgerissen worden, von

der er sich eine glänzende Zukunft versprochen hatte. Neuerdings lagen die Verhältnisse anders. Die Schwestern hatten durch Eintritt ins Kloster und Heirat beide ihre Versorgung gefunden, die Mutter war zu der Verheirateten gezogen, und so durfte sich denn Reichard von der Verpflichtung, einzig und allein der Bewirtschaftung seines Landbesitzes zu leben, entbunden betrachten. Allerdings hatte er inzwischen Anna heimgeführt, die mit großer Liebe an ihm hing, sich selbst aber am allerwenigsten so viel Einfluß auf ihn zutraute, um ihn auf Burg Schweinheim zurückzuhalten, falls er nämlich, was sie fürchtete, die Absicht gefaßt hatte, noch einmal um die Gunst des Kriegsglücks zu werben.

Mit dem feinen Instinkt, der den Frauen eigen ist, hatte sie die Ankunft des Kuriers mit jenem nie ausgesprochenen Lieblingswunsche ihres Mannes in Verbindung gebracht und, wie wir sehen werden, sich in ihren Vermutungen nicht getäuscht. Die Furcht vor dem, was kommen mußte, wirkte auf die junge Frau geradezu lähmend. Sie blieb den ganzen Abend über in ihrem Sessel sitzen, zitterte bei jedem Geräusch und wies den Vesperimbiß und das Nachtmahl, so sehr ihr die gute Dienerin auch die weißen Wasserwecken und das gebratene Rebhuhn anpreisen mochte, mit Entschiedenheit zurück.

Der kleine bronzene Saturn der Augsburger Kunstuhr auf dem Kaminsimse zeigte mit seiner Sense gerade die elfte Stunde, als der schwere Schritt des Hausherrn Frau Anna aus ihrer Träumerei, Mutter Gertrud aber aus einem rechtschaffenen Schläfchen aufschreckte. Reichard schickte die Alte zu Bett und wanderte, ehe er ein Wort an seine Frau richtete, mit so unverkennbaren Anzeichen innerer Erregung auf und nieder, daß Anna wie gebannt sitzen blieb und nur in banger Erwartung die Augen auf den Gatten richtete.

„Freue dich, liebes Weib," sagte er endlich, „eine große Ehre ist uns widerfahren! Die kurfürstliche Durchlaucht bietet mir eine Compagnie Dragoner an. Gegen den Schweden soll's gehen, und das sobald als möglich. Nun — du schweigst? Was soll das heißen, Anna?"

Die junge Frau hatte sich erhoben und ihre Hand auf die Schulter des Mannes gelegt.

„So ist es denn eingetroffen, was ich so lange schon gefürchtet!" sagte sie schluchzend. „Ich wußte wohl, daß du meiner schon überdrüssig geworden seiest, und noch nicht ein volles Jahr ist vergangen, seit du mich als dein ehelich Weib nach Schweinheim geholt!" Thränen erstickten ihre Stimme.

Dem Burgherrn schoß das Blut bis zu den Schläfen. Er hatte den Auftritt vorausgesehen und sich vorgenommen, dem Appell an seine eheliche Liebe mit harter Entschlossenheit zu begegnen.

„Sei keine Närrin, Weib," entgegnete er, „und kränke mich nicht mit solchen Reden! Sag selber, ob du willst, daß dein Gatte müßig zuschauen soll, wenn alle andern rings im Land sich gegen die frechen Ketzer rüsten? Bei Gott, ich habe lange genug als Bauer hier auf der Scholle gesessen, da ich als Offizier mein Glück hätte machen können."

„Genügt dir das Glück nicht, das du bisher genossen? Willst du mehr? Gelüstet dich nach der Ehre, Obrister oder General zu werden, da jeder Roßbube, der Fortun hat, heute doch schneller als einer vom Adel avanciert?"

„Du sprichst, wie du's verstehst, und ich will dir darob nicht zürnen. Sieh, Anna, ich will mir ja nur das Glück, das du mir bietest, sichern. Der Kurfürst hat gewisse Botschaft, daß die Schwedischen in sein Land zu fallen gedenken. Glaubst du, die Mordbrenner würden Schweinheim verschonen, weil es auf Jülichschem Boden liegt? Soll ich warten, bis sie mir den roten Hahn aufs Dach setzen, bis sie mir das Korn aus der Scheuer und das Vieh aus dem Stalle holen?"

„Wir könnten doch mit Hab' und Gut nach Köln ziehen," warf Frau Anna ein.

„Das könnten wir und das werden wir auch, das heißt, du und die Mägde, ihr sollt nach Köln hinein, sowie sich die ersten Parteien in der Gegend zeigen. Dort hinter den Wällen werdet ihr sicher sein. Aber verlange von mir nicht, daß ich mich wie eine Memme verkrieche, wenn Kaiser Ferdinandus Männer braucht. Wenn ich nicht ins Feld wollte, wer sollte dann den Degen führen? Könnt's auch vor Gott und den Heiligen nicht verantworten, wenn ich um eines Weibes willen die Ketzer in ihrem freventlichen Thun bestärken sollt'!"

Die junge Frau erwiderte nichts. Sie schluchzte still vor sich hin. Herr Reichard trat ans Fenster, öffnete es und starrte in die düstere Regennacht hinaus. Mehr als der in Gesellschaft des Kuriers genossene Wein hatten ihm die Thränen seines Weibes den Kopf erhitzt.

Nach einer Weile wandte er sich um.

„Wer weiß," fuhr er ruhiger fort, „ob der Krieg nicht bald ein Ende nimmt. Der König ist auf dem Lützener Feld gefallen. Und Oxenstierna, der ihm im Oberkommando succedieret, ist ein hochfahrender Herr, dem die Häupter der Lutherischen gar bald den Gehorsam aufkündigen werden. Wenn aber erst in ihrem Lager Zwietracht einkehrt, hat der Kaiser leichtes Spiel. Eh' der Frühling kommt, kann der Friede proklamiert sein."

„Bis dahin kann ich hundertmal Witib sein," jammerte Frau Anna.

„Nicht jede Kugel trifft," warf der Gatte ein, „und wem's bestimmt ist von der Vorsehung, der muß dran glauben, und ob er auch in einem verborgenen Gelaß hundert Klafter tief unter der Erde säße. Hab' ich bei Höchst nicht schon dem Schicksal meinen Tribut gezahlt? Müßte absonderlich zugehen, wenn mir eine zweite Kugel etwas anhaben sollt'. Hab' einen Generalfeld-

zeugmeister gekannt, der ein Soldat von Fortun war, achtundzwanzig Affairen mitgemacht hatte und nie verwundet worden ist. Es hieß zwar, er verstehe sich auf die Passauer Kunst, trüge auch ein Koller aus Elensleder, das sieben Tage und sieben Nächte im Schreine des heiligen Rupertus gelegen hätte, aber so ihn einer danach fragte, wies er auf seine Augen und seinen Arm und sprach: scharfes Aug' und sichere Hand, das ist der beste Kugelzauber!"

Als Herr Reichard die Wahrnehmung machte, daß seine Frau sich ein wenig beruhigt hatte, beschloß er, die Unterredung abzubrechen. Hätte sie den ersten Schrecken erst überwunden, so würde sie sich, wie er meinte, auch bald genug mit dem Gedanken an eine kürzere oder längere Trennung vertraut machen. Unter dem Vorwande, daß er mit dem Kurier noch einen Becher Muskatweins leeren und ihm sodann seine Kammer anweisen wolle, verließ er mit erheblich leichterem Herzen die Kemnate.

Mit Frau Anna war in der That während des Zwiegespräches eine Wandlung vorgegangen. In ihrer Angst hatte sie nach triftigen Gründen gesucht, den Gatten von seinem Vorsatze abzubringen. Da ihr aber in ihrer Aufregung nichts Stichhaltiges einfallen wollte und ihr überdies der entmutigende Gedanke gekommen war, daß das, was ihrer Person nicht gelungen sei, nämlich Reichard auf Schweinheim zurückzuhalten, ihren Worten noch viel weniger gelingen werde, so war sie kleinmütig geworden und hatte vor der Zeit die Waffen gestreckt.

Zudem wußte sie, daß es Reichards Art nicht war, sich durch Einwände und Gegengründe in einem einmal gefaßten Entschlusse wankend machen zu lassen. Sie hatte also, sich in das Unvermeidliche fügend, jeden Widerstand aufgegeben und sich im Geiste schon mit der Frage beschäftigt, was sie thun könne, um den geliebten Mann gegen die Gefahren, denen er sich entgegenwerfen wollte, zu feien. Zuerst war ihr eine Wallfahrt zum Gnadenbilde von Einsiedeln in den Sinn gekommen, dann aber hatte die Erwähnung der Passauer Kunst und des geweihten Kollers sie auf den Gedanken gebracht, ob nicht mit solchen Mitteln dem Schicksal wirksamer zu begegnen sei. Jetzt verstand sie auch, weshalb sie gerade vor wenigen Nächten den bösen Traum gehabt hatte: es war eine Warnung gewesen, den Gatten nicht ohne ein kräftiges Schutzmittel ins Feld ziehen zu lassen.

Während sie alles dies jetzt ruhig überdachte, fiel ihr Blick auf die Uhr. Die Sense des bärtigen Greises zeigte noch immer die elfte Stunde. Sie erschrak. Es war das erste Mal in ihrer jungen Ehe, daß die Uhr stehen geblieben war. Zu jeder andern Zeit würde sie diesem Umstande nicht die geringste Bedeutung beigemessen haben, in diesem Augenblicke jedoch, wo sie, erregt und überreizt, wie sie war, alles in Beziehung zu sich und ihrem Kummer brachte, glaubte sie auch hier wieder einen Wink des Schicksals zu erkennen. Was konnte für sie, die im Kloster erzogen worden, der heidnische Name „Saturn" bedeuten! Vom ersten Tage an, da sie die Burg betreten, hatte sie in dem metallenen Manne mit der Sense den Schnitter Tod erblickt, den ja ein christliches Gemüt ohne sonderlichen Zwang mit den rinnenden Stunden in Verbindung bringen kann. Daß nun die Sichel auf der Elf haften geblieben war, gerade als sie mit ihrem Manne über die ihm drohende Lebensgefahr gesprochen hatte, erfüllte sie mit Grauen. Die elfte Stunde drohte ihm Verderben! Daran war nicht zu zweifeln.

Der Schritt des Burgherrn war kaum auf der Treppe verhallt, als der graue Kopf der alten Amme wieder in der Thür sichtbar wurde. Nachdem sich die treue Seele davon überzeugt hatte, daß die Luft rein sei, schlüpfte sie leise in das Gemach.

„Nun, Euer Liebden, wird die alte Gertrud wieder trösten müssen?" sagte sie mit der Vertraulichkeit, zu der die langjährigen Dienste, die sie Frau Anna geleistet, sie berechtigten.

Die junge Frau wies statt zu antworten nach der Uhr. Die Amme verstand nicht gleich, was sie damit ausdrücken wollte.

„Seht Ihr nicht, daß sie stehen gebieben ist?"

„Weil Euer Liebden sie vorgestern nicht aufgezogen hat. Der Traum war dran schuld. Sie mochten an nichts andres denken."

„Aber daß sie gerade auf der Elf stehen geblieben ist und das just in dem Augenblick, da ich ihn bat, mich nicht zur Witib zu machen! Ist das kein Wink des Schicksals?"

„Der Herr will also ins Feldlager?"

„Der Kurfürst ruft ihn. Er will ihm eine Compagnie Dragoner geben."

„Dann mag sich der Schwede hüten."

„Aber er wird nicht wiederkehren. Ich weiß es. Sie werden ihn mir töten."

„Nur wenn die Heiligen es zulassen, Euer Liebden. Aber steht es nicht bei ihm selbst, sich zu schützen? Ein Vetter von mir ist Wachtmeister bei den Hessischen. Wissen Sie noch, das schöne Mannsbild mit dem Schimmel? Als wir vor vierzehn Jahren mit dero Herrn Vater durch das Vest Recklinghausen reisten, kam er an unsern Wagen, uns seine Reverenz zu machen. Sie zählten freilich erst acht Jahre und haben dazumal so viel Kriegsvolk gesehen, daß Sie sich meines Vetters nicht wohl mehr erinnern werden. Aber ein stattlicher Reutersmann war's, und er hielt was auf sich und trug eine Montur, deren sich kein Obrister hätte zu schämen brauchen. Und die schönen Federn, die er am Hute hatte! Und das Pferdezeug! Selbiger ist bis heutigentags ohne Schaden davongekommen, obschon er nicht nur etliche große Aktionen mitgemacht hat, sondern auch oft genug auf Partei geritten ist. Und weiß Euer Liebden auch, weshalb er heil und gesund geblieben ist?" Sie dämpfte die Stimme zu einem kaum hörbaren Flüstern. „Weil

er ein Georgenhemd trägt! Das macht ihn fest, und wenn der grüne Jäger selbst sein Rohr auf ihn abdrücken wollte!"

Frau Anna hatte den Redeschwall der Alten geduldig über sich ergehen lassen. Jetzt aber wandte sie sich erstaunt nach der Sprecherin um. Nicht, daß der hessische Wachtmeister ein Georgenhemd trug, setzte sie in Verwunderung, sondern daß sie zum zweiten Male in so kurzer Frist auf ein solches Schutzmittel aufmerksam gemacht worden war. Sie erkannte auch hierin wieder die Stimme der Vorsehung und beschloß, die Mahnung nicht unbeherzigt zu lassen.

„Ein Georgenhemd trägt Euer Vetter?" fragte sie, „und solch ein Hemd macht kugelfest?"

„Nicht nur kugelfest, auch sicher gegen Hieb und Stich; kann überhaupt dem, der es trägt, keine irdische Gewalt etwas anhaben," berichtete Gertrud eifrig.

„Und Ihr glaubt an seine Kraft?"

„Muß man's nicht, da sie sich so sichtbarlich bewährt hat? Trägt nicht auch der Herzog von Friedland ein Nothemd?"

„Hört, Mutter Gertrud!" begann die junge Frau nach einer Pause, „wißt Ihr, wie man solch ein Hemd erlangen kann?"

„Nichts leichter als das! Eine reine Jungfrau muß es an heiligem Orte spinnen und weben und den Faden gar fleißig mit Weihwasser netzen."

„Und ist kein höllischer Zauber dabei? Bringt es seinem Träger auch keine Gefahr für die Seele?"

Die Alte sah zu Boden und ließ die Perlen des Rosenkranzes, den sie am Gürtel trug, mechanisch durch die Finger gleiten.

„Seinem Träger nicht," sagte sie bedeutungsvoll.

„Wem denn sonst?" fragte Frau Anna erstaunt.

„Der Jungfrau, die es verfertigt. Ihre Seele kommt in die Gewalt des Bösen."

Die Burgherrin erhob sich und machte eine abwehrende Gebärde.

„Dann nicht!" sagte sie ernst. „Dann um keinen Preis! Ich will mich nicht mit der Schuld beladen, ein Menschenkind um seiner Seele Seligkeit gebracht zu haben."

„Kann's Euer Liebden nicht verdenken," erwiderte Mutter Gertrud mit verlegenem Lächeln. „Ich freilich, wenn ich einen Eheliebsten hätte und könnte ihn vor einem grausamen Tode bewahren, ich würde mich nicht lange besinnen. Sollt' auch meinen, es wär' ein gerechter Handel. Seele für Seele. Oder glauben Sie, so einer dahinführe mitten im Morden, ohne geistlichen Zuspruch und Absolution, er hätte es näher zum Himmel als zur Hölle?"

Frau Anna antwortete nicht. Sie nahm die Näherei vom Tisch und legte sie in einen Korb auf dem Spinde. Dann gebot sie der Alten, das Kaminfeuer zu löschen, ergriff den Handleuchter und begab sich in die Schlafkammer.

II

Schon am nächsten Tage trug Herr Reichard ein völlig verändertes Wesen zur Schau. War er bisher seinem jungen Weibe mit einer gewissen rauhen Strenge begegnet, die freilich keineswegs einem etwaigen Mangel an Liebe entsprang, sondern dem Landedelmann von der Würde eines Haus- und Eheherrn untrennbar schien, so zeigte er jetzt ein rücksichtsvolles Benehmen, das Anna um so mehr in Erstaunen setzte, als sie aus ihrem Unmut über seinen Entschluß kein Hehl machte. Sei es, daß ihm die Art, wie seine Frau die Ankündigung der bevorstehenden Trennung aufgenommen, erst zum Bewußtsein gebracht hatte, wie sehr sie an ihm hing, sei es, daß er in der kurzen Frist, die ihm bis zu seiner Abreise noch blieb, manches harte Wort wieder gutmachen wollte, jedenfalls war er jetzt der liebevollste und fürsorglichste Gatte, den sich ein Weib nur wünschen kann. Frau Anna, der nun erst die Erkenntnis aufging, was sie an ihm besaß und voraussichtlich so bald schon verlieren sollte, machte sich die bittersten Vorwürfe, daß sie ihm nicht eher einen Blick in ihr Herz gestattet. Sie glaubte es sich selbst zuschreiben zu müssen, daß die unsichtbare Schranke, die sie bisher von Reichard getrennt, nicht schon längst gefallen war. Sie selbst, so redete sie sich ein, trage die Schuld daran, wenn ihr Gatte des Lebens auf der Schweinheimer Burg überdrüssig geworden sei und nun die erste sich ihm darbietende Gelegenheit ergriffen habe, im Kriegsgetümmel das Glück zu suchen, das ihm sein Heim bisher nicht habe bieten können.

Sie trat nun auch ihrerseits aus der bisher beobachteten kühlen Zurückhaltung heraus und überhäufte Reichard mit Beweisen ihrer Zärtlichkeit, wobei sie sich im stillen der Hoffnung hingab, er würde noch in letzter Stunde in seinem Entschlusse, sie zu verlassen, wankend werden. In dieser Voraussetzung täuschte sie sich jedoch. Schon der Eifer, mit dem der Burgherr die Vorbereitungen zur Abreise betrieb und den Meiereiverwalter mit Instruktionen versah, mußte die junge Frau darüber aufklären, daß ihr Gatte keineswegs gesonnen sei, das einmal angenommene Kommando nachträglich wieder abzulehnen. Er wartete vielmehr mit offenkundiger Ungeduld auf eine Nachricht aus der kurfürstlichen Kammer, wann und wo er sich zur Uebernahme der ihm bestimmten Compagnie einzufinden habe, und war nicht wenig enttäuscht, als er die Mitteilung erhielt, daß die im Wallonischen angeworbenen Reiter nicht vor Mitte des Christmonats marschfertig sein würden.

Der Kanzleisekretarius, der diesen Brief geschrieben, auch die vorausgegangene Korrespondenz mit Herrn Reichard geführt hatte und sich für eine ihm nach Abschluß des Vertrages zugekommene Remuneration aus der Schweinheimer Räucherkammer erkenntlich zeigen wollte, hatte der amtlichen Zustellung privatim eine Nummer der

Frankfurter Wochenzeitung beigefügt, die einen genauen Bericht über den Verlauf der Lützener Schlacht enthielt. Der Tod des Schwedenkönigs war darin mit allen Einzelheiten beschrieben; was aber auf Frau Anna einen nachhaltigen Eindruck machte, war die in dem Blatte ausgesprochene Behauptung, daß auf beiden Seiten fast alle Offiziere schwer verwundet worden seien. Seit sie dies gelesen, fühlte sich das geängstigte Weib nicht mehr stark genug, den Gedanken an das Georgenhemd, so verwerflich er ihr auch anfangs erschienen war, von sich zu weisen, und sie suchte sich zu der laxeren Anschauung der alten Gertrud zu bekehren, um schließlich selbst darüber zu erstaunen, wie schnell es ihr gelang, das mahnende Gewissen zu beschwichtigen. Welchen Wert konnte in einer Zeit, die Männer forderte, das Seelenheil eines Mädchens haben! War nicht der Kampf, zu dem sich ihr Gatte rüstete, ein Glaubenskrieg? Sollte nicht jeder Schwertstreich dem Schutze der Kirche, der Rettung der einzig wahren Religion gelten?

Als sich ihr Gelegenheit bot, mit der alten Amme unter vier Augen zu reden, brachte sie das Gespräch scheinbar ganz beiläufig auf die Reise, die sie in ihres Vaters und Gertruds Gesellschaft als achtjähriges Kind ins Münstersche unternommen. Sie erkundigte sich nach den näheren Umständen, unter denen die Wärterin damals ihren Vetter, den Wachtmeister, getroffen habe, und ließ sich sogar die höchst weitläufigen verwandtschaftlichen Beziehungen auseinandersetzen. Schließlich äußerte sie noch einmal ihren Zweifel an der Wirksamkeit des von dem Vetter gebrauchten Schutzmittels. Die Alte war klug genug, um aus dieser, wie sie wohl merkte, nicht ganz absichtslos herbeigeführten Wendung der Unterhaltung die versteckte Aufforderung herauszuhören, das jüngst behandelte Thema wieder aufzunehmen. Sie kam dem unausgesprochenen Wunsche ihrer Herrin um so bereitwilliger nach, als sie im stillen längst nach einem Mädchen Umschau gehalten hatte, dessen Wandel und Ergebenheit ihr einen Erfolg des geplanten Werkes zu verbürgen schienen.

„Ich weiß, was ich weiß," sagte sie mit pfiffigem Lächeln, „und laß mir's nicht ausreden, daß mein Vetter längst hätt' über den Rhein fahren müssen, wenn er das Nothemd nicht trüge. Aber wenn Euer Liebden nichts davon wissen will, so darf ich nicht zureden. Bin ja nur ein thöricht und ungelehrt alt Weib . . ."

„Gelehrt bin ich auch nicht," lenkte Anna ein, „und ob ich thöricht bin, das mögt Ihr selbst entscheiden. Ihr aber seid so viel länger auf der Welt, daß ich denken sollt', Ihr hättet auch mehr erfahren. Also nichts für ungut, Mutter Gertrud! Hab' Euch nicht kränken wollen. War mir nur um das Mädchen leid, das seine unschuldige Seele um unsertwillen der Hölle überantworten müßte."

„Wenn es die Vorsehung bestimmt hat, daß der Böse über eine arme Seele Gewalt haben soll, so wird er sie schon zu holen wissen. Deshab braucht Euer Liebden sich also keine Sorge zu machen. Lassen es die Heiligen zu, daß eine Seele der ewigen Verdammnis verfällt, wer von uns schwachen Menschen dürfte sich da eine Schuld beimessen? Ist es nicht vielmehr ein Gott wohlgefällig Werk, wenn Euer Liebden einer elenden Person, die sichtbarlich des ewigen Heils verlustig werden soll, Gelegenheit giebt, ihre Seele dem Bösen recht teuer zu verkaufen und also auf Satans Kosten Gutes zu wirken?"

Dieser Logik vermochte die junge Frau nicht mehr standzuhalten. Ihr war, als spräche aus der Alten das Schicksal selbst. Wie wäre sie auch sonst so beredt gewesen? Anna verstand sich zu wenig auf die Kunst, die Menschen zu durchschauen, sonst würde sie erkannt haben, daß es nicht gerade die Teilnahme an ihrem Kummer war, was Mutter Gertrud mit solchem Eifer erfüllte. Die wahre Triebfeder ihres Dichtens und Trachtens war vielmehr die Eitelkeit, bei einem geheimnisvollen, ins Uebersinnliche hineinspielenden Geschäfte die Vermittlerin zu machen. Es reizte sie, die sich rühmen durfte, mit dem Himmel und seinen Heiligen auf gutem Fuße zu stehen, nun einmal zur Abwechslung und ohne Gefährdung ihrer eignen Seele der Hölle Kupplerdienste zu leisten.

„Wird schwer halten, eine Jungfrau zu finden, die auf den Handel eingehen möchte," bemerkte Frau Anna, der jetzt, da sie die letzten Bedenken überwunden hatte, daran lag, sobald als möglich Schritte zur Verwirklichung ihres Planes zu thun.

„Nicht gar so schwer, wie Euer Liebden denkt," entgegnete die Alte. „Hat schon manches Mägdlein seine Seligkeit um Gunst und Gold verkauft. Wüßt' auch eine, die sich zu dem Geschäft gar trefflich schicken würde."

„Eine aus dem Dorf?"

Mutter Gertrud lachte laut auf. „Nein," sagte sie, „im Dorf sind die Jungfrauen noch zu klein, als daß sie mit der Spindel und dem Schiffchen umzugehen verständen. Aber im Schornbusch des Försters Liebmundis, ein Jüngferlein von sechzehn Jahren, das wäre die rechte."

„Die kenn' ich nicht."

„Glaub's schon, Euer Liebden. Sie sind ja nie weit in den Wald hinein gekommen, und was das Mägdlein ist, die kommt nicht heraus. Der Vater hütet sie, als wenn's eine verwunschene Prinzessin wär'. Und ist doch nur einer Wandlepperin Tochter."

„Wandlepperin? Was soll ich darunter verstehen?"

„Richtig! Das kann Euer Liebden nicht wissen. Hab's auch selber erst vor etlichen Wochen vom alten Christian erfahren. Ist ein Flecken hier in der Nähe, heißt Stoitzheim. Die dort wohnen, nennt man Wandlepper. Sie sind aber anders als andre Christenmenschen, und der Christian meint sogar, es müßten Heiden sein. Er sagt, sie wären vor langen Zeiten aus dem Ungerland hergezogen; ist auch ein gar seltsam Volk mit pechschwarzem Haar und Augen, darin das Weiße

blau ist. Wenn sie untereinander sind, reden sie mancherlei Worte, so ein ehrlicher Mensch nicht verstehen kann."

„Und jenes Mägdleins Mutter war eine solche?"

„Der Christian sagt's wenigstens. Und als ich am St. Lambertustag draußen hinter dem Speckelstein war, Pilze und Wurzeln zu suchen, ist mir des Försters Tochter begegnet. Ach, Euer Liebden, war das ein schwarz Herlein! Streifte ganz allein im Wald mit des Vaters Pürschrohr und schoß, eh' ich recht wußte, was geschah, eine Elster aus der Luft, als ob's nur so sein müßt'!"

„Und Ihr glaubt, daß sich dies Mägdlein bereit finden lassen wird, uns zu Diensten zu sein?"

„Das will ich meinen! Euer Liebden muß ihr nur was Gleißendes versprechen, eine Schaumünze, ein Kettlein oder Kreuzlein, es braucht ja nicht grad' von Dukatengold zu sein."

„Und wollt' Ihr es auf Euch nehmen, sie herzuholen?"

„Ich will's versuchen. Besser freilich wär's, Euer Liebden bemühte sich selbst. Was das Herlein mir abschlagen kann, wird es Ihnen nicht versagen. Der Herr ist heut nach Bonn geritten, und vor Abend kommt er schwerlich wieder. Wir könnten die Zeit benutzen, um hinauszufahren. Ich habe schon einen Plan gemacht. Wir lassen die Kutsche im Tannicht halten und gehen das Stücklein Weges bis zum Försterhause zu Fuß. Dort treten wir denn ein, und Euer Liebden giebt vor, ein wenig rasten zu wollen, und läßt sich einen Trunk Wasser reichen. Ist der Förster zu Hause, so sagen Sie ihm, Sie hätten vernommen, daß Liebmundis ein gar sittsam Mägdlein sei, wohl erfahren in allerlei Nadelarbeit, und da Sie nun für etliche Tage der Hilfe bedürften, sintemalen vor Herrn Reichards Abreise noch mancherlei an feinem Linnenwerk zuzurichten sei, so wäre es Euer Liebden angenehm, wenn Liebmundis für eine Woche nach Schweinheim käme. Haben wir das Mägdlein dann erst hier, so wird sich das weitere schon finden."

Man mußte es der Alten lassen: sie verstand ein Geschäft einzufädeln, besonders wenn es der Art war, daß sich ein andrer nicht gern damit befaßte. Frau Anna war ihr für ihre Fürsorge dankbar. Sie hatte die Empfindung, als ob die Amme ihr zugleich mit der Mühe einen Teil der Schuld abnähme.

„Gut, es bleibt dabei," sagte sie, „gleich nach dem Mittagsmahle fahren wir."

Kurz nach zwölf stand die Kutsche, mit zwei stattlichen Ackergäulen bespannt, im Burghofe. Es war ein schweres, plumpes Fuhrwerk mit hölzernem Tonnendach, harten Sitzbänken und wurmzerfressenen Ledervorhängen, als Reisewagen zur Not zu gebrauchen, aber zu Lustfahrten nicht gerade einladend. Auf dem Kutschersitze thronte Christian, der Thorwart, in einer betreßten Liverei, die im Schnitt und Maß die Mitte hielt zwischen eng und weit und drei Reihen Knöpfe hatte, da sie einem jeden vom Burggesinde, wenn es die Gelegenheit erforderte, passen mußte. Daß man den Alten zu dieser Dienstleistung herangezogen hatte, kam daher, weil er mit Weg und Steg im Schornbusch genau bekannt war, und weil sich Frau Anna auf seine Verschwiegenheit verlassen zu können glaubte. Christian war auch nicht wenig stolz auf das Vertrauen, das ihm seine Herrin schenkte, und würde mit Freuden seinen Kopf zum Pfande für ihre Sicherheit eingesetzt haben. Deshalb hatte er auch aus der Rüstkammer die beiden besten Pistolen hervorgesucht und sie mit der größten Sorgfalt geputzt und geladen. Denn allerlei marodierendes Volk, das sich im Lande umhertrieb, machte solche Vorsichtsmaßregeln nötig.

Endlich trat Frau Anna mit ihrer Begleiterin aus dem Hause. Sie hatte sich der Kälte wegen, die nach langen Regenwochen zu Anfang des Monats eingetreten war, in einen Marderpelz gehüllt, indes Gertruds spitze Nase aus einer mit Fuchsfell verbrämten Kapuze gar fürwitzig in die Welt lugte. Als die Frauen im Wagen Platz genommen und nun, einander gegenübersitzend, mit gedämpfter Stimme Zwiesprach hielten, ward es so recht ersichtlich, wie verschieden das Rauchwerk auf das Aussehen seiner Trägerin wirkte. Während Annas weiche Haut im Rahmen des Pelzes noch zarter und rosiger als sonst erschien, während das Menschlich-Schöne ihres wohlgeformten Antlitzes durch den dem Tiere entlehnten Schmuck gehoben wurde, verlieh der Amme die struppige Kopfhülle eine gewisse Aehnlichkeit mit einer alten Füchsin.

Die Kutsche setzte sich langsam in Bewegung, rasselte durch das enge Burgthor und verließ bald hinter dem Mühlweiher die Dorfstraße, um den Schweinheimer Pfad einzuschlagen, der für gewöhnlich nur bei Streu- und Holzfuhren benutzt wurde und dessen tiefe Räderspuren nicht gerade zur Annehmlichkeit der Fahrt beitrugen. Frau Anna ließ die bedenklichen Schwankungen und Stöße des alten Kastens mit Geduld über sich ergehen; ihr Geist war so beschäftigt, daß sie die körperlichen Torturen des Ausflugs kaum empfand. Desto mehr lamentierte Mutter Gertrud. Sie sprang bei jedem derben Stoße empor, schimpfte auf das Fuhrwerk und den Weg und versuchte, indem sie den Kopf zum Fenster hinaussteckte, den alten Christian darüber zu belehren, wie er zu kutschieren habe. Als dieser, um sich ihrer zu erwehren, der Alten plötzlich ein Pistol vor die Nase hielt, fuhr sie mit gellendem Gekreisch zurück und erschöpfte sich nun in langen Klageliedern über die Schlechtigkeit der Welt im allgemeinen und des männlichen Geschlechts im besonderen. Die junge Herrin ließ sie ruhig reden und hing ihren Gedanken nach, nur von Zeit zu Zeit ihre Begleiterin fragend, ob man denn noch nicht bald am Ziele sei.

Der Holzpfad wurde immer schmaler, die Räderspuren verloren sich nach und nach, und das Geäst hing so tief herab, daß der Kutscher absteigen und die Pferde am Kopfe führen mußte. Bei der ihm von der Alten bezeichneten Stelle,



Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

Herbst

Nach dem Gemälde vo



…länge

… Alexander D. Goltz

am Rande des Fichtenwaldes, machte man Halt. Dort stand ein roh behauenes Holzkreuz, das vor Zeiten, als die eingeschnittene Inschrift noch leserlich war, dem Wanderer verkündet hatte, an eben jenem Orte sei der oder jener wohlehrsame Ackerbürger beim Fällen eines Baumes vom stürzenden Stamme erschlagen worden und eines gottseligen Todes verblichen. Während Christian die Zügel um einen Fichtenast schlang, sprach Mutter Gertrud vor dem Kreuze in aller Eile ein Ave und zwei Paternoster, im stillen nicht wenig über ihre Herrin erstaunt, die sich an dieser beschleunigten Andachtsübung nicht beteiligte. Aber Frau Anna wäre es in diesem Augenblick um keinen Preis der Welt möglich gewesen, ein Gebet zu verrichten. Ihr Gewissen sagte ihr immer vernehmlicher, daß sie auf bösem Wege wandle.

Freilich nur im übertragenen Sinne, denn der Weg, den die beiden Frauen jetzt unter Christians Führung quer durch den Wald einschlugen, war bei weitem nicht so böse wie der Holzpfad. Auf dem glatten braunen Nadelgrunde schritten sie wie auf einem wohlgedielten und gewächsten Boden dahin. Außer dem Lockrufe einer Tannenmeise oder eines Goldhähnchens ließ sich weit und breit kein Laut vernehmen. Der winterliche Wald schien nicht erst abgewartet zu haben, daß ihm der Himmel eine Schneedecke beschere, sondern lag schon im ersten Schlafe, und der ist bekanntlich der festeste. Es war deshalb auch nicht anzunehmen, daß die altersmüden Fichten träumten; hätten sie dies aber gethan, so würde das blühende junge Menschenbild, das zwischen den braunroten, runzelbedeckten Stämmen dahinschritt oder vielmehr der alten Begleiterin vorauseilte, ihrem Traume eine liebliche Wendung gegeben haben.

Nach kurzer Wanderung erreichte man einen Durchschlag, an dessen jenseitigem Ende die Behausung des Försters sichtbar wurde. Christian kehrte zu den Pferden zurück, und die Frauen gingen allein weiter. Als sie vor der Hütte, denn anders konnte man das Forsthaus kaum bezeichnen, standen, schlugen drinnen ein paar Hunde an, die eine rauhe Männerstimme aber sogleich wieder beschwichtigte. Die Besucherinnen warteten eine Weile; ihre Hoffnung, daß der Förster, dem ihre Ankunft ja durch seine vierbeinigen Weidgesellen angekündigt sein mußte, von selbst öffnen werde, erfüllte sich jedoch nicht. Nicht ohne Grauen entschloß sich Frau Anna, zur Thür zu gehen, die von oben bis unten mit Eulen- und Sperberleichen benagelt war, und den gewichtigen Pocher in Bewegung zu setzen.

Gleich darauf rief oder richtiger sang es drinnen:

„Herein! Herein!
Wenn's keine Schweden oder alte Weiber sein!"

Da weder die Burgherrin noch Mutter Gertrud sich zu einer dieser beiden, hier offenbar nicht sonderlich beliebten Menschenkategorien zu rechnen Veranlassung hatte oder zu haben glaubte, so leisteten sie der sonderbaren Einladung Folge. Frau Anna prallte, als sie die Thür öffnete, zurück: ein dicker blauer Qualm, in dem sich alle übeln Gerüche der Welt vereinigt zu haben schienen, schlug ihr aus dem Raume, der zugleich Vorsaal, Wohngemach und Küche war, entgegen. Zunächst vermochte sie drinnen nichts zu erkennen als die rußigen, mattroten Flammen eines Feuers, dessen Rauch offenbar keine Neigung empfand, das gastliche Gelaß durch die für ihn im Dache angebrachte Oeffnung zu verlassen.

Als sich die Frauen an die Finsternis gewöhnt hatten, vermochten sie einen Mann zu erkennen, der sich am Feuer eifrig zu schaffen machte und aus allerlei Büchslein und Flaschen etwas in einen Tiegel schüttete, wobei er, vermutlich um die richtige Reihenfolge einzuhalten, sich das in sinnreiche gereimte Merksprüche gebrachte Rezept laut vorsagte:

„Mohnensaat ein ganzes Pfund
Duftet süß und ist gesund".

Er warf den Besucherinnen einen Blick zu und deutete ihnen durch eine Handbewegung an, daß sie sich gedulden und ihn bei seinem Thun nicht stören sollten.

„Dann zu Weidmanns Nutz' und Heil
Eine Unze Bibergeil.
Krähenaugen, wohl zerstampft.
In den Tiegel, eh' es dampft."

Er schlug mit dem hölzernen Rührlöffel nach dem struppigen Leithunde, der die Gäste knurrend beschnupperte.

„Wurzeln von Levisticum,
Rühr das Ganze tüchtig um!
Wenn es an zu kochen fängt,
Wacker Kampfer zugemengt!
Nun vom trägen Dachs das Feist,
Einen Guß Melissengeist,
Heringslake nicht gespart,
Eines toten Juden Bart
Klein geschnitten Haar für Haar,
Roggenmehl und Honig klar,
Bis es schäumet, rühr' es fort,
Schlag das Kreuz und sprich das Wort:
Sanctis adjuvantibus,
Steht dir jeder Hirsch zum Schuß!"

Er war mit seiner Kocherei fertig und öffnete Thür und Fenster, worauf der Durchzug den Rauch vertrieb. Jetzt erst nahm er die Besucherinnen näher in Augenschein. Als er der alten Amme ansichtig wurde, die bis dahin hinter Frau Anna gestanden hatte, trat er entsetzt zurück, griff sich mit beiden Händen nach dem Kopfe und rief: „O du Grundgütiger! Nun ist alles Gebräu vergebens! Muß mir der Gottseibeiuns ein alt Weib auf den Hals schicken!"

„Ihn hat wohl der Rauch in die Augen gebissen, Meister Ringelhard," sagte Gertrud gekränkt, „sonst säh' Er wohl, daß hier kein alt Weib ist. Er kennt uns nicht, sonst würd' er nicht so unziemliche Reden führen."

„Bei Sankt Eustachii grausamem Martyrium! Da mögt Ihr recht haben! Weibsleut' und Drosseln im grünen Hag — ein Narre, der alle kennen mag!"

„Hat Er keinen Schemel zur Hand, ihn der Dame anzubieten?"

„Mit Respekt zu fragen, für wen soll ich die Dame ansprechen?"

„Wir sind von der Schweinheimer Burg; die Frau, meine vielgnädige Herrin, giebt Ihm in Dero hochadliger Person die Ehre."

„Wüßt' nicht, was ich mit denen von Schweinheim zu schaffen hätt'. Ich dien' der Flamersheimer Herrschaft, daß Ihr's wißt."

„Aber Ihr werdet trotzdem wohl ein paar Frauen, die sich im Walde erlustigt und den Weg verloren haben, unter Eurem Dache zu rasten erlauben," wandte jetzt Anna ein. „Und wenn Ihr einen Trunk Wassers hättet, würdet's nicht zu bereuen haben."

„Wasser, Schatten und Sonnenschein — müssen umsonst für jeden sein. Oder beliebt der Dame gebrannt Wasser?"

Die junge Frau machte eine abwehrende Handbewegung. Da nahm Meister Ringelhard einen zinnernen Becher vom Gesims, schöpfte damit aus dem Wassereimer und bot ihn dem Gaste mit den Worten:

„Vieladlige Frau, ich bring's Euch dar.
Ist frisch und kalt, ist kühl und klar,
Muß besser als Muskateller sein,
Ist's doch des edlen Hirschen Wein!"

Während Anna trank, breitete er eine Wolfsdecke über die an der Wand stehende Truhe und lud die Frauen zum Sitzen ein.

„Ist Seine Tochter nicht daheim?" fragte die Alte.

„Ist auf Rheinbach geritten, Schießkraut zu holen," erwiderte der Förster.

„Soll ein wacker Mägdlein sein," bemerkte Frau Anna.

„Das will ich meinen! Sitzt wie ein Reutersbub' auf dem Roß und schießt Euch eine Schwalbe im Fluge!"

„Wird's von ihrem Vater haben," meinte die Burgherrin.

„Oder von der Mutter — Gott hab' sie selig! Die traf mit jeder Kugel ins Schwarze. Saß ganze Tage und Nächte in der Luderhütte und blies Euch die Wölfe weg, daß es eine Art hatte. Vierundzwanzig in einem Winter, das war ihr ein Kinderspiel."

„Liebmundis heißt Eure Tochter?"

„Liebmundis — nach der Gnädigen auf der Flamersheimer Burg."

„Ein feiner Name!"

„Nicht zu fein für das Mägdlein," sagte Ringelhard mit Stolz. „Solltet sie nur kennen."

„Wird mancher brave Bursch ihr zu Gefallen durch den Schornbusch spazieren," warf Mutter Gertrud dazwischen.

„Möcht's keinem raten, der seine Zeit nicht unnütz verthun will. Auf das Mannsvolk ist das Kind nicht zu sprechen."

„Dann ist der Rechte wohl noch nicht gekommen," meinte die junge Frau.

Der Förster schüttelte den Kopf. „Das Mädel ist ein halber Bub," sagte er, „und solche taugen nicht zum Scharmieren. Denkt Euch, sie leidet es nicht, daß ich sie mit ihrem Namen nenne. Muß ‚Liebmund' zu ihr sagen, als ob sie ein rechter Junge wär'."

Draußen ließ sich jetzt Pferdegetrappel vernehmen. Der Leithund und die beiden Spürhunde, die auf den warmen Steinplatten des Herdes gelegen hatten, sprangen von ihrer Ruhestatt herab und kratzten schweifwedelnd an der Thür. Durch das noch immer offenstehende Fenster vermochte Frau Anna den Ankömmling zu sehen; es war ein zierlich-schlankes Mädchen, in hochgeschürztem Rock und kurzer, pelzverbrämter Jacke. Das glänzend schwarze Haar war in zwei starken Zöpfen um den Hinterkopf gelegt und unter einem verwetterten, mit Eulenfedern geschmückten Männerhut halb verborgen.

Liebmundis, denn diese war es, sprang aus dem Sattel, auf dem sie nach Männerart gesessen hatte, und führte das Pferd in den Stall. Bald darauf trat sie ein, von den Hunden mit einem Freudengeheul empfangen. Sie klopfte jedem von ihnen Kopf und Rücken, warf dem Vater die Schweinsblase mit dem Schießpulver zu und begrüßte die beiden Gäste mit einer leichten Verneigung.

Anna empfand dem einfachen Kinde gegenüber etwas wie Verlegenheit. Sie war gewohnt, daß ihr Leute dieses Schlages mit Ehrerbietung begegneten. Liebmundis bekümmerte sich jedoch nicht weiter um sie, sondern öffnete ein kleines Wandspind, nahm ein Schwarzbrot und ein Messer heraus und schnitt sich eine derbe Scheibe ab, die sie, im Gemache auf und nieder wandelnd und mit den Hunden spielend, mit großem Behagen verzehrte. Hin und wieder schoß aus ihren schwarzen Augen ein halb neugieriger, halb mißtrauischer Blick auf die feine Dame und deren Begleiterin.

„Ich habe mancherlei Gutes über dich vernommen, Liebmundis," sagte die Burgherrin endlich.

„So? Wüßt' nicht, wer Gutes von mir sprechen sollt'!" gab das Mädchen trotzig zurück. „Wer seid Ihr überhaupt?"

„Die Schweinheimerin. Die Leute sagen, du wüßtest besser als die Männer mit dem Pürschrohr umzugehen."

„Ist was Rechts, wenn man von Kind auf mit Gewehren gespielt hat!"

„Aber wie steht's mit Spinnen und Weben? Bist du in solchen Künsten auch erfahren?"

„Muß man's nicht, wenn einen der Herrgott als Weibsbild erschaffen hat? Und glaubt Ihr etwa, für uns wächst die Leinwand auf den Bäumen? Seht einmal her!"

Sie trat dicht vor Frau Anna hin, streifte den Aermel ihrer groben Jacke empor und wies ihr das Hemd von blendend weißem Linnen, das den schlanken bräunlichen Arm bis zum Ellbogen umhüllte. „Eigne Arbeit!" sagte sie stolz.

Die Burgherrin ergriff ihre Hand und hielt sie fest.

„Liebmundis," begann sie, „hör mich an! Eine solche, wie du bist, thät' uns auf Schweinheim not. Möchtest du mit uns kommen?"

Das Antlitz des jungen Mädchens verfinsterte sich. Sie machte mit einer hastigen Bewegung ihre Hand los und trat einen Schritt zurück.

„Sucht Euch wo anders eine Magd!" sagte sie schroff, indem sie sich zu dem Leithunde, der nicht von ihrer Seite gewichen war, hinabbeugte und seinen zottigen Kopf an ihre Brust drückte. „Und wenn Ihr mir einen Scheffel Goldes bieten wolltet, ich käm' nicht zu Euch."

„Nicht als Magd und auch nicht für immer sollst du kommen, Liebmundis," beschwichtigte sie Frau Anna, „das würd' schon dein Vater nicht erlauben, der dich sicherlich nicht lange entbehren kann. Aber wenn du auf etliche Tage bei uns Einkehr halten wolltest, mir bei den Zurüstungen zu Herrn Reichards Abreise ins Feldlager zur Hand zu sein, ich würde dir's danken, so gut ich's vermöchte."

Das Mädchen horchte auf. „Ins Feldlager?" fragte sie. „Herr Reichard zieht wider den Schweden?"

„Der Kurfürst rüstet und will meinem Eheliebsten Dragoner geben."

„Dann stehe ich Euch zu Diensten," rief Liebmundis, „wenn's wider den Schweden geht, thu' ich, was Ihr wollt. In Rheinbach der Krämer wies mir ein fliegend Blatt, darauf war abkonterfeiet, wie der Schwede wütet . . . Wann bedürft Ihr meiner? Wann soll ich kommen?"

„Je eher, desto besser!"

„Soll ich gleich mitkommen?"

Frau Anna warf der Alten einen fragenden Blick zu. Als diese durch lebhaftes Kopfnicken ihre Zustimmung zu erkennen gab, antwortete sie: „Wüßt' nicht, was mir erwünschter wär'." Und zu Ringelhard gewandt, fügte sie hinzu: „Ihr habt doch nichts dawider, daß Eure Tochter uns begleitet?"

„Wenn sie selbst will," gab der Förster zurück, „so mag sie's mit sich selbst ausmachen. Ich kann mich schon ein paar Tage ohne sie behelfen, obgleich ich nicht verhehle, daß ich das Mädel ungern misse."

Liebmundis eilte hinter den Bretterverschlag im dunkelsten Winkel des Gemaches, der ihre Lagerstatt umschloß, und kehrte mit einem in ein Linnentuch geknoteten Bündel zurück.

„Ich bin bereit," sagte sie. Als aber Frau Anna sich erhob, warf das Mädchen ihr Bündel noch einmal hin, schlüpfte in den Stall, um von dem Pferde Abschied zu nehmen, streichelte die Hunde und reichte endlich dem Vater die Hand, der ihr seine derbe Rechte auf den Scheitel legte und dabei einige unverständliche Worte, die wie ein Segenswunsch oder Stoßgebet klangen, in den Bart murmelte.

Die matte Wintersonne neigte sich schon dem Horizonte zu, als die drei Frauen bei der Kutsche anlangten. Die Alte nahm Christian beiseite und schärfte ihm ein, daß er dem Gesinde gegenüber der heutigen Ausfahrt und ihres Ergebnisses mit keinem Worte gedenken solle und von der Ankunft eines Gastes auf der Schweinheimer Burg nicht das geringste zu wissen habe.

Während der Fahrt versäumte man nicht, auch das Mädchen vorzubereiten.

„Wir müssen Sorge tragen, dich vor den Leuten wohl versteckt zu halten, Liebmundis," sagte Anna mit gezwungenem Lächeln und einem Ausdruck, der deutlich verriet, welche Ueberwindung es sie kostete, das arglose Kind zu täuschen, „aber unsre Schweinheimer Bauern, denen es obliegt, grobe Handdienste zu verrichten, würden es gar übel aufnehmen und uns auf tausenderlei Art vergelten, wenn ihnen zu Ohren käme, wir hätten für die feine Arbeit eine Fremde ins Haus genommen. Und daß ich den Weibern aus dem Dorf meinen feinen Flachs nicht anvertrauen möchte, das wirst du mir wohl glauben, Mädchen."

Unter diesen Umständen verlief Liebmundis' Einzug in die Burg sehr geräuschlos. Der Verabredung gemäß blieb die Fremde, nachdem Frau Anna und Mutter Gertrud ausgestiegen waren, bei dicht verschlossenen Vorhängen in der Kutsche sitzen, die sogleich von Christian in den Schuppen neben dem Stalle geschoben wurde. Erst als völlige Dunkelheit eingetreten und das Gesinde zum Vesperimbiß versammelt war, schlich sich die alte Amme in den Hof, riegelte die Schuppenthür auf und führte das Mädchen auf einer Seitenstiege zur Kemnate, wo die Burgherrin sie bereits erwartete.

Sie hieß Liebmundis auf einen Schemel am Kamin niedersitzen und begann ein Gespräch mit ihr, während Mutter Gertrud in ihrer eignen Kammer dem Gaste eine Lagerstatt zurüstete. Dabei wußte sie durch klug gestellte Fragen bald zu ermitteln, daß das arme Kind von einem Georgenhemd noch nie etwas vernommen hatte, mithin auch die Gefahr nicht ahnen konnte, der es, wenn es sich den weiteren Wünschen der Burgherrin gefügig zeigen würde, entgegenging.

Diese Erkenntnis gab Frau Anna ihre Sicherheit zurück. Sie zögerte nun auch nicht länger, Liebmundis darüber aufzuklären, zu welchem Zwecke man sie nach Schweinheim geholt habe, wobei sie natürlich die Folgen, die ihr aus der zu verrichtenden Arbeit erwachsen mußten, sorgfältig verhehlte.

Das Mädchen war denn auch ohne weiteres bereit, ein Werk zu vollbringen, von dem man sich eine so wunderbare Wirkung versprach, und vermochte kaum den kommenden Morgen zu erwarten, an dem die Arbeit beginnen sollte. Herr Reichard, den sie nie gesehen, erschien ihr wie ein Sankt Georg oder Sankt Michael, vom Himmel zu dem verdienstlichen Unternehmen berufen, den schwedischen oder, was für sie gleichbedeutend hiermit war, den lutherischen Lindwurm zu vertilgen. Und der Himmel, der durch eine reine Jungfrau ja das größte aller Mirakel gethan hatte, wollte nun sie, die arme Försterstochter aus

dem Schornbusch, der unbegreiflichen Gnade würdigen, den Drachentöter gegen Gifthauch und Zahn des grimmen Ungeheuers zu feien.

*

Der erste Strahl der über dem bewaldeten Hügelrücken des Speckelsteins emporsteigenden Sonne fand Liebmundis schon bei der Arbeit. Mutter Gertrud hatte das Mädchen zu zeitiger Stunde auf Schleichwegen in die kleine Burgkapelle geleitet und sie darüber belehrt, unter welchen Gebeten und Zaubersprüchen sie den Flachs um den Rocken zu winden, den Faden auszuziehen, das Rad zu treten und das Garn aufzuwickeln habe. Auch daß der Faden fleißig mit Weihwasser genetzt werden müsse, hatte sie der Spinnerin gehörig eingeschärft. Dieser war bei ihrer Arbeit seltsam genug zu Mut. Die stille Kapelle, die durch bemalte Scheiben nur spärliches Licht empfing, die kühlen Mauern, der erhöhte Altarplatz, auf dem sie sitzen mußte, das ernste Muttergottesbild aus braunem Birnbaumholz — alles das wirkte auf das Mädchen, das gewohnt war, tagaus tagein in der freien Luft zu leben und durch den Wald zu streifen, in hohem Grade beängstigend. Das Schnurren des Rades klang in dem gewölbten Raume doppelt laut, und ihre eigne Stimme schien ihr, wenn sie halblaut die Gebete vor sich hinsprach, aus der Tiefe des Grabes zu kommen. Zuweilen schaute sie von der Spule auf und ließ den Blick über den mit einer spitzenbesetzten Decke bekleideten Altar und zu den bunten Fenstern schweifen. Dabei bemerkte sie, daß in dem einen, auf dem die heilige Ursula abgebildet war, gerade im Fuße der Märtyrin ein Stückchen Glas fehlte. Durch die schmale Oeffnung fiel ein Sonnenstrahl quer durch die Kapelle bis zu der Thürschwelle, wo er einen beinahe kreisrunden goldnen Flecken abzeichnete. Dieser Fleck wanderte langsam an der Wand entlang bis zum Altarplatze, wo er dann Liebmundis' Fuß traf, so daß die beiden Jungfrauen, die gemalte heilige und die lebende profane, durch einen schräg herabfallenden Lichtstreif verbunden schienen. Das Mädchen versuchte dies Zeichen zu deuten. Sie entsann sich, in der Rheinbacher Kirche ein Bild gesehen zu haben, das die Verzückung des heiligen Franziskus darstellte. Vor dem Heiligen schwebte ein Kreuz mit dem Erlöser, dessen Wundmale durch goldne Strahlen mit Händen, Füßen und Seite des Mönches verbunden waren. Sollte jener verbindende Lichtstrahl nicht auch ihr ankünden, daß sie vor den Augen der Himmlischen Gnade gefunden habe und zu einem Gott wohlgefälligen Werk berufen sei? War es nicht eine goldene Brücke, die sich zwischen ihr und Sankt Ursula ausspannte? Sie streckte die Hand aus, als ob sie den Strahl hätte greifen wollen. Da merkte sie erst, daß der flammende Streif sich aus Himmlischem und Irdischem zusammensetzte, aus Licht und Milliarden von winzigen Stäubchen, die in wundersamem Wechsel auf und nieder tanzten und nach unergründlichen Gesetzen entweder auf der leuchtenden Bahn emporfluteten oder in das Nichts versinkend erloschen. Und ihre im steten Umgang mit der Natur erstarkte Phantasie sah auch in diesem Spiele der Sonnenstäubchen ein Gleichnis: den seligen Aufstieg der Begnadeten und den rettungslosen Fall der Verdammten am Tage des jüngsten Gerichts. Sie beschloß, das alltägliche Phänomen, das ihr in diesem Augenblick so bedeutungsvoll erschien, als Orakel zu benutzen, um sich über ihr eignes Los Gewißheit zu verschaffen. Zu diesem Zwecke heftete sie den Blick ihrer Luchsaugen auf ein einzelnes Stäubchen, das in dem flimmernden Chaos gerade unbeweglich zu schweben schien. Die Bahn, die dieses winzige Atom nehmen würde, sollte ihr das Schicksal ihrer unsterblichen Seele verkünden. Irgend eine leichte Bewegung ihres Kopfes, vielleicht auch ein Luftzug, der durch die Lücke im Fenster drang, setzte ihr Seelenstäubchen in Bewegung. Sie sah mit klopfendem Herzen, wie es sich drehte und langsam sank, immer tiefer sank, bis es aus dem Bereiche des Sonnenlichtes zu entschwinden drohte. Dann aber raffte es sich scheinbar auf und zog, von einer geheimnisvollen Kraft fortgerissen, die goldene Bahn empor. Es stieg höher und immer höher, so hoch, daß Liebmundis es aus dem Auge verlor und statt der Gewißheit nur die Hoffnung erhielt, es würde den Flug nach oben bis zum Ausgangspunkte der Lichtquelle beibehalten haben. Diese Hoffnung genügte ihr. Sie hätte um keinen Preis das Schicksal ein zweites Mal befragen mögen. Beruhigt, wie sie nun war, wandte sie ihre Gedanken wieder der Heiligen zu. Aus der Legende war ihr deren Leben und Sterben hinreichend bekannt. Sie mußte lächeln, als sie sich bei dem Versuche ertappte, gleichsam eine Parallele zwischen sich und jener zu ziehen. Was konnte sie, das arme Försterkind, mit der britannischen Königstochter gemeinsam haben? Um *ihre* Hand hatte noch kein christlicher Bauernbursch, geschweige denn ein heidnischer Fürstensohn angehalten, *sie* hatte nicht einmal eine einzige Gespielin besessen, geschweige denn elftausend, *sie* hatte noch nie den Fuß auf ein Schiff gesetzt, war auch noch nicht nach Rom gepilgert, nicht einmal nach dem heiligen Köln, vor dessen Mauern jene von rohem Kriegsvolk zu Tode gemartert worden war. Nein, mit Sankt Ursula durfte sie sich nicht vergleichen, wenigstens nicht, soweit ihr Leben in Betracht kam!

Aus diesen sonderbaren Gedanken wurde sie durch leise Schritte aufgeschreckt. Sie hörte, wie jemand die Thür behutsam öffnete, und sah Frau Anna hinter sich stehen, die ihr auf blankem Zinnteller ein Glas Wein und eine mit einer derben Schinkenscheibe belegte Brotschnitte zum Frühstück brachte. Bei diesem Gruße aus der Wirklichkeit zerstoben die mystischen Phantome vollends. Ja, sogar die goldene Brücke zwischen ihr und der Heiligen schien abgebrochen, denn als

sie nach einer Weile den Lichtstrahl suchte, war er verschwunden.

Die junge Frau setzte sich in einen der beiden Betstühle und schaute dem arbeitenden Mädchen zu. Liebmundis spann so eifrig, daß Anna sie mehrmals daran erinnern mußte, sie solle das Frühstück nicht vergessen. Endlich erhob sie sich, nahm den Teller vom Altar und ließ sich damit auf die Stufe des Altarplatzes nieder, gerade zu Frau Annas Füßen, die darauf warten wollte, bis Teller und Glas geleert seien, um als ordnungsliebende Hausfrau beides wieder mitzunehmen. Als die Burgherrin das arglose Kind so behaglich essen und trinken sah, empfand sie aufrichtiges Mitleid mit Liebmundis und damit zugleich auch das Bedürfnis, ihre selbstsüchtige Absicht vor sich selbst wenn nicht zu rechtfertigen, so doch zu beschönigen. Sie lenkte das Gespräch auf ihren Gatten, dessen ritterliche Tugenden und hohen Mut sie nicht weniger zu rühmen wußte als die liebevolle Fürsorge, mit der er sie umgab, und die sie um so mehr hervorheben zu müssen glaubte, als sie ihr selbst noch neu und ungewohnt war.

Das Mädchen hörte ihr aufmerksam zu; entsprach doch diese Schilderung nur zu sehr dem Bilde, das Liebmundis sich von Herrn Reichard gemacht hatte. Und das Interesse, das sie für ihn an den Tag legte, war für Frau Anna eine weitere Veranlassung, mit ihren Herzenserleichterungen nicht zurückzuhalten und die neue Freundin mit allen Einzelheiten der Geschichte ihrer jungen Ehe bekannt zu machen. Es war ein seltsamer Freundschaftsbund, den der Zufall gleichsam über Nacht zwischen zwei nach Alter, Erziehung und Stand so grundverschiedenen Wesen geknüpft hatte, doppelt seltsam durch den Gegensatz der Personen und der Motive, die sie zu einander hinzogen. Die junge Frau, einem altadligen, wenn auch nicht begüterten Geschlechte entstammend, im Kloster erzogen, vor jedem rauhen Lufthauche ängstlich behütet, dabei von Natur ruhig, kühl und geneigt, sich dem Willen und der besseren Einsicht andrer bedingungslos unterzuordnen, sah in Liebmundis, der wilden Waldblume, die, ohne Unterricht aufgewachsen, nur den Weisungen des eignen Instinktes folgte und sich nicht einmal Mühe gab, die leidenschaftlichen Regungen, zu denen ihr Temperament sie trieb, zu unterdrücken oder zu verbergen, ihr ausgesprochenes Widerspiel. Sie betrachtete das Mädchen, wie wir schon wissen, mit herzlichem Mitleid, aber dieses Gefühl war nicht ganz rein, es wurde beeinträchtigt durch eine Art von teilnehmender Neugier, zu erfahren, auf welche Weise die Spinnerin den höllischen Mächten anheimfallen werde. Anna schloß aus mancherlei Anzeichen, daß Meister Ringelhards Tochter nichts von jener weichen Hingebung und demütigen Ergebenheit an sich habe, die nach ihrer Ueberzeugung die wesentliche Seite der Weiblichkeit ausmachten, daß sie vielmehr im Hassen und Lieben gleich maßlos sein würde und somit dem Bösen, falls er es auf ihre Seele abgesehen hatte, eine bequeme Handhabe biete, sie zu verderben. In diesem Falle konnte Mutter Gertrud wirklich recht haben, wenn sie behauptete, eine Seele, die den Keim der Verdammnis in sich trage, dürfe nicht als ein allzu kostbares Opfer angesehen werden. Diese Erkenntnis beruhigte Frau Anna ungemein, und sie beschloß, das arme Kind, dessen Dienste sie trotz alledem keineswegs unterschätzte, durch liebevolle Behandlung in diesem Leben für die unausbleiblichen Qualen in jenem wenigstens einigermaßen zu entschädigen.

Liebmundis hingegen, weit entfernt, die wahre Ursache von Annas Herzlichkeit zu ahnen, nahm vielmehr jedes freundliche Wort, jede erwiesene Wohlthat als einen wohlverdienten Tribut der Dankbarkeit mit dem ihr eignen Stolz entgegen und fand es ganz selbstverständlich, daß die Dame, der sie, wenn auch nur durch eine geringe Mühe, den geliebten Gatten erhielt, die Schranke fallen ließ, die das arme Försterkind von der adeligen Burgherrin trennte. Ueberdies hatte sie die Empfindung, als ob Frau Anna ihren Gatten, wenn sie ihn auch mit beredten Worten rühmte, doch nicht ganz so, wie er es nach ihrer Meinung verdiente, zu schätzen wisse. Sie hielt die gleichmäßige Ruhe der schönen blonden Frau für einen unverkennbaren Mangel an Gefühl und glaubte, da sie in ihrem jungen Leben noch wenig Menschen kennen gelernt hatte, daß sich, wie bei ihr selbst, so auch bei allen andern Zuneigung und Abneigung in stürmischer Weise äußern müßten. Dazu kam noch, daß sie herausgefunden zu haben glaubte, Anna begegne ihrem Manne mit einer gewissen Scheu oder hege sogar Furcht vor ihm. Das war dem Kinde des Waldes, das nicht einmal die Autorität des Vaters, viel weniger die eines andern Menschen anerkannte, völlig unverständlich. Die Burgherrin war nämlich, als sich im Hofe Pferdegetrappel hatte vernehmen lassen, mit allen Anzeichen der Bestürzung aus ihrem Betstuhle aufgesprungen und an das Fenster geeilt, wo die kleine Lücke in dem Glasbilde ihr gestattete, einen Blick in den Burghof zu werfen. Dann war sie mit der leicht hingeworfenen Bemerkung: „Daß mich der Adrian so erschrecken muß!" lächelnd zu ihrem Sitze zurückgekehrt. Wenn sie, die Herrin, in ihrem eignen Hause jemand fürchtete, so konnte das nach Liebmundis' Vermutung nur der Gatte sein. Und offen, wie sie war, gab das Mädchen dieser Vermutung auch ohne Säumen Ausdruck.

„Weshalb fürchtet Ihr Euch, Schweinheimerin?" fragte sie.

„Fürchten?" Anna wollte der unbequemen Frage durch einfaches Leugnen der Thatsache ausweichen; als sie aber Liebmundis' schwarzes Auge mit ruhig-durchdringendem Blick auf sich gerichtet sah, besann sie sich eines andern.

„Es wär' mir unlieb, wenn Herr Reichard uns hier überraschte," sagte sie zögernd. „*Dich* darf er um alles in der Welt nicht sehen!"

Liebmundis stutzte und ließ das Rad ausschnurren, ohne auf den Lauf des Fadens zu achten. „Und weshalb nicht, Schweinheimerin? Thun wir denn ein bös Werk?“ Sie sprach diese Worte, ohne den Blick von Annas niedergeschlagenen Augen abzuwenden.

Diese zeichnete sich sonst nicht gerade durch Geistesgegenwart aus. Aber jetzt, wo das Gelingen eines sorgfältig eingefädelten Unternehmens von einem einzigen Worte abhing, fand sie blitzschnell eine annehmbare Ausrede. Sie wußte, daß ihr Gatte zu dem Werke, das sie bereitete, nie seine Zustimmung geben würde, besonders, wenn er erführe, mit welchem Opfer sie ein Schutzmittel zu erkaufen suche, an dessen Wirksamkeit er nimmer glauben konnte. Aber ebenso gewiß wußte sie auch, daß er das Nothemd, wenn es einmal fertig sei und ihm von ihr beim Abschiede mit der Bitte, es zu tragen, überreicht würde, nicht zurückweisen werde. Dies durfte sie jedoch Liebmundis nicht verraten, denn wenn diese, als die Verfertigerin des Hemdes, durch eine solche Eröffnung veranlaßt würde, auch nur den leisesten Zweifel an der Kraft des Zaubers zu hegen, so wäre die ganze Arbeit umsonst gewesen.

„Ein bös Werk? Wie du nur redest, Mädchen!“ erwiderte sie. „Nein, ich will dir sagen, warum dich mein Eheliebster nicht sehen darf: Deine schwarzen Aeuglein könnten mir sein Herz abspenstig machen. Das merk dir für die Zukunft: eine Frau, wenn sie klug ist, hütet ihren Mann vor solchen, die schöner sind als sie selbst.“

Das Mädchen beugte sich über das Rad und machte sich an der Kurbel zu schaffen. Eine Blutwelle hatte ihr das Antlitz bis zu den Stirnhaaren gerötet.

„Bin ich denn schön?“ fragte sie, ohne aufzuschauen.

„Das weißt du nicht?“

„Wir haben keinen Spiegel daheim.“

„Hast dich auch nie im Waldweiher beschaut?“

Die Gefragte errötete zum zweiten Male. „Hab' immer nur zur Nachtzeit drin gebadet,“ gab sie leise zurück.

„Bist ein lieb närrisch Mädel,“ sagte Frau Anna, indem sie ihre feine weiße Hand auf den bräunlichen Nacken des Kindes legte und mit den schlanken Fingern durch das schwarze Haar fuhr, „und bei lichtem Tag bist du nie ans Ufer getreten und hast auf das stille Wasser geschaut?“

„Wenn ich des Tags vorbeigekommen bin, ist stets der Faßan, unser Hund, dabei gewesen, und der springt dann gleich hinein und tollt drin umher wie unsinnig, weil er das Wasser gar so gern hat, und dann trübt sich's und ist nicht mehr glatt, und wenn man auch hineinschaut, so sieht man nichts mehr.“

Frau Anna war länger, als sie beabsichtigt hatte, in der Kapelle geblieben. Jetzt erhob sie sich, nahm Teller und Glas, lauschte erst eine Weile an der Thür und begab sich, als draußen alles still blieb, mit leisen Schritten in die Kemnate zurück.

Liebmundis saß einen Augenblick in Gedanken versunken vor dem Spinnrad und starrte ins Leere. Dann aber raffte sie sich auf, strich sich mit dem Handrücken über Stirn und Haar und setzte mit heftigem Tritt das Rad in Bewegung, wobei sie wie geistesabwesend die Zauberformel vor sich hinsprach:

„Sankt Petrus gut, Sankt Petrus lieb,
Bewahr' ihn gnädig vor Stich und Hieb
Und lass' ihn nicht verderben!
Sankt Barbara halt' die Kugel auf,
Und lenke von ihm ihren Lauf,
Erhalt' ihn heil, erhalt' ihn gesund,
Auf daß sein Blut zu keiner Stund'
Dies Linnen möge färben!“

Immer schneller schnurrte das Rad, aber auch immer schneller jagten sich die Gedanken hinter der weißen Stirn des spinnenden Waldkindes. Und was für seltsames Zeug ihr in den Sinn kam! Sie sollte schöner sein als die stolze, blühende Burgherrin! Schöner als die vornehme junge Frau, die sie, seit sie ihre Bekanntschaft gemacht, um ihre rosige Haut und das schimmernde Gold ihres Haares beneidet hatte! So schön sollte sie sein, daß Frau Anna sie vor ihrem Gatten verbergen zu müssen glaubte! Ob Herr Reichard denn sein Weib überhaupt liebte? Ob er ihr Anlaß gegeben hatte, zu verhüten, daß ihm andre Frauen und Mädchen in den Weg träten? Liebmundis empfand plötzlich aufrichtiges Mitleid mit ihr. Es schien ihr unmöglich, daß eine Frau glücklich sein könne, wenn sie der Liebe ihres Mannes nicht jederzeit gewiß sein dürfe. Aber trotz dieser Erwägungen vermochte sie Herrn Reichard nicht zu zürnen. Ihr war, als müsse ein Mann, der so tapfer und ritterlich sein sollte — und daß er es war, daran durfte sie nicht zweifeln —, auch von seinem Weibe eine heißere Liebe verlangen, als die schöne kühle Frau Anna sie ihm bieten konnte. Wäre es da so ganz unverzeihlich gewesen, wenn er bei andern Weibern das gesucht hätte, was er beim eignen nicht fand? Und das gute Kind entschloß sich, einen Teil des Mitleids, das sie für die Burgherrin hegte, auf den Burgherrn zu übertragen.

Um die Mittagszeit erhielt Liebmundis den Besuch der Mutter Gertrud. Diese brachte ihr das Essen, verweilte jedoch nicht lange, angeblich, weil es ihr in der Kapelle zu kalt war, in Wirklichkeit aber, weil ihr Gewissen sich an dem geheiligten Orte regsamer zeigte und sie die Gegenwart des arglosen Kindes als einen drückenden Vorwurf empfand. Die zeitig eintretende Dämmerung machte der Arbeit ein Ende, und das Mädchen wunderte sich daher nicht, als beim Vesperläuten die Alte erschien und sie aufforderte, das Spinnrad hinter den Altar zu stellen und ihr in die Kemnate zu folgen. Was ihr dabei jedoch seltsam vorkam, war die große Eile, zu der Mutter Gertrud sie antrieb. Sie konnte ihr das Rad gar nicht schnell genug beiseite bringen, gar nicht schnell genug über den schmalen, düsteren Gang

zum Gemache der Burgherrin flüchten. Als Liebmundis Frau Anna deshalb befragte, erfuhr sie, Herr Reichard verrichte nach alter Gewohnheit um diese Zeit in der Kapelle sein Abendgebet.

Auch in der Kemnate herrschte den ganzen Abend über die lebhafteste Angst, der Hausherr könne aus irgend einer Veranlassung erscheinen. Die Alte mußte fortwährend an der Thür Schildwacht stehen oder vielmehr sitzen, beim leisesten Geräusche auf den Korridor hinaus lauschen und, wenn sich Schritte näherten, das Mädchen in ihre Kammer schlüpfen lassen.

Der zweite Tag verlief genau wie der erste. Wieder brachte Frau Anna der Spinnerin ihr Frühstück, wieder setzte sie sich in den Betstuhl, und wieder war der Gatte der einzige Gegenstand ihres Gespräches: Liebmundis hätte kein Weib sein müssen, wenn sie nicht nach alledem, was sie über Herrn Reichard vernommen, das kaum noch zu bezähmende Verlangen verspürt haben würde, ihn endlich selbst einmal zu sehen. Als die junge Frau sie verlassen hatte, erhob auch sie sich, trat an das Fenster und versuchte durch die kleine Lücke im Fuße der heiligen Ursula in den Hof hinab zu sehen, wo, wie sie noch während Annas Anwesenheit deutlich gehört hatte, ein Roß vorgeführt und nicht ohne Mühe gesattelt worden war. Es gelang ihr auch, auf einem schmalen Vorsprunge des Mauerwerkes stehend, einen Blick in den Burghof zu werfen, aber sie gewahrte dort nur einen Knecht, der die Stallthür verriegelte und dann den Tauben aus seiner Tasche eine Handvoll Hafer hinstreute. Plötzlich flogen die Tauben, durch einen täppischen jungen Hund von ihrem Mahle aufgescheucht, empor, kreisten mit lautem Flügelschlage ein paarmal um den Turm und ließen sich dann in einer langen Reihe auf dem Firste des Stalldaches nieder. Liebmundis, gewohnt, an allem Lebenden Anteil zu nehmen, faßte die schmucken Tiere scharf ins Auge und bemerkte bei dieser Gelegenheit in einiger Entfernung einen Reiter, der auf der Wiese zwischen dem Baumgarten der Schweinheimer Burg und dem Mühlbache sein Roß tummelte. Das konnte nur Herr Reichard sein! Er trug freilich ein Kleid, das sich durch nichts von dem eines gemeinen Reitknechtes unterschied, sein Hut war mit keiner einzigen Feder aufgeputzt, und das Pferdezeug hätte zu jedem Bauerngaule gepaßt; aber die Art, wie der Reiter im Sattel saß und wie er das offenbar junge und feurige Tier meisterte, verriet auf den ersten Blick den echten Kavalier. Das Roß war vom edelsten spanischen Schlage, nicht zu leicht und nicht zu schwer, ein Tiger mit langem vollen Schweif und schwarzer Mähne, dessen sich ein Fürst oder Oberfeldherr, ja sogar die kaiserliche Majestät selbst nicht hätte zu schämen brauchen. Es schien noch nicht gar zu lange unter dem Reiter gegangen zu sein, und das kundige Auge des Mädchens erkannte, daß es vor dem schweren Degen scheute, der, am Bandelier baumelnd, bei schnellen Wendungen die Flanken des Tieres berührte. In solchen Momenten griff es mächtig aus, bäumte, wenn es der Reiter beim Bachufer parierte, laut wiehernd empor, tänzelte wie ein Schulpferd in der Pesade und schoß, sobald sein Meister ihm Luft ließ, in gestrecktem Galopp am Rande der Wiese dahin, wo das glänzende Weiß seines Felles wie das Gefieder eines Seevogels im vollen Sonnenlichte leuchtete. Und als Herr Reichard das aufgeregte Tier dann zu langsameren Gangarten zwang und endlich im Schritt gehen ließ und sich hierbei dem entgegengesetzten Rande der Wiese, also auch der heimlichen Zuschauerin, näherte, konnte Liebmundis den prachtvollen Paßgang des Rosses, die Haltung seines Kopfes und den vortrefflichen Sitz des Reiters nicht genug bewundern. Sie war von dem Schauspiele so hingerissen, daß sie am liebsten hinausgeeilt wäre und Herrn Reichard gebeten hätte, sie nur ein einziges Mal das edle Tier besteigen zu lassen. Jetzt bemerkte sie, daß der Burgherr mit jemand sprach, der am Zaune des Baumgartens, also für sie unsichtbar, stehen mußte. Er hielt in der Mitte der Wiese an und winkte dem Unsichtbaren zu. Als dieser aus seiner Deckung trat, erkannte das Mädchen den Knecht, der soeben die Tauben gefüttert hatte und wahrscheinlich jener Adrian war, dessen Erscheinen im Hofe am Tage vorher Frau Anna so erschreckt hatte. Der Knecht näherte sich dem Reiter und reichte ihm ein Pistol zu, das dieser, nachdem sich jener wieder von der Wiese entfernt, dicht hinter dem Kopfe des Pferdes losschoß. Das geängstigte Tier fuhr zusammen, daß es mit dem Bauche beinahe den Boden berührte, dann wollte es, von Entsetzen gepackt, sinnlos davonstürmen, aber Herr Reichard hielt es mit eisernem Griffe zurück. Nun versuchte es nach der Seite auszubrechen und drehte sich, als sein Reiter auch dies zu verhindern wußte, auf den Hinterhufen windschnell im Kreise, wobei ihm der Schaum in langen Flocken aus dem Maule stob. Das schöne starke Tier mochte die Kraft und den festen Willen seines Herrn erkannt haben, es beruhigte sich bald und machte nur, wenn es wieder an der Stelle vorüber mußte, wo der Schuß gefallen war, schwache Versuche, umzukehren oder zur Seite zu springen. Aber ein rechtzeitig einsetzender Schenkeldruck that ihm kund, daß sein Reiter sich die verhängnisvolle Stelle ebenfalls gemerkt hatte. Und als dann die kurze Gerte im weiten Schafte des Stiefels verschwand und aus der strafenden Hand eine liebkosende wurde, die Hals und Schulter des Rosses freundlich klopfte, schien dieses sich mit seinem Geschick ausgesöhnt zu haben und seiner Freude über die mildere Behandlung durch lustiges Wiehern Ausdruck verleihen zu wollen.

Klopfenden Herzens kehrte Liebmundis zu ihrer Arbeit zurück. Die Luft in der kleinen dämmerigen Kapelle kam ihr jetzt doppelt dumpf vor, und sie kämpfte mit sich, ob sie heimlich die Burg verlassen und in ihren heimischen Wald flüchten oder,



Rast auf der Ponalstraße am Gardasee

Nach dem Gemälde von Christian Mali (geb. 6. Oktober 1832)

wie sie es Frau Anna versprochen, bis zur Vollendung des Werkes ausharren sollte. Allein der Gedanke, daß sie berufen sei, das Leben des Mannes, den sie soeben in seiner ritterlichen Jugendlust geschaut und bewundert hatte, zu erhalten, bannte sie an das Spinnrad. Wer aber am Abend das Ergebnis ihrer Thätigkeit während dieses Tages genau geprüft hätte, der würde sich wahrscheinlich über die ungleiche Stärke des Fadens und über die vielen Knoten gewundert haben. —

Nach und nach war das Mädchen, ohne daß es Frau Anna und die alte Dienerin darüber befragt hätte, mit Herrn Reichards Lebensführung und Gewohnheiten genau bekannt. Es lernte jedes Geräusch, jedes Hundegebell und jeden Hufschlag deuten, wußte, um welche Zeit der Burgherr ausritt und wann er heimkehrte, wann er sein Campagnepferd schulte und wann er mit dem Beizvogel auf die Hasen- und Rebhühnerjagd zog.

Das Garn, das zum Weben der Leinwand benötigt wurde, war nahezu vollständig gesponnen, und die junge Frau hatte schon davon gesprochen, daß am nächsten Morgen der kleine Handwebstuhl in der Kapelle aufgestellt werden sollte, als ein unvorhergesehener Zufall beinahe ein Zusammentreffen Reichards und Liebmundis' herbeigeführt hätte. Dem Mädchen lag daran, den Rest des Flachses noch vor Feierabend vom Rocken zu spinnen, und da man in der Kemnate wußte, der Hausherr sei zur Entenjagd nach den Mieler Teichen geritten, so hatte man es auch nicht besonders eilig, beim Eintritt der Dämmerung den Gast wie gewöhnlich von der Arbeit zu rufen. Liebmundis mußte bei ihrer eifrigen Thätigkeit das Vesperläuten überhört haben. Als sie nun auf dem zur Kapelle führenden Gange plötzlich Männerschritte und klirrende Sporen vernahm, war es zur Flucht zu spät, und sie hatte nur noch Zeit, das Spinnrad aufzuraffen und sich mit ihm hinter dem Altar zu verbergen.

Herr Reichard trat ein, wie er vom Pferde gestiegen war; in Jagdhabit und Reitstiefeln, das Federspiel und die Falknertasche am Gürtel und den Habicht auf der Faust. Er setzte den Vogel auf den Altar, zog den gesteppten Handschuh von der Rechten und ließ sich in demselben Betstuhle, den seine Gattin bei ihren Besuchen in der Kapelle als Ruhesitz zu gebrauchen pflegte, auf die Kniee nieder. Liebmundis wagte anfangs kaum zu atmen, sie dachte mit Schrecken daran, was sich ereignen werde, wenn ein tückischer Zufall sie zwingen sollte zu husten oder zu niesen. Dazu kam, daß der Jagdvogel die Anwesenheit eines Fremden zu wittern schien, den Kopf trotz der Haube nach allen Seiten drehte, schnarrende Töne ausstieß und, wie die am Geschühe befestigten Schellen deutlich genug verrieten, seinen Stand fortwährend veränderte. Aber Herr Reichard bemerkte hiervon nichts. Er sprach mit halblauter Stimme sein gewohntes Gebet zur allerheiligsten Jungfrau und zu Sankt Ursula, der Schutzpatronin seines Hauses, von deren Gebeinen ein Partikelchen in dem silbernen Reliquiar ruhte, das der Altar umschloß. Das Mädchen sagte sich, daß für das Auge eines Menschen, der eben erst aus dem Freien in die düstere Kapelle getreten sei, die Finsternis des Chores und besonders der Altarnische undurchdringlich sein müsse, und gewann es daher über sich, leise ein wenig vorzutreten und behutsam durch das Schnitzwerk des Altars hindurch nach dem ahnungslosen Beter hinüberzuspähen. Von seinem Antlitz sah sie zunächst freilich nicht viel, da er die Stirn auf die über dem Pultbrette gefalteten Hände gelegt hatte. Erst als er sich wieder aufrichtete und auf dem Sitze des Betstuhls noch eine Weile in Gedanken versunken verharrte, vermochte sie seine Züge zu erkennen. Hätte sie sich auf die Deutung menschlicher Gesichter verstanden, sie würde auf den ersten Blick den Widerspruch wahrgenommen haben, in dem die obere und die untere Partie von Herrn Reichards Antlitz zu einander zu stehen schienen. Stirn und Augen verrieten einen Ernst und eine Entschlossenheit, wie man sie bei einem Manne von einunddreißig Jahren nicht häufig findet, Wangen, Kinn und vor allem die vollen roten Lippen, die ein kurz gehaltener Bart umrahmte, ließen dagegen auf eine stark entwickelte Sinnlichkeit und eine auffallende Weichheit, wenn nicht gar Weichlichkeit des Gefühls schließen. Liebmundis bemerkte nur den ernsten Ausdruck der Augen, der ihre Vermutung, daß der junge Kavalier nicht glücklich sei, zu bestätigen schien. Und das Mitleid, das sie ihm schon lange zollte, wuchs.

Am nächsten Tage wurde mit dem Weben begonnen. Da Herr Reichard wieder nach Bonn geritten war, um den Harnischmacher, bei dem er sich einen Brustharnisch bestellt hatte, zur Eile anzutreiben, konnte das Mädchen länger als sonst bei der Arbeit bleiben und aus dem Vorrat von Garn ein Stück Leinwand weben, groß genug, um ein einzelnes Hemd daraus zu fertigen. Damit war Liebmundis' Aufgabe erfüllt, und sie selbst bestand darauf, noch vor Einbruch der Nacht nach Hause zurückzukehren. In ihrer Freude über das glücklich gelungene Werk war Frau Anna mitteilsamer als je und erzählte, am Morgen sei die Nachricht angelangt, daß ihr Gatte kommenden Dienstag um die Mittagsstunde in Neukirchen zu den ihm bestimmten Dragonern stoßen solle, um sich dann sogleich mit dem Volke des Grafen von Merode zu vereinigen. Sodann beschenkte sie das Mädchen mit einem goldenen Kettlein, daran ein Kreuz hing, das sie selbst während ihrer Klosterjahre auf der Brust getragen hatte, schärfte ihr noch ein, niemand, auch ihrem Vater nicht, zu verraten, welcher Art die von ihr in der Schweinheimer Burg verrichtete Arbeit gewesen sei, küßte sie bewegt auf Stirn und Wangen und ließ sie wohlverhüllt durch Mutter Gertrud bis ans Burgthor geleiten.

Als die Alte nach einer Weile zurückkam und ihr mitteilte, der Gast habe, von keines Menschen Auge bemerkt, die Burg verlassen, atmete die junge Frau erleichtert auf. Jetzt wußte sie, daß keine Kugel und kein Schwert ihr den Gatten rauben konnte!

IV

Als die friedliebenden Bewohner des Fleckens Neukirchen am Morgen des 17. Dezember aus den Thüren ihrer Hütten traten, waren sie nicht wenig erstaunt, Kirchplatz und Dorfgasse von abenteuerlichen Reitergestalten belebt zu sehen, die sie ihres wilden Aussehens und ihrer fremden Sprache wegen anfänglich für die gefürchteten Schweden hielten. Wer einen Spieß, eine Hakenbüchse oder eine ähnliche Waffe besaß, holte sie schleunigst aus dem Versteck hervor; wer über ein solches Mordinstrument nicht verfügte, griff zu Mistgabel oder Dreschflegel, um auf alle Fälle gerüstet zu sein, wenn die Ankömmlinge feindselige Absichten an den Tag legen sollten. Aber diesen lag nichts ferner, als die armen Neukirchener ihres elenden Lebens oder ihrer kümmerlichen Habe zu berauben. Wonach sie Verlangen hatten, das war eine warme Hafersuppe für sich selbst und ein Bündel Heu für ihre Pferde, deren trauriger Gestalt man ansah, daß sie als echte Dragonermähren ihren Besitzern keineswegs ans Herz gewachsen waren, sondern ihnen nur als Beförderungsmittel dienten und bei jeder ernsteren Affaire sich selbst und dem Feinde preisgegeben wurden. Die Reiter — es mochten wohl an die siebzig sein, ohne die Troßknechte, Fourierschützen und Weiber, die mit den Bagagewagen noch nicht eingetroffen waren — koppelten ihre Rosse zusammen, lehnten Arkebusen und Lanzen an die Kirchenmauer und versuchten mit mehr oder weniger Glück, sich bei den Bauern Einlaß zu verschaffen. Verständlicher als ihr wallonisches Kauderwelsch waren ihre Gesten, durch die sie sehr geschickt die Thätigkeit des Getreidemahlens, Suppenrührens und Auslöffelns auszudrücken wußten; und da überdies ihre breiten Gesichter trotz der tiefliegenden dunklen Augen den unverkennbaren Ausdruck großer Gutmütigkeit trugen, so fand sich denn ein Neukirchener nach dem andern bereit, den fremden Gästen mit einer Morgensuppe aufzuwarten. Zum Ueberfluß stellte es sich heraus, daß der Korporal der Truppe ein wenig Deutsch verstand und sprach. Und als dann der schnell herbeigerufene Geistliche auf einem Papiere, das jener ihm vorwies, den eigenhändigen Namenszug der kurfürstlichen Durchlaucht erkannte und aus dem Inhalte der Schrift ersah, daß das frühstückende Kriegsvolk die wallonischen Dragoner seien, die Herr Reichard von Schweinheim wider den Schweden führen sollte, schlug die Stimmung im Dorfe plötzlich zu Gunsten der Gäste um. Nun kamen allerlei gute Sachen zum Vorschein: ein Schwarzbrot, eine Speckseite, ein paar Eier, ein Krüglein Wacholderbranntwein oder eine Kanne Hausbier. Und der Appetit, mit dem die stämmigen Söhne des Warche- und Amblèvethals den ihnen so bereitwillig dargebrachten Gaben zusprachen, verriet, daß sie ihren Frühritt nicht gerade mit überfülltem Magen angetreten hatten.

Inzwischen waren auch die Wagen mit dem Troß angelangt, der aus allerlei Gesindel, halbwüchsigen Buben und Weibern bestand und von den Bauern das, was diese den Dragonern freiwillig gegeben hatten, als pflichtgemäßes Deputat heischte. Darüber kam es zu Streitigkeiten, man bedrohte sich gegenseitig mit den Waffen, und die Weiber gebärdeten sich am wildesten. Die Soldaten versuchten anfangs neutral zu bleiben, als sich aber die Wut des schwachen Geschlechts gegen sie kehrte und die Herzallerliebste des Rottmeisters einem Reiter den Birnenhelm vom Kopf schlug, ergriffen sie gegen ihre Wirte Partei und eilten zu den Arkebusen.

Zum Glück behielt der Rottmeister in der allgemeinen Verwirrung den Kopf oben, befahl dem Weibel, jede seiner Schutzbefohlenen, die sich nicht sofort zu ihrem Wagen begeben würde, auszupeitschen und drohte jedem Dragoner, der ohne Befehl ein Gewehr anrühre, mit dem Profossen. Das wirkte. Nur aus des Rottmeisters eignem Wagen steckte die Holde den roten Zottelkopf hervor, ließ das geballte Händchen folgen und rief erst in deutscher und dann in wallonischer Zunge: „Wart, Kujon, komm du mir heut ins Quartier!“

Um ähnlichen Auftritten vorzubeugen, beschlossen Korporal und Rottmeister, einen Boten nach der Schweinheimer Burg zu senden, der dem ihnen bestimmten Offizier die Ankunft der Compagnie anzeigen und ihn bitten sollte, so bald als möglich das Kommando zu übernehmen. Ein Bauer fand sich bereit, Kurierdienste zu thun, kam jedoch bald wieder mit der Nachricht zurück, er habe den Schweinheimer mit seinen Trabanten auf der Höhe zwischen Loch und Irlenbusch auf Neukirchen reiten sehen. In der That traf Herr Reichard denn auch kaum eine Viertelstunde später ein. In seiner Begleitung waren der Kaplan, der Schulmeister, der als Compagnieschreiber mit ins Feld mußte, der Reitknecht Adrian und zwei Troßbuben, alle wohl gerüstet und beritten. In einiger Entfernung folgte ein Planwagen mit der Bagage und dem Zeltwerk. Der Korporal rief die Mannschaften unters Gewehr und ließ sie vor Herrn Reichard präsentieren. Er selbst salutierte mit Hut und Sponton, trat an das Roß des neuen Hauptmanns heran und überreichte diesem Certifikate und Werbebriefe. Der Burgherr antwortete auf die in sehr zweifelhaftem Deutsch gehaltene Ansprache französisch, beförderte den Korporal zum Leutnant, händigte dem Fähnrich die von Adrian getragene Standarte mit dem kurfürstlichen Wappen ein und zahlte jedem Mann einen vollen Monat Sold im voraus.

Dies namentlich erwarb dem jungen Offizier die Sympathien seiner Leute, die sich nicht genug

darin thun konnten, das herrliche spanische Roß und die kostbare Kleidung ihres Hauptmanns zu loben. Und der Neid mußte es ihm lassen, daß er in seinem Wams aus Elenleder, das die reich galonnierten Westenärmel aus dunkelblauem Sammet freiließ, stattlich genug aussah. Der gewaltige Schlapphut mit den wallenden weißen Straußfedern, der lange Degen am handbreiten Bandelier und die mächtigen Stiefel mit den schweren silbernen Sporen gaben dem Landedelmann etwas Kriegerisches, das ihm sonst fremd war, zu seiner neuen Umgebung jedoch vortrefflich paßte. Er schien sich auch bald in seiner Rolle zurechtgefunden zu haben und erteilte Befehle, als ob seit der Höchster Schlacht kaum ein paar Tage verflossen seien. Nachdem er jeden einzelnen Mann genau in Augenschein genommen und den Zustand der Waffen und Pferde sorgfältig geprüft hatte, ließ er den Trompeter das Signal zum Aufsitzen blasen und setzte sich an die Spitze der Compagnie. Ueber die hartgefrorenen Aecker weg bewegte sich der Zug geradeswegs auf Rheinbach zu, von wo man noch vor Einbruch der Dunkelheit das an der Straße nach Bonn gelegene Dorf Witterschlick erreichen wollte.

Während dieses Rittes bemerkte man in einiger Entfernung zur Linken einen Reiter, der auf kurze Augenblicke zum Vorschein kam, dann aber wieder im dichten Walde verschwand. Er mußte die Richtung des Convois genau innehalten, denn der Abstand zwischen ihm und den Dragonern blieb stets der gleiche. Der Leutnant machte Herrn Reichard auf die verdächtige Erscheinung aufmerksam, und dieser gab Befehl, den Troß in die Mitte zu nehmen und die Gewehre in Bereitschaft zu setzen. Der Fremde schien diese Maßnahme richtig zu deuten und sich von dem Verdachte, als hege er feindliche Absichten, reinigen zu wollen. Er setzte seinen Klepper in Galopp und sprengte querfeldein auf die Soldaten zu. Es war ein blutjunger Bursch mit kurzgeschorenem pechschwarzen Haar und ebenso schwarzen Augen. Sein Gewand war aus grobem Flaus, mit gemeinem Pelzwerk eingefaßt und auf den Schultern von Regen, Schnee und Sonnenschein stark ausgebleicht. Am Gürtel, der für den schlankgewachsenen Leib zu weit schien, hing ein Weidmesser mit breitem Blatt und hirschhornenem Heft.

Der Ankömmling parierte sein rauhhaariges Rößlein vor dem Hauptmann, riß die Pelzmütze vom Kopf und rief mit heller Knabenstimme: „Euer Gnaden, ein landfahrender Bursch, der wider den Schweden fechten möcht', bittet um Gehör!"

Der Angeredete wandte sich nach seinem Compagnieschreiber um und sagte: „Schulmeister, seht Euch den Buben an! Ist der Euerm Bakel entwischt? Habt Ihr ihm das Hosenleder gar zu arg gegerbt, daß er vermeint, er müßte seinem Ingrimm wider den Schweden Luft machen?"

„Ist mancher Obrister geworden, der als Troßbube oder Reiterjunge angefangen hat, Euer Gnaden. Und das Kleine ist nicht immer verächtlich, sonst müßten Perlen und Edelsteine wohlfeiler als Nüsse sein. Und das Große ist auch nicht allemal tüchtig, das mögt Ihr aus der Historia von Goliath erkennen, den der jüdische Troßbube David erschlug. Wollt Ihr mich, oder wollt Ihr mich nicht?"

„Schau einer den Knirps an!" erwiderte Herr Reichard belustigt, „will mich in den biblischen Historiis unterweisen!"

„'s thät' not, Herr! Wenn die Kapläne zu Roß steigen, werden die unmündigen Kindlein predigen müssen."

Der Schweinheimer Kaplan lächelte süßsäuerlich. Er mochte an seine warme Ofenbank daheim denken, an das Fäßlein in seinem Keller und an die brave Magd Emerentia, die ihn besser hielt als manches Eheweib seinen Mann.

Herrn Reichards Antlitz verfinsterte sich. Er setzte die Sporen ein und wollte an dem sonderbaren Bittsteller vorüber. Aber dieser blieb dicht an seiner Seite und wiederholte sein Anliegen in inständigem Tone.

„Herr Hauptmann," sagte er, „nehmt mich mit. Ich werde Euch treu dienen. Sollt Eure Freude an mir erleben. Werd' Euch das Roß striegeln, daß Ihr's als Spiegel gebrauchen könnt."

„Scher dich von dannen, Junge! Siehst du nicht, daß mein Troß schon ohnehin zu stark ist?"

„Der Mäuler sind's freilich genug, aber der Hände zu wenig, Euer Gnaden. Mich braucht Ihr nicht zu füttern. Ich weiß, wo die Bauern die Rüben bestattet haben und wie man die Hühner lockt, daß sie einem in den Kochtopf laufen."

Der Hauptmann wandte sich wieder nach seinem Sekretarius um. „Schulmeister", sagte er, „zieht den Bakel herfür und jagt den Buben damit nach Haus! Er will sich und uns an den Galgen bringen."

Der Junge warf dem dürren Männlein, das auf dem breiten Rücken seines Gaules zum Erbarmen hin und her schaukelte, einen halb mitleidigen, halb verächtlichen Blick zu. „Bemüht Euch nicht, Schulmeister," rief er, „wär' mir leid um Euer Weib und Eure vierzehn unversorgten Kindlein, wenn Ihr um meinetwillen den Hals brechen müßtet. Ich kann schon allein den Weg nach Hause finden." Und mit trotziger Gebärde drückte er sich die Pelzmütze, die er bis jetzt respektvoll in der Hand gehalten hatte, auf den Hinterkopf, warf den Klepper herum und galoppierte davon.

„Oho, Junge!" schrie ihm Herr Reichard nach, „willst wohl im Eulenbach ein Bad nehmen?"

Aber der Reiter that, als ginge ihn die Mahnung nichts an, hielt die eingeschlagene Richtung inne und setzte mit mächtigem Sprunge über das hochgehende Wasser. Keiner der Zuschauer hätte dem Buben den Mut und dem elenden Rößlein die Fähigkeit zugetraut, ein solches Hindernis so leicht und kunstgerecht zu nehmen.

Ein Bursch, der so zu reiten verstand und über ein solches Pferd verfügte, war in der That nicht zu verachten.

„He, Junge! So hör doch!" Der Hauptmann strengte seine Stimme an — umsonst. Das „Centaurenküchlein", wie der Schulmeister dem Kaplan zuraunte, setzte jenseits des Wassers unbekümmert um den Rufenden den Ritt in genau demselben Tempo fort.

„Holt ihn zurück! Schnell, schnell, eh' er den Wald erreicht!" rief der Offizier.

Drei oder vier Dragoner machten Anstalten, dem Flüchtling zu folgen, hielten aber, am Rande des Baches angekommen, ihre Mähren fürsorglich an.

„Warum springt ihr nicht, ihr Schelme?" schrie der Hauptmann, der angesichts der Unbehilflichkeit seiner eignen Leute den Ausreißer immer mehr zu schätzen lernte.

„Herr!" Wie sollten wir mit diesen Mähren? Wenn's Kavalleriepferde wären, ja, dann möcht's noch angehen. Aber so!"

Jetzt erbot sich Adrian, den Burschen einzuholen, allein Herr Reichard wußte nur zu gut, daß der schwere Ackergaul, den der Knecht ritt, nie und nimmer das andre Ufer erreichen würde. Was blieb ihm also übrig, als mit seinem eignen Roß den Sprung zu wagen? Der Spanier machte seine Sache gut, aber als er drüben landete, rutschte die Uferböschung, die den leichten Klepper getragen hatte, ab, und nur dem Zufalle, daß er beim Sturze mit den Sporen des Reiters in Berührung kam, hatte dieser das Glück zu danken, unbeschädigt die Wiese, auf deren entgegengesetzter Seite der Flüchtling zu verschwinden drohte, erreicht zu haben. Jetzt freilich war er bald genug dem Burschen auf den Fersen. Dieser hielt denn auch seinen Gaul mitten im Galopp an, so daß der Hauptmann noch etliche Klafter über ihn hinausschoß, und sagte ruhig:

„Euer Gnaden bemüht sich selbst, mich nach Hause zu jagen?"

„Ich will's mit dir versuchen, Junge," entgegnete Herr Reichard, ohne dem in der Frage versteckten Spotte Beachtung zu schenken. „Vier Gulden Sold und zwei Gulden Handgeld — bist du's zufrieden?"

„Darüber läßt sich reden, Euer Gnaden."

„Wie heißt du, woher bist du, und weshalb bist du deiner Mutter von der Schürze entlaufen?"

„Ihr fragt gleich viel auf einmal, Herr Hauptmann. Aber Ihr sollt Antwort haben. Sie nennen mich daheim Liebmund, bin ein Stoitzheimer Wandlepperkind, und wenn ich noch eine Mutter hätt', könnt' sein, daß ich daheim geblieben wär' und den Schweinen Futter schütten thät', als ob der Schwede sie nimmer aus dem Stall holen sollt'."

„Bist du christlich getauft?"

„Kann's nicht sagen, Euer Gnaden. Wüßt' mich nicht drauf zu besinnen. Aber so christlich wie das Volk, das die Ehre hat, von Euch kommandiert zu werden, bin ich allemal."

„Scheinst ein locker Maulwerk zu haben, Bursch!"

„Kein Wunder, wenn man in sieben Zungen redet."

„In sieben Zungen? Soll das heißen, daß du siebenerlei Sprachen sprichst?"

„Sieben Sprachen, Herr Hauptmann. Zum ersten die der ehrlichen Leute, zum andern die der Wandlepper, zum dritten die der Topfbinder, zum vierten die der Kesselflicker, zum fünften die der Korbflechter, zum sechsten die der Roßdiebe und zum siebenten und letzten die der Wildschützen."

„Und was verstehst du sonst noch?"

„Der Rosse zu warten und sie zu kurieren, wenn sie Gebrechen haben oder verzaubert sind."

„Das läßt sich hören. Aber wenn dein Mittel nun nicht hilft und der Gaul eingeht?"

„Dann stehl' ich Euch einen andern, Euer Gnaden. Nicht von den armen Bauern", fügte er hinzu, als sich des Hauptmanns Stirn runzelte, „aber vom Gegenpart. Laßt uns erst vor den Schwedischen sein, so will ich Euch Eure Dragoner beritten machen, als ob sie Kürassiere wären."

Sie hatten ihre Pferde gewendet und ritten gemächlich den Bach entlang, bis ihnen der hölzerne Steg am Flerzheimer Pfade Gelegenheit bot, ohne Fährnis das andre Ufer wieder zu erreichen.

„Hier bring' ich den Ausreißer zurück," sagte Herr Reichard, als er an der Spitze des Convois angelangt war, zu seinen Trabanten, „wenn er in allem so flink bei der Hand ist, wie mit dem Maul, so soll mich der Sold nicht reuen. Ihr, Herr Kaplan, werdet ein verdienstlich Werk thun, wenn Ihr den Buben einmal ins Gebet nehmt. Denn ich fürcht', mit seinem Christentum ist's nicht weit her. Ihr aber, Schulmeister, mögt ihm in den Quartieren beibringen, wie man Geschriebenes und Gedrucktes liest. Könnt' sein, daß wir uns seiner als eines Kuriers bedienen müßten, und dann wär's gut, wenn er zu lesen verstünde, damit er, im Fall er vom Gegenpart bedrängt wird, den Brief lesen und dann zerreißen oder verschlucken mag. So, Junge, hier hast du Handgeld und Sold."

Er wollte ihm das Geld hinüberreichen, allein der Bube weigerte sich, es anzunehmen.

„Nur das Handgeld, Herr Hauptmann! Den Sold nach einem Monat. Wer sagt Euch, daß ich nicht entwisch' und bei einer andern Partei noch einmal Sold nehme?"

„Dein ehrliches Gesicht, Junge!" Herr Reichard griff ihm mit der Rechten unters Kinn und blickte ihm scharf in die Augen. Eine Sekunde lang ertrug Liebmund den Blick, dann aber schoß ihm dunkle Röte in die Wangen, und die langen Wimpern senkten sich, als hätte er in die Sonne geschaut.

„Bist noch ein rechter Kindskopf," sagte der Hauptmann kopfschüttelnd. „Wenn du ein braver



Ankunft eines transatlantischen Passagierdampfers in Bremerhaven
Nach einer Zeichnung von Adolf Wald

Soldat werden willst, wirst noch lernen müssen, Lob und Tadel ohne sonderliche Emotion zu ertragen."

Während er noch sprach, beugte sich der Kaplan zum Schulmeister hinüber und flüsterte ihm zu: „Was dünket Euch von dem Buben? Wenn ich die Stimme im Beichtstuhl hören thät', so möcht' ich wohl glauben, daß ein Weibsbild redete."

Der Angesprochene lachte so laut, als es die Gegenwart des Gestrengen zuließ, und meinte vergnügt: „Glaub's schon, hochwürdiger Herr! Ist ein alt' Ding, daß der Böse gerade die frömmsten Männer am liebsten mit höllischem Trug heimsucht. Auch Sankt Antonio hat er so zugesetzt, daß er in jedem Klotz oder Stein ein Weibsbild zu sehen vermeinte." — —

Es war schon finstre Nacht, als man das Dorf Witterschlick erreichte. Dort hatten in den letzten Tagen Spanier gelegen, die erst am Morgen abgerückt waren, um sich mit der kurkölnischen Hauptmacht zum Sturme auf das von den Schweden besetzte Deutz zu vereinigen. Die Hoffnung, in dem sonst nicht gerade armen Orte ein ausreichendes Nachtmahl vorzufinden, ging nicht in Erfüllung, und man mußte sich mit dem trockenen Brote begnügen, das man noch in den Schnappsäcken mit sich führte. Herr Reichard war daher nicht wenig überrascht, als sich in der Pfarrwohnung, wo er mit seinen Trabanten Quartier genommen hatte, plötzlich ein köstlicher Bratenduft verbreitete. Er begab sich in die Küche und fand hier die Magd dabei beschäftigt, unter Liebmunds Anleitung einen feisten Dachs am Spieße zu braten, den der Bursche am Abend, dem Convoi um etliche hundert Schritt voransreitend, aufgestöbert, von seiner Röhre abgeschnitten und auf freiem Felde niedergeritten hatte. Verdankte er auch diese unerhoffte Beute mehr dem Zufall als seiner eignen Geschicklichkeit, so war das kleine Abenteuer doch geeignet, die Achtung zu erhöhen, die der Hauptmann ihm seit seinem kühnen Sprunge über den Eulenbach gezollt hatte.

Reichard hatte den Witterschlicker Pfarrer zu Gaste geladen, auch seinen eignen Kaplan, den Sekretarius und den Leutnant aufgefordert, den Dachsbraten verzehren zu helfen. Nun schien es ihm billig, auch den, dem man das leckere Gericht verdankte, am Mahle teilnehmen zu lassen. Er schickte den Knecht, der den Kellner und Schenken machte, in die Küche und ließ ihn Liebmund holen. „Nimm dir den Schemel dort und setz dich zu uns, Junge," sagte er, indem er den Errötenden in die Wange kniff, „es ist billig, daß der Jäger, der uns zu so auserlesenem Wildbret verholfen, mit bei der Partie sei."

Der Angeredete schlug die Augen nieder und entgegnete ruhig: „Vielen Dank, gnädiger Herr. Aber der Troßbube gehört nicht an die Herrentafel. Wollt Ihr mir eine Gunst erweisen, so gebt mir ein Stückchen von der Schulter und schickt mich damit in die Küche zurück, daß ich's am Herdfeuer verspeise."

Der Hauptmann willfahrte ihm, sich im stillen über die Bescheidenheit des Knaben wundernd. Er nahm sich vor, ihn auf eine andre Weise zu entschädigen. Als die Tafel aufgehoben und die kleine Gesellschaft entlassen war, rief er Liebmund noch einmal zu sich.

„Du bist geschickt und hast Lebensart, kleiner Schwarzkopf," begann er, „und deshalb möchte ich dich als Leibburschen oder, wenn dir das Wort besser gefällt, als Pagen um mich sehen. Darfst auch in meiner Kammer schlafen. Nimm dir von Decken und Kissen, was du brauchst, und mach dir ein Lager dort zu Füßen der Bettstatt." Er wies nach der Ecke des Zimmers, wo das Bett des Pfarrers stand, das dieser dem vornehmen Gaste für die Nacht abgetreten hatte. Im Dämmer der schweren, ausgeblichenen Vorhänge, hinter denen Herr Reichard sich von den Anstrengungen des ersten Campagnetages auszuruhen gedachte, hatte die Nacht vorher ein spanischer Rittmeister von den Orangengärten seiner schönen Sevillaner Heimat geträumt, die er vor mehr als zwölf Jahren verlassen, um in einem rauhen, unwirtlichen Lande für eine ihm völlig gleichgültige Sache die Waffen zu führen.

Liebmund warf einen scheuen Blick nach der Zimmerecke, wo Adrian einen ganzen Berg von Decken, Kissen, Säcken und Garderobestücken aufgetürmt hatte. Dann schien seine Bescheidenheit dem alten Trotze wieder zu weichen, und ohne den Hauptmann anzuschauen sagte er:

„Ihr habt mich als Reiterjungen angeworben, Euer Gnaden, und Ihr gebt mir eines Reiterjungen Sold. Ich muß Euch deshalb bitten, mich dort zu lassen, wohin ich gehör'. Müßt' mich vor mir selber schämen, wenn ich wo anders schlafen sollt' als bei den Rossen auf der Streu."

Und ohne eine Erwiderung abzuwarten, verließ er leichten Schrittes das Gemach. —

In der Frühe des nächsten Morgens bemerkte Herr Reichard hinter seinen Bettvorhängen, wie Liebmund leise eintrat, die Kleider und Waffen von der Wand nahm und schwer damit bepackt wieder hinausschlich. Im ersten Augenblick durchzuckte den Edelmann der Verdacht, der Wandlepperjunge wolle mit den Sachen das Weite suchen, aber bei einiger Ueberlegung mußte er sich sagen, daß diese Absicht unausführbar sei, da seine Leute, die längst schon munter waren, den kleinen Räuber gewiß nicht mit dem Eigentum ihres Herrn passieren lassen würden. Er beschloß daher, sich schlafend zu stellen und den Verlauf der Dinge ruhig abzuwarten. Und wirklich kam Liebmund nach einer Weile mit seiner Bürde zurück, hängte jedes Stück wieder an seinen Platz und verließ geräuschlos die Kammer. Schon vom Bette aus vermochte Herr Reichard zu erkennen, daß Degen, Faustrohre und die Metallbeschläge des Wehrgehänges blanker geputzt erschienen als sie aus dem Laden des Schwertfegers hervorgegangen waren. Als er sich dann vom Lager erhob und in die Kleider fuhr, fand er diese nicht

nur auf das sorgfältigste gesäubert, sondern bemerkte überdies, daß ein Schließband seines Wamses, das er am Tag vorher beim Besteigen des Pferdes abgerissen hatte, von offenbar geübter Hand wieder angenäht worden war. Er wollte Liebmund ein Wort der Anerkennung sagen, allein dieser hielt sich den ganzen Tag über beim Troß und vermied geflissentlich, mit dem Hauptmann zusammenzutreffen.

Erst abends im Quartier — es war zu Rodenkirchen, wo Reichard mit seinen Dragonern die Rheinfähre überwachen sollte — gab der Reiterjunge wieder einen Beweis davon, wie genau er über alles, was den Hauptmann betraf, unterrichtet war. Dieser hatte nämlich den Tag über wiederholt gehustet und dem Kaplan gegenüber beiläufig bemerkt, daß er sich verkühlt haben müsse. Als er nun im Begriffe stand, sein Lager aufzusuchen, erschien in seiner Kammer Liebmund mit einem Kruge heißen Bieres, in dem Honig und Skabiosen gesotten worden waren, ein Mittel, dem, wie der Knabe versicherte, auch der böseste Husten über Nacht weichen würde. Auch jetzt wußte sich das seltsame Wesen jeder Dankesäußerung zu entziehen, indem es gleichsam unter Reichards Händen weg davonschlüpfte. Das Tränklein wirkte in der That überraschend, und am nächsten Morgen fühlte sich der Hauptmann völlig wiederhergestellt. Er hätte dem jungen Arzte gerne das gute Resultat des von ihm bereiteten Mittels mitgeteilt, aber dieser blieb unsichtbar, obgleich die mit gewohnter Sorgfalt verrichteten Arbeiten von seiner Nähe zeugten. Herrn Reichard war es, als ob sich ein Schutzengel in seiner Umgebung aufhielte, der überall, wo es not that, hilfreich zur rechten Zeit einspränge. Aber wie man sich an alles Angenehme gar bald gewöhnt und es als etwas Selbstverständliches hinzunehmen lernt, so erging es auch ihm: er fand es nicht im geringsten wunderbar, wenn irgend einer seiner Wünsche in Erfüllung ging, ehe er ihn noch ausgesprochen hatte.

In sonderbarem Gegensatze zu Liebmunds Eifer, das Ungeforderte zu thun, stand seine trotzige Art, die Ausführung eines Befehles zu verweigern, wenn das von ihm Verlangte seiner Ueberzeugung nach nicht zu den Obliegenheiten eines Reiterjungen gehörte. In solchen Augenblicken erwachte der schlummernde Freiheitsdrang des Naturkindes, das niemals eine andre Autorität als den eignen Willen gekannt hatte. Oft genug fürchtete Herr Reichard, das ungestüme Zigeunerblut würde ihm nach einem solchen Auftritt auf Nimmerwiedersehen entwischen. Aber dazu kam es nie, vielmehr schien die Anhänglichkeit des Knaben an seinen Herrn nach jeder Aussprache zuzunehmen.

Man mochte in Rodenkirchen etwa eine Woche gelegen haben, als der Hauptmann dem Buben auftrug, nach dem nahen Köln hinüberzureiten und dem General Gronsfeld von den Kaiserlichen einen Brief zu überbringen. Liebmunds Augen leuchteten vor Stolz und Freude. Der Auftrag war nicht ganz ungefährlich, da schwedische Parteien unterhalb der Stadt den Rhein überschritten und sich wiederholt kaum einen Büchsenschuß weit vor den Mauern gezeigt haben sollten. Nun zog Herr Reichard aber noch einen zweiten Brief aus dem Wamse, und Liebmund, der besser lesen konnte, als der Edelmann annahm, entzifferte darauf die Adresse Frau Annas, die sich seit mehreren Tagen in der Stadt aufhielt, wo sie für die Dauer der Abwesenheit ihres Mannes im Hause eines Notarius und kurfürstlichen Rates ein Heim gefunden hatte.

„Verzeiht, Euer Gnaden, sagte der Knabe mit gänzlich verändertem Ausdruck, „aber ich kann doch nicht auf Köln reiten."

„Und weshalb nicht, Junge?"

„Weil Ihr wünschen werdet, daß ich sobald als möglich mit einer Antwort zurückkomme."

„Das versteht sich von selbst. Aber was hindert dich daran, heut abend wieder hier zu sein?"

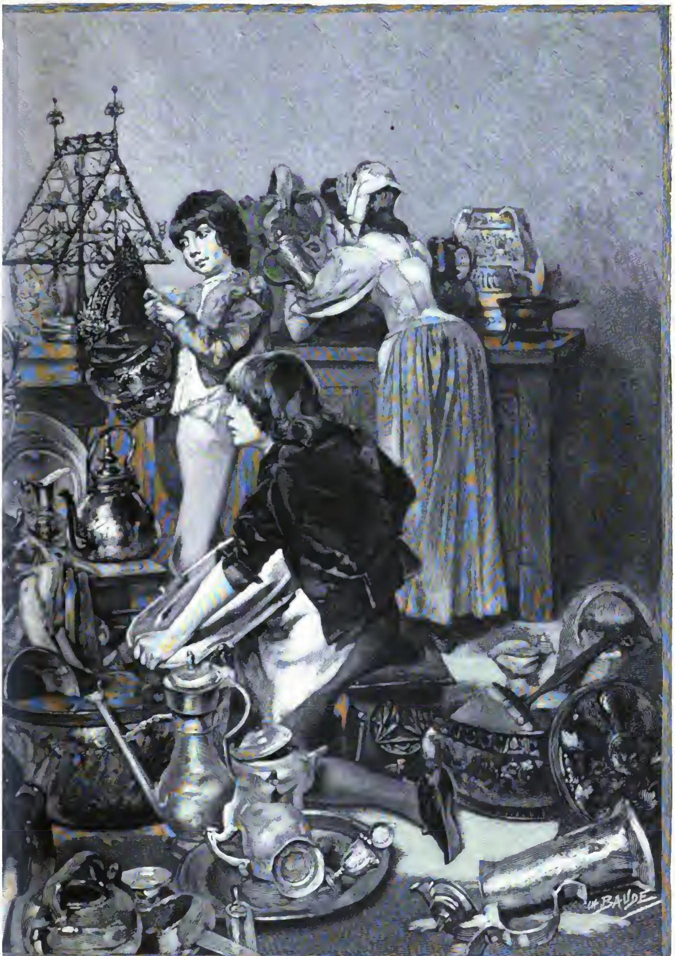
„Es fällt mir ein, daß ich in schwerer Krankheit das Gelöbnis gethan habe, das erste Mal, da ich nach Köln käme, in sieben Kirchen die heilige Messe zu hören. Und dies Gelübde darf ich nicht brechen."

„Die Erfüllung von Gelübden muß man auf Friedenszeiten versparen," meinte Herr Reichard unwillig, wagte jedoch nicht, ernstlich darauf zu bestehen, daß Liebmund die Botschaft ausrichte. An seiner Statt ritt deshalb Adrian, der denn auch noch am selben Tage unangefochten zurückkehrte und ein kurzes Handschreiben Gronsfelds mitbrachte, das dem Hauptmann anempfahl, in der Zeit zwischen dem Stephanstag und Sylvester ein scharfes Auge auf den Rhein zu haben. Man warf in den Weiden am Ufer eine Schanze auf, hinter der man in sicherer Deckung den Strom und das jenseitige Ufer überwachen konnte, und schob sogar einen Posten bis zu der bei Rodenkirchen ankernden Schiffsmühle vor. Am Abend des 27. Dezember rückten größere Abteilungen kaiserlicher und kurkölnischer Truppen an, die unter dem Schutze der Nacht über den Fluß setzten und auf Deutz zogen. Als der Morgen des 28. zu grauen begann, verkündete der Donner der Geschütze, daß der Sturm auf die von den Schweden besetzt gehaltene Stadt beginne. Aus schweren Stücken wie aus leichten Feldschlangen, Mörsern und Haubitzen flogen ununterbrochen metallene Grüße über den Rhein, die zu Anfang von schwedischer Seite lebhaft erwidert wurden, bald aber das feindliche Feuer zum Schweigen brachten. Hie und da sah man ein Haus in Flammen aufgehen, und Liebmunds scharfes Auge vermochte zu erkennen, daß auf den nach der Landseite gelegenen Bastionen verzweifelt gekämpft wurde. Um die Mittagsstunde war der Kampf entschieden: die Kaiserlichen und Kurkölnischen drangen unter dem Sturmgeläute sämtlicher Glocken von beiden Seiten in die Stadt und warfen die schwedische Besatzung auf die Siegburger Bastei zurück, die sich noch kurze Zeit hielt, dann aber



Vorbereitungen zum !

Nach dem Gemälde vo



este (15. Jahrhundert)

l L. Carrier-Belleuse

von Gronsfelds Spaniern genommen wurde. Bald darauf konnte man vom Ufer aus wahrnehmen, wie die Schweden mit flatternden Fahnen abzogen. Ihre Nachhut beschäftigte die Spanier so wacker, daß diese an eine Verfolgung des Feindes nicht denken konnten und dadurch um die besten Früchte ihres Sieges betrogen wurden.

In wohlgeordneten größeren Abteilungen marschierten die Feinde auf der erhöhten Landstraße rheinaufwärts dahin. Die Dragoner mußten aus ihrem Versteck unthätig zusehen, und in das Gemurmel der Wellen mischte sich mancher kräftige Fluch in wallonischer Zunge. Liebmund, geschmeidig und gewandt wie eine Katze, hatte einen über die Flut geneigten Weidenbaum erstiegen und spähte, fest an den Stamm geschmiegt, nach den Heerhaufen hinüber. Plötzlich sprang er von seinem Auslug herab und eilte geradeswegs zu der Schanze, hinter der sich der Hauptmann aufhielt.

„Herr!" rief er, „drüben reitet einer einen Schimmel mit blauer Schabracke, er hat Gepanzerte um sich, und sie tragen ihm eine Standarte nach. Das muß der Baudissin selber sein! Laßt mich über den Rhein, ich bitt' Euch!"

Herr Reichard verstand im ersten Augenblick nicht recht, was der Knabe wollte.

„Wie, Liebmund," fragte er verwundert, „willst du etwa schwedische Dienste nehmen?"

„O, Euer Gnaden, spottet nicht. Dazu ist keine Zeit. Erlaubt mir, den Nachen zu lösen, und gebt mir einen mit, der sich aufs Rudern versteht. Adrian wird mir seine Büchse leihen."

„Nachen? Büchse? Was soll das?"

In den schwarzen Augen blitzte es auf. „Herr," sagte der Bursch, „ich schwör's Euch, der schwedische Henker soll nicht entrinnen. Dort, wo der alte Nußbaum steht, kann man landen; wenn ich das Ufer hinaufklettere, hab' ich die Straße gerade vor mir. Von dort aus erreich' ich ihn, es können nur hundert Schritt sein."

„Du willst aus dem Hinterhalt auf ihn schießen?" Liebmund nickte.

„Auf den Fliehenden schießen? Ein Meuchelmörder werden? Pfui, Junge!"

„Herr," entgegnete der Gescholtene errötend, „ist es doch nur ein Ketzer! Was thut's, ob er so oder so zur Hölle fährt?"

Aber der Hauptmann wandte sich ab und ließ den Beschämten stehen.

In der nächsten Nacht bemerkte Herr Reichard, wie jemand auf leisen Sohlen in sein Schlafgemach trat und neben seinem Bette niederkniete. Er fühlte, wie tastende Hände nach seiner Rechten suchten und wie sich ein heißes, thränenüberströmtes Antlitz darauf preßte, und hörte, wie eine unter Schluchzen erstickende Stimme die Worte sprach:

„Verzeiht mir, Herr, daß ich Euch erzürnte! Bin nur ein arm' Wandlepperkind und weiß nicht, was recht und unrecht ist. Aber für einen Meuchelmörder dürft Ihr mich nicht halten."

Der Hauptmann richtete sich auf und legte seine Hand auf den Scheitel des Knieenden.

„Glaub's schon, mein Junge," sagte er, „noch bist du keiner, aber du warst nahe daran, einer zu werden. Lerne dein heißes Blut bezähmen!"

Seine Hand glitt über das volle Haar auf den Nacken hinab. Wie weich sich die Haut des Knaben anfühlte, und wie wohlgerundet die jugendlichen Schultern waren!"

Als das Kind die Kammer verlassen hatte, kamen dem Edelmanne seltsame Gedanken. Er stand einen Augenblick unter dem Eindruck, als habe ein Weib an seinem Lager gekniet. Aber dann mußte er über sich selbst lächeln. Tollheit! Wie hätte ein Geschöpf, das so zu reiten und zu schießen verstand, das so mordlustig war, daß er dem Ketzergeneral aus dem Hinterhalte das Lebenslicht ausblasen wollte, ein Weib sein können!

(Schluß folgt)

Quelle

Geheimnisvolle Stelle,
Versteckt im Waldesraum!
Hier plaudert mir die Quelle
Manch alten Märchentraum.
Seit all den langen Jahren,
Daß sie mit Lust gelauscht,
Hat sie gar viel erfahren
Von dem, was droben rauscht.

Einst ward ihr's viel zu bange
Im Erdenschoß versteckt,
Wo knorrig sich die Schlange
Der Wurzeln ballt und streckt.
Drum hat sie sich gerungen
Von dumpfen Ketten los,
Ist keck emporgedrungen
Durch Felsenspalt und Moos.

Seit sie hinfortgeschoben
Geröll und Schlamm und Stein,
Führt sie im Licht hier oben
Ein wonnevolles Sein.
Vom Laubdach grün umdüstert
Erlauscht sie nun in Ruh',
Wie rings der Wald ihr flüstert
Uralte Märchen zu!

Richard Zoozmann



Abbildung 1. Morse-Abteilung eines Telegraphenamtes

Drahttelegraphie

Von

Otto Jentsch

An den Erfolgen, die in der Neuzeit auf dem Gebiete der drahtlosen oder Funkentelegraphie erzielt worden sind, haben die weitesten Kreise des Publikums Interesse genommen, und über die Fortschritte, deren diese neue Telegraphie sich rühmt, haben nicht nur die Fachzeitungen, sondern auch die Tagesblätter ausführliche Berichte gebracht. Dagegen sind über die Weiterentwicklung der älteren Schwester der Funkentelegraphie, die zwar der verbindenden Drahtleitung zwischen den Stationen nicht entraten kann, die aber trotzdem jetzt noch ausschließlich den telegraphischen Schnellverkehr vermittelt, selbst in der Fachpresse nur spärliche Mitteilungen laut geworden. Nichtsdestoweniger sind die Fortschritte der Drahttelegraphie von weit größerer praktischer Bedeutung als die der Funkentelegraphie.

Der einfachste und in den ersten Anfängen der elektrischen Telegraphie ausschließlich, sowie heute noch in großer Anzahl benutzte Telegraphenapparat ist der von Samuel Morse bereits 1832 erfundene, aber erst 1837 praktisch angewendete, nach seinem Erfinder benannte Apparat. Die Konstruktion des Morse-Apparates beruht auf den elektro-magnetischen Wirkungen des galvanischen Stromes. Sobald letzterer in einer Drahtspirale um ein Stück weiches Eisen geführt wird, macht er dieses Eisenstück magnetisch. Das Eisenstück, mit seiner Umwickelung Elektromagnet genannt, zieht vermöge seines Magnetismus ein andres Eisenstück, das an einem Hebel über ihm befestigt ist, nach unten. Das andre Ende des Hebels geht nach oben, es trägt ein Farbrädchen, das sich bei der Aufwärtsbewegung gegen einen durch ein Laufwerk getriebenen Papierstreifen legt. Das Farbrädchen schreibt auf dem Papierstreifen Punkte oder Striche, je nachdem das eisenarmierte Hebelende — der Elektromagnetanker — kürzere oder längere Zeit durch den Magnetismus des Elektromagnets festgehalten wird, d. h. je kürzere oder längere Zeit der galvanische Strom in die Leitung gesandt worden ist und den Elektromagnet magnetisch gemacht hat. Verschwindet der elektrische Strom in der Leitung, so verschwindet auch der Magnetismus im Elektromagnet, und der Anker wird durch die Wirkung einer Spiralfeder nach oben in die Ruhelage zurückgezogen. Ein neuer Strom ruft wieder Magnetismus und Ankeranziehung hervor.

Bei dem Morsesystem wickelt sich also die telegraphische Uebermittlung derart ab, daß die Telegramme in Strichpunktschrift durch Entsendung von galvanischen Strömen bestimmter Zeitdauer in die Leitung abtelegraphiert werden, z. B.:

..— —	—...	.	.—.	.—..	.—	—.	—..
Ue	b	e	r	L	a	n	d

..—	—.	—..	— —	.	.	.—.	......
u	n	d	M	e	e	r	.

Diese Strichpunktschrift wird auf dem Empfangsamte von dem Papierstreifen des Apparates durch

die Telegraphisten sofort in die gewöhnliche Schriftsprache übersetzt und auf die Telegrammformulare niedergeschrieben. Es ist leicht ersichtlich, daß mit dieser Strichpunktschrift wegen der Zeitdauer, die für die Darstellung der einzelnen Buchstaben und insbesondere für die Zwischenräume zwischen den Buchstaben und Zeichen erforderlich ist, eine nur beschränkte Ausnutzung der Telegraphenleitungen stattfinden kann.*) Thatsächlich beträgt auch die Höchstleistung auf einer mit Morse-Apparaten betriebenen Leitung nur 400 bis 500 Wörter von durchschnittlich 6 Buchstaben in der Stunde. Diese Leistung steigert sich auf 600 Wörter in der Stunde, wenn die Zeichen, wie es jetzt meist der Fall ist, mittels der Klopferapparate (Morse-Apparate vereinfachter Bauart, ohne Schreibvorrichtung) nach dem kürzeren oder längeren Ankeranschlag, also mit dem Gehör aufgenommen werden. Abbildung 1 stellt die Morse-Abteilung eines Telegraphenamtes dar.



Abbildung 2. Hughes-Abteilung des Berliner Haupttelegraphenamtes

Bei der verhältnismäßig geringen Leistungsfähigkeit des Morse-Apparates für die Beförderung des telegraphischen Massenverkehrs waren die Be-

*) Zeichen des Morse-Apparates: Ein Strich ist gleich drei Punkten, der Raum zwischen den Zeichen eines Buchstabens gleich einem Punkt, zwischen zwei Buchstaben gleich drei Punkten, zwischen zwei Wörtern gleich fünf Punkten.

Buchstaben:

a · —	k — · —	u · · —
b — · · ·	l · — · ·	v · · · —
c — · — ·	m — —	w · — —
d — · ·	n — ·	x — · · —
e ·	o — — —	y — · — —
f · · — ·	p · — — ·	z — — · ·
g — — ·	q — — · —	ch — — — —
h · · · ·	r · — ·	ä · — · —
i · ·	s · · ·	ö — — — ·
j · — — —	t —	ü · · — —

á oder å · — — · —

é · · — · ·   ñ — — · — —

Unterscheidungszeichen:

Punkt	· · · · · ·
Semikolon	— · — · — ·
Komma	· — · — · —
Doppelpunkt	— — — · · ·
Fragezeichen	· · — — · ·
Ausrufungszeichen	— — · · — —
Apostroph	· — — — — ·
Bindestrich	— · · · · —
Klammer	— · — — · —
Anführungszeichen	· — · · — ·
Unterstreichungszeichen	· · — — · —
Bruchstrich	— — — — — —

Ziffern:

1	· — — — —
2	· · — — —
3	· · · — —
4	· · · · —
5	· · · · ·
6	— · · · ·
7	— — · · ·
8	— — — · ·
9	— — — — ·
0	— — — — —



Abbildung 3. Baudot-Station

strebungen von vornherein auf die Konstruktion eines Telegraphen gerichtet, der für seinen Betrieb nur Stromstöße von geringer Zeitdauer erfordert, also eine bessere Ausnutzung der Leitungen gestattet, und der die Telegramme auch gleich in der gewöhnlichen Buchstabenschrift auf dem Empfangsamte liefert. Dem Professor David Eduard Hughes, dem nachmaligen Erfinder des Mikrophons, gelang es schließlich, in den Jahren 1854 bis 1860 diese Aufgabe in genialer Weise durch die Konstruktion des nach ihm benannten Hughes-Typendruckers zu lösen. Gegenwärtig sind von diesem Drucktelegraphen insgesamt gegen 4000 Stück, darunter allein etwa 650 in Deutschland im Betriebe. Abbildung 2 veranschaulicht eine Hughes-Abteilung des Berliner Haupttelegraphenamtes.

Der Hughes-Apparat giebt die Telegramme auf dem Papierstreifen in gewöhnlicher Druckschrift wieder. Zu jedem der beiden durch eine Telegraphenleitung verbundenen Apparate wird ein Stahlrad — das Typenrad —, das an seinem äußeren Rande die erforderlichen Buchstaben, Zahlen und



Abbildung 4. Gebe-Apparate des Rowland-Octoplex

Unterscheidungszeichen trägt, durch ein Räderwerk derartig in eine beständige und gleichartige Drehung versetzt, daß beide Typenräder in ihrem Umlaufe genau übereinstimmen und von beiden jederzeit die gleiche Type sich der unterhalb des Rades angebrachten Druckvorrichtung gegenüber befindet. Beim Telegraphieren wird durch die Einwirkung des galvanischen Stromes auf das Elektromagnetsystem des Apparates, infolge mechanischer Uebertragung der Bewegung des Ankerhebels, die Druckvorrichtung mit dem darüberliegenden Papierstreifen in dem Augenblick gegen das Typenrad geschnellt, in dem die Type des telegraphierten Zeichens die Druckstellung erreicht hat. Zur Entsendung der Telegraphierströme dient ein Tastenwerk. Durch Niederdrücken der einzelnen Tasten, die den verschiedenen Buchstaben, Zahlen und Zeichen entsprechen, wird jedesmal ein Strom in die Leitung gesendet, sobald das zu telegraphierende Zeichen des Typenrades sich auf beiden Stationen gerade in Druckstellung befindet.

Die Ueberlegenheit des Apparates über das Morse-System ergiebt sich schon aus dem Umstande, daß für die Uebermittelung jedes Zeichens und Buchstabens ein einziger kurzer Stromstoß genügt, während z. B. zur Darstellung des Ue beim Morse-Apparat (vergl. unsre Schriftprobe) zwei Ströme von kürzerer und zwei von längerer Zeitdauer erforderlich sind. Thatsächlich leistet auch der Hughes-Apparat 1200 Wörter in der Stunde auf einer Leitung. Beim Hughes-Gegensprechbetriebe, einer neuen Anordnung, die die Beförderung von gleichzeitig zwei Telegrammen auf einer Leitung in entgegengesetzter Richtung ermöglicht, erhöht sich die Leistung auf 2200 Wörter pro Stunde. In den letzten vier Jahren sind in Deutschland mehr als 50 große inländische und internationale Leitungen für den Hughes-Gegensprechbetrieb hergerichtet worden. Unter ihnen sind besonders hervorzuheben die von Berlin, Hamburg, Bremen, Magdeburg und Emden nach London führenden Leitungen; die Leitungen von Hamburg nach Wien und Paris, ferner die Leitungen von Berlin nach Budapest, Stuttgart, München, sowie den wichtigsten größeren Telegraphenämtern des Reiches. Die Ersparnis an Kosten für neue Leitungen, die bei Nichteinführung des Hughes-Gegensprechbetriebes hätten gebaut werden müssen, beläuft sich auf mehrere Millionen Mark.

Für den telegraphischen Massenverkehr zwischen den großen Verkehrszentren war man aber selbst mit diesen Betriebsmitteln noch nicht zufrieden. Man wußte schon sehr bald, daß man in einer Sekunde bis zu 160 Telegraphierströme durch eine lange oberirdische Telegraphenleitung schicken konnte, die auf dem Empfangsamte noch deutliche Zeichen liefern. Für eine solche Leistung ist selbstverständlich die Kraft eines Menschen zu gering, denn für das Lesen eines Telegramms und seine Uebertragung auf das benutzte Telegraphensystem bedarf der menschliche Geist einer gewissen Zeit, die, so klein sie auch sein mag, doch eine selbst nur annähernd volle Ausnutzung einer Telegraphenleitung durch einen Telegraphisten allein unmöglich macht. Um nun trotzdem die Anzahl der in einer Sekunde möglichen Telegraphierströme voll zu verwerten, hat man sie unter mehrere Telegraphisten absatzweise derart verteilt, daß die Telegraphenleitung jedem Telegraphisten für seine Apparate auf einen Bruchteil einer Sekunde zur Verfügung steht, und er für die übrigen Bruchteile der Sekunde Ruhepause, d. h. Zeit zur Vorbereitung des nächsten Zeichens hat. Man nennt diese Art Telegraphie die absatzweise oder wechselzeitige Mehrfachtelegraphie. Die Telegraphenleitung wird bei ihr auf beiden Aemtern durch zwei gleichzeitig laufende metallische Verteilerscheiben im regelmäßigen Wechsel vorübergehend



Abbildung 5 Vollständige Rowland-Station

mit den einzelnen Apparatsätzen verbunden; auf jedem Apparat ist ein Telegramm in Arbeit, und die Apparate befördern der Reihe nach je ein Zeichen während eines Verteilerumlaufs. Auf diesem Prinzip beruht der vierfache Typendrucktelegraph von Baudot, der mit Rücksicht auf die mit ihm in Frankreich erzielten Erfolge Anfangs 1901 auch in Deutschland eingeführt wurde, und der achtfache Typendrucktelegraph von Rowland, der jüngst auf der Linie Berlin-Hamburg eingerichtet worden ist und in Kürze auch auf der Linie Berlin-Frankfurt (Main) in Betrieb genommen werden soll.

Der Baudot-Quadruplex der Linie Berlin-Paris ermöglicht die gleichzeitige Beförderung von vier verschiedenen Telegrammen auf einem einzigen Leitungsdrahte; das gleiche Apparatsystem ist für den Betrieb der Linie Hamburg-Paris vorgesehen. Abbildung 3 veranschaulicht eine Baudot-Station.

Als Gebeapparat des Baudot-Systems dient ein klaviaturförmiges Tastenwerk mit fünf Tasten. Die Buchstaben u. s. w. werden durch Niederdrücken einer oder mehrerer Tasten gebildet; für den Buchstaben A ist z. B. die erste Taste und für den Buchstaben T die erste, dritte und fünfte Taste gleichzeitig niederzudrücken. Beim Niederdrücken der Tasten gelangen für jeden Buchstaben fünf Telegraphierströme nacheinander in die Leitung, und zwar entsenden die niedergedrückten Tasten positive, die nicht niedergedrückten Tasten negative Ströme. Die Gesamtwirkung der fünf Telegraphierströme bringt auf dem Empfangsamte den Abdruck des telegraphierten Buchstabens in lateinischer Druckschrift zu stande. Die metallischen Verteilerscheiben rotieren so schnell, daß jeder Apparatsatz dreimal in einer Sekunde an die Leitung gelegt wird; es kann also jeder Telegraphist in einer Sekunde drei Buchstaben oder Zeichen befördern. Die theoretische Gesamtleistung des Baudot-Quadruplex beträgt danach in einer Stunde 43200 Buchstaben oder 7200 Wörter.

Freilich erfordert die Bedienung der Apparate gewandte und fleißige Beamte. Trägheit läßt der Apparat nicht zu, da er den Beamten zwingt, in dem schnellen Tempo des Verteilerumlaufs zu arbeiten. Eine übermäßige Nervenanstrengung erfordert jedoch die Bedienung des Baudot-Systems keineswegs; am allerwenigsten ist von ihr eine besondere Telegraphierkrankheit à la Baudot zu befürchten, wie sie ein ängstliches Gemüt kürzlich in einer Tageszeitung prophezeit hat. In Frankreich weiß man von einer solchen Krankheit nichts; Deutschland wird sie also wohl auch nicht zeitigen.

Noch hervorragendere Leistungen als das Baudot-System scheinen die von der Rowland Telegraphencompagnie auf der Weltausstellung in Paris vorgeführten Apparate zu ergeben, deren Erfinder der kürzlich verstorbene berühmte amerikanische Physiker Henry A. Rowland, weiland Professor an der Johns Hopkins-Universität in Baltimore, war. Die mit den Ausstellungsapparaten selbst zwischen Berlin und Hamburg bereits im vorigen Jahre von der Reichstelegraphenverwaltung angestellten Versuche haben solche Resultate ergeben, daß sie jeden Fachmann in Staunen setzten und die Telegraphenverwaltung trotz der hohen Kosten zum Ankaufe von zwei Systemen für die Linien Berlin-Hamburg und Berlin-Frankfurt (Main) veranlaßten.

Das Apparatsystem, allgemein der Rowland-Octoplex genannt, gestattet die gleichzeitige Beförderung von acht Telegrammen auf einer Leitung zwischen zwei Stationen, und zwar von vier Telegrammen in der einen und vier Telegrammen in der andern Richtung. Bei mäßigem Tempo und ohne besondere Anstrengung der Telegraphisten können mit dem Rowland-Octoplex von den acht Apparatsätzen zusammen auf einer einzigen Leitung 19200 Wörter in einer Stunde abtelegraphiert werden. Es ist dies jedoch nur die Durchschnittsleistung; sie kann durch Erhöhung der Geschwindigkeit auf 28800 Wörter in der Stunde gesteigert werden.

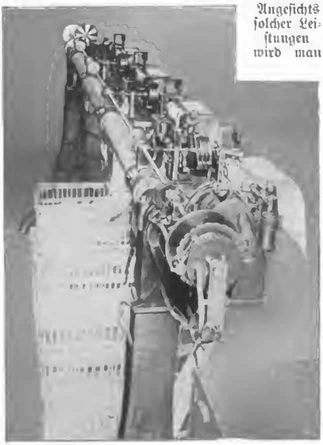


Abbildung 6. Empfänger des Rowland-Octoplex

Angesichts solcher Leistungen wird man es als Illusion bezeichnen müssen, wenn man eine erfolgreiche Konkurrenz der drahtlosen Telegraphie mit der Drahttelegraphie in Aussicht stellt. Bis jetzt leisten zwei Funkentelegraphensysteme mit Mühe und Not 400 Wörter in der Stunde.

Jeder der vier Gebeapparate einer Rowland-Station, wie sie Abbildung 4 veranschaulicht, besteht aus einer Klaviatur nach Art der Remington-Schreibmaschine. Beim Niederdrücken einer Taste bildet der Geber selbstthätig die erforderliche Stromkombination für den abzutelegraphierenden Buchstaben; hierdurch wird dem Telegraphisten die Arbeit mehr erleichtert als beim Baudot-Apparat. Am Rowland-System ist das Telegraphieren kaum mehr als Schreibmaschinenarbeit; es können hierzu, wie die Abbildung 5 der vollständigen Rowland-Station zeigt, infolgedessen auch Damen verwendet werden.

Als elektrische Betriebskraft der Uebermittelung der Buchstaben und Zeichen werden hier im Gegensatz zu den übrigen mit Gleichstrom arbeitenden Typendrucktelegraphen Wechselströme benutzt, die von einer kleinen Dynamomaschine erzeugt werden. Diese Wechselströme durchfließen beständig die Leitung und dienen außer zur Uebermittelung der Buch-

staben und Zeichen auch zur Aufrechterhaltung des Gleichlaufs der korrespondierenden Apparatsätze. Jedes Zeichen wird aus einer Kombination von elf halben Stromwellen dadurch gebildet, daß jedesmal zwei nicht unmittelbar aufeinander folgende halbe Wellen durch die niedergedrückte Taste des Gebers unterdrückt werden. Auf dem Empfangsamte werden die Stromkombinationen auf elf Relaisvorrichtungen übertragen, die die Druckvorrichtung des betreffenden Empfangsapparates (Abbildung 6) in demselben Augenblick bethätigen, in dem sich das abtelegraphierte Zeichen gerade in Druckstellung befindet. Der Empfänger schreibt das Telegramm in Typendruck nieder, aber nicht wie bei den bisherigen Drucktelegraphen auf einen schmalen Streifen, sondern wie bei der Schreibmaschine auf ein Stück Papier, das ohne weiteres als Ankunftsformular dienen kann. Der Wegfall des Streifenaufklebens bedeutet eine wesentliche Erleichterung und Arbeitsersparnis für die Telegraphisten der Empfangsstationen.

Man sollte nun glauben, daß mit diesem außerordentlich leistungsfähigen System die Grenze des überhaupt Erreichbaren gegeben sei; das scheint aber keineswegs der Fall zu sein. Es finden nämlich gegenwärtig in Berlin schon wieder neue Versuche mit einem von dem australischen Journalisten Donald Murray konstruierten Schnelltelegraphen statt, und demnächst soll hier auch der Stimmgabel-Vielfachtelegraph von Mercadier erprobt werden, der sogar 24 Telegramme gleichzeitig auf einer einzigen Leitung befördern will.

Moderne Schwalbennester

Von

F. A. Bacciocco

Alle Welt strebt nach Neuerungen, nach Modernisierung; die Künstler schwärmen für die Moderne — sollen da die Schwalben, die Baukünstler unter den Vögeln, zurückbleiben? In der That hat ein französischer Naturforscher die Wahrnehmung gemacht, daß die Schwalben heutzutage ihre Nester nach einem andern System zu bauen angefangen haben wie die Schwalben in früheren Zeiten. Ihre Nester zeigen jetzt nicht mehr die bekannte Kugelform mit einer runden Oeffnung oben, sondern eine ovale Form mit einer Querspalte. Dadurch, so meint der Forscher, wird den Alten das Aus- und Einfliegen erleichtert, die Jungen gewinnen mehr Raum für ihre Bewegungen, und die Luft wird nicht mehr abgesperrt. Demnach hätten wir es mit einer wohl überdachten Konstruktion zu thun, zu dem Zwecke erdacht, den jungen Schwälblein, ganz in modernem menschlichem Geiste, gewisse hygienische Vorteile zuzuwenden und ihnen das Sitzen auf der Nestbank bequemer und rationeller zu gestalten.

Zu gleicher Zeit haben aber auch die Alten an sich gedacht: sie haben das kleine, unbequeme Loch abgeschafft und sind zur Konstruktion einer Art von Vorbank gelangt, die ihnen das Sitzen bei der Atzung gestattet, während sie vorher an dem Neste und vor dem Loche sich anheften mußten, um ihre Jungen füttern zu können.

Es ist nicht zu verwundern, daß diese Wahrnehmung mit dem modernisierten Schwalbenneste zuerst in Frankreich gemacht worden ist, denn von Frankreich gehen ja die Moden aus, und Paris ist die Herrscherin im Reiche der Moden.

Wenn man also annimmt, daß die neuen Nester zuerst in der Nähe von Paris entdeckt worden sind, so wäre das ganz begreiflich. In die übrige Welt und auch über den Rhein sind die französisch-modernen Schwalbennester noch nicht gedrungen. Aber auch in unsern Gegenden hat man eine Aenderung im Bau der Schwalbennester konstatieren können, eine Aenderung, die aber durchaus nicht auf eine wohlüberdachte Konstruktion aus Gesundheits- und Bequemlichkeitsrücksichten zurückzuführen ist, sondern im Gegenteil auf eine zunehmende und nachweisbare Gleichgültigkeit der Schwalben bei ihrem Nestbau. Jeder Mensch, der den Sommer auf dem Lande zubringt, kann die einschlagende Beobachtung machen. Der Vorgang liegt klar zu Tage, weil er sich vor den Augen der Menschen abspielt.

Die Schwalben (es handelt sich nur um die Haus- oder Mehlschwalbe und um die schöne Rauchschwalbe) klebten ihre Nester mit ihrem Drüsenspeichel, nachdem sie ihn mit Schlamm gemischt hatten, an die Hauswand, wo möglich in einem Winkel unter einem Balken oder dicht unter dem Plafond. Oft sieht man viele Nester nebeneinander; zuweilen auch in Klumpen, sogenannte Klumpennester. Diese kommen am häufigsten vor in verlassenen Gebäuden, in Kirchen, Ruinen — kurz dort, wo die Schwalben sich selbst überlassen sind.

In den Häusern der Menschen sind sie aber durchwegs nicht mehr sich selbst überlassen, sondern die Menschenhand hat sich in ihre Nestbauarbeit eingemischt. Der Mensch baut der Schwalbe ein Haus, oder jedenfalls das Fundament, den wichtigsten Teil, ganz ähnlich wie er für das Haushuhn und die Haustaube ein Nest herrichtet. Das Fundament besteht einfach in einem Brettchen, das er unter dem Thorweg, im Hausgang, in Stallung oder Scheuern für die Schwalbe, die von den katholischen Bauern in Bayern, am Rhein, in Oesterreich u. s. w. der Muttergottesvogel genannt wird, herrichtet. Die Schwalbe beschützt das Haus und bringt dem Hause Segen. Für sie wird das Brettchen angebracht und ihre Ankunft mit Ungeduld erwartet. Für den Vogel ist das von großer Wichtigkeit. Er hat sich daher überall sehr schnell an diese neue Niststelle gewöhnt.

Die Städter, die auf das Land ziehen, haben es in ihren Landhäusern und Villen den Bauern nachgemacht, und sie bringen das Schwalbenbrettchen



Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

In der

Nach dem Gemäld



lmhütte

von M. Wachsmuth

dort an, wo der Schmutz am wenigsten geniert. Ist nun dieser Vorgang sehr verschieden von dem Nest im Korbe, das die Bauersfrau für ihre Hennen herrichtet? Oder von dem kleinen Verschlag, den der Züchter für seine Tauben zimmert? Es ist derselbe Vorgang, derselbe Prozeß — und er hat in der That auch dasselbe Resultat.

Das Haushuhn hat im Laufe der Zeiten ganz verlernt, sein eignes Nest zu bauen. Die meisten Haustauben desgleichen. Wenn das Frühjahr herankommt, und schon in einem milden Februar, hört man das Gackern der Henne, und die Bäuerin beeilt sich, im Stalle nachzuschauen, ob die Magd das Nest im Korb gehörig hergerichtet hat. Es muß zum Ueberfluß noch ein altes Ei (das Nist- oder Brutei) hineingelegt werden, um die Henne kirre zu machen. Indessen läuft diese mit einem Strohhalm im Schnabel über den Hof und weiß mit dem Halm, mit dem „Material“ für das Nest nichts anzufangen! Den Vorgang kann man jeden Tag im Frühjahr auf dem Lande beobachten, und jeder Bauer und jeder, der einen Hühnerhof hat, kennt ihn.

Das Huhn hat vergessen, wie es sein Nest baut! Mit der Taube verhält es sich ebenso, und je freier die Taube ist, die echte Brieftaube, um so sorgfältiger wird für ihren Nestbau gesorgt. Dem Tiere ist diese Arbeit abgenommen, es ist ja zu „Höherem“ berufen worden.

Vom Standpunkte der Wildtaube und des wilden Geflügels sind diese Tiere offenbar entartet. Darum kümmert sich der Mensch natürlich nicht; er vertritt seinen eignen Standpunkt — der ihm, dem Menschen, Vorteil bringt. Bei der Schwalbe ist es nur ein moralischer Vorteil; es kann auch ein Vergnügen sein; sicher ist, daß der Vorgang der Schwalbe einen Teil ihrer Arbeit abgenommen hat, und zwar das schwerste Stück Arbeit. Die Schwalbe braucht jetzt nicht mehr die langwierige Arbeit für den „Untergrund“ ihres Hauses, den sie mit ihrem klebrigen Schleim und mit einer Mischung von Straßenkot besorgt, zu machen. Sie hat mit ihrem Material nur noch das eigentliche Nest, die Rundung, zu bauen. Sie baut jetzt ihr Nest nachlässiger. In sehr vielen Fällen läßt sie es sogar offen. Auch dafür hat sie ihre guten Gründe.

Das Brettchen ist an einer Stelle angebracht, wohin kein Feind gelangen kann. Der Mensch sorgt schon, daß dort, wo er das Brettchen anbringt, keine Katze und kein Marder hinkommen kann. Sogar verscheucht er die Spatzen, die früher oft die Schwalben beim Bau ihrer Nester belästigten. Wenn wir diese verschiedenen Momente betrachten, dann kommen wir unwillkürlich auf eine Aehnlichkeit mit der Vorsorge, die der Mensch dem Haushuhn gegenüber entwickelte und durch die dieses zur Vernachlässigung seines Nestes gebracht wurde. Zu verwundern ist es daher nicht, daß ganz das gleiche Resultat sich ergab.

Auf unsern Dörfern finden wir jetzt überall Schwalbennester, die offen auf den Brettchen stehen. Oft genug haben die Leute diese hinaufgenagelt, damit die Schwalben unterhalb ihre Nester nach ihrem alten Systeme ankleben. Die Schwalben aber zogen es vor, die Nester auf dem Brettchen zu bauen.

Wir haben aber noch zwei andre Beispiele, die beweisen, daß der freie Vogel im Umgang mit dem Menschen zu einer Vernachlässigung seines Nestes gelangt.

Der Star richtet sich in dem Häuschen, das ihm der Landmann auf einem Baum befestigt, ein ganz nachlässiges Nest her. Das Nest, das der kluge Vogel sonst im Freien, auf einem alten Baume oder zwischen Felsen erbaut, ist sehr schön, ein Kunstwerk. Das Nest, das er sich im Nistkästchen herrichtet, ist ein Häuflein von Halmen, Wolle, Federn u. s. w. mit einer Vertiefung. Meistens haben die Leute auch schon das Heu als Unterlage hineingegeben. Wozu soll der Star sich plagen, wenn ihm alles so schön hergerichtet wird? Dazu ist er viel zu klug! Er kommt auf diesem Wege schneller zu einer zweiten Brut.

Und noch deutlicher ist der Prozeß beim Sperling. Von allen Vögeln baut der Spatz das liederlichste Nest. Es ist nichts andres als ein Haufen Wolle, Federn, Haar, sogar Papier, den er in seinem Winkel unter dem Dache zusammengetragen hat. Von einem künstlichen Bau ist gar keine Rede. Der Mensch überläßt ihm das Nistloch und das Baumaterial. In zwei Tagen ist er mit dem Bau fertig. Durch diese Geschwindigkeit gelangt er zu einer zweiten, zu einer dritten, oft sogar zu einer vierten Brut in demselben Sommer.

Sollen wir nun annehmen, daß der Vorgang bei der Schwalbe ein andrer ist, daß sie durch eine höhere „zeitgemäße“ Entwicklung ihrer Intelligenz zu einer höheren architektonischen Baukunst gelangt ist?

Gewiß, die Thatsache ist nicht zu bestreiten, daß viele Schwalben heute ein andres Nest bauen, eine andre Form für ihr Nest angenommen haben als in früheren Zeiten. Wahrscheinlich ist jenseits des Rheines dasselbe der Fall wie diesseits. Aber dort wie hier wird man bei näherer Betrachtung und Vergleichung finden, daß man es mit einer Vervollkommnung des „Bauwerkes“ nicht zu thun hat. Man findet ja oft genug die beiden „Bauten“, die alten und die neuen Nester, unter demselben Dache, und jedermann ist in der Lage, Vergleiche anstellen zu können. Eine Vernachlässigung kann nachgewiesen werden, gewiß aber keine Vervollkommnung.



Der weise Richter

Persische Skizze von S. Barinkay

In einem Dorfe unweit Teheran wohnte der Gärtner Narsit. Hinter seinem Häuschen, das als köstliches Juwel sein einziges Weib und seine einzige Tochter Zachis barg, breitete sich ein großer Garten mit Obst-, Gemüse- und Blumenanlagen aus. Narsit hatte viel Freude an dem schönen Besitz und arbeitete mit einigen Gehilfen in regem Eifer und mit ebensoviel Liebe als Verständnis. Sein Obst und seine Gurken waren darum gesucht in der Residenz, wohin er sie allwöchentlich brachte; seine Blumen, namentlich die Tulpen, die er in den seltensten und prächtigsten Farben züchtete, zahlte man teuer. Ja, oft, wenn man mit der Ausbeute der kaiserlichen Gärten bei gewissen Festlichkeiten nicht zufrieden war, wurde nach dem Dorfe zu Narsit gesandt, und dessen Tulpen zierten die Gemächer des Schahynschah, seine Rosen im Sommer die kaiserlichen Imarets im Elburzgebirge, wo der Hof hinzog, um der erdrückenden Hitze und der penetranten Luft in Teheran zu entfliehen.

Nach einer warmen, wonnigen Frühlingsnacht, in der Tausende von Keimen und Knospen schwellten, um beim ersten Sonnenkuß sich zu entfalten, führte Narsit sein mit den Gartenerzeugnissen bepacktes Maultier nach der Residenz. Verstimmt und mit finsterer Miene schritt er dahin, obgleich der wolkenlose, in milder Helle strahlende Himmel einen herrlichen Tag verhieß.

Vor dem Thore der Stadt mußte er Halt machen, da es noch versperrt war. Mit ihm warteten eine Anzahl Männer und Frauen mit jungen, schwarzen Lämmchen, Rebhühnern und Früchten aller Art. Darunter befand sich ein guter Freund Narsits, der einen Karren mit schneeweißen Hähnen zum Verkauf brachte. Ihm fiel des Gärtners Verdrossenheit auf. „Was ist's mit dir, Bruder im Herzen? Sind deine Glieder krank, ist deinem Hause Leid widerfahren, oder liegt eine Sorge auf dir?" fragte er.

Narsit hob das braune, scharfmarkierte Gesicht. „Du meinst es gut, Bruder aus Liebe! Ich danke dir. Möge dein Leib so frisch sein wie meiner und in deinem Hause das Heil blühen wie im meinigen! Aber ein Aerger quält mich bis ins Innerste. Ich habe noch zu niemand davon gesprochen, doch du höre! Vielleicht kannst du mir raten, Kaoli."

Mit einem Seitenblick auf die Umstehenden zog ihn Narsit etwas beiseite.

„Wisse, seit einiger Zeit, ungefähr vier Wochen, kommen aus meinem Garten Blumen abhanden. Fast jeden Tag ist das Tulpenbeet, auf das ich die größte Sorgfalt verwende, das ich ganz allein bearbeite, und von dem ich jede Blume kenne, ihre Entwicklung vom Samenkorn bis zur vollen Pracht, seiner schönsten und kostbarsten Exemplare beraubt. Bei Tag lauere ich wie ein Narr auf den Uebelthäter, und bei Nacht hab' ich in nächster Nähe einen Hund angekettet, der wilder ist als ein Tiger. Vergebens! Es ist, als ob Geisterhände sie pflückten. Abgesehen von dem Schaden, den ich erleide, macht es mich rasend, unbefugte Hände an meinem Werk zu wissen. Seit zwanzig Jahren ist der Garten mein Eigentum, ist mein Stolz und meine Freude, und bisher wurde mir kein Melonenkern daraus entwendet."

„Ahnst du, wer es thun könnte?" meinte Kaoli, nachdem er bedächtig den Kopf gewiegt.

„Mit keinem Hauche. Meine Arbeiter habe ich jahrelang. Sie nehmen nichts."

„Wie wäre es, wenn du die Angelegenheit dem Ketschoda (Dorfrichter) unterbreiten wolltest? Jaja ist trotz seiner Jugend ein kluger Mann und kann dir gewiß nützen. So hat er kürzlich einem beraubten Bekannten von mir auf weise Art zu seinem Gute verholfen. Dem Stezza, einem armen Schneider aus Kehmi, wurde auf dem Rückwege von Teheran, den er im Verein mit drei Gefährten machte, während eines Ruheschläfchens unter einer Platane seine Koledscha, sein bestes Gewand, gestohlen. Er ging schleunigst zu dem Ketschoda Jaja und erklärte ihm, nur einer seiner drei Genossen, Ali oder Mael oder Retscho könne das gethan haben. Die drei wurden vorgerufen und beteuerten ihre Schuldlosigkeit. Der Richter hörte sie schweigend an und befahl hierauf seinem Schreiber, drei gleich lange Triebe eines Granatbaumes im Garten zu schneiden. Diese übergab er Ali, Mael und Retscho und trug ihnen auf, sich damit in zwei Tagen wieder bei ihm einzustellen. Bis dahin werde der Zweig dessen, der die Koledscha entwendet, länger geworden sein, da bekanntermaßen der Granatbaum Zauberkräfte birgt. Nach zwei Tagen kamen die drei Männer zu Jaja und überreichten ihm die Zweige. Nach einem Blick darauf sprach der Richter: „Mael, du bist der Dieb! Du hast Stezzas Gewand gestohlen!"

„Gott sei Lob und Preis! Ich wahrlich nicht!" wehrte sich der Beschuldigte.

Jaja machte ein böses Gesicht. „Lügner!" sagte er verächtlich. „Sieh her! Dein böses Gewissen hieß dich vom Granatbaumtrieb ein Stück abschneiden, damit er ja nicht länger sein sollte als die andern. Stezza, ich gebe dir einen Soldaten mit, gehe mit ihm in Maels Haus! Mael wird dir dort dein Kleid zurückerstatten, dann in Begleitung des Soldaten zu mir kommen und fünfundzwanzig Rutenstreiche für seine That in Empfang nehmen."

Und also geschah es. Stezza erhielt sein Gewand und dankte dem Richter auf den Knieen vor Seligkeit, denn in der Koledscha war sein ganzes erspartes Geld eingenäht gewesen, und Mael bekam die Hiebe. „Staunst du nicht, Freund Narsit, die Weisheit Jajas an?! Wenn mich nicht alles trügt, wird der kluge Mann auch dir zu helfen wissen. Darum folge mir und geh zu ihm."

Ehe der Gärtner antworten konnte, öffneten sich knarrend die schweren Thorflügel, die seit zehn Uhr nachts geschlossen waren, und alle drängten hinein. Im selben Augenblicke ward das erste Streifchen der goldenen Sonne am Horizont sichtbar, und man vernahm schmetternde, klagende Trompetenstöße, begleitet von den dumpfen Wirbeln

der Kesselpauken. Es war der Sonnengruß, der alltäglich bei Auf- und Niedergang dem Himmelsgestirn von der Musikantenloge auf dem Diamantthor der kaiserlichen Burg aus dargebracht wurde.

Der Gärtner trennte sich mit einigen freundlichen Worten von dem Freunde, und jeder ging seinen Geschäften nach. Erst auf dem Rückwege von Teheran überdachte Narsit den Rat Kaolis. Zum Ketschoda gehen? Jaja war ein heller Kopf, gewiß! Er stand in dem Rufe, ein weiser Richter zu sein, aber Narsit konnte ihn nicht leiden, weil er vor Jahren, als er bereits ein gesetzter Mann, Jaja aber noch ein junger Bursche war, mit ihm in Streit geraten war und der Hochmut des Jünglings ihn aufs tiefste empört hatte. Das war vor langer Zeit gewesen. Jaja war nun an die Stelle seines Vaters getreten und übte sein Amt zur Zufriedenheit aller aus. Der jugendliche Hochmut hatte sich abgeschliffen zu eben dem Maße von Selbstbewußtsein, zu dem er wohlberechtigt war. Doch war und blieb er Narsit unsympathisch, der seine Weisheit bis heute noch nicht in Anspruch genommen und sich lieber einigemal an einen Richter in der Stadt gewandt hatte.

Nach reiflichem Ueberlegen that er das auch diesmal, als er wieder nach Teheran kam. „Hast du einen Verdacht?" fragte ihn der Richter.

„Nein, meine Arbeiter sind ehrlich."

„Hast du einen Feind?"

Narsit sann nach. „Nicht daß ich's wüßte!"

„Also gar keine Handhabe! Da müßt' ich ein Zauberer sein, um dir helfen zu können. Gehe heim, guter Mann, halte Augen und Ohren offen und komme in acht Tagen wieder."

Unbefriedigt ging Narsit. Als er am nächsten Morgen wieder einige Tulpen wertvoller Art vermißte und den Tschapari eines hohen Herrn nicht so bedienen konnte, wie er wollte, richtete er seine Schritte geradeswegs zu Jaja. Er wollte ja nur zum Richter, der Mann selbst kümmerte ihn nichts.

Jaja empfing ihn sehr freundlich, und Narsit trug ihm sein Anliegen vor. Ueber Jajas frisches Gesicht, aus dem zwei braune, glänzende Augen offen und vertrauenerweckend blickten, irrte ein Zucken, wie ein Zeichen inneren Erschreckens. Er schwieg lange nach Narsits Bericht und schaute gedankenvoll vor sich hin. Dann sprach er: „Nimm einen Pinsel und drücke mit Tusche einen Tupfen auf eine versteckte Stelle im Kelche jener Blumen, von denen du glaubst, daß sie den unberechtigten Besucher deines Gartens reizen. Morgen abend erscheine wieder bei mir."

Erleichterten Gemütes ging Narsit, ohne zu ahnen, wie sehr er das Herz Jajas soeben beschwert hatte. —

Als abends der Vollmond über dem Elburzgebirge aufstieg, leuchtend wie eine silberne Sonne und begleitet von Millionen ruhig strahlender Sterne, schlich eine vermummte Gestalt an dem Gartengitter Narsits hin und blieb an der Seite, wo das Häuschen stand, unter einer Platane stehen. Der Pfiff einer Fledermaus wurde hörbar.

„Ich bin da, Geliebter!" flüsterte antwortend eine Stimme.

„Vorsicht, Zachi!"

An das Gitter gepreßt, stand ein verhülltes Mädchen mit halbbedecktem Gesichte, das von dem durch die Aeste dringenden Mondlicht schwach beschienen wurde. Voll Zärtlichkeit schaute der Mann in die mandelförmigen, verschleierten Augen. Und jenes Wispern und Kosen zog durch die Nacht, das überall auf Erden das gleiche ist, überall, wo die Liebe lebt.

Nach einer Weile nahm Zachi etwas von der Erde auf und reichte es ihm durch die Gitterstäbe.

„Blumen für dich, Jaja, die dich wieder an mich erinnern sollen, wenn wir getrennt sind!"

„Wie schön!" murmelte er.

„Die schönsten, die ich fand im Mondschein, Teurer!"

Jaja hob die Blumen ins Helle und bog die Blätter auseinander. Richtig, in jedem Kelche der Tulpen befand sich ein dunkler Tupfen! Der Hund, der wilder wie ein Tiger war, wurde zahm und blieb still wie ein Lamm, wenn die Tochter des Hauses nahte, aus deren Hand er das Futter empfing.

„Warum nimmst du eben die schönsten, Zachi?" sagte er tadelnd.

„Ein liebendes Herz will allezeit das Beste und Schönste dem Geliebten schenken!" antwortete sie ein bißchen schmollend.

„Thörichtes Mädchen! Thöricht in zärtlicher Verblendung! Dein Vater vermißt die Blumen und fahndet nach dem Dieb. Wenn er darauf kommt, daß seine eigne Tochter sie nimmt und in heimlicher Liebe dem Ketschoda Jaja giebt, dem er so wenig hold gesinnt ist, daß dieser nicht einmal wagt, seine Tochter als Frau zu begehren, dann sei Chudas Gnade mit dir und mir! Also lasse deines Vaters Blumen in Frieden, schweige unverbrüchlich und harre der Dinge, die kommen werden. Vielleicht sind sie zu deinem und meinem, zu unserm Heil."

Am nächsten Morgen ließ Jaja den Schneider Stezza rufen.

„Du bist mir zu Dank verpflichtet, Stezza," sprach er zu ihm, „da ich dir doch wieder zu deinem Eigentum verholfen habe. Willst du ihn einigermaßen abtragen und zehn Toman verdienen, dann schleiche heute vor Mitternacht in Narsits Garten und pflücke von seinem Tulpenbeet die schönsten Stücke. Wirst du erwischt, so verweigerst du jede Auskunft und läßt dich ruhig zu mir bringen."

„Zehn Toman?" meinte Stezza lauernd, der dürr wie eine Heuschrecke und braun wie ein Reh war.

„Zehn Toman, wenn du über alles schweigst wie ein Stein."

„Hiebe giebt's nicht?"

Jaja lächelte. „Ich werde dir eine Portion zudiktieren müssen, aber du sollst sie nicht empfangen!"

Stezza war einverstanden und ging, nachdem er noch etliche Anweisungen erhalten hatte.

Abends kam Narsit und zwar mit neuer Klage, denn das Betupfen der Blumen hatte nichts geholfen. Diesmal verhielt sich Jaja recht würdevoll. Er befahl ihm, nun um das Tulpenbeet Granatbaumasche zu streuen und bis Mitternacht wach zu bleiben. Er werde den Dieb bestimmt erwischen.

„Euer Angesicht möge weiß sein!" entgegnete Narsit voll Wohlwollen, als er ging, und Jaja sah ihm fröhlich nach. Wenn's gelang, war sein Ruf als weiser Richter gerettet und wohl auch Narsits Antipathie gegen ihn besiegt.

Am Morgen, gleich nach Sonnenaufgang, brachte ihm der Gärtner triumphierend den eingefangenen Stezza, dem Jaja mit strenger Miene entgegenblickte. Das Verhör war rasch zu Ende, da Stezza alles

offen gestand. Er behauptete, die Tulpen aus Liebhaberei gestohlen zu haben, da er doch ein armer Schneider sei und sich Blumen nicht kaufen könne. In allen Tonarten der Reue versprach er, es nie wieder zu thun. Jaja gab ihm reichlich Worte der Rüge und Ermahnung und sprach ihm für seine Unthat dreißig Rutenhiebe zu, die ihm morgen verabreicht werden sollten.

„Morgen? Warum morgen?“ warf Narsit rasch ein. „Ich will es sehen, wie der Schurke bestraft wird, denn er hat mich schlimm genug geärgert! Und morgen muß ich nach Teheran.“

Jaja ward es schwül. Er konnte es Narsit nicht gut verwehren, bei der Exekution zugegen zu sein. Nach einer Sekunde Ueberlegung erhob er sich, strich an Stezza vorbei und flüsterte: „Zwanzig Toman, Guter! Zwanzig!“

Stezza zog eine verzweifelte Grimasse. Dann aber nickte und blinzelte er zustimmend, unmerklich für die andern. Er erhielt also sofort seine dreißig Hiebe, über die er mit ausgiebigem Geheul quittierte, zur großen Befriedigung Narsits.

Von diesem Zeitpunkte ab besaß Jaja alle Sympathien des Gärtners Narsit. Er sang das Loblied des weisen Richters, wo und wann er konnte. Und nicht lange währte es, so fügte er stolz den Nachsatz bei: „Und meine einzige Tochter Zachi ist seine Frau!“

Wie der Sonntag an Bord kommt

Eine Marineskizze

von

A. Oskar Klaußmann

(Aufn. von A. Renard in Kiel)

Sonnabend ist es, und „Rein Schiff“ wird gemacht. Das Artillerieschulschiff „Mars“ ist aus See, von der Schießübung, im Kieler Hafen am Abend vorher eingelaufen und hat an der Boje festgemacht. Täglich findet an Bord das Waschen der Decke statt; aber der Sonnabend ist dem „Groß-Reinemachen“ gewidmet, das man sich als ein potenziertes, ins Riesige vergrößertes „Scheuerfest“ zu denken hat, wie es im gewöhnlichen Haushalt glücklicherweise nur zwei- bis dreimal im Jahre stattfindet. Von früher Morgenstunde her waren die Mannschaften unter Leitung der Maaten und Obermaaten und scharf kontrolliert von dem nimmer rastenden und nimmer zufriedenen ersten Offizier beschäftigt, bis in den letzten Winkel des Schiffes Reinlichkeit und Ordnung zu bringen. Ganze Fluten



Mittagsfreizeit (Sonnabend): Bumbootfrau an Bord

von Wasser haben sich über die Schiffsdecke ergossen. Mit einer Lust am Reinemachen, die bei unsern braven Matrosen sich bis zum Fanatismus steigern kann, ist mit Sand und Stein, mit Wasser und Besen, mit Waschlappen und Bürsten die Generalreinigung gehalten worden. Mit Schwabbern und Absetzern ist dann das überflüssige Wasser aus den Holzplanken der Decke getrieben worden, und mit gewaltigen Presennings (Segelleinwand) hat man die Decke überlegt, damit unter diesem Schutz das Holz zu schneeiger Weiße trocknen kann und diese Weiße nicht durch Schmutz befleckt wird. Für den Sonnabend hat eine ganz andre „Routine" gegolten, d. h. eine andre Diensteinteilung, als sie sonst tagsüber an Bord eines Kriegsschiffes herrscht. Wenn wir am Sonnabendnachmittag das Schiff betreten, so finden wir es schon im Zustande einer Sauberkeit, die selbst das Herz der strengsten Hausfrau entzücken würde. Weit geöffnet stehen alle Pforten und Luken, um frische Luft hineinzulassen; denn nicht nur oberflächlich ist die Reinigung erfolgt, sondern bis zum Kiel hinab, bis in die entlegensten Winkel des Schiffes. Morgen bei der Musterung wird der Kommandant irgendwelche besonderen Räumlichkeiten im Inneren des Schiffes zu sehen wünschen, und da man nicht weiß, welche es sein werden, so muß man eben die Säuberung bis auf den letzten Winkel erstrecken. Schon am Nachmittag herrscht etwas wie Festtagsstimmung an Bord, und die Leute putzen noch eifriger als sonst an Geschützen, an der Außenseite des Schiffes, an den Aufbauten, an den Masten. Jeder einzelne Mann hat das Bestreben, das Schiff so blitzsauber zu machen wie nur möglich. Von zwölf bis zwei Uhr mittags ist „Freizeit", dann kommt die „Bumbootsfrau" an Bord, das ist die Hökerin, die ein für allemal die Erlaubnis hat, an Bord in der Freizeit ihre Waren (Obst, Gebäck u. s. w.) an die Mannschaft zu verkaufen. Heute sind die Gruppen, die sich um sie bilden, noch lustiger, noch übermütiger als sonst.



Der Kirchenwimpel ist über die Kriegsflagge gesetzt

Der Sonntag ist gekommen. In den Morgenstunden hat es ein Gewitter gegeben, das die Schwüle der letzten Tage beseitigte, aber noch ziehen grauweiße Wolkenballen zeitweise von Südwest herauf und schattieren das riesige Hafenbild, wenn sie die Sonne verdunkeln, bald hier, bald dort. Fast alle zum Hafen von Kiel gehörigen Kriegsschiffe sind von ihren Uebungen in See für den Sonntag zurückgekehrt und liegen an den Bojen. Morgens gegen acht Uhr begann der Donner der Salutschüsse. Ein fremdes Kriegsschiff war in den Hafen eingelaufen, begrüßte die deutsche Flagge mit Kanonengruß und erwies den obersten Offizieren die vorschriftsmäßigen Salutschüsse, die natürlich von den Hafenschiffen beantwortet wurden.

Zehn Uhr vormittags. Auf dem Oberdeck des „Mars" ist die gesamte Besatzung von fast sechshundert Mann zur Musterung angetreten. Die wenigen Katholiken an Bord sind soeben mit dem „Routineboot", der Dampfbarkasse, die sie von Land abholte, vom Gottesdienst in der Stadt zurückgekehrt. In langen Reihen stehen auf dem Oberdeck die Mannschaften in weißen Sonntagsanzügen mit weißen Mützen. Auf der Campagne des Achterdecks stehen die Fähnriche, die zum Schießkursus an Bord sind, und vor den langen weißen Reihen der Mannschaften im Sonntagsanzug mit Schärpe und Mütze die sämtlichen Offiziere.

„Herr Kapitän, das Schiff ist klar zur Musterung!" hat der erste Offizier dem Kommandanten in seiner Kajüte gemeldet. Kommandorufe schallen über das Deck. In scharf ausgerichteten langen Reihen vorn vom Aufbau der Back bis hinten zur Campagne stehen Matrosen und Maschinenpersonal. Sorgfältig musternd schreitet der Kommandant, begleitet von den Offizieren, von Mann zu Mann. Es findet jene Feierlichkeit statt, die bei der Landarmee als „Sonntagsappell" ebenfalls bekannt ist. Dann geht es hinunter nach der Batterie und weiter hinunter bis zur Maschine, wo nach Befehl hier und dort ein Raum geöffnet und den prüfenden Blicken des Kommandanten gezeigt wird.

Unterdes hat der Steuermannsmaat, der den Dienst des Bordküsters versieht, in der Batterie, dicht neben der Hauptluke des Oberdecks, von dem die Haupttreppe zum Batteriedeck hinunterführt, ein kleines Schränkchen aufgestellt, das er mit einem schwarzen Ueberzug versah, der vorn mit silbernem Rand und silbernem Kreuz geschmückt ist. Aus dem Schränkchen entnahm er ein metallenes Kruzifix und zwei große metallene Leuchter, und nun bildet das Schränkchen den Altar, auf dem das Kruzifix mit zwei brennenden Lichtern steht. Als abschließende Rückwand für den Altar dient eine ausgespannte deutsche Kriegsflagge. Vor dem Altar stehen dicht an der Treppe in ihren Ständen die riesigen eisernen Exerziergranaten. Zur Rechten und Linken des improvisierten Altars laufen über das Deck die kolossalen Ankerketten. Aber oben durch die Luke dringt heller Sonnenschein, und durch die weit geöffneten Stückpforten des Batteriedecks flutet das Licht herein und spiegelt sich in dem grau gestrichenen

Metall der schweren Geschütze, die heute so feierlich und ernst dreinschauen, als wüßten sie, daß sie auch eine Statistenrolle haben bei dem Gottesdienst, der sich zwischen ihnen vollziehen wird. In den Winkeln der Decke, da, wo die eisernen Träger des Oberdecks auf der Schiffswand aufsitzen, brennen elektrische Glühlampen.

Vom Oberdeck her hört man das donnernde Geräusch vieler hundert beschuhter Menschenfüße. Die Mannschaften treten weg von der Musterung. Aber im nächsten Augenblick tönen laut die Pfeifen der Bootsmannsmaaten, und dem Pfeifen folgt das Kommando „Klar machen zur Kirche!" Vom Oberdeck her quellen eilige Scharen von Mannschaften über sämtliche Treppen hinab in das Batteriedeck. Mit Sicherheit und Geschwindigkeit werden von der Decke die Banken niedergeschlagen, die sonst beim Essen der Mannschaft als Sitzgelegenheit dienen. Die Offiziersburschen eilen mit Stühlen herbei, die sie auf der Steuerbordseite des Schiffes neben dem Altar aufstellen. Die Schiffsglocke in der Batterie, die sonst mit ihrem kurzen „Kling-kling" die „Glasen", das heißt die halben Stunden jeder Wache, anzeigt, wird in langen, feierlichen Tönen angeschlagen. Jenseits der Treppe, gegenüber dem Altar, hat an einem kleinen Tisch die Amateurschiffskapelle, bestehend aus 14 Mann, Platz genommen. Mehr und mehr füllt sich die Batterie mit Männern, die streng nach der Anciennität und dem Range Platz nehmen. Auf der Steuerbordseite neben dem Altar sitzen auf den Stühlen die Offiziere, hinter ihnen die Fähnriche, gegenüber an Backbord die Deckoffiziere. Fünf Minuten nach dem feierlichen Läuten der Schiffsglocke ist die ganze militärische Gemeinde im Batteriedeck versammelt, und doch herrscht hier lautlose Stille. Auf Deck haben die Signalgasten der Wache, die oben bleibt, die Kriegsflagge auf Halbstmast gehißt und darüber den Kirchenwimpel gesetzt, eine lange, spitze Flagge, die auf weißem Grunde ein rotes Kreuz zeigt. Das ist das Zeichen, daß der Gottesdienst im Schiff beginnt, und alle größeren und kleineren Fahrzeuge, die in der Nähe des Schiffes vorüberkommen, enthalten sich jetzt jeglicher Störung durch unnützes Geräusch.

Wenn man auf der Steuerbordseite der Batterie zum Heck hinunterblickt, glaubt man in ein Geflecht von hellen und dunkeln Streifen zu sehen. Durch die Luken und durch die Seitenpforten dringen breite Streifen grellen und hellen Lichtes. Dazwischen schieben sich von rechts und von links und von oben her die dunkeln Streifen der nicht von der Sonne beschienenen Stellen des Batteriedecks.

Die Treppe des Hecks steigen zwei Offiziere herunter, und die hohe Gestalt des Kommandanten wird sichtbar.

„Ordnung!" ruft die laute Stimme des ersten Offiziers, der ihn begleitet, und von ihren Sitzen schnellt die ganze Versammlung in die Höhe. Geleitet vom ersten Offizier schreitet der Kommandant bis zu den Stühlen, die für ihn und den ersten Offizier unmittelbar zur Rechten des Altars aufgestellt sind.

Unterdes hat sich auf Befehl des Kommandanten ein Maat der Wache nach der „Kammer" des Bordpfarrers begeben und ihm streng dienstlich gemeldet: „Herr Pfarrer, das Schiff ist klar zum Gottesdienst!"

Im Batteriedeck hat der Kommandant neben dem Altar Platz genommen, und die Anwesenden haben sich wieder hingesetzt. Vom Heck des Schiffes her naht auf der Steuerbordseite durch das Flechtwerk von hellen und dunkeln Streifen die Gestalt des Pfarrers in schwarzem, weitem Talar, das Haupt bedeckt mit Sammetbarett.

Nun steht er vor dem Altar, eine straff aufgerichtete Gestalt, ein Bordpfarrer, wie er sein soll, in Bartform und in Haltung einem Offizier gleichend, der den Talar angezogen hat.

Ein kurzes Gebet, dann die Aufforderung: „Wir singen den ersten Vers des Liedes: ‚Ein' feste Burg ist unser Gott!'"

Die Schiffsmusik hebt an, und ihre Töne und die sonoren Stimmen der Hunderte von Männern füllen das niedrige Batteriedeck mit vollem Klang. Durch die weitgeöffneten Stückpforten zieht der feierliche Gesang weit hinaus über das Wasser, ergreifend und herzerhebend.

Der Gottesdienst soll nicht länger als eine halbe Stunde dauern. Kürze ist an Bord auch für den Gottesdienst die wahre Würze. Das Kapitel des Evangeliums ist verlesen, und der Pfarrer verkündet den Text seiner Predigt: aus dem 2. Briefe an Timotheum, Kapitel 1, Vers 7: „Denn Gott hat uns nicht gegeben den Geist der Furcht, sondern der Kraft und der Liebe und der Zucht." Ein schönes Thema für eine solche militärische Gemeinde im Batteriedeck des Schiffes, und der Prediger ist ein Meister des Wortes und ein Meisterer der Sprache, der mit schlichten Worten tiefe Wirkung zu erzielen weiß. Er soll die hochgebildeten Offiziere, die da zu seiner Linken sitzen, mit seiner Rede erbauen und erheben, und er soll Rücksicht nehmen auf das Fassungsvermögen des letzten kassubischen Fischers, der da unter den Mannschaften sitzt und vielleicht noch ein Jahr vor seiner Einstellung an Bord als Halbwilder lebte und sich von rohen Fischen nährte. Alle die verschiedenen Abstufungen von Bildung, Lebensgewöhnung, geistigem Fassungsvermögen und Gemütsempfindung, die der Pfarrer vor sich hat, soll er mit seiner Predigt befriedigen.

Klar und durchsichtig ist der Aufbau seiner Rede. Nicht Furcht soll der Soldat empfinden und nicht der Christ, aber Kraft und Liebe und Zucht soll der Seemann haben und der Christ. Das kommt in stets neuen Variationen wieder, durchflochten mit historischen Beispielen, mit einem Appell an das Gefühlsleben des Offiziers und des Mannes. Mit Kraft und Feuer ist diese Rede vorgetragen, und es giebt wohl keinen Menschen im Raume der Batterie, in dessen Herzen nicht bald jetzt, bald später eine Saite anklingt durch die schlichten und doch so ergreifenden Worte des Pfarrers.

Gebet und Gesang, Responsorien der Musik schließen die Feier. Der Pfarrer bedeckt sein Haupt wieder mit dem Barett, Agenda und Bibel nimmt er vom Altar, eine leichte Verbeugung macht er dem Kommandanten des Schiffes, und dann entfernt er sich. Sobald er das Deck verlassen hat, erhebt sich der Kommandant mit den Offizieren. Streng nach Stand und Rang geordnet, verläßt die Gemeinde den Raum. Der Gottesdienstwimpel wird niedergeholt, die Kriegsflagge wieder dicht vorgehißt. In Gruppen stehen Offiziere und Mannschaften auf dem Oberdeck beisammen.

Die Thür zur Kapitänskajüte wird aufgerissen, und der Posten, der vor der Kapitänskajüte steht,

der sogenannte „Läufer", erscheint und meldet: „Herr Kapitän, der Koch mit der Essenprobe!"

„Er soll hereinkommen."

In strammer Haltung präsentiert der Koch das Tablett, auf dem drei Teller mit dem Mannschaftsessen stehen.

„Was haben Sie da, Koch?" fragt der Kommandant.

„Roastbeef, Herr Kapitän, Kartoffeln und grünen Salat."

Das Roastbeef wird gekostet.

„Gut, sehr gut, Koch. Gutes Fleisch und gut zubereitet. Ist das Fleisch, das geliefert wird, immer gleichmäßig gut?"

„Zu Befehl, Herr Kapitän."

„Die Kartoffeln sind auch gut, Koch. Haben Ihre Sache brav gemacht. Die Kartoffeln kommen immer in gleicher Qualität?"

„Zu Befehl, Herr Kapitän."

„Der grüne Salat schmeckt mir ausgezeichnet. Essen ihn die Leute gern?"

„Sehr gern, Herr Kapitän."

Stolz schmunzelnd geht der Koch ab, und er hat in der That sein Lob ehrlich verdient. Das Essen ist, wie man sich später an den Mannschaftstischen überzeugen kann, so trefflich in Qualität und Zubereitung wie in einem guten Berliner Restaurant.

Wiederum fliegt die Thür zur Kapitänskajüte auf.

„Herr Kapitän, acht Glas!" (Mittag.)

„Ich danke!"

Von draußen tönen die Pfeifen der Bootsmannsmaaten, und im Sturmlauf eilen die Mannschaften hinunter in die Batterie, um mit der ganzen Energie, deren diese jungen, niemals an Appetitmangel leidenden, lebensfrischen und kräftigen Menschen fähig sind, über das lukullische Sonntagsmahl herzufallen.

Ein Besuch der kalifornischen Festungsinseln

Von

Malvine Lampadius

Durch ein besonderes Empfehlungsschreiben ward uns Erlaubnis, eine Fahrt mit dem Regierungsboote der Vereinigten Staaten, dem kleinen Dampfer „General Mac Dowell", auf der San Francisco-Bucht zu machen. Der Kapitän John H. Stoven, der uns auf das freundlichste empfing, erzählte uns, daß er, ein geborener Schleswig-Holsteiner, seit 19 Jahren täglich zweimal die befestigten Plätze der Bucht mit Mundvorrat versehe, und daß das Regierungsboot einzig dazu



Die Engelsinsel in der Bucht von San Francisco mit den Soldatenbaracken

und zum Soldatentransport benutzt werden dürfe. Diesmal war nur ein Soldat auf Deck in der gewöhnlichen blauen Marine-Uniform der Festungssoldaten, deren gleichfarbige Mütze den goldenen Adler des Reichs über dem Schild hat. Auf dem Oberdeck saß mit ausgebreiteten Flügeln der goldene Reichsadler



Port Point und Golden Gate



und über ihm wehte die amerikanische Flagge mit ihren 48 Sternen. Es giebt nur eine kleine Kabine im Dampfer, während der ganze untere Schiffsraum zu Transportzwecken benutzt wird.

Es war einer jener göttlich schönen kalifornischen Morgen, deren das Land ewigen Frühlings und Sonnenscheins so viele aufzuweisen hat, als uns die herrlich klare Luft den weiten Blick über das sich 60 englische Meilen nach Süden erstreckende Gewässer bis hinunter zum „Golden Gate", dem Thorweg des Stillen Ozeans, gestattete. Es kann wohl kaum eine schönere Bucht auf der Welt geben, so reich an Mannigfaltigkeit der Scenerien. Immer herrlicher erglänzte das großartige Naturgemälde im strahlenden Sonnenschein. Auf dem Wasser funkelte



Festungsgeschütze auf dem „Presidio"

Die Insel Alcatraz



Die Halbinsel Belvedere mit den Schiffsnachen, Wohnungen für Sommerfrischler



Die Marineschule auf Yerba buena

es, als wenn aus seiner Tiefe von unsichtbaren Händen Tausende und Abertausende von Diamanten emporgeworfen würden und tänzelnd ihr Spiel trieben. Wie eine Königin thronte San Francisco am Hafen, und die ganze malerische Schönheit der Stadt spiegelte sich in den krystallenen Fluten ihr zu Füßen wieder. Die buntbemalten Häuserchen all der Küstenorte lugten durch das frische, junge Laubgrün der Bäume wie aufgestelltes Kinderspielzeug. Die wunderbar abschattierten Wellenformen der unabsehbaren Hügelkette des Contra Costa Range hoben sich plastisch vom lichtblauen Horizont ab. Bei jeder neu zurückgelegten Seemeile bietet sich auf dieser Fahrt ein andres fesselndes Bild dar. Auf dem ersten befestigten Hafenplatz, Black Point, wo wir landeten, war nichts Besonderes zu sehen. Interessanter ist die zweite Station, der berühmte „Presidio“. Hier sieht es ganz kriegerisch aus. Auf weiten Grasflächen stehen Hunderte von Zelten, und die ganze Küste ist mit Kanonen besetzt. Imposant ist das große neue Krankenhaus, in dem nach dem spanisch-amerikanischen Kriege 5000 Verwundete zu gleicher Zeit verpflegt wurden. Aeußerlich gleicht es einem herrlichen Palast, und die innere Einrichtung ist musterhaft; jede praktische neue Erfindung hat man sich hier zu nutze gemacht. Von hier verließen wir die Küste und fuhren der Insel Alcatraz zu, die, mitten in der Bucht, Golden Gate gerade gegenüber liegt. Obgleich die kleinste der Festungsinseln, hat sie doch eine hohe Bedeutung, denn hier befindet sich das Militärgefängnis. Zurzeit sind 200 Gefangene auf Alcatraz, viele davon für Lebenszeit. Die Insel besteht aus zwei übereinander gelegenen, von der Natur geschaffenen Bergterrassen. Hier befinden sich die Offiziers- und Soldatenwohnungen für ein Bataillon Artillerie und acht Offiziere. Es war ein trauriger Anblick, als vom Hügel herab ein Zug Gefangener marschiert kam, eskortiert von Wachen, die nicht nur Flinten, sondern auch geladene Revolver trugen und deren Gürtel ringsum mit Schießmaterial ausgefüllt waren. Die Gefangenen haben die Aufgabe, bei jeder Landung des Regierungsbootes die Schiffsladungen für die Insel ans Land zu befördern. Außerdem werden sie auf der Insel beschäftigt in allerhand Werkstätten, als Schuhmacher, Schneider, Tischler, Bäcker, Fleischer u. s. w. Da die Insel kein eignes Wasser besitzt, hat sie ein großes Bassin, das 200000 Gallonen Wasser aufnehmen kann. Das Regierungsboot bringt täglich zweimal Wasserzufuhr. Es war interessant zu sehen, wie das Wasser aus dem Boote gepumpt und durch einen Riesenschlauch in das Bassin befördert wurde. Die Insel hat große unterirdische Pulvermagazine und viele geheime unterirdische Gänge, die unter der Bucht hinführen sollen. Vom Leuchtturm aus genießt man einen herrlichen Rundblick. Das mächtige Nebelhornsignal ist sogar in San Francisco hörbar.

In unmittelbarer Nähe von Alcatraz liegen sich am Eingang von Golden Gate gegenüber Fort Point und Leine Point, die stärksten Befestigungen, die Natur und Kunst im Verein geschaffen haben, beide auf hervorragenden Felsen des Festlandes. Die Wasserströmung ist am Eingang der Bucht so stark, daß die größten Dampfer von den Wellen hin und her geworfen werden wie Nußschalen und die an den Forts anbrausende, schäumende Brandung ein Geräusch wie von beständigem Donnergrollen verursacht. Zutritt zu diesen Festungen

wird niemand gewährt, der nicht zum Militär gehört, dagegen durften wir uns auf Angel Island, der größten der drei von Soldaten besetzten Inseln, aufhalten. Die „Engelsinsel" macht einen durchaus friedlichen Eindruck mit ihren blumigen Bergesmatten, den herrlichen hohen Palmenbäumen, den lieblich gelegenen Cottages der Offiziere und den komfortabeln Soldatenbaracken. Eine breite, schön angelegte Fahrstraße führt 6 Meilen um die ganze Insel herum, deren Hügel und Felsen von beträchtlicher Höhe sind. Von einem dieser Hügel genossen wir den Blick auf ein großes, weites Panorama hinüber nach dem Stillen Ozean. Vor uns lag die liebliche Halbinsel Belvedere mit den schwimmenden Archen in Front, Seeresidenzen für Sommerfrischler, die Seeluft aus erster Hand atmen und von der Welt abgeschieden sein wollen. In dieser Gegend der Bucht herrscht völlige Windstille und ein wundervolles Klima. Sehr lohnend ist ein Besuch der Marineschule auf Yerba buena, der dritten Festungsinsel. Es ist ein herrlicher Bau in prachtvoller Lage, die innere Einrichtung über alle Beschreibung großartig. Die Insel hat einen Umfang von 200 Acre und dient gleichfalls nur militärischen Zwecken.



Leuchtturm und Offizierswohnungen auf der Insel Alcatraz

Reliquien

Von

A. J. Mordtmann

Der Mann, über dessen Nachlaß ich in den folgenden Zeilen einige Mitteilungen machen will, weil es mir Herzenssache ist, sein Andenken nicht ganz verlöschen zu lassen, wird nach der Meinung vieler die Ehre, mit Tinte und Druckerschwärze behandelt zu werden, gar nicht verdienen; denn er war nicht einer von denen, die auf den Höhen der Menschheit wandeln, sondern nur ein Schriftsteller, und zwar einer, der im Kampfe mit dem Schicksal zu Grunde ging, weil ...

Ja, warum soll ich es nicht sagen? Weil er nicht gelesen wurde, weil keine Zeitungsredaktion seine Manuskripte annahm, kein Theaterdirektor seine Stücke aufführte, kein Verleger den Mut hatte, seine Werke in der für die deutschen Leihbibliotheken benötigten Anzahl von Exemplaren drucken zu lassen.

Mein Freund Ludwig war kein Moderner, folglich — brauche ich es erst ausdrücklich zu versichern? — kein Talent. Aber ein Charakter war er und noch dazu ein sehr eigensinniger; ein einziges Mal in seinem Leben hätte er beinahe einen Roman untergebracht, aber als der freundliche Mann, der ihm dies Glück in Aussicht stellte, verlangte, daß Ludwig den altmodisch befriedigenden Schluß in ein hochmodernes, halbverrücktes Abbrechen umwandle, nahm Ludwig seinen Roman an sich, trug ihn nach Hause und heizte seinen Ofen damit, der ganz erstaunt war, einmal Feuer in seinem verrosteten Bauche brennen zu sehen.

Den Zunamen dieses antiquierten Menschen zu wissen, wird natürlich kein Verständiger begehren; zudem ist der Mann tot, und ein Denkmal wird er doch nicht erhalten; wozu also das Gedächtnis mit einem inhaltlosen Namen beschweren?

Ludwig hatte ein Testament hinterlassen, worin er mir, dem einzigen Schulfreunde, der mit ihm in

Verkehr geblieben war, auftrug, für ein einfaches Begräbnis zu sorgen und die Kosten dafür aus dem Erlös seiner wenigen Habseligkeiten zu decken. Von dem Verkauf des Seinigen sollte nur ein kleines, in Papier eingeschlagenes und mit einer Schnur umwickeltes Päckchen ausgenommen sein, das er mir als Andenken mit der Bitte vermachte, von dem Inhalte nichts in fremde Hände kommen zu lassen.

Beim Oeffnen des Pakets fand ich darin drei Gegenstände außer einem, mehrere Blätter umfassenden, auf schlechtes Papier mit blasser Tinte und kratzender Feder eng geschriebenen Manuskript; mein armer Freund war selbst in diesen Dingen zur jämmerlichsten Sparsamkeit verdammt. Die drei Gegenstände aber waren: eine in Seidenpapier säuberlich eingeschlagene kirschrote Schleife und zwei Bücher, eine der früheren Auflagen von Hoffmanns Lederstrumpf-Erzählungen und eine alte Ausgabe der Carmina des Horatius, besorgt von den drei gelehrten Pedanten Baxter, Gesner und Zeune. In jenem war auf das Deckelblatt geschrieben: „Seinem lieben Sohne Ludwig zu Weihnachten 1839 von Karl .....“ in diesem stand die Widmung: „Seinem lieben Bruder Max zum Geburtstage von Ludwig“ und darunter das mahnende Wort des Sängers von Venusia: „Mentes asperioribus formandae studiis“ (der Charakter ist durch ernstere Studien zu kräftigen).

Kein sehr wertvoller Nachlaß, wie man sieht, und der schielende Moses Nathanson, der das übrige gekauft hatte, sah mit spöttischem Lachen, wie ich fast meiner Rührung nicht Herr werden konnte, als ich alles wieder zusammenpackte und unter dem Arme forttrug.

Zu Hause habe ich dann mit wachsender Bewegung gelesen, was ich in wortgetreuer Abschrift hier folgen lasse.

*

Indem ich dir, lieber alter M., das vermache, was ich unter meinen armseligen irdischen Besitztümern als meine größten Schätze betrachte, thue ich es in der frohen Ueberzeugung, daß du nicht deinen Witz daran üben, sondern dafür sorgen wirst, daß sie vor der Profanierung durch unzarte, fremde Hände bewahrt bleiben. Zum Danke dafür sollst du die Geschichte dieser Reliquien erfahren.

Da du mich erst in der Tertia des Johanneums kennen gelernt hast, wohin du — erinnerst du dich noch? — ein halber Wilder aus dem Orient kamst, so ist dir nicht bekannt geworden, wie es mir in den vorhergehenden Klassen ergangen ist. Damit aber hat es sich sehr übel verhalten. Ich war ein schlechter Schüler, weniger aus Mangel an Begabung als aus Trägheit, und ich habe meines Wissens aus Sexta, Quinta und Quarta niemals eine gute Zensur nach Hause gebracht.

Blicke ich auf jene Zeit zurück, so erscheint es mir fast unbegreiflich, wie ich so lange das beschämende Gefühl ertragen konnte, immer um ein halbes Jahr später als meine Altersgenossen versetzt zu werden, mich regelmäßig von allen neu Eintretenden überholen zu lassen und ununterbrochen die Stelle des Letzten in der Klasse einzunehmen. Vornehmlich haben dies wohl zwei Umstände verschuldet: erstens litt ich schon damals unter jenem Gefühl der Unsicherheit, das sich während meines ganzen Lebens wie Blei an meine Sohlen geheftet und mich auch da untüchtig zum Kampf gemacht hat, wo ich auf Sieg hätte rechnen dürfen. Schon als Knabe hatte ich das Gefühl, ich würde der Schwierigkeiten, die mir entgegen traten, nicht Herr werden, und da fand ich es denn bequemer, anstatt ohne Aussicht auf Erfolg vor den Büchern zu hocken, im Grase zu liegen und mich als Herrn der Welt zu träumen.

Dann gesellte sich der Trotz hinzu. Erst mit mildem Ernste, dann mit strengerer Zucht, endlich mit Schärfe hatte mein Vater versucht, mich zu größerem Fleiße anzuspornen. Das alles half immer nur auf wenige Tage, dann versank ich unrettbar wieder in die alte Schlaffheit. Endlich glaubte ich zu bemerken, daß meines Vaters Liebe sich von mir abwandte, und da ich selbst mit fast leidenschaftlicher Zärtlichkeit an dem ernsten bleichen Manne hing, der doch mit uns Kindern singen und spielen konnte, als wäre er selbst ein Kind, so kränkte es mich tief. Wieder nahm ich einen neuen Anlauf, aber da mein Vater, der diese Versuche schon ihrem geringen Werte nach schätzen gelernt hatte, ihn nicht zu beachten schien, so gab ich ihn schnell wieder auf. Ich verzweifelte an mir selbst, und damit war alles verloren. Da nichts mehr helfen wollte, zogen unbekümmerter Trotz und grollende Verstocktheit in mein Gemüt ein, und alle zürnenden Worte, alle Strafen, die meine erbärmlichen Zensuren und schlechten Arbeiten mir eintrugen, ließ ich mit stummem Gleichmut an mir abgleiten. Meine Mutter weinte über mich, mein Vater sprach tagelang kein Wort mit mir, beides schnitt mir in die Seele, aber es änderte nichts an mir.

Mit Ach und Krach war ich nach Quarta versetzt worden, als ich bei einem Kameraden ein Buch sah, das meine Phantasie lebhaft anregte, die Hoffmannsche Bearbeitung Cooperscher Indianerromane, die unter dem Namen Lederstrumpf-Erzählungen bekannt geworden ist. Ich wünschte sie mir zum Geburtstage; aber als der ersehnte Tag herankam, brachte er mir nur einen Kuchen, an dem mir gar nichts gelegen war, und statt des Lederstrumpfs eine von meinem Vater angefertigte Liste meiner letzten Strafen nebst daran gehängter kurzer Bemerkung: „Verdient das eine Belohnung?“

Ich gab meiner Mutter einen Kuß für den Kuchen, mein Vater gratulierte mir nur trocken mit zwei Worten, und ich wagte es nicht, ihm die Hand zu geben. Verstockt schnürte ich meine Bücher zusammen und ging in die Schule, fauler als je. Mein Vater wollte nichts mehr von mir wissen, warum sollte ich mich seinetwegen anstrengen?

Es war am Abend dieses Tages; ich hatte mich früh ins Bett gelegt, weil es mir im Wohnzimmer, wo meine Eltern saßen und mit meinen jüngeren Geschwistern freundlich sprachen und scherzten, während sie mich kaum beachteten, ungemütlich war. Ich schlief ein, Groll im Herzen gegen sie alle. Ungefähr zwei Stunden später erwachte ich wieder und hörte, wie meine Eltern in der Wohnstube, die neben meinem Schlafzimmer lag, noch miteinander sprachen. Die Zwischenthür war nur angelehnt, und in der nächtlichen Stille konnte ich beinahe jedes Wort hören. Vater und Mutter sprachen von mir. Leise richtete ich mich auf, um all das Böse, das nun von mir gesagt werden würde, zu hören, aber ...

Noch in diesem Augenblick kann ich mich der tiefsten Bewegung nicht erwehren, wenn ich an jene

nächtliche Stunde zurückdenke. Was mein Vater sagte, war nichts Strenges, nichts Böses, ja nicht einmal etwas Unfreundliches. Er klagte meiner Mutter, wie es ihm in innerster Seele wehe gethan hätte, daß mein Geburtstag für mich so traurig ausgefallen wäre, wie er sich hätte bezwingen müssen, um mich nicht wie sonst zu küssen, wie er am liebsten noch jetzt hinlaufen möchte, um den „Lederstrumpf“ zu kaufen, den ich gar so gern gehabt hätte. Er hatte den sehnsüchtig erwartungsvollen Blick, womit ich morgens in die Stube getreten war, wohl gesehen und meine bittere Enttäuschung bemerkt, die ihn namenlos betrübt hatte ... kurz, was er sagte, war so voll Liebe und Zärtlichkeit, so voll Leid und Trauer, daß ich es nicht lange anhören konnte. Die Thränen liefen mir über die Backen, und endlich legte ich mich leise, leise zurück und vergrub mein Gesicht in das Kopfkissen, um mein Schluchzen zu ersticken.

Schlaflos brachte ich den größten Teil der Nacht zu, und am andern Morgen war ich schon früh auf, um eine griechische Präparation, die ich am Tage vorher mit gewohnter Nachlässigkeit gemacht hatte, noch einmal gründlich durchzugehen. Es gelang mir zum ersten Male, unsern gestrengen Ullrich (ferox Ullericus — weißt du noch?) zu befriedigen. Aber zu Hause sagte ich nichts davon.

Eine Woche verging ohne Strafarbeit, ohne Nachsitzen. Mein Vater machte ein erstauntes Gesicht, aber er schwieg ebenfalls. Ich hatte mir geschworen, diesmal nicht zu ermatten. Es war wie ein grimmiger Fanatismus eisernen entschlossenen Fleißes über mich gekommen, und manchmal saß ich bis tief in die Nacht hinein, um sprachliche und mathematische Schwierigkeiten um jeden Preis zu bewältigen. Und es ging. Vereinzelte Rückfälle und weniger gute Leistungen kamen zwar vor, aber daß die Lehrer darüber staunten, sie nicht als selbstverständlich betrachteten, spornte meinen Ehrgeiz an. Zu Michaelis wurde ich der Vierte in der Klasse, und meine Zensur war eine der besten.

Soll ich dir, lieber Freund, meine Gefühle schildern, als ich auf dem lieben bleichen Gesichte, an dem ich nur noch den strafenden Ernst zu sehen gewohnt war, das sonnige Aufleuchten innigster Herzensfreude gewahrte? Ich kann es nicht. Mein Vater sprach nicht, ich auch nicht; er nickte mir freundlich und ermutigend zu, und ich war überglücklich.

Zu Weihnachten war die Zensur noch besser. Und als ich am heiligen Abend auf meinem Platze unter dem Tannenbaum das ersehnte Buch sah, da — ich konnte mir nicht helfen — warf ich mich aufschluchzend an meines Vaters Brust und stammelte: „Papa, lieber Papa!“ Er strich mir liebkosend das Haar aus der Stirn, sah mir zärtlich in die Augen und sagte: „Du hast ihn ehrlich verdient. Aber ich weiß ganz gut, daß du nicht bloß um den ‚Lederstrumpf‘ ein so braver Kerl geworden bist.“

Nicht wahr, alter Freund, du wirst dies Buch in Ehren halten?

Auch den Horaz empfehle ich deiner treuen Obhut. Es ist das einzige, was ich von meinem Bruder Max habe, dessen trauriges Schicksal dir ja bekannt ist. Höre, wie es mit diesem alten Schmöker zusammenhängt.

Max war bei weitem begabter als ich; wozu ich arbeitsvolle Stunden gebrauchte, das faßte er wie spielend in wenigen Minuten. Seine glänzenden geistigen Vorzüge würden ihm eine große Zukunft gesichert haben, wenn ihnen gleiche Eigenschaften des Charakters entsprochen hätten. Aber gerade seine hervorragende Begabung wurde sein Verderben; sie ließ ihm Zeit zu allen möglichen Thorheiten. Kaum den Knabenschuhen entwachsen, war er der Held einer ganzen Reihe zweifelhafter Abenteuer, in denen Karten und Billard, Trinken und Weiber eine hervorragende Rolle spielten. Die Gesellschaft, in die er hineingeriet, gehörte jenen Kreisen moralischer Lumpen an, die sich mit ekelhaftem Stolze Lebemänner nennen, weil sie ihr Leben genießen, d. h. es mit elenden Nichtswürdigkeiten ausfüllen, die den Körper ruinieren, das Gemüt abstumpfen und das Gehirn austrocknen. Du, lieber M., hast dieses Gesindel einmal ganz treffend gekennzeichnet, indem du äußertest, obgleich sie selbst sich in ihrer Liederlichkeit genial vorkämen, stellten sie im Grunde doch nur eine Art stumpfsinnigen Philistertums vor, dessen geistige Beschränktheit ärger sei als die der borniertesten Pfahlbürger.

Als Max in die Sekunda kam und gleichzeitig seinen Geburtstag feierte, schenkte ich ihm, weil ich nichts andres hatte, den Horaz, den ich früher benutzt hatte und in den ich eine Widmung hineinschrieb, die sich auf sein unmännliches Hintreiben im Strome öder Vergnügungssucht bezog. Nicht als ob ich geglaubt hätte, damit Eindruck auf ihn zu machen; war er doch längst über jenes Stadium hinaus, wo ein Appell an seine Ehrenhaftigkeit oder überhaupt an irgend ein besseres Gefühl noch Aussicht auf einen auch nur vorübergehenden Erfolg gehabt hätte.

Mein Vater starb, als ich von der Universität zurückkam und Max sie beziehen sollte, meine Mutter ruhte damals schon zwei Jahre im Grabe; meine Schwester heiratete einen wackern, aber mit irdischen Glücksgütern nicht gesegneten Menschen. Trotzdem verzichteten sie und ich auf unsern Anteil an der geringen Erbschaft, um Max das Studium zu ermöglichen. Das erschütterte ihn denn doch, und seine feierlichen Versicherungen, er werde sich dieses Opfers würdig erweisen, waren gewiß aufrichtig gemeint. Wir glaubten trotzdem nicht daran und behielten natürlich mit unsern Zweifeln recht.

Als Max fort war, verkaufte ich die nunmehr überflüssig gewordenen Schulbücher, war aber nicht wenig erstaunt, als er bei seinem ersten Ferienbesuch einen ganzen Tag lang darüber verstimmt war, daß ich auch den Horaz mit verklopft hatte. „Meinen Talisman wegzugeben!“ zürnte er. „Das kann ich dir gar nicht verzeihen, Ludwig.“

Indessen mit oder ohne Talisman, das Schicksal ging seinen Gang. Max bummelte zwei Jahre und machte nach acht Semestern mit Mühe und Not seinen juristischen Doktor. Dann kam er zurück, und noch einmal lächelte ihm das Glück: er machte eine reiche Heirat. Ich kam nicht auf die Hochzeit und habe ihn auch nachher aus Gründen, die du sogleich erkennen wirst, nur einmal besucht.

Auch diesen einen Besuch bei dem mir gänzlich entfremdeten Bruder hätte ich lieber vermieden; und doch hatte auch diese Zusammenkunft noch einen Lichtblick. Max führte mich in seine Bibliothek, die ein paar tausend Bände umfaßte, und zog triumphierend ein Buch heraus. „Kennst du das?“ fragte er. „Als ich neulich dem Schartau

seinen Kram durchstöberte, habe ich das gefunden und natürlich schleunigst gekauft. Vor Freude habe ich gleich eine Flasche Sekt getrunken!"

Den Antiquar Schartau kennst du doch auch, lieber M.? Er hauste damals in der Nähe der Petrikirche. Du errätst auch, welches Buch Max bei ihm aufgegabelt hatte. Es war der alte schäbige Horaz mit Anmerkungen von Baxter, Gesner und Zeune, dasselbe Exemplar, das ich vor acht Jahren meinem Bruder geschenkt hatte.

Laß mich rasch über das hinweggehen, was nun folgte: Die unglückliche — durch meines Bruders Schuld unglückliche — Ehe, die Scheidung und den Ruin Maxens, was alles sich innerhalb weniger Monate vollzog. Seine Möbel wurden verkauft, seine Bücher verauktioniert, er selbst mußte die prunkvolle Wohnung mit einer elenden Dachkammer vertauschen. Doch nur für einen halben Tag: er machte seinem zerrütteten Leben ein Ende.

In die Dachkammer war ihm nur eine Erinnerung an bessere Zeiten gefolgt: mein Horaz. Der Tote hatte ihn aufgeschlagen vor sich auf dem Tische liegen, seine Hand ruhte auf dem Blatte, das ihn mahnte: Mentes asperioribus formandae studiis.

Ich nahm das Buch zu mir. Ein versöhnender Zug hat das verfehlte Dasein meines armen Bruders in all seiner widerwärtigen Entwicklung bis an das jämmerliche Ende begleitet: seine Liebe zu mir. Und wenn ich jetzt an ihn denke, so steht nicht der Primaner mit dem verwüsteten Gesicht, nicht der vom Zechen aufgedunsene Student, nicht der fade Lebemann der späteren Zeit vor mir, sondern nur noch der Bube mit den hellen Augen und dem braunen Kraushaar, wie er in seinen Knabenjahren der Liebling der Eltern und Geschwister war. Und der Horaz, dieses Zeugnis seiner unwandelbaren Zuneigung zu dem älteren Bruder, der ihm, Gott weiß es, später nicht viel freundliche Worte mehr geschenkt hat, ist mir ein Schatz, den Tonnen Goldes nicht aufwiegen ...

Die Schleife stammt aus meiner Primanerzeit, von dem einzigen Balle, den ich je besucht habe, und gehörte Malwine G., der Schwester unsers gemeinsamen Freundes G., in dessen Elternhause ich gern gesehen wurde und viel verkehrte. Ich liebte das Mädchen, das mir der Inbegriff aller weiblichen Holdseligkeit zu sein deuchte. Die Schleife verlor sie von ihrem Ballkleide, und ich war der glückliche Finder. Als ich, allen meinen Mut aufbietend, Malwine fragte, ob ich die Schleife zum Andenken an sie behalten dürfe, sah sie mich einige Sekunden mit einem seltsam fragenden, aber nicht unfreundlichen Blick errötend an und brach dann in das leise, silberne Lachen aus, das ich so gern von ihr hörte; aber sie sagte nicht nein. Gewiß hat Malwine die kleine Episode längst vergessen, da sie von meiner Liebe zu ihr weder vorher noch nachher eine Ahnung gehabt hat. Ist es unrecht von mir, daß ich das holde Mädchen nicht vergessen konnte, auch da nicht, als sie zehn Jahre später heiratete? Ich sollte die Schleife vernichten, aber ich kann es nicht übers Herz bringen, dies einzige Andenken, das ich von ihr habe, zu verbrennen. Thue du es." — —

Das war Ludwigs Manuskript. Ich stellte die beiden Bücher in meine Bibliothek, und dann überlegte ich, was ich mit der kirschroten Schleife thun solle. Nachdem ich sie lange nachdenklich betrachtet hatte, hüllte ich sie wieder in Seidenpapier, steckte sie zu mir und machte einen Besuch bei Frau Malwine, um ihr nach so langen Jahren ihr Eigentum zurückzustellen. Das würde ich allerdings nicht gethan haben, wenn ich nicht ein wenig Phantast wäre.

Der schlanken Malwine G. entsann ich mich als eines sehr anmutigen, wenn auch nicht gerade schönen Mädchens, dessen anziehendster Reiz ihre seelenvollen Augen waren. An diesen erkannte ich sie wieder, als ich von der stark gealterten, aber doch wenig veränderten Frau empfangen wurde.

Ich trug meine Geschichte vor und händigte der Dame zum Schluß die rote Schleife ein. Sie legte sie vor sich nieder und sagte nach einer längeren Pause, während deren sie mit einer leisen Befangenheit kämpfte: „Ihr Freund war im Irrtum; ich wußte es ganz gut, daß er für mich schwärmte. Und ..." sie stockte.

„Und, gnädige Frau?"

Ihre Stimme zitterte merklich, indem sie antwortete: „Ich bin auf jenem Balle sehr glücklich gewesen. Daß Ludwig damals und später stumm geblieben ist, habe ich schmerzlich empfunden. Erst als er nach seiner Rückkehr von der Universität uns nicht wieder aufsuchte und sich ganz von uns fern hielt, habe ich geheiratet ..."

Als ich nach Hause kam, setzte ich mich in meinen Lehnstuhl, unfähig zur Arbeit und mit dem Geschicke hadernd, das zwei Menschen den funkelnden Becher des Glücks so unmittelbar von den Lippen weggerissen hatte ...

Das ist nun einige Jahre her. Gestern aber ist die Wunde wieder aufgerissen worden, als eine Sterbende mir die kirschrote Schleife einhändigte, um sie mit den übrigen Erinnerungen an Ludwig aufzubewahren. Mit scheuer Ehrerbietung habe ich das verblaßte Bändchen in den Horaz hineingelegt, so die Reliquien der beiden Menschen vereinigend, die meinen Freund so lieb gehabt und ihn doch um sein Lebensglück gebracht haben. —

Denn Malwine — ich glaube, ich habe es noch nicht gesagt — ist die Frau von Ludwigs Bruder Max gewesen.

Später Gast

Ich blieb den ganzen Tag allein,
Und suchend ging ich ein und aus.
Kehrt keiner grüssend bei mir ein?
Doch stille blieb mein stilles Haus. —

Spät abends klopft's. Was soll der Scherz?
Unwillig hab' ich aufgemacht.
Da zog mich tröstend an ihr Herz
Die dunkle Nacht, die dunkle Nacht.

Anne Riedel

Ein Freundschaftsbild aus dem Tierreich

Von

Wilhelm Bölsche

Seit alters kennt die Sage das lustige Bild vom Zwerglein, das dem Menschen hilft. Wenn der Meister schläft, kommen die Heinzelmännchen und thun ihm die Arbeit. Das Hausgeistchen füllt heimlich die Truhe, macht das Geld wachsen. Ein winziges Ding ist solches Geistchen, und doch hat es Macht, dem großen Menschen zu helfen; aus einer fremden, andersartigen Welt stammt es — und doch schließt es sich dem Menschen an.

Märchen vergehen, die Natur besteht. Heute erzählt dir die wunderbarsten Märchen der Naturforscher. In Tiefen des Ozeans, in schwarzer Höhlennacht, auf Wolkenhöhen spinnen sich Naturgeheimnisse, bunter als die gaukelnden Bilder aus Tausend und eine Nacht. Der Forscher von heute weiß nichts mehr von Heinzelmännchen und Kobolden, aber er berichtet uns die Wundermär, wie lebende Wesen tief unterhalb des Menschen einander helfen. Wesen, die oft reichlich so weit voneinanderstehen in Größe und Art wie Kobold und Mensch im Märchen. Tier hilft dem Tier, doch beide sind aus grundverschiedenen Klassen; Pflanze der Pflanze ebenso. Aber sogar Tier hilft der Pflanze und umgekehrt. In diese Zauberwelt unglaublicher Freundschaften laß uns für einen Moment eintauchen.

Da liegt das unsagbar schöne blaue Meer von Neapel, selber wie ein liebliches Märchen. Wir fahren mit den Fischern hinaus und senken das Netz in die Tiefe.

Es ist nicht „unfruchtbar", dieses Meer, wie Homer singt. Unendliches Leben durchwimmelt es bis in die größten Tiefen hinab. Leben in hundert gespenstischen Formen befördert jeder große Netzzug ans Licht. Aber es ist das Absonderliche dieses Seegetiers, daß meist das Laienauge zunächst gar keinen Standpunkt dazu finden kann. Da liegen Gegenstände wie schwarze stachelige Kastanienfrüchte, wie sternförmig gespreizte gelbe Apfelsinenhäute, Wesen, die bald wie Pflanzen, bald wie abgeschnittene Köpfe, bald wie regellose, tote Gallertmasse, wie Seifenblasen und Schaumflocken ausschauen. Und doch belehrt dich der Naturforscher, daß das alles Tiere seien. Tiere allerdings durchweg aus jenen Klassen, die weder die Erdoberfläche noch Fluß und Teich bei uns weisen, sondern die nur im Ozean hausen, reine Schöpfungen des Wasserplaneten Erde, aus dem unsre vertrauten Lebensstätten in Luft und Licht da oben nur wie ein paar höchste Inselspitzen ragen.

Doch in dem wüsten Gewimmel grüßt dich plötzlich eine einzige vertrautere Gestalt. Ein Schneckenhaus, etwa in der Gestalt vergleichbar dem allbekannten Wellhorn, mit dem unsre Kinder am Nordseestrande spielen. Aber es scheint nicht bloß ein Schneckenhaus zu sein. Es liegt ja nicht still, es schiebt sich mit einem jähen Ruck ein Stück vorwärts. Die Schnecke scheint noch darin zu sitzen. Du hebst es auf, und dir zucken aus der Oeffnung ein Paar Scheren und harte Panzerbeine entgegen. Die hat keine Schnecke, sondern nur ein unverkennbarer Krebs. Wo die Schnecke in ihrem Hause sitzen sollte, da sitzt in der That ein Krebs, auch er mit dem Hinterleibe tief in den Schalengrund eingesenkt.

Du stehst vor einer ersten kleinen Hilfsarbeit der Natur, wo ein Teil wenigstens eines andern Tieres dem einen hilft. Noch ist es keine echte Tierfreundschaft, denn die lebendige Schnecke fehlt ja. Nur ihre leere harte Hülle, ihr verlassenes Schneckenhaus ist noch da. In dieses Haus aber hat sich wie in einen geborgten Panzer der Krebs, der von Natur kein Schneckenhaus besitzt, einlogiert. Seit er es mit Beschlag belegt, schleppt er es auf Schritt und Tritt huckepack mit sich herum. Nach seiner Gewohnheit nennt man ihn den Einsiedlerkrebs. Speziell diese Sorte hier heißt lateinisch der Eupagurus Prideauxii.

Doch an der krebsbewohnten Schneckenschale ist noch etwas Rätselhaftes zu merken. Der ganze vordere Teil ist oben mit einem merkwürdigen Filz kleiner Stacheln überzogen. Du hast die Schnecke aus ihrem Element gerissen. All dieses sonderbare Tiefenvolk erscheint aber im Lichte oben wie vertauscht. Die bunte Seerose, die dich bei einem Blick in die blaue Tiefe wirklich von unten anlachte wie eine schöne Blume, ist, emporgerafft, ein schmutziger Gallertklumpen. Von der orangeroten Koralle dort sagte man schon im Altertum, sie erstarre im Moment, da sie aus der Flut auftauche, zu hartem Fels. Die Qualle gar zerfließt in kurzer Frist im heißen Sonnenschein wie eine Handvoll Schaum. So mußt du denn auch dein Schneckenhaus erst wieder daheim ins Aquarium bringen, daß seine Oberseite gleichsam wieder auftaue. Und es lohnt die Mühe. Langsam hebt es sich aus dem feinen Stachelfilz wie winzige Blütchen auf schwankendem Stiel, ein ganzes liliputanisches Blumengärtchen steht endlich vor dir. Ein hängendes Gärtchen, wie die berühmten der Semiramis, aufgepflanzt auf die Wölbung eines Schneckenhauses; in diesem Schneckenhause aber sitzt der Krebs, und der läuft mit ihm auf dem Buckel eilfertig am Wassergrunde jetzt dahin; mit der Schale trägt er auch den hängenden Garten, der so gar ein wandelnder wird. In diesen Märchengründen aber wird man mißtrauisch gegen den Begriff Blüte. Die Seerose, die Seenelke, die Koralle, die Seelilie: alles sieht nach Blüte aus und ist doch waschechtes Tier. Da unten giebt's eben Tiere, die wie mit einem wahren Wurzelende am Boden festhalten, den Körper lang aufrecken, als sei er der schönste Stengel, und endlich den Mund mit einer Reihe von Greifarmen darum oben ausbreiten wie die regelrechteste Heckenrose oder Lilie. Aber hier scheint die Sache doch auch einmal mit dem Tier nicht zu stimmen. Da steht diesmal ein ganzes Moospolster pflanzenhafter Dingelchen, unter sich ganz verschieden. Diese scheinen Blüten, jene endigen wie Blätter, noch andre starren gleich kleinen Dornen wie beim Rosenstock. Und das ganze Volk hängt, scheint es, nach unten in einer gemeinsamen Wurzelschicht. Doch wiederum: die Gesellschaft bewegt

sich, sie schmilzt zu Knötchen zwischen die starren Stacheln ein und füllt, reckt, entfaltet sich ebenso wieder — ein unheimliches Spiel.

Nun denn: es sind doch Tiere. Eine Kolonie von Tieren, Verwandten sogar jener Seerosen und Korallen (nicht der Seelilien, die zum Seestern gehören), sogenannte „Polypen". Das Wort ist mehrdeutig, denn es bezeichnet seit alters auch den Tintenfisch, der aber gar nichts mit diesem Polypenvolk zu thun hat. Dagegen gehört eng dazu ein winziges Tierlein unsrer deutschen Teiche, der grüne Süßwasserpolyp.

Es handelt sich indessen, wie gesagt, nicht um ein einzelnes Polypentier, sondern um eine Kolonie. Für ihre Kleinheit ist ein Schneckenhäuschen Raumes genug, um die ganze Gesellschaft zu tragen. Wieder diese Gesellschaft aber zeigt eines der eigenartigsten Kunststücke, die das Genossenschaftsleben bei niederen Tieren erzeugt hat. Noch handelt es sich hier keineswegs um freundschaftliches Gemeinschaftsleben zwischen verschiedenen Tierarten oder gar Tieren mit Pflanzen. Es haben sich vielmehr nur eine stattliche Anzahl Individuen der gleichen Polypensorte eng zusammengethan. Das haben sie aber so weit getrieben, daß sie sozusagen mit den Beinen, d. h. mit den wurzelartigen unteren Spitzen ihrer Leiber, sämtlich wie die Ratten mit ihren Schwänzen im sogenannten Rattenkönig zu einem einheitlichen Wurzelgeflecht zusammengewachsen sind. Frei strömen die Nährsäfte durch diese Wurzelschleifen von einem Polypentier ins andre und so fort in alle über.

Das aber hat wieder etwas Neues nach oben gezeitigt. Durch den gemeinsamen Wurzelstock mit seiner durchgehenden Kanalisation ist es diesen Polypchen, ob auch ihrer hundert und mehr beisammen sind, ermöglicht, sich in gewissem Sinne wieder als ein einziges, vielköpfiges „Uebertier" zu fühlen. Wie du nun in den Organen eines Einzeltieres durchweg eine sinnreiche Arbeitsteilung hast — hier den Magen, der verdaut, dort die Faust, die verteidigt, dort den Nerv, der Empfindungen leitet —, so haben auch diese in eins verwachsenen hundert Polypen unter sich wieder eine organartige Arbeitsteilung eingeführt. Die einen fressen nur noch und verdauen. Sie besorgen das aber nicht bloß für sich, sondern für alle andern Polypen der Kolonie mit, denn der Nährsaft zirkuliert ja frei durch alle. Entsprechend dieser reinen Magenthätigkeit sind denn diese „Freßpolypen" auch in ihrem Körperbau sozusagen ganz Freßmund und Magen geworden. Alle andern Organe, die sonst jeder Einzelpolyp entwickelt, haben sie bei sich verkümmern lassen. Sie sind es, die in der Kolonie wie richtige kleine Blüten aussehen, jede dieser Blüten hat aber jene bedenkliche Eigenschaft, die man im Pflanzenreich nur bei den sogenannten insektenfressenden Pflanzen beobachtet: sie lauern nämlich als kleine Räuber auf vorüberschwimmende Nahrung und wissen gar nicht genug sich zu thun im beständigen Schlucken und Verdauen, — geschicht's doch für alle lieben Brüder in der Kolonie mit.

Diese lieben Mitbrüder haben es sich denn entsprechend auch bequemer gemacht. Sie haben sämtlich ihren Magen und Mund als Freßorgane abgeschafft, sie brauchen ja nichts derart, da ihnen die fertige Suppe von den Freßpolypen aus unterwärts schon in den Leib eingepumpt wird. Dafür haben von ihnen wieder die einen sich ausschließlich auf die Verteidigung gelegt: sie haben ihren Körper in jene harten Dornen verwandelt, die wir von Anfang an bemerkten. Diese Dornen sind sehr wichtig, wenn die Unterlage des Ganzen, also die Schneckenschale, im Wogenspiel hin und her geworfen und über den Grund gerollt wird. Dann verkriechen sich die weichen andern Polypen zwischen die soliden Spitzen, und alles Rollen und Kollern der großen Tonne macht ihnen so wenig, wie es dem Floh zwischen den Stacheln eines Igels etwas thut, wenn sein stacheliger Wirt sich zur Kugel rollt und so über den Boden purzelt.

Eine dritte Gruppe von Polypen endlich dient nur noch der Erhaltung der Art: aus ihr knospen immerfort kleine Glocken hervor, die, wenn sie reif sind, abfallen und im Wasser frei fortschwimmen. Jede dieser Glocken ist eine sogenannte Qualle. Sie erzeugt später wieder Polypen, die neue Kolonien bilden.

Dieses Polypenidyll auf der krebsbewohnten Schneckenschale ist nun an und für sich gewiß schon sehr amüsant. Man nennt die Polypensorte Podocoryne carnea. Im ganzen haben wir bis jetzt drei Beziehungen zwischen drei Tieren aus drei völlig verschiedenen Gruppen: erstens den Krebs, also ein Gliedertier, dann das vom Krebs bewohnte Schneckenhaus, also einen toten Teil eines Weichtiers, und endlich die auf dieser Schale vom Krebs mitgeschleppte Kolonie der Polypen, also sogenannte Pflanzentiere, Verwandte der Schwämme, Korallen, Seerosen.

Nun kommt aber zu allem erst das Wunderbarste. Der Krebs hat sich das Schneckenhaus angeeignet, damit es ihn schütze. Die Polypen haben sich auf dem gleichen Schneckenhaus angesiedelt, damit es sie stütze. Da auf der Brücke über das tote Schneckenhaus aber der lebendige große Krebs und die lebendigen kleinen Polypchen nun einmal auf Lebenszeit beisammen sind, so hat sich zwischen diesem Krebs und diesen Polypen noch eine besondere Schutzvereinbarung angebahnt: eine Freundschaft auf gegenseitigen Vorteil.

Zunächst ist ja eines klar. Der Krebs ist ein lebhafter Läufer. Mit seiner Schale huckepack ändert er fort und fort seinen Ort. Immer ist er auf der Nahrungssuche, und wo er was findet, macht er Halt. Das aber ist gerade, was die Polypenkolonie brauchen kann. Er ist ihr Reitpferd. Findet er Nahrung für sich, so fällt auf alle Fälle auch etwas an lose das Wasser erfüllenden Partikelchen ab für die kleinen Freßmäuler der Kobolde da oben. Also die Polypen haben Vorteil vom Krebs. Die leere Schneckenschale und die vom Krebs bewohnte sind ihnen nicht gleich, sie ziehen zur Besiedelung eine mit Krebs vor. Die eine Seite der Freundschaft ist damit erklärt. Aber was soll umgekehrt der Krebs von seinen Kobolden oben am Faß haben?

Du mußt ein Experiment machen. In den Behälter des Aquariums setzt du ein dem Krebs feindliches Tier. Sagen wir etwa einmal einen Tintenfisch, der ein böser Oger des Meeres ist. Mit seinen langen Armen kommt er und will den armen Krebs aus seiner Schale ziehen. Aber gerade, da er den Rand des Schneckenhauses berührt, zuckt er zusammen und schwimmt unverrichteter Sache wieder ab. Was ist geschehen? Der Krebs hat nichts gethan, er stopfte sich nur so tief in sein Haus, wie er konnte. Aber die Polypen sind in voller Thätigkeit, scheint



Nach dem Feste (Szene aus Algier)

Nach dem Gemälde von F. A. Bridgman

es. Das heißt nicht alle. Bloß eine einzige Reihe, und zwar die vorderste, dicht am Rande der Oeffnung des Schneckenhauses, hat sich plötzlich lang ausgestreckt, so daß sie wie Fransen eines Tischtuchs über den Höhleneingang zum Krebs baumeln. Heftig schlagen sie mehrmals so auf und ab. Ein Schlag der Art hat den Tintenfisch getroffen und sofort zum Rückzug getrieben. Lege deine Hand daran, und du weißt, was los ist. Diese vorderste Reihe Polypen hat in der Arbeitsteilung der Kolonie noch etwas Besonderes bei sich ausgebildet: sie brennen wie die Brennesseln. Diese Art der Verteidigung haben ja gerade diese Pflanzentiere vielfach zur Hand. Die Qualle, die dich im Seebade berührt, brennt auch ganz infam. Gewisse Seerosen scheuchen ihre Angreifer genau so. Das erstaunliche aber ist, daß die Polypenkolonie diese ihre Soldaten so gestellt hat, daß sie den Krebs verteidigen, also alle genau über den Schaleneingang. Für die Polypenkolonie an sich wäre ja der den Krebs angreifende Tintenfisch gar kein direkter Angreifer, der irgend eine Verteidigung nötig machte. Wäre der Krebs den Polypen gleichgültig, so brauchte kein Mann bei ihnen ins Gewehr zu treten. Aber sie wollen eben eingreifen, um des Krebses willen! Der Freundschaftsdienst des Krebses findet hier seinen Dank. Oder besser gesagt: Schutz gilt um Schutz. Der Krebs hat so unmittelbaren hohen Gewinn auch von seinen Kobolden da oben, nicht bloß von der Schale. Er hütet sich also, sie etwa zu verjagen. Wenn sie ihm zufällig eingehen, sucht er sich sogar eine Schale zu erobern, auf der noch welche sind. Man hat bei Krebsen, die allerdings nicht eine Kolonie von Polypen, sondern bloß eine einzelne ebenfalls nesselnde große Seerose auf ihrer Schale trugen, beobachtet, wie sie ihre Seerose, als man sie ihnen abgenommen, im ganzen Aquarium suchten und sorgsam sich wieder aufstülpten. Und die Seerose, die jeden andern Angreifer erbarmungslos mit ihren Nesseln verbrannt hätte, verbrannte ihren Krebs nicht, sondern ließ sich ruhig aufnehmen! Beide Parteien wissen, woran sie sind . . .

Ueber das „Wie“ und „Woher“ dieses Wissens giebt es vorerst nur widersprechende Meinungen und vage Vermutungen. Darin sind wir weisen Menschen heute im Grunde nicht viel weiter, als der Märchenerzähler ist, der uns auch die Antwort schuldig bleibt, woher sein Kobold zum Menschen gekommen ist und wer die Heinzelmännchen zu Helfern statt zu Feinden gemacht hat. Freuen wir uns einstweilen des lieblichen Geschenks der wunderbaren — Thatsache.

Ein Blick in die Latemargruppe

Alpine Plauderei

von

Carl Felix Wolff

(Mit Abbildungen nach phot. Aufn. von Wilh. Müller in Bozen

Südöstlich von Bozen breitet sich eine waldreiche Gruppe von Höhenzügen aus, die von den Einheimischen „Reggelberg“ genannt wird. In diesem Gebiete befinden sich mehrere Dörfer und Thäler, deren Bewohner sämtlich „Reggelberger“ heißen. Der Reggelberg wird im Westen durch das breite Etschthal begrenzt, im Südosten durch das Fleimsthal und im Nordosten durch das Eggenthal, das aber noch dazu gehört. Infolgedessen bildet der Reggelberg eine Art großen Dreiecks, mit genau bestimmbaren Eckpunkten: dies sind Cardaun im Eisackthale, Truden auf dem Joche zwischen Auer und Cavalese und endlich der Caressapaß oder Karerseepaß. Daselbst liegen die Quellen des Eggenthales, das in ziemlich gerader Linie gegen Nordwesten streicht und bei Cardaun sein Gewässer dem Eisackflusse zuführt. Der unterste Teil des Eggenthales besteht aus einer finsteren, von dem schäumenden Bache durchbrausten Klamm, deren hohe Wände wiederholt so nahe aneinanderrücken, daß man, um Raum für die Straße zu gewinnen, Tunnels in die Felsen sprengen mußte. In Bezug auf schauerliche Engen ist das Eggenthal eines der interessantesten von Tirol. Doch gilt dies nur für die unteren Partien. Weiter oben wird es freundlicher und liegt zwischen grünen, nadelwaldbestandenen Hängen. Gleichzeitig erscheint in der Ferne ein wilder, weißer Gipfel, nämlich das zur Latemargruppe gehörige, 2762 Meter hohe Gamsängerlehorn. Dieser Gipfel verbirgt sich, um dann gleich wieder aufzutauchen, und das geht so fort durch das ganze Eggenthal. Bei Birchabruck, der ersten Ortschaft, führt ein Weg gegen Süden nach Unter- und Obereggen, ein andrer gegen Osten nach Wälschnoven und zum Karerseehotel. Dann läuft die Straße über den bereits erwähnten Karerseepaß nach Vigo di Fassa im Fassathal. Von Bozen nach Cardaun rechnet man zu Fuß eine halbe, von Cardaun zum Karerseehotel fünf Stunden, tüchtiges Zuschreiten vorausgesetzt.

Außer den erwähnten Eggenthaler Ortschaften finden wir auf dem Reggelberg selber: Deutschnoven, Petersberg mit dem berühmten Wallfahrtsorte Weißenstein und das liebliche Aldein. Alle diese Orte liegen zwischen großen, schattigen Forsten auf einem gewellten Mittelgebirge. Doch trägt der Reggelberg im Osten auch vier bedeutende Gipfel: das Weißhorn (2312 Meter), das Schwarzhorn (2437 Meter),*) den Zanggen (2488 Meter) und endlich die Latemargruppe, die Königin des ganzen Zuges, die mit dem Diamantiditurme 2846 Meter Seehöhe erreicht. Wo immer man sich im Reggelgebiete befinden mag, allüberall haftet der Blick mit Staunen an den prallen Wänden und zackigen Graten des ausgedehnten Latemar. Während dieser alpinistisch als eine Dolomitgruppe bezeichnet werden muß, sprechen die Einheimischen nur von der „Berggegend Latemar“. Sie sagen nicht Berg, und das ist charakteristisch für den Latemar. Er präsentiert sich nirgends als ein Ganzes, obwohl

*) Die Gegend um das Weiß- und Schwarzhorn wird Jochgrimm genannt.

er geographisch nur sehr wenig Raum einnimmt (kaum 50 Quadratkilometer), er präsentiert sich von Norden, Westen und Süden her als eine stets anders aussehende Kette wilder, schartengetrennter Gipfel, hingegen zeigt er sich aus dem im Südosten gelegenen Valsordathale als ein ungeheures, hufeisenförmiges Amphitheater: mächtige Schuttströme ziehen sich von den ringsum aufstarrenden Spitzen herunter und bilden, durch einen Absturz unterbrochen, den oberen und unteren Valsordakessel. In letzterem befindet sich, an steilem Hange klebend und von einzelnen Waldflecken umstanden, die Malga di Valsorda, eine freundliche Sennerei mit großartigem Hintergrund. Südwestlich vorgelagert, steigen die Feodaspitzen zu imponierender Höhe empor und fallen gegen die Kessel mit einer einzigen senkrechten Wand ab, von der sich dann der mauerartige Absturz des oberen Kessels abtrennt. Geht man, die Malga verlassend, im unteren Kessel vorwärts, so gelangt man auf einem Hirtenpfade durch Baumgruppen, über Wiesen und herabziehende Geröllstreifen, binnen kurzem an jenen bereits erwähnten halbkreisförmigen, geschlossenen Steilrand, über den die großen Gipfel der Latemargruppe hoch herüberschauen, und der jedes Weiterkommen unmöglich zu machen scheint. Aber dort, wo der Sordabach entspringt und wo die Felsen des „tauben Kamms“ direkt herunterdrohen, führt ein schmaler, von den Geißbuben ausgetretener Steig in mehreren Windungen den Absturz hinan, und man gelangt in einer Stunde auf eine magere, hochgelegene Ziegen- und Schafalpe, die ringsum von Schutthalden eingefaßt und von mächtigen Felsgipfeln umkränzt ist. Wer hier steht, der kann die ganze Großartigkeit und Wildheit der „Berggegend Latemar“ genießen. Ganz drüben im Nordosten das massige, finstere Felsgewirr des Col Cagnom, der Cresta Storta und des Latemarostgipfels (2794 Meter), im Norden die fünf großen Türme mit ihren tiefen, vereisten Scharten, im Westen die breite Pyramide der Erzlahnspitze (2757 Meter), an die sich weiter südlich die Erzlahnscharte (2603 Meter) und noch viele andre Gipfel und Scharten reihen, bis der langgedehnte zackige Kamm im Südsüdosten mit der kleinen Feodaspitze endigt. Die große, halbmondförmige Schuttmulde aber, die dieser hohe Grat umschließt, heißt „oberer Valsordakessel“. Er wird durch den in der Mitte befindlichen „tauben Kamm“ in zwei Hälften geteilt. Oestlich fällt der obere Kessel überall mit steilen Wänden gegen den unteren Kessel ab, nur der „Schafsteig“ stellt eine armselige Verbindung her. Gerade dieser Steilrand aber macht den Fernblick aus dem oberen Kessel gegen Osten zu einem unvergleichlichen: tief unten liegt das grüne Sordathal, und weiter drüben ragen die Gipfel andrer Gruppen auf. Vom oberen Kessel aus lassen sich fast alle Latemarspitzen ohne jede Gefahr besteigen, während sie auf der dem Kessel abgekehrten Seite beinahe senkrecht abstürzen. Dieser Kessel steht überhaupt wohl einzig da und bildet eine hochinteressante Eigenheit der Latemargruppe.



Partie aus dem Eggenthal

Den besten Ausgang aus dem oberen Kessel bildet die bereits erwähnte Erzlahnscharte, auf deren höchstem Punkte eine sonderbare Felssäule steht. Neben der weiter südlich gelegenen Valsordascharte befindet sich eine ähnliche, aber schiefe Säule. Von den Alpinisten wird sie „Pisaturm“



Das Gamsängerlehorn (2762 Meter), links oben die Erzlahnscharte



1. Große Scharte. — 2. Diamantiditurm. — 3. Diamantidirinne. — 4. Schatzscharte. — 5. Rotlahnscharte

Latemarturm und Latemarlahn

genannt, bei den Einheimischen aber heißen diese Säulen „die Wächter“. Hieran knüpft sich eine sehr interessante, aber leider nur noch wenigen Einheimischen bekannte und sehr lückenhafte Sage über die Kämpfe der Reggelberger mit den früher in jenen Gebieten ansässigen „Wilden“. Danach hätten die Wilden, als sie den Bauern die Hauptschlacht lieferten, in allen Latemarscharten Wächter aufgestellt und ihnen eingeschärft, ja nicht ihre Plätze zu verlassen, bei Nacht aber einander von Zeit zu Zeit anzurufen, um sich zu überzeugen, daß keiner von ihnen schlafe. Diese Wächter sollten verhindern, daß den Kämpfenden unversehens Feinde in den Rücken fielen, und sie thaten wirklich ihren Dienst in aufopferungsvoller Weise. In der Schlacht aber erlitten die Wilden durch die Reggelberger eine so vernichtende Niederlage, daß von den wenigen Ueberlebenden keiner mehr an die armen Wächter oben dachte, und so blieben denn letztere treu auf ihren Plätzen stehen und wurden im Laufe der Zeiten zu Stein. Sie sind heute noch zu sehen: der Erzlahnschartenwächter aufrecht und trotzig, der Valsordaschartenwächter müde und seitwärts geneigt. In Gewitternächten aber, wenn Wolken an den Gipfeln hängen und der Sturm durch die Scharten heult, kann man die wilden Wächter



Karersee mit Latemar; in der Mitte die Grosse Scharte, links das Massiv des östl. Latemar, rechts die Türme



1. Tauber Kamm (2629 Meter). — 2. Kleine Feodaspitze (2550 Meter). — 3. Feodasattel. — 4. Große Feodaspitze (2690 Meter). — 5. Cavignonscharte. — 6. Cavignon (2678 Meter)

Der obere Valsordakessel, von der Rotlahnscharte aus gesehen

hören, wie sie in langgezogenen Tönen Hornsignale wechseln.

Verläßt man den oberen Valsordakessel durch die Erzlahnscharte, so gelangt man ohne Schwierigkeit hinab in ein enges, schutterfülltes und gewöhnlich verschneites Thal, das rechts vom Gewände der Erzlahnspitze, links vom Gewände des Gamsängerlehorns eingeschlossen wird, sich immer mehr öffnet und endlich in die Erzlahn übergeht. Diese bildet, mit der weiter nördlich befindlichen Grunschaftslahn zusammenfließend, ein ungeheures Geröllfeld. Nach Nordwesten schweift der Blick weit hinaus über das vorgelagerte freundlich-grüne Mittelgebirge. Auf allen andern Seiten aber umschließt diese zwei Lahnen ein Kranz von starren, wildgezackten Gipfeln. Da fällt vor allem im Norden der kühne Kegel der Großen Kirchtagweidspitze (2647 Meter) in die Augen; sie sendet nach drei Seiten Grate aus. Zwei gehen nach Norden, beziehungsweise nach Nordwesten und nach Nordosten. Ersterer endigt mit der Kleinen Kirchtagweidspitze (2377 Meter), letzterer mit dem etwa gleich hohen „Hohen Stuhl“. Zwischen ihnen liegt die sogenannte Knappenstube, eine öde Mulde, in der sich alte Bergwerksschächte vorfinden. Gegen Südosten verläuft die Große Kirchtagweidspitze in einen phantastisch zersägten Grat, der dann wieder mit der noch unerstiegenen Grunschaftsspitze (2730 Meter?) und weiter südlich mit der breiten Erzlahnspitze zusammenhängt. Letztere trägt in ihren südwestlichen Abstürzen eine eigentümliche Felskanzel, die die Bauern „Totenlug“ nennen. Ihr direkt gegenüber erhebt sich jenseits der dort sehr schmalen Erzlahn das finstere, lange für unersteiglich gehaltene Gamsängerlehorn*) (2762 Meter). Es läuft gegen Südosten in einen Grat aus, der in das Massiv der Großen und Kleinen Reiterjochspitze (2787 und 2734 Meter) übergeht und bei der südlich hievon gelegenen Gamsstallscharte abbricht. Er erhebt sich jedoch wieder in der Valsordaspitze (2754 Meter), senkt sich weiter südlich zur Valsordascharte und bricht dann auf einmal direkt gegen Osten um. Ueber die Große und Kleine Fallenspitze (2680 und 2628 Meter), sowie über den Cavignon (2673 Meter) und die Große Feodaspitze streicht nun der Gebirgszug bis zur Kleinen Feodaspitze (2559 Meter) fort, worauf er am Ausgange des Unteren Valsordakessels mit gewaltigen Abstürzen endigt.

Der oben erwähnten Gamsstallscharte westlich vorgelagert befindet sich der Gamsstall, der wohl das einsamste und ödeste Gebiet der ganzen Latemargruppe darstellt. Er bildet ein wildes Gewirr aufstarrender Felszinken, zwischen denen zahlreiche kleine, blaugrüne Seen liegen. Eis und Schnee lagern überall und schmelzen an warmen Tagen, worauf das so entstehende Wasser sich zwischen den Felsen in besagten Seen sammelt. Die beiden höchsten und trotzigsten Türme des Gamsstalls wurden im Laufe des Sommers 1901 ebenfalls von den Herren Mahlknecht und Meßner zum erstenmal erstiegen.

Nördlich von der Grunschaftsspitze erhebt sich ein Turm, den die Einheimischen „das Fräulein“ nennen. Auch diesem Namen liegt eine Sage zu Grunde. Die Latemarwilden wurden nämlich im Kampfe gegen die Reggelberger von einem Haufen Jochgrimmleute unterstützt, die unter den Befehlen einer berühmten Amazone standen. Um den Verlauf des Gefechtes besser beobachten zu können, begab sie sich auf einen hochgelegenen Felsen und erteilte von dort aus mit lauter Stimme ihre Befehle. Als sie aber die furchtbare Niederlage der Ihrigen mitansehen mußte, erschrak sie dergestalt, daß sie sich nicht mehr rühren konnte und versteinerte. So steht sie noch heute als schlanke Zinne auf dem einsamen Grat der Kirchtagweidspitze. — Wir haben jetzt den südlichen und westlichen Teil der Latemargruppe so ziemlich ausführlich besprochen und kommen nun zum nördlichen, dem eigentlichen Latemar. Es heißt nämlich der Bergzug zwischen der Großen Fallenspitze und der Kleinen Feodaspitze im Volksmunde „Cavignon“, der Bergzug von der Grunschaftsspitze



Blick aus dem Karerwald auf die grosse Latemarscharte

(Rechts die Latemartürme, links der Ostgipfel)

*) Es wurde am 30. Juli 1901 von den Bozener Hochtouristen Mahlknecht und Meßner zum erstenmal erklommen.



Der „trutzige Wächter“ der Erzlahnscharte

bis zur Valsordaischarte „Reiterjoch“ und alles übrige „Latemar“. Nur die Kirchtagweidspitze mit ihren Ausläufern wäre vielleicht gesondert zu behandeln.

Der eigentliche Latemar im oben erwähnten engeren Sinne besteht aus fünf gewaltigen Türmen, die den höchsten, schönsten und wildesten Teil der Latemargruppe darstellen. Sie sind aus dem großen Valsordakessel unschwierig zu erklettern, auf der andern Seite aber begegnet man beim Aufstieg durch die enge, vereiste Diamantidirinne den furchtbarsten Schwierigkeiten und Gefahren. Die übrigen drei neben der Diamantidirinne befindlichen Risse sind überhaupt noch nie begangen worden. Ein Blick auf unser Bild dürfte genügen,



Der Gamsstall, im Hintergrund das Gamsängerlehorn



Erzlahnscharte

um dies verständlich zu machen. Selbst die kühnsten Alpinisten erklären, daß sie lieber einen Versuch zur direkten Erkletterung der Türme über den senkrechten Nordabsturz wagen würden, als in diese unbekannten, mit Eis und Schnee gefüllten finsteren Couloirs zu kriechen.

Oestlich und westlich von den fünf Türmen bilden die Große Latemarscharte und die Rotlahnscharte schwierige Uebergänge von Norden her in den oberen Valsordakessel; die Rotlahnscharte läßt sich für geübte Hochtouristen brauchen, hingegen ist die andre sehr gefährlich und dürfte als Uebergang kaum verwendbar sein. Wohl aber pflegt man, den Diamantiditurm verlassend, in die große Scharte hinunterzuklettern, um dann den östlichen Latemar zu ersteigen. Er ragt mit seinem trotzigen, steil abfallenden Gipfel 2794 Meter hoch empor und bildet mit der Cresta Storta und dem Col Cagnom

(d. h. großer Hundshals, 2741 Meter) zwar nicht das höchste, aber doch das kolossalste Massiv der ganzen Latemargruppe. Wenn einst die zerstörende Kraft von Luft und Wasser die stolzen Latemartürme in Schuttkegel verwandelt haben wird, dann werden die wuchtigen, breiten Gesteinsmassen des östlichen Latemar noch lange gegen den Himmel ragen und den Elementen Trotz bieten.

Vom Col Cagnom und von der Cresta Storta ziehen gegen Süden, beziehungsweise zum unteren Valsordakessel, zwei öde, noch unbegangene Geröllschluchten hinab, die Val del Col Cagnom und die Val Storta. Doch dürfte ein Aufstieg durch diese nicht allzu schwierig sein. Anders verhält es sich mit der Nordseite: dort fällt der ganze östliche Latemar in gewaltigen Felswänden ab. Trotzdem haben geschickte Alpinisten an diesen Wänden schon Kletterversuche unternommen, die von Erfolg gekrönt waren. Am besten aber thut man, wenn man vom Caressapaß über die „Tovali" oder vom Karerseehotel über die obere Geplenglahn in die Kleine Latemarscharte (2450 Meter?) einsteigt,



Der Grat der Kirchtagweidspitze mit dem Fräulein

die dicht unter den Ostabhängen des Col Cagnom zwischen diesem und seinen nordöstlichen Vorgipfeln liegt. Man erreicht dann ohne besondere Schwierigkeiten den Col Cagnom und weiter kletternd auch die Cresta Storta und den Ostgipfel.

Was die Aussicht anbelangt, die die Latemargipfel gewähren, so dürfte sie vom Diamantiditurm (2846 Meter) am umfassendsten und großartigsten sein, und zwar nicht bloß deshalb, weil der Diamantiditurm der höchste Punkt ist, sondern hauptsächlich wegen seiner zentralen Lage, die einen genauen Einblick in die Kessel und das gesamte Gefüge der Latemargruppe gestattet. Nur im Westen wird das Gamsängerlehorn in seinen unteren Partien durch die breit angelegte Erzlahnspitze und auf der andern Seite der Col Cagnom mit seinen Ausläufern durch den gewaltigen Ostgipfel verdeckt. Allein wie schön ist nicht der Blick nach Süden



Der müde Wächter („Pisaturm") zwischen dem Massiv der Valsordaspitze und einem vorgelagerten Doppelturm

über den weiten oberen Kessel auf den ausgedehnten Cavignongrat oder der Blick nach Südosten in das grüne Valsorda- und in das tiefe Fleimsthal. Und doch wird die Aussicht nach diesen Richtungen noch weit übertroffen von der Aussicht nach Norden. Schon der Blick hinunter in den mehrere hundert Meter tiefen, beinahe senkrechten Absturz auf die unermeßlichen weißen Schuttströme der Rotlahn und der Latemarlahn macht einen schaurig schönen Eindruck. Aber da giebt's noch mehr zu bewundern, nur darf man nicht etwa schwindlig sein. Wie herausfordernd steigen nicht rechts und links der Ostgipfel und die Große Kirchtagweidspitze aus den tiefen Geröllhalden empor, und wie trotzig flankieren nicht den Diamantiditurm auf beiden Seiten seine nur um weniges niedrigeren Trabanten! Tausend Meter drunter aber bekleidet die Ausläufer der Latemargruppe, dicht an die weißen Schutthalden stoßend, der dunkle Teppich des Karer Waldes, freundlich unterbrochen durch die blaugrünen Spiegel der Karer Seen. Daran schließen sich wieder die hellfarbigen Wiesen des Moarthales, wo auch das Karerseehotel steht, und jenseits ragen dann die zackigen Felsformationen des Rosengartens in



Das „ungule Chor" in den Ostabstürzen des Reiterjochkammes

den Himmel auf. Am äußersten Horizonte überfliegt der Blick mit Staunen einen Kranz von blauen Fernern.

Die Aussicht betreffend, müssen übrigens neben dem Diamantiditurme auch der Ostgipfel und die leicht zu ersteigende Valsordaspitze rühmend hervorgehoben werden. Man übersieht von letzterer, wie überhaupt von den meisten Latemargipfeln, das ganze ausgedehnte Gebiet der sogenannten Reggelberge. Der Blick von der großen Kirchtagweidspitze ist zwar ebenfalls sehr schön, steht aber in keinem Verhältnis zu den argen Gefahren und Mühseligkeiten, die die Erkletterung dieses Gipfels bereitet.

Die besten Ausgangspunkte für Latemartouren sind: der Ort Forno im Fleimsthale, der Karerseepaß mit seinen Gasthäusern und endlich die „Meierlschwaige" auf der Reiteralm. Letztere verdient besondere Beachtung. Aus der im Eggenthale gelegenen Ortschaft Birchabruck erreicht man sie auf gutem Wege, bei Untereggen vorbei, in etwa 4 Stunden. Sie bietet bescheidene Unterkunft und ist deshalb so angenehm, weil sie über 2000 Meter hoch liegt und folglich die Touren sehr verkürzt. Die Meierlschwaige liegt dicht neben dem Reiterjoch, einem herrlichen, zwischen dem flachen Zanggenberge und der steilen Latemargruppe eingebetteten hochalpinen Wiesenplan, auf dem alte Schanzen stehen. Bildet doch das Reiterjoch einen sehr angenehmen Uebergang von Cavalese und aus dem Fleimsthale überhaupt in das Eggenthal. Man ist erstaunt, wenn man nach langer Wanderung durch finstere Wälder endlich die Reiteralm erreicht und weit gegen Süden hinausschaut bis zum Col Bricom (d. h. böser Hals, 2600 Meter), zum Col Torom (großer Stierhals, 2527 Meter) und andern ungezählten Gipfeln der fernen Cima d'Asta-Kette.

Auch das Reiterjoch verdankt seinen Namen einer Sage. Man begegnet nämlich dort, zumal in klaren Herbstnächten, einem gespenstischen schwarzen Reiter, der auf jenen ausgedehnten welligen Almen ruhelos herumirrt. Jeden, den dieser Reiter antrifft, fragt er mit heiserer Stimme: „Wo geht's nach Cavalese?" Und bezeichnet man ihm die Richtung, so schlägt er sie flugs ein, kommt aber bald wieder davon ab, reitet einen Bogen und gelangt schließlich ganz anderswohin, gewöhnlich auf die Palla di Santa, eine große, geneigte Wiesenfläche. Wenn das Wetter schön ist, trabt er ganz langsam vorwärts, in nebeligen Nächten aber hört man ihn zuweilen gleich einem Sturmwind über die Alpe rasen. Der wilde Reiter ist ein Edelmann, der einst infolge eines Verdachtes einen verhängnisvollen Befehl nach Cavalese sandte. Kaum war indessen dieser Befehl abgegangen, so erfuhr der Edelmann, daß sein Argwohn ein ganz unbegründeter gewesen war. Sofort setzte er sich zu Pferd, um so schnell als möglich Cavalese zu erreichen. Aber im Dunkeln verfehlte er den Weg und ritt auf die Palla di Santa. Als er sich endlich wieder zurechtfand und in Cavalese eintraf, da war es schon zu spät. Sein Argwohn hatte schlimme Früchte gezeitigt, und der Edelmann vermochte das Unglück nicht mehr gut zu machen. Darum wurde er dazu verdammt, bis an den jüngsten Tag auf dem Reiterjoch herumzuirren.



Das Karerseehotel gegen die nordöstlichen Ausläufer der Latemargruppe

Noch andre unheimliche Geschichten wissen die Einheimischen zu erzählen, z. B. vom „Marchögger“, der eigennütziger weise die Grenzsteine verrückte, und dafür auf den Zanggen*) hinaufgebannt wurde, wo er arglosen Wanderern übel mitspielen kann.

Kehren wir nun zurück zur touristischen Wichtigkeit der Meierlschwaige. Von ihr aus gelangt man über die Reiterlahn und die Valsordascharte ohne Schwierigkeiten in den oberen Kessel, und damit öffnet sich einem der Zugang zu den wichtigsten Gipfeln der Latemargruppe mit Ausnahme des östlichen Teiles. Darum möchte ich es allen Latemarbesuchern ans Herz legen, ja nicht die Gruppe zu verlassen, ohne im oberen Kessel gewesen zu sein. Die Valsordascharte und die Erzlahnscharte bilden vorzügliche Einfallspforten; weniger würde ich den Schafsteig empfehlen. Es giebt kaum etwas Interessanteres, als auf den weiten Schutt- und Schneehalden des oberen Kessels herumzugehen und sich die vielen Latemargipfel in der Nähe anzuschauen. Allerlei Merkwürdigkeiten giebt es im Kessel, z. B. das „ungute Thor“, eine sonderbare Felsformation, vor der die Fassaner Hirtenbuben einen heillosen Respekt haben; sie nennen dieses Thor „la mala Specula“, d. h. die böse Warte. Der Sage nach lugen oft aus dem unguten Thor ein Riese und ein Zwerg hervor. Man hat diese beiden schon häufig gegen Abend beobachtet, wie sie von der Erzlahnscharte herüberkamen, und wehe dem Verwegenen, der bei ihrem Anblick nicht sofort die Flucht ergreift: bis zur Malga di Valsorda kollern ihm Hunderte von Steinen nach. Wer aber die zwei Unholde sind und was sie wollen, darüber läßt sich nichts erfahren, denn es gehört das zu den vielen Latemargeheimnissen, die nur einem einzigen vollkommen bekannt sind, nämlich dem Hagner Jaggele. Letzterer ist ein steinalter Holzknecht, der noch die Kämpfe zwischen den Bauern und den Wilden mitgemacht hat und der von Zeit zu Zeit an stillen Abenden im Karer Walde angetroffen wird. Wo das Jaggele zu hausen pflegt, weiß kein Mensch.

*) Der Zanggen ist dieselbe flache Hochalpe, die die Italiener des Fleimsthals „Palla di Santa“ nennen.

Wer sich im Karerseehotel aufhält, der darf, um in den oberen Kessel zu gelangen, den Umweg über die Erzlahn nicht scheuen, denn die Rotlahnscharte zu benutzen, möchte ich nur geübten Hochtouristen anraten. Dagegen hat das Karerseehotel der Meierlschwaige gegenüber den Vorzug, daß man von ihm aus auch den östlichen Latemar über die kleine Scharte in verhältnismäßig kurzer Zeit erreicht. Von Hochtouren ganz abgesehen, wird wohl niemand, der im Karerseehotel wohnt, es versäumen, den wunderbaren, mitten im Walde liegenden und hochromantischen oberen Karersee zu besuchen. Besonders gegen Abend ist der Aufenthalt an diesem einsamen Bergsee etwas Herrliches. Finsterer Forst ringsumher bekleidet die leichtgewellten Lehnen, im Hintergrunde aber erheben sich die stolzen Latemartürme, von denen weiße Schuttströme bis in den Wald herunterziehen. Gähnend klafft die Große Scharte neben den Türmen auf, und an sie grenzt der gewaltige Ostgipfel mit seinem trotzigen Absturze. Aus weiten Entfernungen, ja noch von der Stubaiergruppe erkennt man den Latemar an seiner charakteristischen Scharte. Und wie großartig erscheint sie nicht, wenn man am oberen See steht! Ueberhaupt glaubt man dorten in einer andern Welt zu sein. Unsicher irrt der Blick an dem zackigen Grate umher, und staunend begreift man die immense Größe dieser Felsgebilde. Aus furchtbarer Höhe starren sie nieder auf die totenstille Waldung und spiegeln sich in der dunkeln Flut des regungslosen Sees. Und je mehr sich die Sonne senkt, um so klarer erscheinen die Latemarzinnen, sie gleißen und funkeln in tausend Farben, und deutlich sieht man die enge, schwarze Schatzscharte, wo sich die „Kriegsfahne der Wilden“ befindet und wo der „blaue Stein“ liegt, der größte Schatz des Latemar. Immer tiefer wird das Schweigen, und wer weiß, ob durch den schattigen Forst nicht das alte Hagner Jaggele daherkommt und uns Aufschluß erteilt über die verschiedenen Geheimnisse der jetzt von Abendsonnenglanz wiederstrahlenden Felsgebilde.

Die französische Familie

Von

Dr. Käthe Schirmacher

Die französische Familie ist eines der seltsamsten Gebilde, dem der Soziologe, der Gesellschaftsforscher begegnen kann. Sie gleicht a priori einer hermetisch abgeschlossenen Zelle, einer zugeklappten Muschel. Von vornherein setzt sie der Außenwelt starre Ablehnung entgegen, ist sehr schwer zugänglich und thut ihre Pforten nur Bevorzugten auf. Diese Definition gilt selbstverständlich nur von denjenigen französischen Familienkreisen, die sich dem Zwang gewisser Umgangsformen, einer Etikette, unterwerfen, das heißt von den besitzenden Klassen der mittleren Hundert- und der oberen Zehntausend.

Im französischen Volk kennt die Familie nichts von dieser spröden Ausschließlichkeit. Schon die äußeren Umstände nehmen ihr den Charakter des Abgeschlossenen. Die Volks- und Arbeiterwohnungen sind in Frankreich, wie auch anderswo, eng zusammengedrängt. Man wohnt Wand an Wand, nennt nur beschränkte Räume sein eigen. Treppe und Hausflur werden in Arbeiterkreisen zum Tummelplatz der Kinder, zum „Salon“ der Frauen. Hier finden die berüchtigten Klatschversammlungen auch ohne Kaffee und Kuchen statt. Hier werden die häuslichen Parlamentssitzungen gehalten, in denen die Frauen des vierten Standes sich für die Vorenthaltung des allgemeinen Wahlrechts schadlos halten.

Der Hausbrunnen, die Etagenwasserleitung, die Waschküche, der Trockenboden, sie alle sind Sammelpunkte für das Familienleben des französischen Volkes, sie alle tragen dazu bei, die Wände des Einzellebens zu durchbrechen und Dinge, die das Individuum betreffen, der Allgemeinheit kundzugeben. Häuslicher Zwist, häusliches Glück, Familienleid, Familienfreud', nichts bleibt in den engen Volks-

wohnungen verborgen. Und diese allgemeine Kenntnis der Vorgänge bringt ein sehr ausgebildetes Nachbarschaftsleben mit sich. Wo jedermann weiß, was der andre mittags und abends auf dem Tische hat, wo die bei drückender Sommerhitze geöffneten Fenster und Thüren das Innere der schmalen Gelasse bis auf den letzten Winkel preisgeben, wo eine geringere Erziehung ein geringeres Maß von Innerlichkeit und Zurückhaltung bedingt, da verkehrt alles miteinander und vettermichelt treppauf, treppab, vom Erdgeschoß in die Dachkammer, vom rechten nach dem linken Etagenteil hinüber.

Der Kommunismus ist hier in gewissem Maße bereits hergestellt. Unter den Männern gruppiert man sich nach Berufsgenossenschaft, bei Frauen und Kindern herrscht die Wahlverwandtschaft vor. Tritt ein neuer Kamerad in die Werkstätte ein, bezieht eine neue Mieterin die gegenüberliegende Wohnung, gleich stellt sich, wenn nicht besondere Hindernisse eintreten, ein freundschaftliches Verhältnis her. Da bedarf es nicht erst langer Vorbereitungen, Erkundigungen und Vorstellungen. Der Mann bringt den Kameraden mit, die Frau geht zur Nachbarin hinüber, und die Kinder hecken im Handumdrehen mit den Neugekommenen zusammen die ewig gleichen, unsterblichen Streiche der Gassenjugend aus.

Heute miteinander bekannt, leistet man sich übermorgen schon kleine Dienste, und vierzehn Tage später ist der Kommunismus im vollen Gange. Die eine der Gevatterinnen borgt eine Kochpfanne, und die andre entlehnt ein Tischtuch. Fehlt im letzten Augenblick ein Häufchen Zucker oder ein Häppchen Mehl, so geht man es „drüben" holen. Im Winter mietet die alte Karrenschieberin und Fischfrau sich bei der Krawattennäherin zu den Mahlzeiten ein. Erstere bringt den Fisch, letztere liefert Brot, Wein und das warme Zimmer.

Das französische Volk giebt viel auf gutes Essen. Wer zur Zeit der Frühgemüse durch die Pariser Arbeiterviertel streift, wird ganz erstaunt die ausgezeichnete Qualität der Spargel und Erdbeeren feststellen. Wer die Arbeiter an den kleinen Tischchen der Weinwirte zu Mittag essen sieht, gewahrt, daß es an einem halben Liter „Roten" nicht fehlt, und wer die Neugier so weit treibt, in die Bars hineinzuschauen, findet dort männiglich beschäftigt, das Mittagsmahl mit einer Tasse Kaffee und oft auch mit dem „Pousse-Kaffee", einem Gläschen schlechten Rums, zu beschließen.

Die freundnachbarlichen Beziehungen schlagen natürlich oftmals in das Gegenteil um. Sind es doch Menschen, die in den engen Häusern dicht bei einander wohnen, Menschen mit Schwächen und Fehlern. Da geschieht es denn nicht selten, daß die einstigen Freunde, die sich einander ohne viel zu fragen in die Arme warfen, nach kurzer Zeit allerhand unliebsame Entdeckungen machen. Dann tritt Entfremdung ein, wenn nicht gar Feindschaft, und nicht selten ist die Faust das letzte Argument in diesem Zwist.

Der Anlässe zu Zank und Hader giebt es natürlich unzählige. Die französische und besonders die Pariser Arbeiterfamilie ist nicht fest gefügt. Die Pariser Arbeiter, in der Mehrzahl antikirchlich und politisch der sozialistischen Partei angehörig, halten nichts von der Heirat, der regelmäßigen Eheschließung. Die Formalitäten sind auch ungewöhnlich langwierig, es bedarf der Beschaffung ungezählter Bescheinigungen, bei Regelung der Angelegenheit klebt der Betreffende stundenlang wartend auf der Mairiebank, verliert Zeit und Arbeitslohn. Außerdem ist der Gedanke, daß die Frau ein minderwertiges Geschöpf sei, inferior in Körperkraft und Verstand, bei der Mehrzahl der Arbeiter derartig eingewurzelt, daß sie sich gern die Freiheit wahren, solch Wesen untergeordneten Ranges bei Gelegenheit wieder abzuschütteln. Und für Paris darf man ohne Uebertreibung sagen, daß die unregelmäßigen Ehen, die sogenannten „ménages parisiens" mindestens so zahlreich sind wie die standesamtlich und gar die kirchlich vollzogenen. Es ist traurig, aber wahr: ob in regelmäßiger, ob in freier Ehe lebend, viele Pariser Arbeiter haben in Bezug auf die Frau Anschauungen, die eines orientalischen Paschas würdig wären. Eine Runzel im Gesicht der Frau, ein andres hübsches Lärvchen am Horizont, und der eheliche Frieden ist in Gefahr, wenn nicht gar der Mann die Frau rücksichtslos verläßt. Dann mag sie sehen, wie sie bei den jämmerlichen Frauenlöhnen und der kläglichen Armenunterstützung fortkommt. Der Mann hat inzwischen ein andres Domizil erwählt, eine andre Stadt aufgesucht, und selbst wenn die Frau genug Rechtskenntnisse besitzt, um klagbar zu werden und ihren Anspruch auf Unterhalt geltend zu machen, so bleibt der Spruch des Richters häufig auf dem Papier, denn niemand fängt den Flüchtigen ein. Diese Verhältnisse erklären eine in Pariser Frauenrechtskreisen vertretene Anschauung, daß von Staats wegen „Mutterschaftskassen", Caisses de maternité, eingerichtet werden sollen, die von jeder Mutter, die der Gatte verließ, zur Erziehung ihrer Kinder in Anspruch zu nehmen sind; aber bisher ist dieser Plan ein frommer Wunsch geblieben. Frankreich, das erst unlängst erklärte, es sei nicht reich genug, um seinen Arbeitern, die doch Wähler und deshalb eine politische Macht sind, eine Altersrente zu sichern, wird erst recht viel Wasser den Berg hinab fließen lassen, bis es sich der verlassenen Frauen annimmt, die ja weder Wähler noch eine politische Macht sind.

Im Gegensatz zu der leicht gefügten, leicht gelösten Arbeiterfamilie ist, wie bereits erwähnt, die Bürgerfamilie fest geschlossen und schwer zugänglich. Von der in Deutschland geübten Gastfreundschaft und Gastfreiheit ahnt man in diesen Kreisen nichts. Wer, von auswärts kommend, mit Empfehlungen versehen, dort Besuch macht, bleibt wochen-, monate-, jahrelang auf der Schwelle des Hauses stehen. Er wird nicht warm. Bald giebt es wohl eine Einladung zum großen Diner, bald eine Abfütterung, aber in das eigentliche Familienleben wirft der Fremde keinen Blick. Von einem freien Verkehr mit den Töchtern des Hauses ist keine Rede, ein gemütliches „In-die-Suppe-fallen" giebt es nicht. Wie höflich und entgegenkommend in der Form man sich zeigt, es bleibt eine Scheidewand zwischen beiden Parteien. Es sei denn, der Betreffende habe direkte Familienbeziehungen zu dem französischen Hause, oder er verfüge über bedeutende Mittel, lebe auf großem Fuße, führe einen Titel und eröffne einen Salon. In diesem Falle wird er sich über kühle Aufnahme nicht zu beklagen haben, denn am Golde hängt, nach Golde drängt auch dort alles. Ein Titel und ein großer Aufwand müssen nur imponieren, glänzende Toiletten, gute Diners, flottes Auftreten Zutrauen einflößen, und niemand fragt mehr, woher

all der Reichtum stammt, ob der schöne Titel echt sei.

Keinen besseren Beweis dieser Pariser Leichtgläubigkeit als die vor einigen Monaten stattgehabten Gerichtsverhandlungen gegen den falschen Prince de Vitanval, der eine frei von ihm erfundene Uniform des „Schweizer heraldischen Instituts“ (!) trug, Ordensschacher trieb und im Elysée so lange verkehren durfte, bis jemand, der die Sachen gründlicher betrachtete, den Betrug aufdeckte. Unzählige solcher Glücksritter haben in der Pariser Gesellschaft eine Rolle gespielt. Wer flott auftritt, lebt und leben läßt, wird weiter nicht nach Herkunft und Ursprung gefragt. Und es sind nicht nur leichtfertige Glücksritter der gleichen Gattung, die ihresgleichen derart vertrauensselig aufnehmen. Unter dem Schutz von Geld und Titel, auf der Leiter der Wohlthätigkeits- und Wohlfahrtsbestrebungen gelingt es dem Abenteurer, dem Protzen, auch in die gute Gesellschaft, in die große Welt einzudringen und dort, solange das Geld reicht und der falsche Titel glänzt, gefeiert zu werden.

Ganz anders ergeht es dem jungen Talente, der bescheidenen, ehrlichen Arbeit. Die bleiben im Vorzimmer und müssen vorlieb nehmen. Gerade in der Zeit, wo der junge Strebende des Familienanschlusses, des Rats, der geselligen Hilfe, der Verbindungen am meisten bedürfte, werden diese erlaubten Mittel zum Emporkommen ihm karg zugemessen. Da er, der Anfänger, nichts ist und nichts bringt, da man mit ihm nicht Staat machen kann, nimmt niemand daran Interesse, ihm beizustehen. Wenn er gefällt, wird man ihn zum Empfangstag von Madame einladen, ihm eine Tasse Thee mit Zubehör anbieten, einige nichtssagende Redensarten mit ihm wechseln und ihm zum Abschiede die Fingerspitzen reichen. Und damit ist es abgethan. Das mütterliche Fühlen unsrer deutschen Hausfrauen, das kameradschaftliche Verkehren unsrer jungen Männer und Mädchen miteinander ist Fremden gegenüber in Frankreich so gut wie unbekannt.

Man kann sich in Frankreich jahrelang kennen, ohne je freundschaftlich und ohne vorherige Einladung zum Essen mitgenommen zu werden. Die französische Bürgersfamilie bleibt in ihrer Austernschale sitzen. Warum? Aus zwei Gründen, die eigenartig genug sind, und an die ein deutsches Gemüt nicht im entferntesten denkt. Erstens weil der Franzose mehr als wir auf äußeres Auftreten giebt, zweitens weil er jedes fremde, ihm nicht verwandte Element mit Mißtrauen betrachtet. Er giebt mehr als wir auf das Aeußere, er empfindet es sehr unangenehm, im Hauskleid überrascht zu werden, er verzeiht sich's nicht, dir ein gewöhnliches Mahl vorzusetzen, er muß mindestens zwei Scheffel Salz mit dir gegessen haben, um dich unangemeldet an dem landesüblichen „Gigot“ teilnehmen zu lassen. Und diese Eitelkeit ist der eine Grund, der ihn in bürgerlichen Kreisen so ausnehmend wenig gastfrei macht. Der zweite Grund beruht in dem Mißtrauen gegen den Fremden, den Unbefreundeten, der gar nicht einmal Ausländer zu sein braucht. Dieses Mißtrauen ist ein sehr eignes und meiner Ansicht nach sehr wenig schönes Ding. Aufgegangen ist es aus all dem wilden Hafer, den Monsieur, der Hausherr, in seiner „fröhlichen“ Jugend aussäte. Die enge Gebundenheit und Geschlossenheit der französischen Bürgerfamilie steht in direktem Zusammenhang mit der Ausgelassenheit des Lebens der jungen Männer. Man denke sich Don Juan, der galanten Abenteuer müde, verheiratet, als Ehemann und Familienvater. Selbstverständlich hat er nichts Eiligeres zu thun, als seine weißen Lämmlein in der Hürde nach allen Seiten zu verbarrikadieren, einen Wächter davor zu setzen und niemand heran zu lassen, der nicht alle Garantien bietet. Da Don Juan aber hinter jedem Busch selber gesteckt hat und hinter jeder, selbst der ehrlichsten Miene seine eignen Untugenden wittert, dauert es lange, weit länger als bei uns, bis die Austernschale sich öffnet und der Gewogene und nicht zu leicht Befundene in den Schoß der französischen Familie aufgenommen wird. Bei uns weht ein freierer Wind in den Familien, wir sind einfacher, schlichter, weit weniger mißtrauisch, sind in den Augen der Franzosen gutmütige Barbaren, unvorsichtige Hinterwäldler.

Dem Ausländer gegenüber wird die bürgerlich französische Vorsicht und Zurückhaltung nun noch gesteigert. Der Franzose, wie bekannt, reist wenig und verläßt sein Vaterland nur widerstrebend. Da hegt er denn von vornherein ein Vorurteil gegen Leute, die sich expatriieren, in der Fremde leben. Im Grunde seiner Seele nistet die Frage: Was muß der X gethan haben, daß er sein Vaterland meidet? Erst langer Verkehr mit solch einer „fragwürdigen Existenz“, wie es der nicht betitelte und nicht besonders reiche Ausländer in seinen Augen ist, vermag ihn eines Besseren zu belehren.

Geradezu eine Ungeheuerlichkeit aber sind in seinen Augen jene zahlreichen Ausländerinnen, die, wie das unsre Landessitte mit sich bringt, in Frankreich studienhalber sich aufhalten, dort allein reisen, allein ausgehen, sich selbständige Stellungen gründen. Hier macht die enge, die romanische Auffassung vom Wesen der Frau als einer „Sache, die bewacht werden muß“, sich besonders scharf geltend. Und Generationen auf Generationen von Ausländerinnen haben die deutsch-angelsächsische Bewegungsfreiheit der Frau in Paris für sich wohl einbürgern, nicht aber sie auf die Französinnen erstrecken können.

Diese Auffassung findet man in der überwiegenden Mehrzahl der französischen Familien. Eine Ausnahme machen die in Frankreich lebenden Minderheiten, Protestanten, Israeliten, Sozialisten und Freidenker. Diese Minoritäten sind in ihrem Familienleben weniger ausschließlichen Charakters. Die Protestanten haben Beziehungen zur Schweiz, zu Deutschland und England, die Israeliten sind häufig nicht französischen Ursprungs. Ihnen allen ist das Ausland entweder durch eigne Anschauung oder durch Erzählung Verwandter bekannt. Bei den Sozialisten und Freidenkern wird das Ausland gleichfalls nicht als das feindliche Element, sondern als das erweiterte Vaterland betrachtet.

In diesen Kreisen ist die Familie fremden und ausländischen Elementen daher leichter zugänglich. Die Frauen und Mädchen genießen größere Freiheit; letztere dürfen in dem von ihnen bewohnten Stadtviertel allein ausgehen und Besorgungen machen, sie besuchen auch die öffentlichen Staatsmädchenschulen, wozu die streng katholische Gesellschaft sich nur schwer versteht. Diese katholischen Bürgerfamilien bilden aber in Frankreich die überwiegende Mehrzahl; besitzt das Land doch 98 Prozent römisch-katholischer Bevölkerung.

Ungastlich und abweisend nach außen, bewahrt die katholische französische Familie ihre Tugenden für das Innenleben. Die französischen Roman-

schriftsteller haben ihrem Lande einen unverdient schlechten Ruf gemacht, indem sie sich auf die pikante Schilderung von Liebesabenteuern beschränkten. Sie haben nur die Sitten oder besser die Unsitten einer bestimmten, in allen Nationen vorhandenen Gesellschaft dargestellt. Man hüte sich jedoch, diese Darstellungen zu verallgemeinern und sich alle französischen Familien nach diesem Rezept zusammengesetzt zu denken. Im Gegenteil, die katholische Mehrheit des bürgerlichen Frankreichs enthält, gerade so wie die drei Minderheiten, eine ganz bedeutende Anzahl gesunder, braver, pflichttreuer Elemente. Mag der Durchschnittsfranzose als Ehemann auch vielleicht ein etwas unsicherer Kantonist sein, als Vater ist er gewöhnlich ebenso aufopfernd wie die Mutter. Die Kinder sind in der französischen Familie nämlich weit mehr der Mittelpunkt als bei uns. Um sie dreht sich alles, ihnen werden alle Opfer gebracht, für sie arbeitet der Vater, sorgt die Mutter. Die Eltern des Bürgerstandes sind die ersten Diener ihrer Sprößlinge, und ihnen zuliebe wird ein Familienegoismus großgezogen, der seinesgleichen sucht. Um der Kinder willen legt das französische Elternpaar sich Entbehrungen auf, um ihretwillen wird gerechnet und gespart. Die Laufbahn des Sohnes, die Heirat der Tochter werden das Lebensziel der Eltern, ja der Alp ihrer Nächte. Für diese Kinder sucht man „un établissement“, eine fertige, gemachte Lebensstellung. Daher wird bei der Heirat des Mädchens vorwiegend auf Vermögen und Stellung gesehen, für den Sohn aber ein Staatsamt vorgezogen.

Die nationale Erziehung erklärt diese Eigentümlichkeiten. Frankreich besitzt, seiner geschichtlichen Ueberlieferung entsprechend, heute noch eine bedeutende Anzahl geistlicher Lehranstalten und Klöster, in denen die Jugend unter fester Autorität heranwächst. Die Staatsschulen haben diesen geistlichen Schulen gegenüber auch heute noch einen schweren Stand. Die jungen Mädchen nun werden nach romanischer Sitte in klösterlicher Abgeschiedenheit, fern von der Welt, herangebildet und vom Verkehr mit jungen Leuten abgeschlossen. Es sind Unmündige, Unwissende und für ihr „établissement“ auf die Intervention der Eltern angewiesen. Da man sich die Mühe genommen, alle persönlichen Eindrücke von ihnen fern zu halten und ihre Seele als unbeschriebenes Blatt zu bewahren, erklärt sich die in französischen Bürgerfamilien allgemein gültige Anschauung, daß persönliche Liebe zur Ehe nicht nötig sei, sondern daß sie in der Ehe kommt.

Den Knaben wird nicht viel mehr eigne Initiative anerzogen. Sie verbringen die Jugend in Internaten unter steter Bewachung durch Lehrer und Repetitor und rechnen für ihr Fortkommen auf Papa, die Schulkameraden und die mächtige Kirche, der die geistlichen Lehrer angehören. Das ist ein von dem unsern bedeutend verschiedenes Familienwesen, eine sehr andre Erziehungsmethode.

Frankreich beginnt heute die Nachteile dieses Systems zu fühlen: auf allen Seiten sieht es sich von der freier, unabhängiger gewöhnten Jugend der germanischen Länder bedrängt. Eine tiefe Krisis erschüttert es bis in seine Grundfesten, der Ruf nach mehr Selbständigkeit, mehr Initiative, nach deutschen und englischen Erziehungsmethoden für Mädchen und Knaben wird immer lauter, und die Zeit scheint gekommen, wo die französische Familie das Absperrungssystem aufgeben muß.

Aus dem Reiche der Sterne

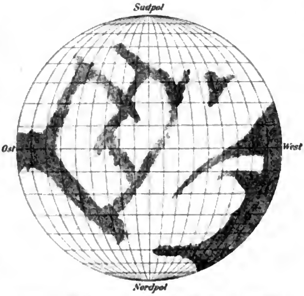
Unter den Wandelsternen, die die Sonne umkreisen, ist ihr der nächste der Planet **Merkur**. Wegen dieser Nähe erscheint er uns nur kurze Zeit vor Sonnenaufgang am östlichen oder nach dem Untergang der Sonne am westlichen Horizont; meist ist er aber für das bloße Auge ganz unsichtbar, weil er von den Strahlen der Sonne überglänzt wird und darin verschwindet. Deshalb haben die Astronomen der alten Zeit, die keine Ferngläser besaßen, den Merkur nur wenig beobachten können, während man ihn heute mit Hilfe des Teleskops selbst am hellen Tage leicht auffinden kann. Seine Entfernung von der Sonne beträgt 57½ Millionen Kilometer; der Erde kommt er, wenn er zwischen ihr und der Sonne steht, bis auf 79 Millionen Kilometer nahe; steht er aber jenseits der Sonne, so wächst seine Entfernung von uns bis auf 218 Millionen Kilometer. Seinen Umlauf um die Sonne vollendet Merkur in 87 Tagen 23¼ Stunden. Im Fernrohr zeigt er Lichtgestalten wie der Mond, und wenn er zwischen Sonne und Erde steht, so wendet er uns die dunkle oder Nachtseite zu. Bisweilen ereignet es sich alsdann, daß Merkur vor der Sonnenscheibe vorüberzieht, und er zeigt sich dann als schwarzer Punkt. Diese Erscheinung nennt man einen Merkurdurchgang, doch kann ein solcher nicht mit bloßem Auge gesehen werden, sondern man bedarf dazu eines Fernrohres. Zwar behauptete im 12. Jahrhundert der arabische Arzt und Astronom Averhoes, den Merkur vor der Sonnenscheibe gesehen zu haben, und ebenso will der berühmte Skaliger eine solche Beobachtung gemacht haben; allein mit bloßem Auge ist dies durchaus unmöglich. Erst im Jahre 1631, am 7. November, gelang es dem Franzosen Gassendi, den Merkur vor der Sonne zu sehen, indem er mittels des Fernrohrs ein Bild der Sonne in einem verdunkelten Zimmer auf einem Blatt weißen Papiers entstehen ließ und auf diesem Sonnenbilde einen schwarzen Punkt erkannte, der eben der Planet Merkur war. Seitdem hat man solche Vorüberzüge des Merkur vor der Sonne wiederholt beobachtet; überhaupt finden in jedem Jahrhundert durchschnittlich etwa 13 Merkurdurchgänge statt. Bei dieser Gelegenheit zeigt sich der Planet stets als völlig runder, schwarzer Kreis, er ist also kugelförmig, und die genauen Messungen, die in den Jahren 1900 und 1901 auf der Sternwarte zu Washington angestellt wurden, haben ergeben, daß der wahre Durchmesser des Merkur 4280 Kilometer beträgt. Sonach ist dieser Planet erheblich kleiner als die Erde und übertrifft nur um weniges unsern Mond an Größe. Da er nun außerdem von der Erde weit entfernt bleibt, so bietet er für die genaue Untersuchung seiner Oberfläche große Schwierigkeiten dar. Am günstigsten in dieser Hinsicht zeigt sich Merkur dann, wenn er



Neckerei. Nach dem Gemälde von Hans Buchner

uns weniger als halbmondförmig erscheint oder als Sichel. Man hat dann bisweilen wahrgenommen, daß die beiden Endpunkte oder Hörner der Sichel nicht gleich spitz ausliefen, sondern daß das südliche etwas abgestumpft erschien. Diese letztere Thatsache hat man früher durch die Annahme erklärt, daß sich in der Nähe des südlichen Merkurpoles hohe Gebirge befinden. Auch auf der Scheibe des Merkur selbst hat der Astronom Schröter im Sommer 1801 dunkle Flecke und einen Streifen erkannt, die er für Wolken hielt.

Die genauesten Beobachtungen über die physische Beschaffenheit des Planeten Merkur verdankt die Wissenschaft dem berühmten Astronomen Schiaparelli in Mailand. Dieser hat, begünstigt von dem klaren Himmel Oberitaliens, seit 1882 das Studium der Oberfläche dieses Planeten mit großen Fernrohren anhaltend und erfolgreich betrieben und ist zu höchst merkwürdigen Resultaten gelangt. Er fand, daß Merkur bei seinem Umlauf um die Sonne dieser stets die nämliche Seite zuwendet, also die Sonne ähnlich umkreist wie unser Mond die Erde. Diejenigen Teile der Merkuroberfläche, die sich auf der Mitte der der Sonne zugewendeten Seite befinden, haben infolgedessen ewigen Tag, diejenigen auf der Mitte der abgewendeten Seite ewige Nacht. Indessen findet bei dieser Rotation des Merkur ein gewisses seitliches Schwanken statt, so daß auch die Trennungslinie von Tag und Nacht auf jenem Planeten im Laufe seines Jahres etwas hin und her schwankt. Ein Bewohner des Merkur würde dieses Schwanken, dem Augenschein folgend, nicht seinem Planeten, sondern der Sonne beilegen, die für eine gewisse Zone im Laufe von 88 Tagen (Merkurjahr) langsam auf- und untergeht. Man kann sich die Sache in folgender Art versinnlichen. Für uns Erdenbewohner geht die Sonne täglich im Osten auf und im Westen unter und beschreibt dabei im Sommer einen höheren, im Winter einen niedrigeren Bogen am Tageshimmel; für einen Bewohner des Mars beschreibt die Sonne, hin und zurück gehend am Himmelsgewölbe, einen Bogen von nur 47 Grad, und die Lage dieses Bogens über dem Horizont bleibt ewig die nämliche, auch braucht die Sonne, um diesen Bogen hin und zurück zu durchlaufen, 88 unsrer Erdentage. Wo jener Bogen ganz über dem Horizont liegt, herrscht ewiger Tag, wo er ganz unter dem Horizont liegt, ewige Nacht; nur wo ein Teil dieses Bogens über, der andre aber unter dem Horizont ist, findet ein Wechsel von Tag und Nacht statt. Diese letztere Region umfaßt ein Viertel der Oberfläche des Merkur. Schiaparelli hat ferner gefunden, daß die dunkeln Flecke auf dem Merkur nicht immer gleich deutlich sind; bald erscheinen sie dunkler, bald bleicher, ja einige sind bisweilen unsichtbar. Dies schreibt der berühmte Astronom Trübungen und Wolken in der Merkuratmosphäre zu. Im allgemeinen schließt er aus seinen Wahrnehmungen, daß es auf dem Merkur weder große Ozeane noch große Festländer giebt, sondern daß dort Land und Meer sich gegenseitig durchdringen. Merkur, sagt Schiaparelli, ist eine Welt, die sehr von der unsrigen verschieden ist. Die Sonne erleuchtet und erwärmt ihn sehr viel stärker und auf eine ganz andre Art als unsre Erde. Die ewige Anwesenheit einer glühenden Sonne, die fast senkrecht ihre Strahlen auf einen Teil der Merkuroberfläche herabsendet, und die ewige Abwesenheit der Sonne für die entgegengesetzte Seite erscheinen uns in gleicher Weise unerträglich.



Weltkarte des Planeten Merkur nach Professor Schiaparelli

Jedenfalls aber müssen infolge dieser klimatischen Gegensätze dort gewaltige atmosphärische Strömungen stattfinden, die vielleicht zu einem Ausgleich der Temperatur in hohem Grade beitragen und die Möglichkeit von organischem Leben gestatten. K.

Gottgeboren

Nichts geht verloren in der Welt,
Der Tropfen nicht, der in die Meere fällt;
Das Steinchen nicht, das hoch vom Alpenrand
Den Weg zur tiefsten Thalesrinne fand;
Kein Lebewesen, das im Lichte webt,
Kein Wurm, der durch den dunkeln Schlamm sich gräbt.
— Und meine Seele sollt' verloren gehen,
Die alle Wunder Gottes hat gesehen,
Und sie in ihrem Innersten empfunden
In ungezählten, weihevollen Stunden? —
O nein, sie wirkt und gärt in allen Säften,
Sie regt sich, schafft mit allen Erdenkräften,
Bethätigt sich in jedem Element,
Sie ruht und schläft — und lodert doch und brennt,
Sie liest den Gott von jeder Menschenstirne,
Sie macht ihn mit, den Wandel der Gestirne,
In Andacht schauert sie bei jedem Wunder —
Sie kommt von Gott und geht, wie er, nicht unter!

Adolf Palm

Lachende Verheißung

Novellette

von

M. von Ekensteen

Wo sich im altehrwürdigen Trier die schattigen Anlagen von der Porta nigra zur Mosel hindehnen, steht im Halbdunkel hoher Nußbäume eine Reihe eleganter, zierlicher Villen. Die Vorgärten leuchten im Schmuck bunter Blumen, und wenn die Nacht heranschleicht, dann jauchzen und klagen die Nachtigallen in den Büschen. Die Spaziergänger bleiben lauschend stehen, und an den Fenstern lehnen die entzückten Horcher. Von der Mosel und der roten Bergkette her weht ein kühler Wind, es raunt und rauscht geheimnisvoll in den alten Baumkronen, und ein Hauch von Romantik zittert umher.

Um die Mittagszeit aber, wenn die Vögel schlafen und die Sommerhitze brütend über der alten Römerstadt liegt, dann sind die Jalousien an den Villen herabgelassen und die Laubgänge der Anlagen sind einsam und verlassen. Hier und da nur eilt ein Arbeiter durch die verschlungenen Wege, oder ein Wagen rasselt durch die breite Allee.

Nur an einer Villa sind die Jalousien immer hochgezogen; es ist, als ob die Inwohner alle Sonne auffangen wollten und einen Riesenhunger nach Luft hätten. Blattgewächse stehen auf den breiten Fenstersimsen, jede Stunde rieselt ein Wasserstrahl über den zartgrünen Rasen, und die Blumen duften stärker als in allen andern Gärten.

Drinnen, im luftigsten und größten Raum der weißen Villa, liegt auf weichem Lager eine bleiche Frau, mit dem Zug zehrenden Leidens in dem edeln Gesichte. Ruhe, Sonne und milde Luft hat ihr der Arzt verordnet, und so ist sie vom rauhen Norden in die lichtumflutete Villa gezogen. Weiß wie Alabaster sind ihre schmalen Hände und die Lippen fast blutleer; aber in den dunkeln Augen liegt eine flackernde Glut, und ganze Fluten tiefschwarzen Haares bedecken die mattblauen Seidenkissen ihres Ruhebettes.

Riesige, üppige Blumensträuße stehen ringsum; fast zu stark ist ihr Duft, aber die Leidende will es so, und der Arzt hat jeden Widerspruch verboten. Die Wände sind mit weichen Seidendecken behangen, von denen ein zarter, roter Schimmer ausgeht, und der hohe Pfeilerspiegel strahlt in herrlicher Farbentönung Böcklins Insel der Toten zurück.

Apathisch liegt die Kranke; nur ihre Augen scheinen zu leben, und sie haften an dem stimmungsvollen Meisterwerk, so groß und forschend, als wollten sie die dunkeln Cypressen durchdringen, um den in Nacht versunkenen Weg nach Avalun zu finden.

An einem der hohen Fenster steht die halbwüchsige Tochter des kranken Weibes; ein schlankes, junges Geschöpf, auf der Grenzscheide des Kindes zur Jungfrau. Alles an ihr ist knospenhaft, auch das Lachen, das wie Sonnenstrahlen ihr Gesicht verschönt.

Und sie lacht so gern, die blonde Lydia Dovegreen! Drum ist es gut, daß Mamas Gesellschafterin ein heiteres, fröhliches Geschöpf ist, sonst schliche ihre Jugend gar zu traurig hin. Die arme Mama ist immer krank, sie spricht nur vom Tode und hat die fixe Idee, ein Vampir nage an ihrem Leben und sauge ihr das Blut aus. Seit Fräulein Olga von Stegen bei ihr ist, hat ihre Niedergeschlagenheit etwas nachgelassen, sie hat sich zu zerstreuenden Reisen aufgerafft, und Lydia wagt es, in den stillen Räumen hell und fröhlich zu lachen.

Jetzt ruft sie ins Zimmer hinein:

„Fräulein Olga, schnell, schnell! — Wissen Sie, wer das ist?"

Fräulein von Stegen geht mit lautlosen Schritten über den weichen, persischen Teppich zum Fenster und beugt den Kopf vor, daß die zackigen Blätter einer Aralia sich wie ein Rahmen um ihre rote Lockenfülle biegen; schnell zieht sie dann den Kopf zurück, doch nicht schnell genug, um nicht gesehen zu werden. Zwei vorübergehende Herren grüßen hinauf, und Lydia neigt purpurerglühend das Köpfchen.

„Sie kennen Sie? O bitte, wer ist's, Fräulein Olga?"

Die junge Gesellschafterin steht einen Augenblick verwirrt; dann fährt sie sich nervös durch das krause Stirnhaar und sagt leichthin:

„Vergaß ich, das zu erzählen?" Sie beugt sich zur Kranken nieder und fährt fort: „Ich traf neulich bei Hofrats Herrn von Jagow und Herrn Hilgers wieder!"

„Von Jagow?" flüstert die Kranke fragend.

„Ja; entsinnen Sie sich nicht unsrer Begleiter vom vergangenen Jahr, als wir am Ammersee waren?"

Die Kranke schüttelt müde den Kopf, aber Lydia fragt eifrig: „Sind das die Herren? Und wer ist der kleine Schwarze?"

„Herr von Jagow. Warum interessiert Sie das?"

Lydia sieht auf ihre Fingerspitzen und meint verlegen: „Weil sie jeden Tag um dieselbe Stunde vorübergehen und immer so auffallend nach unsern Fenstern sehen, als suchten sie jemand!"

Fräulein von Stegen errötet flüchtig, nimmt ein Buch zur Hand und setzt sich zur Kranken; Lydia aber biegt die blühenden Clematiszweige am Erker zurück und späht in den sonnendurchglühten Tag hinaus; Herr von Jagow und Herr Hilgers sind längst in den dunkeln Laubgängen der Anlagen verschwunden; rings ist's einsam und still...

Man konnte sich keine verschiedener gearteten Menschen denken als den leichtlebigen Kurt von Jagow und den ernsten, tief veranlagten Paul Hilgers. Dennoch waren sie unzertrennliche, treue Freunde. Ihre Intimität datierte schon von der Schulbank her, und ihre Wege hatten sich erst getrennt, als Kurt nach absolviertem Gymnasium zur Hochschule ging, während Paul sich mit einem Kurs auf der Handelsschule begnügen mußte. Jetzt waren sie wieder vereint, und man konnte sie alle Tage um die Mittagsstunde Arm in Arm nach dem „Roten Haus", dem alten, renommierten Gasthaus Triers, wandern sehen. Sie waren pünktlich wie die Uhr auf dem hohen Gangolfsturm, und wenn sie an dem Postgebäude auf dem Kornmarkt vorbeigingen, dann schoben die spielenden Buben ihre Märbel in die Säcke und die Mädchen hörten mit dem Seilspringen auf, um eilig in die

Häuser zu laufen; es war genau 12¼ Uhr; die Hausfrauen trugen die Suppe auf.

Kurt war schlank und klein, Hilgers dagegen ein breitschultriger, derbknochiger Mann; wer es nicht wußte, mußte viel eher den Hünen mit dem krausen Siegfriedkopf für einen kerngesunden Landwirt halten als den schmächtigen Gutsbesitzer von Jagow; aber das änderte nichts an der Thatsache. Hilgers saß von acht bis zwölf und von zwei bis sechs über Geschäftsbücher mit langen Zahlentabellen gebeugt, und Kurt ließ seine Verwalter und Pächter die großen Ländereien bewirtschaften, deren Besitzer er schon als halber Knabe geworden war. Seine ganze Thätigkeit bestand in kleinen Morgenritten, wobei er den Stand der Saaten inspizierte, oder er streifte mit der Büchse durch den Forst und saß mit der Angel am Weiher.

Wie das Aeußere, war auch der Charakter der Freunde grundverschieden, und die Leute behaupteten, gerade darum vertrügen sie sich gut.

Nach Tische gingen sie alle Tage langsam durch die Simeonsstraße; unter den hohen Bogen des alten Römerthores zündeten sie ihre Zigarren an, und dann schlenderten sie durch die einsamen, verlassenen Anlagen dem Martinshause zu.

„Kurt," sagte eines Tages Hilgers, als sie an der weißen Villa mit den weitgeöffneten Fenstern vorübergekommen waren und Fräulein von Stegen gegrüßt hatten, „sei ehrlich! Du bist in Fräulein Olga verliebt?"

Hilgers war stehen geblieben, hatte schwer seine Hand auf die Schulter des Freundes gelegt und sah ihm mit einem offenen Blick in das Auge.

Nach einer kleinen Weile sagte Kurt, indem er mit seinem leichten Spazierstock in eine dichte Jasminstaude schlug: „Warum fragst du eigentlich?"

„Hm! Du weichst meiner Frage mit einer Gegenfrage aus! Nun, du hast vielleicht recht, daß du Gründe für meine Indiskretion verlangst!"

„Paul!" unterbrach ihn Kurt; „du sprichst mir gegenüber von Indiskretion? Wie du nur so reden magst! Aber sieh, ich muß dir das erklären; eigentlich bringt mir deine unvermittelte Frage erst die rechte Klarheit über mein Empfinden, und was ich selber nicht deutlich wußte, jetzt steht es zweifellos fest! Ja, du hast recht! Schon damals, als wir zusammen auf der Amper durch das rauschende Schilf fuhren, die Wasservögel um uns her schwirrten und du so voll bewundernswerter Aufmerksamkeit die launische, leidende Frau Dovegreen unterhieltest, hat es mir die seltsame Schönheit Olgas von Stegen angethan!"

„So, schon damals! Und wie steht es jetzt?"

„Ich habe eigentlich nie recht ernstlich darüber nachgedacht, aber — ich muß dir gestehen, daß ich nur ihretwillen täglich wie ein Pedant diesen Weg gehe, daß ich stolz und glücklich wäre, wenn ich mir sagen könnte, daß ich ihr nicht gleichgültig geblieben sei. Eigentlich regelrecht verliebt bin ich nicht. Weißt du, es ist ganz anders als all die flüchtigen Interessen, wie ich sie oft nach einem Ballabend oder flotten Souper für irgend ein hübsches Mädchen empfand! Olga beschäftigt und interessiert mich nun schon über Jahr und Tag, und ein Tag, ohne sie gesehen zu haben, schiene mir ein verlorener!"

Ein Schatten verdüsterte flüchtig Hilgers' offenes, ehrliches Gesicht; er nahm den Hut ab und fuhr sich über die hohe, klare Stirn, dann sagte er:

„Ich habe dich und sie beobachtet, so oft sich Gelegenheit bot, euch zusammen zu sehen, und mir wurde alles klar; ich habe nur eine Furcht: es wird doch nicht wieder eine flüchtige Neigung sein, wie sie schon öfter dein Herz erfaßte?"

„Furcht?" sagte Kurt erstaunt; aber der Freund schob nonchalant den Arm in den seinigen und sagte im Weitergehen: „Nun ja; Fräulein von Stegen deucht mir zu gut und steht zu hoch, um mit ihr nur ein tändelndes Spiel zu treiben! Was hindert dich, um ihre Hand zu bitten?"

„Spotte mich aus, wenn du willst; aber weißt du wohl, daß ich immer der Meinung war, du liebtest sie!"

Hilgers lachte laut und kurz auf; erschreckt fuhren einige Vögel aus dem Mittagsschlaf, dann war es wieder lautlos still.

„Warum lachst du so sonderbar?" fragte Kurt nach einer Weile.

Hilgers' Stimme klang verschleiert, als er, jedes Wort betonend, antwortete: „Und wenn Hunderte sie liebten, was hülfe es, wenn sie nur dich liebt?"

Kurt hörte den schmerzlichen Ton in den Worten des Freundes nicht; lebhaft, mit einem lachenden Leuchten im Blick forschte er nur:

„So glaubst du wirklich, daß sie mich liebt?"

„Ich bin überzeugt davon! Erweist sie je einem andern so viel Gunst als dir? Nur dir reicht sie die Hand entgegen beim Gruß, mit dir lacht und scherzt sie, dich bittet sie um das Geleit ..."

„Aber du ahnst nicht, wie spröde sie dennoch ist! So oft ich sie auch in Gesellschaften treffe, ich komme ihr nicht näher!"

„Necken, Tändeln und Quälen ist das Vorspiel zum Glück! Habe nur Mut und Ausdauer!"

Sie waren am Martinshause angelangt und schüttelten sich die Hände zum Abschied. Hilgers ging ins Bureau, Kurt von Jagow setzte seinen Spaziergang fort. Bald trug ihn ein Nachen zum jenseitigen Moselufer, und über die Napoleonsbrücke ging er dann den bewaldeten Bergen zu. Eine frohe Erregung hatte ihn erfaßt. Wenn der ruhige, ernste Freund es bemerkt hatte, daß das seltsame, schöne Mädchen ihn liebte, so gab es doch keinen Zweifel mehr, und Paul hatte recht gehabt mit seiner Frage, warum er sie nicht zum Weibe begehre. Was hinderte ihn denn? Er war ja reich und unabhängig, und ihr Name hatte keinen schlechteren Klang als der seine!

Nun mußte er vor sich hin lachen. Er hatte wirklich geglaubt, Paul sei in Olga verliebt, zuweilen hatte ihn sogar Eifersucht angewandelt; Olga hatte ihn oft mit so sinnender Miene verfolgt, so wunderliche Fragen nach ihm gestellt und war errötet, wenn Paul in ihre Nähe kam. Aber was sollte das heißen neben dem, was der Freund beobachtet hatte! Nur gegen ihn war sie so zuvorkommend und nur ihm galt wohl ihr Erröten!

Kurt von Jagow hatte Besuch in der weißen Villa gemacht, und die erste Verstimmung war zwischen die Freunde gekommen. Hilgers hatte sich gewehrt, ihn zu diesem Besuch zu begleiten, Kurt hatte gebeten, gedrängt, und hatte es schließlich als Freundschaftsbeweis gefordert; aber Hilgers war fest geblieben, und seitdem trübte eine Wolke das innige Verhältnis.

Die Kinder auf dem Kornmarkt wunderten sich nicht wenig, als sie die Unzertrennlichen nicht mehr pünktlich vorübergehen sahen, und die Tischgäste im „Roten Haus" begriffen die Zerstreutheit des



Verwaist

Nach dem Gemälde vo



e Herzen

n Hermann Kaulbach

stets so gelassenen Herrn Hilgers nicht. Als er aber nach einiger Zeit zu den Waffenübungen reiste und nicht wiederkehrte, war er bald vergessen; nur Kurt von Jagow dachte mehr denn je an ihn, und heimlich machte er sich manchmal stille Vorwürfe. Er allein wußte ja, was aus dem Freunde geworden war. Eines Tages hatte er von Hilgers einen Brief erhalten, daß er sich freiwillig zur deutschen Chinatruppe gemeldet hätte. Als Kurt den Brief erhielt, war der Freund schon auf dem Meer; er aber saß, den Kopf in die Hände gestützt, und las immer wieder die wenigen und doch so inhaltschweren Worte: „Einer von uns beiden mußte weichen; so thue ich es, denn Dich liebt sie, und ich konnte ihr nie ein Leben ohne Sorgen bieten, wie Du! Ich habe mich zur Chinatruppe gemeldet. Wenn ich wiederkehre, so lasse mich sie als Dein Weib begrüßen, dann wird alles in mir schweigen. Um unsrer Liebe willen darf unsre Freundschaft nicht Schiffbruch leiden!"

Also doch! Auch er hatte sie geliebt, und um seinetwillen hatte er das Feld geräumt. Das traf ihn wie ein Keulenschlag! Eine Unlust und Ruhelosigkeit bemächtigte sich seiner, ein Gefühl der Unsicherheit überkam ihn, und eine unerklärliche Scheu ließ ihn das Haus der Geliebten meiden.

Wie ein Träumender wanderte er jetzt oft stundenlang durch seine Wälder, und er schrak nervös zusammen, wenn ein trockener Ast unter seinen Schritten knackte oder eine Eichel von den knorrigen, breitästigen Baumriesen vor ihm niederfiel.

Die weißen Schäfte der schlanken Birken riefen ihm Olgas Bild vor die Seele, aber ein Gefühl der Scham beschlich ihn, wenn er daran dachte, daß er sie gewinnen sollte, da doch der Freund sie auch liebte. Paul hatte um seinetwillen entsagt: sollte er weniger Edelmut besitzen als der Freund?

Stundenlang ging er grübelnd durch den Forst, und unter dem flutenden Wechsel der Lichteffekte, in der tiefen Stille des endlosen Blättergewirres kam wieder Ruhe über ihn; hier auch war es, wo er den letzten Entschluß faßte: er soll nicht großmütiger sein als ich! Ich will seine Rückkehr erwarten, und dann soll sie entscheiden! Und mit diesem Entschluß trat er eine Auslandreise an. —

Fern von der Heimat ist Paul Hilgers gefallen. Kurt von Jagow hat es getragen wie ein Mann und hat getrauert wie ein echter Freund. Es ist, als ob mit dem Tod des Freundes auch seine Liebe zu Olga von Stegen entschlummert sei; er hat es vergessen, den altgewohnten Spaziergang durch die Anlagen zu machen, nur zufällig hat sich heute sein Fuß dahin verirrt.

Lange Monate waren die Thüren und Fenster an der weißen Villa geschlossen, und die bleiche Frau deckt ein schwerer Marmorblock im schattigen Friedhof.

Jetzt aber stehen die Fenster wieder offen, Blumen füllen die Erker, und aus dem Rasen leuchten Rosenbüsche hervor. Ein blonder Lockenkopf beugt sich aus dem Erkerfenster, Kurt von Jagow grüßt hinauf, und Lydia dankt, in Glut getaucht.

Da kommt ein heißes Verlangen über ihn. Jetzt raubt er dem Freunde nichts mehr, jetzt steht ihm der Weg frei!

Mit einer schnellen Wendung geht er auf die Villa zu und läßt sich bei Fräulein von Stegen anmelden.

Lydia preßt die Hände auf das lautpochende Herz, und als sie ihn eintreten sieht, flüstert sie: „Endlich!"

Nun steht er Olga gegenüber, und ganz fremd kommt sie ihm vor. Ihre lachenden Augen sind matt und von dunkeln Schatten umgeben, ihre leuchtenden Haare sind in einen schlichten Knoten gezwängt, und sie ist schmal und bleich, fast wie es die schlanke Frau war, deren Ruhebett noch unter Palmen und Musas steht.

Tief verneigt er sich vor ihr; er sucht nach Worten, um seinen unvermittelten Besuch einzuleiten, aber sie kommt ihm zuvor: „Ich habe Sie erwartet, Herr von Jagow!"

Bei ihren Worten weicht alle Befangenheit von ihm, er lächelt und meint: „So ahnten Sie also, daß ich kommen würde?"

„Ich hoffte es! Mußten Sie mir nicht von Ihrem armen Freunde erzählen?"

Er sieht, wie ihre verblaßten Lippen beben und ihre Augen in feuchtem Schimmer schwimmen, und die alte Eifersucht wird plötzlich wieder in ihm wach. Also darum hatte sie ihn erwartet, damit er ihr von ihm erzähle! Gepreßt sagt er: „Sie wissen, daß er den Tod fürs Vaterland starb?"

„Ja, das weiß ich, aber nicht, was ihn hinausgetrieben hat!"

Voll Spannung hängt ihr Auge an seinen Zügen; sie ahnt nicht, was in seinem Innern vorgeht, denn als er nach einer kleinen Pause fragt: „Wollen Sie die ganze Wahrheit wissen?" da ergreift sie seine Hand und sagt bewegt: „Ich bitte Sie darum! Sie müssen ja gemerkt haben, wie teuer er mir war!"

Es wird dunkel vor seinen Augen, und er senkt den Blick: „Er liebte Sie, und um seines Freundes willen entsagte er!"

Langsam rinnen zwei schwere Thränen über ihre Wangen, und krampfhaft verschlingt sie die Hände im Schoß. Leiser fährt Kurt fort: „Er wußte, wie dieser Freund Sie liebte, und es war seine ganze Hoffnung, daß Sie ihm das Glück des Lebens werden würden!"

Vorwurfsvoll taucht ihr Auge in das seine; abwehrend hebt sie die Hände und schüttelt den Kopf:

„Ich hab' ihn geliebt! Solche Liebe bleibt treu, auch über das Grab hinaus!"

Wortlos verbeugt sich Kurt vor ihr. Schweigend geleitet sie ihn zur Thür und reicht ihm stumm die Hand.

Als er die Veranda durchquert, kreuzt Lydia seinen Weg. Sie ist frisch und blühend wie ein Frühlingstag, lachende Verheißung liegt in ihren strahlenden Augen, eine schwere Rosenknospe wiegt sich in ihren sonnumzitterten Locken, und als er sie grüßt, ergießt sich Purpur über ihr Gesicht und verläuft in rosigem Hauch an ihrem weißen Nacken.

Da vergißt er den toten Freund, vergißt die bleiche Frau mit dem ernsten Wort der Treue.

Er ergreift Lydias eiskalte Hand und preßt seine Lippen darauf.



Verwundetentransport auf Fahrrädern

Die Sanitätsübung zu Elbing-Frauenburg am 24. August 1902

(Phot. Aufnahmen von Willibald Zehr in Elbing)

Bei dem Städtchen Frauenburg in Ostpreußen fand am Sonntag den 24. August eine größere Uebung freiwilliger Sanitätsformationen vom Roten Kreuz statt, die schon deshalb viel bemerkenswertes bot, weil sie die verschiedensten Zweige des freiwilligen Sanitätsdienstes gleichzeitig vor Augen führte. Auf Veranlassung und unter der Oberleitung des Territorialdelegierten der freiwilligen Krankenpflege für Westpreußen, des um die Entwicklung des Roten Kreuzes im Nordosten des deutschen Vaterlandes so hoch verdienten Oberpräsidenten von Goßler, war diese Uebung von dem langjährigen ärztlichen Leiter der freiwilligen Sanitätskolonnen aus Stadt- und Landkreis Elbing, Sanitätsrat Dr. Hantel, mit besonderer Sorgfalt vorbereitet worden, und ihr Erfolg entsprach vollkommen den in sie gesetzten Erwartungen. Anlage und Verlauf der Uebung sind aus dem der Uebung zu Grunde gelegten Leitgedanken, der strikt eingehalten und durchgeführt wurde, ersichtlich.



Verladen von Verwundeten auf aptierte Leiterwagen

Dieser Leitgedanke war folgender: Zwischen Elbing und Frauenburg haben Kämpfe stattgefunden. Ein deutsches Westcorps drängt ein feindliches Ostcorps von Elbing über Frauenburg nach dem Osten langsam zurück. Das Ostcorps leistet noch einmal bei Frauenburg hartnäckigen Widerstand und hält sich dort noch einige Zeit gegen das Westcorps. Seine Hauptstellung sind die südwestlichen, zum Teil mit Wald bestandenen Abhänge des Domberges. Das Westcorps stürmt diese Abhänge schließlich nach mehreren, im Laufe des Tages schon abgeschlagenen Angriffen. Die Verluste bei Freund und Feind sind schwer. Noch während der Gefechte stellt sich heraus, daß die bei der Truppe

befindliche Sanitätshilfe nicht ausreicht. Es wird telegraphisch von Elbing die Hilfe des Elbinger Transport- und Begleitdetachements der freiwilligen Krankenpflege in Anspruch genommen. Das Detachement ist schon seit einem Tage bei der Nähe des Operationsgebietes zur Nothilfe in Elbing zusammengezogen und dampft sofort in schon bereitstehendem Hilfslazarettzug nach Frauenburg ab. Es trifft dort kurz vor Erstürmung des südwestlichen Domgeländes unter Mitnahme der Elbinger freiwilligen Krankenpflegerinnen, Krankenpfleger und einer Wasserwehrabteilung mit Ausrüstung zum Verwundetentransport auf dem Wasserwege ein und nimmt einstweilen in größerer Entfernung von dem Gefechtsfeld eine gesicherte, gedeckte Aufstellung. Sobald der Domberg genommen und der Feind hiernach von Frauenburg ostwärts nach Braunsberg abgezogen ist, wird das Detachement (die freiwilligen Krankenträger) auf das Gefechtsfeld vorgezogen, während die Krankenpflegerinnen, Krankenpfleger und die Wasserwehrabteilung gleichzeitig nach dem Hauptverbandplatz abrücken, der dicht neben dem auf dem Hafenstrange haltenden Hilfslazarettzug zu etablieren ist. Die freiwilligen Krankenträger unterstützen den militärischen Sanitätsdienst, legen den Verwundeten die notwendigsten Verbände an und transportieren sie mittels Krankentrage nach dem auf der Dombergshöhe gelegenen Truppenverbandplatze. Dort werden die Verbände von den Aerzten revidiert. Es werden die auf dem nahen Wagenhalteplatz aufgefahrenen, von der Frauenburger Bürgerschaft requirierten Leiterwagen herangeholt; diese haben auf die Krankenträger schon gewartet und sind von letzteren bereits in ihrer ersten gedeckten Aufstellung eingerichtet worden. Nunmehr werden die Verwundeten teils zu Wagen, teils mit Trage u. s. w. durch die Stadt nach dem Frauenburger Hafen geschafft. Von hier werden sie teils über die Baudebrücke, teils lediglich zu Demonstrierzwecken auf zwei mittlerweile von der Wasserwehrabteilung hergestellten Ponton-Transportmaschinen über das Hafenbassin nach dem Hauptverbandplatz geschafft. Dort werden die Verwundeten von den Aerzten, Krankenpflegerinnen und Krankenpflegern versorgt, bezw. mit Transportverbänden versehen und von den freiwilligen Krankenträgern in den Hilfslazarettzug verladen, um mit diesem nach dem in Elbing befindlichen Reservelazarett überführt zu werden.

Die Uebung bot in der herrlichen, von der neuen Haffuferbahn durchzogenen Landschaft bei schönstem Wetter ebenso exakte wie anziehende Uebungsbilder, namentlich während des Hauptübungsmomentes, der Hilfeleistung auf dem eigentlichen Gefechtsfelde, das sich den südwestlichen Dombergabhang hinaufzog. Auf der Höhe dieses Abhanges war für die Oberleitung und die geladenen Gäste ein Observatorium mit einem Schutzzelt vorgesehen. Von hier aus öffnete sich eine weite Rundsicht über das unmittelbar davor gelegene, muldenförmige Uebungsgelände und darüber weit hinaus bis zu den den westlichen Horizont abschließenden blauen Waldhöhen des schön geschwungenen Luisenthaler Höhenzuges. Zu beiden Flanken dieses dominierenden Aussichtspunktes umgreift der Rand des Frauenburger Domberges, mit dem hohen Dome im Hintergrund, arenaartig so günstig das unmittelbar an seinem Fuße endigende Uebungsgelände, daß auch das aus der ganzen näheren und ferneren



Verladen von Verwundeten in Eisenbahnwagen 4. Klasse

ermländischen Landschaft, ferner aus Braunsberg, Elbing, Marienburg, Danzig und Königsberg zusammengeströmte vieltausendköpfige Publikum auf die Uebungsvorgänge wie aus den Logenreihen eines Theaters zur Bühne hinabblicken konnte.

Die Uebungsmannschaften verließen schon etwa dreißig Minuten vor dem westlichen Ausgange Frauenburgs auf freiem Felde den sie von Elbing heranbringenden, von der Aktiengesellschaft der Haffuferbahn für die Uebung unentgeltlich zur Verfügung gestellten Hilfslazarettzug, während die Oberleitung, die freiwilligen Krankenpflegerinnen und -pfleger, die freiwilligen Wasserwehrmannschaften und geladenen Gäste nach dem am Haffuferbahnhof befindlichen Hauptverbandplatz weiterfuhren. Nachdem die Uebungsmannschaften sich weit ab von der Stadt rangiert hatten, rückten sie langsam in eine nahe dem Uebungsgelände befindliche gedeckte Stellung, von der aus sie, sobald der Sonntagvormittags-



Verladen von Verwundeten in Güterwagen

Gottesdienst beendet war, die Uebung begannen. Diese zog sich — Braunsberger Füsiliere markierten Truppen und Verwundete — die Abhänge des Domberges hinauf, entwickelte sich hier zu einem umfangreichen Verwundetentransport mittels sechs auf dem Wege der Improvisationstechnik hergerichteten Ernteleiterwagen über den Domberg durch die Stadt Frauenburg zum Hauptverbandplatze und endigte dort mit der Anlegung von Verwundetentransportverbänden durch die auf dem Hauptverbandplatz arbeitenden freiwilligen Krankenpflegerinnen und Krankenpfleger aus Stadt- und Landkreis Elbing. Darauf wurden die zum Eisenbahntransport fertigen Verwundeten in die neben dem Hauptverbandplatz haltenden Wagen des Hilfslazarettzuges verladen, um nach Elbing übergeführt zu werden. Die eigentliche Ueberführung wurde nur durch ein einmaliges Anziehen des Zuges auf eine kurze Strecke mit darauffolgendem Zurücksetzen markiert.

Jn dem Hilfslazarettzuge waren sämtliche bekannten und bewährten Eisenbahn-



Aufladen eines Verwundeten auf die Trage

Verwundetentransportsysteme vertreten; so das Hamburger und Grundsche, das Linxweilersche u. s. w. Das besondere Interesse der Sachverständigen erregte ein von der Direktion der Elbinger Aktiengesellschaft für Leinenindustrie auf eigne Kosten mit Transportmitteln hergerichteter Waggon, sowie ein andrer auf dem Wege der Improvisationstechnik von dem Kolonnenführer Lehmann hergerichteter Wagen. In einem von der Stadt Frauenburg hergerichteten großen Zelt fand nach der von dem Generalarzt Dr. Rochs-Danzig abgehaltenen Kritik und nach einem Parademarsch der Uebungsmannschaften die Verpflegung des gesamten Uebungspersonals durch den Vaterländischen Frauenverein Braunsberg statt.



Anlegen eines Notverbandes durch Sanitätsmannschaften

Bemerkenswert war noch eine kleine, sorgsam vorbereitete Ausstellung von Verwundetentransportmitteln, die die Elbinger Firma Loeser & Wolff hatte herstellen lassen. Es handelte sich um ca. 20 Improvisationsarbeiten der Mannschaften des freiwilligen Krankenträger-Loeser-Zuges, bei denen dem Erfindungsgeist der Verfertiger vollständig freier Spielraum gelassen war. Erwähnt sei auch eine Radfahrerabteilung, die an der Uebung teilnahm und außer zwei Meldefahrern ein Fahrrad-Detachement zum Verwundetentransport stellte.

An der Uebung beteiligten sich im ganzen 396 freiwillige Krankenträger der freiwilligen Sanitätskolonnen, Krankenpflegerinnen, Krankenpfleger und Wasserwehrmannschaften von Stadt- und Landkreis Elbing sowie Mannschaften der Braunsberger Füsiliere und Mitglieder des Frauenberger Kriegervereins als Hilfsmannschaften.

Mitgeführt wurden 4 Stahlpontons mit Wasserwehrausrüstung und ein Hilfslazarettzug von 14 Waggons, dazu 6 aptierte Ernteleiterwagen.

W. Z.



Transport der Verwundeten über den Hafen von Frauenburg

Der Liebeszauber vom Glérafoß

Eine Geschichte aus Island

von

M. Kossak

Der erste Morgen auf Island — der erste Morgen in einer neuen Welt! Rasch kleidet Magda Volker sich an und eilt ans Fenster, dessen Flügel sie weit öffnet, um einen Blick hinaus zu werfen.

Seltsam, wie ganz anders das heute alles aussieht! Gestern, als sie vom Schiff kam, dunkelte es bereits, und bei der unsicheren Beleuchtung der paar Straßenlaternen, die vor dem Hotel brannten, erschien ihr dessen Umgebung viel fremdartiger als jetzt. Wenn sie nicht wüßte, daß sie sich in Reykjavik befindet, so könnte sie glauben, in irgend einer dänischen Küstenstadt zu sein — nur daß die Häuser hier größtenteils von Holz sind, kommt ihr etwas wunderlich vor. Aber schließlich findet man das zuweilen auch anderwärts, und im übrigen — da, wahrhaftig, da taucht an einer Biegung der Straße ein ganz modisches helles Kleid auf und daneben, etwas höher, eine Studentenmütze — eine weiße Studentenmütze! Er, dem sie gehört, ist ein schlanker junger Mann in grauem Jackettanzug, mit einem hübschen, frischen Gesicht, dem ein aufwärts gedrehtes Schnurrbärtchen ein unternehmendes Aussehen verleiht. Jetzt reicht er seiner Begleiterin, der jungen Dame in dem hellen Kleid, die Hand, beide nicken sich zu, und dann kommt er langsam auf das Hotel zugeschlendert, indes das Mädchen in das nächstgelegene Haus tritt.

Magda biegt sich weit aus dem Fenster, um den mit der Studentenmütze zu beobachten — denn ein Student auf Island, das ist doch etwas, das ihr gar merkwürdig erscheint. Sie sieht, wie der Gegenstand ihres Interesses auf der Hotelterrasse Platz nimmt, eine kleine, auf einem Tischchen stehende Klingel ergreift und schellt. Ein Kellner in kurzer blauer Jacke erscheint, der junge Mann erteilt ihm Befehle, worauf jener sich entfernt und nach wenigen Minuten mit einem Tablett, auf dem eine Flasche Sodawasser und ein Glas stehen, und mit mehreren Zeitungen wiederkehrt. ‚Tout comme chez nous!‘ denkt Magda lächelnd. ‚Um das zu sehen, brauchte man wahrhaftig nicht nach Island zu reisen.‘

Indessen verspürt sie einen gesunden Appetit, aber statt sich das Frühstück aufs Zimmer bringen zu lassen, eilt sie, nachdem sie ihre Toilette vervollständigt hat, nach unten und weist den Kellner an, ihr den Kaffee ebenfalls auf der Terrasse zu servieren. Dies Verlangen scheint einiges Befremden bei dem Menschen zu erregen. „Auf die Terrasse?“ wiederholt er erstaunt.

„Ja doch. Ist das nicht erlaubt?“ fragt Magda.

„Gewiß, gewiß,“ beeilt sich der Kellner zu versichern, „nur — die Herrschaften pflegen hier immer auf ihrem Zimmer zu frühstücken, aber wenn die Dame es anders wünscht —“

Magda erklärt, daß sie es anders wünscht, und geht auf die Terrasse. Der junge Mann mit der weißen Mütze ist der einzige Gast hier. Bei Magdas Erscheinen hebt er den Kopf, grüßt höflich und vertieft sich, nachdem er sie eine Weile ungeniert betrachtet hat, wieder in seine Zeitungen. Wie sie erkennt, sind es dänische und norwegische, die vermutlich gestern abend das Schiff mitgebracht hat. Magda möchte für ihr Leben gern wissen, ob er ein Fremder oder ein Einheimischer ist; dem Namen nach, mit dem der Kellner ihn anredete, deucht ihr das letztere wahrscheinlicher, aber trotzdem vermag sie sich immer noch nicht genügend von ihrem Vorurteil, daß die Isländer im Grunde keine zivilisierten Menschen seien, frei zu machen, um es für recht möglich zu halten.

Jetzt hat der Kellner ihr das Frühstück gebracht: Kaffee und Cakes. „Herr und Frau Pastor Hinrichsen schlafen wohl noch?“ fragt sie, als er es vor sie hinstellt.

„Die Herrschaften haben noch nicht geschellt,“ lautet die Antwort, die Magda entschieden befriedigt. Die Pastorin ist ihr nicht sonderlich sympathisch, sie schwatzt ihr zu viel, und vor allem hat sie die unerträgliche Gewohnheit, Magda beständig bevormunden zu wollen. Nur ihrer Mutter zu Gefallen, die es nicht passend fand, daß die Tochter die Reise nach Island allein unternahm, hat sie sich dem Ehepaar angeschlossen, aber dabei doch keinen Augenblick ihre Absicht vergessen, sich in jeder Hinsicht ihre Unabhängigkeit zu wahren. Bereits auf dem Schiff hat es deswegen Verstimmungen gegeben, denn die Pastorin nimmt es bitter übel, daß Magda jeden Versuch ihrerseits, Mutterrechte über sie auszuüben, zurückweist, und Magda wiederum erscheint es lächerlich, daß sie, die Vielgereiste, Welt- und Menschenkundige, sich unter den Schutz der viel unerfahreneren Frau stellen soll, nur weil diese die ältere ist. Das wäre wahrhaftig noch besser, wenn sie sich ihre schöne Freiheit von dem geistlichen Ehepaar sollte verkümmern lassen!

Behaglich trinkt sie ihren Kaffee und knabbert dazu einen Cake nach dem andern auf. Es hat ihr lange nicht so geschmeckt, aber das macht diese Luft, diese herrliche, frische, ein wenig herbe Luft. Wie die belebt und anregt! Magda kennt den größeren Teil der europäischen Länder und noch ein Stück von Asien und Afrika, aber diese fast kindliche Freude an einer neuen Umgebung hat sie noch nirgends empfunden. Etwas wie eine Märchenstimmung kommt über sie, nur hat diese so ganz und gar nichts Traumhaftes, dazu ist das Lebensgefühl augenblicklich viel zu stark in ihr. Sie möchte gern irgend etwas unternehmen, am liebsten einen jener Berge ersteigen, die dort weit im Hintergrunde weiß schimmernd sich am Horizont hinziehen, oder sich ein Fischerboot mieten und nach den Ireninseln segeln, deren bizarr geformte, gefahrbringende Klippen sie gestern vom Schiff aus, bestrahlt vom glutroten Schein der untergehenden Sonne, gesehen hat. Doch auch das wird kommen, denn sie hat ganz und gar nicht Lust, hier das

unthätige Leben eines Badegastes zu führen, sie will Abenteuer erleben und Gefahren und — ach, sie weiß selbst nicht was — nur etwas Neues muß es sein, etwas, das sie noch nie erlebt hat. Sie ist der altgewohnten Verhältnisse müde — europamüde nennt es ihr Verlobter, zivilisationsmüde ihre Mutter, aber was wissen die beiden von dem Feuer, das in ihren Adern brennt!

„Sie sind vermutlich gestern mit der ‚Freya' angekommen?" hört sie da plötzlich eine Stimme in ihrer Nähe auf isländisch fragen. Wahrhaftig, der Student ist es, der sie angesprochen hat! „Sind Sie Dänin, Norwegerin oder Schwedin?" forscht er, nachdem sie bejaht hat, ungeniert weiter.

„Keins von allen," entgegnet Magda, „ich bin eine Deutsche."

„Das hätte ich nicht geglaubt. Seltsam!"

„Wieso?"

„Weil Sie das Isländische so rein aussprechen. Die Deutschen sind zwar im allgemeinen die einzigen von allen Nationen, die unsre Sprache erlernt haben, wenn sie hierher kommen, aber es dauert meist lange, bis sie den richtigen Accent haben. Die Skandinavier dagegen besitzen ihn von vornherein."

„Ich habe jahrelang in Kopenhagen gelebt und das Dänische gleichzeitig mit meiner Muttersprache erlernt," sagt das Mädchen.

„So, so!" Er legt seine Zeitung fort und tritt zu ihr. „Es ist Ihnen doch nicht unangenehm, wenn ich mich zu Ihnen setze?" fragt er.

„Bitte, im Gegenteil." Es wird Magda schwer, ein Lächeln über diese Formlosigkeit zu unterdrücken. Der „Student", wie sie ihn im stillen nennt, sieht aus wie ein vollkommener Herr, auch seine Ausdrucksweise ist durchaus die eines gebildeten Menschen, aber dabei diese wunderliche Ungeniertheit! Sie hat nichts Dreistes, eher etwas kindlich Unbefangenes, Naives. Doch da fängt er schon wieder an, sie auszufragen. „Wollen Sie hier Studien machen?" erkundigt er sich.

„Ja, nein — das heißt, ich will Land und Leute kennen lernen, Ausflüge in die Berge und zu den heißen Quellen machen, überhaupt alles sehen, was es zu sehen giebt — aber nur zu meinem Vergnügen."

„Hm," meint er, „dazu kann ich Ihnen vielleicht behilflich sein. Im Lauf der nächsten Wochen will ich nach Akureyri reisen, und wenn es Ihnen recht ist, könnten Sie sich anschließen." Da er Magdas befremdeten Blick gewahrt, fügt er, diesen richtig deutend, hinzu: „Selbstverständlich würden wir nicht allein reisen. Meine Braut und deren Vater begleiten mich, Sie könnten demnach unbedenklich mitkommen. Meine Braut —"

„Ihre Braut?" unterbricht ihn Magda. „Das ist wohl das hübsche blonde Mädchen, von dem Sie sich vorhin auf der Straße trennten?"

Er nickt. „Jawohl, das ist Kirstin Gröndal, meine Braut. Ihr Vater Egil Gröndal besaß einen großen Hof im Nordland, aber vor drei Jahren hat er ihn an seinen Sohn abgetreten und ist nach Reykjavik gezogen. Ich selbst bin Valdimar Thorlacius, Student der hiesigen Aerzteschule."

„Also giebt es hier wirklich eine Universität?" fragt Magda lebhaft. „Ich hörte so etwas, wollte es aber nicht recht glauben."

„Doch, es ist schon so, nur müssen wir zum Abschluß unsrer Studien immer noch für eine kurze Zeit nach Kopenhagen. Bei mir ist dieser Zeitpunkt gekommen, ich will in acht bis zehn Wochen dorthin. Vorher wünschen meine Eltern mich aber noch einmal zu sehen — sie haben ebenfalls einen Hof in der Nähe von Akureyri; Kirstin und ich sind Nachbarskinder — nun, und da beabsichtige ich denn in Begleitung meiner Braut und ihres Vaters nach dem Norden zu reisen, und wenn Fräulein — doch, ich darf wohl um Ihren Namen bitten —"

„Magda Volker."

„Schön. Also wenn Fräulein Volker mit uns kommen wollen, so soll es mir recht sein."

„Aber Ihrer Braut gleichfalls?" kann sich Magda nicht enthalten zu fragen. In ihren Worten weniger als ihrem Ton liegt eine kokette Herausforderung, die Valdimar Thorlacius aber nicht zu bemerken scheint. Sein Blick begegnet unbefangen dem ihrigen.

„Warum nicht? Kirstin interessiert sich für alles Ausländische, sie spricht auch etwas Deutsch und wird sich freuen, wenn sie Gelegenheit erhält, sich in dieser Sprache zu vervollkommnen. Wir haben im vergangenen Winter viel Deutsch zusammen gelesen — den Goetheschen ‚Egmont', die Dramen von Hauptmann und ‚Frau Sorge' von Sudermann."

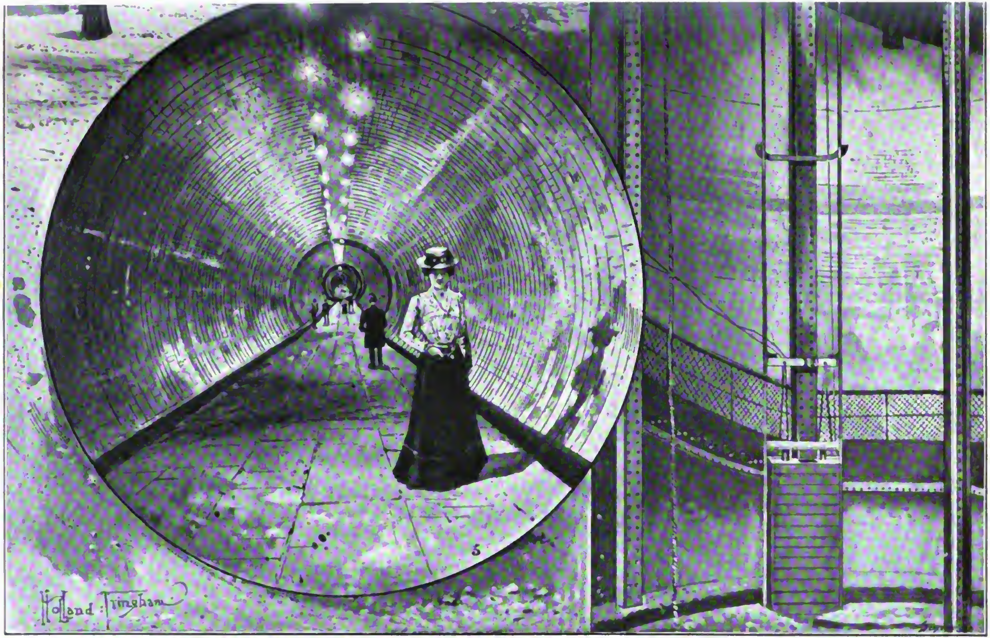
„Wo haben Sie die Bücher denn herbekommen?" erkundigt sich die junge deutsche Dame verwundert.

„Je nun, Kirstins Vater besitzt eine schöne Bibliothek, im übrigen giebt es hier in Reykjavik auch verschiedene öffentliche Bibliotheken. Aber ich sehe schon," unterbricht sich der Sprecher lächelnd, „Sie halten uns Isländer noch für Halb-Wilde. Es ist das unser Schicksal, von allen Fremden dafür angesehen zu werden."

Natürlich protestiert Magda lebhaft gegen diese Anschuldigung, aber Valdimar Thorlacius beharrt dabei, daß es doch so ist. Eine ganze Weile plaudern die jungen Leute noch über dies und jenes. Magda legt sich dabei wiederholt die Frage vor: ‚Ist das nun eigentlich ein junger Herr gleich denen meiner Heimat oder ist's doch nur ein Bauer?' Sie vermag nicht darüber mit sich ins Reine zu kommen, denn an Bildung ist der junge Thorlacius vielen ihrer gleichaltrigen heimischen Bekannten überlegen, aber an Weltgewandtheit fehlt es ihm, trotz seines höflichen, gesitteten Betragens. Er kommt ihr nicht vor wie ein erwachsener Mensch, sondern wie ein halbes Kind, wenngleich sie sich nicht Rechenschaft darüber abzulegen vermag, worin das eigentlich liegt. Vielleicht in der harmlosen Neugier, mit der er sie über ihre Privatverhältnisse ausfragt? Noch keine halbe Stunde haben sie sich unterhalten, als Valdimar bereits weiß, daß Magdas Vater vor Jahren schon gestorben ist, daß ihre Mutter sich dann bald darauf mit einem reichen Hamburger Handelsherrn zum zweiten Male verheiratet hat und daß sie, Magda, seitdem — sofern sie sich nämlich nicht auf Reisen befindet — bei einer Tante väterlicherseits in Kopenhagen lebt. Sie wundert sich selbst, daß sie ihrem neuen Bekannten das alles erzählt hat, denn Mitteilsamkeit und Offenherzigkeit gehören sonst nicht zu ihren Eigenschaften, aber wie soll man es anfangen, diesen treuherzigen Fragen auszuweichen? Nur daß sie verlobt ist, seit einem vollen Jahr schon, nur davon allein hat sie kein Wort verraten.

„Würde es Ihnen Vergnügen machen, Fräulein, wenn ich Sie ein wenig in der Stadt herumführte?" fragt Valdimar plötzlich. „Das zweite


1
2
3
4



1 Tunnelturm auf der Greenwicher Seite — 2. Oberirdischer Teil des Tunnelturmes — 3 Treppenhaus — 4 Elektrischer Aufzug — 5 Im Tunnel

Der neue Tunnel unter der Themse zwischen Greenwich und Millwall

Nach einer Zeichnung von Holland Tringham (Text Seite 824)

Frühstück giebt's hier im Hotel erst um neuneinhalb Uhr, und es ist eben acht vorbei, wir haben also noch anderthalb Stunden bis dahin."

Magda sagt lebhaft zu und eilt nach oben in ihr Zimmer, um sich Hut und Handschuhe zu holen. Vor dem Spiegel setzt sie sich ihr einfaches englisches Hütchen auf, aber dann reißt sie es wieder herunter und sucht einen breitrandigen weißen Florentiner mit einem Kranz brennend roter Mohnblumen hervor, der zu ihrem blassen Teint und ihrem nachtschwarzen Haar wundervoll steht. Auch eine Korallenkette windet sie sich um den Hals. Diese Dinge passen besser zu ihrer blaßgrauen Toilette und dem südlichen Ton ihrer Schönheit als der kleine schwarze Hut. Vergnügt nickt sie ihrem Spiegelbild zu: so wie sie jetzt eben aussieht, so festlich und fremdartig, gefällt sie sich immer am besten, und sie weiß einen, dem sie so auch stets gefällt; sein Malerauge pflegt sich dann förmlich festzusaugen an den blaßrosa Lippen, dem glanzlosen, tief in die Stirn fallenden Rabenhaar und den geheimnisvoll glänzenden dunkeln Augen. Aber an diesen einen mag sie jetzt nicht denken; er ist ja auch weit, weit fort von ihr, in Kopenhagen — das Weltmeer trennt sie.

Als sie zu Valdimar Thorlacius zurückkehrt, bemerkt sie mit Befriedigung, daß sich bei ihrem Anblick offenkundige Bewunderung in seinen Zügen ausprägt. Die Leute auf der Straße sehen dem Paar nach, und Magda vernimmt manche Aeußerung, die ihrer Schönheit gilt. Sie sind beide gleich schlank und groß, Magdas Gestalt überragt die ihres Begleiters freilich noch um ein paar Linien, doch mag das vielleicht auch auf ihre hohen Absätz e zurückzuführen sein. Wenn sie sich beim Sprechen ansehen, geht ihr Atem von Mund zu Mund. ‚Es brauchte sich keines von uns zu bücken, wenn wir uns küssen wollten,‘ fliegt es ihr durch den Sinn, gleich darauf erschrickt sie jedoch über diese Vorstellung, und ihre Wangen werden glühend rot wie die Mohnblüten auf ihrem Hut. Was für dumme Gedanken das sind — Gedanken, die ein junges Mädchen nicht hegen dürfte und eine Braut noch viel weniger!

Langsam schlendern sie durch die Straßen. Valdimar zeigt Magda die Domkirche, das Gymnasium und die Gelehrtenschule; vor dem Thinghaus, einem großen steinernen Gebäude, bleibt er stehen. „Wollen wir eintreten?" fragt er.

Sie ist sofort bereit dazu.

„Aber Sie versäumen das Frühstück. Es ist schon eine ganze Weile neun vorbei."

„Wenn auch, ich bin nicht hungrig," giebt sie zur Antwort.

So gehen sie denn hinein und sehen sich alles drinnen an. In der Front liegen der große Sitzungssaal und das Zimmer des Gouverneurs, an das seitwärts der Saal für das Oberhaus stößt; in beiden Sälen befinden sich Galerien für das Publikum. Außerdem sind noch ein paar Räume für Ausschußsitzungen und Privatgemächer für einzelne Abgeordnete da. Die Wände schmücken Gemälde, vornehmlich Ansichten isländischer und norwegischer Städte, sowie solche, auf denen bedeutsame Ereignisse aus der Geschichte des Landes dargestellt sind. Auf einem Bilde sieht man Sognefjord in Norwegen, den Heimatsort des ersten isländischen Ansiedlers. „Er hieß Ingólfr," erzählt Valdimar, „und kam im Jahre 874 mit noch einem Gefährten, der gleich ihm Weib und Kinder mit sich führte, nach Island. Als er von den Bergen über das Land schaute, gewahrte er in der Bucht, in der jetzt Reykjavik liegt, aufsteigenden Rauch, der von dem Feuer herrührte, bei dem ein paar irische Anachoreten, die einzigen Bewohner der Insel, sich ihr einfaches Mahl kochten. Danach taufte er die Bucht Reykjavik, d. h. ‚Rauchbucht‘. Anfänglich dachte er noch nicht daran, sich hier niederzulassen. Er hatte vielmehr, als er noch auf seinem Schiff Island zutrieb, ein paar Balken seines norwegischen Gehöfts, die er zu dem Zweck mitgenommen, ins Meer geschlendert und gelobt, sich dort anzusiedeln, wo sie ans Ufer schwimmen würden. Drei volle Jahre mußte man nach ihnen suchen, dann endlich fand man sie in der ‚Rauchbucht‘, wo sich nunmehr Ingólfr mit den Seinen die Heimstätte errichtete, die seiner Meinung nach die Götter selbst ihm angewiesen hatten. Erst nach vielen Jahrhunderten erstand aus der Ansiedlung die Stadt Reykjavik."

„Wie gut Sie die Vergangenheit Ihres Heimatlandes kennen," meint Magda. „Bei uns in Deutschland, wie auch in Dänemark bekümmern sich nur die Fachgelehrten um die alten Geschichten, wir Laien wissen kaum noch, was vor fünfzig Jahren an diesem oder jenem Ort geschah."

Valdimar sieht sie etwas mißtrauisch an, unsicher, ob ihre Worte Anerkennung oder Geringschätzung ausdrücken sollen, und wenn sie sich's recht überlegt, weiß sie es selbst nicht. Im Augenblick gefällt's ihr, hier allenthalben auf den Spuren der Sage und Geschichte zu wandeln, aber ob dieses Gefühl Bestand haben würde? Sie ist ein Kind der Neuzeit, und es kommt ihr so vor, als ob, wenn sie immer hier wohnen sollte, die Sehnsucht nach elektrischem Licht, nach Eisenbahnen und langen, modernen Straßenzeilen sie verzehren würde.

Gedankenvoll tritt sie ans Fenster und blickt auf die gegenüber befindliche Domkirche, zwischen der und dem Thinghaus ein eingezäunter Rasenplatz liegt. In der Mitte erhebt sich eine Bildsäule Thorwaldsens, der bekanntlich isländischer Abstammung war. „Die Stadt Kopenhagen hat das Standbild im Jahre 1874 zur Feier des tausendjährigen Bestehens Islands der Stadt Reykjavik zum Geschenk gemacht," erklärt ihr Valdimar. Darauf zeigt er seiner Begleiterin noch die Landesbibliothek und das Museum, die beide im Thinghaus untergebracht sind. Besonders das letztere interessiert Magda lebhaft. Es giebt dort prächtige alte Holzschnitzereien, kunstvolles Hausgerät, mühselige Stickereien und allerhand Produkte der Hausweberei. An ein paar lebensgroßen Puppen sind die isländischen Nationaltrachten zur Schau gestellt.

„Gegenwärtig trägt die wohl nur noch das Volk?" erkundigt sich Magda.

Valdimar schüttelt den Kopf. „Wir Männer der gebildeten Kreise kleiden uns zwar wie überall sonst in den europäischen Ländern, aber die Frauen haben vielfach die landesübliche Tracht beibehalten. Meine Braut geht für gewöhnlich im modischen Kleide, aber an ihrem Hochzeitstage wird auch sie das silbergestickte schwarze Gewand und den Faldur tragen, in dem seit altersher unsre Frauen vor den Altar treten."

„Der Faldur?" fragt das Mädchen. „Was ist das?"

„Der Kopfschmuck der Isländerinnen bei fest-

lichen Gelegenheiten. Hier können Sie ihn sehen." Dabei deutet er auf einen Glaskasten, unter dem eine weiße Leinenmütze mit vorn übergebogener Spitze liegt, über die sich ein mit Filigranzieraten besetztes Band schlingt. Rückwärts fällt ein duftiger weißer Schleier von der Mütze herab.

„Ich bin recht neugierig, Ihre Braut kennen zu lernen," meint Magda.

„Diese Neugier kann gleich befriedigt werden," erwidert er. „Kirstin ist augenblicklich bei der jungen Frau des Doktors, ihrer Schulfreundin, um ihr zum Geburtstag des Doktors Kuchen backen zu helfen. Bevor Sie ins Hotel zurückkehren, sprechen wir dort vor."

Magda war zwar mit sich im unklaren, ob sie darauf eingehen dürfe, aber schließlich mußte der junge Isländer ja wissen, was hierzulande als schicklich galt.

Das Haus des Doktors ist das nämliche, in das Magda vorhin die hübsche Kirstin hatte treten sehen. Es wird von einem kleinen Garten umgeben, in dessen Mitte ein paar Vogelbeerbäume und ein junger Ebereschenbaum stehen. Der Zaun ist mit Johannisbeersträuchern eingefaßt, neben denen sich schmale Gemüsebeete hinziehen. Die Gewächse machen sämtlich einen kümmerlichen Eindruck, üppig entwickelt erscheint nur der Rhabarber, der in riesigen Büschen um das Haus herum wächst. Da er zu den auf Island am besten gedeihenden Pflanzen gehört, so wird er allenthalben auf der Insel in Mengen gezogen. Die Frauen machen ungeheure Quantitäten davon ein und benutzen ihn zum Kuchenbacken wie zu Puddings; er vertritt bei ihnen völlig die Stelle des Beerenobstes, von dem sie nur sehr wenig haben und das daher zum Kompott für festliche Gelegenheiten aufbewahrt wird.

Auf der Hinterseite des Hauses stehen zwei Fenster offen, durch die man in die Küche sieht, in der mehrere Frauen am Backofen hantieren. Valdimar tritt an eines heran und ruft seine Kirstin. Das liebliche Gesicht des jungen Mädchens, dessen zarten Farben die Ofenhitze nichts anzuhaben vermag, erscheint sofort im Fensterrahmen, und die Köpfe des Paars neigen sich dicht zu einander. Magda will es vorkommen, als hätte sie einen Laut vernommen, der nur von einem Kuß herrühren konnte. Gleich darauf aber fahren die beiden Gesichter wieder auseinander, und jetzt — jetzt schimmert auf Kirstins Wange doch eine leichte Röte.

„Kirstin," sagt Valdimar, „hier ist eine junge deutsche Dame, die dich kennen lernen will. Fräulein Volker, kommen Sie heran, hier ist meine Kirstin — Kirstin Gröndal — Fräulein Volker!"

‚Also er versteht sich aufs Vorstellen!' denkt Magda verwundert, indem sie dem Mädchen die Hand reicht und ein paar freundliche Worte spricht. ‚Er ist doch ein richtiger Herr!' Auch die junge Doktorin ist inzwischen herbeigeeilt, um die Fremde zu begrüßen. Trotz Magdas Widerspruch ruht sie nicht eher, als bis diese ins Haus tritt. Bald darauf sitzen alle vier in dem hübschen Wohnzimmer, das mit seinen neuen, modischen Möbeln nicht anders aussieht als ein deutsches Zimmer in einem besseren Bürgerhause. Auch die Doktorin ist eine vollkommene Dame und zwar eine von nicht gewöhnlicher wissenschaftlicher Bildung. Wie Magda erfährt, hat sie kurz vor ihrer Verheiratung in Kopenhagen einen Samariterkursus durchgemacht, um ihrem Gatten in seinem Beruf assistieren zu können. Natürlich muß Magda ein Glas Wein trinken und ein Stück frischgebackenen Kuchen dazu essen, denn in Island wird kein Gast, mag er auch nur ein paar Minuten in einem fremden Hause weilen, fortgelassen, ohne etwas genossen zu haben.

Aus den paar Minuten, die Magda hier zu verweilen gedachte, wird eine Stunde, und als sie endlich aufbricht, schlägt die Uhr auf dem Domkirchenturm bereits drei. Unter dringlichen Einladungen der Hausfrau, sie recht bald wieder zu besuchen, und der Versicherung Magdas, es hieran nicht fehlen zu lassen, trennt man sich. Als sie im Hotel anlangt, findet sie den Pastor Hinrichsen und seine Gattin bereits beim Mittagsmahl, das in einem Saal des Erdgeschosses mit noch einigen Fremden, die Magda bereits vom Schiff her kennt, eingenommen wird. Die Pastorin, eine kleine, rundliche Dame, deren scharfe Züge und schmale, zusammengekniffene Lippen das alte Sprichwort, demzufolge korpulente Leute stets gutmütig sein sollen, Lügen zu strafen scheint, empfängt sie mit der in ziemlich gereiztem Ton ausgesprochenen Frage, wo sie den ganzen Vormittag über gewesen sei. Sie und ihr Mann, behauptet sie, hätten sich geängstigt, daß ihr etwas zugestoßen sein möchte. Magda berichtet, ohne sich wegen ihrer Abwesenheit zu entschuldigen, kurz ihre Erlebnisse, worauf die Stirn der gestrengen Dame sich in finstere Falten legt.

„So, so," meint sie spitz, „das ist mir recht fatal. Mein Mann und ich haben nämlich seinem hiesigen Amtsbruder, dem ersten Pfarrer an der Domkirche, Herrn Jonstón, unsern Besuch gemacht, und er und seine Gattin waren so liebenswürdig, uns für die Dauer unsers hiesigen Aufenthaltes Gastfreundschaft in ihrem Hause anzubieten. Wir nahmen die Einladung, in die Sie, liebe Magda, natürlich mit einbegriffen sind, mit Freuden an und —"

„Aber doch nicht für mich?" unterbricht sie Magda heftig.

Die Pastorin wirft ihr einen befremdeten Blick zu. „Aber selbstverständlich —"

„Das bedaure ich um Ihretwillen, da ich im Hotel zu bleiben gedenke."

Auf diese im festesten Ton gesprochene Antwort folgt für eine Weile eisige Stille, aber es ist die Stille vor dem Sturm. „Ein junges Mädchen," sagt die Pastorin dann, und ihre Mundwinkel zucken, „kann doch unmöglich allein im Hotel wohnen! Das schickt sich nicht, und ich, die ich von Ihrer Mama zu Ihrer Beschützerin während dieser Reise ausersehen bin, darf es nicht zulassen."

In Magda regt sich der Trotz, der sie bisher noch niemand sich hat unterwerfen lassen. Wenn sie dem ersten Impuls gefolgt wäre, so würde sie dieser Frau eine Antwort gegeben haben, die ihren beiderseitigen Beziehungen mit einem Schlage ein Ende gemacht hätte. Daß sie es nicht thut, hat sie nicht ihrer Selbstbeherrschung zu danken, sondern etwas ganz anderm — etwas, das ihr diese kleinlich denkende, herrschsüchtige Frau und ihr Urteil über sich plötzlich so namenlos unwichtig erscheinen läßt. ‚Wozu sich aufregen darüber!' denkt sie, ‚es ist ja nicht der Mühe wert!' Und laut sagt sie, so gleichmütig, daß sie sich selbst darüber wundert: „Sie vergessen, Frau Pfarrer, daß dies nicht zum erstenmal ist, daß ich allein im Hotel wohne. Ich

war ohne Begleitung im Orient, in Spanien und in Norwegen, und daß ich mich für diese Reise Ihnen anschloß, geschah meiner Mutter zu Gefallen. Aber diese hat sich wohl die Verhältnisse hier anders vorgestellt, denn sonst würde sie es kaum verlangt haben. Im übrigen bin ich längst mündig und selbständig und kann thun, was ich will."

„Ja, aber," fällt der Pfarrer ein, der gern einem Zerwürfnis zwischen seiner Frau und Magda vorbeugen möchte, „warum wollen Sie denn nicht die Gastfreundschaft meines Amtsbruders annehmen, liebes Kind? Sie wären dort sicher besser aufgehoben als hier."

„Das glaube ich gern, aber ich mag mich nicht binden," giebt sie zur Antwort.

Die Pastorin öffnet die Lippen, als wollte sie etwas sagen, schließt sie aber sofort wieder. Magda möchte darauf schwören, daß die erzürnte Dame eben eine Anspielung auf das Unpassende ihres heutigen Beisammenseins mit Valdimar Thorlacius hatte machen wollen. „So werde ich Ihrer Mama schreiben, daß ich unter diesen Umständen keine Verantwortung für Sie zu übernehmen vermag," spricht sie steif.

„Das verlangt auch niemand von Ihnen," versetzt das Mädchen hochmütig.

„Nun, nun," interveniert der gutmütige Pfarrer abermals, „wenn Fräulein nicht mit uns herüberziehen will, so hindert das doch immer noch nicht, daß wir recht viel zusammen sind. Nicht wahr, liebes Kind?"

„Gewiß, Herr Pastor," sagt sie freundlich, denn der Mann thut ihr leid. Sie weiß ganz genau, daß, sowie das Ehepaar allein ist, die teure Gattin ihn mit Vorwürfen überhäufen wird, weil er ihr nicht geholfen hat, die Widerspenstige zur Raison zu bringen. Im Grunde hat sie den Pfarrer gern, was freilich nicht hindert, daß sie ihn belächelt, weil er sich so vor dem ehelichen Pantoffel ängstigt.

Wenn Pastor Hinrichsen gemeint hat, daß er und seine Gattin häufig mit ihrem schönen Schützling zusammen sein würden, so sieht er sich in dieser Annahme getäuscht. Magda macht dem Domprediger einen Anstandsbesuch und folgt im Laufe der nächsten Wochen auch noch ein paarmal seiner Einladung, aber damit hat's auch sein Bewenden. Und außerhalb des Pfarrhauses sieht sie das Hamburger Ehepaar gleichfalls nicht. Sie verbringt überhaupt den größten Teil ihrer Zeit mit Valdimar Thorlacius und dessen Angehörigen und Freunden.

Zu der blonden Kirstin ist sie in ein nahezu schwesterliches Verhältnis getreten, sie treibt mit ihr fremde Sprachen und Musik, und Kirstin lehrt sie dafür die alten kunstvollen Stickereitechniken ihrer Heimat, in denen sie es zur Meisterschaft gebracht hat. Magda hat sich unter ihrer Anleitung einen prächtigen Sammetgürtel mit stilisierten Eichenzweigen in Silberstickerei und noch allerhand niedliche Kleinigkeiten angefertigt. Meist sitzen die beiden Mädchen in der Glasveranda vor Kirstins väterlichem Hause, lesend oder stickend, und sobald Valdimar Zeit hat, leistet er ihnen Gesellschaft. Wenn ein dänisches Schiff im Hafen von Reykjavik liegt und die Matrosenkapelle, wie es dort üblich ist, vor dem Standbild Thorwaldsens auf dem Platz zwischen der Domkirche und dem Thinghaus konzertiert, dann gehen Magda und Kirstin in festlichem Putz zwischen den andern jungen Mädchen um den Platz herum und erlaben sich an Wein und Kuchen, die Valdimar ihnen bei einem fliegenden Händler kauft. An den Sonntagen aber reitet Magda in Begleitung des Brautpaares auf die umliegenden Dörfer. Es ist das das beliebteste Feiertagsvergnügen der Isländer, die scharenweise von einer Ortschaft zur andern ziehen, allenthalben einkehren, etwas genießen und hier und dort sich wohl auch eine Weile bei Spiel und Tanz unterhalten. Die Gasthäuser sind an den Sonntagen in Island geschlossen, aber die Bauern haben sich sämtlich auf den Besuch der Ausflügler eingerichtet, sie schmücken ihre Zimmer mit frischem Laub und halten Wein, Bier, Gebäck und kalte Speisen vorrätig. Unterwegs aber läßt man die kleinen, flinken Pferde so rasch laufen, wie sie nur können, und veranstaltet fortwährend förmliche Wettrennen. Magda ist zu jeglicher Kurzweil aufgelegt und macht alles mit, beim Wettreiten thut sie es allen zuvor und erntet dafür Anerkennung von jedermann. Nach wenigen Wochen giebt es kaum einen Menschen in Reykjavik, der die flotte junge Deutsche mit dem Rabenhaar und den Flammenaugen nicht kennt. Wenn Kirstin nicht so sanft und liebenswürdig wäre, würde sie neidisch auf die Erfolge der Freundin sein, aber sie besitzt so ganz und gar keine Anlage zur Eifersucht und gönnt jener von ganzem Herzen die Bewunderung der Leute. Daß niemand Magda aber mehr bewundert als Valdimar, das bemerkt sie kaum, und wenn sie es thäte, so würde sie es nur selbstverständlich finden. Ihrer Ansicht nach ist die Freundin ihr ja an körperlichen und geistigen Vorzügen weit überlegen, Valdimars aber fühlt sie sich sicher.

Magda wundert sich zuweilen, daß Kirstin so unverändert heiter bleibt, wenn ihr Liebster und sie selbst sich oft stundenlang über wissenschaftliche Fragen unterhalten und in ihrem Eifer die Anwesenheit der blonden Kleinen fast vergessen. „Bist du nicht bange, wenn dein Bräutigam jetzt bald nach Kopenhagen geht, um seine Studien zu Ende zu führen, und du ihn fast ein Jahr lang nicht siehst?" fragt Magda sie einmal.

„Bange?" wiederholt Kirstin erstaunt. „Warum das?"

„Nun, er sieht dort doch viele andre Mädchen und Frauen, und du — du bist fern von ihm."

„Du meinst, daß er mir untreu werden könnte? Unsre Studenten, die nach Kopenhagen gehen, haben alle Bräute daheim, aber daß einer der seinigen untreu geworden ist, geschah noch nie. Das ist überhaupt ganz unmöglich," fügt das Mädchen mit leisem Lächeln hinzu.

„Wieso ist das unmöglich?" forscht Magda.

Kirstin überlegt eine Weile, dann erwidert sie: „Unsre Herzen sind durch einen Zauber gebunden. Hast du noch nie vom Liebeszauber vom Gléraфoß gehört?"

Magda vermag sich nicht zu entsinnen und möchte gern Näheres darüber wissen, aber Kirstin antwortet ausweichend, und jene mag nicht in sie dringen. —

Es ist beschlossen worden, daß Magda, die den Sommer über auf Island zu bleiben gedenkt, im Oktober zusammen mit Valdimar nach Kopenhagen reisen soll. Sie hat ihm versprochen, ihn dort bei ihren Freunden und Bekannten einzuführen und vor allem die Aufmerksamkeit einiger Professoren

der medizinischen Fakultät auf ihn zu lenken. Vermöge ihrer Konnexionen in den maßgebenden Kreisen hofft sie ihm nützlich sein zu können. Wenn er von Kopenhagen zurückkehrt, soll Hochzeit sein, worauf er sich in Akureyri, wo ein Arzt fehlt, niederzulassen gedenkt. Beide Verlobte freuen sich, daß sie dann wieder in ihre Kinderheimat zurückkehren, von deren Reizen sie Magda schon viel erzählt haben. Ursprünglich wollte man erst gegen Ende des Sommers die beabsichtigte Reise zu Valdimars Eltern unternehmen, da Herr Egill Gröndal, Kirstins Vater, aber zu Katarrhen neigt und sich daher vor den tagelangen Ritten in der herbstlichen Witterung fürchtet, so kommt man überein, das schöne, warme Juliwetter zur Ausführung des Planes zu nutzen.

Magda freut sich wie ein Kind auf die Reise, außerdem ist es ihr aber auch sehr angenehm, aus der Nähe der Pastorin Hinrichsen zu kommen. Sie sieht sie zwar nur von weitem, aber sie spürt ihre stete Ueberwachung. Wiederholt sind Briefe von ihrer Mutter eingetroffen, in denen sie gewarnt wird, ihren Ruf in Gefahr zu bringen. Auf Magdas frisch aufquellendes Glücksempfinden fallen solche Aeußerungen, bei denen es nicht an Anspielungen auf ihr Verhältnis zu Valdimar Thorlacius fehlt, wie giftiger Mehltau. Man hat ihr früher oft Koketterie zum Vorwurf gemacht, und in allen großen Städten, in denen sie zeitweise lebte, gab es stets einige Damen, die sie um ihrer Anziehungskraft auf die Männer willen haßten und sie zum Gegenstand von Klatschereien machten, doch war ihr das immer gleichgültig gewesen; diesmal aber kränkt sie sich über das Mißtrauen der Mutter, weil sie von der Reinheit ihrer Beziehungen zu Valdimar überzeugt ist. Weiß Gott, was die Pastorin nach Hamburg geschrieben hat! Die Mutter, deren Herz und Gedanken ganz von der Liebe zu ihrem zweiten Gatten und den beiden Kindern, die sie ihm geschenkt hat, ausgefüllt sind, kümmert sich doch sonst nicht um ihr Thun und Treiben! Noch mehr aber beunruhigt sie es, daß auch ihr Verlobter an ihr zu zweifeln scheint. In seinen Briefen ist ein seltsam gereizter Ton, der gar nicht zu seiner sonstigen kühl gelassenen Art paßt. Magda bekommt seit einiger Zeit regelmäßig Herzklopfen, wenn sie auf einem der eingelaufenen Schriftstücke seine feine, krause Handschrift erkennt.

Am Abend der Abreise nach Akureyri langt wieder solch ein Brief an. Das Stubenmädchen bringt ihn ihr, als sie oben auf ihrem Zimmer den Koffer für morgen packt. Magda will zuerst den Brief ungelesen in die Tasche stecken, aber dann bricht sie ihn doch auf. Der Ton des Schreibens weicht diesmal ganz von den vorigen ab, er ist viel weicher und liebevoller. Egon von Wernitz bittet sie, nicht den Sommer auf Island zu bleiben, sondern so bald wie möglich zurückzukehren und endlich den Hochzeitstag zu bestimmen. Zwei volle Jahre, schreibt er, habe sie diesen unter allerhand Ausflüchten ständig verschoben, jetzt möge sie ihn, den Verlobten, aber nicht länger mit nichtigen Versprechungen hinhalten. Er sehne sich nach seiner Geliebten und nach einer Häuslichkeit; dieser unsichere Zustand mache ihn krank und nervös und bringe ihn auch in seiner Kunst zurück, denn fern von ihr könne er nichts schaffen. Zum Schluß fleht er sie im Namen ihrer beiderseitigen Liebe an, ihn nicht wieder so lange wie das letztemal ohne Antwort zu lassen, sondern ihm sofort, wenn auch nur mit wenigen Zeilen, zu schreiben, daß ihr Herz ihm ungeteilt gehöre.

‚Habe ich ihn denn so lange ohne Antwort gelassen?‘ fragt sich Magda erstaunt. Sie überlegt und findet zu ihrer eignen Verwunderung, daß seine Vorwürfe nur zu begründet sind. Schon tritt sie zum Schreibtisch, um mit ein paar herzlichen Worten seinem Bangen ein Ende zu machen, dann aber denkt sie: ‚Nein, heute noch nicht — zuvor muß ich mir klar sein. Klar? Worüber?‘ Sie fragt sich's selbst, aber sich die Antwort darauf zu geben, scheut sie sich.

Am Abend nach dem Essen macht Magda noch mit Valdimar und Kirstin einen Spaziergang nach den nahe der Stadt gelegenen heißen Quellen. Zuerst führt der Weg eine gut gehaltene Chaussee entlang, zu deren Linken sich sumpfige Wiesen bis zur Hafenbucht hin erstrecken, rechts dagegen sieht man ein altes Lavafeld. Beim Vollmondschein, der breit und weiß auf der grauen Ebene liegt, von der sich einzelne Blöcke scharf vom Horizont abzeichnen, erscheint es endlos weit und dabei so öde und still, daß man fast den Eindruck eines einsamen, verlassenen Friedhofs empfängt. Nur ein paar Vögel kreisen mit schrillem Schrei darüber hin. Magda, die die Scenerie sehr stimmungsvoll findet, setzt sich auf einen Lavablock, und Kirstin nimmt, sich an sie schmiegend, neben ihr Platz, Valdimar aber lagert sich zu beider Füßen.

Jetzt zieht eine Wolke über das blasse Nachtgestirn, und in der Dämmerung, die darauf folgt, sieht die Gegend noch gespenstischer aus als zuvor. Das lustige Geplauder der drei verstummt, in eigentümlicher Beklommenheit hängt jedes für sich seinen Gedanken nach. Da hebt plötzlich Valdimar zu singen an, erst mit halber Stimme, dann lauter und voller. Magda kennt das Lied, es ist einer Dichtung des isländischen Poeten Grimur Thomsen entnommen und behandelt die Sage von Gunnlaug Schlangenaug und der schönen Helga, seiner Geliebten. Als Helga zum Sterben kommt, breitet sie Gunnlaugs Gabe, den Scharlachmantel, über sich aus und spricht:

„Trennen mag mit starken Händen
Nornenmacht, was hier sich liebt:
Doch wenn wir das Leben enden,
Muß auch ihre Kraft sich wenden,
Keine Trennung mehr es giebt.“

Bei den letzten Worten ist der Mond wieder aus den Wolken getreten, und von neuem glaubt Magda auf einen unendlichen Friedhof voller Leichensteine zu schauen. Valdimars Gesicht, das zum Himmel emporgerichtet ist, erscheint wunderlich weiß und glänzend in der spukhaften Beleuchtung.

„Keine Trennung mehr es giebt!“ spricht Kirstin, den Schluß des Liedes wiederholend, leise. Doch niemand antwortet ihr. „Wenn zwei sich lieben, kann auch hier auf Erden nichts sie trennen,“ fährt das Mädchen träumerisch fort, „und wenn nur einer von beiden stirbt, dann bleibt doch der Folgegeist des andern bei ihm.“

„Der Folgegeist?“ fragt Magda, und ein Grauen überkommt sie. „Was ist das?“

„Jeder Mensch,“ erwidert Kirstin, „hat seinen Folgegeist, in dem sich seine Seele verkörpert, und der tröstet den zurückbleibenden Liebenden beim Tode des Geliebten über dessen Verlust. Freilich erscheint er dem Ueberlebenden nur dann, wenn die

beiden Liebenden sich durch den Liebeszauber vom Glérafoß verbunden haben . . ."

„Erzähle Fräulein Magda keine Märchen, sie lacht doch nur über deinen Aberglauben," fällt Valdimar rauh ein.

Das blonde Kind blickt ihn ganz erschrocken an, denn so unfreundlich hat er noch nie zu ihr gesprochen. „Aberglauben?" meint sie fast ängstlich. „Der Liebeszauber ein Aberglauben? Mag sein, daß er denen so erscheint, die nicht in Island geboren sind, aber du, Valdimar, bist ein Isländer. Unser beider Wiegen standen nahe am Glérafoß, und schon als Kinder haben wir sein Wasser getrunken. Du hast immer an dessen Kraft geglaubt, Valdimar, und ich weiß es recht gut, daß du's noch thust. Du solltest drum nicht drüber spotten."

„Spotten? Thue ich das?" fragt er finster. „Es fällt mir nicht ein, denn in diesen alten Ueberlieferungen ist eine furchtbare, grausame Gewalt. Wir bilden uns ein, kraft unsrer Bildung uns von ihrem Einfluß frei gemacht zu haben, und unterstehen ihm doch — nicht weil wir an die Rache der Geister glauben, sondern aus Furcht vor der Meinung des Volkes, also aus Schwäche."

„Valdimar!" ruft die junge Braut erschrocken.

„Ich habe noch keinen gesehen, der nicht mit seiner Verlobten vom Wasser des Glérafoß getrunken und sie nicht nachher geheiratet hätte," fährt Valdimar langsam fort.

Kirstin atmet erleichtert auf. „Nun siehst du," sagt sie heiter, „ich wußte ja, daß du nur so redest, und daß dir im Grunde deines Herzens der Liebeszauber vom Glérafoß nicht minder heilig ist wie mir." Sie ist jetzt ganz beruhigt; da Valdimar gerade das Antlitz abwendet, kann sie nicht sehen, wie bleich und gequält seine Miene ist. Magda versteht ihn desto besser. Keinen Augenblick verhehlt sie es sich, daß alles, was er zuletzt gesprochen hat, auch das Lied, das er sang, eine verhüllte Liebeserklärung für sie selbst war, aber eine, die gleichzeitig den Verzicht in sich schloß. ‚Ich liebe dich, nur dich allein, aber ich habe nicht den Mut, dem verdammenden Urteil der Menschen zu trotzen und dem Kinde, dessen Seele mir gehört, das Herz zu brechen. Wir dürfen nie Mann und Weib werden, aber dennoch bleibe ich im Leben wie im Tode dein!' Das war's, was er ihr hatte sagen wollen.

Auf dem Heimweg plaudert nur Kirstin allein, die beiden andern schreiten stumm und gedrückt neben ihr her. Als man sich vor dem Hotel trennt und Valdimar Magda die Hand reicht, hört sie ihn kaum vernehmbar an ihrem Ohr flüstern:

„Trennen mag mit starken Händen
Nornenmacht, was hier sich liebt;
Doch wenn wir das Leben enden,
Muß auch ihre Kraft sich wenden,
Keine Trennung mehr es giebt."

„Was sprichst du da?" fragt Kirstin, die sich wundert, daß Valdimars und Magdas Hände sich gar nicht voneinander lösen wollen.

„Ich? Sprach ich etwas?" meint er versonnen. „Ich weiß nichts davon."

Kirstin lacht hell auf. „Mir scheint's, Schatz, du bist schon im Reich der Träume. Wir hätten nicht so spät noch spazieren gehen sollen, denn morgen heißt's früh aufstehen. Was soll daraus werden, wenn du keine Zeit mehr hast, dich auszuschlafen?"

„Keine Sorge," giebt er kurz zurück, „die Nacht wird mir nur zu lang sein . . ."

Auch Magda wird sie lang, die Nacht, wie noch keine in ihrem Leben. Sie weiß es jetzt nur zu gut, worüber sie sich hatte klar werden wollen, bevor sie an ihren Verlobten schrieb, um seine bangen Zweifel zu lösen! Während sie fiebernd vor Erregung in ihrem Bett liegt und auf das Ticken der Uhr horcht, fragt sie sich immer und immer wieder, wie es nur möglich sein konnte, daß sie, die Kluge, Erfahrene, sich so lange über ihr eignes Herz zu täuschen vermochte! Aber liebt sie Valdimar denn wirklich? Sie hat doch auch Egon von Wernitz zu lieben gemeint, und wenn das ein Irrtum war, wer bürgt ihr dafür, daß dies neue Gefühl echt ist?

Mit heißem Bemühen sucht sie sich das Bild des Verlobten vor die Seele zu rufen: die schlanke, hohe Gestalt in ihrer vornehmen, lässigen Anmut, das schmale, bräunliche Gesicht, das der spitze Kinnbart noch schmaler erscheinen läßt, den weichen Mund und die bald spöttisch, bald schwärmerisch blickenden Augen. Wie einer von jenen Malern der Renaissancezeit, die sich um die üppigen Höfe der Mediceer drängten, sieht er aus, und wie diese auch vereinigt er den Künstler und den Kavalier in seiner Person. Gerade diese Mischung war's, die sie fascinierte vom ersten Augenblick an, da sie ihm in einer Hamburger Gesellschaft begegnete. Und als sie ihn dann in Kopenhagen, wohin er gekommen war, um das Porträt einer hohen Dame zu malen, wiedersah, wie flog ihr Herz ihm entgegen! Und von Tag zu Tag wirkte seine Eigenart stärker auf sie. Verliebt war sie in ihn gewesen wie ein sentimentaler Backfisch, sie mit ihren fünfundzwanzig Jahren! Die ganze Welt versank um sie, sie dachte nur an ihn, lebte nur in den Stunden, in denen sie ihn sah, er war der Held ihrer Mädchenträume, ihr Ideal. Und nun soll dies alles vorbei sein, weil ein andrer in ihrem Gesichtskreis aufgetaucht ist, der von jenem nicht einen einzigen Zug hat, der ihrem Ideal so ganz und gar nicht gleicht?

Was heißt Ideal? Jeder Mann, den ein Weib liebt, scheint ihr's zu sein. Als sie Egon von Wernitz liebte, meinte sie, daß sie körperliche Distinktion, geistige Feinheit und künstlerische Genialität allein an Männern zu bewundern vermöchte, und heute gelten sie ihr nichts gegenüber der herben, kühlen Ruhe, der Kraft und durchsichtigen Klarheit Valdimars, dieses echten Sohnes seiner nordischen Insel. Vielleicht würde sie ihn nicht lieben, wenn er nicht so ganz das Gegenteil der Männer, die sie kannte, und vor allem ihres Verlobten gewesen wäre. Ihre abwechslungsbedürftige Natur verlangte nach neuen Eindrücken, nach neuer Umgebung und neuen Menschen. Dies Begehren trieb sie nach Island, und das auch war's, was sie Valdimar . . . ‚Nein, nein, es ist doch nicht so!' schreit's in ihr. ‚Ich liebe ihn, weil ich ihn liebe — dafür giebt's keine Erklärung. Ich liebte ihn vom ersten Augenblick an, da ich ihn sah, ohne seine Eigenschaften zu kennen, und ich werde ihn immer lieben und kann nicht von ihm lassen. Wenn er zu schwach ist, sich von dem Mädchen frei zu machen, dem er sich schon als halbes Kind verlobt hat, so werde ich ihn von ihr losreißen. Was frage ich nach dem Urteil der Leute und nach dem Glück oder Unglück der blonden Kirstin? Jeder ist sich selbst der Nächste!'

Aber wird sie das Leben auf dieser Insel auch ertragen können? Ein paar Monate lang ist das ganz schön, aber für ein ganzes Leben? Und wenn's noch in Reykjavik wäre, wo es geistige Interessen, wissenschaftliche und künstlerische Vereine giebt! Aber in Akureyri, im Nordland, mitten unter Bauern! Magda hat nur eine schwache Vorstellung vom Nordland, sie denkt sich's wie eine öde Wildnis, in der die Eingeborenen auf keiner höheren Kulturstufe stehen als die Eskimos oder die Indianer in Patagonien. Sie schaudert, wenn sie sich das Dasein dort auszumalen sucht, aber ... Wenn sie ihn überredete, mit ihr von Island fortzugehen? Ob es ihrer Liebe nicht gelingen möchte, ihn seiner Heimat abtrünnig zu machen? ... Sie sinnt und sinnt, macht Pläne und verwirft sie wieder, und dazwischen spricht sie immer von neuem: ‚Ich lieb' ihn, ich lieb' ihn, und wenn ich ihn um geringeren Preis nicht haben kann, dann zieh' ich auch in die Wildnis mit ihm, nach Akureyri.'

Allmählich verwirren sich ihre Gedanken, der Gott mit dem Mohnstengel drückt ihr mit milder Hand die Augen zu, aber noch im Einschlafen, auf der Grenze zwischen Traum und Wachen, hört sie Valdimars Stimme an ihrem Ohr flüstern:

„Trennen mag mit starken Händen
Nornenmacht, was hier sich liebt;
Doch wenn wir das Leben enden,
Muß auch ihre Kraft sich wenden,
Keine Trennung mehr es giebt."

•

Am nächsten Morgen bricht die Gesellschaft schon frühzeitig auf. Trotz der halb durchwachten Nacht sieht Magda frisch und lebhaft aus. Sie hat für die Reise gleich Kirstin isländische Tracht angelegt, nur wählte sie nicht wie jene die üblichen schwarzen Kleider mit Silberstickerei; ihre Jacke und ihr Rock sind vielmehr aus hellblauem Tuch gefertigt, mit Goldlitzen verziert, und der Brustlatz und die Schürze purpurrot. Auf dem hochaufgetürmten Haar trägt sie eine spitze weiße Mütze, die ein Goldband auf dem Scheitel festhält. So erscheint sie in dieser farbenprächtigen Tracht auch einer Südländerin ähnlicher als einer Tochter Islands.

„Wie schön du bist!" sagt Kirstin bewundernd. „Ich sehe neben dir glänzendem Paradiesvogel aus wie eine unscheinbare nordische Möwe. Nicht wahr, Valdimar, habe ich nicht recht?"

Er bleibt die Antwort schuldig, aber sein Blick, der die beiden Mädchen streift, drückt deutlich aus, daß er die Ansicht seiner Braut teilt. Und doch ist auch Kirstin reizend in ihrer zarten, kindlichen Lieblichkeit, mit den strahlenden blauen Augen und dem Haar von der Farbe reifer Aehren; manch einer würde ihr vielleicht den Vorzug vor der anspruchsvolleren Erscheinung Magdas gegeben haben, deren Blick häufig etwas Stechendes, Lauerndes hat.

Während der Reise mit ihren Strapazen und den vielen neuen Eindrücken, die sie Magda bietet, kommt der Sturm in ihrem Innern etwas zur Ruhe. Wenn man tagsüber geritten ist und abends in ein Bauerngehöft oder ein Wirtshaus gelangt, um dort zu übernachten, hat man so großes Verlangen nach Speise, Trank und Schlaf, daß man gar keine Gedanken für andres übrig behält. Auch Valdimar scheint, für den Augenblick wenigstens, seiner Leidenschaft Herr geworden zu sein; er ist freundlich, fast zärtlich zu seiner Braut und voll ritterlicher Aufmerksamkeit für Magda. Im großen und ganzen aber beschäftigt er sich weniger mit den beiden Mädchen als mit seinem Schwiegervater, mit dem er lange, tiefsinnige Gespräche über altisländische Litteratur unterhält. Magda kann sich gar nicht genug darüber wundern, mit welchem Eifer diese Männer Gegenstände, die ihnen doch seit ihrer frühesten Kindheit vertraut sind, immer wieder diskutieren und ihnen stets neue Seiten abgewinnen. ‚Ist das nun Beschränktheit oder Gründlichkeit?' fragt sie sich, ohne zu dem naheliegenden Schluß zu kommen, daß ein nach außen hin abgeschlossenes Dasein in räumlich enger Umgebung auch natürlich eine größere Vertiefung bedingt. Wie oft hat sie Egill Gröndal und Valdimar Thorlacius nicht schon über die in poetischer Form übersetzten Psalmen Hallgrimur Pjetúrstons sprechen und streiten hören! Stundenlang erörtern sie während des Rittes eine Unklarheit in irgend einer Strophe, und am nächsten Morgen, kaum daß sie von der Herberge aufgebrochen sind, geht die Sache wieder von neuem los. Magda möchte gern wissen, wie sich Kirstin innerlich zu diesen Gesprächen stellt. Diese wirft nur selten ein Wort ein, hört aber mit einer Miene tiefster Ehrfurcht zu, wie sie etwa die Jünger Platos gezeigt haben mögen, wenn sie, zu den Füßen des Meisters sitzend, dessen Offenbarungen lauschten.

Viel Wunderbares und Großartiges, das sie nie vergessen wird, sieht Magda unterwegs. Bald führt der Weg durch öde Lavafelder, wo jede Vegetation erstorben ist, bald durch grünende Wiesen, von wild rauschenden Flüssen durchströmt, oder auf schmalen Gebirgspfaden empor, von denen man die Aussicht auf schneebedeckte Felder, schaurige Höhlen, in denen „der Drachen alte Brut" zu hausen scheint, schäumende Wasserfälle und weit im Hintergrunde das blaue Meer hat. Einen überwältigenden Eindruck macht es, wenn man von diesen Gebirgsstöcken aus am Abend die Sonne in den Fluten versinken sieht. Feurig rot erscheint sie, und noch wenn sie verschwunden ist, ruht ein flammender Streifen dort, wo der Horizont sich vom Wasser trennt. Dann plötzlich leuchtet es im Westen auf, und Strahlenbündel wie aus flüssigem Gold schießen aus den Wogen auf, tauchen in ihnen unter und sprühen wieder empor. Die ganze Landschaft ist wie von einem Feuerschein übergossen, blaue, grüne und gelbe Lichter erglänzen hier und dort, und selbst der Himmel und die Wolken schimmern in allen Farben des Regenbogens.

„Die deutschen Gelehrten, die dies Farbenspiel sehen, nennen's die Waberlohe," sagt Valdimar zu Magda, als sie wieder einmal ihre Bewunderung des herrlichen Anblicks ausspricht. „Sie meinen, Wagner müsse das Schauspiel im Traume genossen haben, denn nimmer könnte sonst die Idee der Waberlohe in seinem Kopf entstanden sein."

„Schön ist's," erwidert Magda, „schön und erhaben, aber dennoch hat's etwas Unheimliches, Beklemmendes für mich. Ich weiß nicht, wie es zugeht, aber jedesmal, wenn ich diese glutroten, flammenden Lichter sehe, überkommt mich eine Sehnsucht nach frischem grünen Laub und bunten Blumen. Es macht mich traurig; mir ist's dann, als gebe es keinen Frühling hier, als befände ich mich in einer unterirdischen Höhle mit Wänden von gleißendem Edelgestein, aus der ich nie wieder ans helle Licht des Tages heraufzugelangen vermöchte."

Valdimar wirft ihr einen mißbilligenden Blick zu. „Da erkennt man, wie verschieden das Gleiche auf die Menschen wirkt," meint er verstimmt. „Uns Isländern erhebt dies Schauspiel die Seele und macht sie leicht und froh."

„Leicht und froh?" wiederholt das deutsche Mädchen sinnend. „Ich denke manchmal, ihr hier kennt keinen rechten Frohsinn, oder wenigstens ist es ein andrer Frohsinn als der unsre, das liegt wohl an euerm schönen, sagenhaften, aber dennoch düsteren Land, das keine Leichtherzigkeit in den Menschen aufkommen läßt."

Valdimar blickt eine Weile überlegend vor sich hin, dann rezitiert er eine Strophe aus den Dichtungen Matthias Jochumssons über die Besiedelung Islands:

> „O Landnahmsalter, meines Landes Kinderzeit,
> Du leuchtest wie die Sonne auf die Erde weit,
> Du scheinest übers blumenreiche Land
> Und übergießest mit rotem Golde Berg und Sand;
> Mit süßem Duft und Sang aus Vögleins Brust
> Entzündest, Frühlingslicht du, Frühlingslust,
> Weckst allzeit auf die Herzen jung und alt,
> Die vorher tot gewesen, eiseskalt."

„Die Stimmung, die diese Verse wiederspiegeln, hat Island noch nie in mir hervorgerufen," sagt Magda.

Den ganzen Abend über, der auf dies Gespräch folgt, vermeidet Valdimar, an Magda das Wort zu richten. Er hat ihr diese Aeußerungen, die ihm auf eine Geringschätzung seiner geliebten heimischen Insel zu deuten scheinen, bitter übelgenommen und läßt sie das merken. Und doch irrt er sich, denn das zeitweilige Grauen, das ihr die Natur Islands einflößt, steigert nur ihren Enthusiasmus und ihre Bewunderung für dies seltsame nordische Land. In all das, was sie umgiebt, die Menschen mit eingeschlossen, ist ihrer Auffassung nach ein sensationelles Element gekommen, das ihr ein wohliges Gruseln erregt. Auch Valdimar erscheint ihr jetzt auf der Reise als ein andrer denn vordem in Reykjavik; unter Verhältnissen, die immerhin den heimatlichen ähnelten, bewunderte sie an ihm die ruhige Kraft, Klarheit und Einfachheit seines Wesens, jetzt, inmitten einer wilden Scenerie von Schluchten und Höhlen, die seine und Kirstins Erzählungen mit Fabelwesen, Drachen, Trollen und Elben bevölkern, umtost von dem Brausen und Brüllen heißer Springquellen, die plötzlich, wenn man's am wenigsten ahnt, aus der Erde hervorbrechen, um ebenso schnell wieder zu verschwinden, leiht ihre Phantasie ihm selbst elbische Züge. Aber damit wird er nur um so interessanter für sie.

Doch, wie soll er das ahnen! Was weiß er, der alle Frauen mehr oder minder nach seiner sanften, kindlichen Kirstin beurteilt, von der Sensationslüsternheit und nervösen Einbildungskraft einer modernen Dame von Magdas Art! So heiß die beiden sich zu lieben meinen, so wenig verstehen sie sich im Grunde. Die kleine Spannung zwischen ihnen ist jedoch bald ausgeglichen, das, was davon zurückgeblieben, hat ihr gegenseitiges Empfinden vielleicht sogar noch mehr erhitzt, ungefähr so, wie nach einem ersten Zank zwischen einem jungen Ehepaar das Verhältnis für den Augenblick noch inniger und zärtlicher erscheint. Von Magda zum mindesten ist die schöne Ruhe vom Anfang der Reise her völlig gewichen, und es kommt ihr so vor, als ob bei Valdimar das gleiche der Fall sei. —

An einem warmen, sonnigen Nachmittag langt die kleine Reisegesellschaft auf dem Thorlacinsschen Hof an. Er ist viel stattlicher, als Magda ihn sich vorgestellt hat. Das Haus ist, trotzdem es aus dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts stammt, aus Steinen erbaut, geräumig und wohnlich, und die innere Einrichtung verrät Wohlhabenheit und künstlerischen Sinn. Dunkles Täfelwerk bekleidet die Wände, die Decken sind mit bunten Blumen bemalt, und den Fußboden bedecken dunkle Teppiche, Erzeugnisse isländischen Hausfleißes. In einzelnen Zimmern führen geschnitzte Treppen im Drachenschnitt zum oberen Stockwerk oder zu Galerien, die die Wände umlaufen, zuweilen auch zu nischenartigen Sitzen von kanzelähnlichem Aussehen empor. Ueberall aber steht Urväterhausrat umher, kunstvolle Holzschnitzereien, wunderlich geformte Thonkrüge und Truhen, mit Decken belegt, die mit altnordischen Motiven bestickt sind. Magda weiß, daß vielen Stücken ein Platz in Sammlungen und Museen gebührte, sie bewundert alles, aber doch findet sie, daß das Haus etwas düster sei.

Das Thorlacinssche Ehepaar empfängt die Fremde, die ihr Sohn ihnen mitbringt, nicht minder herzlich als diesen, seine Braut und deren Vater. Sie sind beide hochgebildet in ihrer Art und besitzen dieselbe Neigung zur Vertiefung in die Dinge, die in ihrem Gesichtskreise liegen, wie Valdimar und der alte Gröndal. Im Hause befindet sich ein Harmonium, auf dem Valdimars Schwester, die fünfzehnjährige Sorin, allabendlich spielt; zuweilen singen auch Valdimar und Kirstin alte isländische und norwegische Lieder, und der alte Thorlacins begleitet sie dazu auf der Geige. Magda scheint es ganz wunderlich, daß sie, deren musikalische Begabung in dem anspruchsvollen Kopenhagen allseitig anerkannt war und die oft in Konzerten mitgewirkt hat, hier zur bloßen Rolle der Zuhörerin verdammt ist. Da entdeckt sie eines Tages auf dem Boden des Hauses unter allerhand Gerümpel ein altes Tafelinstrument, das man als nicht mehr brauchbar beiseite geschafft hat. Ein Teil der Saiten ist zerrissen, viele Tasten sind lahm, und ein paar Hämmer sind zerbrochen, als aber Magda ihr Bedauern darüber ausspricht, daß man auf dem Klavier nicht mehr spielen kann, unternimmt es Kirstins Vater, es zu reparieren. Mit Hilfe des feinen musikalischen Gehörs der Isländer gelingt es ihm in überraschender Weise. Jetzt vermag Magda doch auch zu den abendlichen Unterhaltungen beizutragen. Zuerst trägt sie einfache deutsche Volkslieder vor, da das Instrument ihr dafür aber nicht genügt, so beschränkt sie sich bald darauf, nur die Begleitung zum Gesang zu spielen. Dank ihrer Meisterschaft als Pianistin gelingt es ihr, die Mängel des elenden Klaviers vergessen zu machen, sie legt zwischen den Gesangsstrophen Variationen über das Grundthema ein und steigert dadurch die Wirkung der Lieder selbst. Da Kirstin beim Singen immer schnell ermüdet, begleitet sie meist nur Valdimar allein. Sie weiß diese Gelegenheit, ihn enger in ihren Bann zu ziehen, wohl zu nutzen. Nur die leidenschaftlichsten Liebeslieder sucht sie für sich und Valdimar aus und bemerkt dabei täglich mehr, daß er ihr im Gesange vieles sagt, was er ihr verschweigen will. Von den Zuhörern aber vernimmt keiner die geheime Zwiesprache, die sie beide in Tönen miteinander halten, auch Kirstin nicht.



Kakteenlandschaft in Argentinien

Von Karl Oenike. (Text Seite 325)

Den Brief an den Verlobten hat Magda noch immer nicht geschrieben, trotzdem sie jetzt schon seit vierzehn Tagen im Nordland weilt. Und doch meint sie sich längst klar über ihr Herz zu sein. Warum schreibt sie ihm nicht, daß sie ihre Zukunft nicht an die seine zu knüpfen vermag? ‚Ich will die Brücken nicht hinter mir abbrechen, bevor ich sicher bin, daß Valdimar den Mut hat, sein Lebensschifflein von dem Kirstins zu trennen,‘ denkt sie, aber sie weiß, daß sie sich damit belügt. Denn sie hält sein Herz so fest in der Hand, daß es nur ihres Willens bedarf, um ihn zum entscheidenden Schritt, der ihn in seinen eignen Augen meineidig und ehrlos macht, zu drängen. Warum also zögert sie damit? Manchmal sagt sie sich, daß die alten Bande nicht gelöst werden dürfen, solange sie sich unter dem Dach ihrer Gastfreunde befindet, aber auch dieser Grund ist in Wahrheit nicht maßgebend für sie, denn in ihrer rücksichtslosen Art achtet sie Gebote wie dieses nicht, wenn ihre eignen leidenschaftlichen Wünsche ins Spiel kommen. Wollte sie offen gegen sich sein, so müßte sie sich gestehen, daß das zärtliche Mitleid für Kirstin es ist, das ihren starken Willen bindet. Sie hat das blonde Kind so lieb, und das Kind vertraut ihr.

Täglich spricht Kirstin davon, daß man zum Glérafoß gehen wolle, aber immer erhebt Valdimar Einwendungen. „Fürchten Sie sich vor dem Liebeszauber?“ fragt Magda ihn einmal spottend.

Sie sind beide gerade allein in der Bohnenlaube am äußersten Ende des Gartens, und Valdimar schnitzt an einem zierlichen Schiff für das Mädchenstübchen seines jungen Schwesterleins.

„Ich weiß nicht, was Sie meinen,“ erwidert er unsicher, und seine Hände zittern so stark, daß die Arbeit ihnen entfällt. In Splittern liegt das zierliche Spielzeug am Boden. Unwillkürlich bücken sich beide gleichzeitig danach, dabei geschieht es, daß Magdas Stirnlocken seine Wange berühren. Mit einem halb unterdrückten Aufschrei fährt er empor und reißt das Mädchen an sich — für einen kurzen Augenblick finden ihre Lippen sich im heißen Kuß.

„Jetzt siehst du wohl, daß der Liebeszauber vom Glérafoß seine Macht über dich verloren hat,“ raunt sie ihm mit fliegendem Atem zu. „Wir können ruhig dorthin gehen.“

„Nicht zum Glérafoß,“ fleht er, „überall hin, wo du willst, aber nicht dorthin!“

„Fürchtest du die rächenden Geister der Stätte?“

„Ich fürchte nichts mehr nach dieser Stunde, als dich zu verlieren,“ murmelt er tonlos.

„So laß uns hin. Ich will es!“ Und sich aus seinen Armen reißend, flüchtet sie ins Haus.

„Wir wandern heute nachmittag zum Glérafoß!“ verkündet sie drinnen Kirstin, die über die Nachricht hell aufjubelt.

Warum hat Magda Valdimar gezwungen, den Ort mit ihr aufzusuchen, vor dem er sich scheut? Sie vermag sich keine klare Rechenschaft darüber abzulegen, aber sie hat das dunkle Gefühl, als ob erst dort die Würfel über ihr Schicksal fallen würden und sie nicht früher ihres Sieges sicher sein könnte, als bis sie an Ort und Stelle dem Zauber Trotz geboten hat. Ist sie von dem Aberglauben der Leute hier angesteckt worden? Ein Wunder wäre es nicht, wenn in diesem Lande, in dem man bei jedem Fußbreit auf den Spuren der Sage wandelt und fortwährend von Dämonen, Zauberern, Trollen und Elben reden hört, auch sie den realen Boden unter ihren Füßen verlöre. Wie sagte doch Valdimar? „In diesen alten Ueberlieferungen ist eine furchtbare, grausame Gewalt!“ Er meinte es wohl etwas anders, als sie es auffaßt, aber was liegt daran, da die Wirkung auf sie die gleiche ist!

Am späten Nachmittag brechen sie — das Brautpaar, Magda und Valdimars Schwester Sorin — nach dem Glérafoß auf. Während des Weges, der durch die beiden, nur 20 Minuten voneinander entfernten Städte Akureyri und Oddeyri führt, spricht Valdimar kaum ein Wort. Er sieht so blaß und düster aus, daß es selbst der ahnungslosen Kirstin auffällt und sie ihn besorgt fragt, ob ihm etwas fehle. Er verneint zwar, aber die Art, wie er es thut, beunruhigt das Mädchen noch mehr.

„So nehmen Sie sich doch zusammen!“ flüstert Magda ihm zu. „Wozu wollen Sie das Mißtrauen Ihrer Braut wecken?“ Doch die Mahnung hilft nichts, Valdimar sieht sie mit so abwesendem Blick an, als hätte er ihre Worte überhaupt nicht verstanden. ‚Kämpft er immer noch mit sich, oder ist der Kampf zu Ende?‘ fragt sie sich im stillen.

Man langt beim Glérafoß gerade noch rechtzeitig an, um den Sonnenuntergang zu beobachten. Wieder sieht Magda die Waberlohe, wenn auch nicht so großartig und schön wie am Meer. Immerhin schimmern der Wasserfall und das Gestein zu seinen Seiten in glutrotem Schein. Schweigend sitzen die vier auf der Brücke, die darüber hinwegführt, und lauschen dem Brausen des Wassers, das schäumend in einen tiefen Tobel hinabstürzt, mit den Augen den Zug der Wolken verfolgend, die in satten violetten und purpurnen Farben gebadet scheinen.

„Der Fenriswolf brüllt,“ sagt Sorin plötzlich, den Finger erhebend. „Hört ihr's?“

„Der Fenriswolf?“ fragt Magda. „Was ist das?“

„Die Seele Eiriks ist in einen Fenrisulfr — einen Wolf — geschlüpft, und tief unten im Wasser liegt er auf Grettis Gebot angekettet und kann sich nicht befreien. Am Abend aber, wenn die Elben herbeikommen, um sich im Wasserfall zu baden, dann fleht er sie an, seine Bande zu lösen. Aus dem Tosen des Falls hören wir seine Stimme.“ So erklärt Kirstin, und leise fügt sie hinzu: „Es liegen noch mehr Wesen gefangen auf dem kühlen Grunde, aber das sind keine Wölfe.“

„Was denn sonst?“ forscht Magda.

„Arme, trauernde Bräute,“ giebt Kirstin kaum vernehmbar zur Antwort. Doch schnell hat ihr Frohsinn wieder die Oberhand über die trübe Anwandlung gewonnen. „Jetzt wollen wir vom Wasser des Glérafoß trinken,“ ruft sie heiter, „denn bis Valdimar zurückkehrt, kommen wir nicht wieder hierher.“ Dabei zieht sie einen winzigen hölzernen Schöpfbecher aus der Tasche und befestigt ihn an einer dünnen Metallkette, die sie gleichfalls bei sich trägt, um ihn dann in den Wasserfall zu senken.

„Nimm dich in acht, du verlierst das Gleichgewicht!“ schreit Valdimar entsetzt, als das Mädchen sich mit dem Oberkörper tief übers Brückengeländer beugt. „Hörst du nicht, Kirstin, du sollst dich in acht nehmen!“ wiederholt er und reißt sie zurück.

Ein helles Elfenlachen klingt ihm entgegen, und wie ein leichtes Blatt fällt das blonde Kind ihm hintenüber an die Brust. Ihre Hand hat den Becher emporgezogen, der bis zum Rande voll

Wasser ist. „Hattest du Angst, daß ich herunterfallen würde? Wirklich Angst?“ fragt sie, das liebliche Gesicht ihm zuwendend. „Wie unnötig! Frau Sigridur ist eine gute Frau, sie trägt kein Verlangen nach Menschenleben. Da, trink,“ fügt sie hinzu, ihm den Becher an die Lippen haltend. Er schiebt ihn jedoch fort. „Wozu?“ fragt er verwirrt. „Wir sind doch keine Kinder mehr, Kirstin.“

Ueber des Mädchens Antlitz gleitet ein Schatten, und mit einem Blick, so ernst forschend, wie Magda ihn dem kindlichen Geschöpf nimmer zugetraut hätte, sieht sie ihm in die Augen. Dann stellt sie den Becher behutsam neben sich auf die Erde und setzt sich auf eine Bank, den zierlichen Kopf, den die dicken, blonden Zöpfe gleich einem Kranz umwinden, gegen das Brückengeländer gelehnt.

„Magda hat immer die Sage vom Glérafoß hören wollen,“ spricht sie. „Ich will sie ihr erzählen.“

Und mit eintöniger Stimme beginnt sie: „Vor uralten Zeiten gab es hier noch keinen Wasserfall. Still und friedlich floß die Gléra zwischen dem Felsgestein hindurch, auf dessen Höhe Gras und bunte Blumen wuchsen. Kein Ort in der ganzen Gegend war so lieblich wie dieser. Daher erwählte ihn auch eine schöne Elbin, Frau Sigridur, die schönste ihres Geschlechtes, zum Wohnsitz. Eines Tages, als sie am Fluß saß und ihr goldenes Haar kämmte, das Wasser als Spiegel benutzend, kam ein sterblicher Mann vorbei, und als die beiden sich sahen, entbrannten sie in Liebe füreinander. Sigridurs Anverwandte, die Elben, aber wollten nichts davon wissen, daß eine der Ihren das Weib eines Menschen würde, doch Sigridur hörte nicht auf ihre Warnungen und heiratete ihren geliebten Eirik. Fortan lebte das Paar im Innern des Felsens in Frieden und immerwährender Glückseligkeit, bis Sigridur nach zehnjähriger Ehe entdeckte, daß ihr Gatte mit einer Magd, die in Oddeyri in Dienst stand, ein Liebesverhältnis unterhielt. Voller Verzweiflung eilte sie zu Gretti und klagte ihm ihr Leid. Gretti aber, der manche göttlichen Kräfte besaß, geriet in großen Zorn über die Treulosigkeit und Falschheit Eiriks und sprach zu ihm: „Weil du deinem Weibe das Herz zerrissen hast wie ein grimmiger Wolf, so sollst du fortan Wolfsgestalt tragen und in dieser unter dem Boden, auf dem ihr gewohnt habt, angekettet liegen.“ Im gleichen Augenblick nahmen Eiriks Züge die eines Fenrisulfr an, ein Donnern erklang in der Tiefe, die Erde öffnete sich, und mit lautem Jammerschrei versank der Wolf, der einst Eirik gewesen war, in dem steinigen Spalt, der sich über ihm schloß. Frau Sigridur aber weinte Tag und Nacht über den Verlust ihres Glückes, und als es der Thränen so viele waren, daß die Erde sie nicht mehr aufsog, stürzten sie über das Felsgestein in den Abgrund. So entstand aus ihrem Liebesschmerz der Glérafoß! Und immer mächtiger wurde der Wasserfall, immer wilder schäumte er, denn ihre Thränen versiegten nicht, sondern flossen unaufhörlich bei Tage und bei Nacht, Wochen, Monate, Jahre — Jahrhunderte lang! Noch in dieser Stunde schwebt sie, wenn auch unsern Augen nicht sichtbar, über dem Glérafoß und weint und weint. Weil ihr eigne Liebe aber ihr Schicksal gewesen war und sie aus Erfahrung weiß, wie weh verratene Liebe thut, darum weihte sie sich selbst zum Schutzgeist der treu Liebenden und zur Rächerin an den Ungetreuen. Wenn ein Brautpaar aus einem Becher von ihren Thränen trinkt, vermag nur der Tod den Bund zu lösen. Und wenn sie auf lange Jahre voneinander scheiden müssen, sie kommen doch wieder zusammen, denn ihre Herzen sind eins, und wenn man das Herz auseinander reißt, kann der Mensch doch nicht länger leben. Sollte aber doch einer, der Frau Sigridurs Thränen getrunken, seiner Liebsten untreu werden, dann entstammten seine Urväter dem Geschlecht der Fenriswölfe, denen der Trieb angeboren ist, Herzen zu zerreißen, und Frau Sigridur straft seinen Verrat, indem sie ihn wieder zum Fenrisulfr werden läßt und ihn zu ewiger Gefangenschaft tief im Schoß der Erde, unter dem schäumenden Glérafoß, verurteilt ... Es hat aber noch nie einen ihr Richterspruch dort festgebannt,“ schloß Kirstin, „und es wird auch in Zukunft nie geschehen.“

„So ist noch keiner, den der Zauber vom Glérafoß band, treulos geworden?“ fragt Magda gepreßt.

Eine lange Pause entsteht. Die Waberlohe hat längst aufgehört, Himmel und Erde in rote Gluten zu tauchen, Abenddämmerung hüllt alles umher in geheimnisvolle Schleier, nur Kirstins Antlitz leuchtet weiß aus den Schleiern hervor. Dann spricht das blonde Kind leise: „Die Frauen, die der Liebeszauber bindet, lieben den Liebsten mehr als sich selbst, und wenn der Glérafoß ein Opfer verlangt, bringen sie sich selbst als solches dar, um den Geliebten zu erretten. Frau Sigridurs Thränen fließen über mancher verlassenen Braut.“

„Aber die Bräute — werden die niemals treulos?“ fragt Magda wieder.

„Der Fenrisulfr ist stets männlichen Geschlechts, es giebt keine Wölfinnen auf unsrer Insel, sondern nur Frauen.“

Scheu blickt die Deutsche zu der Isländerin herüber. Hat sie mit den Wölfinnen auf sie, Magda, hindeuten wollen? Ist das Kind am Ende scharfsichtiger, als sie glaubte? Wenn diese ganze Erzählung nur darauf berechnet gewesen wäre, sie zum Verzicht auf den Geliebten zu bewegen — wie dann?

Aber das holde, weiße Gesicht sieht so unschuldsvoll und friedlich aus, daß Magda ihren Argwohn schnell fahren läßt. Das Kind hat die Sage erzählt, genau so, wie sie sie von frühester Jugend an vernommen, und daß sie gerade diese Stunde dazu erwählte, ist doch nur natürlich. Denn welcher Ort eignete sich besser dazu als dieser? Nein, Kirstin ahnt nichts von dem, was sich während der letzten Wochen zwischen dem Verlobten und der Freundin abgespielt hat! Aber wenn sie es erfährt, wenn Valdimar sie aufgiebt um der neuen Liebe willen, dann ...

„Frau Sigridurs Thränen fließen über mancher verlassenen Braut!“

Schaudernd schließt sie die Augen vor dem Bilde, das ihre Phantasie ihr vorspiegelt. Wie eine Vision steht es vor ihr: auf steinigem Grund ein blasses Gesicht, von glanzlosem, blondem Haar umrahmt, das in langen, nassen Strähnen an der bräutlichen Gestalt herabfließt. Einem welken Lilienhaupt scheint es gleich, die blauen Augen sind gebrochen, und schäumendes Wasser stürzt darüber hin — Frau Sigridurs Thränen fließen über der verlassenen Braut! Wird Magda es ertragen können, wenn sie verdammt ist, das Bild vor sich zu sehen bis zu ihrer eignen Todesstunde?

Da klingt Valdimars Stimme an ihr Ohr. Müde und resigniert spricht er: „Reich mir deinen

Becher, Kirstin, damit wir zusammen von Frau Sigridurs Thränen trinken."

Der Kampf in Valdimars Seele ist zu Ende. Wenn sie, Magda, es auch ertragen könnte, das blasse Mädchengesicht unter dem schäumenden Wasser ewig vor Augen zu sehen — er kann's nicht. Er ist nicht vom Stamm der Fenriswölfe. Jetzt weiß Magda auch, warum das Kind in dieser Stunde die alte Sage erzählte — Frau Sigridur, die Schützerin der Liebenden, hat sie ihr selbst in den Mund gelegt.

Indes sie jetzt zusieht, wie Valdimars und Kirstins Lippen aus dem Becher trinken, der mit den Thränen der elbischen Frau gefüllt ist, sagt sie sich, daß den beiden dennoch kein Liebes- und Eheglück beschieden sein wird, solange sie selbst in allem körperlichen und seelischen Reiz zwischen ihnen steht. Wenn sie glücklich miteinander werden sollen, muß sie sich ihrer Reize entkleiden. Ihr wäre es kein so großes Opfer, denn was nützt ihr Valdimars Liebe, da er sie doch aufgegeben hat. Ein plötzliches Verlangen, sich als Heldin zu fühlen, steigt in dem Herzen der Deutschen auf, und ehe sie noch recht über ihren Entschluß mit sich einig ist, spricht ihr Mund schon die folgenschweren Worte:

„Wenn es nicht längst beschlossene Sache wäre, daß mein Bräutigam und ich unsre Hochzeitsreise nach Italien machen, so würde ich ihn überreden, hierher nach Island zu kommen, damit wir auch vom Wasser des Glérafoß zusammen trinken könnten," sagt sie mit kühler, ruhiger Stimme.

„Du bist Braut?" jubelt Kirstin auf. „Du auch? Warum hast du mir das nicht längst erzählt?" Sie ist der Freundin um den Hals gefallen und küßt sie, als ob sie sie ersticken wollte. „Warum hast du mir das nicht längst erzählt?" fragt sie immer von neuem.

„Thu keine indiskreten Fragen," unterbricht sie Valdimar hart. „Fräulein Volker wird schon ihre guten Gründe gehabt haben, uns ihre Verlobung zu verschweigen."

Endlich ist der Würfel über Magdas Schicksal unwiderruflich gefallen. Wieder einmal hat der Zauber von Glérafoß seine alte Macht bewährt!

Als die vier dann aufbrechen, um heimwärts zu gehen, drängt der junge Isländer sich an Magda heran und flüstert ihr mit zischendem Ton zu: „Bei uns giebt's keine Wölfinnen, die den Menschen das Herz zerreißen, aber bei euch auf dem Festland scheint der Fenrisulfr weibliche Abkömmlinge hinterlassen zu haben."

Arm in Arm tritt das Brautpaar den Heimweg an, indes Sorin und Magda folgen. Während die Kleine ihre Begleiterin über die Geschichte ihrer Verlobung ausforscht, überlegt diese, wie sie es anzufangen hat, um das Haus ihrer Gastfreunde schon vor dem morgenden Tag zu verlassen. Im Hafen von Akureyri liegt ein Dampfer, der vor Tagesanbruch nach Reykjavik abgeht. Wenn in Valdimars Elternhaus alles schläft, wird das deutsche Mädchen das gastliche Dach verlassen, und am nächsten Morgen wird man nur einen Brief in ihrem Zimmer finden, der ihre plötzliche Abreise unter irgend einem Vorwande erklärt. Mögen sie daran glauben oder nicht — was liegt ihr daran? Nur fort, fort von hier, damit sie Valdimar nicht mehr wiederzusehen braucht!

•

Langsam und majestätisch streicht der Dampfer, der Magda und das Hinrichsensche Ehepaar nach Kopenhagen entführt, durch die Wellen. Am Bug steht Magda und sieht die Berge Islands in der Ferne entschwinden: ‚Leb wohl, du Land des Eises und Feuers, lebt wohl, ihr Menschen, mit den Herzen voll Biederkeit und Ehrlichkeit! Ein geistig hochentwickeltes Volk seid ihr, aber ein Volk, das sich auf seiner einsamen Insel, im Kampf mit der rauhen, unwirtlichen Natur seine Eigenart zu sehr gewahrt hat, als daß der europäische Festländer sich seiner Anschauungsweise anzupassen vermöchte!'

Magdas Augen schwimmen in Thränen, als ihr Blick an den Gebirgsketten haftet, die sich weißlich vom blauen Horizont abzeichnen, aber ein Gefühl von Freiheit, als sei sie einem Gefängnis entronnen, weitet ihr die Brust. Gewiß, sie hat nicht ehrlich an Valdimar und Kirstin gehandelt, aber sie liebte ihn doch und folgte ihrem Herzen. Andre Menschen würden sie begreifen und entschuldigen, nicht so der Isländer mit seinen herben, unbeugsamen Rechtsbegriffen, die in ferner, sagenhafter Vergangenheit wurzeln. Auch er sündigt, aber er bleibt ehrlich dabei, und er trägt seine Schuld wie ein unabänderliches, unheilvolles Schicksal, an dem er zu Grunde gehen muß.

‚Leb wohl, du Land des Eises und Feuers, leb wohl!'

Der neue Tunnel unter der Themse zwischen Greenwich und Millwall

Von

Fred Morris

(Hierzu das Bild Seite 312 und 313)

Greenwich ist eine Vorstadt Londons, unterhalb der Hauptstadt am südlichen Themse-Ufer (9,6 Kilometer von London-Bridge) und auf der Westseite völlig mit der Metropole verwachsen. Es ist weltberühmt durch sein großartiges ehemaliges Seemannshospital für invalide Seeleute und durch die Nationalsternwarte, von der aus täglich zweimal, um 10 und um 1 Uhr, die „Greenwicher Zeit" nach allen Teilen des britischen Reiches telegraphiert wird. Auch ziehen über diese Sternwarte die Engländer und nach ihrem Vorgange die Seekarten überhaupt ihren Meridian, d. h. sie rechnen von dem Punkt aus, wo das Mittagsfernrohr des Observatoriums steht, die geographischen Längen der Erdoberfläche. Gegenüber Greenwich liegt am andern Ufer der Themse Millwall, und zwischen diesen beiden Orten ist nun eine Verbindung unter dem Flußbett der Themse weg durch einen am 4. August dem allgemeinen Verkehr übergebenen Tunnel hergestellt worden. Der älteste unter den Unterwasser-

tunnels, die London außerdem aufzuweisen hat, ist der erste Themsetunnel, in den Jahren 1825 bis 1841 von Isambert Brunel ausgeführt, der zwei Röhren enthält und anfangs für zwei Fahrstraßen bestimmt war, bis er später für zwei Eisenbahngeleise eingerichtet wurde. 1870 wurde ein kleinerer Tunnel (Tower subway) für Personenverkehr beim Tower erbaut; 1892 begann man mit dem Bau des vor zwei Jahren eröffneten Blackwell-Straßentunnels bei Greenwich, der als ein gewaltiges Eisenrohr ausgeführt und für Fußgänger und Wagenverkehr eingerichtet ist. Außerdem hat man zwei Tunnels (City of London and Southwark subway) für elektrische Bahnen oberhalb der London- und Waterloobrücke hergestellt. Auch Wapping, der zur Grafschaft Middlesex gehörende östliche Stadtteil Londons, im Süden der Docks, steht mit Rotherhithe durch den Wappingtunnel in Verbindung. Die Anlage des neuen Themsetunnels zwischen Greenwich und Millwall ist seitens des Londoner Grafschaftsrates nach dreijähriger Arbeit mit einem Kostenaufwand von nahezu 2½ Millionen Mark hergestellt worden. Die Bohrungen unter dem Themsebett selbst nahmen jedoch nur acht Monate in Anspruch. Auf jeder Seite des Flusses gelangt man in einem oben durch eine Kuppel abgeschlossenen Turm, der im Innern einen elektrischen Fahrstuhl und eine Wendeltreppe hat, zum Tunnel. Die Skizze 1 unsrer Abbildung zeigt den Turm auf der Greenwicher Seite, in der Nähe des Ship-Hotels. Die punktierte Linie giebt die Richtung des Tunnels, der die Themse in schräger Richtung kreuzt, unter dem Flußbett an. Er mißt 1217 Fuß englisch (1 englischer Fuß = 0,3048 Meter) in der Länge, 11 Fuß im Durchmesser und befindet sich 60 Fuß unter dem Hochwasserspiegel, bezw. 13 Fuß unter dem Flußbett. Skizze 2 stellt den oberirdischen, pavillonartigen Teil des Turmes dar. Die beiden als Eingänge dienenden Kuppeltürme haben je 35 Fuß Durchmesser. Skizze 3 versetzt uns in das Treppenhaus eines Turmes, während Skizze 4 den elektrischen Aufzug zeigt. Skizze 5 endlich giebt eine Durchschnittsansicht des Tunnels, der ein technisches Meisterwerk darstellt und nach dem bereits bei verschiedenen Unterwassertunnels bewährten Verfahren von Greathead ausgeführt worden ist. Dabei wird die kreisrunde Tunnelröhre aus eisernen, segmentweise zusammengeschraubten und innen mit Zementmörtel verkleideten Ringen gebildet. Am jeweiligen vorderen Ende („vor Ort“) der Arbeitsstrecke umgiebt die fertige Röhre ein nur wenig weiteres Röhrenstück, das man jedesmal um eine bestimmte Länge vorschiebt, um darunter die fertige Röhre um einen Ring zu verlängern. Damit dies geschehen kann, ohne daß Erde und Wasser eindringen, ist der verschiebbare vordere Rohrteil mit dem sogenannten Schild versehen, einer Wand mit verschließbaren Oeffnungen oder mit Zellen. Zwischen diese und den fertigen Teil des Tunnels wird eine zweite, mit einer Luftschleuse versehene Wand eingeschaltet und der dadurch entstehende Raum mit Druckluft gefüllt, die dem äußeren Druck des Wassers das Gleichgewicht hält und dieses am Eintritt verhindert. Zwischen Schildwand und Tunnel werden nun zahlreiche Wasserdruckpressen eingesetzt, die mit sehr starker Gewalt den Schild vorwärts in das Erdreich drücken. Das langsam in die Oeffnungen dringende Erdreich befördert man durch die Luftschleuse hinaus oder läßt es bei breiiger Beschaffenheit durch ein Bodenrohr mittels der Druckluft hinausdrücken. Der Zwischenraum zwischen Schildrohr und dem fertigen Tunnelrohr wird durch Stahlfedern oder Gummiringe dicht gemacht und der beim jedesmaligen Vorrücken des Schildrohrs entstehende kleine Hohlraum durch rückwärtiges Einpressen von Zementlösung ausgefüllt. Der neue Tunnel steht dem Blackwelltunnel insofern nach, als er nur für Fußgängerverkehr eingerichtet ist, während in jenem auch Wagen verkehren können. Dafür ist er durchaus modern ausgestattet und übertrifft an Sauberkeit und Helligkeit alle übrigen Londoner Unterwassertunnels.

Eine Kakteenlandschaft in Argentinien

Von

Karl Oenike

(Hierzu das Bild Seite 321)

Während meines Aufenthaltes in Südamerika hatte ich Gelegenheit, mich einer argentinischen geologischen Expedition anzuschließen, die die Kordilleren vom Süden bis zum Norden Argentiniens, von Mendoza bis Salta durchkreuzte. Ein viermonatliches Lagerleben, reich an interessanten Vorkommnissen und Eindrücken, ließ uns die Strapazen und Gefahren der Reise vergessen, zudem jeder Tag neue und abwechslungsreiche landschaftliche Scenerien brachte. Durch die Vorberge hindurch gelangten wir weiter in die Hauptkette der Kordilleren, an steilen Felswänden und Abgründen entlang, oft auf schmalen Wildpfaden, den Wechseln der Guanacos, langsam höher und höher steigend. In einer Höhe von 3000 Metern befinden wir uns auf der Schneegrenze, die Vegetation hört auf, und eine kleine verkrüppelte Adesmie, Cuerno de Capra, Ziegenhorn genannt, wie ein Moosklumpen kümmerlich zwischen den Steinen wachsend, bietet uns das letzte Holz als Brennmaterial. Von nun an ist das einzige Feuerungsmaterial der „Kordillerentorf“, der mühsam auf den Pässen gesammelte Dung der Ochsenherden, die von Argentinien nach Chile getrieben werden. Weiter geht's, bergauf, bergab, in fortwährendem Wandel der Landschaft. Leicht bewaldete Höhen wechseln ab mit Wüstenstrichen, schroffe Felsmassen und unzugängliche Schluchten mit wasserarmen, steinigen Hochebenen, bis wir in einer Höhe von 5000 Metern, umgeben von ewigem Schnee, unsern höchsten Punkt, den Cerro del Fierro, erreichten.

So interessant nun auch in diesen Höhen die vegetationslosen Gebirge durch die Verschiedenheit der Formation und die Großartigkeit der Massen sind, so ist doch wohl der fremdartige Charakter der Landschaft am originellsten in den niederen Höhen, die wir durchquerten, in der Region der Kakteen. Von dem Gebirge aus ziehen sie sich hinab

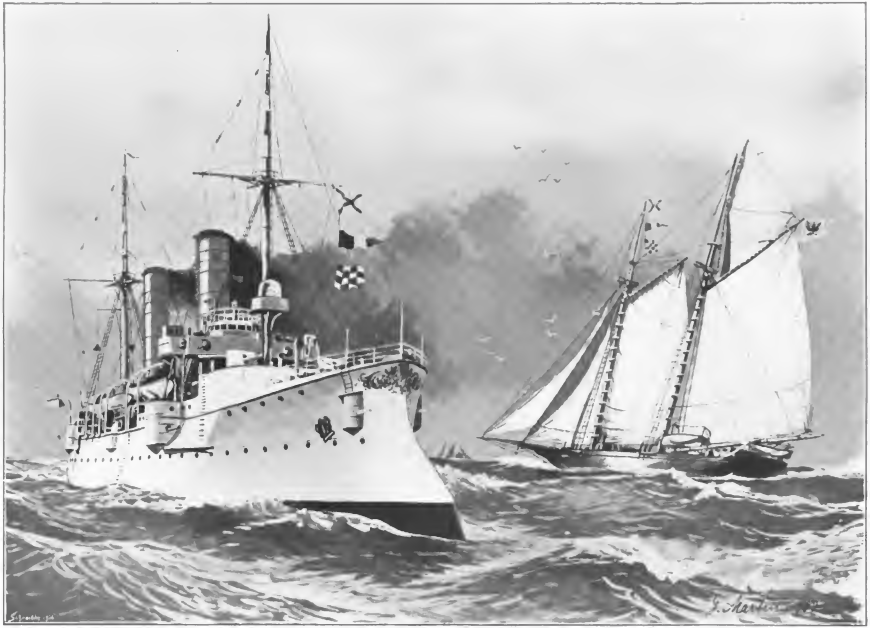
bis zur Ebene; dicht bei einander stehend, bilden die hohen Säulen des Cereus giganteus, des Säulenkaktus, mit ihren armartigen Verzweigungen hoch in die Luft hineinragend, einen eigenartigen Wald. Hier steht vereinzelt ein Stamm, eine kerzengerade Säule ohne Abzweigungen, daneben eine Gruppe von Kakteen mit Seitenarmen und kugeligen Trieben, dort andre zwischen niedrigeren Sträuchern, — immer ist das Bild ein originelles und fesselndes. Einen geradezu gespenstischen Eindruck üben solche Gruppen mit ihren hochgereckten Armen des Nachts aus, wenn der Mond sein schimmerndes Licht über all diese in starrer Ruhe vor uns stehenden phantastischen Gestalten geheimnisvoll ausbreitet. Oft machten wir uns das Vergnügen, in solchen stillen Nächten die langen dürren Stacheln, die den Stamm dicht umgeben, anzuzünden; wie an einer Zündschnur läuft dann im Augenblick das Feuer bis oben hinauf, um dort zu verlöschen, während die langsam verglimmenden Stacheln einen überaus reizvollen Anblick bieten. Für die Eingeborenen haben die Kakteen freilich noch bessere Zwecke zu erfüllen, da sie das feste, röhrenförmige Holz als Baumaterial für ihre Hütten und anderweitig verwenden.

Nicht minder schön ist das Aussehen der Landschaft, wenn die hohen, dunkelgrünen Säulen mit ihren Seitentrieben, deren Spitzen durch die dicht aneinander stehenden jungen Triebe der Stacheln weißlich schimmern, mit Hunderten von leuchtend weißen Blüten bedeckt sind, und zwischen ihnen wieder andre kleinere Arten in der glühenden Sonne ihre farbenprächtigen gelben und roten Blüten entfalten.

Die alte und die neue „Frauenlob"

Welche gewaltigen Fortschritte die Schiffbautechnik im Laufe der letzten fünf Jahrzehnte gemacht hat, erhellt deutlich aus unsrer Abbildung. Sie führt uns die alte und die neue „Frauenlob" vor Augen. Ein Geschenk der Frauen, die im Anfang der fünfziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts auch ihrerseits zur Stärkung der Wehrkraft unsers Vaterlandes zur See beisteuern wollten und durch freiwillige Gaben die Vermehrung der preußischen Marine um ein Kriegsfahrzeug ermöglichten, wurde der kleine Schoner „Frauenlob" im Jahre 1854 auf der Lübkeschen Werft in Wolgast erbaut und am 25. August desselben Jahres vom Stapel gelassen. Prinz Adalbert, der den Oberbefehl über die preußische Marine führte, vollzog die Taufe des Schiffes, für das König Friedrich Wilhelm IV. in zartsinniger Weise den Namen Frauenlob gewählt hatte. Zwei Jahre später erfolgte die erste Indienststellung des Schiffes, und 1859 nahm das Fahrzeug unter dem Befehl des Leutnants erster Klasse Reetzke zusammen mit den Schiffen „Arcona", „Thetis" und „Elbe" an der ersten preußischen Expedition nach Ostasien teil, von der es nicht wieder zurückkehren sollte. Die alte „Frauenlob" war ein Schoner, der nur Vor- und Gaffelsegel führte, aber bei achterlichem Winde auch einen Breitfock setzen konnte, dessen Rahe für gewöhnlich auf und nieder am Fockmast festgelascht war. Ein einziges Geschütz, zwischen den beiden Masten in Pivotlafette plaziert, bildete die artilleristische Bestückung. Davor stand auf dem Deck die kleine Kombüse (Küche). Alle Wohnräume für die Besatzung (einschließlich der Offiziere 42 Köpfe) befanden sich unter Deck. Hinter den Großwanten und am Heck waren in verhältnismäßig langen Davits die drei Boote aufgehängt. Das Schiff segelte gut beim Winde und verhältnismäßig ruhiger See, nahm jedoch bei hohem Seegang viel Wasser über. Am 2. September 1860 fiel der Schoner in den japanischen Gewässern einem Taifun von besonderer Heftigkeit zum Opfer und ging mit der ganzen Besatzung unter.

Die neue „Frauenlob" ist der neueste kleine Kreuzer der deutschen Marine und erst am 22. März d. J. auf der Werft der Aktiengesellschaft Weser vom Stapel gelaufen. Sie wurde als das neunundzwanzigste Fahrzeug dieser Gattung eingereiht; ihre achtundzwanzig Vorgänger sind: „Medusa", „Amazone", „Ariadne", „Thetis", „Nymphe", „Niobe", „Gazelle", „Hela", „Geier", „Gefion", „Seeadler", „Condor", „Cormoran", „Bussard", „Falke", „Irene", „Prinzeß Wilhelm", „Schwalbe", „Sperber", „Meteor", „Komet", „Jagd", „Arkona", „Alexandrine", „Greif", „Blitz", „Pfeil", „Zieten". Die „Frauenlob" gehört einem neuen Schiffstyp an, der mit dem der „Nymphe" große Aehnlichkeit besitzt. Sie ist aus Stahl erbaut und hat bei 110 Metern Länge, 12,3 Metern Breite und einem Tiefgang von 4,8 Metern ein Deplacement von 2715 Tonnen. Die beiden Zwillingsschrauben werden von zwei stehenden vierzylindrigen Maschinen mit dreifacher Expansion getrieben, und man hat die Maschinenleistung bei voller Kraftentfaltung auf 8000 Pferdekräfte und die Maximalgeschwindigkeit des Schiffes auf 22,0 Seemeilen berechnet. Die Dampfstrecke, die das Schiff zurücklegen kann, ohne einen Kohlenhafen anlaufen zu müssen, beträgt rund 6000 Seemeilen (11000 Kilometer). Die Maschinen und Kessel liegen ganz und gar unterhalb der Wasserlinie und sind durch ein flachgewölbtes, horizontales Panzerdeck gegen Schüsse von oben gesichert. Die Armierung setzt sich aus zehn 40 Kaliber langen 10,5 Centimeter-Schnellfeuergeschützen und zehn 3,7 Centimeter-Maschinenkanonen zusammen; zwei Lancierrohre für 45 Centimeter-Torpedos bilden die Torpedoausrüstung. Wie bei allen modernen Kriegsschiffen ist auch bei dem Kreuzer „Frauenlob" ein gepanzerter Kommandoturm vorhanden, in dem sich die Kommandoelemente (Gefechtsruder, Maschinentelegraphen, Sprachrohre u. s. w.) befinden, und worin der Kommandant im Gefecht seinen Stand nehmen soll, um nach Möglichkeit gegen das Feuer der feindlichen Schnellfeuerkanonen und Maschinengeschütze gesichert zu sein. Besonders groß sind die Kohlenbunker bemessen, die nicht weniger als 700 Tonnen (à 20 Ztr.) Steinkohlen zu fassen vermögen. Der Bug des Schiffes springt weit vor, und die beiden schlanken Pfahlmasten verleihen dem Schiffe im Verein mit den leichten, eleganten Formen ein sehr gefälliges Aeußere. Die Besatzung



Die alte und die neue „Frauenlob“

Nach einer Zeichnung von Georg Martin

besteht aus 8 Seeoffizieren, 2 Marineingenieuren, 1 Sanitätsoffizier, 1 Zahlmeister, 12 Deckoffizieren und 235 Unteroffizieren und Mannschaften, also im ganzen 259 Köpfen.

Zur Erinnerung an die alte „Frauenlob“ wurde der neue Kreuzer auf Befehl des Kaisers auf den gleichen Namen getauft, und Admiral Büchsel, der bei dieser Gelegenheit die Taufrede hielt, betonte besonders, daß der Kaiser die Erinnerung erhalten wolle an jenes Schiff, das deutsche Frauen seinem Ahn schenkten, und an jene Männer, die mit diesem Schiff im fernen Osten auf dem Meeresgrunde schlummern. Möge der neuen „Frauenlob“ stets glückliche Fahrt beschieden sein! **M.**

Suche und Treibjagd

Von

Fritz Skowronnek

Die Herbstmonate bringen jedem Jäger eine Hochflut des Vergnügens. Nicht nur dem Berufsjäger, der das ganze Jahr hindurch seine Büchse oder Flinte beschäftigt, sondern mehr noch dem großstädtischen Jagdliebhaber, der sich leider nach weidgerechten Anschauungen oft nicht über den Rang eines „Schießers“ erhebt. So ziemlich jede jagdbare Kreatur darf in den Herbstmonaten erlegt werden: alles Geflügel, das in Deutschland nistet oder auf dem Zuge von Norden nach Süden einige Tage hier Rast macht. Ferner Hasen, Rehe, Wildschweine, Dam- und Rothirsche. Sogar die Ricken und Tiere sind für einige Wochen jagdbar. Und sowie der erste Frost das Pelzwerk der vierfüßigen Raubtiere wertvoll gemacht hat, dann beginnt auch das Fallenstellen auf Fuchs, Marder und Iltis.

Die Jagd wird meist nur als Sport betrachtet und geschildert. Sie hat aber auch ihre volkswirtschaftliche Bedeutung! Nach sehr vorsichtigen Schätzungen beträgt der Marktwert des in Deutschland erlegten Wildes alljährlich etwa 7 bis 9 Millionen Mark. Das sind die Zinsen eines bedeutenden Kapitals, die wohl die Pflege und Erhaltung unsrer deutschen Wildbahn — natürlich in den von der Rücksicht auf die Landwirtschaft gebotenen Grenzen — rechtfertigen. Und bei richtiger Behandlung verträgt sich auch ein starker Wildstand mit der Landwirtschaft, wie man es in Sachsen, Schlesien und den meisten Gegenden Mittel- und Süddeutschlands sehen kann, wo die Landwirte selbst ihre reiche Wildbahn sorgsam hegen. Allerdings handelt es sich dort fast nur um Rebhuhn und Hase, die selbst in großen Mengen keinen Wildschaden anrichten. Die Obstbäume freilich muß man durch Anstrich oder Dornreisig gegen Meister Lampe schützen. Und richtet er in schlechtbewahrten Gärten doch einmal Schaden an, dann bezahlt er ihn durch seinen hochgeschätzten Braten, sein Fell, das die Handschuhmacher begehren, und seine Wolle, die von den Hutmachern zu leichten Hüten und Mützen verarbeitet wird.

Rebhuhn und Hase liefern deshalb auch den Hauptteil aller Jagdbeute. Etwa in der zweiten Hälfte des August beginnt allenthalben die Jagd auf das Rebhuhn. Ist das Wetter im Frühjahr warm und trocken gewesen, dann fällt das „Gesperre“, wie man die jungen Hühner nennt, früh aus den Eiern, und schon im September beginnen die jungen Hühner zu „schildern“, d. h. sie legen die roten Brustfedern, das Zeichen der Mannbarkeit, an. In diesem Jahr hat die Hühnerjagd ganz allgemein etwas später als gewöhnlich begonnen, denn die nasse, kalte Witterung hatte leider vielfach die Gelege zerstört, so daß die Aussichten auf reiche Jagderträge stark geschwunden sind.

Wie immer war auch in diesem Jahre in Berlin die Hühnerjagd acht Tage früher eröffnet worden als in der ganzen preußischen Monarchie. Diese Thatsache hat einen etwas komischen Anstrich, denn in Berlin, Charlottenburg, Schöneberg und Rixdorf wird kein Huhn mehr geschossen. Es ist nur ein Privileg zur „Schüsseljagd“ — die Berliner dürfen acht Tage früher als alle andern ein Huhn in die Bratpfanne legen. Sie erhalten es aus Böhmen geliefert, wo die Jäger mit dem Abschuß der Hühner beginnen, sobald sie schußreif geworden sind. Also ist es eigentlich nur eine Rücksichtnahme auf die Wildhändler, die sich die Erstlinge der Saison sehr anständig bezahlen lassen. Erst im September sinkt der Preis für Rebhühner so weit, daß auch die Hausfrau mit nicht allzu reichlichem Wirtschaftsgeld daran denken kann, dies Wild, das teure Zuthaten erfordert, auf den Tisch zu bringen. Der Herr Gemahl dürfte natürlich schon in der Kneipe sich den Genuß verstattet haben.

Immerhin kommt er dabei noch billiger fort als die großstädtischen Jäger. Aus eigner Erfahrung weiß ich, daß einem Jagdklub, der ein sehr wildreiches Terrain gepachtet hat, jedes erlegte Huhn auf etwa drei Mark zu stehen kommt. Die Ausgaben summieren sich aus Fahrt, Ausgaben für Essen und Trinken — das immer sehr splendid ausfällt —, Bewirtung der einflußreichen „Pisangs“, die stets zur Jagd eingeladen werden müssen und dabei eine erstaunliche Vorliebe für teure Delikatessen entwickeln, aus den Kosten für Munition, von der immer sehr viel verbraucht wird, für Hund und Jagdpacht. Bei letzterer werden namentlich die Berliner Jagdliebhaber von den biederen Landbewohnern hochgenommen. Pachtbeträge von acht-, neunhundert Mark für tausend Morgen Sandboden, worauf ebensowenig Hühner wie Hasen vorhanden sind, bilden die Regel. Der Wettbewerb ist eben so groß, daß die Bauern solche Summen fordern können! Nicht nur jedes Dorf und Gut in der Mark hat seine Berliner Jagdherren, sogar bis nach Posen, Schlesien, Pommern, Sachsen und Westpreußen sind bereits die Berliner Jagdliebhaber vorgedrungen. Sie werden überall gern gesehen, denn sie bringen ein gut Stück Geld unter die Leute.

Es wäre übrigens nicht richtig, von Berlin allein zu sprechen. Die Jagdpassion hat so sehr

zugenommen, daß jetzt jeder Ort, auch der kleinste, einige eifrige Anhänger Nimrods mit der „Schrotspritze" auf die Felder entsendet. Man kann ihnen allen das herzerfrischende Vergnügen gönnen, das ja für viele weniger in der Ausübung der Jagd als in dem Umherstiefeln über Berg und Thal liegt. Und ohne den Anreiz durch die Jagdpassion würde mancher verweichlichte Großstädter schwerlich dazu kommen, sich auf Stoppel- und Sturzacker bis zum Umfallen müde zu kraxeln.

Dem weidgerechten Jäger geht es freilich gegen den Strich, wenn er sieht, wie die Hunde der Jagdpächter auf den Feldern umhertoben, namentlich in den ersten Tagen nach Eröffnung der Jagd. Es ist den dicken, fetten Kötern gar nicht zu verdenken, wenn sie ihre steif gewordenen Beine durch einen Wettlauf mit einem alten Rammler wieder geschmeidig machen. Den ganzen Sommer hindurch haben die armen Tiere in der großen Stadt zugebracht, sind dabei fett und faul geworden und haben sogar die mühsam eingepaukte Dressur vergessen. Ist es da ein Wunder, wenn bei dem ersten Jagdausflug die natürliche Passion über die künstliche Dressur den Sieg davonträgt?

Von großstädtischen Jägern hört man stets um diese Zeit bewegliche Klagen über die Minderwertigkeit des deutschen Hühnerhundes. Der Hund sei von Eltern, die im Hundestammbuch eingetragen wären, habe ein Heidengeld gekostet und sich bei der Probesuche glänzend bewährt. Aber schon im zweiten Felde sei alles weg gewesen.

Die Klagen sind berechtigt, aber man muß die Schuld nicht beim Hunde suchen, sondern bei den Menschen und den Verhältnissen.

Der deutsche Hühnerhund ist unstreitig eines der klügsten und gelehrigsten Tiere und als Jagdgehilfe des Menschen von einer Vielseitigkeit, die nicht zu übertreffen ist. Er sucht ausdauernd und flott, steht vor jedem Wilde, apportiert alles, würgt Raubzeug, stöbert im Busch auf Hase und Reh und würde mit Vergnügen in den Dachsbau schliefen, wenn seine Größe es ihm nicht verböte. Kurzum, er thut alles, wozu der Engländer zwei, drei Rassen verwendet. Ja, der deutsche Hühnerhund arbeitet sogar im Wasser unermüdlich hinter der Ente, hängt auf der Schweißfährte hinter dem Hirsch nach und geht mit der größten Bravour an den kranken Keiler, den gefährlichsten Gegner. Mit Recht sagt deshalb der Altmeister Diezel: „Sollten jemals durch Zufall alle andern Rassen aussterben, so würde das Bedürfnis uns dahin bringen, mit der Abrichtung des Vorstehhundes Versuche anzustellen, die wir jetzt aus dem Grunde unterlassen, weil sie nicht nötig sind, und man würde sich bald überzeugen, daß er alle andern Hunde entbehrlich macht, selbst die der Schäfer und Fleischer."

Als Diezel diese Worte schrieb, gab es noch keine rasserein gezüchteten Vorstehhunde, wie wir sie jetzt haben. Woher also jetzt diese Klagen? Die Erklärung ist sehr einfach: auch der beste Hund verwildert und verlernt seine Künste, wenn er nicht in steter Uebung bleibt. Und darum ist es gar nicht wunderbar, wenn bei Hunden, die monatelang kein Stück Wild vor die Nase bekommen, der natürliche Hang zum selbständigen Jagen durchbricht, sowie sie zum erstenmal wieder auf freies Feld kommen. Noch ein zweites Moment ist dabei zu berücksichtigen. Die beste Dressur wird dem Hunde nicht mit der Peitsche beigebracht. Sie ist das Resultat einer mildernsten Erziehung, wobei der freudige Gehorsam entsteht, der freiwillig jeden Wink des Herrn befolgt. Deshalb besitzen alle Berufsjäger, die ihren Gebrauchshund selbst von klein auf erzogen haben, so vorzügliche Tiere. Und aus demselben Grunde werden die meisten Großstädter, die sich für teures Geld einen firmen Hund kaufen und ihn dann monatelang vernachlässigen, stets über ihre Hunde zu klagen haben, und zwar um so mehr, je weniger sie die Fähigkeit besitzen, ihren vierbeinigen Gefährten geschickt zu leiten.

Einige Wochen nach Beginn der Hühnerjagd kommt auch Herr Lampe an die Reihe. Nach Ansicht weidgerechter Jäger etwas zu früh. Denn im September pflegt die Häsin noch zu setzen, und auch die Dreiläufer, d. h. die Junghasen, die im März des Jahres das Licht der Welt erblickt haben, bringen den ersten Satz. Deshalb wird von einsichtigen Jägern die Suche auf Hasen seit einigen Jahren stark eingeschränkt. Es ist nämlich Thatsache, daß auf der Suche stets mehr Häsinnen als Rammler geschossen werden. Die Häsin pflegt fest zu liegen, während der Rammler meistens schon außer Schußweite aus dem Lager fährt und sein Panier ergreift. Selbst dem erfahrenen Weidmann ist es nicht möglich, den flüchtigen Hasen nach dem Geschlecht zu unterscheiden.

Deshalb hat man es vorgezogen, die Suche auf Hasen durch die Bezeichnung unweidmännisch zu „verpönen". Viele Jäger kehren sich zwar daran noch nicht, aber mit der Zeit werden sie auch zu der richtigen Einsicht gelangen, wenn die Folgen sich zeigen. Jetzt bereits wiegt bei den Hasen das männliche Geschlecht so sehr vor, daß diese friedfertigen Gesellen im Frühjahr erbitterte Zweikämpfe ausfechten müssen, wobei oft der tertius gaudens die begehrte Schöne entführt. Nein, es ist wirklich weidmännisch richtiger, den Ertrag der Wildbahn auf einer Treibjagd einzuheimsen.

Es ist für den Jagdherrn nicht ganz leicht, solch eine Jagd ins Werk zu setzen. Die Treiber müssen vorher einexerziert und gut geleitet werden, daß sie nicht wie eine Horde Wilder zusammenlaufen und große Lücken in ihren Reihen lassen; für eine gute Bewirtung muß gesorgt werden, die einfach, aber gut sein muß, und auch die Auswahl der Schützen macht manchmal etwas Kopfzerbrechen, denn Leute, die mit dem Schießeisen nicht völlig vertraut sind, gehören am allerwenigsten auf eine Treibjagd. Wenn aber alles klappt, dann giebt es kaum ein schöneres Vergnügen als ein froher, ertragreicher Jagdtag in erfrischender Herbstluft.

Nur Meister Lampe macht manchmal einen Strich durch die Rechnung; er will nicht geradeaus vorwärts laufen, er geht rückwärts durch die Reihen der Treiber oder bricht seitwärts aus. Er hat, wie man annimmt, einen bevorstehenden Witterungsumschlag im Gefühl. Bei den Kesseljagden auf freiem Felde bleibt es sich gleich, wohin der Hase läuft. Er wird von allen Seiten durch die Kette der Treiber, zwischen denen die Schützen verteilt sind, eingeschlossen und muß irgendwo zum Schuß kommen. Auf wildreichen Revieren hat man nicht selten hundert Hasen und mehr in einem Kessel. Zuerst halten sie oft im Laufen inne und machen einen Kegel, um auszuschauen. Immer näher rückt von allen Seiten das Verderben an. Todesmutig sausen sie zu fünf oder sechsen auf die Treiber los, und mancher gewinnt in rasender Flucht

unbeschossen das Freie, die meisten aber bleiben auf der Strecke.

Etwa in der Mittagszeit schiebt der Jagdherr zwischen zwei Treiben das Frühstück ein. Es ist in deutschen Landen noch von alten Zeiten her die Ansicht festgewurzelt, daß es für den Gast eine Ehre ist, gute Bewirtung zu empfangen, für den Jagdherrn aber, freudig und reichlich zu spenden. Man braucht dabei gar nicht teure Delikatessen aufzufahren. Ein gutes, kräftiges Essen genügt. In Norddeutschland ist es auf den Gutshöfen Sitte, zum Jagdfrühstück einen Kessel voll heißer Erbsensuppe hinauszufahren und an Ort und Stelle einen kräftigen Punsch zu brauen, bei dem das Wasser nicht die Hauptrolle spielen darf. Solch ein einfaches Mahl mundet in klarer Herbstluft ganz ausgezeichnet, namentlich wenn Speise und Trank von zarter Hand gespendet werden.

Wer es dazu hat, mag am Abend seine Gäste um sich zu einem guten Essen und — Trinken versammeln. Leider ist dabei von England her die entschieden unweidmännische Sitte eingerissen, daß die Jäger dazu in Frack und weißer Binde erscheinen. Gewiß ist es angemessen, daß zu einem festlichen Essen die Gäste ihr Festkleid anlegen, aber Schniepel und Lackschuhe bei einem Souper nach der Jagd sind ein Unding, wogegen sich die Jäger mit Recht zu sträuben beginnen. Es verträgt sich nicht recht mit dem Begriff „weidmännisch“, einen Koffer mit Toilettegegenständen mit sich zu schleppen. Und das schönste Festgewand des Jägers bleibt immer sein verwitterter Lodenrock!

Ein schöner Brauch ist es, am Abend des Jagdtages ein scharfes Gericht über die Uebelthäter abzuhalten, die sich in irgend einer Weise gegen die weidmännischen Regeln vergangen haben. Ein alter würdiger Herr übernimmt das Richteramt, ein zweiter spielt die Rolle des Anklägers, ein dritter übernimmt die Verteidigung. Welche scheußlichen Verbrechen kommen dabei zum Vorschein! Da hat einer den Fuchs verpaßt, der, aus dem Dickicht hervorbrechend, ganz unvermutet in rasender Flucht die schmale Schneise überfiel, da hat ein andrer beim Besteigen des Schlittens die Hähne seines Gewehrs nicht niedergelassen, ein dritter sogar die Patronen im Lauf belassen. Bei solchem Jagdgericht wird nicht nur ein kerngesunder, herzerfrischender Humor entwickelt, es wirkt auch erzieherisch, wenn solche Verstöße, die leicht die Sicherheit der Jagdgenossen gefährden, energisch am Geldbeutel der Uebelthäter gerochen werden. Wird dazu noch für jeden Fehlschuß ein Strafgeld erhoben, dann kommen nicht selten ganz ansehnliche Beträge zusammen, die natürlich zu wohlthätigem Zweck Verwendung finden. Es ist Sitte, sie dem Verein „Waldheil“ in Neudamm zu überweisen, der daraus die Witwen und Waisen von Berufsjägern unterstützt und manche Not mit den in froher Laune gespendeten Markstücken lindert. Weidmannsheil!



Litteratur

Zwei Werke von Karl Emil Franzos erfreuen sich der vierten Auflage: „Aus Halb-Asien“ und „Ein Kampf ums Recht“ (Berlin, Concordia). Als vor einem Vierteljahrhundert der erste Band jener Kulturbilder aus Galizien, der Bukowina, Südrußland und Rumänien erschien, deren Titel — „Halb-Asien“ — seitdem zum geflügelten Worte geworden ist, war es wie eine Offenbarung. Was wußten wir von jenen „interessanten“ Völkerschaften, jenen Ländern, in denen verschiedene Nationalitäten, Anhänger verschiedener Konfessionen nebeneinander leben, und zwar keineswegs friedlich, vielmehr die einen rücksichtslose Unterdrücker, die andern schmählich Unterdrückte. Namentlich auf Galizien trifft dies zu, wo die Polen die herrschende Rolle spielen und davon schonungslosen Gebrauch machen. Neben den Israeliten und den Ruthenen haben dies auch die Deutschen zu spüren, und wenn seit den 25 Jahren, da Franzos seine Anklagen niederschrieb, auch manches anders geworden sein mag, in der Hauptsache dürften die Verhältnisse doch dieselben geblieben sein, und seine Anschauung, daß nur durch deutsche Kultur eine wirkliche Besserung, eine gerechte Verwaltung erzielt werden könne, hält der Dichter noch heute aufrecht. Es sind zum Teil recht düstere Bilder, die er entrollt, doch stehen ihnen auch andre voller quellenden Humors gegenüber, und alle tragen sie das Gepräge der vollen Lebenswahrheit. Soweit sie sich auf Galizien erstrecken, können sie heute, wo polnischerseits der Nationalitätenkampf neu geschürt wird, als aktuell gelten. — In jenen Teil Ostgaliziens, in dem der ruthenische Volksstamm der Huzulen seßhaft ist, führt der Dichter mit seinem Roman „Ein Kampf ums Recht“. Man hat das Werk als ein Seitenstück zu Heinrich von Kleists „Michael Kohlhaas“ bezeichnet, mit gutem Grunde, denn auch hier geht die Fabel von dem Gedanken aus, daß ein tüchtiger, braver Mann in der Verfolgung des guten Rechtes zur Selbsthilfe greift und schließlich, weiter und weiter getrieben, sich selbst in schweres Unrecht setzt. Aber sonst schlägt doch Franzos durchaus eigne Wege ein, ja sein Held erscheint größer als der märkische Racher seiner Ehre, denn weniger für sich selbst als für seinen geknechteten Volksstamm sucht er Vergeltung. Trotz aller Schuld, die er später auf sich ladet, bleibt ihm die Sympathie des Lesers gewahrt, und neben ihm zeichnet der Dichter noch eine ganze Reihe markiger Figuren. Wir mögen Gladstone zustimmen, dem berühmten englischen Staatsmann, der, nachdem er das Buch in der Uebersetzung gelesen, sein Urteil dahin abgab: „Der Roman gleicht einem Gemälde, das von Licht und Luft strotzt.“

— „Traum im Süden“ benennt Freiherr Georg von Ompteda eine liebenswürdige Erzählung, in deren Vordergrund zwei gereifte Menschen stehen, die einander in der holden Jugend teuer waren (Berlin, Fontane & Comp.). Die Anzeige der einstigen Geliebten, daß sie Witwe geworden, faßt der brave hannoversche Gutsbesitzer, der auf seiner Scholle ein wenig verbauert ist, nicht mit Unrecht als eine Aufforderung auf, und flugs begiebt er sich auf den Weg nach Nizza, wo seine Marie seit vielen Jahren ein großes Haus führt. Das Wiedersehen bringt beiden zunächst eine arge Enttäuschung: aus dem schlichten Naturkinde von einst ist eine vornehme Weltdame geworden, und der deutsche Hinterwäldler hebt sich beinahe grotesk von ihrer Umgebung ab. Die paar Aeußerlichkeiten guckt er zwar schnell den gewandten Lebemännern ab und behauptet ihnen gegenüber das Feld, doch ihn selbst erfaßt die Sorge, ob die verwöhnte Geliebte wohl noch in sein schlichtes Haus passe. Sie beschließen eine Probe auf das Exempel, und sie mißlingt natürlich. Schon nach ein paar Tagen wendet Marie ihrem einstigen Heim, das ihr so traulich in der Erinnerung schwebte, schaudernd den Rücken, um in die große Welt zurückzukehren. Das schmerzt natürlich den wackeren Mann, aber er sieht doch ein, für beide Teile ist es so am besten! Die Erzählung ist nicht eben handlungsreich, aber von feinem Humor belebt.

— Beinahe zwanzig Jahre sind verflossen, daß der Roman „Ehre“ von Ossip Schubin, der sich jetzt der zehnten Auflage erfreut, zum ersten Male erschien (Dresden, Heinrich Minden). Es war der erste Roman der Dichterin und naturgemäß nicht mit jener sicheren Führung geschrieben, die sich ihren späteren Werken nachrühmen läßt, aber das starke Talent in scharfer Charakteristik und lebendiger Komposition der Handlung offenbart sich darin schon deutlich, und an Lebenswahrheit hat die Erzählung in den zwei Jahrzehnten nicht

eingebüßt. Dinge, wie sie hier geschildert sind, werden sich immer wieder in ähnlichen Verhältnissen zutragen; immer wird es schwache Charaktere geben, die einen Jugendfehl schwer zu büßen haben, die ihn mit heißem Bemühen zu sühnen suchen und doch unter dem harten Urteil der Welt zu Grunde gehen oder, besser gesagt, zu Grunde gerichtet werden. Der Dichterin ist es indessen gelungen, ihrem Werke einen versöhnenden Ausklang zu geben.

— „Der Zauber des Königs Arpus“, ein Scherz, den Wilhelm Bölsche vor beinahe 20 Jahren niederschrieb, erscheint jetzt in neuer Auflage (Dresden, Karl Reißner). Veraltet ist die Geschichte, die der Autor sich ursprünglich wohl als eine Satire auf den historischen Roman gedacht hat, nicht, vielmehr hat sie heute eine gewisse Aktualität erhalten, denn der Schauplatz ist die römisch-deutsche Grenze, deren Erforschung in neuester Zeit große Fortschritte gemacht und in der Einweihung der Saalburg einen bedeutungsvollen Abschluß erreicht hat. Bölsche kommt uns nun freilich nichts weniger als feierlich. Gleich burschikos springt er mit Römern und Germanen um und läßt ihre Führer mit Worten reden, wie sie heutige Menschen sprechen würden, aber allen Unwahrscheinlichkeiten zum Trotz erzielt er doch den Eindruck, als ob die Dinge ungefähr so sich zugetragen haben könnten, der Gedankengang der Personen etwa in diesen Bahnen sich bewegt hätte. Jedenfalls ist ihm die Absicht, seine Leser zu ergötzen, trefflich gelungen.

— Seinen früher von uns erwähnten Geschichten „Vom Grafen Oskar“ fügt Moritz von Kaisenberg einen zweiten Band hinzu, der seine Stoffe gleichfalls aus der Zeit der napoleonischen Zwangsherrschaft in Deutschland schöpft (Hannover, M. & H. Schaper). Die Schilderungen erstrecken sich auf die Verhältnisse in Hannover, insbesondere auf jene Teile des Landes, die dem neubegründeten Königreich Westfalen einverleibt wurden. Die Lotterwirtschaft, die sich unter dem „König Lustik“ entfaltete, wird in grellen Farben geschildert, aber freilich kommen auch die beiden angestammten Landesväter, die Könige Georg III. und IV., der historischen Wahrheit entsprechend, übel weg. Wie bei andern Werken des Verfassers, mag man auch hier bisweilen zweifeln, ob die Dinge und Menschen wirklich so gestaltet waren, wie der humorvolle Graf Oskar nach seinen Jugenderinnerungen berichtet, aber dem Einwand begegnet der Autor selbst, indem er schließlich den Vorsitzenden der Tafelrunde auf den liebenswürdigen alten Schwerenöter einen Toast ausbringen läßt, in dem es heißt: „Ob sich alle von Ihnen uns vorgeführten Menschen gerade so ausgedrückt haben, ist vielleicht fraglich, aber Ihre Schilderungen stellten sie uns so dar, wie sie gewiß ganz ähnlich waren.“ Uebrigens geht wohl aus dieser knappen Skizze zur Genüge hervor, daß das Buch, so interessante Schlaglichter es auf Deutschlands trübste Zeit wirft, sich zur Familienlektüre nicht eignet. Das Gleiche läßt sich sagen von einem zweiten Werke des Autors: „Die Intriguen der Gräfin Elisabet Seefeld“ (Zürich, Cäsar Schmidt). Im Vordergrunde der Handlung, die sich in einer kleinstaatlichen Residenz abspielt, steht eine ränkevolle Frau, die schließlich entlarvt wird. Abenteuerlich wie diese Figur ist die ganze Fabel.

— Die russische Malerin Maria Bashkirtseff, die 1884, erst 24 Jahre alt, in Paris gestorben ist, hat weniger durch ihre naturalistischen, in der Art ihres Lehrers Bastien-Lepage gehaltenen Bilder als durch ihr Tagebuch das Interesse der Nachwelt erregt. Sie hat es mit ihrem zwölften Jahre begonnen und bis zu ihrem Tode — sie starb an Schwindsucht — auf sieben starke Bände gebracht, aus denen auf Anraten Edmonds de Goncourt ein zwei Bände umfassender Auszug 1887 in französischer Sprache veröffentlicht wurde. Sie fanden die Teilnahme, die Goncourt vorausgesagt hatte, und 1897 erschien auch eine deutsche Uebersetzung von Lothar Schmidt, von der jetzt eine zweite Auflage vorliegt (Schriften der Maria Bashkirtseff, zwei Bände, Oppeln und Leipzig, Georg Maske). Dr. Theodor Lessing hat sie mit einer feinsinnigen Charakteristik des jungen Mädchens, seiner Kunst und seines psychischen Wesens begleitet, die ein in allen Hauptpunkten richtiges Bild zeichnet. Was er von Mariens Kunst sagt, läßt sich auch auf ihre Selbstbekenntnisse in den Tagebüchern ausdehnen. „Ihre Bilder und Entwürfe,“ sagt er, „verraten vor allem einen scharfen Blick, erbarmungslos scharf für das Tier, das sie noch unter seiner eleganten Kultur erkennt. Alle ihre Köpfe haben einen frechen und fast vulgären Zug und ein Air von brutaler Sinnlichkeit, die ganz naiv aus diesem verwöhnten, kalten und sehnsüchtigen, in aller Unschuld etwas verdorbenen Kinde heraussprang.“ Lessing hat auch recht, wenn er sagt, daß das Buch „ernsten, tüchtigen Frauen viel geben wird“, d. h. viel Stoff zu ernstem Nachdenken über die Wirrsale einer jugendlichen Seele; aber gerade darum muß man es in Deutschland wenigstens — vor jungen Mädchen hüten.

— Das Werk „Heidelberg und Umgebung“ von Professor Dr. Karl Pfaff erscheint in neuer, beträchtlich erweiterter Auflage (Heidelberg, J. Hörning). In ausgiebiger Weise wird der Verfasser allem gerecht, was nur über die berühmte Neckarstadt und ihren näheren Umkreis zu sagen ist. Auf eine Geschichte Heidelbergs und der Pfalz folgt eine eingehende Schilderung der Stadt mit besonderer Berücksichtigung der Universität und des herrlichen Schlosses, und daran reiht sich die Beschreibung all der prächtigen Ausflugsorte, die in reichem Kranze die Stadt umgeben. Betrachtungen über die geologischen Verhältnisse und die Flora, beide aus der Feder von Fachautoritäten, bilden den Beschluß. So ist das Buch ein wissenschaftliches, aber zugleich auch ein gemeinverständliches Werk, nach dessen Lektüre derjenige, der die prangende Neckarstadt und ihre Sehenswürdigkeiten aufsucht, einen ganz andern Genuß haben wird als nach den knappen Angaben der Reiseführer. Ein solcher ist natürlich das Buch nicht, schon allein nicht nach seinem stattlichen Umfange, aber wer für längere Dauer sich in Heidelberg oder Umgebung seßhaft macht, sollte doch nicht versäumen, den Band seinem Reisegepäck hinzuzufügen. Er ist mit 119 Abbildungen geschmückt, zu denen sich noch mehrere Pläne und eine Karte gesellen. — Im gleichen Verlage erschien, ebenfalls in zweiter Auflage, Adolf von Oechelhäusers treffliche Schrift „Das Heidelberger Schloß“. Sie ist nicht für den eilig durch die Räume dahinschreitenden Fremden bestimmt, sondern wendet sich an den gebildeten Laien, der dem unvergleichlichen Bau aufrichtiges Interesse entgegenbringt und ohne tieferes eignes Studium in übersichtlicher Weise über die Einzelheiten des Ganzen unterrichtet sein will. Der erste Teil enthält eine gedrängte Uebersicht über die Geschichte des Schlosses und seiner Fürsten, während der zweite eine bau- und kunstgeschichtliche Beschreibung giebt. Auch hier sind neben einem Plane zahlreiche Abbildungen beigefügt.

— Da es in der deutschen geographischen Litteratur an ausführlichen Werken über Australien aus neuerer Zeit fast gänzlich fehlt, darf ein kürzlich erschienenes Werk „Eine Australien- und Südseefahrt“ von Dr. Albert Daiber schon durch den Stoff, den es behandelt, besondere Beachtung beanspruchen (Leipzig, B. G. Teubner, mit zahlreichen Abbildungen im Text und auf Tafeln und einer Kartenbeilage). Als der Verfasser sich zu der Reise nach Australien rüstete und sich zunächst in der einschlägigen Litteratur zu orientieren suchte, fiel ihm der Mangel an deutschen Werken über Australien auf, und als er sich während seines Aufenthalts in Sidney zu einem deutschen Landsmann darüber äußerte, gab ihm dieser zur Antwort, daß er sich darüber nicht wundere; denn Australien sei in Europa eigentlich weniger bekannt als China. Unter diesen Umständen ist der Versuch des Verfassers, uns auf Grund seiner Beobachtungen und unter Benutzung der englischen Litteratur ein Bild von dem großartigen Aufschwung zu entwerfen, den die englischen, jetzt zu dem australischen Staatenbunde vereinigten Kolonien und ihre mit Prachtbauten geschmückten Hauptstädte in den letzten Jahrzehnten genommen, in hohem Grade dankenswert. Vielen Lesern wird durch dieses Buch in der That ein Einblick in eine völlig neue Welt eröffnet werden, in der sich eine Kultur entwickelt hat, die in manchen Dingen die europäische wie die nordamerikanische noch übertrifft. Die beigegebenen Abbildungen gewähren insbesondere eine Anschauung von Monumentalbauten, die denen des englischen Mutterlandes an Schönheit und Pracht nicht nachstehen, ihnen an Größe aber bisweilen noch überlegen sind. An seine Fahrten durch West-, Ost- und Südaustralien hat der Verfasser noch einen Ausflug nach den deutschen Besitzungen in der Südsee geknüpft, von denen er ebenfalls sehr anziehende Schilderungen bietet, die auch manche neue Beobachtungen enthalten.

— Professor Karl Chuns Schilderungen von der deutschen Tiefsee-Expedition („Aus den Tiefen des Weltmeeres“, Jena, Gustav Fischer) beginnen in zweiter Auflage zu erscheinen. Sie bringt, wie der Prospekt verspricht und die eben erschienene erste Lieferung bereits zeigt, eine Reihe neuer Abbildungen, die eine wesentliche Bereicherung des Werkes bilden werden. In dem Erscheinen einer zweiten Auflage des schönen Werkes offenbart sich das lebendige Interesse, das wertvollen Reisebeschreibungen in Deutschland entgegengebracht wird. Die Forschung in den Tiefen der Meere hat uns eine an Wundern reiche, bisher ganz fremde Welt vor Augen geführt, die die interessantesten Streiflichter auf die Lebensvorgänge in der Natur wirft und ein wertvolles Glied in der Kette des Naturerkennens darstellt. Neben solchen Aufschlüssen über die Tiefen, die niemand schauen kann, werden die anschaulichsten Schilderungen ferner Völker und zum Teil ziemlich unbekannt gewesener Länder und Inseln gegeben. Dazu kommt noch, daß das Buch in Bezug auf bildliche Darstellung alle Ansprüche befriedigt.

— In siebenter, vermehrter Auflage erschien in A. Hartlebens Verlag zu Wien der „Kleine Wegweiser zu den Sehenswürdigkeiten von Wien“. Zu drei Plänen und einer Karte des Semmeringgebietes gesellt sich eine Ansicht von Wien in der Vogelperspektive. Der 20. Auflage erfreut sich im gleichen Verlage der neueste Plan von Wien mit Verzeichnis aller Straßen, Gassen und Plätze und der Sehenswürdigkeiten.

— Nächst Tolstoj hat von den russischen Schriftstellern der Gegenwart keiner so viele Leser in Deutschland gefunden wie Maxim Gorki. Das beweisen die zahlreichen Uebersetzungen seiner Erzählungen und Skizzen aus dem Leben der russischen Kleinbürger und Bauern, die dieses Leben zwar mit unbarmherziger Wahrheitsliebe, aber auch mit höchster Lebendigkeit und Anschaulichkeit schildern. Eine neue Sammlung von sieben Erzählungen, die nach der ersten der Reihe den Titel „Die Geschichte eines Verbrechers" erhalten hat, ist kürzlich im Verlag von Heinrich Minden in Dresden und Leipzig erschienen. Jener ersten möchten wir übrigens „Die Erfahrungen eines Teufels" vorziehen, in denen sich Gorki auch nach dem Vorbilde des von ihm hochverehrten Tolstoj als Moralphilosoph zeigt.

Kunst

Von den beliebten Künstler-Monographien, die H. Knackfuß in Verbindung mit andern herausgiebt, sind drei neue Bände erschienen (59—61), die sämtlich Künstlern unsrer Zeit gewidmet sind. Im 59. Bande finden wir ein ansprechendes Charakterbild des am 4. Januar 1901 verstorbenen griechischen Malers Nikolaus Gysis von Marcel Montandon, mit einem Geleitwort von F. von Lenbach, der dem dahingeschiedenen Freund, der in München eine zweite Heimat gefunden, darin ein ehrendes Denkmal gesetzt hat. Gysis, der sich anfangs durch realistische Bilder aus dem griechischen Volksleben einen Namen gemacht hatte, hat sich in der zweiten, größeren Hälfte seines Schaffens vornehmlich der Monumentalmalerei großen Stils gewidmet, für die er eine starke Begabung hatte. Um so mehr ist es zu bedauern, daß unsre der Monumentalmalerei ungünstige Zeit ihm nur selten Gelegenheit bot, seine Ideen auch im großen zu verwirklichen. So müssen wir uns mit dem Anblick seiner Entwürfe begnügen, um den vollen Umfang seines Talents würdigen zu lernen. — Der 60. Band enthält die Biographie des Bildhauers Adolf Hildebrand von Alexander Heilmeyer, der darin zum ersten Male eine umfassende Darstellung des Entwicklungsganges dieses urwüchsigen Künstlers bietet, der in der deutschen Bildhauerkunst unsrer Zeit eine völlig vereinzelte, von jedem Schulzusammenhang freie Stellung einnimmt. Unter den zahlreichen Abbildungen finden wir auch den figürlichen Teil des neuen Brunnens für Straßburg i. E., dessen eigenartige Gestaltung lebhafte Erörterungen veranlaßt hat. — Dem Bannerträger der modernen Kunst, Fritz von Uhde, ist der 61. Band gewidmet. Dieses Künstlerbild hat einer der litterarischen Vorkämpfer für die „neue Kunst", Fritz von Ostini, mit besonderer Liebe und innerer Anteilnahme gezeichnet. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß Uhdes Werke der neuesten Epoche der deutschen Malerei, die etwa mit dem Jahre 1885 anhebt, die Signatur gegeben haben. Fritz von Uhde ist vielleicht der einzige unter den Bahnbrechern der „neuen Kunst", der sich von Anfang bis zu Ende treu geblieben ist. Mit lebhafter Spannung verfolgen wir diese Darstellung einer künstlerischen Entwicklung, die in raschem Aufstieg zu einer Höhe geführt hat, die keiner seiner Kampfgenossen erreichte. Fast alle Werke Uhdes werden dem Leser in den 110 beigegebenen Abbildungen vorgeführt.

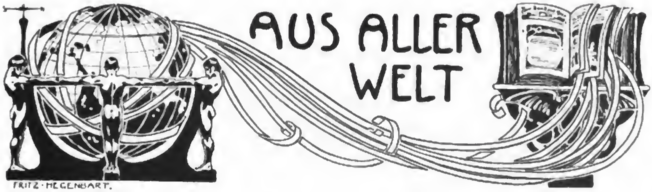
— Was Anselm Feuerbach, der bei Lebzeiten Verkannte und Mißachtete, dessen vornehme Kunst erst in neuester Zeit wieder zu verdienten Ehren gelangt ist, auf dem Gebiet der Malerei großen Stils vermocht, hat er in keiner seiner Schöpfungen so glänzend und hoheitsvoll offenbart wie in dem „Gastmahl des Plato". Mit dichterischer Seherkraft hat er uns in der Schilderung jenes Festes, das der Tragödiendichter Agathon nach seinem ersten Erfolge seinen Freunden gab, jene Zeit veranschaulicht, wo die Sonne des Griechentums sich bereits ihrem Untergang zuneigte, aber im Scheiden noch herrliche Strahlen versandte. Dieses im Besitz der Kgl. Nationalgalerie in Berlin befindliche Meisterwerk, ein Spiegelbild der feinsten hellenischen Kultur, hat jetzt zum erstenmal eine würdige Wiedergabe durch den Stich erfahren, die nicht bloß allen Freunden Feuerbachs, sondern auch allen, denen die geistige Kultur des klassischen Altertums auch ein Stück ihres geistigen Lebens ist, willkommen sein wird. Dem Berliner Kupferstecher Otto Reim ist es nach jahrelanger mühevoller Arbeit gelungen, in diesem Stich alle künstlerischen Qualitäten des Originals zu erschöpfen: die zum Monumentalen gesteigerte Hoheit der Charakteristik, die lebensvollen Gegensätze der Komposition, die durch die statuarisch aufgefaßte Gestalt Agathons ausgeglichen werden, die plastische Modellierung der Figuren, das Eigenleben der Köpfe aller Hauptfiguren und die koloristische Gesamthaltung, die eine geistig noch höchst bewegte, aber doch schon im physischen Ermatten begriffene Zeit meisterlich charakterisiert. Es ist ein großes Verdienst, wenn eine Kunst, die nur mit Schwarz und Weiß arbeitet, die hervorstechenden koloristischen Eigentümlichkeiten eines Gemäldes so vortrefflich veranschaulicht, wie es Otto Reim in der Ausdrucksweise des klassischen Linienstichs vermocht hat. Das prächtige Blatt, das eine Stichgröße von 45½ : 83 Centimetern hat, ist im Kunstverlage von Paul Sonntag in Berlin, Mauerstraße 63—65, erschienen. A. R.

— Ueber Rembrandts „Nachtwache" im Reichsmuseum zu Amsterdam war allgemein die Ansicht verbreitet, dieses Hauptwerk des Großmeisters der holländischen Malerei sei zu Anfang des 18. Jahrhunderts in barbarischer Weise verstümmelt worden, indem man rechts und links Stücke abgeschnitten hätte, wodurch die Komposition um zwei Figuren verkürzt worden wäre. Der holländische Porträtmaler Jan Veth hat aber kürzlich in einer eingehenden, überaus scharfsinnigen Untersuchung, die das 2. Heft des 23. Bandes des „Jahrbuchs der königlich preußischen Kunstsammlungen" (Berlin, G. Grote) veröffentlicht, den Beweis geliefert, daß jene Ansicht jeder Begründung entbehrt, daß Rembrandts Meisterwerk, von dem das Heft eine treffliche Lichtdrucknachbildung bringt, vielmehr durchaus unverletzt auf uns gekommen ist. Das Heft enthält ferner eine reich illustrierte Abhandlung über die karolingische Malerei und Plastik in Reims von Georg Swarzenski, eine Untersuchung über den Meister der Boccaccio-Bilder von Max Lehrs, die Würdigung eines Passionsaltärchens des Simone Martini aus Avignon von P. Schubring und eine Charakteristik des holländischen Malers Willem Buytewech (um 1586—1626), in der uns Adolph Goldschmidt zum ersten Male die Bekanntschaft mit einem Künstler vermittelt, der von kunstgeschichtlicher Bedeutung ist, weil er den Uebergang von der akademisch-italienischen Richtung der holländischen Malerei zum freien Naturalismus, zu jener national-holländischen Kunst, bildet, deren erster großer Vertreter Frans Hals war.

— Von dem „Hausschatze älterer Kunst", dem verdienstvollen Unternehmen der „Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien", das die Absicht verfolgt, eine Auswahl der klassischen Gemälde öffentlicher und privater Galerien des In- und Auslandes in vorzüglichen künstlerischen Reproduktionen (Stichen und Radierungen) zu einem staunenswert billigen Preise den breitesten Schichten der Kunstfreunde zugänglich zu machen, sind das 6. und 7. Heft ausgegeben worden. Die Hefte enthalten unter ihren 10 Blättern Radierungen von W. Unger, G. Halm, W. Wörnle, J. Groh u. a., nach Raffaels poesievollem Jugendwerk, „Der Traum des Ritters", in der Londoner Nationalgalerie, nach Correggios „Leda", nach Rembrandt, Murillo, Brouwer u. a. Am gelungensten sind wohl zwei wahrhaft kongeniale graphische Nachschöpfungen Ungers: „Der Hahnenkampf", nach Snyders, und die „Kühe im Wasser", nach dem prachtvollen Gemälde Cuyps der Pester Galerie.

— „Unterwegs" ist der Titel einer Serie von zehn neuen Postkarten, die, nach Aquarellen des Stuttgarter Malers und Illustrators Richard Mahn in reichstem Farbendruck ausgeführt, im Verlage von M. Seeger in Stuttgart erschienen sind. Es sind anmutige Genrebilder, die junge Liebes- und Ehepaare, auch einzelne Mädchengestalten auf der Reise, auf allen möglichen Beförderungsmitteln darstellen: im Orientexpreßzug, auf dem Dampfschiff, im Automobil, im Nachen, im Bergschlitten, sogar auf Schneeschuhen in Norwegens Gebirgswelt. Die Lebendigkeit und Frische der Darstellung, die bildmäßige Gestaltung machen ein jedes dieser Blättchen, die besonders den Sammlern Freude machen werden, zu einem kleinen Kunstwerk.

— Auf ihren Wanderfahrten dringen die Künstler der Photoglob-Gesellschaft in Zürich immer weiter nach Mittel- und Norddeutschland vor. Ihre letzten Aufnahmen führen uns in die noch wenig gekannten Schönheiten jenes Teiles der sächsisch-böhmischen Schweiz, den man von Bodenbach und Tetschen aus besuchen kann. Neben prächtigen farbigen Ansichten der beiden genannten Städte und des ihnen benachbarten Schreckensteins werden uns die pittoresken Felsbildungen der Tyssaer Wände vorgeführt. Eine zweite Serie ist dem Spreewald gewidmet. Hier sind die landschaftlichen Bilder glücklich durch figürliche Staffage belebt, die die wendischen Spreewaldbewohner in ihren malerischen Trachten zeigen. Es sind die letzten spärlichen Reste eines Volkstums, das seine Eigenart noch mit Zähigkeit zu behaupten weiß. Eine dritte Serie enthält ungemein fesselnde Ansichten der bis jetzt vollendeten Strecke der Jungfraubahn. Die Meisterschaft, die die Photoglob-Gesellschaft gerade in schweizerischen Ansichten erreicht hat, ist weltberühmt und steht ohne Konkurrenz da. Die Aufnahmen aus Deutschland dürfen sich ihnen aber hinsichtlich der Feinheit der malerischen Darstellung getrost an die Seite stellen. Jedes Blatt ist von bildmäßiger Wirkung.



Zeitgeschichte

Auf der Wildparkstation bei Potsdam traf König Viktor Emanuel III. am 27. August nachmittags 5¼ Uhr zum Besuche des deutschen Kaiserhofes ein; er wurde von dem Kaiser, dem Kronprinzen und den übrigen in Berlin und Potsdam anwesenden Prinzen empfangen. Die Begrüßung war überaus herzlich, und diesen Charakter trug auch das Beisammensein der Monarchen während der folgenden Tage. Auf der Fahrt nach dem Neuen Palais saßen im ersten Wagen der Kaiser, der die Uniform des 1. Garderegiments mit Kette und Stern des Annunciatenordens und dem Bande des Militärordens von Savoyen trug, mit seinem königlichen Gaste, der die Uniform der 13. Husaren (König Humbert) und das Band des Schwarzen Adlerordens angelegt hatte. Von unsern Bildern zeigt die erste Aufnahme die beiden Monarchen vor dem Neuen Palais in Potsdam, wo die Kaiserin und die Prinzessinnen den König begrüßten; am Abend fand dort Familientafel statt. — Die Ankunft des Kaisers und des Königs Viktor Emanuel zum Besuch der Reichshauptstadt erfolgte am 28. August ½10 Uhr vormittags auf dem reich geschmückten Potsdamer Bahnhof. Unter lebhaften Zurufen der Bevölkerung ging die Wagenfahrt von dort über den Potsdamer Platz, durch die Bellevuestraße am Rolandbrunnen vorbei und durch die Siegesallee zum Brandenburger Thor. Auf dem Platze vor dem Thor hatten die städtischen Körperschaften mit dem Oberbürgermeister Kirschner und dem Stadtverordnetenvorsteher an der Spitze Aufstellung genommen, gegenüber die Ehrenjungfrauen, zur Seite die Mitglieder der italienischen Kolonie. Oberbürgermeister Kirschner hielt eine Begrüßungsansprache, auf die der König erwiderte, und Fräulein Kirschner überreichte einen Blumenstrauß; dann wurde die Fahrt nach dem Zeughause fortgesetzt. Hier war im Lichthof ein Altar errichtet, vor dem 41 Fahnen, die an die Regimenter neu verliehen wurden, ihre Weihe empfingen. Der König schlug jedesmal den ersten Nagel ein. Am Abend war Galatafel im Schloß und Galavorstellung im Opernhaus; am 30. fand die große Herbstparade statt, und am 31. verabschiedete sich König Viktor Emanuel nach diesen festlichen Tagen, von denen man annehmen darf, daß sie den freundlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Italien genutzt und die Sache des Friedens gefördert haben.



Phot. Selle & Kunze, Potsdam

Kaiser Wilhelm und König Viktor Emanuel vor dem Neuen Palais in Potsdam

— Auch einige bemerkenswerte Momente aus den Posener Kaisertagen geben wir im Bilde wieder. Am 2. September kündeten Punkt 6 Uhr nachmittags Salutschüsse von der Umwallung der Provinzialhauptstadt der Ostmark das Herannahen des kaiserlichen Sonderzuges an. Bei dem Einzuge in die festlich geschmückte Stadt fuhr die Kaiserin in einem à la Daumont bespannten Viererzuge, während der Kaiser mit dem Kronprinzen zur Linken hinter dem Wagen ritt. Die Majestäten hielten vor der Tribüne am Berliner Thor, wo nun Oberbürgermeister Witting die Begrüßungsansprache hielt; sein Töchterlein überreichte der Kaiserin einen Kranz herrlicher Rosen. Die Antwort des Kaisers wurde bei der Ankündigung, daß die Rayonbeschränkungen auf seinen Befehl aufgehoben seien, von brausenden Hochrufen unterbrochen. Am Abend war die Stadt glänzend illuminiert. Bei prachtvollem Wetter wurde am Morgen des 3. September auf dem Paradefeld bei Lawica die Truppenschau des V. Armeecorps abgehalten, die glänzend verlief; abends war Parademahl in den Räumen des Provinzialmuseums und großer Zapfenstreich, während die Stadt wiederum prächtig beleuchtet war. Am Vormittag des 4. September wurde das von dem Bildhauer Boese-Berlin geschaffene Kaiser

Friedrich-Denkmal auf dem Wilhelmsplatz enthüllt. Es zeigt den dahingegangenen Monarchen, wie er mit der Linken sich auf den vorgestellten Pallasch stützt und in der Rechten eine Rolle hält. Der den Sockel bildende Granitblock trägt die Schwestern und die Haushaltungsschule: am Vormittag des 5. nahm die hohe Frau Arbeiterwohnungen in Augenschein. Am Mittag des 5. September fand die Abreise der Majestäten statt.



Phot. Ottomar Anschütz, Berlin

Nagelung der neuen Fahnen im Zeughause zu Berlin

Inschrift „Kaiser Friedrich“ in lateinischen Buchstaben. Hierauf folgte die Feier im Provinzialständehause, wo der Kaiser eine längere Rede hielt, und ein Besuch im alten und neuen Rathause. Die Kaiserin besuchte nachmittags von 3 Uhr an die Krankenanstalt der barmherzigen

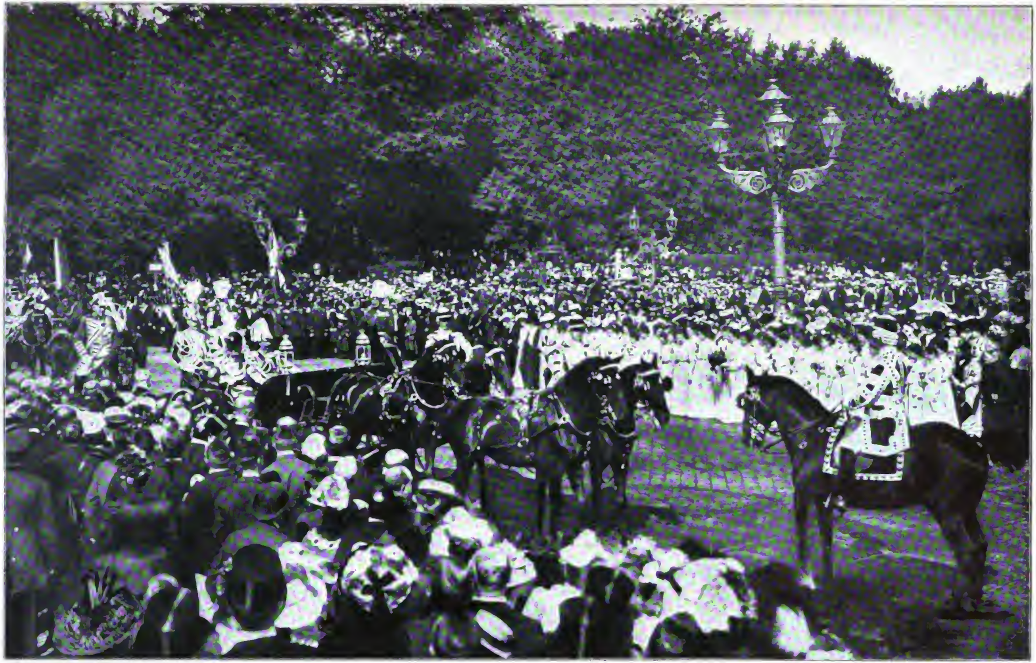
Bildende Kunst

Der bekannte Tier- und Landschaftsmaler Christian Mali, der sich die Darstellung der Schafe zu seiner Spezialität erkoren hat, feierte am 6. Oktober in München seinen siebzigsten



Phot. Ottomar Anschütz, Berlin — Der Kaiser. Der König von Italien

Von der grossen Berliner Herbstparade



Phot. Hugo Rudolphy, Berlin

Ansprache des Oberbürgermeisters Kirschner an den König von Italien vor dem Brandenburger Thor in Berlin

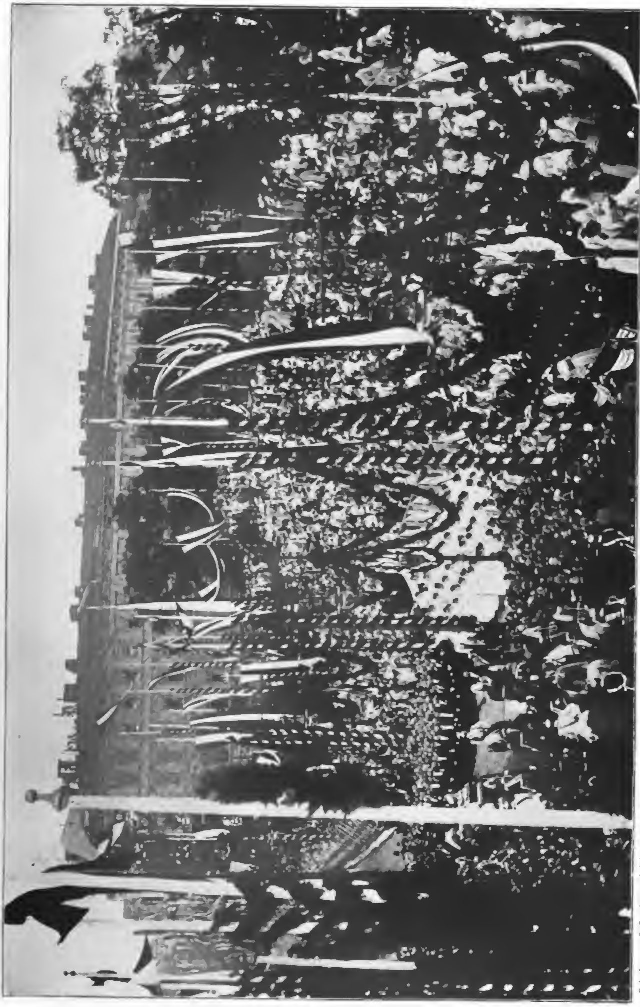


Enthüllung des Kaiser Friedrich-Denkmals in Posen

Geburtstag. Von seiner trotz des Alters noch unverminderten Schaffenskraft zeugt das Gemälde, von dem wir eine Reproduktion als Kunstbeilage vor Seite 257 dieses Heftes bringen. Es war in diesem Frühjahr auf der Jubiläumsausstellung des Württembergischen Kunstvereins in Stuttgart zu sehen, an der sich Mali beteiligt hatte, weil er von württembergischer Abstammung ist. Auf der Ponalstraße am Gardasee hält eine Schafherde in der Mittagsglut ihre Rast, in Gesellschaft eines hochbepackten Esels, der in den umgehängten Tragkörben die jüngsten Lämmer trägt. Ueber die Tiere hinweg blickt der Beschauer auf den tiefblauen Spiegel des Sees, der im Sonnenglanze zittert. Auch auf diesem Bild zeigt Mali, daß er die Landschaftsmalerei mit nicht geringerer Meisterschaft als die Tiermalerei beherrscht. Seine erste Neigung war auch auf die Landschaft gerichtet. In Broekhuizen bei Utrecht geboren, kehrte er noch als Kind mit seinen Eltern nach ihrer württembergischen Heimat zurück. Anfangs widmete er sich der Holzschneidekunst, im Jahre 1857 begab er sich aber nach München, wo er sich zum Landschaftsmaler ausbildete. Nach einer Reise durch Oberitalien ging er 1865 nach Düsseldorf und nach kurzem Aufenthalt von da nach Paris, wo er die Werke des großen Tiermalers Troyon kennen lernte, der für die weitere Ausbildung seiner Begabung entscheidend wurde. Seine Schafe und Rinder, die Mali trefflich zu individualisieren



Besuch der Kaiserin in Arbeiterwohnungen der Stadt Posen



Aufnahme von J. Engelmann, Hofphotograph in Posen

Begrüssung des Kaiserpaares in Posen

wußte, stellte er aber stets inmitten stimmungskräftiger Landschaften dar, deren Motive er der Schwäbischen Alb, dem bayrischen Gebirge, gelegentlich auch Oberitalien entlehnte. Ein Meister des Kolorits, weiß er seine Bilder stets mit dem vollen Zauber der Farbe zu umgeben.



Mit Genehmigung von J. C. Schaarwächter, Hofphot., Berlin

Rudolf Virchow †

Denkmäler

Die ehemalige freie Reichsstadt **Nördlingen** (seit 1803 zur Krone Bayern gehörig) hat durch ein neues **Brunnendenkmal** weiteren architektonischen Schmuck erhalten. Würdig in Form und Ausgestaltung paßt es sich dem so interessanten charakteristischen Stadtbilde, dem Monumentalbau der benachbarten St. Georgskirche an. Das von Bildhauer Georg Wrba in München meisterlich ausgeführte Kunstwerk ist Brunnen und Kriegsdenkmal zugleich. Zwei Bronzetafeln am Fuße des aus Muschelkalk bestehenden Ausbaues künden die Namen der im Kriege 1870/71 gefallenen Söhne Nördlingens. Eine urwüchsige Jünglingsgestalt, das Sinnbild deutscher Kraft, steht inmitten dieser Gedächtnistafeln, deren Rahmen die Porträts der Kaiser Wilhelm I. und Friedrich III., des Königs Ludwig II. und des Prinzregenten Luitpold von Bayern, Bismarcks und Moltkes tragen, während die Ecken verschiedene symbolische Gruppen zieren. Die untere der beiden Wasserschalen zeigt die Inschrift: „Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an, das halte fest mit deinem ganzen Herzen.“ Vier steinerne wappentragende Kinderfiguren, dazwischen zierlich in Bronze geformte und am oberen Wasserbecken in eine Spitze auslaufende Pfeiler stellen die Verbindung mit jenem her. Die Bewohner von Miesbach und Dachau, des Algäus und Rieses sind, als Wasserspeier über dem oberen Bassin thronend, hier in den köstlichsten bayrischen Volkstypen wiedergegeben. Durch Tierköpfe in dem Brunnenrand, sowie durch unterhalb des ersten Wasserbeckens angebrachte Figuren ergießen sich in gefälliger Anordnung noch sonstige Wasserstrahlen. Ein kunstvoll in Bronze gearbeiteter Helm, bekrönt von dem Wahrzeichen einstiger reichsstädtischer Herrlichkeit, einem Adler, bildet den Abschluß des schönen Brunnendenkmals.

Sofie Frank

Heer und Flotte

An Stelle des am 19. August verstorbenen Generals von der Planitz ist am 29. August zum **sächsischen Staats- und Kriegsminister** der bisherige kommandierende General des XII. (königlich sächsischen) Armeecorps General der Infanterie **Max Clemens Lothar Freiherr von Hausen** ernannt worden. Der neue Kriegsminister ist am 17. Dezember 1846 zu Dresden geboren; er wurde 1864 beim 3. Jägerbataillon Offizier, focht in der Schlacht bei Königgrätz mit und wurde noch während des Feldzuges im Alter von 19½ Jahren Oberleutnant. Dann kam er in das 13. Jägerbataillon, bei dem er den Krieg gegen Frankreich als Adjutant mitmachte. Im Jahre 1875 wurde er auf drei Jahre zum Großen Generalstab nach Berlin kommandiert. Nachdem er als Oberst das Grenadierregiment Nr. 101 geführt, erhielt er am 9. März 1892 die Stelle des Chefs des Generalstabs des XII. Armeecorps und wurde als Generalmajor im Frühjahr 1895 nochmals in den preußischen Generalstab kommandiert, in dem er die Geschäfte eines Oberquartiermeisters übernahm. Am 27. Mai 1897 wurde er Generalleutnant und Kommandeur der 32. Division und übernahm 1900, nachdem der damalige Prinz Georg von Sachsen von dem Kommando des XII. Corps zurückgetreten war, dieses unter Beförderung zum General der Infanterie.

Alpines

Die Rosengartengruppe ist jene Felskette der südtiroler Dolomiten, deren wunderbares Gezack man so schön von Bozen aus wahrnimmt. Der Latemar gehört nebst Marmolata und Pala zu den Fassaner Dolomiten; der Rosengartenstock, südöstlich vom Schlern zwischen dem Tierser Alpel und dem Costalungapaß aufragend, dagegen zu den Grödener Dolomiten. Besucht wird der Rosengarten meist vom Tierser Thal aus; über St. Cyprian geht es aufwärts zum Vajolettpaß (2484 Meter) zwischen den Tschaminspitzen (2759 Meter) und den drei Vajolettürmen (2793 Meter), die von Bozen aus die charakteristischen Wahrzeichen der Gruppe bilden. Um den Besuch des innersten Rosengartengebiets zu erleichtern, hat die rührige **Alpenvereinssektion Leipzig** vor einigen Jahren oberhalb der sogenannten schwarzen Thore (porte neigre) eine Unterkunftsstätte errichtet: die Vajolletthütte. Da der Zauber des Rosengartens aber die Hochtouristen in rasch zunehmender Zahl anlockt, so reichte die Hütte bald nicht mehr aus, und die Sektion Leipzig beschloß daher, neben der ersten eine zweite, noch geräumigere Hütte erstehen zu lassen. Am 23. August hat die feierliche **Eröffnung der neuen Vajolletthütte** stattgefunden. Unter den zahlreichen Festgästen, die aus diesem Anlaß im höchsten Rosengarten zusammengekommen waren, fehlte auch der Zentralpräsident des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins, Professor Dr. Ipsen aus Innsbruck, nicht. Ferner waren erschienen von der allseitig mit Dankesworten bedachten Sektion Leipzig die Herren Dr. Kretmer, Fickler, Dr. Tscharman, Dr. Jung und Maler Heusner, sowie verschiedene Mitglieder der Sektionen Bamberg, Meran und Bozen.



Phot. Franz Werner, München

Christian Mali



Phot. N. Tonger, Köln a. Rh.

Professor Dr. Franz Wüllner †

— Man erinnert sich noch an den vor einigen Jahren an der Altels erfolgten Bergsturz, bei dem eine Anzahl Menschenleben zu beklagen war. Ein ähnliches, noch großartigeres, dagegen gefahrloses Ereignis bereitet sich nun am Doldenhorn (3647 Meter) vor. Schon seit längerer Zeit besteht an der einen Seite dieses Bergmassivs ein Felsriß, der sich zusehends erweitert und vertieft, so daß über kurz oder lang eine Firnmasse zu Thal fahren wird, bedeutend mächtiger noch als an der Altels. Zum Glück liegt hier eine direkte Gefahr für Menschen nicht vor, indem das Absturzgebiet unbewohnt ist und die Firnmassen in dem in Felsen eingebetteten Oeschinensee einen Ablagerungsplatz und an dessen hohen Felswänden ein natürliches Hindernis finden werden.

— Ende August brannte die Schutzhütte des siebenbürgischen Karpathenvereins im Bulleathale vollständig nieder. Die Ursache des Feuers konnte nicht aufgeklärt werden. Die in einem reizenden Thale unterhalb des großen Meerauges „Bulleasee" gelegene Hütte war ganz nach dem System des D. u. Oe. A.-V. eingerichtet und verproviantiert.

— Noch immer verdient Siebenbürgen mit vollem Recht den Namen „Bärenland", da dies größte europäische Raubwild dort nicht zu den Seltenheiten gehört. So wurde Anfang August unfern der Schutzhütte des siebenbürgischen Karpathenvereins auf dem Negoi von Hirten ein mächtiger Bär mit Knütteln erschlagen. Ende August erlegte ein Jäger bei Heltau, etwa zwei Stunden von Hermannstadt, eine schöne Bärin und fing deren sechs Monate alten Sprößling lebendig.

Statistik

Die Ergebnisse der am 1. Januar 1901 in Ungarn vorgenommenen Volkszählung sind veröffentlicht worden. Ungarn hat demnach eine Bevölkerung von 19254559 Personen, 1790768 mehr als im Jahre 1891.

Totenschau

In Braunfels a. d. Lahn entschlief am 8. September der Leiter der Gürzenichkonzerte und des Kölner Konservatoriums, Professor Dr. Franz Wüllner, einer der hervorragendsten Dirigenten und Musikpädagogen unsrer Zeit. Er war am 28. Januar 1832 als Sohn eines Elementarlehrers zu Münster i. W. geboren und bestand am dortigen Gymnasium 1848 das Abiturientenexamen. Sein musikalisches Talent war schon früh zu Tage getreten und wurde zuerst durch C. Arnold und dann durch Anton Schindler, den Freund und Schüler Beethovens, ausgebildet. Als Schindler nach Frankfurt a. M. übersiedelte, folgte ihm Wüllner dorthin, wo er bei F. Keßler weiterstudierte. Nach einigen Wanderjahren nahm er 1854 in München eine Stelle als Klavierlehrer am Konservatorium an, und vier Jahre später dirigierte er als städtischer Musikdirektor in Aachen sein erstes Konzert. Seine Fähigkeit als Chorleiter verschaffte ihm 1865 die Stelle als Leiter des Kirchenchors der Allerheiligenhofkirche in München und 1867 die Ernennung zum bayrischen Hofkapellmeister. Als solcher dirigierte er die von Ludwig II. gegen den Willen Wagners befohlene Erstaufführung des „Rheingold" und der „Walküre". 1877 wurde Wüllner sächsischer Hofkapellmeister in Dresden, von wo er 1884 aus Anlaß eines Kompetenzkonflikts schied und dem Ruf als städtischer Kapellmeister und Direktor des Konservatoriums in Köln folgte. Um die Förderung des rheinischen Musiklebens hat er sich unvergängliche Verdienste erworben und es verstanden, das seiner Leitung anvertraute städtische Orchester zu einem der ersten in Deutschland zu machen, das besonders die Modernen vorzüglich zu Gehör bringt. Noch in diesem Jahr war Wüllner, der auch als Komponist ehrenvoll bekannt ist, bei Gelegenheit seines siebzigsten Geburtstages Gegenstand großer Ehrungen.

— Den Folgen jenes Unfalles, von dem er vor einigen Monaten betroffen wurde, ist Rudolf Virchow, der berühmte Anatom, Patholog und Anthropolog, am 5. September in Berlin erlegen. Wir haben erst vor Jahresfrist, als der große Gelehrte unter der Teilnahme der gesamten gebildeten Welt seinen achtzigsten Geburtstag feierte (13. Oktober 1901), sein Leben und Schaffen eingehend gewürdigt und dürfen uns nun, da der unermüdliche Forscher dahingegangen ist, mit dem Hinweis auf jenen Artikel begnügen. Rudolf Virchow ist tot und doch nicht gestorben, denn sein Name und seine Verdienste bleiben. Tief eingegraben ist in die Geschichte der Heilkunst und der Naturkunde die Spur seines Wirkens, und unsterblich lebt er im Gedenken der Nachwelt als Reformator der medizinischen Wissenschaft.

Der Erbauer des neuen ungarischen Parlamentsgebäudes, Emerich Steindl, Professor am Polytechnikum in



Phot. Gustav Frölich, Nördlingen

Das Brunnendenkmal in Nördlingen. Von Georg Wrba

Budapest, ist am 31. August in seiner Villa am Schwabenberge gestorben. Es ist ein tragisches Geschick, daß der Tod ihn gerade in dem Moment ereilte, da das Hauptwerk seines Lebens, an dem er achtzehn Jahre lang gearbeitet hat, soeben vollendet ist. Steindl war im Jahre 1839 zu Budapest geboren; er besuchte die technischen Hochschulen zu Ofen und Wien sowie die Kunstakademie in Wien, wo er ein Schüler von F. Schmidt und van der Nüll war, und wurde im Jahre 1868 mit der großen Fugger-Medaille ausgezeichnet. Dann wurde er Professor am Budapester Polytechnikum; er restaurierte den Dom zu Kaschau, die Kirchen von Bartfeld und Mariafalva und erbaute in Budapest die Franziskanerkirche, das Polytechnikum, die königliche Oper, das tierärztliche Institut und die Margaretenbrücke. Den Bau des dortigen Parlamentspalastes, dessen Einweihung bevorsteht, begann er im Jahre 1885.



Phot. Fritz Leyde, Dresden

Freiherr von Hausen, der neue sächsische Kriegsminister



Phot. Erdélyi, Budapest

Emerich Steindl †

•

Frau Mathilde Wesendonck, bek. als einstige treue Freundin und Gönnerin Richard Wagners, 74 J., † 1. Sept., Villa Traunblick am Gmundener See. — Genre- und Historienmaler Professor Eduard Schwoiser, einer der fruchtbarsten Hofmaler König Ludwigs II. 75 J., † 4. Sept., München. — Professor August Heller, Oberbibliothekar und Mitglied der ungarischen Akademie der Wissenschaften, 59 J., † 4. Sept., Budapest. — Baron Simon Moritz von Bethmann, Mitinhaber des großen Frankfurter Bankhauses Gebrüder Bethmann, 58 J., † 5. Sept. auf seiner Villa in Königstein. — Großkaufmann Rud. Schöller, aus Düren, Chef des Züricher Hauses Schöller & Co. (Kammgarnspinnereien), 76 J., † 5. Sept., Zürich. — Geheimrat Hoffmann, früher Oberbürgermeister von Königsberg, † 5. Sept., Königsberg. — Staatsrat Heinrich von Wild, geborener Züricher, früher Universitätsprofessor und Direktor des physikal. Observatoriums in St. Petersburg, 69 J., † 5 Sept., Zürich. — Dr. Stahlschmidt, Profess. an der techn. Hochschule in Aachen, † 6. Sept., Aachen. — Domherr Hubert Felix Laurent, 81 J., † Metz. — Stadtbaurat J. Hobrecht, Bruder des ehemaligen preuß. Finanzministers und früherer Leiter des Berliner Tiefbauwesens, 77 J., † 9. Sept., Berlin. — Frau Amalie Lauchert, Witwe des Malers Professor Lauchert, geborene Prinzessin zu Hohenlohe-Schillingsfürst, 91 J., † 9. Sept., Gotha. — Oberlandesgerichtspräsident a. D. Stefan Freiherr v. Stengel, 82 J., † München. — Professor Theodor v. Heldreich, Direktor des botanischen Gartens in Athen, geborener Dresdener, 80 J., † 7. Sept., Athen. — Wirkl. Geheimer Rat Ulrich Graf v. Behr-Negendank, früherer Oberpräsident von Pommern, 76 J., † 8. Sept., Semlow im Kreise Franzburg. — van Asch van Wijck, holländischer Kolonialminister, 53 J., † 9. Sept., Amsterdam. — Geheimer Oberregierungsrat Professor Dr. Ernst Dümmler, hervorragender Geschichtsforscher, Herausgeber der „Monumenta Germaniae historica", 72 J., † in der Nacht vom 10. zum 11. Sept., Friedrichroda. — Stadtkantor Christoph Preis, Komponist vieler Lieder für Männerchor, 81 J., † 12. Sept., Erlangen. — Geheim. Kommerzienrat Hermann Franck, in Firma Franck Söhne, Zichorienfabrik, einer der erfolgreichsten württembergischen Industriellen, 63 J., † 13. Sept., Ludwigsburg. — Eduard Swoboda, geschätzter Wiener Genremaler, 88 J., † Hallstadt.

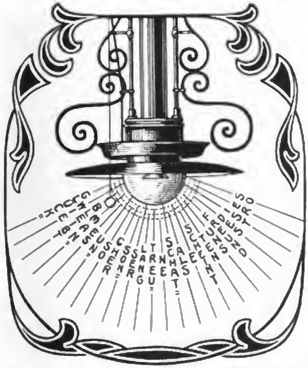


Phot. Wilhelm Müller, Bozen

Alte und neue Vajolethütte der Sektion Leipzig des Deutsch-Oesterreichischen Alpenvereins

Für müssige Stunden

Bilderrätsel



Welchen Text ergeben die Silben dieses Bilderrätsels in einer gewissen Ordnung abgelesen?

Worträtsel

Bald thut es weh, bald thut man's gern,
Bald liebt man's zu bekritteln, —
Je nach der Frau, je nach dem Herrn,
Je nach den eignen Mitteln.

Bald ist es hoch, bald ist es tief,
Doch immer heißt es mutig,
Bald geht es gut, bald geht es schief,
Doch meistens geht es blutig.

Bald ist's bescheiden, bald ist's reich,
Bald Ringe sind's, bald Socken,
Doch eines bleibt sich immer gleich:
Einladen soll's und locken.

Kettenrätsel

Haus — Stand — Lein — Fabrik — Post — Kraft — Heft — Stein — Tafel — Wasser — Dach — Jäger — Eck — Spiel — Haus.

An Stelle der Striche sind verbindende Wörter zu setzen, die, dem vorgehenden Worte nach-, dem zweiten vorgesetzt, neue Benennungen bilden.

Füllrätsel

T	I				
	T	I			
		T	I		
			T	I	
				T	I

A A A A D E E F I I L M M
N N R R S T Z

Die unter nebenstehender Figur stehenden zwanzig Buchstaben sind in die leeren Felder so zu verteilen, daß sich daraus Worte ergeben, die alsdann bezeichnen:

1. Einen italienischen Maler, 2. einen Dolch, 3. einen orientalischen Mädchennamen, 4. einen männlichen Taufnamen, 5. einen italienischen Komponisten. Sch.

Zweisilbige Charade

Obgleich eins teuer, wenn es gut,
Kannst du es doch umsonst erhalten.
Zu zwei bist du in sichrer Hut,
Wenn Ruh' und Frieden darin walten.

Beim Ganzen gehst du oft vorbei,
Es ist gewöhnlich schön gelegen
Und stehet da für viele zwei,
Um eins darinnen wohl zu pflegen. K. K.

Ausschalträtsel

Apfelblüte, Georgine, Bilsenkraut, Wegerich, Reseda, Hyazinthe, Immergrün, Chrysanthemum, Orchidee, Eberesche, Vergißmeinnicht, Rose, Ahorn, Aurikel, Fingerhut, Veilchen, Tanne.

Aus diesen 17 Wörtern ist je ein Buchstabe zu nehmen; die herausgenommenen Buchstaben ergeben der Reihenfolge nach ein bekanntes Sprichwort. G. Sch.

Silbenrätsel

Aus nachstehenden 19 Silben sind sechs Wörter zu bilden, die bezeichnen: 1. Eine italienische Stadt am Po; 2. einen kleinen Vogel; 3. eine Stadt in Arabien; 4. einen weiblichen Taufnamen; 5. eine Stadt Italiens; 6. ein kräftiges Nahrungsmittel.

le li na na mo ko ko ka la da pa cre de a du cho bri mek mag.

Sind alle Wörter richtig gefunden und der Reihenfolge nach gesetzt, so ergeben deren mittlere Buchstaben von oben nach unten gelesen den Namen einer beliebten Operette. Sch.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Heft 2:

Des Liederanfangrätsels: An Stelle der Sonnenstrahlen setze man die Buchstaben ein, die von eben solchen Linien umzogen sind, und lese dann von links nach rechts:

Still ruht der See.

Des Silbenrätsels. Flitterwochen.

Des Umstellrätsels: Vegetarier, Ophelia, Ximenes, Proserpina, Osteria, Pesaro, Uhrmacher, Lintesapfel, Isarathen, Vestalin, Opernhaus, Xenokrates, Deborah, Energie, Immortelle

Vox Populi Vox Dei.

Des Blumenrätsels:

B U T T E R B L U M E
K A I S E R K R O N E
L I L I E
G Ä N S E B L Ü M C H E N
R O S M A R I N
L Ö W E N M A U L
W A L D M E I S T E R
V E I L C H E N
A L P E N R O S E

Des Worträtsels: Sokrates — Kastor.

Der rätselhaften Inschrift: I freuat mi sakrisch af a nais Klaid, aba unsa Muatta is so geize.

Des Buchstabenrätsels: Reichstag.

Des Mischrätsels: Mississippi.

Des Wortumänderungsrätsels:

„Wie groß für Dich Du seist, vorm Ganzen bist Du nichtig;
Doch als des Ganzen Glied bist Du als kleinstes wichtig."

Des Getrennt- und Vereinträtsels: Ein Band — Einband.

Schach (Bearbeitet von E. Schallopp)

Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, in Zuschriften, welche die Schach-Aufgaben und -Partien betreffen, dieselben stets mit der **römischen** Ziffer zu bezeichnen, mit der sie numeriert sind

Aufgabe III

Von Dr. F. Binder in Weimar (Neu)

Schwarz



Weiß

Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe II:

W. 1. La7—d4
S. 1. Ke4×d4
W. 2. Th4×f4 matt.

A.

S. 1. e5×d4
W. 2. Dg7—e7 matt.

B.

S. 1. Td2, Lg1×d4
W. 2. Dg7—g2, b7 matt.

C.

S. 1. Sb5, b3×d4
W. 2. Sa4-c3,c5 matt.

D.

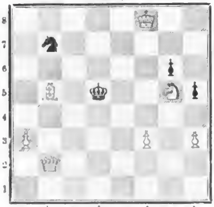
S. 1. beliebig and.
W. 2. Dg7×e5 matt.

Der erste Zug ist, wie B. Hülsen im „Reichsboten" bemerkt, von seltener Schönheit.

Aufgabe VIII

Von B. G. Laws in London

Schwarz



Weiß

Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Aufgabe IX

Von Franz Schrüfer in Bamberg

(„Zuppnaml")

Schwarz



Weiß

Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe V:

W. 1. f5—f6
S. 1. d6—d5
W. 2. Lf1—d3†
S. 2. Ke4×d3
W. 3. Sf3—e5 matt.

A.

S. 1. Ke4-d5(g7×f6)
W. 2. Dg2—e2(†)
S. 2. beliebig
W. 3. De2—b5, c4, d3, Lf1—h3 matt.

B.

S. 1. b4-b3 (Ke4-f5)
W. 2. Dg2—g5(†)
S. 2. Ke4×f3 oder beliebig (Kf5 — e4, e6)
W. 3. Dg5—g2, Sf3 —d2, Lf1—h3 matt.

Auflösung der Aufgabe VI:

W. 1. Le3—g7
S. 1. Kd5×e4, c5 c4
W. 2. La6—b7 matt.

A.

S. 1. f5×e4
W. 2. c2—c4 matt.

B.

S. 1. belieb. anders
W. 2. Se4 c3 matt.

Partie Nr. IV

Turnierpartie, gespielt zu Monte Carlo am 3. März 1902. (Für diese Partie wurde dem Führer der weißen Steine der fünfte Glanzpreis im Betrage von 100 Franken zu teil.)

Spanische Partie

Weiß: G. Marco. — Schwarz: F. J. Marshall

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1. e2—e4	**e7—e5**	21. Td1—d6	Tb5×g5[6])
2. Sg1—f3	**Sb8—c6**	22. Td6×c6	Ld7×c6
3. Lf1—b5	f7—f5	23. Da3—d6!	Lc6—d7
4. d2—d4	f5×e4	24. f2—f3!	Tg5—d5
5. Sf3×e5[1])	Sc6×e5	25. Dd6—e7	Ke8—f7
6. d4×e5	c7—c6	26. f3×e4	Tf8—e8
7. 0—0![2])	c6×b5[3])	27. De7—f4	g6—g5
8. Sb1—c3	d7—d5	28. Df4—g3	Td5×a5
9. e5×d6	Dd8×d6	29. e4—e5	Sf6—g4
10. Dd1—h5†	g7—g6	30. h2—h3	Sg4—h6
11. Dh5×b5†	Lc8—d7	31. Dg3×g5	Sh6—f5
12. Db5×b7	Dd6—c6	32. Dg5—f6†	Kf7—g8
13. Db7—b3	Lf8—d6	33. e5—e6	Ld7—e8
14. Tf1—e1!	Sg8—f6	34. e6—e7	Le8—d7
15. a2—a4![4])	Ld6—e5	35. Te1—d1	Sf5—e3
16. Lc1—g5	Ta8—b8	36. Td1×d7	Ta5—a1†
17. Db3—a3	Le5×c3[5])	37. Kg1—h2	Se3—f1†
18. b2×c3	Tb8—f8	38. Df6—f1![7])	Ta1×f1
19. Ta1—d1	Tb8—b6	39. Td7—d8†	Tf1—f8[8])
20. a4—a5	Tb6—b5	40. e7×f8D matt.	

[1]) Gewöhnlich geschieht zunächst 6. Lb5×c6; der Führer der weißen Steine hat aber das nachfolgende verblüffende Opfer im Auge.

[2]) Zieht der Läufer, so erobert Dd8—a5† den Be5 mit gutem Spiel.

[3]) Die schwarzen Bauern werden sehr geschwächt; Schwarz thäte vielleicht besser, mit Dd8—a5 (8. Sb1—c3 Lf8—b4) auf Gewinn des Be5 zu spielen.

[4]) Damit sichert Weiß, wie Marco selbst ausführt, seiner Dame die Diagonalen a2—g8, bezw. a3—f8 und verhindert so dauernd die Rochade des Gegners.

[5]) Durch diesen Abtausch beraubt sich Schwarz einer für den Angriff wie für die Verteidigung gleich wichtigen Figur. Ke8—f7 verdiente den Vorzug.

[6]) Schwarz erhält drei Figuren für die Dame, hat aber eine so schlechte Königsstellung, daß die weiße Dame bald entscheidend in sein Spiel eingreift. Auf Tb5×a5 kann 22. Da3—b4 Ta5—b5 23. Db4—d4 Tb5—d5 24. Te1×e4† Ke8—f7 (Sf6×e4 25. Dd4×e4† Ke8—f7 26. De4—e7† Kf7—g8 27. Lg5—h6) 25. Td6×f6† Kf7—g8 (falls nach g7, so 26. Tf6—f7†† nebst 27. Te4—e7†; falls Dc6×f6, so 26. Dd4×d5†!) 26. Tf6×f8† Kg8×f8 27. Dd4—h8† Kf8—f7 28. Te4—e7†, bezw. 23. . . . Dc6—c5 24. Lg5×f6 Dc5×d4 25. c3×d4 mit siegreichem Endspiel für Weiß.

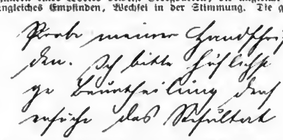
[7]) Dies hatte der Führer der weißen Steine selbstverständlich vorher berechnet.

[8]) Um ein Ende zu machen!

Handschriften-Beurteilung

(Für Abonnenten kostenfrei. Gesuche sind unter Beifügung der Abonnementsquittung an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten)

Theodor Körner. Der stark bewegte Duktus Ihrer Schrift läßt auf lebhaftes Empfinden schließen, die starken Schattierungen auf Thätigkeitsdrang. Die ungleiche Höhe der Buchstaben im Innern eines Wortes beweist Erregbarkeit, die ungleiche Lage: ungleiches Empfinden, Wechsel in der Stimmung. Die geschickt

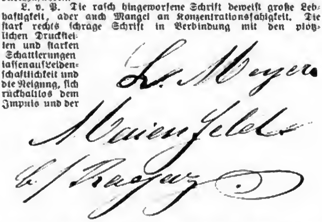


mit dem nächsten Buchstaben verbundene d-Schleife: Anpassungsfähigkeit. Die langen Anstriche: Freude am Diskutieren, und daß Sie dabei nicht scharf und unangenehm werden, ergiebt die Kombination von häufigen Rundungen am Fuße der Minuskeln mit der durch die d-Schleife ausgeprägten Fähigkeit, sich anzupassen und unterzuordnen. Schöne oder sorgfältig geformte Buchstaben haben Sie nicht, es muß alles schnell gehen. Folglich legen Sie wenig Wert auf Details und genaue, sorgfältige Ausführung. Alles in allem: ein fleißiger, leistungsfähiger und brauchbarer Geschäftsmann.

A. B. in Triest. Sie geben sich ungezwungen, wollen nicht blenden und thun Ihren Gefühlen nicht gern Zwang an, und trotzdem geraten Sie — dank Ihrem Verstande — nicht in Maßlosigkeit. Sie empfinden lebhaft und stark, sind auch nicht ohne weiche Regungen, doch mischt sich ihnen oft Schärfe bei. Ihre Sympathien und Antipathien sind ziemlich ausgesprochen und rauben so Ihrem Urteil bisweilen die Objektivität. Nicht unbedingt und nicht jedermann können Sie sich anschließen, aber wo es geschieht, sind Sie anhänglich.

Augenblick 13. Eine problematische Natur — im guten Sinne des Wortes —, die mit sich selbst ringt und unter dem Bewußtsein ernster Pflicht oder großer Verantwortung steht und leidet, die sich nicht getraut, sich zwang- und rückhaltlos ihren Gefühlen und Neigungen hinzugeben, weil sie sich vor dem eignen Temperament und der eignen Sensibilität instinktiv fürchtet und nicht genügende Energie besitzt, um den Kampf mit sich selbst aufzunehmen und gut durchzuführen.

L. v. B. Die rasch hingeworfene Schrift beweist große Lebhaftigkeit, aber auch Mangel an Konzentrationsfähigkeit. Die stark rechts schräge Schrift in Verbindung mit den plötzlichen Druckstellen und starken Schattierungen lassen auf Leidenschaftlichkeit und die Neigung, sich rückhaltlos dem Impuls und der



momentanen Stimmung hinzugeben, schließen; der Punkt im Anstrich der M in Verbindung mit dem „Egoismushaken" am Ende dieses Buchstabens auf Sinn für Komfort; die übertrieben langen Endstriche auf Maßlosigkeit; die langen Ausrufungszeichen auf Begeisterungsfähigkeit. Der dick unterstrichene Namenszug deutet auf starkes Selbstgefühl. L. Meyer, Maienfeld bei Ragaz.

Briefmappe

Camilla in U. Warum hüllen Sie sich in Schweigen? Gleich uns warten zahlreiche Leser auf weitere Ergüsse Ihrer begnadeten Muse. Wie weit diese Anklang finden, mögen Sie daraus ersehen, daß Ihre in Heft 1 veröffentlichte Dichtung („Mir hat der Arzt zwei Zähne" u. s. w.) von einem italienischen Tonmeister in Musik gesetzt worden ist. Er hat uns das Tonstück nebst einem für Sie bestimmten Huldigungsbriefe übersendet, und wir bitten um Angabe, unter welcher Adresse wir Ihnen beides zustellen können. Auch aus dem deutschen Vaterlande ist bei uns ein Brief für Sie hinterlegt worden.

Kurt D. in Gotha. Auch in den Städten, wo man sie schon längst verschwunden glauben sollte, gedeihen die wackeren „Nachträte" noch munter fort. So haben z. B. von den 64 preußischen Städten mit Stadtkreischarakter (ohne königliche Polizei) 24 noch immer Nachtwächter, darunter die beiden Großstädte Altona und Elberfeld.

F. v. Th. in Hannover. Vor 20 Jahren wurden die ersten bosnisch-herzegowinischen Truppen, die „Nisam", in das österreichisch-ungarische Heer eingestellt. Die aus ihnen gebildeten Regimenter haben je ein Bataillon in den besetzten Provinzen, die übrigen, je drei von jedem Regiment, garnisonieren in Wien (1. und 4. Regiment), in Graz (2. Regiment) und in Pest (3. Regiment). Andre Truppenteile sind aus Landeskindern jener Gebiete nicht aufgestellt worden, auch unterliegen die dortigen Wehrpflichtigen dem Dienst im Landsturm nicht.

Wilhelm H. in Sch. Daß Sie auf der Reise unsrer gedacht haben, erfreut uns sehr, kann jedoch unser Urteil nicht beeinflussen. Ihre „Früchte freier Stunden" entbehren leider noch der Druckreife. Immerhin mögen Sie uns weiteres zumuten!

R. J. in G., Holstein. Mit Vergnügen bemerken wir, daß „Camilla in U.", deren tiefgründige Dichtungen allgemeine Bewunderung erregten, auch bei Ihnen Schule gemacht hat. Indem wir der begnadeten Sängerin auf diesem Wege Ihre Grüße ausrichten," bringen wir gern auch Ihre eigne Schöpfung:

Astronomie der Liebe.

Beim Abendrot, beim frühen,
Da sind sie aufgewacht;
Die Sterne alle glühen
Und glänzen nur bei Nacht.

Die Wolken, die maliziösen,
Die sind den Sternchen nicht hold.
Sie fürchten die Schlingen der Bösen
Und fürchten für ihr Gold.

Doch was ein rechtes Sternchen ist,
Das kennt keine Wolkengespenster.
Ein rechtes Sternchen, daß ihr's wißt,
Das findet wohl sein Fenster.

Und wenn die Sterne fallen,
Wenn sich der Himmel klärt,
O schönstes Glück von allen:
Dann wird ein Wunsch gewährt.

R. W. in G. Die humoristischen Patent-Briefumschläge mit Oeffner sind von der Firma R. G. Kühne & Comp. zu Dresden in den Handel gebracht. Es sind elegante, von Billetkarten begleitete Couverts, die, geöffnet, dem Auge zunächst ein lustiges Sprüchlein oder Gedichtchen zeigen. Diese poetischen Anleihen wurden bei bekannten Dichtern älterer wie neuer Zeit gemacht. Bisher liegen sechs verschiedene Serien vor.

Frau Paula P. in Düsseldorf. Ihrer Beschreibung nach handelt es sich um grüne oder rote Blattläuse, die an den jungen Trieben Ihrer Rosen sich finden. Dies Ungeziefer tötet und vertreibt man durch schwaches Seifenwasser, aus der gewöhnlichen Schmierseife bereitet. Auch ist Tabakssaft, den man durch Aufguß kochenden Wassers erhält, ein vorzügliches Mittel. Mit letzterem ist aber Vorsicht geboten, und dieser nie rein zu nehmen, sondern in fünfzigfacher Verdünnung. Mit einer feinen Brause oder noch besser mit einem Zerstäuber diese Mittel alle zwei, drei Tage am Abend, nie im Sonnenschein! aufgestäubt, befreien Ihre Rosen von den Blattläusen.

M. T. in K. Das städtische Technikum in Limbach bei Chemnitz bildet Maschinen- und Elektrotechniker, Werkmeister und Monteure aus. Auch die im vergangenen August veranstaltete Prüfung hatte ein glänzendes Ergebnis, und die zahlreichen Anmeldungen für das Wintersemester haben zur Einrichtung sechs weiterer Lehrsäle geführt.

M. O. in H. Die Vereinigung des deutschen graphischen Kunstgewerbes zum Schutze der Urheber- und Verlagsrechte ist jüngst in Düsseldorf begründet worden. Der Zweck dieser Vereinigung ist namentlich, auf eine Ausgestaltung des nationalen und internationalen Urheberrechts an kunstgewerblichen Erzeugnissen hinzuwirken. Der Syndikus der Vereinigung, Dr. Albert Osterrieth, Berlin W., Wilhelmstraße 57/58, giebt Auskunft über die Beitrittsbedingungen und nimmt Anmeldungen zum Beitritt entgegen. Viele namhafte Firmen Deutschlands haben ihren Beitritt schon erklärt.

E. H. in M. Von dem berühmten Schifferhaus an der Treib am Vierwaldstättersee, das jetzt wegen Altersschwachheit dem Abbruch zu verfallen droht, brachten wir erst vor kurzem eine Abbildung. Ein getreues Nachbild zu schaffen und an der alten Stätte aufzurichten, hat sich inzwischen ein Komitee gebildet, dem schon ansehnliche Beiträge zugeflossen sind. Es ist jedoch noch eine Summe von rund 18000 Mark erforderlich, und sie zu beschaffen, hat das Komitee einen Aufruf erlassen. Er wendet sich zwar nur an das Schweizervolk, aber gewiß werden auch Beiträge andrer Landesangehörigen willkommen sein. Solche möge man senden an Architekt Eugen Probst, Zürich, Thalgasse 22. Jeder Kundige wird zugeben, daß das idyllisch gelegene Haus an der Treib notwendig zu den herrlichen Bildern des Vierwaldstättersees gehört und darin nicht vermißt werden kann.

G. F. in M. Auf der Gewerbeakademie zu Friedberg in Hessen ist die Zahl der Besucher allerdings in letzter Zeit derart gestiegen, daß die Räumlichkeiten des alten Augustinerklosters nicht mehr ausreichen. In der jüngsten Stadtverordnetensitzung wurde aber beschlossen, als Notbehelf bis zur Fertigstellung des projektierten großen Akademiegebäudes auf dem Schulhofe einige Baracken als Zeichensäle zu errichten. Entsprechende Beträge für Herstellung und Einrichtung wurden bewilligt.

L. A. in K. Eine gute Karte von Marienbad und Umgebung ist im Verlage von Freytag & Berndt in Wien erschienen.

Verantwortlicher Redakteur:
Ernst Schubert in Stuttgart
Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt

Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten



Zukunftspläne

Nach dem Gemälde von J. Mansch

Das Georgenhemd

Novelle

von

Julius R. Haarhaus

(Schluß)

V

Der Winter war dem Frühling, der Frühling dem Sommer gewichen, und doch war der Krieg noch nicht beendigt. Ja, die Aussichten auf den Friedensschluß schienen in immer weitere Ferne gerückt. Von großen entscheidenden Aktionen war freilich nicht mehr die Rede; es fochten nicht mehr Heere gegen Heere, sondern Fähnlein gegen Fähnlein, Parteien gegen Parteien, man kämpfte nicht mehr um Kronen und Länder, sondern um fette Dörfer und bequeme Quartiere, um wogende Kornfelder, blökende Herden und volle Scheuern. Man mied die großen Städte und hielt sich ans platte Land, man stürmte lieber ein reiches Kloster als eine Festung und fand mehr Gefallen daran, wehrlose oder schlechtbewaffnete Bauern zu erschlagen, als einen ehrlichen Kampf mit dem Gegenpart zu bestehen. Die Zuchtlosigkeit der Soldateska griff immer ärger um sich, Kinder waren im Arme der Mutter, Nonnen in ihrer Zelle nicht mehr sicher, und wenn die Söldner einmal die Kirche betraten, so geschah es, um Monstranz und Kelch zu rauben, mit Reliquien und Heiligenbildern Spott zu treiben und die geweihte Stätte durch bestialisches Wüten zu schänden. Die Offiziere mochten und konnten dem Uebel nicht steuern; sie waren zum Teil selbst aus der Hefe des Volkes hervorgegangen und benutzten die Gelegenheit, sich auf bequeme Art nach Kräften zu bereichern. Aber Geld und Geldeswert wechselte den Besitzer schnell; was nicht für reiche Kleidung und kostbaren Schmuck verthan oder bei Wein und Weibern verpraßt wurde, ging bei Würfelspiel und Karten verloren.

Die schwedischen Heerhaufen waren auseinandergesprengt worden. Nun hatten die Kaiserlichen und die ihnen verbündeten spanischen Truppen und kleinen Kontingente der geistlichen Kurfürsten statt des einen Gegners, dessen Bewegungen sich unschwer beobachten und häufig auch verhindern ließen, einen ganzen Schwarm von Feinden, die über Bayern, das Elsaß, den Schwarzwald, die Rheingegenden, das Bergische Land, das Bistum Münster und das Stift Osnabrück zerstreut waren und nicht nur die blühendsten Fluren, sondern auch die festesten Burgen und Schlösser besetzt hielten.

Nach der Entsetzung von Deutz hatte Herr Reichard die Weisung erhalten, sich mit einem Haufen spanischen Volkes der Gronsfeldschen Armada zu vereinigen, um die Schweden, die in das reiche, weil bisher noch nicht vom Kriege berührte Ahrthal eingedrungen waren, aufzuhalten und, wenn möglich, über den Rhein zurückzuwerfen. Diese Aufgabe war zum Teil schon gelöst: aus dem festen Städtchen Ahrweiler und der Bergfeste Saffenburg war der Schwede nach heißen Kämpfen glücklich wieder vertrieben, aber der Schlüssel zum Thale, Schloß Landskron, war noch in seinem Besitz. Diese Burg lag auf einer so hohen und steilen Basaltkuppe, daß man nicht daran denken durfte, sie im Sturme zu nehmen. Ein solcher Versuch hätte zahllose Menschenleben gekostet und würde bei der Stärke der Mauern, der Wachsamkeit der Besatzung und dem unbequemen Zugang ohne Frage erfolglos gewesen sein. Herr Reichard und der spanische Oberst waren sich darüber einig, daß man das schwedische Häuflein, das sich dort oben auf seinem Felsenhorste so wacker hielt, aushungern müsse. Dazu gehörte weiter nichts als Zeit. Man beschränkte sich deshalb darauf, auf der Höhe über Heppingen zur Beobachtung des Feindes eine Schanze aufzuwerfen. Die dort stationierte Mannschaft, die alle sechs Stunden abgelöst wurde und durch ein tiefes Thal gegen jeden Angriff gesichert war, hatte die Aufgabe, etwaige verdächtige Maßnahmen der Schweden durch Flaggen- oder Fackelzeichen ins Thal zu signalisieren, wo die kleine Belagerungsarmee — alles in allem kaum vierhundert Mann ohne den Troß — es sich seit mehreren Wochen in den behaglichen Quartieren des Städtleins Ahrweiler wohl sein ließ und bei guter Verpflegung und trefflichem Ahrwein wie im Paradiese lebte.

Weitaus die Mehrzahl der Belagerer hegte keinen sehnlicheren Wunsch, als die schöne Zeit nach Thunlichkeit zu verlängern. Zu diesem Zwecke brauchte man nur dafür zu sorgen, daß der Feind nicht bei Nacht und Nebel entwische und sich bis zum nahen Rhein durchschlüge. Der Abzug der Belagerten wäre den Belagerern kaum minder fatal gewesen als der vorzeitige Fall der Burg. Der einzige, der unter diesen Verhälnissen anfangs litt, war Herr Reichard. Das unthätige Leben befriedigte ihn nicht, er bemerkte mit Widerwillen, wie seine Dragoner von Tag zu Tag roher und zuchtloser wurden, und wie der Troß, den er nicht abzuschütteln vermochte, im Laufe der Zeit durch allerlei lichtscheues Gesindel verstärkt wurde. Mit Wehmut gedachte er der Tage, da man unter Tillys strengem Regimente noch Thaten vollbracht und nach guter deutscher Soldatenart wacker

gefochten hatte, und er bedauerte im stillen, den Wünschen des Kurfürsten so bereitwillig Gehör geschenkt zu haben. Längst hatte er einsehen gelernt, daß es ehrenvoller gewesen wäre, daheim auf der Schweinheimer Burg den Acker zu bestellen, als hier eine Horde von Räubern zu befehligen, die, je länger der Zustand anhielt, desto untüchtiger zu ernsthaften Waffenthaten wurde.

Zu stolz, um das einmal übernommene Kommando niederzulegen, und unfähig, eine Aenderung der Lage herbeizuführen, empfand er es bald als ein Glück, daß die spanischen Offiziere sich seiner annahmen, ihn zu ihren Gelagen einluden und es trotz ihrer hohen Titel und Würden nicht verschmähten, ihn, den mäßig begüterten deutschen Landedelmann, beim Würfel- oder Kartenspiel gründlich auszubeuteln. Reichard wäre nie auf den Gedanken gekommen, daß es bei diesen Unterhaltungen der Kavaliere nicht ganz ordnungsgemäß zuging, und war nicht wenig erstaunt, als er eines Morgens in der Tasche seines Wamses einen Zettel fand, auf dem, von ungelenker Hand geschrieben, die Worte standen: „Hütet Euch vor dem Grafen Miranda! Seine Karten sind gezeichnet."

Er vermutete sogleich in Liebmund den Schreiber dieser Warnung und beschied ihn zu sich. Der Bursche versuchte zu leugnen, aber er war nicht geübt in der Kunst, sich zu verstellen und gab, vom Hauptmann scharf ins Gebet genommen, weinend zu, daß er den Zettel geschrieben habe. Gefragt, wodurch sein Verdacht gegen den Angeschuldigten wachgerufen worden sei, erzählte er, er habe ein Gespräch der Küchenjungen des spanischen Offiziers belauscht, deren einer zum andern bemerkt habe, er solle bei der Zubereitung der Pastete mit dem Gewürz nicht so sparsam umgehen, da der deutsche Hauptmann ja die Kosten jeder Mahlzeit trage. Die beiden hätten dann miteinander gelacht und mit vielem Behagen davon gesprochen, wie man mit einigen Nadelstichen die Kartenblätter zeichnen könne, so daß der in das Geheimnis eingeweihte Spieler im stande sei, selbst mit verbundenen Augen jede Partie zu gewinnen."

Herr Reichard, ärgerlich darüber, von einem halben Kinde belehrt und über die Praktiken seiner Freunde aufgeklärt zu werden, verbot Liebmund mit harten Worten, sich um Dinge zu kümmern, die einen Reiterjungen nichts angingen, nahm sich aber im stillen vor, künftig vorsichtiger zu sein und namentlich auf den Grafen Miranda, dessen wunderbares Glück im Spiel ihm selbst schon aufgefallen war, ein wachsames Auge zu haben. Er sollte dieser Mühe durch ein unvorhergesehenes Ereignis überhoben werden. Da er sich an jenem Tage nicht ruhig und kaltblütig genug fühlte, um an dem gewohnten Spiele teilzunehmen, so benutzte er den langen Sommerabend zu einem Ritt nach der Heppinger Schanze. Die spanischen Kavaliere, die vergebens auf sein Erscheinen in ihrem Kreise gewartet hatten und wenig Neigung haben mochten, sich gegenseitig zu schröpfen, überwanden einmütig ihren nationalen Stolz und luden den wallonischen Leutnant, obgleich er nur ein Soldat von Fortun und deshalb natürlich kein ebenbürtiger Gesellschafter war, ein, ihr Nachtmahl durch seine Gegenwart zu verschönen. Er ließ sich nicht lange bitten, that der spanischen Küche alle Ehre an, sprach dem roten Walporzheimer wacker zu und schien es für selbstverständlich zu halten, daß nach abgeräumter Tafel die Spielkarten zum Vorschein kamen. Sei es nun, daß er von der Gepflogenheit der Spanier Wind bekommen hatte, sei es, daß ihm eine innere Stimme sagte, die sonst so hochmütigen Kavaliere hätten ihn, den Emporkömmling, sicherlich nicht um seiner selbst willen eingeladen: jedenfalls sah er sich vor und verfolgte jede Bewegung seiner Wirte mit der größten Aufmerksamkeit. Ein größerer Gewinn, den er gleich zu Anfang einstreichen konnte, machte ihn nur noch vorsichtiger. Er hatte lange genug im Feldlager gelebt, um zu wissen, daß jeder Falschspieler seinen Partner erst ankirrt. Er heuchelte jedoch großes Behagen und machte dadurch die Spanier sicher, die denn auch bald genug davon überzeugt waren, daß sie einen echten und rechten Gimpel vor sich hatten. Sie ahnten nicht, wie genau der vergnügt grinsende Wallone jedes Augenzwinkern, jedes anscheinend harmlos hingeworfene Wort, jede noch so geringfügige Gebärde bemerkte und wie sorgfältig er jede Karte, die durch seine Hände ging, mit tastenden Fingern prüfte. Plötzlich sprang er auf, ergriff sein Gegenüber — es war der Graf Miranda — über den Tisch hinweg am Handgelenk und zog unter höhnischem Gelächter aus dem weiten Aermel des spanischen Seidenwamses das Kartenblatt, das der Graf einen Augenblick zuvor dort hatte verschwinden lassen. Die übrigen Kavaliere wollten einschreiten, sprachen von einem unglücklichen Zufall und meinten, es sei nichts natürlicher, als daß bei dem schnellen Ausgeben der Karten ein Blatt zurückschnelle und im Aermel des Spielers liegen bleibe. Aber der Wallone lachte nur noch lauter, raffte die Karten zusammen und warf sie dem Grafen ins Gesicht, indem er ihn zugleich zu einem Spaziergang aufs Feld vor die Stadtmauer einlud.

Der Spanier rief nach Hut, Handschuhen und Degen und folgte dem Leutnant auf dem Fuße. Es fehlte ihm weder an persönlichem Mute noch an Vertrauen auf seine Geschicklichkeit im Fechten. Es war auch wohl nicht das erste Mal, daß ihn seine weitherzigen Anschauungen hinsichtlich des Kartenspiels und seiner Regeln in die Lage versetzten, mit dem Degen in der Hand um den Einsatz des Lebens zu spielen.

Diesmal jedoch hatte er seinen Gegner unterschätzt. Sie hatten sich kaum in Positur gestellt, als der Wallone auch schon mit großem Ungestüm auf seinen Widerpart eindrang. Er ließ ihn gar nicht dazu kommen, seine elegantere Kunst zu

entfalten, schenkte seinen Paraden und Finten nicht die geringste Beachtung und ließ die Stöße so schnell aufeinander folgen, daß dem Spanier nicht einmal zum Gegenstoß, geschweige denn zur Reprise Zeit blieb. Der Kampf hatte kaum eine Minute gewährt, da drang die breite Klinge des Leutnants dem Grafen unterhalb des Bandeliers ins Herz. Er ließ den Degen fallen, griff mit den Händen in die Luft und schlug rücklings zu Boden.

Der Gegner brachte ihn in eine bequemere Lage, bot ihm die Hand zur Versöhnung und eilte in die Stadt, um, dem Wunsche des Sterbenden entsprechend, den Franziskanerpater zu holen, der bei den Spaniern als Feldgeistlicher fungierte. Als der Mönch auf dem Kampfplatze ankam, fand er den Offizier schon tot. Man lud den Leichnam auf eine Tragbahre und brachte ihn zur Stadt. Gerade am Thore traf Herr Reichard mit den Trägern zusammen und erfuhr von ihnen, was sich in seiner Abwesenheit ereignet hatte. Er vergaß den Groll, den er seit dem letzten Morgen gegen den Verstorbenen gehegt, und begab sich zum Gildenhause der Lohgerber, wo die spanischen Offiziere ihre Mahlzeiten einzunehmen pflegten. Er fand sie vollzählig versammelt und beeilte sich, ihnen sein Bedauern darüber auszusprechen, daß ihr Kamerad durch die Hand eines seiner Leute gefallen sei.

Zu seiner Verwunderung schien den Kavalieren der Tod ihres Landsmannes nicht besonders nahe zu gehen, sie deuteten sogar an, daß bei dem Leichtsinn des Grafen Miranda ein solcher Ausgang vorauszusehen gewesen sei, und bemitleideten ihn selbst weniger als eine gewisse Dame, deren Namen der Hauptmann schon öfter hatte nennen hören, und die man nun zu dem Toten in nahe Beziehungen brachte. Wie der deutsche Edelmann wohl merken konnte, mochte keiner der Spanier sich gerne der peinlichen Pflicht unterziehen, die Dame — man nannte sie Madame Madeleine — von dem Geschehenen in Kenntnis zu setzen. Ohne sich lange zu besinnen, erklärte Herr Reichard sich bereit, diese Aufgabe zu erfüllen. Er glaubte hierzu schon deshalb berufen zu sein, weil einer seiner Untergebenen den Grafen getötet hatte und weil er sich selbst einen kleinen Teil der Schuld beimaß. Denn wäre er, so sagte er sich, an jenem Abend der Gesellschaft der spanischen Kavaliere nicht ferngeblieben, so würden diese den Leutnant nicht gerufen haben, und dann wäre es nicht zu dem bösen Auftritte gekommen. Er erkundigte sich nach dem genauen Namen und der Wohnung der Dame und versuchte, etwas über das Verhältnis zu erfahren, in dem sie zu dem Offizier gestanden habe.

Die Spanier blickten einander mit vielsagendem Lächeln an und gaben dem Frager zu verstehen, daß sie selbst nichts Sicheres darüber wüßten. Einer meinte, Miranda sei mit der Französin im geheimen verheiratet gewesen, andre behaupteten, Madeleine sei die von ihrem Manne verlassene Gattin eines Offiziers der königlichen Leibgarde und von Miranda, den sie während einer Krankheit gepflegt habe, aus Dankbarkeit mitgenommen worden; wieder andre wollten wissen, sie habe ihren Gatten verlassen, um dem spanischen Edelmann zu folgen.

Trotz der vorgerückten Stunde machte sich Herr Reichard sogleich auf, um Madame de Lestrange zu besuchen. Liebmund mußte ihn bei diesem Gange begleiten und, wie es die Sitte erforderte, seinem Herrn eine Laterne vorantragen. Nach kurzer Wanderung durch die nächtlich stille Stadt erreichten sie das Haus, in dem die Französin wohnen sollte. Es war eine alte Mühle, mit der Rückwand unmittelbar an die Stadtmauer angebaut und von der Straße durch den schmalen Flußarm getrennt, der früher das Mühlrad getrieben hatte, jetzt aber nur noch von den Gerbern zum Spülen der Häute benutzt wurde. Ueber einen schmalen Steg gelangte man zur Hausthür, an deren beiden Seiten Bruchstücke von Mühlsteinen in die Mauer eingelassen waren, um als Sitzbänke zu dienen. Die vergitterten Fenster waren bis auf zwei im oberen Stockwerke dunkel. Der Hauptmann hieß den Jungen die Laterne niederstellen und an die Thür pochen. Nach einer Weile wurde eines der erleuchteten Fenster geöffnet. Ein junges Mädchen in Zofentracht wurde sichtbar und fragte, wer zu so später Stunde Einlaß begehre. Liebmund trat bis zur Mitte des Steges zurück und sagte, während Reichard auf der Straße stehen blieb: „Mein gnädiger Herr, Herr Reichard von Schweinheim, Hauptmann der kurkölnischen Dragoner, bittet um die Erlaubnis, Madame de Lestranges seine Aufwartung machen zu dürfen. Er hat ihr eine wichtige Zeitung zu überbringen."

Die Zofe wandte den Kopf einen Augenblick in das Gemach zurück und entgegete dann: „Madame hält gerade ihre Abendandacht. Wenn der Herr sich morgen um die Mittagsstunde noch einmal herbemühen möchte —"

Jetzt trat der Hauptmann in den Lichtkreis der Laterne: „Es handelt sich um den Grafen Miranda. Es ist ihm ein Unfall zugestoßen. Er ist im Zweikampf verwundet worden."

Ein gellender Schrei im Innern des Gemaches verriet, daß die Dame jede Silbe verstanden hatte. Die Zofe wechselte wiederum einige Worte mit ihr und rief dann hinab: „Einen Augenblick Geduld, Euer Gnaden, ich öffne sogleich."

Der Hauptmann erteilte Liebmund die Weisung, draußen zu warten, und folgte dem Mädchen, das ihm, einen zinnernen Leuchter in der Hand, voranseilte. Ueber eine schmale, winklige Treppe und einen düsteren Korridor führte ihn die Zofe in das Gemach ihrer Herrin. Der Raum, der die Dame beherbergte, stand in seltsamem Gegensatze zu dem alten kleinbürgerlichen Hause. Es war, als wäre durch irgend einen Zauber ein Stückchen der großen Welt in die bescheidene deutsche Landstadt verschlagen worden. Schon der Duft, der dem Eintretenden entgegenströmte, ein

Gemisch von Ambra, Puder, Räucherwerk, Melissengeist und brennendem Wachs hatte für den nicht gerade verwöhnten Geruchssinn des Hauptmanns etwas Berückendes. Die Dame erhob sich von einem fremdartigen, mit Kissen bedeckten Möbel, auf dem sie gesessen oder vielmehr gelegen hatte, und ging dem Besucher einige Schritte entgegen. Herr Reichard konnte noch bemerken, wie sie beim Aufstehen einen kleinen Handspiegel beiseite legte und mit einem seidenen Tuche bedeckte. Es war ein Weib in der Mitte der zwanziger Jahre, eher klein als groß, von zierlicher Gestalt und gutem Wuchs. Der ganze Kopf war mit toupiertem Gelock bedeckt, und gegen die Sorgfalt, mit der die Frisur behandelt zu sein schien, stach die scheinbare Nachlässigkeit der Kleidung sonderbar genug ab. Madame Madeleine trug ein der warmen Jahreszeit angemessenes Gewand aus mattgelber, leichter Seide, das den blendendweißen Hals bis zu den Schultern freiließ. Darüber hatte sie einen mit rotem Taffet gefütterten Schafpelz geworfen.

Herr Reichard, durch das Eigenartige ihrer ganzen Erscheinung geblendet, verneigte sich so tief, als stehe er zum mindesten vor einer Fürstin. Die Französin schien diese Huldigung als etwas Selbstverständliches hinzunehmen oder, erregt wie sie war, gar nicht einmal zu bemerken. Sie gab der Zofe einen Wink, worauf diese durch eine hinter der gewebten Tapete verborgene Thür verschwand, und ersuchte den Hauptmann durch eine leichte Bewegung ihres Fächers, sich auf einen Sessel niederzulassen. Er kam dieser Aufforderung nach, indem er gleichzeitig der Dame noch einmal seinen Namen nannte.

„O, es bedarf der Vorstellung nicht, mein Herr," sagte sie in französischer Sprache. „Sie sind mir wohlbekannt. Sie sind der deutsche Hauptmann mit dem schönen Pferde. Aber sagen Sie mir, was ist mit Rodrigo geschehen? Ist er schwer verwundet? O sagen Sie mir alles! Schonen Sie mich nicht! Sprechen Sie, sprechen Sie, ich sehe es Ihnen an: mein Freund ist tot!"

„Er hat eine schwere Wunde empfangen, eine lebensgefährliche Wunde —" Reichard stockte.

„Und er ist an dieser Wunde gestorben," vollendete Madeleine den Satz. „Rodrigo ist tot, er hat mich hilflos hier in diesem entsetzlichen Lande zurückgelassen! Leugnen Sie es nicht! Ich weiß schon alles, meine Ahnung kann mich nicht trügen!"

„Sie haben leider recht, Madame. Der Graf Miranda ist in der That tot."

Das Weib stieß einen Schrei aus und warf sich in die Kissen ihres Lagers zurück. Ihre Hand deutete auf eine Tischglocke aus Bronze, die auf dem mit einer gewirkten Decke überzogenen Tische stand. Der Hauptmann klingelte. Durch die Thür hinter der Tapete erschien die Zofe, entnahm einem Koffer ein Etui aus weißem Leder und diesem ein silbernes Fläschchen, von dessen stark duftendem Inhalt sie einige Tropfen auf ein batistenes Tüchlein goß, um die weiße Stirn ihrer Gebieterin damit einzureiben.

Madame erholte sich schnell.

„Ach, der Leichtsinnige hat ein Duell gehabt," jammerte sie, während sie mit der reichberingten Hand nach ihrer Frisur fuhr und sich durch hastiges Betupfen der Stirnlöckchen die Gewißheit verschaffte, daß das kunstvolle Arrangement bei dem Samariterwerk ihrer Dienerin keinen Schaden genommen hatte. „Ich wußte es längst, daß sein übertrieben entwickeltes Ehrgefühl seinen vorzeitigen Tod herbeiführen würde. Der Undankbare! An mich hat er nicht gedacht! Mich läßt er hier zurück!"

Herr Reichard empfand aufrichtiges Mitleid mit der schönen Frau und hätte ihr um keinen Preis andeuten mögen, daß der Spanier seinen Tod vielmehr dem Gegenteil von dem, was Madame „übertrieben entwickeltes Ehrgefühl" nannte, zu verdanken hatte.

Madeleine zog das Medaillonbildnis Mirandas aus dem Busen, betrachtete es lange, bedeckte es mit Küssen und brach in einen Weinkrampf aus. Während ihre Thränen flossen, zupfte sie an den Falten ihres weiten Kleiderrockes, bis deren Wurf ihrem selbst durch den Schmerz nicht beeinträchtigten Schönheitssinne entsprach. Dann hielt sie mit halblauter Stimme ein Selbstgespräch, in dem sie den Verstorbenen bald der Lieblosigkeit beschuldigte, bald die treue Fürsorge rühmte, mit der er sie vom ersten Tage ihrer Freundschaft an umgeben habe. Plötzlich schien sie zu bemerken, daß sie nicht allein sei, und erging sich in tausend Entschuldigungen; als ihr Blick jedoch auf einen Rosenstrauß fiel, den ihr der Offizier noch am letzten Morgen gebracht hatte, begann sie von neuem zu schluchzen, bis sie plötzlich mit Weinen inne hielt und mit erstickter Stimme der Zofe befahl, Konfekt und Aquavit zu bringen. Als die silberne Schale mit dem feinen holländischen Backwerk vor ihr stand, vergaß sie in ihrem Schmerz, dem Besucher davon anzubieten, bediente sich selbst dafür aber um so öfter und knabberte mit ihren scharfen weißen Zähnchen lustig drauf los. Diese Beschäftigung übte offenbar eine beruhigende Wirkung auf sie aus, sie begann allerlei kleine Geschichten aus dem Leben ihres Rodrigo zu erzählen, weinte zwar bei den ernsten, aber lachte auch ebenso herzlich bei denen, die eine heitere Pointe hatten.

Ein kleiner Affe, der bis jetzt geschlafen haben mochte, aber durch den Duft des Konfekts ermuntert worden war, kam zum Vorschein, stieß einige langgezogene, halb klagende, halb bittende Laute aus und näherte sich behutsam seiner Herrin. Diese lockte ihn auf ihren Arm, drückte das Köpfchen des Tieres an sich und überhäufte es mit Liebkosungen.

„Ach du mein süßer kleiner Amarant, du bleibst mir ja noch!" sagte sie, indem sie ihre Wange an das weiche Fell des Vierhänders schmiegte, der, ohne ihren Liebesbeteuerungen sonderliche Aufmerksamkeit zu schenken, begehrliche Blicke nach der Konfektschale warf und zwischendurch den deutschen Edelmann mit mißtrauischem Blinzeln betrachtete, „du wirst die arme Madeleine

nicht verlassen. Nicht wahr, mein Liebling? Du wirst nicht um deiner Ehre willen dein Leben in die Schanze schlagen." Sie lachte laut auf. „Nein," fuhr sie zu Reichard gewandt fort, „der Gedanke ist auch zu belustigend! Stellen Sie sich vor, Amarant würde von einem andern Affen gefordert und müßte sich mit dem Degen in der Hand seiner Haut wehren. Wie er die Zähne fletschen, welch drollige Sprünge er machen würde!"

Es dauerte eine Weile, bis Madeleine sich wieder beruhigte. Der Hauptmann wußte in seiner Verlegenheit kein Wort zu sagen und begann, um wenigstens etwas zu thun, den häßlichen Liebling der schönen Frau zu streicheln und ihm das grünlich braune Fell zu krauen. Kaum hatte Madame bemerkt, daß sich der Affe von dem Fremden berühren ließ, als sie Herrn Reichards Hand ergriff und mit großer Herzlichkeit drückte.

„Sie sind ein edler Mensch, ein Kavalier vom Scheitel bis zur Sohle!" sagte sie enthusiastisch. „Ein Mann, von dem sich Amarant streicheln läßt, ohne zu beißen oder wenigstens das süße Mäulchen aufzusperren und die Zähnchen zu zeigen, muß ein Engel sein. Glauben Sie mir, das Tier besitzt mehr Menschenkenntnis als Herr Richelieu, von dem seine Kreaturen behaupten, daß er jedem, der vor ihm stehe, bis ins Herz zu schauen vermöge."

Der Deutsche wollte gegen die Ueberschätzung seiner Person protestieren, aber Madame ließ ihn gar nicht zu Wort kommen. „Nein, mein Herr Hauptmann," entgegnete sie mit bezauberndem Lächeln, „ich weiß, daß Amarant sich niemals täuscht. Seine Freunde müssen auch meine Freunde werden. Wissen Sie, daß ich dem klugen Tiere auch die Bekanntschaft meines Rodrigo —" hier schluchzte sie wieder heftig — „zu verdanken habe? Es war zu Brüssel in der Straße Saint Jacques. Ich saß mit Amarant am Fenster meines Hotels und betrachtete die Spaziergänger, die sich an jenem schönen Sommerabend draußen erlustigten, mit stillem Neide. Wie gerne hätte ich mich unter sie gemischt! Aber ich war eine arme, verlassene Frau, kaum zwanzig Jahre alt und in der großen Stadt ganz unbekannt. Meinen kleinen Liebling" — sie klopfte den Rücken des Affen in der Aufwallung des Gefühls stärker, als es dem Tiere angenehm zu sein schien — „hatte ich am eisernen Gitter des Fensters angekettet. Er kletterte mit entzückender Gewandtheit an den gewundenen Stäben empor und ließ sich manchmal zum Ergötzen der Vorübergehenden so weit auf die Straße hinab, als es seine Kette erlaubte. Ein Kavalier in spanischem Kostüm kam vorüber, schön und stolz, wie nur die Spanier sein können. Er trug einen Hut mit mächtigen, weißen Straußfedern. Er sah nicht zu mir hinauf, er sah nicht zur Seite, er ging seines Weges, als ob er allein auf dieser Welt sei. Amarant sah ihn mit seinen klugen Augen lange an und sprang, als der Kavalier gerade unter dem Fenster war, auf ihn hinab, riß ihm den Hut vom Kopf und kletterte mit seiner Beute windschnell an der Kette empor und durch das Gitter zu mir herein. Der Spanier zeigte sich nicht im geringsten überrascht. Er blieb stehen, lächelte und drohte Amarant auf eine höchst schalkhafte Art mit dem Finger. Das liebe Tierchen schien sich darüber zu freuen, und obgleich es sonst die Gewohnheit hat, jede Feder zu zerpflücken, klammerte es sich an das Gitter und reichte dem Spanier den Hut unversehrt wieder hinunter. Sehen Sie, da wußte ich, daß der Kavalier ein edler Mensch, ein Mann von außerordentlichem Charakter war. Einem Gecken hätte Amarant den Hut nie und nimmer zurückgegeben."

Herr Reichard verhehlte sich nicht, daß Madame de Lestrange der kleinen Bestie Fähigkeiten zuschrieb, an die sie selbst unmöglich glauben konnte. Aber das Eigenartige und für ihn völlig Neue ihres ganzen Wesens, ihrer Ausdrucksweise, ihrer Gesten und ihres Mienenspiels blendeten ihn so, daß er sich nicht im stande fühlte, zu entscheiden, ob das, was sie that und sprach, auf Selbsttäuschung beruhte oder auf Rechnung eines raffinierten Komödienspiels zu setzen war. Als sie jetzt schwieg, erhob er sich, um sie zu verlassen. Da ergriff sie noch einmal seine Hand und sagte: „Nicht wahr, Sie werden mir, die ich sonst niemand habe, dem ich vertrauen kann, einen Freundschaftsdienst erweisen?"

„Ich werde thun, was in meinen Kräften steht," erwiderte er zuvorkommend.

„Ach," sagte sie, „es ist nur eine Kleinigkeit. Warten Sie einen Augenblick, wenn ich bitten darf."

Sie entnahm einem Kästchen eine Schere, schnitt sich eine Locke ab, öffnete das Medaillon, ließ das Pergamentblättchen mit dem Miniaturporträt Mirandas herausfallen und legte die Haare hinein.

„Hier — ein Abschiedsgruß an Rodrigo!" Sie reichte dem Hauptmann das Medaillon samt der feinen goldenen Kette. „Geben Sie ihm dies mit ins Grab. Legen Sie es dem Teuern auf die Brust, auf sein treues Herz."

Reichard versprach, ihren Wunsch zu erfüllen und fragte, ob sie den Toten nicht noch einmal sehen wolle. Da fuhr sie zurück. „Nein, nein, nein!" rief sie, „um keinen Preis! Leichen sind mir fürchterlich. Verlangen Sie das nicht von mir, es würde mich zu sehr erregen. Aber nicht wahr, wenn Sie ihn zur Ruhe bestattet haben, dann besuchen Sie mich und erzählen mir, ob das Begräbnis schön war, wie viele Kerzen an seiner Bahre gebrannt haben, und ob sein Roß den Geharnischten hinter dem Sarge auch willig getragen hat."

Sie trocknete ihre Thränen, rief durch ein Klingelzeichen die Zofe herbei und befahl ihr, dem Herrn die Treppe hinabzuleuchten.

Als der Hauptmann in die laue Sommernacht hinaustrat, fand er Liebmund auf der Steinbank neben der Thür sitzend fest eingeschlafen. Das Licht in der Laterne war niedergebrannt, ein Zeichen,

daß der Besuch länger gewährt hatte, als sich Herr Reichard selbst gestehen mochte. Er faßte den Knaben an der Schulter und schüttelte ihn. Mit dem Rufe „Herr, Ihr stürzt, Ihr stürzt!“ sprang dieser von seinem Sitze empor, starrte die vor ihm stehende Gestalt an und fuhr sich mit der Hand über die Augen. „Gott und den Heiligen sei Dank! Ihr lebt, gnädiger Herr!“ sagte er, tief aufatmend.

„Was ist dir, Junge? Hast du geträumt?“

„Ja, Herr, einen schrecklichen Traum. Ihr rittet mit Eurem Tiger auf einem Steg, nicht breiter als eine Degenklinge, über einen tiefen, tiefen Abgrund. In der Mitte glitt das Roß aus. Ich reichte Euch die Hand, um Euch zu halten, aber ich vermocht' es nicht. Ihr zogt mich mit in die Tiefe.“

„Nimm die Laterne und komm. Zu Hause kannst du ausschlafen — und weiterträumen,“ setzte er hinzu. Und in Gedanken versunken schritt er unter dem flimmernden Sternenhimmel dahin, des Kindes nicht achtend, das ihm fröstelnd mit klopfendem Herzen folgte.

VI

Am Tage nach dem Begräbnisse des Grafen Miranda stellte sich Herr Reichard, wie er versprochen, zu zeitiger Stunde bei Madeleine ein. Er fand sie ruhiger und gefaßter als bei seinem ersten Besuche; der unvermittelte Wechsel von leidenschaftlichen Schmerzausbrüchen und krankhafter Lustigkeit hatte einer stilleren und gleichmäßigeren Trauer Platz gemacht. Die leichten schwarzen Gewänder, die den vollen weißen Arm und den wohlgeformten Hals durchschimmern ließen, kleideten die schöne Frau noch weit vorteilhafter als das verführerische Kostüm, in dem der deutsche Edelmann sie zuerst gesehen, und dieser mußte sich bekennen, daß der Spanier durch die Protektion des bewundernswerten Geschöpfes keinen schlechten Geschmack bewiesen hatte. Bei diesem zweiten Besuche blieb es nicht. Der Hauptmann glaubte die Beobachtung gemacht zu haben, daß seine Teilnahme der armen Madeleine wohlthue, und daß sie in seiner Gesellschaft ihren Schmerz wenigstens für kurze Zeit vergesse. Sie hatte in der That sonst niemand, der sich um sie bekümmerte, wie hätte er sich also seiner Christenpflicht, die Verlassene zu trösten, entziehen können? Und er nahm diese Pflicht sehr ernst, so ernst, daß er kaum einen Tag verstreichen ließ, ohne ihr seine Aufwartung zu machen. Blieb er, durch dienstliche Obliegenheiten zurückgehalten, einmal aus, so war Madame am nächsten Tage für ihn nicht zu sprechen. Das empfand er dann als eine Strafe und beeilte sich, am dritten Tage das Versäumte möglichst zeitig nachzuholen und durch besonders zarte Aufmerksamkeiten völlige Absolution zu erlangen. Und dabei hatte er das Gefühl, als sei er nicht der Gebende, sondern der Empfangende. Er empfand es als eine unverdiente Gunst, daß die schöne, vornehme Frau, ihn, den simpeln deutschen Landedelmann, ihres Umganges würdigte. Nach jedem Zusammensein mit ihr ward es ihm deutlicher bewußt, wie lächerlich bäuerisch sein Benehmen, wie plump seine Ausdrucksweise bisher gewesen war, und wie dankbar er der Französin dafür sein müsse, daß sie ihn gleichsam spielend mit den erlesenen Umgangsformen der großen Welt bekannt und vertraut machte. Oft, wenn Madeleine vor ihm saß und in ihrer leichten und doch so ausdrucksvollen Weise plauderte, konnte er sich nicht enthalten, sie im Geiste mit Frau Anna zu vergleichen. Man hätte freilich keinen größeren Gegensatz, als er zwischen der gesunden derben Burgherrin von Schweinheim und der zierlichen, eleganten Weltdame bestand, finden können. Hier alles Leben, Leichtigkeit, Freiheit und Geist, dort Befangenheit in ererbten und durch den Klosterunterricht anerzogenen veralteten Anschauungen, ein Interessenkreis, der sich nicht über die Küche und die Leindwandkammer hinaus erstreckte, und eine bescheidene Zurückhaltung im Verkehre mit Standesgenossen, hinter der sich nur zu deutlich ein Mangel an Kenntnissen und geistiger Gewandtheit verbarg. Je öfter Herr Reichard seine unglückseligen Vergleiche anstellte, desto schwerer fiel ihm aufs Herz, was er zu Hause entbehrt hatte und, wenn ihm der Friedensschluß heimzukehren erlaubte, fernerhin entbehren sollte. Jetzt erst war ihm zum Bewußtsein gekommen, daß er Mensch und Kavalier sei, und diese Erleuchtung verdankte er Madame de Lestrange, die alle die Fähigkeiten, die bisher in ihm geschlummert, zu wecken verstanden hatte.

Aber der Verkehr mit der schönen Frau erwies sich auch in andrer Hinsicht segensreich. Seit er sie regelmäßig besuchte, blieb er dem Kreise seiner spanischen Kameraden fern. Er brauchte nicht mehr zu spielen und war der Verpflichtung überhoben, sie auch seinerseits zu Schmäusen und Trinkgelagen einzuladen, wie solche früher seinen Beutel über Gebühr in Anspruch genommen hatten. An diesem materiellen Vorteil wollte er die Dame teilnehmen lassen, natürlich auf eine höchst delikate Weise. Er erbat sich die Erlaubnis, ihre Küche mit Wildbret, Geflügel und Fischen versehen zu dürfen, sandte ihr jeden Morgen und Abend Blumen oder Früchte und machte ihr, so oft es die Gelegenheit erlaubte, Geschenke an Spitzen, Bändern, Handschuhen und Parfümerien, die derselbe Kurier aus Köln mitbringen mußte, der die immer knapper gefaßten Briefe an Frau Anna beförderte. Anfangs betraute der Hauptmann Liebmund damit, die duftigen Morgen- und Abendgrüße in die Mühle zu tragen, als er aber zu bemerken glaubte, daß der Knabe sich dieser Aufgabe nur mit Widerwillen unterziehe und, wenn er vor ihm erschien, einen Ausdruck zur Schau trage, den er als einen stillen Vorwurf deuten mußte, entband er ihn von diesem Geschäft und sandte statt seiner einen der wallonischen Troßknechte. Zufällig erzählte ihm dann auch bei

seinem nächsten Besuche Madame de Lestrange, der kleine Schwarzkopf habe auch ihr gegenüber aus seiner unfreundlichen Gesinnung kein Hehl gemacht und kürzlich, als sie ihm Wein angeboten, das Glas so heftig zurückgestoßen, daß es zu Boden gefallen und zerbrochen sei. Herr Reichard war hierüber aufs höchste entrüstet, verabschiedete sich zeitiger als sonst und ließ, zu Hause angekommen, den Missethäter zu sich rufen.

Liebmund erschien mit trotzigem Antlitz. Er wußte offenbar, um was es sich handelte.

„Hat dir, als du zum letzten Male bei ihr warst, Frau von Lestrange ein Glas Wein angeboten?" fragte er mit der Miene eines Inquisitors.

„Ja."

„Und du hast es nicht angenommen?"

„Nein."

„Warum nicht?"

„Weil ich nicht mochte."

„Was soll das heißen? Ist es keine außerordentliche Ehre für einen Reiterjungen, wenn ihn eine vornehme Dame durch ihre Gnade auszeichnet?"

„Wenn es eine vornehme Dame ist — ja!"

„Nun also! Weshalb hast du das Glas zurückgewiesen oder, wie mir Madame sagt, sogar zurückgestoßen?"

„Weil ich sie nicht leiden kann. Weil sie keine vornehme Dame ist. Euer Gnaden Eheliebste ist eine vornehme Dame, das weiß ich bestimmt — obgleich ich sie nicht kenne," setzte Liebmund errötend hinzu, „aber die da" — er wies mit einer geringschätzigen Gebärde nach der Richtung, in der die Mühle lag —, ist ein landfahrend Weib, das sich heute an den und morgen an jenen hängt und das der Weibel auf der Gasse aufgreifen und stäupen darf —"

„Kein Wort mehr, Bube, oder du wirst meine Hand fühlen! Hast du deine Weisheit auch wieder von den spanischen Küchenjungen?" Er hatte diese Worte kaum ausgesprochen, als ihm einfiel, wie wenig angebracht gerade diese Wendung war. Er ließ die zum Schlage erhobene Rechte sinken und schaute dem Knaben, dessen schwarze Augen seinem Blicke ruhig begegneten, fest ins Gesicht.

„Nein, Herr, entgegnete Liebmund ruhig, „was ich selbst sehe, danach frag' ich keinen andern."

„Schweig, Kujon!" donnerte ihn Herr Reichard an, bestrebt, die erste Ungerechtigkeit durch eine zweite und größere zu verwischen, „du hast nichts zu sehen, nichts zu denken und nichts zu thun als das, was ich dir auftrage. Nun mach, daß du fort kommst. Heute noch sollst du zu Frau von Lestrange gehen und sie fußfällig um Verzeihung bitten."

„Nein," sagte der Junge fest, „das thu' ich nicht. Verlangt von mir, was es auch sei, Herr, nur das nicht!"

„So werde ich dich mit Schlägen dazu zwingen!"

„Meinetwegen schlagt mich tot, Hauptmann, oder nehmt ein Faustrohr und schießt mich nieder, aber denkt nicht, daß Ihr mich dadurch in die Mühle bringet."

Herr Reichard wußte zu genau, daß bei Liebmund, wenn er sich einmal weigerte, Drohungen nichts ausrichteten. Er mußte daher versuchen, auf andre Weise zum Ziele zu gelangen. Und er schlug hierbei den rechten Weg ein.

„Ich habe der Dame mein Wort gegeben, daß du zu ihr kommen und sie um Verzeihung bitten würdest, Liebmund," sagte er ernst, „soll ich um deinetwillen mein Wort nicht einlösen?"

Liebmund blickte zu Boden. „Ihr habt Euer Wort gegeben? Gut, dann geh' ich. Aber erlasset mir den Fußfall. Ich werde ihr sagen, Ihr schicktet mich. Sie soll es erfahren, daß ich nicht aus eignem Antrieb komme." Er biß die Zähne aufeinander und ballte die Fäuste.

Der Hauptmann mußte wider Willen über den Zorn des Kindes lächeln.

„Geh," sagte er, „und lerne einsehen, daß du der Dame unrecht gethan hast."

Liebmund eilte davon, als könne er sich der ihm so unangenehmen Pflicht nicht schnell genug entledigen. Herr Reichard trat ans Fenster und schaute ihm nach. Er sah nicht ohne Befriedigung, wie der Knabe die lange Hauptgasse hinunter ging oder vielmehr lief und an deren Ende in den Seitenpfad einbog, der zu der Mühle führte. Und wirklich vernahm er am andern Tage von seiner schönen Freundin, daß der arme Sünder bei ihr gewesen und unter Schluchzen um Verzeihung gebeten habe. „Der hübsche Junge dauerte mich," schloß Madame ihren Bericht, „er war so völlig zerknirscht, daß er kaum ein Wort herauszubringen vermochte."

Die Gute! Sie ahnte nicht, daß das, was sie für Reue hielt, der Ausdruck unversöhnlichen Hasses und ohnmächtiger Wut war.

Seit jenem Tage betrat Liebmund die Mühle nicht wieder. Er vermied es auch nach Möglichkeit, sich vor seinem Herrn sehen zu lassen, der ihm dies um so weniger verübelte, als der Anblick des Knaben stets wie eine stumme Anklage auf ihn wirkte. Er freute sich, wenn er dem kleinen Rebellen nicht zu begegnen brauchte, den er andrerseits auch nicht hätte missen mögen, da er von der ungewöhnlichen Treue und Anhänglichkeit des Jungen überzeugt war. Liebmund machte sich die Freiheit, die ihm der Hauptmann ließ, zu nutze. Von der rohen Gesellschaft der Knechte und Dragoner hatte er sich von jeher fernzuhalten gewußt und war, soweit dies das Lager- und Garnisonleben zuließ, am liebsten seine eignen Wege gegangen. Waren die Pferde versorgt und ausgeritten, so holte der Bursch Angelrute und Hamen hervor und begab sich zum Forellenfang an die Ahr, deren krystallklares, kaltes Wasser nicht weit von der Stadtmauer über bunte Kiesel dahinschoß und unter den bemoosten Felsvorsprüngen tiefe kühle Becken bildete. Manchmal schloß sich Adrian, dem daheim in Schweinheim Fisch- und Vogelfang obgelegen



Aus der großen Berliner Kunst

Nach dem Gemä



ısstellung 1902: Des Lebens Mai
de von Emil Keck

hatten, dem Knaben an. Hatten sie gemeinsam eine Reuse aufgestellt, so legten sie sich gewöhnlich in das hohe Ufergras, verzehrten ihr Frühstück und lugten mit scharfem Auge in die Flut, wo die zierlichen, rotgetüpfelten Fische, des ihnen drohenden Verderbens unkundig, im Sonnenscheine spielten und nach Mücken und Wasserspinnen haschten. Bei einer solchen Gelegenheit — es war an einem heißen Augusttage — machte Adrian seinem jungen Gefährten den Vorschlag, in einem unter Brombeergerank und Adlerfarnen halb versteckten Tümpel ein erfrischendes Bad zu nehmen. Aber Liebmund wies dieses Ansinnen auf das entschiedenste zurück.

„Nein, Adrian, nicht jetzt!“ sagte er mit feuerrotem Kopfe. „Weißt du nicht, daß den, der am hellen Mittag badet, um Mitternacht der Nix heimsucht? Daß er ihn lockt und bethört, bis er ihm folgt und noch einmal ins Wasser steigt, um nie wieder ans Licht zu kommen?“

Der Knecht lachte aus vollem Halse. „Bist ein rechter Kindskopf, Junge. Solltest dich schämen, an Ammenmärchen zu glauben. Frisch, Wams und Hosen runter und kopfüber hinein! Oder fürchtest etwa, daß dich die Krebse in Fuß und Wade zwicken? Bist doch kein Jüngferlein, das vor Scham zu sterben vermeint, wenn ihm einmal die liebe Sonne das weiße Fell bescheint?“

„Thu's nicht, Adrian, thu's nicht, mir zuliebe!“ bat der Knabe. „Will dir auch mein Weidmesser schenken mit dem hürnenen Griff, das dir so trefflich gefiel.“

Aber Adrian ließ sich von seinem Vorsatze nicht abbringen. „Behalt dein Messer, und laß mir mein Bad,“ sagte er, während er das Wams abwarf und über das Gestäude am Ufer breitete, „und wenn mich der Nix etwa jetzt gleich schon bei sich im krystallenen Schloß zurückbehält und meine arme Seele unter einen umgestülpten Mushafen steckt, so sag dem Schweinheimer Kaplan, er solle drei Messen für mich lesen. Das Geld dazu findest in meinem Gürtel.“ Er war so eifrig mit Auskleiden beschäftigt, daß er auf Liebmund nicht weiter achtgab.

„Nun, du Junker Hasenfuß, lockt dich's nicht auch?“ rief er, während er aller Hüllen ledig auf den Kies trat und mit der Fußspitze prüfend den klaren Spiegel berührte. Als er keine Antwort erhielt, sah er sich nach dem Begleiter um. Dieser war verschwunden. Der Knecht zog den Fuß aus dem Wasser zurück, legte die breite Hand über die Augen und hielt nach dem Knaben Ausschau. Und er sah ihn, sah ihn in weiter Ferne flüchtig wie ein gehetztes Reh über die Wiesen der Stadt zu eilen. Hinter Adrians niedriger Stirn begann es zu arbeiten. Das Benehmen des Knaben war doch zu seltsam! War es nicht genug, daß er sich, wenn er dem lächerlichen Märchen vom Nix Glauben beimaß, des Bades enthielt? Weshalb mußte er nun auch noch fortrennen, als ob ihm der leibhaftige Gottseibeiuns auf den Fersen säße? Ihn und das Fischgerät einfach im Stiche lassen? Wie sollte die Reuse, die ein einzelner gar nicht schließen konnte, ohne daß die gefangenen Fische entschlüpften, nun zugezogen werden?

Wie der Knecht über den sonderbaren Vorgang nachsann, kamen ihm allerlei Wahrnehmungen in den Sinn, die er früher beim Zusammensein mit Liebmund gemacht hatte. Der Knabe entfernte sich stets, wenn das Gespräch auf das Weibsvolk kam. Er errötete bei jedem derben Wort. Und als ihn im Lager zu Verkum die Tochter der Marketenderin, ein blutjunges freches Ding, das dem Weibel mehr Arbeit machte als zwanzig Dragonerweiber, zu küssen versucht hatte, war er so wütend geworden, daß das Mädchen nur durch schleunige Flucht der Gefahr entgehen konnte, von dem erbosten Buben niedergestochen zu werden. In Adrian stieg ein Verdacht auf, der ihn selbst überraschte. Er hatte sich schon — alles das fiel ihm jetzt plötzlich ein — über die mädchenhaft feinen Hände und Füße Liebmunds gewundert, über die glatten Wangen und Lippen, auf denen keine Spur von Flaum sichtbar war, über die helle Stimme, die noch gar keine Anstalten machte, in eine tiefere Lage umzuschlagen. Das war alles höchst seltsam — wer hätte es zu leugnen vermocht? Je länger der Knecht darüber nachdachte, desto mehr verdichteten sich seine Vermutungen zu der Erkenntnis, daß der Junge ein Weibsbild sei. Er nahm sich vor, sich so bald als möglich Gewißheit zu verschaffen.

Seit jenem Augustmittage ließ sich Liebmund am Flusse nicht mehr blicken. Es war, als ob er einer Wiederholung des dort erlebten Auftrittes hätte aus dem Wege gehen wollen. Lange blieb Adrian darüber im unklaren, wo der Knabe sich jetzt den größten Teil des Tages über aufhalte. Er hatte oft versucht, ihm bei seinen Ausgängen heimlich nachzuschleichen. Mehr als einmal, wenn er ihn in ein Gäßchen, ein Haus oder einen Hof hatte schlüpfen sehen, war er ihm in einiger Entfernung gefolgt, und obgleich meist kein zweiter Ausgang zu entdecken war, fand er den Burschen doch nicht mehr vor. Kein Zweifel, Liebmund wußte, was der Knecht gegen ihn im Schilde führte, und suchte ihm deshalb zu entkommen. Hätte Adrian, wenn er, stets aufs neue irregeführt, die Verfolgung aufgab und, in Gedanken versunken, langsam wieder umkehrte, einmal rückwärts geschaut, so würde er wahrscheinlich bemerkt haben, wie der kleine Schwarzkopf behutsam aus irgend einer Stall- oder Scheunenthür zum Vorschein kam und mit leichten Schritten dem Stadtthore zueilte.

Ein Zufall brachte den Knecht endlich auf die richtige Spur. Er hatte die Beobachtung gemacht, daß die Küche seines Herrn seit einiger Zeit auffallend reich mit Federwild, namentlich mit Wein- und Wacholderdrosseln, versorgt wurde, und erfuhr auf seine Frage, wer die Vögel liefere, daß Liebmund der Vogelsteller sei. Jetzt wußte er, wo er den Jungen, „der ein Weibsbild

war", zu suchen hatte. Die Bergabhänge im Norden der Stadt waren mit Reben bepflanzt, die bei der anhaltenden Hitze des Sommers in diesem Jahre einen reichen Herbst versprachen. Die ungewöhnliche Fülle der Trauben hatte große Schwärme geflügelter Beerenliebhaber angelockt. Wurden die Tierchen durch den Weinbergshüter vom Mahle aufgescheucht, so erhoben sie sich als eine graue Wolke von den Stöcken und suchten in dem Lohschlage Schutz, der, von der Höhe des Ringener Waldes nach Süden abfallend, an die höchstgelegenen Weinberge grenzte. Dort in dem dichten Niederholz waren sie wohlgeborgen, bis die Gefahr vorüber war. Hier an der Grenze zwischen Wald und Weinberg mußte Liebmunds Jagdrevier liegen.

An einem der letzten Augustmorgen machte sich Adrian auf, den Vogelsteller zu suchen. Am Abhange des Silberberges langsam emporsteigend, gelangte er, fortwährend fleißig Umschau haltend, an den Waldrand. An der Stelle, wo die Weinberge mit dem Gebüsch zusammenstießen, setzte er sich nieder und lauschte. Nach einer Weile vernahm er unter sich, in den Rebpflanzungen, den schrillen Warnruf der Drosseln, und bald darauf bemerkte er, wie ein mächtiger Schwarm dieser Vögel sich unten erhob und mit lautem Flügelrauschen über das ihn verbergende Gesträuch hinweg in den Lohschlag einfiel. Aber kaum hatten die ersten der Traubendiebe sich auf den äußersten Astspitzen niedergelassen, als sie sich auch schon wieder erhoben. Der ganze Schwarm kehrte um und strich über die Weinberge, die Stadt und das Thal hinweg nach den jenseitigen Bergen davon. Jetzt wußte der Knecht, daß er hier oben am Waldrande nicht allein war. Er erhob sich und schlich in gebückter Haltung weiter. Da stieß er auf eine schmale Schneise, die, wie das hie und da aufgehäufte, noch mit welkem Laub bedeckte Holz verriet, erst vor kurzer Zeit geschlagen sein konnte. Rechts und links waren am Astwerk Hängedohnen angebracht und mit leuchtendroten Ebereschbeeren geködert. Adrian trat näher und untersuchte die Dohnen mit dem scharfen Auge des gewiegten Kenners. Und hierbei machte er eine Entdeckung, die ihn beinahe überwältigte. Die Ruten, aus denen die Dohnen hergestellt waren, zeigten hinsichtlich der Verbindung ihrer Enden eine Eigentümlichkeit, die jedem, der sich auf den Drosselfang verstand, auffallen mußte. Sie waren nämlich nicht, wie es sonst im heiligen römischen Reiche üblich, miteinander verflochten, sondern durch eingeschnittene Kerbe so zusammengefügt, daß der untere Stab sich bei Auffußen des Vogels loslösen und zurückschnellen mußte. Dadurch wurde ein schnelleres Zuziehen der Schlingen und zugleich auch eine sicherer wirkende Erwürgung des gefangenen Vogels erzielt. Alles das war es nun nicht, was einen so starken Eindruck auf den wackeren Adrian machte. Ob eine Drossel in der Schlinge ein wenig länger oder kürzer zappelte, konnte dem gutmütigen, aber ziemlich gefühlsrohen Bauernburschen gleichgültig sein.

Was ihn überraschte, war die in ihm aufdämmernde Ueberzeugung, daß er derartige Dohnen schon einmal gesehen habe und zwar, wie er sich immer bestimmter entsann, daheim im Schornbusch, hinter dem Speckelstein. Dort hatte sie Meister Ringelhard, der Flamersheimer Herrschaftsförster, hergerichtet, der sich auf seine Erfindung viel zu gute that. Nun wußte Adrian, daß Ringelhard ein Töchterlein besaß, von dem erzählt wurde, es sei des Alten einziger Weidgeselle und wisse besser als mancher erfahrene Jäger mit dem Birschrohr und dem Vogelgarn umzugehen. Daß ein solches Mägdlein ein halber Bube sein müsse, verstand sich von selbst. Und ein Bube, auch wenn's nur ein halber ist, bleibt nicht zeitlebens daheim im Walde. Er geht, wenn ihn die Sehnsucht nach dem Leben packt, eines Tages auf und davon, und wenn gerade Kriegszeiten sind und er keinen andern Weg in die Welt findet, so wird er ein Reiterjunge. Das etwa war der Gedankengang, der sich langsam, aber mit unbestreitbarer Folgerichtigkeit hinter Adrians niedriger Stirn entwickelte.

Er schritt weiter und hätte, als er über einen Ginsterstrauch, der seinen Weg versperrte, nicht ohne Mühe fortstieg, beinahe auf den Gegenstand seines Nachdenkens getreten. Liebmund hockte am Boden, eifrig damit beschäftigt, die zerrissenen Roßhaarschlingen einer Dohne durch neue zu ersetzen. Auf beiden Seiten war die Ueberraschung groß. Der Knabe faßte sich zuerst.

„Was willst hier oben, Adrian?" fragte er, sich erhebend.

„Dir zeigen, daß mich der Nix noch nicht geholt hat," gab der Knecht mit erzwungenem Lachen zurück.

„Und deshalb kommst hier herauf? Sollte meinen, das hättest du mir auch im Quartier sagen können."

„Wollt's auch, aber du bist ja nie daheim. Wer mit dir ein Wort zu reden hat, muß sich aufs Suchen verstehn."

„Möcht' wissen, wer mit mir ein Wort zu reden hätt'!" Liebmund bemühte sich, gleichgültig auszusehen und machte sich wieder an den Schlingen zu schaffen. Die seltsame Einleitung, mit der Adrian seine Rede begonnen hatte, versprach nichts Gutes.

„Wirst mir schon erlauben müssen, mit dir zu sprechen, Junge!" Der Knecht betonte das letzte Wort in einer so merkwürdigen Weise, daß dem Angeredeten das Blut ins Gesicht schoß.

„Mir hat keiner etwas zu sagen, es sei denn der Hauptmann," wandte er trotzig ein, indem er versuchte, den lästigen Störenfried durch Barschheit einzuschüchtern.

„Glaub's schon, Büblein" — auch auf dieses Wort legte der Knecht jene seltsame Betonung —, aber man wird doch eine Frage an dich stellen dürfen?"

„Was giebt's denn? Mach schnell, siehst ja, daß ich zu thun hab'." Liebmund wandte sich zur Seite und schnitt ein Haselreis ab, um eine Dohne daraus zu biegen. Aber in seiner Erregung zerbrach er die Gerte und warf sie von sich.

„Hättest die Rute zuvor auf einem Steine klopfen müssen, alsdann wär' sie nicht entzwei gegangen," sagte Adrian kaltblütig. „So macht's wenigstens der Förster im Schornbusch — wie heißt er nur gleich?"

Liebmund glaubte unter dem forschenden Blicke Adrians in die Erde versinken zu müssen.

„Der Förster im Schornbusch? Wüßt' nicht, weshalb ich den kennen sollt'. Bin ein Stoitzheimer Kind und mein Lebtag nicht über die Flamersheimer Feldmark hinausgekommen."

„Muß eine böse Zeit sein, da brave Leute vom eignen Blut verleugnet werden." Der Knecht sprach diese Worte halblaut vor sich hin, dann faßte er plötzlich mit eisernem Griffe Liebmund beim Handgelenk, schlang den linken Arm um seinen Nacken, beugte sich über das heiße Gesicht und schaute forschend in die schwarzen Augen, die sich unter seinem Blicke sogleich schlossen.

„Denkst, Dirnlein, daß sich ein ehrliches Mannsbild betrügen ließe, betrügen von einer Fahrenden? Hältst unsereinen für so kindisch, daß er ein Mägdlein nicht von einem Buben könnte unterscheiden? Wenn ich nur wüßt', was dich von Haus weggetrieben hat! Bist dem Vater wohl davongelaufen? Aber warum? Eine Feine wie du könnt' auch daheim einen Burschen finden, der schön mit ihr thät', braucht' bei meiner Seel' nicht erst hinter den Dragonern herzulaufen —" Er ließ das Mädchen los und stieß sie von sich. Das Mädchen — denn jetzt wurde Liebmund mit einem Male wieder Liebmundis, da der angenommene Trotz des falschen Reiterbuben dem natürlichen Stolz des gekränkten Weibes gewichen war.

„Will's nicht länger leugnen, daß ich des Schornbusch-Försters Tochter bin. Aber du sollst nicht von mir denken, ich wär' so eine, die hinter dem Mannsvolk herlief. Wenn ich eine Soldatendirne hätt' werden mögen, weshalb trüg' ich denn das Gewand da?" Sie blickte an ihrem schlanken Leibe hinunter und fuhr mit den feinen Händen über die Aermel ihres rauhen Wamses.

Der gute Adrian wußte auf diesen Einwand nichts zu erwidern und begnügte sich, den entlarvten Buben ratlos anzustarren.

„Weshalb bist denn nicht daheimgeblieben?" fragte er endlich.

Das Mädchen sah einen Augenblick zu Boden. Dann warf es den Kopf trotzig zurück und sagte:

„Weil ich nicht ruhig zuschauen mochte, wie der Schwede im Lande wütet. Wer reiten und schießen kann, der soll für die allerheiligste Religion streiten, mag er ein Mannsbild oder ein Weibsbild sein." Und leiser fügte sie hinzu: „Sieh, Adrian, dir will ich's sagen, was ich keinem sonst verraten möcht'. Die gnadenreiche Gottesmutter ist mir im Traume erschienen. Sie weinte blutige Thränen und hielt ein Schwert in den Händen. Und wie sie näher und näher schwebte in ihrer Glorie, hob sie langsam den Arm und winkte mir, die Waffe hinzunehmen. Ich aber war geblendet vom himmlischen Glanz ihres Hauptes und vermochte kein Glied zu regen. Da trat sie dicht an mein Bett und legte das Schwert auf die Decke. Und als ich am Morgen erwachte, fand sich's, daß des Vaters Hirschfänger, der über der Lagerstatt an der Wand gehangen hatte, auf meiner Brust lag. Am selben Tage aber kam Botschaft, der schwedische Ketzer sei ins Land gefallen. Da wußt' ich, was mein Traum zu bedeuten hatte. Verstehst du nun, Adrian, warum ich mit ins Feld gezogen bin?"

Liebmundis hatte wirklich einen ähnlichen Traum gehabt, allerdings erst in der Nacht, die sie nach ihrem Aufenthalte auf der Schweinheimer Burg im väterlichen Heime verbrachte. Ihr Entschluß, Herrn Reichard wider den Schweden zu folgen, war nicht durch den Traum, sondern dieser war durch jenen veranlaßt worden. Sei es nun, daß sie sich jetzt selbst über den Zusammenhang täuschte, sei es, daß sie den Hergang absichtlich entstellte — jedenfalls war sie froh, dem unbequemen Frager mit einer glaubhaft klingenden Erklärung ihrer Anwesenheit im Feldlager dienen zu können.

Was sie in Wirklichkeit in Herrn Reichards Umgebung gezogen hatte und sie trotz aller Widerwärtigkeiten des Garnisonlebens dort ausharren ließ, hätte sie kaum sich selbst, viel weniger also einem andern eingestehen mögen.

Der Knecht gab sich zu Liebmundis' Genugthuung mit der Erklärung zufrieden, unterließ aber nicht, seine Bedenken über die ungewöhnliche Handlungsweise eines Mägdleins zu äußern und meinte zuletzt, wenn ein Weibsbild zum Kriegsleben Lust verspüre, so könne sie der guten Sache auf eine ehrlichere und bessere Art dienen, indem sie als ein ehelich Soldatenweib der Fahne folge und ihres Mannes in gesunden und kranken Tagen treulich warte. Dabei ließ er durchblicken, daß er selbst nicht abgeneigt sei, sich vor der Trommel oder, wenn ihr das nicht genüge, auch vor dem Altar mit ihr zusammengeben zu lassen, wobei dann allerdings notwendig sei, daß sie sich zu einem andern Truppenkörper durchschlügen, um dem Spotte, den die Wandlung des Reiterbuben in ein Weibsbild nach sich ziehen würde, beizeiten zu entgehen.

Von all dem wollte Liebmundis jedoch nichts wissen, verschwor sich vielmehr, solange der Krieg dauere, treulich bei Herrn Reichards Fahne zu bleiben und, wie es einem braven Soldaten die Pflicht gebiete, in Glück und Unglück auszuharren. Wäre erst wieder Friede im Lande, so könne man immer noch früh genug ans Freien denken, zumal sie noch sehr jung sei und ans Heiraten bisher noch nicht einmal im Traume gedacht habe. Sie hätte getrost hinzufügen können,

daß sie am allerwenigsten an einen Mann vom Schlage des guten Adrian gedacht habe, aber sie war klug oder vielmehr listig genug, den Knecht, dessen Sinne durch die Entdeckung des wahren Geschlechtes seines seltsamen Kameraden erregt worden waren, nicht jeder Hoffnung auf ihren Besitz zu berauben. Sie sagte sich, daß er ihr Geheimnis nur so lange wahren werde, als er selbst ein persönliches Interesse daran habe, und dieses würde nur der Fall sein, wenn es ihr gelinge, ihn in dem Glauben zu erhalten, daß sie über kurz oder lang seinen Wünschen Gehör geben werde.

Nicht ohne geheimen Schauder bemerkte sie, welche Wirkung die dem Knechte eröffnete Zukunftsaussicht auf dessen derbe Natur ausübte. Nur mit Mühe gelang es ihr, sich seinen Liebkosungen zu entziehen, und sie sah sich gezwungen, ihm mit großer Entschiedenheit zu erklären, daß derartige Beweise seiner Zuneigung durchaus verfrüht und daher nur geeignet seien, sie gründlich gegen ihn einzunehmen. Der arme Teufel, der sich jetzt ebenso schnell ernüchtert wie vorher entflammt fühlte, auch aus den keineswegs freundlichen Blicken, die des Waldkindes schwarze Zigeuneraugen auf ihn schossen, erkennen mochte, es sei dem Mädchen mit seiner Warnung ernst, ließ sich in der That einschüchtern und zog, wie ein gehorsamer Hund, der seinem Herrn auf einem Spaziergange gefolgt ist und nun plötzlich nach Hause geschickt wird, mit bekümmerten Mienen ab, als sie ihm gebot, sie jetzt allein zu lassen.

Liebmundis schaute ihm, ohne sich zu rühren, nach, bis er in den Weinbergen verschwunden war. Dann aber warf sie sich ins Gras, bedeckte das Antlitz mit den Händen und weinte alle die Thränen der Wut, der Reue und Angst, die sie bis zu diesem Augenblick mit beinahe übermenschlicher Kraft zurückgehalten hatte.

Die Sichel des Mondes stand schon am westlichen Himmel, als sie sich endlich erhob und leise wie eine Katze den steilen Weinbergspfad hinabglitt und durch das Stadtthor schlüpfte, das wenige Minuten später geschlossen wurde.

VII

Der schwedische Kommandant des Schlosses Landskron war, wie so viele Offiziere seiner Armada, kein Soldat von Fortun, sondern ein gelehrter Herr, der auf der lateinischen Schule zu Upsala die Dichter und Geschichtschreiber der Alten mit Nutzen gelesen hatte und mit den olympischen Herrschaften wohl vertraut war. Es war ihm daher auch genau bekannt, wie einst beim Streit um Troja die Götter entscheidend in den Kampf eingegriffen, und es hatte für sein kräftig entwickeltes Selbstgefühl einen eignen Reiz, sich vorzustellen, wie die Belagerung enden würde, wenn sich die alten Heidengötter — so nannte er sie nämlich zur Beruhigung seines streng lutherischen Gewissens — noch einmal herabließen, den Fall der ehernen Würfel nach höheren Gesichtspunkten zu lenken. Wenn er jedoch auch an Mars und Bellona als die eigentlichen Fachgottheiten der praktischen Kriegskunst, ferner an Minerva als die Vertreterin der theoretischen Strategie, ja vielleicht sogar an Apoll und seine jungfräuliche Schwester als die Scharfschützen des Olymp dachte, so vergaß er doch ganz und gar, dem göttlichen Büblein seine Huldigungen darzubringen, das sich besser als alle andern himmlischen Herrschaften aufs Schießen versteht und mit seinem Bogen häufig genug Kriege veranlaßt und Kriege entschieden hat. Mit andern Worten: der schwedische Oberst hatte bei der Prüfung seiner Lage alles in den Kreis seiner Berechnungen gezogen, nur die Liebe nicht. Und der kleine Liebesgott rächte sich dafür, und zwar zu wiederholten Malen, bis er endlich die Burg in die Hände der Belagerer spielte. Das letztere war schlimm und für die Laufbahn des Obersten nicht gerade von Vorteil, aber es gehört nicht zu dieser Geschichte. Wir haben es hier nur mit dem ersten Racheakt des kleinen Schützen zu thun, und der nahm folgenden Verlauf. Der Oberst liebte nächst seinem Glauben, seiner Ehre und seiner eignen Person nichts so sehr als seine Wäsche. Um diese immer in tadellosem Zustande zu erhalten, hatte er sich aus seiner Heimat eine Wäscherin mitgebracht, eine junge dralle Dalekarlierin, ein Mädchen wie Milch und Blut, dem das prächtige Blondhaar unter dem schneeweißen Linnenhäubchen hervorquoll und wie ein goldener Mantel bis zu den breiten Hüften niederhing.

Diese schmucke Nordlandstochter hatte durch irgend einen Zufall die Bekanntschaft eines Soldaten vom Belagerungscorps gemacht, und da sie vorurteilslos genug war, auch die Vorzüge des Feindes anzuerkennen, an dem braunen Sohne Kastiliens Gefallen gefunden. Erfinderisch, wie Liebende sind, wußte das Pärchen sich nicht nur durch Zeichen und allerlei Botschaften zu verständigen, sondern sogar eine gelegentliche Zusammenkunft zu ermöglichen. Es soll nicht behauptet werden, daß bei diesen Gelegenheiten ausschließlich von der politischen Lage oder von den kriegerischen Ereignissen des Tages gesprochen wurde, aber die Schwedin vertraute doch einmal dem Spanier unter dem Siegel der Verschwiegenheit an, man beginne droben auf der Burg unter dem Mangel an Lebensmitteln zu leiden, und es sei nicht ausgeschlossen, daß die Besatzung über kurz oder lang den Versuch machen werde, sich nach dem andern Rheinufer durchzuschlagen. Der Sohn des Südens stand nicht an, diese Thatsache mit Rücksicht auf die ihm bevorstehende Trennung von seinem blonden Liebchen zu bedauern, hielt es aber für seine Pflicht, die Vorgesetzten von dem Gehörten in Kenntnis zu setzen. Die Folge davon war, daß die Belagerer die Anzahl der Beobachtungsposten verdoppelten und umfassende Anstalten trafen, einen Ausfall des schwedischen Corps zurückzuschlagen.

Zu diesem Zwecke wurde die gesamte spanische Streitmacht am Fuße des Burgberges zusammen-

gezogen, während Herr Reichard mit seinen Dragonern als Besatzung in Ahrweiler zurückblieb und nur die Ablösungsmannschaft für die Heppinger Schanze stellte. Wenn er sich auch nicht verhehlte, daß in dieser Anordnung des spanischen Befehlshabers für ihn und seine Wallonen eine Zurücksetzung lag, so war er doch im stillen froh darüber, nun völlig ungestört in Madeleines Nähe bleiben zu können, und er nutzte diese glückliche Schicksalsfügung nach Kräften aus. Er glaubte sich jetzt völlig unbeachtet und hatte keine Ahnung davon, daß allabendlich, wenn er aus der Mühle heimkehrte, die von Thränen getrübten Augen seines vermeintlichen Reiterbuben aus irgend einem finsteren Winkel auf ihn gerichtet blieben, bis sich die Thür der Schlafkammer hinter ihm schloß.

Eines Morgens — es war schon gegen Ende des Septembers — befand sich der deutsche Edelmann wie gewöhnlich bei Madame de Lestrange, als der wallonische Wachtposten auf dem östlichen Thorturme der Stadtmauer wahrnahm, wie man von der Heppinger Schanze aus durch Flaggensignale andeutete, daß auf der belagerten Burg etwas Außerordentliches vor sich gehe. Das verabredete Zeichen wurde in schneller Folge wiederholt und die Dringlichkeit der Meldung durch etliche Raketen, die man von der Schanze aufsteigen ließ, noch besonders hervorgehoben. Der Posten meldete dem Leutnant das Gesehene, dieser war jedoch der Meinung, daß die Signale den Spaniern gegolten hätten, die bei Heimersheim, Heppingen und auf der Höhe hinter Lohrsdorf lagen und die Zugänge zum Burgberge besetzt hielten. Man schenkte den Wahrnehmungen des Postens daher weiter keine Beachtung, erwartete vielmehr, daß sich im Thale, etwa zwischen Heimersheim und dem Fuße der Basaltkuppe, ein Kampf entspinnen werde. Eine halbe Stunde später erschien jedoch auf schweißbedecktem Pferde ein Dragoner von der Besatzung der Schanze, der die Meldung brachte, ein Teil der Belagerten habe, offenbar um zu fouragieren, einen Ausfall aus der Burg gemacht und sei, wie sich aus dem heftigen Gewehrfeuer schließen ließe, in nördlicher Richtung vom Burgberge mit der dort stationierten kleinen spanischen Mannschaft zusammengestoßen. Diese Nachricht wirkte in Ahrweiler doppelt alarmierend, weil man über die Stärke der Belagerten nicht genau unterrichtet war und daher auch nicht wissen konnte, ob es sich bei dem Ausfalle thatsächlich nur um einen Teil des schwedischen Corps oder um die ganze Besatzung der Landskron handelte.

Der Leutnant, der sich Vorwürfe darüber machen mochte, daß er die Signale unbeachtet gelassen hatte, eilte nach Herrn Reichards Quartier, um dem Hauptmann das Gehörte mitzuteilen. Auf der Treppe traf er mit dem Reiterbuben zusammen, der auf die Frage, wo sein Herr sei, berichtete, dieser habe das Haus schon am frühen Morgen verlassen. Wohin er sich begeben habe, wollte der Junge nicht wissen, als er aber vernahm, um was es sich handelte, ließ er den Leutnant stehen und rannte, ehe dieser ihm zu folgen vermochte, die Hauptgasse hinab, der Mühle zu. Vor dem Hause machte er Halt, legte die Hände an den Mund und rief mit seiner hellen Stimme, so laut er vermochte: „Hauptmann, zu den Waffen! Hauptmann, zu den Waffen!"

Herr Reichard öffnete höchlichst erstaunt das Fenster und beugte sich hinaus. Er sah nur, wie sein Bube die Straße wieder hinauflief und sich im Laufen noch einmal umwandte, um ihn durch heftige Armbewegungen zur Eile zu mahnen. Als er wenige Minuten später aus dem Hause trat, konnte er bemerken, wie die Bürger des Städtchens bereits in kleinen Gruppen bei einander standen, um das Ereignis, von dem sich die Kunde mit Windeseile verbreitet hatte, zu besprechen. Jetzt begegnete er auch dem Leutnant, der ihm mit kurzen Worten über das Vorgefallene Bericht erstattete. Reichard gab Befehl, Alarm zu blasen. Dann eilte er weiter, seinem Quartiere zu. Hier fand er Liebmund damit beschäftigt, den Tiger zu satteln. Das edle Tier, das in der letzten Zeit meist im Stalle gestanden hatte, wieherte vor Ungeduld und scharrte mit den Vorderhufen das Pflaster des Hofes. Der Hauptmann trat in seine Kammer. Dort lagen, auf Bettstatt und Schemel ausgebreitet, Brustharnisch, Hut und Degen und daneben das feine weiße Linnenhemd mit den eingewebten Kreuzzeichen, das ihm Frau Anna beim Abschiede gereicht und mit so eindringlichen Worten als Schutzmittel gegen feindliche Kugeln empfohlen hatte. Er stutzte, als er des Hemdes gewahr wurde, nahm es lächelnd auf und wollte es wieder an seinen gewöhnlichen Platz in die Truhe legen, besann sich jedoch, warf das Wams ab und hüllte den Oberkörper in das zarte Gewebe. Nicht als ob er an die Wirksamkeit des Linnens geglaubt hätte. Allein er fühlte sich Frau Anna gegenüber schuldbewußt und sah in der für ihn so leichten Erfüllung ihrer Bitte ein willkommenes Mittel, sein Gewissen ein wenig zu entlasten.

Als er wenige Augenblicke später völlig gerüstet auf den Marktplatz hinaustrat und sein Roß bestieg, fand er die Schützengilde, die auf das Alarmsignal unter die Waffen getreten war, schon vollzählig versammelt. Ihr Kommandant, der Obermeister der Gerberzunft, salutierte mit dem Degen und meldete, daß zweiundfünfzig Arkebusen, siebzehn Armbrüste und dreißig Langspieße zu seinen Befehlen stünden. Herr Reichard betraute den wackeren Schützenkommandanten mit der Bewachung der Stadt, ließ die gewappneten Bürger sich auf die Mauern und Thortürme verteilen und brach selbst an der Spitze seiner Dragoner auf, um dem Feinde entgegenzurücken und ihm wo möglich die Beute wieder abzujagen.

Der Reiterzug bewegte sich durch die Schlucht, die von der Gebirgshöhe beim Flecken Karweiler zum Flußthale hinabführt, so schnell es der steile Pfad und die armseligen Dragonergäule erlaubten,

empor. Droben angelangt, gönnte man den Tieren erst etliche Augenblicke Ruhe, ehe man, dem Laufe des Bengener Baches folgend, nach Kirchdaun weiterritt, wo man den Feind beim Plündern überraschen wollte. Kaum drei Pferdelängen hinter Herrn Reichards edelm Schlachtrosse folgte Liebmunds kleiner Klepper, neben dem sich Adrians schwerer Ackergaul doppelt ungefügig ausnahm. Keiner der Reiter sprach ein Wort; der Hauptmann spähte vor sich in die Ferne, der Bube schaute auf den Weg, und der Knecht sah auf den Hals seines Pferdes und streifte nur dann und wann die zarte Gestalt des seltsamen Wesens an seiner Seite mit einem besorgten Blicke.

Unbemerkt vom Feinde passierte der kleine Heerhaufe an der Stelle, wo das Nierendorfer Bergwasser in den Bengener Bach fällt, das Thälchen und suchte im Walde Deckung. Tiefe Spuren im feuchten Grunde, die ein zum Rekognoscieren entsandter Dragoner bald auf der Höhe des Bergrückens ausfindig machte, bestätigten die Vermutung, daß eine mäßig große Abteilung der Schweden in der Richtung auf Kirchdaun ausgerückt sei. Man folgte den Spuren bis zum Waldrande und fand hier einen verwundeten Spanier. Der arme Teufel, dem eine Kugel das Knie zerschmettert hatte, kam kriechend und jämmerlich stöhnend aus dem dichtesten Gras- und Farnkrautgeniste zum Vorschein und berichtete, daß seine Landsleute die Schweden angegriffen hätten, jedoch nach längerem Kampfe der feindlichen Uebermacht gewichen wären. Was aus den beiden Parteien geworden sei und ob der Feind seinen Marsch in der eingeschlagenen Richtung fortgesetzt habe, vermochte er nicht zu sagen, da ihm der starke Blutverlust plötzlich Besinnung und Sprache raubte.

Man sollte über den Verbleib des schwedischen Haufens nicht lange im Ungewissen bleiben, denn während man sich noch um den Ohnmächtigen bemühte, ließ sich droben in der Nierendorfer Schlucht ängstliches Rindergebrüll und Schafgeblöke vernehmen.

Herr Reichard gab den Befehl zum Aufsitzen. Lautlos rückte der Reiterzug bis zu dem sanft abfallenden Abhange vor. Hier machte man Halt, nur durch einen vorspringenden Hügel gedeckt. Die Wallonen lockerten den Degen in der Scheide und schütteten frisches Pulver auf die Pfannen ihrer Gewehre. Der Hauptmann zog das Faustrohr aus dem rechten Pistolenholfter und wandte sich zu den Seinen um, die in geschlossenen Reihen hinter ihm hielten und auf das Zeichen zum Angriff warteten. Er bemerkte, wie sein Reiterbube mit gezogenem Degen im Sattel saß und leuchtenden Auges nach der Thalöffnung schaute, aus der der Feind zum Vorschein kommen mußte.

Eine Staubwolke verriet, daß der schwedische Haufe nicht mehr fern war. Als sich der erste Reiter zeigte, gab Herr Reichard Feuer, erhob den Degen und sprengte mit dem Rufe „Im Namen der allerheiligsten Gottesmutter! Nun drauf und dran!“ die Böschung hinab. Die Wallonen wiederholten das Feldgeschrei in ihrer Sprache und folgten mit eingelegten Lanzen ihrem Führer.

Die Schweden stutzten und wichen dem ersten Anprall. Dann aber ermannten sie sich, nahmen das erbeutete Vieh und die Fouragewagen in die Mitte und versuchten, mit einem ungestümen Angriff die Reihen der Dragoner zu durchbrechen und die freie Waldblöße zu gewinnen. Die Enge des Hohlwegs, in dem sie eingekeilt waren, behinderte sie in der Entfaltung ihrer Streitkräfte, sicherte sie zugleich aber auch gegen einen Flankenangriff. Als ihr Führer erkannte, daß es unmöglich sei, mit den wenigen Berittenen, die ihm zur Verfügung standen, das festgeschlossene Dragonerfähnlein auseinanderzusprengen, ließ er seine Mannschaft sich hinter die Wagen zurückziehen und von hier aus ein heftiges Feuer auf den Feind eröffnen. Schon die erste Salve war von Erfolg begleitet: zwei der Wallonen wälzten sich am Boden, ein dritter, dem der Gaul unter dem Leibe weggeschossen worden war, vermochte sich nur mit Mühe aus dem Getümmel zu retten.

Herrn Reichard schien es zwecklos, seine Leute weiter den Kugeln der gut gedeckten Schützen auszusetzen. Er sah davon ab, den Sturmangriff zu wiederholen, und beschränkte sich darauf, seine Dragoner auch ihrerseits im Unterholz des Waldrandes Deckung suchen und von hier aus das Feuer erwidern zu lassen. Während man nun ohne besondere Wirkung Schüsse wechselte, gab Reichard den Befehl, daß zwanzig der zuverlässigsten von den Seinen absitzen und sich im Walde zur Seite des Hohlweges bergaufwärts schleichen sollten, um auf ein Trompetensignal dem Feinde in den Rücken zu fallen und ihn aus seiner festen Stellung zu vertreiben. Dieser Anschlag glückte über Erwarten. Die Schweden, mit der Stärke ihres Gegners nicht bekannt, brachen, als sie sich umzingelt sahen, unter Zurücklassung ihrer Beute aus der Thalschlucht hervor und wurden, ehe sie sich zum Angriff auf die nun anstürmenden Dragoner formieren konnten, von diesen auseinandergetrieben. Nur die kleine Zahl der Berittenen leistete ernstlichen Widerstand; die Mannschaften zu Fuß suchten ihr Heil in der Flucht, wurden jedoch, ehe sie den Wald zu erreichen vermochten, eingeholt und zur Gegenwehr gezwungen. Herr Reichard, vor Kampflust brennend, suchte und fand seinen Gegner in dem Anführer der Schweden, einem jungen Finnländer, der in Stalhandskes Regiment von der Pike auf gedient hatte und durch des Schicksals Tücke an den Rhein verschlagen worden war, wo er sich zu seinem Leidwesen zur Unthätigkeit verdammt und um die schönsten Aussichten auf eine schnelle Beförderung betrogen sah. Die Gelegenheit, nach so langer unfreiwilliger Muße endlich wieder einmal einen tüchtigen Strauß zu bestehen, war ihm hochwillkommen, und er hoffte, durch sein Beispiel den sinkenden Mut seiner Leute zu heben. Auf

seinem kleinen, mausegrauen Hengste sprengte er auf Herrn Reichard los, der sich weit aus dem Sattel beugen mußte, um dem wuchtig geführten Hiebe des breiten finnischen Degens auszuweichen. Dann warf der Deutsche sein Roß herum und hielt sich so dicht an der Seite des Gegners, daß dieser weder zu Hieb noch zu Stoß auszuholen vermochte und es nur der Schnelligkeit seines Gaules zu danken hatte, wenn er bald einen Vorsprung gewann und in großem Bogen zu einem zweiten Angriff herankommen konnte. Jetzt gelang es beiden Reitern, ihre Pferde im rechten Augenblick zu parieren, und nun entspann sich ein Zweikampf, der jedem Fechtmeister Freude gemacht hätte, der aber, da die Kämpen einander an Geschicklichkeit nichts nachgaben, unentschieden geblieben sein würde, wenn nicht die Dazwischenkunft zweier schwedischer Reiter dem Kampfe eine andre Wendung gegeben hätte.

Diese mochten es für ihre Pflicht halten, ihrem jungen Anführer zu Hilfe zu kommen, und so sah sich denn der Deutsche in die Lage versetzt, sich dreier Angreifer erwehren zu müssen. Dabei durfte er seinerseits nicht einmal auf Unterstützung rechnen, da seine Dragoner sich bei der Verfolgung des Feindes weit in den Wald hinein zerstreut hatten. Der einzige, der ihm hätte Hilfe bringen können, weil er in der Nähe war, der wackere Adrian, schlug sich selbst mit einem schwedischen Troßknechte herum, der ihm hart zusetzte. Dennoch sollte dem bedrängten Offiziere ein Retter erscheinen und zwar in der Person seines Reiterbuben, an den er am allerwenigsten gedacht hatte. Das leidenschaftliche Geschöpf hatte sich an der Verfolgung der Ketzer mit fanatischer Begeisterung beteiligt, aber sich nur so weit aus seines Gebieters Nähe entfernt, als ihm das Gelände gestattete, Herrn Reichard im Auge zu behalten. Als Liebmund diesen jetzt in Gefahr sah, ließ er den Flüchtling, den er vom Sattel aus niederzustechen versucht hatte, laufen und eilte dem Hauptmann zur Hilfe. Er kam gerade in dem Augenblick auf dem Kampfplatze an, als der verzweifelt um sich Schlagende dem einen der Schweden, der in der Hitze des Gefechts die Eisenhaube verloren hatte, einen Hieb über den Schädel versetzte, daß der Getroffene lautlos vornüber fiel und schwer wie ein Sack zu Boden glitt. War Herr Reichard so auch einen seiner Gegner losgeworden, so hieben die beiden andern jetzt um so erbitterter auf ihn ein. Der Schwede wollte den Kampf abkürzen. Er zog das Pistol, zielte auf Reichards Kopf und drückte los. Der Schuß versagte. Ehe er den Hahn aufs neue spannen konnte, hatte sich Liebmund an die Seite seines Herrn hinangedrängt und dessen noch geladenes Faustrohr aus dem linken Holster gerissen. Blitzschnell richtete er die Waffe auf den Feind, die Stelle aufs Korn nehmend, wo zwischen Helm und Harnisch ein Teil des Nackens ungeschützt war — blitzschnell drückte er ab. Der Schuß krachte, und der Schwede sank zu Tode getroffen aus dem Sattel. Er blieb mit dem Fuße im Bügel hängen und wurde von dem scheu gewordenen Pferde bis in den Wald geschleift. Aber der Schuß hatte noch eine andre Wirkung gehabt. Der Hengst des Finnen war, durch den Pulverblitz erschreckt, zur Seite gesprungen und hierbei gestürzt. Sein Reiter kam einen Augenblick lang unter ihn zu liegen — nur einen Augenblick, dann wälzte sich der Gaul herum und sprang wieder auf. Allein Herr Reichard ließ die Gelegenheit, aus der Hilflosigkeit seines Gegners Nutzen zu ziehen, nicht vorübergehen. Er schwang sich aus dem Sattel und setzte dem zu seinen Füßen Liegenden die Spitze seines Degens an die Kehle, ihn auffordernd, sich gefangen zu geben.

Der Finne gehörte nicht zu den Schwärmern, die den Tod unter allen Umständen der Gefangenschaft vorziehen; er mochte sich sagen, daß er die berechtigte Hoffnung hegen dürfe, über kurz oder lang ausgetauscht zu werden, und daß ein lebender, wenn auch kriegsgefangener Offizier immer noch weit begründetere Aussichten habe, es bis zum General zu bringen, als ein toter. Er warf daher seinen Degen von sich und erhob sich aus seiner unbequemen Lage. Herr Reichard bot ihm die Hand, in die er mit säuerlichem Lächeln einschlug.

Es war, als ob die Untergebenen des jungen Offiziers, soweit sie nicht schon entkommen waren, nur auf diesen Ausgang des Kampfes gewartet hätten, um auch ihrerseits die Waffen zu strecken. Binnen weniger Minuten standen mehr als zwanzig Schweden mit gefesselten Händen auf der Walstatt, indes die Sieger sich anschickten, die erbeuteten Wagen und das Vieh aus dem Hohlwege herauszubringen. Die Verwundeten wurden notdürftig verbunden, auf die Wagen geladen und, so gut es gehen wollte, auf grüne Zweige und Heidekraut gebettet, ein Geschäft, bei dem sich Liebmund mit großem Eifer beteiligte. In diesem sonderbaren Wesen schien jetzt, nachdem die Kampfeslust befriedigt war, die Natur des hilfbereiten Weibes plötzlich wieder durchzubrechen. Das arme Kind lechzte nach einem Blick der Anerkennung und des Dankes von seiten des angebeteten Mannes und war doch zu scheu oder zu trotzig, die Augen zu ihm herüberschweifen zu lassen oder gar seine Nähe zu suchen. Im Gegenteil, es wußte sich immer gerade da zu schaffen zu machen, wo es sicher war, dem Hauptmann nicht zu begegnen.

Dieser schenkte übrigens seinem Reiterbuben nicht die geringste Beachtung. Entweder er hatte in der Hitze des Kampfes gar nicht bemerkt, wem er seine Rettung verdankte, oder er betrachtete die ihm geleistete Hilfe als etwas so Geringfügiges und Selbstverständliches, daß es sich nicht verlohnte, ein Wort darüber zu verlieren. In den schwarzen Augen des enttäuschten Mädchens stiegen Thränen auf, die sich nur mit der größten Anstrengung zurückhalten ließen, und in dem jungen Busen wuchs der langgenährte Haß auf die Französin, die nach Liebmundis' Ueberzeugung



Das neue österreichisch-ungarische Schlachtschiff erster Klasse „Babenberg"
Nach einer Zeichnung von Alex Kircher (Text Seite 371)

Reichards ganzes Denken ausfüllte, ins Ungemessene. Es trug keineswegs zur Beruhigung des Mädchens bei, daß Adrian jetzt nicht von ihrer Seite wich und, sobald er in einiger Entfernung von den andern mit ihr sprechen konnte, mit einer Leidenschaftlichkeit und Wärme, die bei dem plumpen Bauernburschen äußerst drollig wirkten, auf sie einredete, sie möchte seinem Antrage doch endlich Gehör schenken. Der arme Mensch hatte um des geliebten jungen Weibes willen während des Scharmützels wahre Qualen ausgestanden, die ihm, wie er glaubte, in Zukunft erspart bleiben würden, wenn es ihm gelänge, Liebmundis dazu zu bewegen, sich endlich zu ihrem wahren Geschlechte zu bekennen und das Wams des Reiterbuben mit dem Weiberrocke zu vertauschen. Daß er jetzt statt aller Antwort nur einen zurückweisenden Blick erhielt, bekümmerte ihn tief, und er war nahe daran, seinen Gegner zu beneiden, der nun mit klaffender Stirn hart am Waldrande lag und das Moos mit seinem Blute färbte.

Die Mittagsstunde war eben vorüber, als der Convoi mit den Gefangenen und der Beute in der Mitte durch das Niederhutthor in Ahrweiler einzog. Liebmundis' scharfes Auge erkannte schon aus einiger Entfernung, daß ein weibliches Wesen in Zofentracht auf dem Ausguck des Thorturmes stand, bei weiterer Annäherung des Zuges jedoch seinen Posten eilig verließ und sich nicht wieder zeigte. Das konnte nur die Dienerin Madeleines sein! Sie hatte offenbar von ihrer Herrin die Weisung erhalten, nach Herrn Reichard auszuschauen und dessen Rückkehr sogleich der sehnsüchtig Harrenden zu melden. Und von bangen Ahnungen getrieben, spornte das Mädchen sein Rößlein an und ritt wenige Schritte hinter dem Hauptmann in die Stadt ein.

Hier war alles in lebhafter Bewegung und hellem Jubel. Die Bürger drängten sich herbei, um den siegreich Heimkehrenden ein Vivat zuzurufen und die Gefangenen aus nächster Nähe anzugaffen. Ganz vereinzelt nur streckte sich den schwedischen Ketzern aus der dicht gescharten Volksmenge eine geballte Faust entgegen; im allgemeinen betrachtete man sie mehr mit Neugier als mit Haß, und unter den Weibern waren manche, die den Gefesselten mitleidig ein Stück Brot oder einen Apfel zusteckten. Der junge Finnländer, der, ein trotziges Lächeln um die Mundwinkel, seiner Waffen beraubt, neben dem deutschen Edelmanne herritt, erregte die meiste Aufmerksamkeit und erntete einen guten Teil der anerkennenden Blicke und Zurufe, die ursprünglich seinem glücklicheren Gegner zugedacht waren.

Liebmundis' schwarze Augen schweiften unruhig über die Menge hin. Eine innere Stimme mochte ihr sagen, daß das Weib, in dem sie ihre Todfeindin zu sehen sich gewöhnt hatte, in der Nähe sei. Und in der That trat die schöne Französin gerade in dem Augenblick aus dem Portal der alten Pfarrkirche, als der Zug den Kirchplatz passierte. Mit dem süßesten Lächeln, das der verführerischen Frau zu Gebote stand, schritt sie durch das mehr scheu als respektvoll zurückweichende Volk auf Herrn Reichard zu. Dieser salutierte mit dem Degen und beugte sich aus dem Sattel auf die schlanke, reichberingte Hand hinab, die sich ihm zum Kusse darbot.

„Dem Himmel sei Dank, der Ihre Waffen gesegnet und Sie mir unversehrt wiedergeschenkt hat, mein teurer Freund!“ sagte sie in perlendem Französisch. „Die Heiligen haben meine heißen Gebete erhört. Denn Sie müssen wissen: ich habe, während Sie fort waren, auf den Stufen des Altars gelegen und das Gelübde gethan, mit Erbsen in den Schuhen eine Wallfahrt nach Einsiedeln zu unternehmen, wenn der Himmel Sie heil und gesund in meine Arme zurückführen würde.“

Sie schaute sich um und sah zwei dunkle, haßerfüllte Augen auf sich gerichtet. Liebmundis hatte keines ihrer Worte verstanden, aber den Zusammenhang erraten. Daß die Landfahrerin nun auch ihre Frömmigkeit zur Schau stellte, flößte dem leidenschaftlichen Mädchen den höchsten Widerwillen ein. Es gab sich auch nicht die geringste Mühe, dies zu verbergen. Und es schien, als ob die Französin den Reiterbuben mit dem Mädchengesicht fühlen lassen wollte, daß sie den bösen Blick aus seinen Zigeuneraugen bemerkt habe. Sich wieder zu Reichard wendend, fuhr sie mit heiterer Miene fort:

„Nun aber, mein teurer Freund, kommen Sie mit mir, damit wir gemeinsam den Heiligen für den glücklichen Ausgang Ihres Unternehmens danken. Lassen Sie den hübschen Jungen dort, der mich immer so schmachtend anschaut, Ihr Pferd nach Hause bringen und folgen Sie mir!“

Dem deutschen Edelmanne blieb nichts übrig, als diesem mit liebenswürdiger Entschiedenheit ausgesprochenen Gebote Folge zu leisten. Er stieg ab, warf den Zügel seinem Buben zu und bot Madame de Lestrange den Arm. Ehe er mit seiner schönen Begleiterin in den kühlen Dämmer der alten Kirche trat, blickte er sich noch einmal nach den Seinen um, deren Zug sich jetzt auflöste. Er sah noch, wie der Rottmeister den Gefangenen Quartiere anwies und wie die Fourierschützen und Troßknechte das Vieh zu verteilen begannen. In diesem Augenblick stob die Menge schreiend auseinander und machte zwei Rossen Platz, die sich urplötzlich in den schärften Galopp gesetzt hatten und die Hauptgasse hinuntersprengten, daß die Funken aus dem Pflaster stoben. Das eine der Tiere, ein herrlicher Tiger, war herrenlos und wurde von dem Reiter des andern am Zügel nicht geführt, sondern mit fortgerissen, und in diesem Reiter erkannte der Edelmann seinen, sich täglich seltsamer gebarenden Stallbuben. Dann folgte er kopfschüttelnd der schönen Freundin, die seine Hand ergriffen hatte und ihn bis zum Chore vorwärtszog, wo beide sich dann in einer der ersten Bänke, dem Hochaltar gegenüber, dicht nebeneinander niederließen.

Die Kirche war, wie stets um diese Stunde, völlig leer, und durch die halbgeöffnete Thür drang der langsam ersterbende Lärm vom Platze draußen gedämpft herein. Dies mochte schuld daran sein, daß die beiden, die zunächst nicht daran zu denken schienen, den Heiligen den schuldigen Dank zu zollen, sondern mit halber Stimme Zwiesprach hielten, nicht wahrnahmen, wie sich das Sakristeipförtchen leise öffnete und wie ein leichtfüßiges Wesen katzenhaft geschmeidig hinter den Hochaltar schlüpfte.

Wie einst durch das Schnitzwerk in der Schweinheimer Burgkapelle, so richteten sich jetzt die schwarzen Augen des Försterkindes durch den Rost des heiligen Laurentius, der in Lebensgröße auf dem Altarsimse stand und das Instrument seiner Marter lächelnd dem Beschauer präsentierte, auf den arglosen Mann da vorn in der Kirchenbank. Sie sahen, wie dieser Mann sein Haupt zur Seite neigte, bis es am Lockenkopfe Madeleines lehnte. Sie sahen, wie die kräftige Hand des Mannes mit den feinen schlanken Fingern des Weibes spielte und wie sein bärtiger Mund in langem Kusse darauf haften blieb. Und das alles an heiliger Stelle! Die Späherin mußte sich am Altare festklammern. Ihr war, als habe ein Schwindel sie gepackt. Ihr reines Gemüt war empört, ihre Sinne tobten, ihre Augen trübten sich. Sie nahm sich vor, den Mann dort zu hassen, aber sie vermochte es nicht. Sie sagte sich, daß er schwach und ihres Mitleids bedürftig sei. Und das Kind, das sich daran gewöhnt hatte, in diesem Manne alles Große, alles Edle, alles Herrliche auf Erden zu sehen, das diesen Mann mit der ganzen wilden Glut seines Zigeunerherzens liebte und dennoch vieltausendmal lieber gestorben wäre, ehe es diese Liebe sich selbst eingestanden hätte, es faßte in diesem Augenblicke den Entschluß, den Vergötterten aus den Netzen der Sirene zu retten, indem es diese Verführerin vernichtete. Wenn Reichards Seele noch vor den Qualen der ewigen Verdammnis zu bewahren war, wenn sein Herz der Gattin wieder zugeführt werden konnte, so mußte bald etwas geschehen. Gutwillig würde die Französin das Feld nicht räumen, also mußte sie mit Gewalt beseitigt werden. Aber wie? In dem Gehirn des armen Kindes jagten sich die seltsamsten Entwürfe. Liebmundis harrte auf ihrem Posten aus, bis sich das Paar erhob, am Altar niederkniete und ein kurzes Gebet sprach, um darauf schnellen Schrittes das Gotteshaus zu verlassen. Auch dann blieb sie noch eine Weile wie gebannt stehen. Endlich raffte sie sich auf, trat vor den Altar und warf sich auf die Stufen nieder. Sie hatte sich vorgenommen, den Heiligen um Rat zu fragen, auf welche Art sie der Schlange den Kopf zertreten solle. Und der hölzerne Sankt Laurentius schien wirklich die Frage der sonderbaren Beterin zu verstehen. Er lächelte ihr zu und wies auf den Rost, auf dessen Stäben sich sein irdischer Leib über züngelnden Flammen gekrümmt hatte, bis die befreite Seele aus der reinen Glut wie ein dem Käfig entschlüpftes Vöglein zum Himmel aufgestiegen war.

VIII

Am Abend des ereignisreichen Tages hatten sich in dem geräumigen Hofe, der zu Herrn Reichards Quartier gehörte, außer den eignen Leuten des Hauptmanns und einer kleinen Anzahl Wallonen etliche Mitglieder der Ahrweiler Schützengilde zusammengefunden, um bei einer Kanne Walporzheimer und einer Pfeife Tabak die glorreiche Affaire des Morgens zu besprechen. Der für die Jahreszeit ganz ungewöhnlichen Kühle wegen war in der Mitte des Hofes ein Feuer angezündet worden, um dessen lodernde Flammen die Gesellschaft auf Strohbunden saß oder lag. Man war heute so sehr in das Gespräch vertieft, daß man ganz wider die Gewohnheit nicht einmal den schmucken Mägden des Quartierwirts und deren Kameradinnen aus der Nachbarschaft Beachtung schenkte, obwohl sie, in den Fenstern liegend, auf jede Weise die Aufmerksamkeit des Mannsvolkes zu erregen suchten und auf ihre besonderen Günstlinge unter der Soldateska ein Bombardement mit Zwiebeln und Pflaumen eröffneten.

Daß noch ein andres weibliches Wesen an der sonderbaren Versammlung teilnahm, ahnte man natürlich nicht. Es war Liebmundis, die, durch den Feuerschein angelockt, in den Hof geschlüpft und unter einen im Winkel stehenden Planwagen gekrochen war, wo sie nun, von keinem Auge bemerkt, auf einer Pferdedecke lag und, wie eine Hauskatze zur Winterzeit, regungslos in die rote Glut starrte. Von dem, was die Männer sich erzählten, vernahm sie kaum ein Wort. Sie hatte mit ihren eignen wilden Gedanken auch mehr als genug zu thun. Mit einer Art von wollüstigem Behagen beobachtete sie, wie die Holzscheite, die einer der Dragoner von Zeit zu Zeit auf die niederbrennende Glut warf, zu ächzen und zu fauchen begannen, wie die Rinde sich knackend und platzend löste und wie die Flammen begierig die neue Beute umzüngelten.

Der Gedanke an rote Glut und schwelende Flammen ließ sie nicht mehr los und verband sich mit dem einzigen andern, der sie die letzten Stunden hindurch beseelt hatte, mit dem Gedanken, wie sie den vergötterten Mann von seinem bösen Dämon befreien könne, zu einem grausigen Entschluß. Madeleine mußte im Feuer umkommen!

Sie erschrak, als sie sich dieses Vorsatzes klar bewußt wurde. Sie malte sich die Qualen des Feuertodes mit fiebernder Phantasie aus. Dann aber erschien vor ihrem inneren Auge das Bild des Heiligen vom Hochaltar der Pfarrkirche und wies mit lächelndem Munde auf den Rost, von dem sich seine Seele zu den Stätten ewiger Wonne emporgeschwungen hatte. Und diese Vision kehrte wieder, sobald in der Brust des armen Geschöpfes das Mitleid mit der Todfeindin sich zu regen begann. Endlich verstand sie, was der Himmel ihr

dadurch andeuten wollte. Es war das Zeichen, daß sie sich nicht durch menschliche Bedenken abhalten lassen sollte, ihr Werk zu vollbringen — ein Werk, das den Heiligen doppelt wohlgefällig sein mußte, weil es zwei Seelen vor der ewigen Verdammnis bewahrte. Denn auch Madeleine würde durch die läuternde Glut zur Seligkeit eingehen; wie der Phönix aus der Asche, so würde sich das Unsterbliche an ihr aus den in Staub zerfallenden Schlacken irdischer Eitelkeit und Sünde zu den himmlischen Höhen erheben. Eine neue Magdalena, die schon auf Erden die Qualen des Fegefeuers überstanden, würde sie mit strahlendem Antlitz zu den Chören der Seligen treten und bei der Himmelskönigin selbst eine Fürsprecherin werden für die, deren Hand ihr die Pforte des Paradieses geöffnet hatte.

Solange sich Liebmundis' Auge an den lodernden Flammen berauschte, fühlte sie sich stark genug, den fürchterlichen Entschluß auszuführen. Sie war sogar im stande, einen Plan zu entwerfen, wie sich ihr Vorsatz, die Französin dem Feuertode zu weihen, verwirklichen ließe. Aber die Glut sank nach und nach zusammen und wurde nicht mehr genährt, da die Männer, vom Weine erhitzt, die Abendkühle nicht mehr empfinden mochten oder auch durch den Gegenstand ihrer Unterhaltung so sehr in Anspruch genommen wurden, daß sie alles andre um sich her vergaßen. Bald flackerten auf dem schwarzen Aschenhügel nur noch vereinzelte Flämmchen, und nur wenn ein leiser Windhauch durch den Hof strich, glühten hie und da an den halbverkohlten Scheiten ganze Reihen roter Fünkchen auf.

Und mit der schwindenden Glut schien in der Seele des Mädchens auch das Feuer des Wahnsinns zu erlöschen. Liebmundis fühlte sich von Minute zu Minute mehr ernüchtert und hüllte sich fröstelnd in die rauhe Decke, die ihr als Lager gedient hatte. Ihr Ohr öffnete sich wieder für die Laute der Außenwelt. Plötzlich bemerkte sie, daß die Unterhaltung sich um Reichard drehte. Nun horchte sie auf. Die schwarzen Gestalten, die dort vor ihr in weitem Kreise saßen, hockten oder lagen, gewannen mit einem Male Interesse für sie.

„Wenn was Wahres dran wär', so müßt' ich's doch wissen, Kamerad!" ließ sich jetzt Adrian's Stimme vernehmen. „Oder glaubst wohl, der Knecht wüßt' nicht, wie sein Herr sich rüstet, wenn er wider den Feind zieht? Ein Wams von Elenhaut für gewöhnlich und ein Brustharnisch von gutem Stahl für die Schlacht — das ist alles. Kugelzauber? Narrenspossen! Der Hauptmann müßt' sich den Bauch halten vor Lachen, wenn er davon hören thät'!"

„Magst sagen, was du willst, Bruder," entgegnete ein andrer, „ich aber weiß, was ich weiß. Mußt mich nicht lehren wollen, wie's im Kriege zugeht. Trag' die Arkebuse im zwölften Jahr. Im zwölften? Was sag' ich! Auf künftigen Sankt Leonhardstag werden's dreizehn, daß ich vom Pappenheimer das Handgeld nahm. Bin in manchem Quartier gelegen seit jener Zeit und hab' Zelt und Stroh geteilt mit Ungarn und Böhmischen, mit Deutschen und Welschen, mit Kroaten und Spaniern, wie es das Schicksal fügte, aber das lass' ich mir nicht ausreden: wer ein Würzlein vom Allermannsharnisch auf dem bloßen Leibe trägt oder ein Blättlein Papier, darauf der Passauer Henker mit Blut ein kräftig Sprüchlein geschrieben, der bleibt heil, und wenn die Kugeln auch so dicht fielen wie die Hagelschlossen in der Erntezeit."

„Er trägt weder ein Würzlein noch was Geschriebenes," sagte Adrian kopfschüttelnd.

„So trägt er ein Georgenhemd," fuhr der andre beharrlich fort, „das soll das Sicherste sein, ist aber schwer zu erlangen."

„Bedenk doch nur, Kamerad, drei gegen einen!" sekundierte ein dritter. „Sie haben ihm bös zugesetzt, und der Kerl, der ihn zuerst anfiel, focht wie der grüne Jäger selber. Und der Schwede brannte das Faustrohr auf ihn ab, — 's war nicht weiter als von mir zu dir, — und die Kugel blieb in der Luft hängen und fiel zur Erde wie eine Zwetsche."

Der Knecht hatte diesen letzten Argumenten kein Gehör mehr geschenkt. Er war mit seinen Gedanken nicht über das Georgenhemd hinausgekommen.

„Ein Georgenhemd, sagst du? Was hat's denn damit auf sich? Ist wohl auch ein Zauber dabei, wie ihn Scharfrichter und alte Weiber treiben?"

„Sag lieber, wie ihn junge Weiber treiben. Denn die ein solch Hemd spinnen und weben will, muß ein reines Mägdlein sein, sonst hilft aller Zauber nichts. Ich freilich, daß ich's nur gleich heraussag', ich thät' kein Georgenhemd anlegen, und wenn ich eine neue Montur und hundert Goldgulden dazu bekäm'. Mir wär' der Preis dafür zu hoch. Eine unsterbliche Seele ist keine Kaufmannsware. Braucht mich deshalb keiner für ein alt Weib zu halten, hab' meiner Tage zu Magdeburg wacker mit gesengt und gebrannt — aber ein gut katholisch Mägdlein eines Nothemdes wegen um seiner Seele Seligkeit bringen, das könnt' ich doch nicht."

Liebmundis richtete sich in ihrem Versteck auf und lauschte mit klopfendem Herzen. Jedes Wort traf sie wie ein Dolchstoß. Sie mußte hören, daß ihre Seele unrettbar verloren sei, um den Preis eines höllischen Zaubers dem Bösen verkauft. Aber seltsam! Sobald der erste Schreck, der sie bei dieser furchtbaren Erkenntnis befallen hatte, überwunden war, empfand sie weder Schmerz noch Wut, sondern nur das Gefühl des Triumphes, daß sie durch die Gnade der Heiligen berufen sei, den Teufel um seinen Lohn zu betrügen. Denn wenn sie auch selbst seiner Gewalt verfallen war, so wollte sie ihm doch dafür zwei andre Seelen aus den Krallen entwinden, und sie nahm sich schon vor, dereinst in der ewigen Glut ein

gehöriges Hohngelächter anzustimmen, wenn der überlistete Höllenfürst, seinen Mißgriff bemerkend, den ganzen Handel verfluchen würde. Auch gegen Frau Anna hegte das Mädchen keinen Groll. Sie war überzeugt, daß diese selbst keine Kenntnis davon gehabt habe, mit welchem Opfer der Zauber erkauft worden sei. Und selbst wenn sie es gewußt hätte, wenn sie ohne Bedenken den Preis einer Mädchenseele für das Leben des Gatten eingesetzt hätte, so würde Liebmundis die letzte gewesen sein, der dieser Preis zu hoch erschienen wäre. Und was konnte es helfen, daß sie sich über ihr eignes Los Gedanken machte? Ihr Schicksal war besiegelt, sie konnte dem Verhängnis nicht mehr entrinnen. Diese Erwägung gab ihr Ruhe und Sicherheit zurück. Jetzt erst stand ihr Entschluß unumstößlich fest. Sie sah ihren Weg deutlich vorgezeichnet und wollte ihn gehen, ohne nach rechts und links zu blicken.

Und leise, wie sie gekommen, kroch sie aus ihrem Versteck hervor, glitt an der Hauswand entlang und schlüpfte in den Stall, wo sie auf ihrem Streulager neben den Rossen alsbald friedlichen Schlummer fand.

Der helle Morgen, dieser Zerstörer abendlicher Entwürfe, vermochte dem Vorsatze des seltsamen Geschöpfes nichts anzuhaben. Zeitiger als sonst war Liebmundis wieder bei der Arbeit, und ehe noch einer der Troßknechte den Stall betrat, stand der Tiger des Hauptmanns geputzt und gestriegelt vor der wohlgefüllten Raufe. Dann aber eilte das Mädchen durch die noch menschenleeren Gassen zur Mühle. Auf dem Stege machte sie Halt und beugte sich über den schwanken Fichtenstamm, der als Geländer diente, als ob sie drunten in der krystallklaren Flut die Fischlein erspähen wollte. Aber unter den langen, schwarzen Wimpern schoß der Blick ihrer Luchsaugen zum Hause hinüber, dessen hölzerne Innenläden im oberen Stockwerke noch verschlossen waren und das in der Frühe des kühlen Herbstmorgens selbst noch ebenso fest zu schlafen schien wie seine schöne Bewohnerin. Mit Befriedigung nahm das Mädchen wahr, daß die Fenster in beiden Geschossen schwere, weit ausladende Eisengitter aufwiesen, die die Bestimmung haben mochten, die etwas abseits gelegene Mühle gegen Räuber und Diebe zu sichern. Auch die Thür war mit eisernen Platten beschlagen, und ein zweiter Ausgang an einem Vorbau dicht über dem Wasser, der seit der Beseitigung des Mühlrades überflüssig war, schien erst in neuerer Zeit mit Bruchsteinen vermauert worden zu sein. Die Kundschafterin verließ den Steg und schlich an der Vorderseite des Hauses entlang bis in das enge Höfchen, das vorn vom Mühlgraben, an den Seiten vom Hause und einer mäßig hohen Mauer, hinten von der Stadtmauer eingeschlossen wurde, an die sich das Haus anlehnte und deren Wehrgang sich kaum zwei Klafter über das Dach eines in den Hofwinkel eingebauten und mit dem Hause verbundenen Schuppens erhob. Dieser Schuppen hatte einst als Stall gedient, war jetzt jedoch zum Teil mit altem Gerümpel gefüllt und wurde, seit die Besatzung im Städtchen lag, als Magazin für einen kleinen Getreidevorrat benutzt, der in Säcken aufgestapelt worden war, um jederzeit schnell fortgeschafft werden zu können. Durch eine offene Luke seitwärts von der Thür vermochte Liebmundis, als sie den Fuß in die Fugen des Mauerwerks setzte und sich ein wenig emporzog, die höchste Schicht der Kornsäcke zu sehen. Bei dieser Gelegenheit bemerkte sie, daß die Dachsparren des Schuppens an ihrem oberen Teile in den Dachstuhl der Mühle eingefügt waren, daß also zwischen dem Boden des Hauses und dem Anbau eine Art von Verbindung bestand, die es dem früheren Besitzer des Anwesens ermöglicht hatte, Getreide- und Mehlsäcke vom Schuppen aus auf den Speicher hinaufzuwinden. Ein Wagen, der in den Schuppen hineingeschoben wurde, konnte mithin unter Dach und Fach beladen oder entlastet werden.

Diese Entdeckung schien Liebmundis zu befriedigen und jede weitere Untersuchung der Oertlichkeit überflüssig zu machen. Sie warf noch einen prüfenden Blick auf die Hausthür, an der ein mächtiger Eisenring als Klopfer angebracht war, und verließ schnellen Fußes die verhaßte Stätte.

Wer dem schwarzlockigen Reiterbuben im Quartiere Beachtung geschenkt hätte, der würde bemerkt haben, daß heute eine absonderliche, nicht recht natürlich scheinende Heiterkeit das seine, sonst so ernste Antlitz belebte und den dunkeln Augen einen seltsamen, beinahe unheimlichen Glanz verlieh. Aber um das ungesellige Geschöpf, das jedem aus dem Wege ging, das Ungeheißene von selber verrichtete und das ihm Befohlene zu thun sich trotzig weigerte, kümmerte sich nur ein einziger, der gute Adrian, und der war ein so schlechter Menschenkenner, daß er Liebmundis' Lächeln für bare Münze nahm und sich über die Wandlung in ihrem Wesen von Herzen freute. Er war fest davon überzeugt, das Mädchen habe seinen Ermahnungen endlich Gehör geschenkt und werde nun auch seinen Werbungen nicht mehr lange Widerstand leisten.

In diesem Glauben wurde er noch bestärkt, als ihn Liebmundis am Nachmittage in den Stall rief und ihn bat, bei einem tollen Streiche mitzuwirken, durch den sie sich, wie sie sagte, an der Zofe der Französin für einen ihr zugefügten Schabernack rächen wolle. Adrian war kurz vorher zugegen gewesen, wie Herr Reichard seinem Reiterbuben den Befehl gab, den Tiger zu satteln, und dabei bemerkte, er müsse nach Sinzig reiten und werde von dort vor Mittag des nächsten Tages nicht zurückkehren. ‚Wenn die Katze fort ist, so tanzen die Mäuse,' dachte der Knecht und faßte den Vorsatz, den freien Abend gründlich auszunutzen. Was hätte ihm also gelegener kommen können, als daß das Mädchen ihn gerade heute mit ungewöhnlicher Freundlichkeit behandelte und seine Hilfe in einer so lustigen Sache, wie der

geplante Streich doch ohne Frage sein würde, in Anspruch nahm!

Die Dämmerung trat ein, aber immer noch machte Liebmundis keine Anstalten, an die Ausführung ihres Vorhabens zu gehen oder auch nur ihrem ungeduldigen Mithelfer irgend eine Andeutung zu geben, wie, wann und wo der Anschlag gegen das Zöflein ausgeführt werden sollte. Sie schlich sich vielmehr, als es völlig dunkel geworden war, aus dem Hause und blieb den ganzen Abend unsichtbar. In Adrian stieg der Verdacht auf, daß ihn das Mädchen zum Narren halten wolle, und so warf er sich denn nach langem vergeblichen Warten mißmutig auf die Streu, um im Schlafe Balsam für seinen Herzenskummer zu suchen. Er hatte noch nicht lange dort gelegen und den Mücken zugeschaut, die das trübe Licht der Stalllaterne umtanzten, als ihn jemand mit der Fußspitze an der Schulter berührte. Er richtete sich auf und erkannte die Erwartete.

„Jetzt ist's an der Zeit, komm mit!" flüsterte sie. Dann wandte sie sich auch schon wieder dem Ausgang zu und eilte über den düsteren Hof auf die Straße. Nur mit Mühe vermochte er ihr zu folgen. Sie schlug die Richtung nach der Mühle ein. An einer Ecke der Hauptgasse stand ein Kornett von den Dragonern, der sich mit einem weiblichen Wesen in französischer Sprache unterhielt. Trotz der Dunkelheit glaubte Adrian in dem Mädchen die Zofe zu erkennen. Er machte Liebmundis darauf aufmerksam. Aber diese ergriff seinen Arm und zog ihn mit sich fort.

„Nein," sagte sie hastig, „ich glaubte es zuerst auch, aber sie war es nicht. Es war die Tochter des Bäckers aus dem ‚Einhorn'. Müßt' auch nicht mit rechten Dingen zugehn, wenn jene jetzt hier auf der Gasse liegen sollt'. Hab' sie eben erst in der Mühle am Fenster ihrer Herrin gesehen. Die läßt sie vor elf nicht los. Dann aber will sie aus dem Hause zu ihrem Liebsten, der heut von den Spanischen aus Lohrsdorf herübergekommen ist und morgen weiter auf Saffenburg reitet. Der spanische Musjö soll aber umsonst auf sein sauberes Schätzlein warten, es sei denn, daß sie wie die Hexen in der Walpurgisnacht durch den Rauchfang entweichen könnt'. Nun komm, eh' sie uns doch noch entwischt!"

Sie waren bei der Mühle angelangt und betraten den Steg. Im Hause schien alles ausgestorben zu sein oder im tiefsten Schlafe zu liegen. Nichts regte sich; kein Fenster war erhellt. Die Nacht, kalt und sternenklar wie sonst nur Spätherbstnächte, schien Liebmundis' Vorhaben begünstigen zu wollen. Es war so finster, daß man nicht erkannt werden konnte, aber doch hell genug, daß man sich selbst zurecht zu finden vermochte.

Das Mädchen ergriff die Hand ihres Begleiters und legte sie auf das Geländer des Steges.

„Kannst du das losreißen?" fragte sie.

„Sollt' was Rechtes sein," gab er zurück und umspannte die Stange mit beiden Händen. „Soll ich?" meinte er dann.

„Thu's."

Die Stange bog sich, und die Pfosten ächzten. Adrian, durch den Widerstand des Holzes zu ungewöhnlicher Thatkraft angefeuert, legte sich in der Mitte des Steges auf den Rücken und versuchte den schlanken Fichtenstamm zu sich herabzureißen. Endlich glückte es ihm.

„Hier ist sie," sagte er, „was nun?"

„Nimm sie und folge mir. So! Kannst du die Fenstergitter erkennen rechts und links von der Thür? Gut, so schieb die Stange hindurch."

Er that, wie ihm geheißen wurde. Die Stange ging wie ein gewaltiger Riegel über die Thür weg und stak auf beiden Seiten fest zwischen den Eisenstäben der Gitter.

Das Mädchen überzeugte sich davon, daß sie durch Rütteln nicht aus ihrer Lage zu bringen war. Dann ging es in den Hof und kehrte mit einer Kette zurück, die es dort offenbar versteckt gehabt hatte und die es nun durch den Klopfring der Thür zog und dann um die Stange entlang und mehrfach verknotete. Als dies gethan war, trat Liebmundis an Adrians Seite und sagte: „Sei bedankt für deine Hilfe. Aber jetzt brauche ich dich nicht mehr. Geh nach Haus und laß mich allein." Und als er zögerte, sie zu verlassen, fügte sie noch hinzu: „Glaubst du, daß jemand von drinnen heraus kann, wenn nicht ein andrer kommt, der ihn befreit?"

Sie lachte, aber dem Knechte war's, als ob bei diesem Lachen ihre Zähne wie im Schüttelfroste aufeinander schlügen. Der ganze Anschlag kam ihm plötzlich ein wenig unheimlich vor. Für einen Schabernack erschienen ihm die Vorbereitungen etwas zu umständlich. Er ängstigte sich um die Geliebte und wollte an ihrer Seite bleiben. Allein sie wies ihn fort — mit einem Ausdruck in Ton und Gebärde, dem er sich nicht zu widersetzen wagte.

Langsam und häufig stehen bleibend wanderte er heim. Als er den Steg erreicht hatte, kam ihm der Gedanke, noch einmal leise zurückzugehen und abzuwarten, was geschehen würde. Aber er führte diesen Gedanken nicht aus, weil er von Liebmundis ertappt zu werden fürchtete. Wäre er seiner Eingebung gefolgt, so würde er bemerkt haben, wie sie aus einem Winkel im Hofe eine Angelrute zum Vorschein brachte, die an ihrem oberen Ende mit Werg umwickelt war, wie sie das Werg in einen mit Pech gefüllten Topf tauchte und dann mit Hilfe eines Oellämpchens, das bis dahin unter einem Eimer verborgen gebrannt hatte, in Flammen setzte. Was dann geschah, war das Werk eines Augenblicks: blitzschnell stieg der schwelende Feuerbrand empor und verschwand in der Luke des Schuppens. Und wieder suchte ein tastender Fuß die Fugen im Gemäuer, und wieder klammerte sich Liebmundis Linke droben an der Luke fest, während ihre Rechte die Angelrute tiefer und tiefer in das Balkenwerk des Dachstuhles führte, bis der flackernde Brand die Sparren schwärzte und die

Flammen von dem in Schwamm zerfallenden Werg auf das verstäubte Gerümpel des Bodens übersprangen.

Als sich Liebmundis von dem Erfolge ihrer Bemühungen überzeugt hatte, glitt sie an der Mauer herab und verließ den Hof. Mit schnellen Schritten eilte sie davon, aber je weiter sie sich von der Mühle entfernte, desto mehr verlangsamte sie ihre Flucht. Noch bevor sie das Quartier erreicht hatte, wandte sie sich um und kehrte auf einem andern Wege zum Orte ihrer That zurück, um sich Gewißheit darüber zu verschaffen, ob das Feuer auch nicht erloschen sei. Die Stadt lag totenstill, kein Mensch begegnete ihr. Auch in der Mühle regte sich nichts. Die Brandstifterin betrat noch einmal den Hof, eilte aber zurück, als sie einen roten Lichtschein wahrnahm, der aus der Luke auf die gegenüberstehende Wand fiel.

Auf dem Stege machte sie Halt. Ihr Blick hing an dem Fenster, hinter dem ihre Feindin dem Verderben entgegenschlummerte. Jetzt begannen droben einzelne Dachziegel zu bersten. Durch die Lücken bekam das Feuer Luft. Ganze Reihen von Ziegeln rutschten herab und zerschellten auf dem Pflaster des Hofes. Schwarzer Qualm stieg auf, an dem einzelne dunkelrote Flammen emporkletterten. Das Feuer schien sich mit Windesschnelle über den Boden zu verbreiten. Und doch blieb im Hause alles still. Das Sparrenwerk des Daches stand in vollen Flammen, als endlich in Madeleines Zimmer Licht angezündet wurde. In demselben Augenblick ließ sich vom westlichen Thorturme das Horn des Wächters vernehmen, dessen gellendem Schall der langgezogene Ruf „Feurio!“ folgte.

Das Mädchen auf dem Stege regte sich nicht und starrte mit wollüstigem Grauen in das Flammenmeer. Jetzt sah sie, wie eine Gestalt im Nachtgewand von Fenster zu Fenster eilte und dann wieder verschwand. Auf das Dach des Anbaues, der, niedriger als das Wohnhaus, bis jetzt verschont geblieben war, sprangen nun auch die Flammen über. Und da geschah etwas, das Liebmundis' Blut erstarren ließ: aus dem Schuppen tönte das entsetzte Gewieher eines Pferdes. Das war Reichards Tiger! Der Mann, um dessentwillen Liebmundis das Element entfesselt hatte, dem die lodernden Flammen seine Freiheit wiedergeben sollten, er weilte in dem brennenden Hause, er würde mit der Verführerin zusammen untergehen! Die Lüge, die er ausgesprochen, um sein sündhaftes Thun vor den Augen der Welt zu verbergen, sie sollte ihm zum Verderben gereichen! Und das Mädchen, berauscht vom Anblicke der prasselnden Lohe, empfand kein Erbarmen mit dem Unglücklichen; es wuchs in dem Bewußtsein, als ein Werkzeug des zürnenden Himmels zu dienen, über sich selbst hinaus und erschien sich wie der rächende Engel an der Paradiesespforte.

Drinnen an der Thür wurde mit der Kraft der Verzweiflung gerüttelt, während droben am Fenster Madeleine um Hilfe schrie und mit ihren weißen Armen die Gitterstäbe angstvoll umklammert hielt. Die Flammen hatten das Gebälk des Bodens an mehreren Stellen zerstört, verbreiteten sich nun auch durch die bewohnten Räume des alten Hauses und schlugen durch die Fenster ins Freie. Die Glut versengte das dichte Rebgeflecht, das die ganze Vorderseite der Mühle umkränzte, und fand an der zerfaserten Rinde der armdicken Weinstöcke willkommene Nahrung. Wie Leuchtkäfer oder Irrlichter tanzten die Funken an den Guirlanden auf und nieder und verwandelten sich alsbald in knatternde Flämmchen, über denen das grüne Laub in undurchdringlichen Qualm aufging.

Der Gedanke, daß das unschuldige Tier im Schuppen ersticken müsse, ließ das Mädchen nicht länger auf seinem Posten ausharren. Sie eilte in den Hof, um die Thür zu öffnen, die aber war fest verschlossen. Während sich Liebmundis hier noch abmühte, erschienen die ersten der durch den Turmwächter alarmierten Bürger und Soldaten auf der Brandstätte. Sie vernahmen die Hilferufe, vermochten aber wegen des dichten Rauches nicht bis zur Hausthür vorzudringen und eilten in den Hof, um die Schuppenthür zu erbrechen, an der sie des Hauptmanns Reiterbuben so eifrig beschäftigt sahen und in der sie daher einen zweiten Zugang zum Hause vermuteten.

Unter ihnen befand sich Adrian. Als er Liebmundis hier wiedersah, begriff er, was geschehen war. Er faßte sie beim Arm und zog sie auf die Seite.

„Was hast du gethan, Wahnsinnige!“ flüsterte er ihr zu, „weißt du auch, daß sie dich töten werden, wenn sie entdecken, daß du es warst? Komm mit mir, eh' es zu spät ist, laß uns fliehen; gleich wird das Thor geöffnet, sie schleppen schon Leitern herbei, um von der Stadtmauer aus zu löschen.“

Aber das Mädchen schien nichts zu hören. Sie riß sich los und starrte wieder mit dem Ausdruck fanatischer Begeisterung in die Flammen. Wenn der Zugwind den Qualm auf Sekunden vertrieb, konnte man zwei Gestalten, die sich eng umschlungen hielten, an einem der Fenster erkennen. Die Hilferufe waren verstummt, nun aber, da die Decke des Gemaches mit furchtbarem Krachen herabstürzte und der Luftdruck brennende Holzstücke und kohlende Teile von Tapeten und Kleidern in weitem Umkreise zerstreute, vernahm man ein Wehegeschrei, das selbst die rohen Söldner mit Grausen erfüllte.

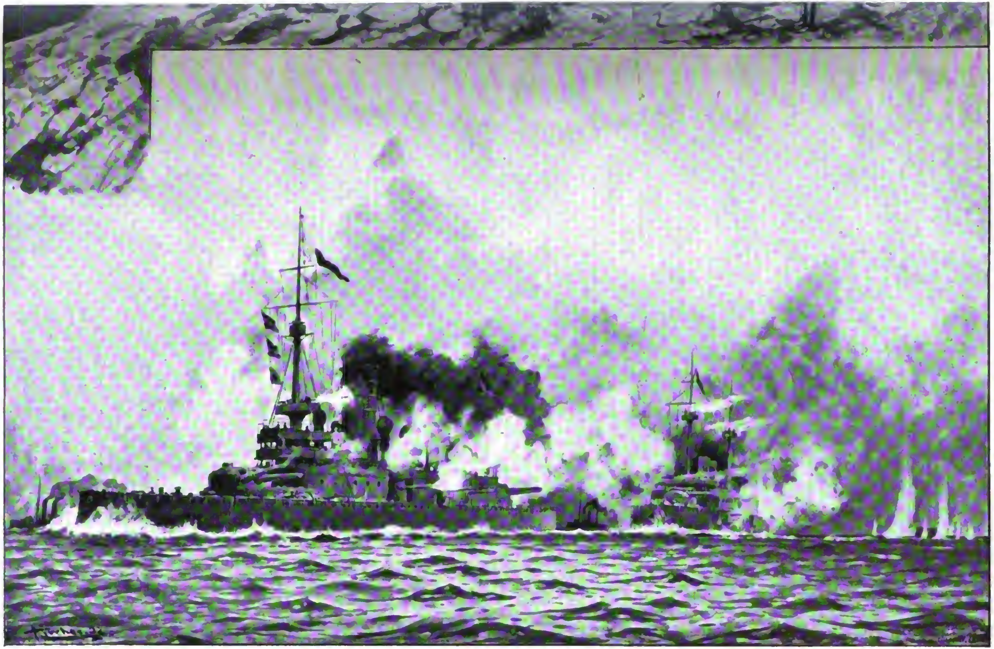
Der Knecht, noch immer auf die Rettung der Geliebten bedacht, riß das Mädchen gewaltsam mit sich fort, vermochte aber nicht, die sich Wehrende über den Steg zu bringen, an dessen Geländerpfosten sie sich anklammerte. Inzwischen hatte man die Thür des Anbaues erbrochen und damit nur erreicht, daß das Feuer nun auch im Schuppen um sich griff. Das Pferd war auf keine Weise zu bewegen gewesen, den Raum zu verlassen, und lag jetzt röchelnd am Boden.



Nächtlicher Torpedoboot-Angriff

Kaiser Franz Joseph





Kaiser Franz Joseph bei der Küstenverteidigung durch Marinelandungstruppen

S. M. Schiffe „Budapest“ und „Kaiser Franz Joseph“ im Geschwader beim Scharfschiessen

Die österreichisch-ungarischen Kaiser-Flottenmanöver in der Adria

Nach der Natur gezeichnet von Alex Kircher (Text Seite 371)

Während die von Augenblick zu Augenblick anwachsende Menge vor dem Hause auf und nieder wogte und jeder Ratschläge erteilte, die niemand beachtete, während dieser nach Leitern und Stricken, jener nach Aexten und Eimern rief, gerieten im Schuppen die Getreidesäcke in Brand, platzten unter gewaltigem Puffen und entsandten ihren Inhalt als feurige Garben hoch in die Luft. Ein Regen von glühenden Körnern fiel auf die Zuschauer, die dieses Schauspiel mit Entsetzen, Neugier und Lust betrachteten, herab oder erlosch zischend im Wasser des Mühlgrabens.

Inzwischen hatte man Leitern an die Stadtmauer gelegt und vom Wehrgang aus etliche Eimer Wassers in die Flammen gegossen, obgleich die Nutzlosigkeit dieses Unternehmens auf der Hand lag. Man beschränkte sich daher bald darauf, die leichte Holzbedachung und das Balkenwerk des Wehrganges selbst naß zu halten, um zu verhindern, daß das Feuer auf diesen übersprang und sich so an der Mauer entlang über die Nachbarhäuser verbreitete. Durch diese Bemühungen wurde die Aufmerksamkeit der Zuschauer von der brennenden Mühle abgelenkt. Man war auch um so geneigter, sich ablenken zu lassen, als in dem Hause alles längst still geworden war und so aufregende Scenen, wie sie die vorangegangenen Minuten geboten hatten, jetzt, da die im Hause Eingeschlossenen offenbar den Flammen zum Opfer gefallen waren, nicht mehr zu erwarten standen. Nun sah man mit angenehmem Gruseln den waghalsigen Männern zu, die sich wie Seiltänzer droben auf dem schmalen First der hohen Stadtmauer bewegten und, einander den Eimer zureichend, bald im schwarzen Qualm verschwanden, bald von der roten Glut auf das prächtigste beleuchtet wurden.

Plötzlich ließ sich in der Menge das Jammergeschrei einer weiblichen Stimme vernehmen. Ein Mädchen, gefolgt von einem Dragoner-Kornett, drängte sich durch das Volk und eilte auf das brennende Haus zu. Als es den Steg betrat, ließ Liebmundis den Pfosten, an dem sie sich bis dahin angeklammert gehalten hatte, los und streckte der Weinenden die Arme entgegen.

„Was heulst du, Dirne?" rief sie. „Solltest deine Herrin lieber darum beneiden, daß sie ihre Sünde gebüßt hat hier auf Erden schon! Nun werden die Heiligen Erbarmen mit ihr haben."

Adrian, der nicht von Liebmundis' Seite gewichen war, machte verzweifelte Anstrengungen, sie am Reden zu verhindern. Als ihm dies nicht gelang und ein Kreis von Neugierigen die sich wie wahnsinnig Gebärdende mehr und mehr einschloß, versuchte er, ihre Stimme zu übertönen.

„Hört nicht drauf, was der Bube da sagt," schrie er, „das Feuer hat ihm seine Sinne verwirrt, er weiß nicht, was er spricht. Komm nach Hause, Bursch, wir wollen dir das Haupt scheren und eine schwarze Henne mit aufgerissenem Leibe darauf binden, das wird dir gut thun und dich von deiner Wahnwitzigkeit heilen."

„Ich bin nicht wahnwitzig und bin auch kein Bube!" rief die Rasende. „Daß ihr's alle wißt, ich bin ein Engel des Himmels, den der heilige Laurentius gesandt hat, die Sünde aus dieser Welt zu vertilgen. Ja, schaut mich nur an! Ich habe den Ofen dort eingeheizt, in dem die Landfahrerin brennt und ihr Galan, und wenn sie mir im Paradiese begegnen, so werden sie mir danken und mich segnen, wie mich mein alter Vater gesegnet hat jeden Morgen, wenn er mit Büchse oder Saufeder in den Schornbusch ging. Meine Mutter ist schon lange tot, daß ihr's wißt, die hatte eine gar liebliche Stimme, und damit sang sie:

„Es wollt' ein' Jungfrau früh aufstehn,
Wollt' in des Vaters Garten gehn,
Rot Röslein wollt' sie brechen —

„Wir hatten auch einen tüchtigen Leithund daheim, daß ihr's wißt, und dazu zwei Spürhunde, und wenn die Wildgänse kamen, dann steckten wir Sankt Eustachius ein wächsern Kerzlein an, und dann brieten wir Aepfel im Ofen, drei Aepfel mit roten Bäcklein, einen für mich und einen für den Vater, und der dritte, der war für Sankt Georg den Ritter, der den schönen Tiger reitet —"

Sie wollte weiter reden, unbekümmert um die Menge, die sie, seit sie sich zu der furchtbaren That bekannt hatte, brüllend und tobend umringte, als vier wallonische Troßknechte, in dem unglücklichen Geschöpf nur den Brandstifter und Mörder des von seinen Leuten vergötterten Hauptmanns, nicht aber eine Wahnsinnige erkennend, den Wall von Menschenleibern durchbrachen und sich des Mädchens bemächtigten.

Das Volk, mitleidslos, wie es stets war und stets sein wird, begriff sogleich, was die rohen Gesellen im Sinne hatten. Der Ruf: „Ins Feuer mit ihm!" pflanzte sich mit Sturmeseile fort und wuchs zu einem vielhundertstimmigen Geheul. Adrian wurde zu Boden geschlagen, und über ihn weg flutete die entfesselte Menge dem Schergen nach, der, das Mädchen auf dem Arme, zum nahen Stadtthor eilte. Man sah über den Köpfen des Volkes den zarten Leib der dem Tode Geweihten hin und her schwanken, man sah, wie ihre Lippen sich noch bewegten, und wie das Lächeln des Wahnsinns über das feine Antlitz glitt.

Der Rächer seines Herrn erstieg, von den Gefährten unterstützt, mit seiner Last die Mauer und schritt, auf dem schmalen Firste sich mit Mühe im Gleichgewicht haltend, bis zu der Stelle, die gerade über der nun schon fast völlig ausgebrannten Mühle lag. Dort hob er sein Opfer so hoch er's vermochte, gleichsam als wollte er es noch einmal der Beifall brüllenden Menge zeigen, und schleuderte es über das Dach des Wehrganges hinweg in den glühenden Abgrund. Funken stoben auf, und eine mächtige Flamme leckte noch einmal aus der Tiefe empor. Aber die atemlos lauschende Horde vernahm keinen Schrei und kein Gewimmer. Alles blieb still. Der Himmel, mit-

leidiger als seine Kreaturen, hatte ein Werkzeug, dessen er nicht mehr bedurfte, schnell und schmerzlos vernichtet.

Um diese Stunde saß im Giebelgemache eines der hohen Häuser am Heumarkt zu Köln ein blondes junges Weib und las wohl zum zwanzigsten Male dieselbe Seite des kleinen Gebetbuches, das vor ihr auf dem Tische im Lichtkreise eines Wachsstockes lag. Als jetzt von den Türmen zu St. Martin und St. Maria im Kapitol dumpfer Glockenschlag die elfte Stunde verkündete, warf die einsame Frau einen Blick nach dem Schranksims, auf dem eine kleine Augsburger Kunstuhr stand. Und erblassend sah sie, wie der bronzene Perpendikel langsamer und langsamer ging, und wie die Sense, mit der ein bärtiger Saturn die Stunden wies, auf der Elf stehen blieb. Da wußte sie, daß es für sie nichts mehr zu hoffen gab. Sie schloß das Büchlein, legte das stille sanfte Antlitz auf die gefalteten Hände und weinte um den Gatten, dem das Georgenhemd zum Nessushemde geworden war.

Aus der österreichisch-ungarischen Kriegsmarine

(Siehe die Abbildungen Seite 361 und 368/369)

Die diesjährigen Manöver der österreichisch-ungarischen Flotte fanden in diesem Herbst in der Adria bei Pola und Lussinpiccolo vom 2. bis 4. September und in Anwesenheit des Kaisers Franz Joseph und des Erzherzogs Rainer statt. Am 1. traf der Monarch in Pola ein und begab sich an Bord der Jacht „Miramar", wie Erzherzog Rainer an Bord der Jacht „Pelikan". Am 2. begannen die Schießübungen und die Eskadre- und Landungsmanöver; bei letzteren befehligte der Eskadrekommandant Contreadmiral von Ripper den angreifenden Teil, während der Chef des Generalstabs Feldzeugmeister Freiherr von Beck und Marinekommandant Admiral Freiherr von Spaun die Oberleitung der Manöver führten. Schon in der Nacht vom 1. zum 2. wurde die Eskadre (Contreadmiral von Ripper), von Mirano mit verdeckten Lichtern südwärts steuernd, von der Torpedoflottille angegriffen, die mit Blindfeuer empfangen wurde. Unsre Abbildung 1 veranschaulicht diesen nächtlichen Torpedobootangriff. Die Flottille schloß sich sodann der Eskadre an. Am 2. um sechs Uhr früh befanden sich die Seestreitkräfte auf der Höhe der Südspitze Istriens. Hier wurden die vier Truppentransportdampfer vorausgesendet, während die Eskadre bei hoher Schiffsgeschwindigkeit taktische Manöver und hieran anschließend ein gefechtsmäßiges Schießen gegen zwei in hoher See angebrachte Scheiben auf Fern- und Nahdistanz in voller Fahrt durchführte. Der Kaiser verfolgte die taktische Uebung und das Schießen von der „Miramar" aus mit lebhaftem Interesse und ließ den durchgeführten Manövern und dem Geschützscheibenschießen durch Flaggensignale seine vollste Zufriedenheit bekanntgeben. Eine weitere Abbildung zeigt S. M. S. „Budapest" und „Kaiser Franz Joseph" im Geschwader beim Scharfschießen, und eine dritte endlich stellt den Monarchen dar, wie er der Küstenverteidigung durch Marine-Landungstruppen zuschaut. Nach dem Schluß der vortrefflich verlaufenen Manöver drückte nach einer Ansprache des Marinekommandanten Freiherrn von Spaun der Kaiser seine Befriedigung und seine Freude über den Fortbestand des traditionellen ruhmreichen Geistes in der Marine aus. Der Thronfolger, Erzherzog Franz Ferdinand, wurde zum Admiral ernannt; außerdem erließ der Kaiser einen Befehl an die Flotte, worin er der Beteiligung der österreichisch-ungarischen Kriegsmarine an den internationalen Aktionen im Mittelmeer und später in China gedenkt und seine vollste Anerkennung für die Leistungen der an den gemeinsamen Uebungen beteiligt gewesenen Personen der Kriegsmarine, des Heeres und der Landwehr ausspricht. — Einen höchst wertvollen Zuwachs hat die österreichisch-ungarische Kriegsmarine kürzlich erhalten. Mit dem Schlachtschiff erster Klasse „Babenberg" ist ihr das dritte Schiff dieser Gattung einverleibt worden. Das Deplacement beträgt 8340 Tonnen, und eine starke Armierung nebst gleichem Panzerschutz erhebt diese Schiffe zu den wehrfähigsten der Flotte. Die Hauptdimensionen der „Babenberg" sind 107,6 Meter Länge zwischen den Perpendikeln, 19,8 Meter Breite auf der Konstruktionswasserlinie, 7,1 Meter Tiefgang vorn und achter. Das Areal des Hauptspantes beträgt 123 Quadratmeter, das der Konstruktionswasserlinie 1584 Quadratmeter. Die Maschinen, deren zwei, unabhängig voneinander, dem Schiffe eine Fahrgeschwindigkeit von 18,5 Seemeilen verleihen, entwickeln 11900 indizierte Pferdekräfte. Während das Fassungsvermögen der Kohlendepots 800 Tonnen beträgt, kann bei einer stündlichen Fahrgeschwindigkeit von 12 Seemeilen ein Aktionsradius von 3600 Seemeilen erzielt werden. Das Gewicht des gesamten dampfklaren Maschinenkomplexes beträgt 1098 Tonnen. Weitere 65 selbständige Dampfmaschinen mit zusammen 121 Dampfcylindern sowie eine Anzahl hydraulischer und elektrischer Kraftübertragungen vervollständigen die maschinelle Einrichtung. Der Schiffskörper ist aus bestem Siemens-Martin-Stahl hergestellt, der Vorder- und Achtersteven, das Rudergerippe und die Achsenrohrträger aus Stahlguß, die Achsenrohre aus geschweißtem Schmiedeeisen. Der Panzerschutz außenbords hat bei einer Höhe von 2,4 Metern eine Stärke von 220 Millimetern; er stammt aus den Werken von Witkowitz in Böhmen. Die Artillerieausrüstung besteht zunächst aus drei für Anwendung von Metallpatronen eingerichteten, in Panzerdrehtürmen aufgestellten 24 Centimeter-Schnellladekanonen von 40 Kaliber Länge, Modell 97. Weitere zwölf 15 Centimeter-Schnellladekanonen von 40 Kaliber Länge (System Skoda-Pilsen) sind auf zwei Decks derart installiert, daß vier in der

Kielrichtung nach vorn, vier in der Kielrichtung nach achter und zwei nach jeder Bordseite hin feuern können. Zwei 7 Centimeter-Geschütze dienen als Boots-, bezw. Landungsgeschütze. Hierzu kommen ferner noch 22 Schnellfeuerkanonen verschiedenen Kalibers, 4 Maschinengewehre und 3 Torpedolancierrohre. Mit dem Repetiergewehr (System Manlicher) sind 250 Mann der Besatzung ausgerüstet, die insgesamt 600 Köpfe beträgt. Die elektrische Anlage ist durch das ganze Schiff verzweigt, sei es als Kraftübertragung oder zur Beleuchtung. Scheinwerfer von 25000 Kerzen Lichtstärke vermögen die Wasserfläche im Umkreise von vielen Meilen zu erhellen.

Das neue Oberlandesgerichtsgebäude in Karlsruhe

Mit 3 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Schuhmann & Sohn, Hofphot., Karlsruhe.

Die Reihe der Monumentalbauten, mit denen Oberbaudirektor Professor Dr. Josef Durm die badische Hauptstadt seit zwei Jahrzehnten geschmückt hat, ist in diesem Jahre wieder um einen vermehrt worden. Vor kurzem wurde das neue Oberlandesgerichtsgebäude den Behörden übergeben. Es bedeckt in unmittelbarer Nähe des vor einigen Jahren ebenfalls von Durm neu erbauten Amtsgefängnisses, dessen Aeußeres auf Grund des gewählten eigenartigen Systems wohl den größeren Monumentalbau verrät, aber der landläufigen charakteristischen Formen eines Gefängnisses entbehrt, eine Baufläche von 73 Metern Länge und 35 Metern Tiefe und ist ganz aus graugelben Quadersandsteinen aus den Sulzfelder Brüchen (Baden) ausgeführt. Die Hauptfassade zerfällt in einen vortretenden Mittelbau, den ein langgestrecktes Kuppeldach krönt, und zwei längere Seitenflügel, die durch Eckrisalite mit höheren Spitzdächern abgeschlossen sind. (Siehe die Abbildung.) Von den Flügeln ziehen sich Lichtschachte hin, die durch Balustraden von dem Vorgarten abgeschlossen sind. Der Höhe nach zerfällt der Bau in drei Geschosse. Im Kellergeschoß sind Registraturen für ältere Akten, die Kesselräume für die Niederdruckdampfheizung, Heizerzimmer, Kohlenlager, Vorratskeller und Waschküche untergebracht. Das erste Geschoß betritt man durch eine geräumige Vorhalle, von der man über einige Marmorstufen hinweg zwischen roten Granitsäulen in das Vestibül und das Treppenhaus gelangt. Letzteres ist von gewölbten Hallen umgeben und bis zum Obergeschoß in Sandstein und Granit durchgeführt. (Siehe die Abbildung.)



Das neue Oberlandesgerichtsgebäude in Karlsruhe: Hauptansicht

An das Treppenhaus schließen sich breite Korridore an, die nach den einzelnen Arbeitsräumen führen. An den Enden der rückwärts springenden Flügelbauten sind für den Dienst je ein weiteres massives Treppenhaus angelegt. Im ersten Obergeschoß sind der Sitzungssaal, Zeugen- und Beratungszimmer, Anwaltszimmer, Präsidenten- und Richterzimmer und Kanzleiräume untergebracht, die sich im zweiten Obergeschoß in gleicher Weise wiederholen. Die Ausstattung dieser Räume und der Korridore ist einfach, aber gediegen; die Präsidentenzimmer sind etwas reicher ausgestattet, der Sitzungssaal mit Holzgetäfel versehen. Der architektonische Schwerpunkt im Innern ist auf das Haupttreppenhaus mit den vorliegenden Vestibülen und den gewölbten Umgängen gelegt, das eine eigenartige künstlerische Ausbildung erhalten hat und malerische Durchblicke im Baue gewährt. Die Treppe erhält Seitenlicht durch die Korridorfenster und reichliches Oberlicht durch das Kuppeldach. Der gleiche Sandstein wie an den Fassaden ist auch zum Treppenhaus verwendet worden, dessen Gehstufen aus Schwarzwaldgranit hergestellt sind. Die äußere Architektur ist in modernen Renaissanceformen gehalten, die durch Vergoldungen an einzelnen Teilen, besonders am Mittelbau, bereichert sind. Die Worte: „Justitia Regnorum Fundamentum" (Die Gerechtigkeit ist die Grundlage der Staaten) sind an der Fassade im Friese über den Fenstern des Sitzungssaales angebracht. Der Bau wurde im Spätherbst 1899 begonnen und hat ohne Bauplatz und innere Einrichtung einen Aufwand von 650000 Mark erfordert. Trotz der beschränkten Mittel ist es dem Architekten gelungen, nach außen hin eine gediegene

Monumentalität zu entfalten, die sich im Mittelbau zu imponierender Größe steigert, und im Treppenhaus von neuem seine oft bewunderte Begabung in der reizvollen und eigenartigen dekorativen Gestaltung von Innenräumen zu beweisen. Unter dem Ministerium Nokk war der Bau beschlossen worden, und unter dem Minister Dr. von Dusch wurde er vollendet. Um die Ausführung des Baues hat sich Geheimer Oberregierungsrat Becherer große Verdienste erworben. M.



Das neue Oberlandesgerichtsgebäude in Karlsruhe: Mittelbau

Die schlafenden Bäume

Ja, die Bäume schlafen, stehn erstorben.
Winter raubte, was der Lenz erworben —
Bis zum letzten Saum.

Nur bisweilen geht ein Schwanken, Schweben
Durchs Geäst, ein geisterhaftes Leben,
Wie ein leiser Traum.

Und die Zweiglein fangen an zu singen;
Ein Geräusche wunderzarter Schwingen
Flüstert durch den Baum.

Gottesodem! O ich kenn' dein Wehen,
Fühlte manchmal durch mein Herz dich gehen,
Wo es hoffte kaum.

Th. Aemilius

Blumengesichter

Von

Theo Seelmann

Was bei den Menschen das Gesicht, ist bei den Pflanzen die Blüte. Wie beim menschlichen Antlitz der schneeige Teint, die rosige Wange, das leuchtende Blau oder Braun des Auges, so nimmt uns bei den Blumen auch die Farbenpracht vor allem gefangen. Das Wohlgefallen an den Farben ist dem Menschen angeboren. Schon in der Steinzeit sammelte man rote Kiesel, im grauen Altertum war der gelbe Bernstein ein begehrtes Schmuckstück, die Naturvölker der Gegenwart tättowieren ihren Körper mit bunten Mustern oder bestreichen ihn mit farbigen Erden, und wir selbst bezahlen für das farbensprühende rote, blaue, grüne Edelgestein die höchsten Preise. So ziehen wir denn auch im allgemeinen bunte, wenn auch duftlose Blumen denen vor, die einen wunderbaren Wohlgeruch ausströmen, aber nur einen bescheidenen Farbenschmuck besitzen. Die Farbenpracht der Blumen ist aber nicht nur ein Gegenstand des ästhetischen Empfindens, sondern sie hat auch eine interessante wissenschaftliche Kehrseite.

Der Färbung der Blumenblätter liegen verschiedene Ursachen zu Grunde. Teilweise wird sie hervorgerufen durch feste Farbkörper, die in Gestalt von Körnchen und Bläschen in dem farblosen Safte der Zellen, aus denen sich die Blumenblätter, wie der ganze Pflanzenkörper überhaupt, zusammensetzen, in wechselnder Anzahl angehäuft werden. Als Vertreter der festen Farbkörper sei das Blumengelb oder Anthoxantin genannt, das aus den Blattgrünkörnern, die den Blättern ihre grüne Farbe verleihen, umgewandelt wird. Man kann diese Umsetzung an vielen Blütenknospen beobachten, die zuerst grün sind und sich später sogleich gelb oder orangefarben färben. Auch bei der herbstlichen Verfärbung zeigt sich dieselbe Erscheinung, denn das Gelb der zum Abfallen neigenden Blätter entsteht durch Umwandlungen der Blattgrünkörner. Als zweites Färbungsmittel treten Farbstoffe auf, die in dem Safte der Blumenblätterzellen gelöst sind und darum Zellsaftfarben genannt werden. Die hauptsächlichste Zellsaftfarbe ist das **Blumenblau** oder



Zu dem Artikel Seite 373 „Das neue Oberlandesgerichtsgebäude in Karlsruhe“: Treppenhaus

Anthocyan. Wenn man Kornblumenblätter mit Weingeist, Bleizucker und Schwefelwasserstoff behandelt und darauf reinen Alkohol und Aether hinzufügt, so wird das Anthocyan in blauen Flocken ausgeschieden. Schließlich wird die Färbung auch noch auf einem dritten Wege herbeigeführt, indem die Zellen der Blumenblätter sowohl feste Farbkörper als auch eine gelöste Zellsaftfarbe enthalten. Die Farbkörperchen schwimmen dann in der Zellsaftfarbe. Gewöhnlich sind bei dieser Färbungsmethode die festen Farbkörper und die gelöste Zellsaftfarbe von verschiedenartiger Färbung, wodurch zahlreiche Mischfarben und Abstufungen zwischen den einfachen Farben entstehen.

Die Blaufärbung stammt, wie schon angedeutet, vorwiegend von dem gelösten Anthocyan her. Dies ist beispielsweise der Fall beim Vergißmeinnicht. Das gelöste Anthocyan giebt ferner den Grundstoff für das Rot der Blumen ab. Wirken nämlich Säuren auf das Anthocyan ein, so wandelt es sich, je nach dem Mengenverhältnis der Säure, in ein helleres oder tieferes Rot um. So wird das Rot der Rosen, Nelken und Tulpen durch den Hinzutritt von Säuren zu dem Anthocyan gebildet. Bisweilen geht aber auch die Rotfärbung in der Weise vor sich, daß in dem gelösten Anthocyanfarbstoff feste Körnchen vom Blumengelb oder Anthoxanthin schwimmend angehäuft werden. Das feurige Rot der Gartenkresse entspringt dem Zusammenwirken von Anthocyansaft und Blumengelbkörperchen. Auch das Violett, das wir an dem Veilchen und andern Blumen bewundern, stammt vom Anthocyan ab. Damit es sich bildet, müssen ebenso wie beim Rot Säuren hinzutreten. Aber die Säurenmenge, die sich mit dem gelösten Anthocyan vermischt, ist nur ganz gering, und darum entsteht nicht ein roter, sondern ein blaurötlicher Farbenton.

Der Ursprung des Rots aus dem Blau infolge der Mischung mit Säuren läßt sich experimentell darthun. Wenn man nämlich eine blaue Blume in eine stark verdünnte Säure eintaucht, so färben sich die Blumenblätter rot, und sie behalten selbst dann die rote Farbe bei, wenn die überschüssige Säure mit Wasser ausgewaschen wird. Endlich wird auch das Schwarz, das bei gewissen Blumen, wie den Tulpen und Stiefmütterchen, auftritt, durch Anthocyan hervorgebracht. Die schwärzlichen Flecken dieser Blumen haben stets einen violetten Schimmer. Die Schwarzfärbung rührt denn auch nur von einer besonders starken Anhäufung des Anthocyans her.

Es wurde bereits erwähnt, daß das Gelb der Blumen auf die festen Farbkörperchen des Anthoxanthins zurückzuführen ist. Enthalten die Blumenblattzellen die gelben Körnchen und Bläschen in größerer Anzahl, so ist das Gelb gesättigter; sind davon nur kleinere Mengen vorhanden, dann ist die Gelbfärbung schwächer und matter. Die Orangefärbung entsteht auf verschiedene Weise. Teils schwimmen in dem farblosen Zellsaft der Blumenblattzellen orangefarbene Körnchen, wie bei der Arnika, teils findet sich, wie bei den Dahlien, ein orangefarbener Zellsaft vor. Das Braun beruht auf der Mischung zweier Farbstoffe. Bei den Blüten des Frauenschuhs schwimmen gelbe Körnchen in dem violetten Zellsaft. Dagegen weist der Goldlack in dem violetten Zellsaft orangefarbene Körnchen auf. Bei der Pantoffelblume endlich mischt sich violetter Saft mit grüngelbem.

Dem Weiß der Blüten liegt kein eigentlicher Farbstoff zu Grunde, vielmehr rührt diese Färbung von dem Luftgehalt der Blumenblätter her. Die weißen Blumenblätter werden nämlich von zahlreichen lufthaltigen Zellen durchsetzt. Da diese Luftzellen das einfallende Licht unverändert zurückwerfen, so erscheint uns das Blumenblattgewebe weiß gefärbt. Taucht man eine weiße Blume längere Zeit in Wasser ein, so drückt das Wasser die Luft aus den Zellen heraus und füllt selbst die Zellen aus. Zieht man dann die Blume aus dem Wasser, so ist die weiße Farbe verschwunden, und die Blumenblätter sind farblos.

Eine Reihe von Blüten zeigt nicht dauernd dieselbe Färbung, sondern nach einiger Zeit vollzieht sich ein Farbenwechsel. Der Bergsalbei blüht zuerst gelb, später rot. Eine Vergißmeinnichtart ist anfänglich ebenfalls gelb und erhält erst nach mehreren Tagen die Blaufärbung. In diesen Fällen werden zunächst feste gelbe Farbkörperchen gebildet. Später entsteht dann noch die rote oder blaue Zellsaftfarbe, die nun so zur Vorherrschaft gelangt, daß die gelben Farbkörperchen nicht mehr zur Geltung kommen. Zahlreiche Blumen besitzen außer ihrer Grundfarbe noch gelbe, blaue, rote und schwarze Punkte, Flecken und Streifen, die wesentlich zur Erhöhung des Farbenschmuckes beitragen. Eine wahre Farbensammlung bieten die Stiefmütterchenformen dar. An diesen Stellen wurden die entsprechenden festen Farbkörperchen oder gelösten Zellsaftfarben gebildet, die dann um so kräftiger hervortreten, je größere Mengen von den Färbungsmitteln angehäuft werden.

Auf den ersten Blick scheint es, als ob die verschiedenen Blütenfarben in den einzelnen Jahresabschnitten bunt durcheinandergemischt auftreten. Bei den Gartenblumen, bei denen die Hand des Menschen eingreift, sind allerdings die weißen, gelben, roten und blauen Blütenfarben ziemlich gleichmäßig über die warme Jahreszeit verteilt. Nicht aber trifft dieses bei den Freilandpflanzen zu, bei jenen Blumen, die sich auf den Wiesen, Feldern und in den Wäldern entfalten. Hier macht sich insofern eine gewisse Gesetzmäßigkeit bemerkbar, als bestimmte Blütenfarben im Verlauf des Frühlings, Sommers und Herbstes überwiegen. Eine große Pflanzenprovinz, die, außer Deutschland bis zu den Karpathen und Alpen, Westrußland, Norwegen, Schweden und Großbritannien umfaßt, wird von der sogenannten baltischen Flora bewohnt. In diesem Gebiet herrscht im April und Mai die weiße Blütenfarbe vor. Vom Mai bis zum September nimmt das Weiß mehr und mehr ab. Die gelbe Blütenfarbe erreicht ihren ersten Höhepunkt im Mai, geht dann in den folgenden Sommermonaten etwas zurück und wird abermals sehr häufig im Oktober. Im Frühling sind die roten Blütenfarben nur ganz wenig verbreitet, dagegen nehmen sie mit dem Vorschreiten des Sommers stetig zu und sind im September am häufigsten. Die blauen und violetten Blütenfarben gelangen zur höchsten Entwicklung im Mai und September, sind aber auch sonst ziemlich zahlreich vertreten. Auch an den am Tage und den in der Nacht blühenden Pflanzen zeigt sich ein deutlicher Unterschied in der Farbengebung. Die Blüten, die sich erst mit dem Anbruch der Nacht entfalten, sind meist weiß oder weißgelb. Ein bekanntes Beispiel ist unser Stechapfel. Die roten, blauen und violetten Blüten verlieren in der

Nacht ihre Sichtbarkeit, da sie in der herrschenden Dunkelheit schwarz erscheinen. Die in der Nacht blühenden Pflanzen werden bekanntlich von den Nachtschmetterlingen besucht, die den Blüten Pollenstaub und Honigsaft entnehmen und durch die Uebertragung des Pollenstaubes von der einen zu der andern Blüte die Samenbildung herbeiführen. Wegen dieser Wechselbeziehung liegt es im Interesse sowohl der Insekten als auch der Pflanzen, daß die Blüten weithin sichtbar sind. Das ist aber gerade bei den weißen und weißgelblichen Blüten der Fall, die in der Nacht förmlich aufleuchten. Nur diejenigen Nachtblüher haben andre Farben, die einen starken Duft ausströmen, da dieser schon ein genügendes Anlockungsmittel für die Insekten bildet.

Vergleicht man die einzelnen Blütenfarben miteinander, die in den verschiedenen Ländergebieten überhaupt vorkommen, so findet sich, daß sie je nach der geographischen Lage der Länder in einem wechselnden Zahlenverhältnis zu einander stehen. Je höher man nach dem Norden hinauf geht, desto mehr wächst im allgemeinen die Zahl der weißen Blüten. Selbst Grönland und der Nordrand von Sibirien besitzen außer dem Heidekraut noch weiß und gelb blühende niedrige Kräuter, die, wenn im Juli das Pflanzenleben erwacht, außerordentlich schnell ihre Blüten entwickeln. Je näher den Tropen zu, desto prunkender werden die Blüten und desto mehr überwiegen brennend rote Fraben. Manche Blütenpflanzen haben überdies eine recht widerspruchsvolle Verbreitung. Das Gänseblümchen ist eine der häufigsten Pflanzen Deutschlands und blüht in den mittleren Teilen oftmals noch unter dem Schnee. Gleichwohl erreicht es in der Provinz Ostpreußen bereits seine nordöstlichste Grenze, so daß es schon bei Memel und in den russischen Ostseeprovinzen fehlt. Als die höchsten Punkte, wo Pflanzen in Blüte beobachtet wurden, galten bisher einige kleine Bezirke in den Anden. Neuerdings hat man aber in Bolivia eine blühende Steinbrechart und eine Malve sogar in einer Höhe von 5624 Metern aufgefunden.

Viele Blüten würden wegen ihrer Kleinheit, wenn sie vereinzelt ständen, nur wenig auffallen. Solche kleinen Blüten werden, um ihre Sichtbarkeit für die herumschweifenden Insekten zu steigern, zu Büscheln, Rispen, Trauben, Dolden und Körbchen vereinigt. Die Hyazinthen, Levkojen, Gladiolen, Astern und Kornblumen stellen nicht eine einzige Blüte dar, sondern sie setzen sich, wie man bei näherer Betrachtung gewahrt, aus einer großen Anzahl von kleinen Blütchen zusammen. Bei den Korbblütlern, die ihren Namen davon haben, daß die vielen kleinen Einzelblütchen wie in einen Korb zusammengesteckt erscheinen, tragen die inneren Blütchen außerdem vielfach eine andre Farbe als die äußeren, die das Mittelfeld wie ein Strahlenkranz umgeben. Allgemein bekannte Korbblütler sind der Löwenzahn, die Kornblume, die Kamille, die Aster. Bei den Astern ist der mittlere Blütenkreis gelb, der Strahlenkranz dagegen weiß, blau oder rot gefärbt. Durch diese Anordnung wird die Sichtbarkeit der ganzen Blume noch mehr gehoben.

Eine Veränderung der Bodenverhältnisse, des Lichtes und der Temperatur befähigt die Blumen, auch andre Farbstoffe zu bilden. Die bei uns seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts eingeführte und als Zimmerpflanze beliebte Hortensie blüht für gewöhnlich rötlich. Versetzt man den Pflanzenstock aber in einen Boden, der schwefelsaure Thonerde enthält, so bilden sich an ihm mehr oder weniger blaue Blumen. Um diese Farbenabänderung herbeizuführen, kann man den Stock auch regelmäßig mit einer Alaunlösung begießen, da der Alaun zum Teil aus schwefelsaurer Thonerde besteht. Es vergehen dann neun bis zehn Monate, bis die Blaufärbung auftritt. Unsre Gartenstiefmütterchen verdanken ihren Farbenreichtum nur der fortgesetzten Kultur, da sie von dem wilden, unansehnlichen Feldstiefmütterchen abstammen. Ganz ebenso verhält es sich mit den Rosen. Das Tausendschönchen ist nichts andres als eine Abänderung des gemeinen Gänseblümchens. Es hat seine sämtlichen Blüten des Blütenkorbes in dunkelrote, hellrote oder weiße Röhrenblüten umgewandelt. Aber die Abänderungsfähigkeit der Farben hat doch gewisse engere Grenzen. Wenn gelbe oder rote Blüten ihre Farbe abändern, so vollzieht sich der Farbenwechsel nach der Farbe hin, die am häufigsten bei den verwandten Arten der Gattung oder Familie vorkommt. Herrscht bei den Blüten der Gattung oder der ganzen Familie das Rot vor, so kann sich eine gelbe Blüte in eine rote und eine rote in eine blaue verwandeln. Ist aber das Gelb überwiegend, so vermag sich zwar eine gelbe Blüte in eine rote, nicht aber eine rote in eine blaue umzuändern.

Die ersten Blüten sind in der Steinkohlenperiode entstanden, in jener Zeit, wo ungeheure Farne, mächtige Schachtelhalme und die säulenförmigen, hartschuppigen Siegelbäume emporwuchsen. Mehr und mehr haben sie sich verändert und vervollkommnet bis in die Gegenwart. In der Natur giebt es keinen Stillstand. In der Pflanzenwelt greift ohne Zweifel das Reich der Korbblüter immer weiter um sich. Wie vordem, so werden sich die Pflanzen auch in den kommenden Zeiten wandeln, und die Menschengeschlechter einer fernen Zukunft werden andre Blumengesichter als die unsern anblicken und anlächeln.



Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin

Römische Mädche

Nach dem Gemälde v



beim Würfelspiel

n Henryk Siemiradzki

Estudiantina

Die Geschichte eines Tanzes

von

Karl Herold

Die kleine Residenz war in fieberhafter Aufregung. Seine Durchlaucht hatte dem Vorstand des „Kasino“, der ersten Bürgergesellschaft, mitteilen lassen, daß sie dem großen Kostümfest, das in vier Wochen stattfinden sollte, beizuwohnen sich entschlossen habe, und durch diesen allergnädigsten Entschluß wurden natürlich die Vorbereitungen zu dem Feste in ganz andre Bahnen gelenkt, denn es mußte nun besonders glänzend gestaltet werden.

Am Sonntagnachmittag versammelte sich die jüngere Damen- und Herrenwelt der Residenz, soweit sie auf Zugehörigkeit zur ersten Gesellschaft Anspruch machen konnte, im Klubhause zu einer Beratung, aus der der „einheitliche Charakter“ des Festes hervorgehen sollte, und nach mancherlei Unterhandlungen war man übereingekommen, daß es ein spanisches Volksfest werden müsse, und daß der Höhepunkt in einem großen ballettartigen Tanze mit Chorgesängen zu bestehen habe. Es meldeten sich auch sofort eine Anzahl Damen und Herren, die diesen Tanz mit aufführen wollten, und man konnte feststellen, daß es ungefähr fünfzig Paare werden würden.

Als Melodie wurde die in den weitesten Kreisen bekannte Waldteufelsche Estudiantina gewählt, und der Tanzmeister der Residenz ließ seine Phantasie spielen und dichtete die Pas dazu. Alle Schneiderinnen hatten Tag und Nacht zu thun, alle teilnehmenden Damen und Herren wurden vor Proben und Besorgungen ihres Lebens nicht mehr froh, in allen Kaffeekränzchen und an allen Stammtischen gab es eine Menge Neuigkeiten zu berichten, und die Tagebücher der jungen Damen bekamen mancherlei anvertraut.

Tagebuch des Fräuleins Jenny Rather:

Man wundert sich, wo sie nur alle die dummen Gedanken herbekommen. Es ist schon abgeschmackt genug, daß wir alle „spanisch“ kommen müssen, aber daß nun sämtliche Kostüme nach einer Figurine gearbeitet werden sollen, ist doch der Gipfel des Unverstandes. Mögen sie die Herren immerhin ganz gleich einkleiden, die sind einer wie der andre vom Militär her daran gewöhnt, und in Zivil treiben sie ja diese Gleichförmigkeit, nur in verschlechterter Auflage, weiter. Mein spanisches Kostüm lass' ich nach meiner Idee anfertigen. Ich will nicht genau so aussehen wie die Schmidt und die Müller und die Schultze. Das fehlte gerade noch. Neugierig bin ich, welchen Herrn ich bekommen werde! Wenn nur Max Fernbach nicht zu lange mit dem Engagieren zögert, damit ich nicht gar einem andern zusagen muß. Große Auswahl an netten jungen Herren ist ja leider nicht vorhanden.

Helene Bracht:

Es ist eine mächtige Unverschämtheit! Man will den Atlas zu unsern Kostümen en gros kaufen! Ich glaube gar, eine halbbaumwollene Qualität! Wenn die Leute so schlecht daran sind, daß sie an den Anzügen sparen müssen, warum machen sie das Kostümfest überhaupt mit? Sie sollen es doch denen überlassen, die sich wirklich etwas Anständiges leisten können. Besonders bei dieser Gelegenheit, wo Seine Durchlaucht und die Offiziere alle anwesend sein werden. Mag diesen baumwollenen Atlas tragen, wer will, ich habe bereits Proben von Gerson und von Hertzog bestellt. Auf den Preis kommt es gar nicht an! — Schade, daß die Offiziere nicht mittanzen, so muß man sich von irgend jemand engagieren lassen, und ich bin nicht diejenige, die für den ersten besten schwärmt. Es scheint mir, als ob der dicke Maschinenfabrikant Lamm mit den „Billardbeinen“ (seine Freunde nennen seine kurzen, dicken Beine so, wie mir mein Bruder sagte) mit mir tanzen wolle. Das mag er sich nur vergehen lassen. Der muß als Spanier eine gute Figur abgeben; ich danke. Ich beabsichtige nicht, mich auf diesem Feste mit ihm lächerlich zu machen. Wenn er wenigstens noch amüsant wäre!

Else Ludwig:

Es thut mir recht leid, daß ich zugesagt habe, das Fest mitzumachen. Was verliert man an Zeit, und außerdem, welche Unkosten macht es! Für das Geld, das dieser Spanierinnenanzug kosten wird, hätte ich mindestens zwei hübsche Sommertoiletten bekommen können. Und wenn die wenigen Stunden vorüber sind, so ist der Anzug unverwendbar. Papa hält es für notwendig, daß ich teilnehme. Er hat vielleicht immer noch die stille Hoffnung, daß sich ein Mann für mich finden wird! Armer Papa! Bin ich fünfundzwanzig alt geworden, ohne daß sich die Herren um mich gekümmert haben, werden sie es auch auf diesem Kostümfest nicht thun. Aber wer A gesagt hat u. s. w. Vielleicht findet sich indes gar kein Herr für mich. In den nächsten Tagen muß sich das entscheiden. Auch mit dem Karree ist's unangenehm. An wen soll ich mich halten? Die Damen, die mittanzen, sind alle jünger als ich. Soll ich mich direkt um ein Visavis bemühen, oder lasse ich mich durch den Ballettmeister unterbringen? Vielleicht könnte ich mich an Jenny Rather wenden! Sie ist stets freundlich mit mir. Mein Kostüm werde ich mir selbst anfertigen, damit es nicht zu teuer kommt. Freilich muß ich dazu die Nacht zu Hilfe nehmen, am Tage ist die Wirtschaft zu besorgen, am Abend sind Proben. Ich wollte, es wäre erst vorüber.

Jenny Rather:

Gestern kommt die Ludwig zu mir und fragt, ob sie mit in unserm Karree tanzen darf. Ich war starr über diese Unverfrorenheit. Aber die Geistesgegenwart verließ mich nicht, ich bedauerte, wir seien bereits vollzählig. Wir brauchen zwar noch ein Paar für unser Carré, aber eine alte Jungfer von fünfundzwanzig Jahren paßt doch nicht unter uns junge Mädchen. Außerdem ist ihr Vater nur

Beamter, und zum Fortwerfen haben sie das Geld auch nicht. Weshalb die das Fest überhaupt besuchen will? Wenn sie denkt, da noch einen Mann zu bekommen, so irrt sie sich gewaltig.

Man hat immer noch nicht engagiert. Klara Weber behauptet, gehört zu haben, er will den Spaniertanz überhaupt nicht mitmachen. Dann soll er sich freuen! Entweder schlage ich ihm auf den nächsten Bällen überhaupt ab, mit ihm zu tanzen, oder, wenn ich es doch thue, spreche ich kein Wort mit ihm. Ich verstehe gar nicht, weshalb er so schwerfällig ist; er müßte doch eigentlich schon herausgefunden haben, daß man ihn gern hat. Wenn ich mit einem andern tanzen müßte, würde mir das ganze Fest gar nicht so viel Vergnügen machen.

Mein Kostüm wird reizend, ich denke, ich werde gut darin aussehen. Aber es wird auch nicht gespart. Ich hoffe, die andern alle in den Schatten zu stellen.

Helene Bracht:

Also doch — Herr Lamm hat an mich geschrieben und gebeten, mein Partner im Spaniertanz zu sein. Ich habe ihm noch nicht geantwortet, ein paar Tage lasse ich ihn zappeln, bevor ich ihm abschreibe. Mama und Papa sagen, ich soll mit ihm tanzen, denn er ist sehr vermögend. Aber darauf brauche ich doch nicht zu sehen, da Papa selbst sehr reich ist. Und bei seiner ungeschlachten Gestalt und den maschinenbauerlichen Manieren kann er ja gar nicht für mich in Betracht kommen. Lieber sterben, als solch einen zum Manne nehmen. Olga Fiedler ist derselben Ansicht, aber ich glaube nicht, daß sie konsequent ist. Wenn dieses Elefanten-Lamm Anstalt machen würde, sie zu heiraten, sie sagte ja. Ich muß immer lachen — inwendig natürlich —, wenn die jungen Damen im Kränzchen an den Herren alles mögliche auszusetzen haben; sie nehmen ja doch jeden, der kommt. Ich habe das, Gott sei Dank, nicht nötig.

Mein Kostüm schreitet vorwärts. Entzückend! Es kostet auch sein schweres Geld. Aber es wird wunderbar — und wenn ich es trage! Werden sich die andern ärgern. Sie sollen nur mit ihren Engroskostümen kommen! Viele beteiligen sich übrigens nicht an dieser gleichmäßigen Ausrüstung, sondern wollen etwas für sich allein haben. Wie ich schließlich auch. Aber ich fürchte mich nicht vor ihnen.

Max Fernbach will den Spaniertanz nicht mitmachen — jedenfalls denkt er, er macht sich interessant bei den Damen. Da irrt er sich, wir können ihn entbehren. Freilich wäre er mir als Tänzer immer noch lieber als das dicke Lamm — beinahe hätte ich Schaf gesagt. Vielleicht überlegt er es sich noch. Fritz Runkel hat ihm gesagt: „Wer den Spaniertanz nicht mitmacht, macht sich nicht vergnügt!“ Und damit hat er auch recht. O, er hat es ihm überhaupt tüchtig gesagt. Das wäre noch schöner, wenn sich die Herren in dem Alter schon von allem zurückziehen wollten. Er hat geantwortet, es sei ihm zu teuer! Das finde ich lächerlich. Es wird ihm doch wohl einmal auf hundert Mark nicht anzukommen brauchen. Ich erfahre alles, was sie an ihrem Stammtisch erzählen.

Else Ludwig:

Gott sei Dank, es ist erledigt. Gestern war ich bei Jenny Rather wegen des Karrees. Sie bedauert unendlich, sie sind aber schon komplett. Sobald ich fort war, ist sie in der Stadt umhergelaufen, um nur schnell ein viertes Paar noch aufzutreiben, damit ich nicht erfahre, daß sie mich belogen hat. Aber Unwahrheiten haben kurze Beine. Heute erzählen alle Klatschschwestern, daß sie solch eine „Alte“ wie mich nicht in ihr Karree hat haben wollen. Ich nehme es ihr nicht übel. Papa, der sich darüber furchtbar geärgert hat, meint, ich müsse nun erst recht das Fest besuchen, ich aber habe ihm erklärt, daß ich nicht die geringste Lust dazu habe, und daß ich glücklich bin, wenn ich bei ihm und Aennchen zu Hause bleiben kann. So hat er sich endlich beruhigt, und ich sage nochmals: Gott sei Dank!

Interessant soll es übrigens werden, und wenn ich von weitem ein bißchen zusehen könnte, würde ich das ganz gern thun. Vielleicht läßt es sich einrichten, daß ich mit Aennchen hinübergehe und von der Galerie einen Blick hinabwerfe.

Jenny Rather:

Wahrhaftig! Dieser dumme Mensch macht den Spaniertanz nicht mit. Ich habe Emil Bludrich zusagen müssen. Nun habe ich diesen langweiligen Menschen den ganzen Abend neben mir. Aber warte nur, Max, ungestraft geht dir das nicht durch. Ich traf ihn heute auf der Straße und wußte es einzurichten, daß er mich anreden mußte. Ich frage ihn, wie weit der Anzug sei, da erzählt er mir ganz ungeniert, er zöge vor, dieser teuren Geschichte dadurch aus dem Wege zu gehen, daß er sich als Festordner gemeldet habe, worum Nachfrage gewesen sei. Da brauche er nur im Frack mit einem Abzeichen hinzugehen. Das ist doch der Geiz auf die Spitze getrieben. Und für so etwas interessiert man sich, so etwas hat man gern! Wenn er nicht gar zu nett wäre, könnte ich ihm ernstlich böse sein. Und es giebt außerdem so wenig Herren, die wirklich präsentabel sind. Büßen muß er dafür.

Der Anzug ist fertig — gelbseidener Rock mit schwarzem Netzgehänge darüber, Bolerojäckchen aus granatrotem Sammet, alles reichlich mit Gold gestickt und besetzt. Ich werde die schönste sein — so etwas komponiert keine andre.

Wegen der Else Ludwig habe ich nun richtig Unannehmlichkeiten. Ich weiß nicht, wer es ausgeplaudert haben mag, ich hatte doch allen meinen Bekannten Stillschweigen anempfohlen. Natürlich spricht das ganze Nest darüber und nennt mich hochmütig. Aber daß es kein Vergnügen für uns junge Mädchen von neunzehn Jahren sein kann, eine alte Dame von fünfundzwanzig in unserm Karree zu haben, daran denken natürlich die Menschen in ihrer Kurzsichtigkeit nicht. Nun, ich werde mich über den Klatsch zu trösten suchen.

Helene Bracht:

Ich muß richtig mit dem dicken Lamm tanzen, es hat sich kein andrer gefunden. Mama meint, die Herren trauen sich nicht mehr an mich, weil ich drei Körbe ausgeteilt habe. Aber man kann doch nicht Leute heiraten, die einem ganz gleichgültig sind. Ich bin deshalb nicht bange; wenn man den Kommerzienrat Bracht zum Papa hat, kommen immer wieder Freier. Da nimmt man die ersten drei nicht, und einen Herrn Lamm erst recht nicht.

Mein Kostüm ist fertig. Rock aus gelbem Atlas mit schwarzem Netz darüber. Das ist echt spanisch, und darauf werden die andern schwerlich kommen. Bolero aus rotem Seidenplüsch. Wunderbare Goldstickereien daran. Ich werde einen großen Triumph feiern, einen derartigen Anzug erfindet keine andre. Es fehlt ihnen dazu an Geschmack und an Geld. Also nun: Auf in den Kampf!

Else Ludwig:

Aenne hat Papa gebeten, ein Viertelstündchen von der Galerie zusehen zu dürfen. Nächsten Winter wird sie nun auch Balldame und interessiert sich natürlich riesig dafür. Armes Ding, uns Beamtentöchtern ohne große Kapitalien bringen diese Bälle mehr Enttäuschungen als Freuden. Aber — selig das Mädchen, das überwunden! sage ich. Papa hat Aenne erlaubt, hinzugehen, und ich werde sie begleiten. Das Zusehen aus einer Ecke macht mir doch noch Vergnügen. Wenn ich auch selbst nichts mehr verlange — und Jenny Rather hat mir ja deutlich genug gesagt, daß ich nichts mehr zu verlangen habe —, an dem Vergnügen der andern freue ich mich doch noch. Dazu bin ich selbst mit fünfundzwanzig Jahren noch nicht zu alt.

Jenny Rather:

Das große Ereignis ist vorüber.

Alle hatten sie gelbe Röcke mit schwarzen Netzen und rote Boleros — ich glaube, meine Schneiderin hat geplaudert. Man wird sie zwar darum bestürmt haben, da jedermann weiß, daß ich in derartigen Angelegenheiten so ziemlich maßgebend bin, indes ist das keine Entschuldigung — ich werde bei der Person nichts mehr arbeiten lassen.

Offiziell habe ich mich sehr gut amüsiert, eigentlich war es aber schrecklich langweilig. Durchlaucht ist nicht gekommen wegen Zipperlein oder so etwas Aehnlichem. Die ganze Hofgesellschaft blieb aus Mitgefühl für Serenissimus auch weg. Ich habe sie nicht vermißt. Max habe ich nur ein einziges Mal gesehen — er stand an der Thür mit der Vorstandsrosette. Darauf kann er sich etwas einbilden. Dann war er weg und kam nicht wieder. Sie sagten, er sei auf der Galerie und gebe acht, daß nicht Unberufene hereinkommen, um zuzusehen. Das ist ja ganz recht, denn es wird von den Berufenen schon genug geklatscht, wir brauchen nicht auch noch die Unberufenen, aber dazu sollten sie doch Herren nehmen, die nicht beim Tanzen fehlen. Diesen Herrn Max werde ich in nächster Zeit nicht sehr gnädig behandeln.

Emil Bludrich war sehr lange schrecklich fade. Erst nachdem er eine Flasche Champagner getrunken hatte, wurde er besser. Es stellte sich heraus, daß er ausgezeichnet krähen kann, genau wie ein Kikerhahn. Wir haben ihn oft krähen lassen und sehr darüber gelacht. Er macht ein zu dummes Gesicht dabei.

Früh um sechs Uhr schlafen gegangen, furchtbare Mattigkeit in allen Gliedern.

Helene Bracht:

Der Schmerz wäre überstanden. Wenn Durchlaucht Podagra hat und deshalb nicht kommt, so ist das zu entschuldigen. Daß aber die dreieinhalb Offiziere deshalb auch fortbleiben, ist einfach lächerlich. Ich habe sie übrigens nicht vermißt.

Alle Kostüme waren gleich, gelbe Röcke, schwarze Netze, rote Jacken. Aber wenigstens war es augenfällig, daß zu dem meinen bessere Stoffe verwandt waren als zu denen der andern. Unsre Dienstmädchen müssen das ausgeplaudert haben. Ich bin gewiß tonangebend hier am Ort, ich halte dies für eine Ehre, aber bei solcher Gelegenheit will man doch etwas für sich allein haben. Ich werde ein Exempel an den Mädchen statuieren.

Und nun das wichtigste: Herr Lamm hat um meine Hand angehalten. Ich habe ihm keine Antwort gegeben, habe ihm gesagt, ich müsse es erst bedenken. Es wird wahrscheinlich der vierte Korb. Der Mensch ist entsetzlich langweilig. Wenn man gezwungen ist, fast zehn Stunden beständig zusammen zu sein, merkt man am besten, was an einem Manne ist.

Ich sage allen, ich habe mich gut amüsiert. Aber es ist nicht wahr. Dieser große Spaniertanz, der den ganzen Abend „beherrscht" hat, war eine schreckliche Idee. Gott sei Dank, daß er vorbei ist.

Um sechs Uhr nach Hause gekommen. Müde, Kopfweh.

Else Ludwig:

Es war der schönste Abend meines Lebens. Um neun Uhr, nachdem wir zu Abend gegessen und Papa sein Buch zum Lesen vorgenommen, huschte ich mit Aenne hinüber in das Kasinogebäude. Unser Backfischchen war ganz aufgeregt. An der Galeriethür stand Herr Fernbach und machte uns eine tiefe Verbeugung. Die Thür muß offen sein, weil die Musiker über die Galerie nach ihren Plätzen gehen; und damit nicht jedermann hereinlaufen konnte, hielt er an der Thür Wache. Von den Galeriebalustraden aus war der Saal zu einem großen Zelte umgeschaffen, so daß uns von unten niemand sah, während wir ganz ausgezeichnet beobachten konnten. Herr Fernbach zeigte uns auch den besten Platz. Wie schön war das. Wie das durcheinanderwogte und tanzte, wie die Musik frisch und schmeichelnd klang. Aenne war auch ganz entzückt und freut sich darauf, daß sie dem nächsten Kostümfest nun selbst wird beiwohnen können. Damit sie besser sehen sollte, setzte ich mich zurück und dachte an dies und jenes. Es war so leer da, nur in der andern Ecke standen ein paar Damen, die auch hinabsahen. Herr Fernbach unterhandelte an der Thür mit einer Anzahl Mädchen, die gern herein wollten, und denen er es verwehrte. Ich kannte die eine davon, die Wirtschafterin von Kommerzienrat Bracht, und ging zu ihm, um ein gutes Wort für sie einzulegen. Ich sah, daß alle ganz nette und gute Mädchen waren, die Nähfräuleins, die die Damen in den von ihnen angefertigten Gewändern sehen wollten, die sich über die Triumphe freuen wollten, die jene in dem Flitterstaat feierten, über dessen Anfertigung sie schlaflose Nächte lang gesessen hatten, die besseren Dienerinnen aus den Häusern der Kasinomitglieder. „Lassen Sie doch die Mädchen herein," sagte ich ihm, „sie gehören ja alle so quasi zur Gesellschaft, und vom Saal aus bemerkt man sie nicht."

„Ich darf nicht, strikte Ordre!" sagte er lachend. „Aber vielleicht erlauben Sie mir dann, mich ein paar Minuten zu Ihnen zu setzen. Ich bin schon müde vom langen Stehen!"

Ich begriff und ging an meinen Platz zurück, und bald kam er nach und setzte sich neben uns. Die Thür war nun frei, und die Mädels huschten herein, verteilten sich, wo es kleine Lücken zwischen

den Zelttüchern gab, um hinabzusehen, und man sah sie kaum noch.

Aenne kümmerte sich nicht um uns, sie war ganz ins Beobachten versunken. Nur manchmal drehte sie sich um und machte eine Bemerkung, die wir nicht verstanden.

Was wir gesprochen haben, weiß ich selbst nicht mehr recht. Es plauderte sich so angenehm in diesem Raume, in den das Licht des Kronleuchters durch die bunten Zelttücher gedämpft hereindrang. Sonst brannte nur eine einzige Flamme an jeder Seite. Man konnte sich viel besser unterhalten als unten beim Tanzen, und wenn wir auch nicht gerade sehr geistreich gewesen sein mögen, eine interessantere Unterhaltung war es doch, als sie im Saale meist geführt wird. Es war mir früher schon immer so, als ob man mit dem Ballkleid zugleich die Verpflichtung anzöge, banal zu sein, immer wieder die alten Phrasen mit dem Tone der tiefsten Ueberzeugung vorzubringen. Diesmal war es also gar kein Ballgespräch — ich konnte mich mit Herrn Fernbach so gut unterhalten wie mit Papa. Und was er für vernünftige Ansichten hat. Er sagt auch, das übermäßige Prunken nach außen, das Dabeiseinmüssen bei jeder passenden oder unpassenden Gelegenheit, wie es die Menschen jetzt für nötig halten, und um das sie sich vielleicht im geheimen Entbehrungen auferlegen, sei krankhaft und verwerflich. Er bedauerte es nicht, daß er nicht mit bei den Tänzern war, die in den Atlaskleidern unten strahlten, und ich erst recht nicht. Die Zeit verging wie im Fluge, so daß ich endlich zum Aufbruch mahnen mußte. Aenne wollte natürlich noch nicht mit, und der pflichtvergessene Thürhüter redete mir auch sehr zu, noch ein Weilchen zu bleiben. Es war gegen Papas Willen, der nur eine Viertelstunde bewilligt hatte, aber ich blieb ja so gern. Und dann fragte er mich, weshalb ich nur so selten mich noch auf den Bällen sehen ließe, und ich sagte ihm, man müsse sich rechtzeitig zurückziehen, sonst sprächen die Leute darüber. Die Sache von Jenny Rather hatte er auch gehört, und er meinte lachend, sie habe sich sehr geirrt. Und dann drückte er mir die Hand und sagte — und sagte —

Ach, ich kann's ja gar nicht niederschreiben, ich bin ja so glücklich.

Jenny Rather:

Ich habe ihm stets nicht viel zugetraut. Denn dadurch, daß er in eine Beamtenfamilie ohne Geld heiratet, stellt er sich selbst ein Armutszeugnis aus. Ich begreife nicht, wie verschiedene Damen hier so für diesen Herrn Fernbach schwärmen konnten. Der schöne Max! Na, schön ist anders. Uebrigens soll er schon fünfunddreißig alt sein. Weshalb sich dieser Mummelgreis noch auf den Bällen herumgetrieben hat!

Helene Bracht:

Ich habe mich mit Friedrich Lamm verlobt. Er ist kein Adonis, aber wenn er in der Equipage sitzt, sieht er ganz anständig aus. Wir werden also meist fahren. Da er selbst sehr reich ist, kann er nur aus Neigung um mich angehalten haben, und das ist schließlich die Hauptsache in der Ehe, die gegenseitige Zuneigung. Nächsten Sonntag werden die Karten versandt — kommen von Berlin, Königliche Hoflithographie, allerfeinste Ausführung. Jedenfalls werde ich sehr beneidet werden.

Else Ludwig:

Schon eine Viertelstunde sitze ich vor dem Buche und weiß nicht, was ich schreiben soll. Er war da, Max, hat mit Papa gesprochen, ich bin Braut — wirklich und wahrhaftig Braut. Papa ist vergnügt, Aenne ganz ausgelassen vor Freude, und ich, ich möchte lachen und weinen zugleich. Ach, ist das Leben doch schön!

Bambuslandschaft in Brasilien

(Hierzu die Kunstbeilage)

Unter den typischen Vegetationsbildern Südamerikas, die den Beschauer durch ihre Eigenart fesseln und zugleich für den Europäer fremdartig in der Erscheinung sind, ist eines der interessantesten eine Bambuslandschaft. Sind die Bambusse auch vereinzelt durch ganz Südamerika verbreitet, teilweise bis weit in die Cordilleren, bis zur Schneegrenze hinauf, so kommen sie in ihren größeren Arten und häufiger jedoch erst in den heißeren Teilen des Landes vor und bilden hauptsächlich in Brasilien einen charakteristischen und weit verbreiteten Landschaftstypus. Je nach der Art erreichen die Halme der Bambusse eine Höhe von 7 bis 8 Metern, andre von 20 Metern und darüber hinaus, bei einem Stammdurchmesser von etwa 20 Centimetern; meistens stehen sie wie die Halme unsers Schilfrohrs dicht aneinander, zu einem undurchdringlichen Dickicht vereinigt. Schlank und graziös streben die Riesenhalme mit ihren zierlichen Blättern empor, wiegen sich leicht in der Luft und geben, wo sie auch immer stehen mögen, der Landschaft ein anmutiges Gepräge.

Besonders reizvoll ist es, wenn der Bambus, wie dies teilweise z. B. bei Rio de Janeiro der Fall ist, vereinzelt und in kleineren Gruppen auf den waldigen Bergesabhängen steht, seine hohen, elegant gebogenen Halme in scharfer Silhouette sich von der Luft abheben und die tropisch eigenartige Landschaft dahinter wie in einer feingezeichneten Umrahmung erscheint.

Die Nutzbarkeit des Bambus ist durch die leichten, hohlen und dabei doch harten und zähen Halme eine äußerst vielseitige, er giebt ein gutes Material zum Häuserbau, für die verschiedensten Hausgeräte u. s. w. und ist für viele andre Zwecke fast unentbehrlich; so wird der Bambus auch, wie es auf dem Bilde dargestellt ist, zu Wasserleitungen benutzt und mit Hilfe seiner röhrenartigen Stämme, die auf Stützen ruhen, das Trinkwasser aus den Bergen bis zum Hause geleitet. Karl Oenike



Altenahr, vom weissen Kreuz aus gesehen

Das Ahrthal

(Mit Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Stengel & Co. in Dresden)

Lange bevor Maler und Poeten die großartigen, aber herben landschaftlichen Reize des Eifellandes entdeckten, erfreute sich das Ahrthal schon der besonderen Gunst rheinischer Touristen. Kinkel und Freiligrath, Simrock und Wolfgang Müller von Königswinter gehörten zu seinen regelmäßigen Besuchern, Düsseldorfer Maler und Bonner Professoren wetteiferten, dem bald lieblich-idyllischen, bald wild-romantischen Thale auch außerhalb des Rheinlandes Freunde zu werben. In diesem Bestreben wurden sie durch den feurigen Rotwein, der dort gedeiht und heute in der ganzen Welt unter dem Namen „Bleichert“ bekannt ist, wirksam unterstützt, und die Wanderer, die immer zahlreicher flußaufwärts pilgerten und sich im „Heiligen Petrus“ zu Walporzheim zu jener Seligkeit verhelfen ließen, deren der Hüter der Himmelspforte sonst nur die Erlesenen würdigt, oder die sich in der Lochmühle bei Mayschoß an den berühmten Forellen delektierten, kamen gar nicht auf den Gedanken, daß das gepriesene Ahrthal trotz alledem zu der als rauh und ungastlich verschrieenen Eifel gehört. Wenn man auch neuerdings über dies Aschenbrödel der deutschen Gebirge anders zu denken gelernt hat, so läßt sich der große Unterschied, der zwischen dem Charakter des Ahrthals und dem des jenes einschließenden Berglandes besteht, nicht leugnen. Schon der Menschenschlag, der das Thal bewohnt, ist ein andrer. Während der Eifeler Bauer im allgemeinen wenig entgegenkommend, scheu und wortkarg ist und seine Armut mit stumpfer Resignation trägt, zeigt der Anwohner der Ahr die liebenswürdigen Eigenschaften der weinbauenden Volksstämme am Rhein: körperliche und geistige Beweglichkeit, Neigung zur Mitteilung, heitere Lebensauffassung und Freude an der Geselligkeit. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist in seine Heimat weit früher als in die angrenzenden Gegenden vom Rheine her römisch-fränkische Kultur eingedrungen und hat das dickflüssige Keltenblut in den Adern der Autochthonen mit einem Tropfen leichterer Mischung durchsetzt.

Der Wohlstand der Bevölkerung mehrt sich von Jahr zu Jahr, besonders seit der Himmel, der die Fröhlichen doppelt zu segnen pflegt, den rührigen Leutchen neue Quellen des Erwerbs geöffnet und ihnen zu dem gebenedeiten Wein auch noch goldführende Wasser, die des Apollinarisbrunnens und des mächtig aufblühenden Bades Neuenahr, beschert hat. Diese Wasser sind es eben, die den Namen und den Ruhm des Ahrthals in neuerer Zeit durch die ganze Welt verbreitet haben und alljährlich

immer größere Scharen von Kurgästen und Erholungsbedürftigen anlocken.

Der Fluß, nach dem das Thal genannt wird, ist als solcher unbedeutend und als echtes Gebirgs- oder Wildwasser an keiner Stelle seines etwa 85 Kilometer langen Laufes schiffbar. Sein Gefälle beträgt von der im Städtchen Blankenheim entspringenden Quelle bis zur Mündung in den Rhein, gegenüber von Linz, 414 Meter. So spärlich seine krystallklaren Wellen das Geröll des stellenweise recht breiten Bettes im Sommer umspülen, so gewaltig tosen mitunter seine Wassermassen nach Unwettern oder bei der Schneeschmelze des Frühlings. Ober-, Mittel- und Unterlauf der Ahr zeigen ein völlig verschiedenes landschaftliches Gepräge. Ersterer erstreckt sich von der Quelle bis etwa zu dem Dorfe Hönningen. Der junge Fluß rinnt in vielgewundenem Laufe durch grüne Wiesen auf breiter Thalsohle dahin. Die Uferberge, an den Hängen mit Wald bewachsen, fallen sanft ab. Auf ihrem Mittellaufe, von Hönningen bis Walporzheim, zwängt sich die Ahr in enger Klamm durch düstere Grauwackenablagerungen, die hier wilde Felssceneriеn bilden und an malerischem Reiz mit manchen Partien berühmterer Gebirgsthäler wetteifern. Die Bergwände treten stellenweise so nahe aneinander, daß man den Raum für die Straße durch Sprengung von Tunnels und Galerien gewinnen mußte. In den Seitenthälern, wo die Hänge weniger schroff abfallen, ist jeder Fußbreit des kostbaren Bodens dem Weinbau dienstbar gemacht und durch mühevolle Untermauerung gegen die verheerende Einwirkung der bei Gewitterregen von den Höhen abstürzenden Wassermassen



Das Ahrthor



Bunte Kuh



Walporzheim

gesichert worden. Der Unterlauf endlich, von Walporzheim bis zur Mündung, durchzieht in beinahe schnurgerader Richtung das breite, wohlbebaute und dichtbevölkerte Thal, dessen langgestreckte Randhügel an zwei Stellen von hohen Basaltkegeln — der Landskrone und dem Neuenahrer Berg — durchbrochen werden.

Für den Touristen, der vom Rheine aus das Ahrthal besucht — und das thut die Mehrzahl aller Reisenden —, kommen nur der Unter- und Mittellauf des kleinen Flusses in Betracht. Hydrographen strengerer Observanz bitten wir daher um Entschuldigung, wenn wir unsre kurze Schilderung der Ahr und ihrer Ufer bei der Mündung beginnen. Der Anblick dieser letzteren bleibt den Besuchern des Ahrthals erspart, da die Eisenbahn, die von Remagen, dem Ausgangspunkte aller Ahrtouren, in spitzem Winkel in das Thal einbiegt, die letzten zwei Kilometer des Flußlaufes nicht berührt. Und das ist gut, denn mit so vielen ihrer Brüder und Schwestern teilt die Ahr das Los, ein unrühmliches Ende zu nehmen. Ihre Wasser verlaufen sich in den mächtigen, fortwährend anwachsenden Sand- und Geröllhalden der Mündung und suchen sich mühsam in zahlreichen kümmerlichen Rinnsalen den Weg zum Rheine.

Beim Eintritt in das Thal grüßt den Reisenden das hochgelegene Städtchen Sinzig, das Sentiacum der Römer, ein freundlicher Ort mit schöner Kirche im Uebergangsstil des dreizehnten Jahrhunderts, alten Stadtmauern und lebhafter Thonwaren- und Mosaikplattenindustrie. Zwei Kilometer weiter scheint sich der Kessel zu schließen: zur Rechten schiebt sich die 278 Meter hohe Basaltkuppe der Landskrone kulissenartig bis hart an den Fluß und versperrt für eine Weile den Blick in die Ferne. Von dem festen Bergschlosse, das seit den Tagen König Philipps von Schwaben den Gipfel des Berges krönte und wiederholt, namentlich im Dreißigjährigen Kriege, belagert und erstürmt wurde, haben sich nur spärliche Reste der Ringmauer und die weithin leuchtende, weißgetünchte Kapelle erhalten. Alles übrige wurde im Jahre 1682 durch den damaligen Besitzer der Burg, den Herzog Johann Wilhelm von Pfalz-Neuburg, in die Luft gesprengt. Interessant sind die an Magneteisen reichen und daher eine Abweichung der Magnetnadel bewirkenden Gesteinsbildungen des Gipfels. Eine natürliche Basaltgrotte



Altenahr, vom schwarzen Kreuz aus gesehen

in der Kapelle soll sich, wie die Ueberlieferung meldet, geöffnet haben, um drei vom Feinde bedrohte jungfräuliche Töchter des Burgherrn schützend zu umschließen. Man ist geneigt, in dieser Sage eine christliche Umdeutung des römisch-keltischen Matronenkults zu erkennen, von dessen Verbreitung gerade hierzulande zahlreiche antike Skulpturen, drei weibliche Gestalten in enger Nische darstellend, zeugen.

Am Fuße der Landskrone, beim Dorfe Heppingen, lenken weitläuftige Gebäude mit hohen Schloten den Blick auf sich. Es sind die umfangreichen Anlagen zur Ausbeutung des Apollinarisbrunnens, der, im Jahre 1852 erbohrt, von einer englischen Gesellschaft gepachtet wurde und täglich mehr als 50000 Krüge des beliebten Tafelwassers zum Versand bringt. Die Ironie des Schicksals hat es gefügt, daß die berühmte Quelle durch einen Weinhändler entdeckt wurde, der durch das Absterben seiner Weinstöcke auf die Kohlensäureströmungen des Bodens aufmerksam geworden war. Der Apollinarisbrunnen ist übrigens nicht die erste Mineralquelle der Gegend; bereits vor dem fünfzehnten Jahrhundert wurden mehrere Brunnen im nahen Dorfe Heppingen zu Heilzwecken benutzt, und die Bewohner des jetzt mit Wadenheim zu dem Weltbade Neuenahr vereinigten Fleckens Beuel schrieben die Thatsache, daß ihr Ort seit Menschengedenken von Epidemien verschont geblieben ist, von jeher dem günstigen Einflusse ihres Sauerwassers zu.

Neuenahr, das mit seinen wahrhaft großartigen Kuranlagen, Badehäusern und Privatvillen heute die ganze Breite des Thales einnimmt und in der Saison mehr als 15000 Besucher zählt, ist als Kurort verhältnismäßig jung. Wer bedenkt, daß das ganze Gelände noch vor wenigen Jahrzehnten aus schattenlosen Kieshalden bestand, der wird der Umsicht und Energie der Badeverwaltung, die hier ausgedehnte Parks, grüne Rasenflächen und blühende Gärten hervorzauberte, seine Bewunderung nicht versagen.



Das Niederhutsthor in Ahrweiler

Und seltsam! Wenn man von Neuenahr, dem rheinischen Karlsbad, dessen Komfort vorbildlich geworden ist, eine kleine halbe Stunde flußaufwärts wandert, so trifft man auf ein Stückchen echter mittelalterlicher Romantik. Wo das Thal sich verengt, wo die Rebenberge steiler zu werden beginnen und die Glut der Sommersonne mit unverminderter Kraft von den Schieferfelsen zurückstrahlt, liegt das Winzer- und Gerberstädtchen Ahrweiler, dessen Befestigungen aus dem dreizehnten Jahrhundert sich in den Hauptteilen bis heute erhalten haben. Ursprünglich bestand der Ort aus sieben adeligen Höfen; der Kölner Erzbischof Konrad von Hochstaden erhob ihn zur Stadt und umgürtete ihn mit dem Kranze von Mauern und Türmen, der jetzt noch das Auge des Besuchers entzückt. Diese Befestigungen haben die Stadt gegen Bedrängnisse durch fremde Kriegsvölker nicht geschützt, und namentlich in den Raubkriegen Ludwigs XIV. hat die Einwohnerschaft Furchtbares erduldet, aber trotzdem entwickelte sich hier schon früh ein kerniges Bürgertum, das sich selbst regierte und sich stark genug fühlte, um den Kölner Erzbischöfen die Thore so lange zu verschließen, bis sie die Privilegien der Stadt feierlich bestätigten. Wie heute noch, so drehte sich schon vor Jahrhunderten das Leben in Ahrweiler um zwei Pole: um das Gedeihen des Weines und die Schützenfeste. Gewissenhaft findet sich in der Chronik der Stadt verbucht, wann die Messe in der Pfarrkirche zum erstenmal mit neuem Wein celebriert wurde; im Jahre 1639 geschah dies am 13. Juli, in den Jahren 1728 und 1733 am 25. Juli! Und wie die Kelter die Ahrweiler Bürger ernährt und ihnen zu irdischer und ewiger Seligkeit den Weg weist, so hat ihnen einst auch eine Kelter das Leben gerettet. Es war im Hochwasserjahr 1804, als die Ahr in die Stadt drang und den Mauerring wie ein riesenhaftes Brunnenbassin mit ihren Fluten füllte. Da riß sich ein Kelterbaum los, trieb die Straße hinab und zertrümmerte die Flügel des Niederhutsthores, auf diese Weise einen Abfluß schaffend und die Bürger vor dem in diesem weinfrohen Lande doppelt unangenehmen Wassertode bewahrend.

Jenseits der Ahr thront auf der Bergeshöhe ein stattliches, fensterreiches Gebäude, das ehemalige Franziskanerkloster Kalvarienberg, in neuerer Zeit erheblich vergrößert und zu einer Mädchenerziehungsanstalt der Ursulinerinnen umgewandelt. Vor der Erbauung des Klosters befand sich hier eine Wallfahrtskapelle. Ihre Erbauung war von einem heimgekehrten Kreuzfahrer veranlaßt worden, der in der Ahrweiler Landschaft große Aehnlichkeit mit der Umgebung Jerusalems entdecken wollte und feststellte, daß die Entfernung der Pfarrkirche bis zu dem Hügel, der jetzt das Kloster trägt, genau der Länge des Weges vom Hause des Pilatus bis nach Golgatha entspräche. Das Kloster brachte der Stadt mancherlei Segen, nicht zum wenigsten durch den starken Fremdenzufluß, den die Gnadenstätte bis in

die neuere Zeit herbeizog. Die Rolle, die einst die heilige Portiunkula hier spielte, hat nun eine Viertelstunde weiter flußaufwärts Sankt Petrus übernommen, zu dessen steinernem Statuettchen, dem Zeichen einer altberühmten Weinkneipe, in jedem heißen Sommer Tausende von durstigen Pilgern wallen. Denn der Walporzheimer, der hier verzapft wird, ist der köstlichste und feurigste Tropfen der ganzen Gegend. An der „bunten Kuh", einer weit über die Schlucht vorspringenden schwarzen Felsplatte vorbei — Leuten, die geradeswegs vom St. Peter kommen, soll sie allerdings farbig erscheinen —,



Partie bei Altenahr



Altenahr, von der Engelslei aus gesehen

führt die Straße nach den schmucken Winzerdörfern Dernau und Rech. Zur Rechten, in einem Thalwinkel, liegen die über und über mit Epheu umsponnenen Ruinen des Augustiner-Nonnenklosters Marienthal — ein Bild von Scottscher Romantik.

Oberhalb des Dorfes Rech thronen auf beinahe unzugänglichem Grate die Trümmer der Saffenburg, des ältesten Bergschlosses im Ahrgau. Gegenüber liegt der Ort Mayschoß mit bedeutendem Weinbau und einem vielbesuchten Gasthause, der „Lochmühle“. Das Thal wird nun immer enger und wilder; der Fluß zwängt sich hier, ähnlich wie die Mosel auf der Strecke Bernkastel-Bullay, in weiten, schleifenartigen Windungen durch ein Gewirr von steilen Felsen, deren schroffster, der sich unmittelbar über dem Flecken Altenahr erhebt, die Ruinen der Burg Are trägt. Die Erbauung der Burg fällt in den Anfang des zwölften Jahrhunderts. Im dreizehnten Jahrhundert kam sie durch Schenkung in den Besitz des Erzstiftes Köln, dem das trotzige Felsennest lange als Bollwerk gegen neidische Nachbarn diente. Erst gegen Ausgang des siebzehnten Jahrhunderts wurde die Burg wiederholt von den Franzosen genommen und wieder geräumt, bis sie endlich im spanischen Erbfolgekriege dem Kurfürsten Joseph Klemens durch deutsche Reichstruppen zurückerobert wurde. Allein die vom Kurfürsten in die Burg gelegte Besatzung fühlte sich auf ihrem Felsenhorste so sicher, daß sie dem Landesherrn den Gehorsam aufkündigte und in der Art mittelalterlicher Raubritter die ganze Umgegend brandschatzte, bis der Kurfürst 1714 endlich gegen seine eigne Feste zu Felde zog, sie erstürmte und mit Hilfe der einer so gefährlichen Nachbarschaft überdrüssigen Bewohner von Altenahr schleifte.

Fast zwei Jahrhunderte liegt Burg Are, die für das festeste Bauwerk im Lande galt, in Trümmern, aber die Hütten im Thale stehen noch oder weichen nur, um schöneren und größeren Häusern Platz zu machen. Der schmucke Ort Altenahr blüht und wächst; der Fleiß seiner Bewohner hat sich die Berge in andrer Weise dienstbar zu machen verstanden, und selbst das zerstörte Felsennest muß den Söhnen des Thals heute zurückzahlen, was es ihren Vorfahren einst als Zwingburg genommen. Denn die malerischen Trümmer locken allsommerlich von nah und fern ganze Scharen von Wanderern zu diesem wundervollen Erdenwinkel, der mit Recht als die Perle des ganzen Thales und als das letzte und lohnendste Ziel einer Ahrtour gilt.

Julius R. Haarhaus



Dorf Rech

Die Schnellste

Zögernd wohl und langsam lenkt die Schritte
Scheue Armut, dass sie Hilfe bitte.

Fest und rüstig geht, ein Bild der Stärke,
Hin die Arbeit zu dem ernsten Werke.

Rascher strebt, das Haupt in duft'gen Kränzen,
Lebenslust zu froher Feste Glänzen.

Doch am schnellsten sah ich ungezügelt
Liebe schreiten, die die Angst beflügelt.

Karl August Hückinghaus

Deutscher Lotsendienst in der Nordsee

Skizze

von

C. Lund

Ein finsterer, aber feuersichtiger Oktoberabend senkt sich auf die Nordsee. Der Nordwest, der während der Nachmittagsstunden mit mäßiger Stärke wehte, frischt mehr und mehr auf und streicht heulend durch das Takelwerk des schmucken, weißgestrichenen Schoners, der, in der Helgoländer Bucht kreuzend, die schaumgekrönten Wogen mit scharfem Bug schneidet, daß der Gischt über das ganze Deck jagt. Auf der Kommandobrücke steht in Oelzeug und Südwester der wachthabende Steuermann. Sein Blick durcheilt den Horizont, an dem bald hier bald dort rote oder grüne Lichter auftauchen und wieder verschwinden: es sind die Positionslaternen von Fischerfahrzeugen verschiedener Art. Dann und wann wirft der Offizier einen Blick nach oben, ob auch das Topplicht hell brennt, denn es muß vorschriftsmäßig drei Seemeilen weit nach allen Richtungen sichtbar sein. Unser Fahrzeug ist nämlich ein Hamburger Lotsenschoner, dem es obliegt, ankommende Schiffe, die ihren Kurs auf die Elbe gesetzt haben, mit einem Lotsen zu versehen. Auf der Back steht ein älterer Matrose; fluchend wischt er sich das beißende Salzwasser aus den Augen und schüttelt die triefende Kleidung. Er hat einen cylinderförmigen Apparat zu bedienen, der in kurzen Zwischenräumen je viermal nacheinander ein sogenanntes Flackerfeuer aufflammen läßt. Dieses Flackerfeuer und das weiße Topplicht sind die nächtlichen Signale, die den ankommenden Schiffen die Nähe des Lotsenfahrzeuges kundthun sollen.

„Blue-light Backbord vörut," ruft mit dröhnender Stimme der Ausguckſmann von der Back.

Der Wachthabende beobachtet eine Zeitlang den Horizont in der angegebenen Richtung und findet die Meldung bestätigt. Sofort giebt er die nötigen Befehle, die Segel fliegen herum, und der Schoner ändert seinen Kurs. Drüben aber am Horizont leuchtet das Blaufeuer von neuem auf; es ist das Signal eines ankommenden Schiffes und bedeutet in der Seemannssprache: „Wir wünschen einen Lotsen." Natürlich wird das Signal vom Lotsenschoner aus erwidert, zum Zeichen, daß der Wunsch verstanden worden ist und erfüllt werden wird; auch müssen die Schiffe ihre Signale schon deswegen von Zeit zu Zeit wiederholen, weil sie sich sonst in der Dunkelheit verlieren würden. Unterdessen ist der Kapitän des Schoners an Deck gekommen, und der Steuermann hat ihm Bericht erstattet. Nachdem er einige Anordnungen getroffen hat, steigt er die Treppe zur Kajüte hinab.

„Blue-light in Backbord," ruft er durch die geöffnete Thür, aus der ihm ein starker Tabaksqualm entgegenschlägt.

Um den großen runden Tisch der Kajüte sitzen drei wetterjeste Gestalten beim Skat, während mehrere andre sich's auf den gepolsterten Bänken möglichst bequem gemacht haben. Auf die Meldung des Kapitäns blicken die Spieler flüchtig auf.

„Wokein is an de Tour, Käpt'n?" fragt einer gedehnt.

„Klaßen mutt 'rut," antwortet der Gefragte.

„Na, denn man tau. — Wer givt? Wi könnt wohl noch 'n poormal 'rumgeven, Käpt'n?" meint Klaßen.

„Wenn ji fix taumakt, mag't wesen," brummt der Gefragte und begiebt sich wieder nach oben.

Das Spiel nimmt seinen Fortgang. Draußen aber heult der Wind sein mißtöniges Lied, und die See dröhnt den Takt gegen die Planken dazu. Doch die Lotsen sind an dies Konzert gewöhnt und achten nicht darauf; nur bei einem besonders tiefen Ueberholen des Schiffes brummt dieser oder jener einen Fluch durch die Zähne.

Der Kapitän, dem es obliegt, den Lotsen zu bestimmen, erscheint wieder in der Thür: „'t is Tid, Klaßen."

„Ick kam," antwortet der Gerufene, zählt sein Geld, klopft die kurze Pfeife aus, erhebt sich und geht breitspurig nach seiner Koje. Nach wenigen Minuten hat er sich in sein Oelzeug geworfen, den Kleidersack gepackt und steht fertig da. Mit einem kurzen: „Adjüs, Kinners!" steigt er die steile Treppe empor und begiebt sich auf die Brücke zum Kapitän, der ihm seiner Instruktion gemäß genaue Auskunft über den Schiffsort giebt.

Unterdessen haben sich die Wolken zerteilt, und die Dunkelheit hat sich etwas gelichtet. In geringer Entfernung von dem Schoner ist jetzt das fremde Schiff deutlich zu unterscheiden. Der Kapitän reicht dem Lotsen das Nachtglas, und dieser beobachtet den Segler mit Kennerblicken.

„Wahrhaftig de ‚Pampa', Käpt'n Steincke, kommt mit Salpeter von de Westküst."

Der Schoner hat auf Weisung des Kapitäns beigedreht. Die Matrosen stehen an den Davits, bereit, das Boot auszuschwenken, das den Lotsen an Bord der „Pampa" befördern soll; denn jetzt kommt der gefährlichste Teil des Lotsendienstes, das „Versetzen". Bei der groben See ist die größte Vorsicht nötig, daher leitet der Kapitän selbst die Vorbereitungen. Endlich ist das Boot glücklich zu Wasser gelassen und bemannt. Der Lotse selbst setzt sich ans Steuer, die Ruderer greifen mit ihren Riemen mächtig aus. Von Zeit zu Zeit schwenkt der Lotse eine Handlaterne als Erwiderung der Lichtsignale des Vollschiffes. Nur langsam vermag das kleine Fahrzeug gegen Wind und Wellen anzukämpfen. Von der „Pampa", die infolge des Winddruckes stark nach Lee überneigt und gelegentlich eine Sturzsee übernimmt, wird eine sogenannte Sturmleiter niedergelassen, und der Bootsmann steht an der Reling, bereit, dem Lotsenboot eine Leine zuzuwerfen. Jetzt ist das Boot so nahe, daß die Insassen die Leine zu erfassen vermögen. Der Lotse holt mittels ihrer das Tau eines Flaschenzuges heran, an das er seinen Kleidersack knüpft, während die übrigen Bootsinsassen bemüht sind,

das Boot von dem Schiffsrumpf fernzuhalten, denn wehe, wenn es von einer tückischen Woge gegen das Schiff geschleudert würde! Vorsichtig zieht der Lotse an der Leine und sucht das Heck des Bootes der Sturmleiter zu nähern; weit beugt er sich vor; jetzt hebt eine Woge das Heck jäh empor — da, los! Mit kräftiger Faust hat er die Strickleiter gepackt und läßt sie nicht fahren, obwohl das Boot unter ihm wegschießt und er mit halbem Leibe im Wasser liegt. „Hol fast, hol fast!" rufen von oben ermutigend mehrere Stimmen, und der kräftige Mann klimmt keuchend die schwanken Stufen empor, bis ihn oben derbe Fäuste packen und vollends an Deck befördern.

Nach kurzem Gruße schreitet er trotz der durchnäßten Kleidung der Kommandobrücke zu. Nachdem er seine Ortsbestimmung mit derjenigen des Kapitäns verglichen und somit den Schiffsort genau festgestellt hat, übernimmt er das Kommando, und die „Pampa" eilt ihrem Bestimmungsorte zu.

Es giebt kaum ein gefährlicheres Fahrwasser für tiefgehende Schiffe als die Helgoländer Bucht mit ihren zahllosen Sanden und Riffen, die der Küste vorgelagert sind und die Navigierung außerordentlich erschweren. Selbst erfahrene Lotsen vermögen bei Nacht oder unsichtigem Wetter nicht ohne besondere Aufmerksamkeit und Umsicht die Elbemündung zu gewinnen, da die Untiefen häufig ihre Ausdehnungen wechseln und starke Stromversetzungen stattfinden. Auch birgt die Bucht zahlreiche mehr oder weniger versandete Wracks früher verunglückter Schiffe, deren Lage selbst auf den besten Seekarten nicht immer verzeichnet sein kann. Dazu bedingt der starke Verkehr, der von und nach den Mündungen der Elbe und Weser stattfindet, eine stete Kollisionsgefahr. So erhellt zur Genüge, daß größere Schiffe gar nicht ohne Lotsen fertig werden können. Es herrscht übrigens auch für alle deutschen Gewässer Lotsenzwang, d. h. jeder Schiffer ist verpflichtet, einen Lotsen an Bord zu nehmen. Umgeht er diese Vorschrift, so muß er trotzdem die Hälfte der Lotsengebühren erlegen, und im Falle einer Havarie zahlt die Assekuranz keine Entschädigung, und der Schiffer wird für den etwaigen Schaden haftbar gemacht.

Es ist eine vielfach verbreitete Meinung, daß die Anbordnahme eines Lotsen den Kapitän von jeder Verantwortung für Schiff und Ladung entbinde. Diese Ansicht ist jedoch irrig. Zwar übernimmt der Lotse die Navigierung und damit in gewissem Sinne die Verantwortung, jedoch behält der Kapitän die Oberleitung und ist befugt und verpflichtet, in Fällen, wo er Schiff und Ladung durch die Anordnungen des Lotsen gefährdet glaubt, einzuschreiten und dem Lotsen das Kommando zu entziehen. Die Lotsengebühren werden, von besonderen Vereinbarungen abgesehen, nach dem Tiefgang beziehungsweise dem Rauminhalt des Schiffes berechnet und vom Empfänger der Ladung beziehungsweise dem Reeder getragen.

Die Lotsen, von denen bisher die Rede war, sind Seelotsen und stehen im Staatsdienst. In Hamburg und Bremen unterstehen sie einem Oberlotsen, in preußischen Gewässern einem Lotsenkommandeur. Die Zahl der Hamburger Seelotsen ist dem starken Schiffsverkehr entsprechend eine beträchtliche. Sie sind fast alle in Cuxhaven ansässig und rekrutieren sich aus Offizieren der Handelsmarine. Die meisten sind im Besitz eines Schifferpatentes für große Fahrt, obwohl ein Patent für kleine Fahrt ausreichend ist. Bevor jemand als Seelotse zugelassen wird, muß er eine entsprechende Prüfung vor einer staatlichen Kommission bestanden haben.

Die dienstthuenden Seelotsen befinden sich, wie oben gezeigt, auf besonderen Fahrzeugen, den Lotsenschonern; bei voller Besetzung hat ein Schoner ihrer 12—18 an Bord. Der Hamburger Staat hält vier Lotsenschoner, eine Galliote und zwei Dampfer im Dienst. Die ersteren sind weit in die See vorgeschoben und kreuzen stets innerhalb eines genau umgrenzten Reviers, das auf den Seekarten bezeichnet ist. Das erste Lotsenfahrzeug kreuzt im Lichtkreis des Borkum-Feuerschiffes, etwa 130 Seemeilen von Hamburg entfernt. Das Revier des zweiten Schoners befindet sich vor der Insel Norderney, das des dritten im Lichtkreis des Weser-Feuerschiffes, und der vierte kreuzt zwischen Helgoland und der Elbemündung. Die Entfernung von der Elbe ist für die Höhe der Gebühren ohne Belang. Die Hamburger Schoner sind weiß gestrichen und führen in den Segeln die Bezeichnung „Elbe"; über die Nachtzeichen wurde bereits oben berichtet. Die Bremer Lotsenfahrzeuge sind ähnlich eingerichtet, jedoch schwarz gestrichen und an dem Worte „Weser" kenntlich. Nachts zeigen sie das Flackerfeuer nicht viermal nacheinander, sondern in gewissen Abständen je einmal.

Wünscht ein bei Tage ankommendes Schiff einen Lotsen, so hißt es im Fockmast die weißumrandete deutsche Nationalflagge oder, falls es ein fremdes Schiff ist, die internationalen Flaggenbuchstaben P. T.

Die Lotsendampfer — die Hamburger sind nach den hanseatischen Seehelden „Kapitän Karpfanger" und „Simon von Utrecht" benannt — sind dazu bestimmt, die beim zweiten Elbfeuerschiff ankernde Galliote neu zu besetzen, damit die Lotsenschoner von dieser Station sich ihren Bedarf an Lotsen und Proviant abholen können. Gegebenen Falles setzen aber auch die Dampfer Lotsen an einkommende Schiffe ab, sofern letztere noch keine Gelegenheit hatten, weiter seewärts einen Piloten zu erhalten.

Doch kehren wir jetzt im Geiste zur „Pampa" zurück. Unser Lotse hat mit Umsicht und Glück navigiert, und beim ersten Morgengrauen wird Cuxhaven passiert. Weil Ebbe herrscht und zudem für die Elbfahrt ein Schlepper gechartert werden soll, geht die „Pampa" zunächst zu Anker. Jetzt ist die Aufgabe des Seelotsen erfüllt, und er wird abgelohnt. Nachdem er noch mit Rücksicht auf die Strapazen der Nacht mit einem steifen Grog bewirtet worden ist, verläßt er das Schiff. Sobald er das Land erreicht, eilt er aufs Postamt, denn der Kapitän der „Pampa" hat ihm ein Telegramm zur Bestellung an die eigne Familie übergeben, und der Lotse weiß aus Erfahrung, wie sehr sich Frau und Kinder des Seemannes nach einer Nachricht vom Gatten und Vater sehnen. Danach erst sucht der Lotse das eigne Heim auf, woselbst über sein Kommen ebenfalls Freude herrscht.

Für die Weiterfahrt der „Pampa" wird nun ein Elblotse engagiert, denn der Dienst auf dem Flusse wird von Privatlotsen, die in der Nähe Cuxhavens auf der sogenannten Bösch stationiert sind, ausgeübt. In Seefahrerkreisen werden sie kurzerhand als Böschlotsen bezeichnet. Sie haben sich zur Wahrung ihrer Interessen zu einer Brüderschaft zusammengethan, die einem Aeltermann untersteht.



Wasserträgerin im Libanon

Natürlich müssen auch die Elblotsen vor der Zulassung zum praktischen Dienste ein Examen vor einer staatlichen Prüfungskommission ablegen und werden erst nach einer längeren Probezeit in die Brüderschaft aufgenommen. Für eine Fahrt von Cuxhaven nach Hamburg oder umgekehrt erheben sie eine durchschnittliche Gebühr von 40 bis 60 Mark. Ihr Revier reicht bis an den Hafen, dort werden sie von einem Hafenlotsen abgelöst, der dem Schiffe einen Liegeplatz anweist. Doch liegt für den Kapitän im Hafen selbst ein Lotsenzwang nicht vor.

Die großen Dampfschiffsreedereien, die einen streng geregelten Fahrplan innehalten müssen, haben meistens eigne Lotsen in ihren Dienst genommen, um die Zeit, die mit dem Versetzen eines Lotsen auf See verloren geht, zu ersparen. Ein solcher „Kontorlotse" begleitet beispielsweise den Dampfer von Hamburg nach Rotterdam und verbleibt daselbst, bis er den nächsten Dampfer seiner Reederei, der die gleichen Stationen in umgekehrter Folge anläuft, nach der Heimat zurückgeleiten kann.

Der Beruf eines Lotsen ist nicht nur ein harter, sondern auch ein verantwortungsreicher und gefährlicher. Schon mancher hat beim Versetzen einen jähen Tod gefunden, denn die Lotsen zeigen eine bewundernswerte Berufstreue und scheuen im allgemeinen vor keiner Gefahr zurück. Allerdings kann das Wetter einen derartigen Charakter annehmen, daß das Versetzen wegen der damit für die Lotsen verbundenen Lebensgefahr unterbleiben muß, doch hat darüber nicht der Lotse, sondern der Kapitän des Lotsenschoners zu befinden. Hält der Kapitän das Versetzen für unthunlich, so zeigt er es den hilfeheischenden Schiffen durch ein Signal an, und diesen bleibt nichts andres übrig, als gegen Sturm und See anzukreuzen oder zu versuchen, ohne Lotsenhilfe die Einfahrt zu gewinnen. Im letzteren Falle endet die Fahrt nicht selten mit der Strandung und dem Untergang des Schiffes, und die Besatzung darf sich glücklich schätzen, wenn sie mit dem nackten Leben davonkommt, denn die Nordsee ist eine — Nordsee. Doch auch unter Führung eines Lotsen ist das Schiff bei Sturm oder Nebel nicht immer vor schweren Unfällen gesichert, denn auch ein Lotse kann irren oder sich einer kritischen Situation im Augenblick nicht gewachsen zeigen. Vielleicht büßt der „Schuldige" seinen Irrtum oder Fehler mit dem Leben, vielleicht auch entzieht ihm der unerbittliche Spruch des Seeamtes für immer die Berechtigung zur Ausübung seines Berufes. Wehe seiner Familie, wenn der eine oder andre Fall zur Wirklichkeit wird!

Der Aeltervater

Eine Geschichte aus Masuren

von

Fritz Skowronnek

Was zu unsrer in Masuren weitverbreiteten Sippe, gleichviel ob von Schwert- oder Spindelseite, gehört, pflegt bei Rechtsstreitigkeiten nicht aufs Gericht zu laufen. Man unterwirft sich lieber dem Schiedsspruche des Familienoberhauptes. Das ist billiger und führt schneller zum Ziel. Seit etwa dreißig Jahren gilt mein Vater als Haupt der Sippe, die wohl hundert waffenpflichtige Männer zählt. Rechnet man das Weibervolk und die entsprechende Nachkommenschaft — ein halbes Dutzend dürfte etwa dem Durchschnitt entsprechen — hinzu, dann wird man sich ein Bild von der Bedeutung dieser Gruppe von Familien machen können, die den verwandtschaftlichen Zusammenhang mit gutem Vorbedacht unterhalten und pflegen.

Für uns Jungens war es jedesmal ein Fest, wenn Verwandte zur Einholung eines Schiedsspruches erschienen. Manchmal kamen nur ein paar Männer, öfter jedoch war jede Partei durch ein halbes Dutzend Männer und Frauen vertreten. Nach der Begrüßung wurde alsbald eine Trennung der Geschlechter vorgenommen. Die Männer blieben beim Vater im Vorderzimmer und besprachen bedächtig bei einem Glase Bier den Streitfall. Viel lebhafter ging es in der Hinterstube zu, wo die Frauen unter dem Vorsitz meiner Mutter die Angelegenheiten erörterten. Da half keine Kunst der Ueberredung. Immer erhitzter wurden Rede und Gegenrede, immer höher die Stimmen, bis mein Vater die Thür öffnete und mit einem energischen „Donnerwetter!" dazwischen fuhr. Das half besser als die triftigsten Gründe.

War der Streit beigelegt und der Friede durch Handschlag besiegelt, dann wurde an langer Tafel vergnügt geschmaust. Das Beste dazu hatten die Verwandten mitgebracht: ein gebratenes Spanferkel, eine Gans oder fette Enten. Ein gutes Fischgericht und die nötigen Getränke lieferte unser Elternhaus. —

Mitten in meinem ersten Studiensemester hatte mich das Heimweh gepackt. Am Morgen des Sonnabends vor Pfingsten hatte ich früh mein Ränzel geschnürt und mich auf die Bahn gesetzt. Einen „Thaler und sechs Dittchen" kostete die Fahrt in der vierten Klasse von Königsberg nach Lyck. Das war noch zu erschwingen! Als ich im Abendgrauen auf mein Elternhaus zuschritt, strahlte heller Lichterschein aus den Fenstern. Eine große Gesellschaft von Verwandten fand ich vor.

Die Sparkas aus Wilken hatten sich mit den Rosteks aus Rakowen veruneinigt. Von der gemeinsamen Großmutter her besaßen sie ein großes Gelände auf den meilenweiten Pissowoder Wiesen, das nicht nur Heu und Streu, sondern auch Torf lieferte. Bisher hatten die Sparkas auf den Torf keinen Anspruch gemacht, denn sie wohnten dicht an der großen Heide und hatten Brennholz in Hülle und Fülle. Nun hatte Johann Sparka kürzlich zum zweitenmal geheiratet. Eine Joswig aus dem Hause Pietrzyken, und die fand es unbillig, daß die Rosteks allein den Torfboden nutzten. Entweder sollten sie das unterlassen oder etwas dafür bezahlen.

Die junge Frau war entschieden sehr wirtschaftlich

veranlagt und hatte auch eine gewisse Berechtigung für ihre Forderung. Bei meiner Ankunft war der Streit bereits beigelegt. Mein Vater hatte entschieden, daß Johann Sparka von jetzt ab alljährlich ebensoviel Torf stechen und auf dem Markte in Johannisburg verkaufen dürfe, wie die Rosteks für ihre Haushaltungen verbrauchten, und über diesen Spruch war die junge Frau so sehr erfreut, daß sie einige Tage später zwei Scheffel Weizen schickte; die Rosteks waren auch zufrieden, denn sie versprachen zum Herbst ein ganzes Faselschwein.

Die Sparkas hatten ihren Aeltervater Samel mitgebracht, einen Greis von nahezu neunzig Jahren, der seine mächtige, hohe Gestalt so aufrecht hielt wie ein Jüngling. Auch sein glattrasiertes Gesicht sah noch frisch und blühend aus. Das nach uralter Sitte bis zu den Schultern herabhängende Haar war noch nicht völlig ergraut. Nur die buschigen Brauen über den klugen Augen waren ganz weiß. Er war der Bruder meiner Großmutter, die hochbetagt in unserm Hause lebte. Jetzt saßen die beiden Alten, die sich lange nicht gesehen hatten, beisammen auf dem Sofa und sprachen von alten Zeiten, in denen sie beide jung gewesen waren. Mich hatte der Großonkel mit großer Freude und einem gewissen Respekt begrüßt, der meiner zukünftigen Gelehrsamkeit galt. Nur eins gefiel ihm an mir nicht: daß ich den Vornamen Fritz führte. Der Erstgeborene im Hause Skowronnek sollte nach altem Herkommen Adam heißen.

Es wurde ziemlich spät, bis die Gesellschaft sich zur Ruhe begab. Für die Männer war auf der Tenne in der Scheune eine große Streu bereitet, auf der sie, mit ihrem grauen Mantel aus grobem Tuch bedeckt, den Schlaf der Gerechten schliefen. Auch die Frauen schliefen „table d'hote“, wie meine Mutter zu sagen pflegte. Auf der großen Oberstube war für sie eine dicke Schicht von Richtstroh mit Laken bedeckt. Dazu ein Kissen und ein Deckbett. Nur der Aeltervater Samel erhielt ein eignes Bett. Er sollte in meinem Zimmer schlafen.

Ich war rechtschaffen müde, aber zum Schlafen kam ich noch lange nicht. Der Vollmond schien so hell in unser Zimmer, daß man bei seinem Scheine beinahe hätte lesen können. Der alte Mann lag in seinem Bette mit offenen Augen, mitten in dem Lichtstreifen, der vom Fenster herein fiel. Ein heiterer Glanz strahlte von seinem Gesicht.

Mich beschlich ein wundersames Gefühl. Wie lustig und lebensfroh war der Alte, der am Ausgange seines Daseins stand. Wie der jüngste von uns hatte er gescherzt und gelacht! Schreckte ihn das Ende nicht, oder machte er sich darüber keine Gedanken? Ich sollte bald eines Besseren belehrt werden, denn nach einer Weile begann der Alte: „Sag mal, Fritzku, wissen die Gelehrten schon, was die Sterne sind?“

„Jawohl, Großonkel, das sind solche Erden wie die, auf der wir leben.“

Der Alte wiegte nachdenklich den Kopf. „Wohnen dort auch Menschen?“

„Das weiß man nicht. Bei manchen ist es möglich, bei manchen wahrscheinlich.“

„Hm, vielleicht könnten auch bloß Geister darauf wohnen, aber die kann man ja nicht sehen.“

Ich mußte lachen. „Nein, Großonkel, die kann man auch mit dem schärfsten Fernrohr nicht entdecken.“

Nach einer Weile begann der Alte wieder: „Sag mal, Fritzku, wie ist eigentlich so ein Fernrohr? So wie eine scharfe Brille, nicht wahr?“

Vom Fernrohr kamen wir zur Spektralanalyse und dann wieder zu den Sternen, die wir von unserm Lager aus durch das Fenster erblicken konnten. Der alte Mann war unermüdlich im Fragen, und er wollte nicht bloß wissen, was ich ihm berichten konnte, nein, viel mehr noch interessierte es ihn, wie die Menschen zu diesem Wissen gelangt waren. Mir wollten die Augen vor Müdigkeit zufallen, aber immer wieder störte mich der Alte mit seinen Fragen auf. Endlich war ich doch mitten in einer schwierigen wissenschaftlichen Erklärung fest eingeschlafen. Der Alte aber, vor dem ich mit meinen schwachen Kräften eine neue wunderbare Welt der Gedanken aufgebaut hatte, lag noch lange wach und schaute in den Mond, den er jetzt aus meinen Schilderungen ganz genau kannte. Ihm genügten wenige Stunden Schlaf. Bereits am frühen Morgen weckte er mich, um mir eine Reihe von Fragen vorzulegen, die in der Stille der Nacht ihm durch den Kopf gegangen waren. Er wollte von mir wissen, wie der Mensch dazu gekommen war, an Gott zu glauben und sich selbst eine unsterbliche Seele zuzuteilen.

Er hätte kein besseres Thema finden können, um mich wach zu machen. Mit großer Lebhaftigkeit, so gut es in der einfachen masurischen Sprache von statten ging, führte ich ihm alle die philosophischen Beweise für das Dasein Gottes vor, häufte alle Wahrscheinlichkeitsgründe für die Unsterblichkeit der Seele — umsonst. Er schüttelte nur leise den Kopf, so daß ich zuletzt ganz verwundert fragte, wie er denn so vergnügt sein könne in dem Glauben, daß sein Dasein mit dem körperlichen Tode völlig beendigt sei. Voller Lebhaftigkeit erhob er sich und streckte die Hand nach mir aus.

„Das wirst du erst später erfahren, mein Sohn, wenn deine eignen Kinder um dich herumspringen. Ich sterbe; aber ich bleibe leben, nicht in einer, nein, in zwanzig, in hundert, in tausend Gestalten. Sieh mal den Johann, meinen Enkel, an. Er ist anders, als ich bin und sein Vater war. Seine Kinder sind auch anders als er. Aber in jedem sehe ich, daß das ein Stückchen von meinem Geiste ist. Ich kann ruhig die Augen zumachen: davor fürchte ich mich nicht, denn ich lebe schon in mehr als dreißig Kindern und Enkeln.“

Er stand auf und trat ans Fenster. Unten am Brunnen wuschen sich die Männer, putzten ihre Stiefel und bürsteten sich gegenseitig die Spuren des nächtlichen Lagers von den Röcken. Zuletzt zog einer dem andern mit Hilfe eines Kammes, den sie vorsorglich mitgebracht hatten, den Scheitel. Mit lauter Stimme rief der Alte zu ihnen hinunter: „Kinder, ich bin heute nacht zehnmal klüger geworden, als ich in meinem ganzen Leben war. Ich bleibe hier, wenigstens ein paar Tage. Ich muß dem Fritz alles abfragen, was er noch weiß.“

Und so geschah es. Die Verwandten fuhren ab, der Alte blieb. Nun durchlebte ich einige wunderbare Tage, die ewig in meiner Erinnerung haften werden, denn die Fragen des Aeltervaters Samel zwangen mich förmlich dazu, ein Inventarium alles dessen aufzunehmen, was ich wußte. Und das beste daran war, daß ich auf diesem Wege sehr deutlich inne wurde, daß ich noch sehr

wenig wußte. Wenn ich dann zu meiner Hilfe ein Buch hervorsuchte, dann sah der Alte ehrfurchtsvoll auf dies Hilfsmittel des menschlichen Geistes und klagte in rührender Weise, daß er nur polnisch sprechen und lesen gelernt habe.

Am letzten Abend vor seiner Abreise saßen wir auf der geräumigen Veranda des Hauses beisammen. Eine wundervolle milde Frühlingsnacht sank herab. Die Sonne war schon lange versunken, aber noch stand das Abendrot hellstrahlend am westlichen Himmel, von einzelnen goldgeränderten Wolken durchzogen, die sich auf der stillen Fläche des weiten Landsees spiegelten. Im Osten über dem dunkeln Tannenwalde stieg der Vollmond empor, und aus dem grünen Saatfelde vor uns klang gedämpft der leise Lockruf des Rebhuhns. Vom Dorfe drang ab und zu ein Hundeblaff herüber.

Eine ganze Weile hatten wir still bei einander gesessen. Dann fragte mein Vater: „Hast du, Onkel Samel, jemals etwas von deiner Tochter Sophie gehört? Weißt du überhaupt, ob sie noch lebt, und wie es ihr geht?"

Ich sah, wie der Alte bei diesen Worten die rechte Hand ballte, und strich ihm leise über den Arm. Langsam nickte er einige Male mit dem Kopf, dann wandte er sich zu mir und sagte in mildem Tone: „Du hast recht, mein Sohnchen, sie ist ja auch ein Stück von meinem Geist gewesen. Und kein Mensch kann verlangen, daß seine Kinder in allem so thun und denken wie er. Dazu bekommt jedes Kind seinen eignen Kopf für sich mit."

Jetzt bat ich schmeichelnd den Aeltervater, er möchte uns doch erzählen, wie die Geschichte mit seiner Tochter Sophie gekommen war. Auch der Vater wüßte nicht alles. Dem Alten hatte sich die Seele gelöst. Mit ruhigen, freundlichen Augen sah er uns alle an. Allmählich flog sein Blick ins Weite, und dann begann er zu erzählen:

„Ihr könnt euch ja gar nicht vorstellen, Kinderchens, wie es zu jenen Zeiten, als ich jung war, hier in Masuren aussah. Jetzt spannt man ein Paar junge Pferde vor den leichten Klapperwagen, und in wenigen Stunden ist man sechs, sieben Meilen auf der glatten Chaussee 'runtergerutscht, oder man setzt sich in die Eisenbahn, und — bim bim bim bim bim — fährt man wie ein König von Johannisburg nach Lyck. Aber früher! Da dankte man Gott, wenn man im Sande den vollen Wagen bis zur Stadt brachte, und wir haben doch gelebt und ein schönes Stück Geld eingenommen. Im Winter fuhr ich mit einer Fuhre voll Grütze nach Königsberg, und im Sommer, da gingen wir über die Grenze. Heutzutage lohnt sich das nicht mehr, denn jetzt ist in Rußland alles billiger als bei uns, und jetzt schmuggeln die Russen zu uns herein, was wir früher zu ihnen trugen."

„Was habt ihr denn früher geschmuggelt, Großonkel?"

„Alles, was einen Namen hatte, mein Sohnchen, Seide und Spiritus und Stahlwaren, Kaffee, Zucker. Am meisten haben wir Gewehre getragen, aber das war sehr gefährlich, denn wenn die Russen einen dabei erwischten, dann machten sie kurzen Prozeß. Zum Gewehrtragen waren auch genug Polacken da. Die kamen fast jede Nacht in Haufen von dreißig, vierzig Mann über die Grenze und kauften bei den Kaufleuten in Johannisburg ein. Das heißt, nicht in Johannisburg selbst. Sondern die Kaufleute packten nachmittags ihren Wagen voll und fuhren gegen Abend damit in die Heide, bald hier, bald dort, je nachdem verabredet war. Dann machten sie aus trockenem Holz ein großes Feuer und brauten sich Grog, bis die Polen und Juden kamen, um mit ihnen zu handeln."

Bei diesen Worten lachte mein Vater still vor sich hin. „Ich habe manchmal als junger Heideläufer nachts an einem solchen Feuer gesessen, und das war nicht immer ganz ungefährlich, denn die Straschniks respektierten die Grenze nicht. Sie kamen in ganzen Trupps herüber und suchten die Wälder ab. Manchmal haben sie sogar im Winter bei Mondschein ganze Treibjagden veranstaltet."

„Ja, ja, Adam," fuhr jetzt der Alte fort, „du kennst ja die Sache auch noch aus eigner Erfahrung."

„Gingst du auch mit dem Pack über die Grenze, Großonkel?" fragte ich.

Der Alte sah mich mit einem wunderbar verschmitzten Blick aus den Augenwinkeln an und nickte energisch mit dem Kopfe. „Ich trug meine anderthalb Zentner mit Leichtigkeit; vielleicht möchte ich sie auch jetzt noch zwingen. Wir hatten auch nicht sehr weit zu tragen, denn damals hatte die Regierung schon durch das große Barlock-Bruch die Kanäle graben lassen, um der Eisenhütte in Wondollek Wasser zu schaffen. Da fuhren wir denn jeder mit einem leichten Kahn bis zum Wehr hinunter, wo das Wasser gestaut wurde, und von dort hatten wir nur ein paar hundert Schritt bis zur Grenze."

„Lauerten euch denn dort nicht die Straschniks auf?"

„Manchmal ja, manchmal auch nein, und wir wußten stets sehr genau, wann sie nicht da waren. Das besorgten die Händler, für die wir die Packen trugen." Dabei machte er mit Daumen und Zeigefinger die bekannte Bewegung des Geldzählens.

Nachdem er sich ein frisches Glas Grog gebraut und eine Zigarre angesteckt, fuhr er fort:

„In den dreißiger Jahren waren die Filipponen*) zu uns gekommen. Sie wohnten ehemals in dem Gebiet, das vor dem unglücklichen Kriege zu Preußen gehört hatte. Wie die Russen nachher dort Herren wurden, ging es den Filipponen sehr schlecht. Denn sie wollten nicht Soldat spielen und überhaupt keine Obrigkeit anerkennen. Deshalb waren die Russen ganz froh, als der preußische König diese Heißwassertrinker aufnahm. Zuerst kamen zwei Brüder über die Grenze, der Sidor und Jafim Borissow. Der Sidor war schon ein alter Mann mit grauen Haaren. Das war ihr Starik, ihr Geistlicher. Dann kamen bald die andern Familien nach, der Onufri Jakublew, die Krimows, Slojikows und wie sie alle heißen. Jetzt sind sie ja schon ganz manierlich und zum Teil auch vernünftig geworden. Aber damals! Da mußte man immer lachen, wenn man so einen Vogel ansah. Denn wie ein bunter Vogel sahen sie aus. Alles war rot und blau an ihnen, die kurze Jacke ohne Knöpfe rot, das Hemd, das sie außerhalb der Hosen trugen, blau und rot gestreift, und die kurzen Hosen, die nur bis zum Knie reichten, blau. Alles machten sie selbst. Die Hüte flochten sie sich aus gespaltenen Fichtenwurzeln, aus Birkenrinde machten sie sich Sandalen, die sie mit bunten Bändern bis ans Knie festschnürten. Auch ihre Häuser bauten sie

*) Eine den Raskolniken verwandte, aus Rußland stammende Sekte.



Kornernte im Chiemgau. Nach dem Gemälde von Hans Pöck

selbst aus runden Stämmen. Na, das kennt ihr ja alle noch! Aber was für eine Zucht damals in der Johannisburger Heide begann, davon habt ihr keine Ahnung. Die Kerle glaubten einfach, daß Wald und See nur für sie geschaffen seien. Am Tage lagen sie auf dem See und fischten, und des Nachts gingen sie wilddieben. Mit der Regierung führten sie geradezu Krieg. Sie wollten keine Geburt, kein Begräbnis anmelden, und wenn einer zum Militär eingezogen werden sollte, dann ging er auf ein paar Jahre über die Grenze und kam später unter einem andern Namen wieder zurück. Unterscheiden konnte man die Kerle ja nicht. Einer sah wie der andre aus. Sie waren alle groß und schlank gewachsen, hatten blonde Haare und einen blonden krausen Bart, den sie sich nie scheren durften, das verbot ihnen ihr Glauben.

„Eine der letzten Familien, die herüber kamen, waren die Iwanows, auch zwei Brüder. Der ältere war schon verheiratet, der jüngere, ein hübscher, flotter Kerl von vielleicht fünfundzwanzig Jahren, war, wie man sagte, mit der Tochter des Sidor Borissow verlobt. Das war gerade in der Zeit, als meine Frau starb und meine Tochter Sophie die Wirtschaft übernahm. Das heißt, ich hatte sie ihr nicht verschrieben, denn ich war ja noch ein junger Mann in den besten Jahren und wollte mich noch lange nicht zur Ruhe setzen. Zudem waren auch zwei Jungens da, und da konnte ich doch nicht die Besitzung, die so lange Jahre in unsrer Familie gewesen war, einem Schwiegersohne verschreiben.

„Du, Adam, hast ja die Sophie noch sehr gut gekannt, ihr seid wohl beide in gleichem Alter. Nicht wahr, das war doch eine forsche Margell! Groß und schlank, und ein paar Augen hatte sie im Kopfe wie glühende Kohlen."

„Ich war damals mit dem Kahnert in Zimna stationiert," warf mein Vater ein, „wir waren ja damals fast täglich bei dir im Kruge, besonders seitdem der Kahnert Feuer gefangen hatte."

„Ja, ja, von dem Kahnert wollte ich eben erzählen. Schade, daß er nicht mein Schwiegersohn geworden ist, aber wer kann alles voraussehen. Zuerst habt ihr beide gelacht, wenn ihr kamt und den Fama Iwanow am Tische sitzen fandet. Ich habe auch gelacht über den Liebhaber der Sophie, der kaum so viel Worte masurisch sprach, daß er sich ein Glas Braunbier bestellen konnte. Er hat wohl mit seinen schönen blauen Augen gesprochen, denn wenn die Sophie am Schanktisch erschien, um Schnaps einzugießen oder etwas zu verkaufen, dann ließ er keinen Blick von ihr. Es hat gar nicht lange gedauert, da fingen die Leute an, darüber zu reden, daß der junge Filippone jeden Tag bei mir im Kruge saß. Aber was wollte ich machen? Ich konnte ihn doch nicht hinausschmeißen und hatte auch keine Ursache dazu. So ging das den ganzen Sommer hindurch. Der Kahnert war schon lange eifersüchtig auf ihn. Er hat ihm auf Schritt und Tritt aufgepaßt, ob er ihn nicht beim Wilddieben erwischen könnte, aber der Fama war anders als die übrigen Filipponen. Er hat tagsüber fleißig auf dem Felde geschafft und des Abends bei uns im Kruge gesessen.

„Im Herbst war ich eines Tages nach Johannisburg gefahren. Wie ich ziemlich spät in der Nacht nach Hause komme, ist bei mir noch alles hell. Ich denke gleich: da ist etwas nicht richtig. Und wirklich, wie ich in die Krugstube komme, sitzt der Fama noch am Tisch und bei ihm die Sophie mit dick verweinten Augen. Ich frage, was los ist. Da springt sie auf mich zu, faßt mich um den Hals und weint und schreit: ‚Ein Unglück, Vaterchen, ein Unglück, sie wollen den Fama einsperren!‘

„‚Wer? Was? Wofür?‘ frage ich, ‚hat er einen totgeschlagen?‘

„‚Nein, Vater,‘ sagt die Sophie, ‚das ist meinetwegen, bloß meinetwegen.‘

„Na, ich habe mich nie über etwas aufgeregt, und jetzt, wie ich alt bin, weiß ich, daß das sehr gut ist, denn alles geht vorüber, Kinderchen, Gutes und Böses, der Mensch muß bloß Geduld haben.

„Ich gehe also erst zur Tonbank*) und gieße mir einen großen Krausen ein. Das weiß ich noch so wie heute. Dann setze ich mich an den Tisch und sage zu dem Fama: ‚Nu erzähle mal, Bruderchen, was los ist.‘ Er sprach schon ganz manierlich masurisch, und wenn ihm ab und zu ein russisches Wort unterlief, das verstand ich auch. Also er erzählt, daß heute nachmittag, gerade wie er sich zum Weggehen rüstete, der Sidor Borissow zu ihm gekommen war und ihn gebeten hatte, im Kloster etwas auszubessern."

„War das ein wirkliches Kloster, Großonkel?" fragte ich dazwischen.

Der Alte lachte. „Das ist die alte Holzbaracke, die noch jetzt in Onufrigowen steht. Damals wohnten drei oder vier Kerle drin, die zu heilig waren, um zu arbeiten. Sie ließen sich von den andern füttern und spielten fleißig Karten, so fleißig, daß sie sich manchmal die Köpfe dabei blutig schlugen; aber heilig blieben sie doch. Der Fama hatte also, wie er erzählte, seine Axt genommen und war mit dem Sidor nach dem Kloster gegangen. Dort hatten sich die Heiligen gleich auf ihn geworfen und ihn mit einem Strick zusammengeschnürt, daß er sich nicht rühren konnte. Dann hatten sie ihn vor den Altar geschleppt und von ihm verlangt, daß er nicht mehr zu dem masurischen Mädel, das heißt zu uns, gehen sollte. Sie hatten Angst, daß er von ihrem Glauben abfallen und sich zu uns bekehren könnte, um die Sophie zu heiraten. Als er sich weigerte, den furchtbaren Schwur nachzusprechen, den ihm der Starik vorsprach, hatten sie ihm sehr gründlich das Leder durchgewalkt und ihn in einer unbewohnten Stube, die mit ‚eisernen Gardinen‘ verwahrt war, eingesperrt. Glücklicherweise hatten sie ihm nicht die Füße gebunden. Da ist er denn ans Fenster gegangen, hat mit dem Ellbogen die Scheiben eingestoßen und an den scharfen Glassplittern, die im Rahmen stehen geblieben waren, die Stricke, mit denen seine Hände gebunden waren, zerschnitten. Dann hatte er die Thür aufgebrochen und war durch die Hausthür herausgegangen, ganz ungehindert, und keiner hatte es gemerkt, denn die Heiligen saßen mit dem Starik in einer Stube und spielten Oko, daß der Tisch dröhnte. Jetzt saß er bei mir in der Krugstube.

„Was sollte ich nun mit dem jungen Filipponen anfangen? Ich hatte doch keine Schuld, daß ihm seine Glaubensgenossen zu Dach stiegen. Weshalb kam er jeden Tag in den Krug gekrochen? Aber wenn die Sophie nicht gewesen wäre — na, daran hatte ich denn doch Schuld, daß die Sophie da war."

*) Das Wort bedeutet Ladentisch: es stammt unzweifelhaft von den nach Ostpreußen eingewanderten Holländern.

Der Alte lachte herzlich vor sich hin. Dann fuhr er fort: „Ja, Kinder, damals war mir nicht so lächerlich zu Mute. Was sollte ich thun? Ihn im Hause behalten? Dann würden die Leute bald zu reden angefangen haben. Und war ich sicher, daß mir nicht die Filipponen eines Nachts die Bude über dem Kopfe ansteckten? Daran, daß die Sophie mit dem Fama einig war, daran habe ich an jenem Abend noch gar nicht gedacht. Vielleicht hätte ich dann anders gehandelt. Vielleicht auch nicht. In die Nacht hinausjagen konnte ich doch den jungen Menschen nicht. Denn draußen standen sicherlich die Filipponen und lauerten ihm auf. Und wenn er verschwand, auf immer verschwand, wer sollte es ihnen nachweisen?

„Ich ließ ihm also auf dem Boden ein Bett aufstellen. Am andern Tage gab ich ihm einen Anzug von einem meiner Knechte, wir setzten uns auf den Wagen und fuhren nach Wondollek zur Eisenhütte. Das hatte ich mir in der Nacht so ausgedacht: dort waren viele Menschen, da war Tag und Nacht Leben, da würde er sicher sein. Zur Vorsicht fuhren wir erst nach Johannisburg zu und bogen erst dicht vor der Stadt ab in den Wald. Der Herr Direktor in Wondollek nahm den Fama gleich als Arbeiter an, denn er konnte Leute gebrauchen, und ich fuhr beruhigt nach Hause. Nun würde auch das Gerede der Leute aufhören. Ich dachte, auch die Sophie würde sich beruhigen und zu dem Kahnert freundlicher werden. Das war doch wirklich ein ansehnlicher Mann, noch einen Kopf größer als sie, und auch ein guter Mensch.

„Es kam ganz anders. Eines Nachts waren meine Hunde sehr unruhig. Ich nehme die Laterne, gehe hinaus, suche den ganzen Hof ab und die Ställe, finde aber nichts. Am andern Morgen kommt die Sophie zu mir, weckt mich auf und sagt: ‚Vater, der Fama ist da.‘ — ‚Nanu,‘ sage ich, ‚soll die Geschichte denn nun wieder losgehen? Wieso hat ihn denn der Deuwel hergekarrt?‘“

Am Himmel hatte sich langsam eine dunkle Wolkenwand hochgeschoben und den Mond verhüllt. Es war dunkel geworden, ganz dunkel. In der Luft lag eine Schwüle, als wenn ein Gewitter im Anzug stand. Das Gesicht des Aeltervaters konnten wir nicht mehr sehen, nur ab und zu leuchtete das Feuer seiner Zigarre auf, wenn er zwischen den einzelnen Sätzen eine kleine Pause machte. Seine Stimme klang rauh und scharf, als er weiter erzählte.

„Jetzt kamen ein paar schlimme Wochen. Den Fama hielten wir in der kleinen Oberstube versteckt, aber wie das so geht: durch die Margellen, die den Mund nicht halten konnten, wurde es bald bekannt, daß wir ihn im Hause hatten. Mir that der junge Mensch leid, sonst hätte ich ihm den Stuhl vor die Thür gesetzt. Aber wenn ich das that, dann war er verloren, denn in jeder Nacht schlichen die Filipponen um unser Haus, und als ich einmal hinausging, wie die Hunde zu toll stürmten, fiel ein Schuß, und die Kugel schlug dicht bei mir in die Hausthür ein. Eines Tages kam der Kahnert zu uns. Er muß wohl der Sophie Vorwürfe gemacht haben, denn als ich dazukam, hörte ich bloß noch, wie die dumme Margell ihm sagte, er könne ruhig seinen Schnaps und sein Glas Bier trinken, aber um das andre hätte er sich nicht zu kümmern. Zum Unglück mußte noch gerade der Fama dazukommen. Er hatte wohl oben von der Treppe aus das Streiten angehört. Mit zwei Sätzen war er mitten in der Krugstube, stellte sich vor dem Kahnert auf und fragte ihn, was er von der Sophie wolle.

„Im nächsten Augenblicke hatten sich die Männer gepackt. Ich hatte gedacht, daß der Kahnert dem Filipponen, der viel dünner und schmächtiger war als er, die Knochen im Leibe zerbrechen würde. Aber nein, ehe ich zuspringen konnte, lag der Fama oben und schnürte dem Kahnert die Gurgel zu, daß er blau wurde. Das war mir denn doch zu arg. Ich sprang zu, kriegte den Kerl beim Kragen und schlackerte ihn ordentlich ab. Aber meinst du, daß er sich gewehrt hat? Nicht die Hand hat er gerührt. Bloß einmal sagte er: ‚Herr Sparka,‘ sagte er, ‚thun Sie mit mir, was Sie wollen. Ich werde mich nicht wehren gegen Sie.‘ Da kam ich zur Besinnung. Ich stellte ihn auf die Beine, ließ ihn los und wies mit dem Finger nach der Thür.

„Es hat mir nachher manchmal leid gethan. Aber sagt mal, Kinder, konnte ich damals anders handeln? Da kommt so ein junger fremder Mensch ins Haus, verdreht meiner Tochter den Kopf, und dann, als ich ihn wochenlang im Haus halte, weil seine Landsleute ihm an den Kragen gehen wollen, wenn er meine Tochter wirklich heiratete ...“

Er trank hastig sein Glas aus und stellte es mit hartem Ruck auf den Tisch.

„Was nun kam, das sehe ich noch wie heute vor mir. Wie er ging und stand, schritt er aus der Thür, nur einen Blick hatte er auf die Sophie geworfen und leise gesagt: ‚Lebe wohl, Soscha, wir werden uns nicht wiedersehen!‘

„Ganz verzweifelt hatte sich die Sophie an mich gehängt und schrie immer: ‚Vater, laß ihn nicht weggehen! Vater, ruf ihn zurück! Er geht in den Tod meinetwegen, für mich geht er in den Tod!‘

„Wütend, wie ich war, hatte ich die Margell zurückgestoßen und mich ans Fenster gestellt. Da sehe ich, daß der dumme Kerl, der Fama, nicht die Straße nach dem Dorfe hinuntergeht, sondern nach der andern Seite, dem Walde zu. Ich hörte kaum, wie die Thür ging, aber ich drehte mich doch um: die Sophie war weg. Ich sehe durchs Fenster: da läuft die Sophie auf der Straße hinter dem Fama her. Ich weiß nicht recht mehr, was für Gedanken mir damals durch den Kopf gingen, und nie wäre ich darauf verfallen, daß die Sophie hinter dem Filipponen herlaufen könnte. Ueberhaupt kann ja niemand wissen, was die Weiber thun wollen. Denkt man so, dann thun sie das andre, denkt man das andre, dann thun sie so.

„Ich gehe also vor die Thür und sehe den beiden nach. Gleich vorn am Walde, es waren ja bloß hundert Schritte bis dahin, sind drei, vier Filipponen beim Fama. Die hatten schon auf ihn gewartet. Beinahe mußte ich lachen. ‚Wirst nicht mehr wiederkommen, mein Jungchen,‘ dachte ich bei mir. ‚Wirst nicht mehr auf die Freit kommen zur masurischen Bauernmargell. Das werden dir deine Brüder und Onkels schon austreiben.‘

„Wie ich nun so stehe und denke, sehe ich, wie die Sophie die Männer einholt. Ich sehe, wie sie sich an den Fama hängt und die andre Hand gegen die Filipponen ausstreckt. Auf einmal steht der Kahnert neben mir und sagt: ‚Wollen Sie nicht Ihre Tochter zurückholen, Herr Sparka?‘ Ich lache bloß. ‚Die wird gleich zurückkommen, und dann werde ich mit ihr ein Wörtchen reden, aber gründlich.‘“

Der Alte machte eine Pause, füllte sich das Glas von neuem, nahm einen langen Schluck und fuhr dann ruhiger fort:

„Sie kam nicht zurück, und ich, ich war so wütend, daß ich in die Stube zurückging und mir einen Krausen nach dem andern eingoß. Aber eine Stunde später, da packte es mich. Ich ließ mir den Wagen anspannen und fuhr nach Onufrigowen. Ich ging von Haus zu Haus und fragte nach dem Fama und nach der Sophie. Die Kerle grinsten, zuckten die Achseln, und keiner wollte die beiden gesehen haben. Ich fuhr zum Schulzen nach Weissuhnen. Der konnte mir auch nicht helfen. Der Gendarm kam erst gegen Mitternacht nach Hause. Er ging sofort mit mir und den Männern, die ich im Krug beim Paprotta fand. Wir haben jedes Haus durchsucht. Wir haben auch das Kloster von unten bis oben durchstöbert: die beiden waren nirgends zu finden."

Der alte Mann machte eine lange Pause, die wir nicht zu stören wagten. Ganz umständlich steckte er sich eine neue Zigarre an und blies den Rauch mit starken Zügen von sich. Endlich erzählte er weiter: „Ich habe viel Geld ausgegeben, um zu erfahren, wo die Sophie geblieben, oder ob sie noch am Leben war. Die Behörden haben sich auch um die Sache gekümmert, haben alle Filipponen vernommen, aber das Gesindel lügt ja, wie es den Mund aufthut. Es war nichts herauszubekommen ... Vielleicht sechs, sieben Jahre verflossen. Da kam eines Tages der alte Hermann zu mir, der Zigeuner. Er hatte damals ein junges Mädchen bei sich, das er Aschani nannte. Das war ein sonderbares Wesen, denn die Margell konnte ihren Körper und ihre Glieder nach allen Seiten verbiegen, als wenn sie gar keine Knochen im Leibe hätte. Der Hermann ließ im Dorfe ansagen, daß er am Abend eine Vorstellung bei mir in der großen Krugstube geben würde. Jeder, der hereinkam, zahlte einen Dittchen, und nachher ging die Margell noch mit dem Teller sammeln, und die Bauern gaben gutwillig, denn so was wird man auf der Erde nie wieder sehen. Mitten in der Stube hatten sie einen kleinen Teppich hingelegt, und da drauf wand und drehte sich die Margell, daß es ganz grauenhaft anzusehen war. Der Zigeuner spielte dazu die Harfe, und ein kleiner Junge von vierzehn Jahren strich auf der Fiedel. Ganz spät in der Nacht, als die Leute alle gegangen waren, saß ich noch allein mit dem Zigeuner zusammen, denn er war ein unterhaltsamer Mann und konnte viele merkwürdige Sachen erzählen, die er gesehen und erlebt hatte. Auf einmal erfaßt er meine Hand und sagt: ‚Herr Sparka,' sagt er, ‚nun raten Sie mal: ich habe Ihnen einen Gruß zu bestellen.' Wie sollte ich raten? Wußte ich, von wem? Da sagte er: ‚Von Frau Iwanow, von Ihrer Tochter Sophie.'

„Im ersten Augenblicke blieb mir das Blut stehen. Aber dann wurde ich wütend und schlug mit der Faust auf den Tisch: Weiß die Margell denn keinen andern Weg, ihrem Vater Nachricht zu geben, als durch einen Zigeuner? Na, mit der Zeit wurde ich ruhiger, und dann erzählte er mir alles, wie es gekommen war. Denkt euch bloß, die Sophie ist mit dem Filipponen mitgegangen bis Onufrigowen zu dem Starik, dem Sidor Borissow. Dort hat sie vor den Filipponen erklärt, daß sie zu ihrem Glauben übertreten wolle."

Er schwieg wieder eine Weile, bis er fortfuhr: „Natürlich wurde sie mit Freuden aufgenommen. Der Bruder des Fama spannte sofort ein Fuhrwerk an und brachte die beiden zur Grenze. Von dort sind sie dann weitergezogen bis nach einem kleinen Dorfe, tief in Rußland, wo noch ein paar Familien ihres Glaubens leben. Nun, und dort ist meine Tochter eine Filipponin geworden ... Ich habe später noch manchmal von ihr erfahren. Sie hat sieben stramme Jungens, die alle gut eingeschlagen sind, lebt sehr glücklich mit ihrem Fama und hat die Heimat völlig vergessen."

Die Wolkenwand am Himmel war zerrissen. Hier und dort blinkte ein Stern, und jetzt trat auch der Vollmond hervor und füllte wieder „Busch und Thal still mit Nebelglanz". Die Augen des Aeltervaters leuchteten. Er sah uns alle freundlich der Reihe nach an und nickte nachdenklich mit dem Kopfe.

„Was meint ihr, Kinder, hat die Sophie damals recht gehandelt oder nicht? Ich glaube, ja. Das war der einzige Weg, um den Fama zu retten ... Gute Nacht, Kinder, gute Nacht! Und du, Fritzku, komm schlafen! Wir haben uns noch vieles zu erzählen, denn morgen, wenn die Sonne aufgeht, muß ich mich auf den Weg machen. Ich will zur Sophie fahren ... Es ist doch mein Kind, wenn es auch andern Glaubens geworden ist ... Gute Nacht, Kinder, gute Nacht!"

Herbstgefühl

Ach, ein kalter Herbstwind zieht
Klagend durch die kahlen Aeste,
Wo mir einst ihr süsses Lied
Sang die Nachtigall vom Neste.

Und wo sonst der Rose Duft
Wallte längs der wilden Hecke,
Steigt es jetzt wie Moderduft
Aus der welken Blätter Decke.

Ach, wie viele hörten hier
Süss im Lenz die Lieder schallen,
Und wie viele sahn gleich mir
Dann die falben Blätter fallen.

Ewig webt und webt die Zeit:
Neue Menschen werden bangen
Zwischen Lust und Herzeleid,
Wenn ich längst dahingegangen.

Horch — was rauscht das welke Laub
Flüsternd unter meinen Füssen?
Staub von Staub und Staub zu Staub,
Willst du deinesgleichen grüssen?

Aug. H. Plinke



Zierbrunnen von Robert Toberentz

Görlitz

Von

Albert Schmidt

Von den Städten im Osten des preußischen Staates, die sich in den letzten Jahrzehnten ganz erstaunlich emporgearbeitet haben, darf Görlitz mit an erster Stelle genannt werden. Im Jahre 1846 besaß die Stadt nur 16800 Einwohner, heute zählt sie über 80000. Die Industrie nahm während dieser Zeit einen lebhaften Aufschwung, und der Handel schuf sich hier einen Mittelpunkt von hervorragender Bedeutung. Die außerordentliche Entwicklung war möglich, weil die Stadt die lebenskräftigen Keime hierzu in sich trug: die gesunde und landschaftlich hervorragende Lage an der Neiße, zum Teil auf Hochgebiet und dessen Abdachungen, und der außerordentliche Reichtum der Gemeinde. Verfügt doch die Stadt über einen der größten Grundbesitze in Preußen; eine Anzahl Güter sind ihr Eigentum, und die Kommunalheide umfaßt 29500 Hektar, woraus ein jährlicher Reingewinn von 500000 Mark erzielt wird. Die ausreichenden Mittel erlaubten der Gemeindeverwaltung, bei der Erweiterung der Stadt nicht nur den Notwendigkeiten zu folgen, sondern auch manches zu schaffen, was der Stadt zur Zierde gereicht. Darf Görlitz nach seiner Einwohnerzahl auch heute noch nicht die Bezeichnung als Großstadt auf sich anwenden, seinem Aussehen nach kann es sehr wohl dafür gelten. Das Bild einer Großstadt gewinnt der Fremde schon vom Eisenbahnzuge aus, wenn er, mit der Niederschlesisch-Märkischen Bahn ankommend, die Stadt in weitem Bogen umfährt und das ausgedehnte Häusermeer mit den ragenden Kirchtürmen im Thalbett vor sich liegen sieht. Und als hätte die Bahn sich vorgenommen, den Reisenden noch kurz vor der Einfahrt in den Bahnhof mit einem wundervollen Ausblick zu überraschen, führt sie ihn auf einem gewaltigen Bauwerk, dem Viadukt, hoch in den Lüften über das Neißethal hinweg. Dreißig mächtige Bogen, aus Granit und Sandstein festgefügt wie für die Ewigkeit, strecken sich bis zu 35 Metern über dem Wasserspiegel empor

und spannen sich in einer Länge von 475 Metern über den Fluß, der hier ein Thal von unvergeßlicher Schönheit bildet.

Tritt der Fremde aus dem Bahnhofsgebäude hinaus, so sieht er unmittelbar vor sich die Berlinerstraße, die mit ihren stattlichen Gebäuden auf den Besucher der Stadt den gewinnendsten Eindruck macht. Sie führt in wenigen Minuten auf den Postplatz, der eine der schönsten Anlagen von Görlitz ist. Große, prächtige Gebäude begrenzen den Platz, und seine Mitte schmücken in zierlicher Einfassung saftige Rasenflächen und Gruppen immergrüner Gewächse, aus denen sich der Hauptschmuck des Platzes, der vielbewunderte Zierbrunnen von Robert Toberentz, erhebt. Der Brunnen ist ein Meisterwerk reiner italienischer Renaissance. Sein Formenreichtum und sein edles Gleichmaß, die Kraft und die wonnige Schönheit seiner Figuren erfüllen jeden Kunstfreund mit warmer Bewunderung. Nur wenige Schritte von dem Brunnen entfernt, auf dem Marienplatz, hat das schlichte Denkmal des Oberbürgermeisters Demiani Aufstellung gefunden. Es ist ein Erstlingswerk Schillings in Dresden. Von besonderem Interesse und wohl einzig in seiner Art ist das benachbarte Kriegerdenkmal. Sein Schaustück ist die Kanone „Le Douay“, das im Kriege gegen Frankreich eroberte erste Geschütz. Die Görlitzer Jäger erbeuteten es am 4. August 1870 im Treffen bei Weißenburg, und Kaiser Wilhelm I. schenkte es später der Stadt. Das Geschütz steht auf einer Plattform, um die sich halbkreisförmig eine hohe Rückenwand mit dem bekannten Fries von Siemering zieht. Alte Bäume mit dichtem Laubwerk bilden den stimmungsvollen Hintergrund.

Ueber dem Kriegerdenkmal, am Eingange zum Obermarkt, liegt der als Hauptwache benutzte Kaisertrutz, ein altertümliches, rundes, festes Bauwerk, das an längst verklungene Zeiten erinnert. Der Bau entstand, als einst die Bürger ihre Stadt mit hohen Mauern umgaben und schwere Befestigungswerke anlegten, um gegen Feindes Macht und Listen wohlgerüstet zu sein, und er hat seinen Zweck, der Stadt eine starke Wehr zu sein, auch trefflich erfüllt: im Dreißigjährigen Krieg war er das feste Bollwerk, durch das die Stadt bei der Belagerung den kaiserlichen Truppen unerschrocken Trutz bot. Zur Erinnerung hieran erhielt die „alte Bastei“, wie das Bauwerk früher genannt wurde, den Namen „Kaisertrutz“.

Aus der gleichen Zeit wie die alte Bastei, nämlich aus dem Ende des 15. Jahrhunderts, stammt der in nächster Nähe stehende Reichenberger Turm, ein schlanker Bau mit zierlicher, schmucker Haube, und gleich ihm ragen auch noch der Frauen- und der Nicolaiturm als Zeugen der alten Zeit gar seltsam in das moderne Leben hinein. Der Frauenturm, zumeist „dicker Turm“ genannt wegen seiner 4 Meter starken Mauern, ist das Ueberbleibsel eines ehemaligen herzoglichen Schlosses, das im Jahre 1474 abgebrochen wurde, und des ebenfalls verschwundenen Steinthores. An ihm interessiert ein in Stein vorzüglich ausgeführtes Wappen der Stadt mit den Statuen der heiligen Barbara und der Jungfrau Maria, das einst das auch schon längst beseitigte Frauenthor schmückte. Auch der Nicolaiturm ist eine jener starken Warten gewesen, womit im Mittelalter die Städte ihre Thore schirmten. Bei ihm ist auch ein Rest der alten Stadtmauer erhalten geblieben, die samt dem jetzt geebneten Wallgraben Görlitz einst umschloß. In dem Gebiet, das diese drei Türme begrenzen, liegt die Altstadt, die mit ihren altertümlichen herrlichen Bauten das Stadtbild der früheren Zeiten ziemlich treu bewahrt hat. Namentlich am Untermarkt ist das der Fall. Hier steht das architektonisch sehenswürdige Rathaus, und ihm gegenüber der „Schönhof“, ein stattliches Haus der Frührenaissance, mit seinem keck herausgesteckten Erker an den Glanz der früheren Zeiten erinnernd, wo hier das erste Patriziergeschlecht der alten Sechsstadt Görlitz wohnte und unter seinem Dache Kaiser und Fürsten logierten. Hier sind ferner die alten Bogenhallen, die sogenannten „Läuben“, wo noch heute der Kaufmann seine Waren darbietet wie in früheren Jahrhunderten, die ehemalige Stadtwage mit schlanken Pfeilern im Erdgeschoß und Menschenköpfen als Kapitälen, die Apotheke mit astronomischer Uhr, einem Werke des Zacharias Scultetus, eines Bruders des berühmten Bartholomäus Scultetus, und noch manches ehemalige Patrizierhaus, sowie schließlich auch der alte Brunnen, der auf keinem Marktplatz fehlen durfte.



Frauenturm und Demiani-Denkmal



Kriegerdenkmal

Das köstlichste Kleinod alter Baukunst aber, das der Untermarkt aufzuweisen hat, ist die Freitreppe des Rathauses mit der Säule der Justitia und reich ausgeführter Kanzel, von der herab den Bürgern der Stadt die Verfügungen des gestrengen Rates verlesen wurden. Die Kanzel nennt der Kunsthistoriker Lübke eine der edelsten Blüten deutscher Renaissance. Die Rathaustreppe ist als Ganzes von unübertroffener Schönheit und dürfte unter den Kunstwerken der gleichen Zeit wohl einzig dastehen. Auf der östlichen Seite des Untermarkts führt die ziemlich steil abfallende Neißestraße nach der alten Neißebrücke hinab, einem Holzbau, der, oft zerstört und immer wieder zusammengeflickt, schon seit Jahrhunderten dem Verkehr gedient hat, in nächster Zeit aber doch einem den Forderungen der Gegenwart entsprechenden Steinbau weichen soll.

Von der Brücke öffnet sich der Blick auf interessante Reste des alten Görlitz, die das Ufer der Neiße säumen und dem empfänglichen Auge sich wie ein stimmungsvolles Motiv darbieten. Einige Schritte über die Brücke hinüber steht das in den letzten Jahren umgebaute Wohnhaus des Schuhmachers und Theosophen Jakob Böhme (1575 bis 1624), dessen Schriften zwar nie tiefer in das Volk eingedrungen sind, den aber doch die Schuhmacherzunft gleich einem Hans Sachs als einen der Ihrigen stets hochgehalten hat. Die Opferfreudigkeit der Schuhmacherinnungen und der Jakob Böhme-Freunde weit in den deutschen Gauen und selbst darüber hinaus haben auch die Mittel zu einem hübschen Denkmal für den schriftbewanderten Zunftgenossen aufgebracht. Es steht in den städtischen Anlagen und zeigt den tiefsinnigen Denker mit dem Ausdruck plötzlicher Erleuchtung inmitten der Abzeichen seines Handwerks auf einem als Brunnen gearbeiteten Granitsockel. Auch die Neißestraße weist zwei hervorragende Gebäude auf: das im Barockstil gehaltene Haus Nr. 30, worin die Oberlausitzer Gesellschaft der Wissenschaften ihr Heim aufgeschlagen hat, und wo einst Fürst Leopold von Dessau und Theodor Körner Quartier genommen hatten, und das daneben stehende Haus Nr. 29, mit einem Thorbogen in reicher Renaissance und vielfachen Darstellungen aus der biblischen Geschichte in Halbreliefs. Auf der Westseite des Untermarktes leitet



Kaisertrutz und Reichenberger Turm

die Brüderstraße den Verkehr weiter nach dem Obermarkt, der einstmals Rahmhof hieß, weil die in der Stadt sehr zahlreichen Tuchmacher dort ihre Rahmen aufstellten. Der Obermarkt ist ein ausgedehnter freundlicher Platz, der durch das imposante Reiterstandbild Kaiser Wilhelms I. künstlerischen Schmuck erhalten hat. Das Denkmal ist ein Meisterwerk des aus Löwenberg in Schlesien stammenden Bildhauers Professor Johannes Pfuhl und zeigt den Kaiser männlich und kräftig in der Erscheinung und mit dem Ausdruck der Milde in dem porträttreuen Antlitz.

Der Historiker findet auf dem Obermarkt reiche Ausbeute. Eine ganze Anzahl Häuser ist bemerkenswert, weil sich die Erinnerung an die Besuche fürstlicher Personen und berühmt gewordener Männer damit verknüpft. Da ist das Haus Nr. 29, wo im Jahre 1813 Kaiser Alexander I. von Rußland gewohnt hat und nach ihm König Friedrich Wilhelm III., wo Marschall Macdonald Quartier nahm und wo besonders oft Napoleon I. abgestiegen ist, der auch vom Balkon dieses Hauses herab, auf ungünstige Nachrichten hin, seinen von Märschen müde auf dem Obermarkt lagernden Truppen den Befehl: „Vite, vite à Dresde!“ erteilte (24. August 1813). Ein andres Haus (Nr. 31) diente im zweiten schlesischen Krieg Friedrich dem Großen mehrere Tage als Wohnung, und in dem Hause Nr. 17 war einst die Leiche des bei Prag gefallenen Feldmarschalls Schwerin aufgebahrt. Endlich verdient das Eckhaus am Demianiplatz erwähnt zu werden, das Sterbehaus des Generals von Winterfeld, des Lieblings Friedrichs des Großen. Der General erlag hier am 8. September 1757



Untermarktlauben, im Hintergrunde der Nikolaiturm



Untermarkt

einer Verwundung, die er am Abend zuvor im Treffen bei Moys (einem nahe gelegenen Dorfe) davongetragen hatte. Ein schlichtes Denkmal am Fuße des Jäckelsberges bei Moys hält die Erinnerung an den Heldentod des Generals wach. Mehr von lokalem Interesse, aber doch erwähnenswert ist noch ein enges Gäßchen auf dem Obermarkt, das die seltsame Bezeichnung „Verrätergasse“ trägt. Den Namen führt es in Erinnerung an einen Vorgang, der sich im Jahre 1521 zugetragen hat. In jenem Jahre war eine Empörung gegen das Stadtregiment ausgebrochen, und die Verschwörer benutzten bei ihren Zusammenkünften eine kleine Pforte, die sich



Rathaustreppe

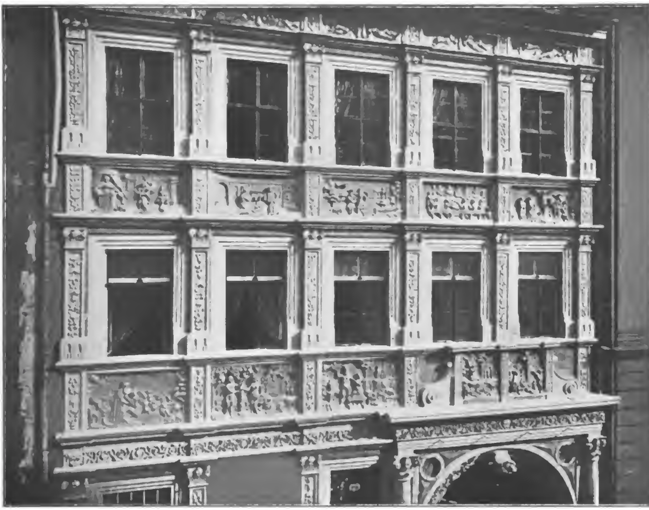
in dieser Gasse befand. Ihr Vorhaben wurde aber verraten, sie wurden festgenommen und dem Henker überliefert. Die Aufrührer hatten geplant, den Rat der Stadt in dem Augenblick zu überfallen, wo er aus der Sitzung kam, was mit dem Glockenschlage zwölf zu geschehen pflegte. Einer der Aufrührer, von Reue erfaßt, hatte sich vorgenommen, den Rat zu retten, und führte dies dadurch aus, daß er die Uhr am gegenüberliegenden Mönchsturm eine halbe Viertelstunde früher zwölf schlagen ließ. Die Ratsherren entfernten sich infolgedessen zeitiger als sonst, und der Anschlag mißlang. Seit jener Zeit aber schlägt der „Mönch“, wie der Turm im Volksmunde heißt, eine



Rathaushof

halbe Viertelstunde vor der richtigen Zeit an. Der Mönchsturm gehört mit zur Dreifaltigkeitskirche, einem alten, schlichten Gotteshause, das noch aus dem Jahre 1234 stammt. Noch älter ist freilich die Nikolaikirche, deren Entstehung bis auf die Mitte des 11. Jahrhunderts zurückgeführt wird. Das Innere dieser Kirche ist sehr einfach, fast dürftig, und auch Altar und Kanzel sind ohne Kunstwert. Sie dient heute nur noch zu Leichenfeiern.

Ein herrliches Gotteshaus ist die Kirche zu St. Petri und Pauli, bewunderungswürdig als eines der schönsten Bauwerke spätgotischen Stils, erhaben durch die stolze Größe und ehrwürdig durch und tiefer Kunstbegeisterung weithin in den Lausitzer Landen sichtbar. An alten Kirchen besitzt Görlitz außerdem noch die Frauenkirche mit dem bemerkenswerten Hauptportal und die Heilige Geistkirche. Der Kirchenbau hat in Görlitz lange geruht, erst die letzte Zeit hat durch die schnell wachsende Bevölkerung auf diesem Gebiete neue Anregung gebracht. So entstanden zwei katholische Kirchen, von denen besonders die neuere St. Jakobskirche durch den schmucken Backsteinbau eine Zierde des südlichen Stadtteils bildet. Auch die neue evangelische Lutherkirche auf dem sogenannten Drachenfels, einem Hochterrain, das ehemals Ausstellungs-



Haus Neissestrasse 29

die edle Schlichtheit des Innern. Die Kirche ist fünfschiffig (24 schlanke Pfeiler gleich Palmenstämmen) und bietet Raum für 5000 Andächtige. Unter dem Altar befindet sich die Krypta, die aus der Mitte des 15. Jahrhunderts stammt. Das Gewölbe, Spitzbogen mit vorspringenden Rippen, gilt als Sehenswürdigkeit; Gottesdienst wird indessen in der Krypta nicht mehr gehalten. Links am Eingange in die Kirche wird der Geldkasten aufbewahrt, den man am Anfang des 16. Jahrhunderts dem Ablaßhändler Tetzel vor der Kirche abgenommen hat. Berühmt ist das Orgelwerk der Kirche, vom Kaiserlichen Hoforgelbauer Eugenius Casparini 1703 vollendet; die Kosten betrugen 75000 Mark. Mit ihren beiden Türmen ragt die Kirche majestätisch über das Häusermeer empor, als hellschimmerndes Denkmal frommen Sinnes

zwecken diente, ist ein in modern-romanischen Formen gehaltener Backsteinbau, dessen Kern ein Viereck mit abgestumpften Ecken bildet, über dem sich der mächtige Vierungsturm bis zu einer Höhe von 68 Metern erhebt. Ein merkwürdiges Bauwerk besitzt Görlitz in dem Heiligen Grab mit dem Kirchlein zum heiligen Kreuz, einer in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts von dem Bürgermeister Georg Emerich gestifteten, sehr sorgfältigen und treuen Nachbildung des heiligen Grabes zu Jerusalem und all der Stätten, die an Christi Leidenszeit erinnern. Um alle diese Einzelheiten genau wiedergeben zu können, reiste Emerich selbst nach dem heiligen Lande. Ueber das kleine Wässerchen, das in diesem Landschaftsbilde der Leidensstätte Christi den Bach Kidron bedeutet, und über den Hügel, der den Oelberg darstellt, hinaus liegt auf einer



Obermarkt und Kaiser Wilhelm-Denkmal

Anhöhe der Friedhof der Stadt, gleich einem stillen Garten mit alten schönen Bäumen. Auf dem alten Friedhof, der etwas tiefer liegt, ruhen die Patriziergeschlechter von Görlitz; hier ist das Grab des Theosophen Jakob Böhme und die Gruft des berühmten Görlitzer Bürgermeisters Bartholomäus Scultetus, der Tycho Brahe ein Lehrer war und mit Kepler in Briefwechsel stand. Auf dem neuen Friedhof hat eine Freundin Goethes die letzte Ruhe gefunden: Wilhelmine Herzlieb, die spätere Gattin des Jenaer Oberappellationsgerichtsrats von Walch. Sie war bekanntlich Goethes Urbild zur Ottilie in den „Wahlverwandtschaften". Am Tage der hundertjährigen Wiederkehr ihres Geburtstages, 22. Mai 1889, ehrte die Stadt ihr Gedächtnis, indem sie das Grab mit einer Gedenktafel versah, die sinnig die Inschrift trägt:

„Goethes Liebe verklärte dir einst die glückliche Jugend.
Goetheliebe, sie schmückt dir das erlösende Grab."

Das langgestreckte Hochgebiet der Kirchhöfe bildet eine natürliche Grenze des Stadtbildes nach dem Norden zu, nicht zum Vorteil dieses Stadtteils, denn von dem außerordentlichen Aufschwung der Stadt ist er nur wenig berührt worden. Die Erweiterung der Stadt drängt nach Osten und Westen, hauptsächlich aber nach dem östlichen Süden, wo rastlose Bauthätigkeit in wenigen Jahren ausgedehnte Stadtviertel mit schönen geraden Straßen und freundlichen Plätzen entstehen ließ. Auch im Innern der Stadt fällt vielfach Altes und macht neuen stattlichen Bauten Platz; überall waltet das Bestreben nach Ausdehnung, Vergrößerung und Verschönerung. So ist unter anderm auch für das schon erwähnte ehrwürdige Rathaus ein Erweiterungsbau notwendig geworden; das vor fünfzig Jahren erbaute Krankenhaus wird demnächst einem großartigen Neubau weichen, der seiner Vollendung mächtig entgegenstrebt, und an Stelle der alten Mädchenmittelschule, die die Zahl der Kinder nicht mehr aufnehmen konnte, erhebt sich jetzt ein Prachtbau. Für seine Schulen hat Görlitz in der letzten Zeit überhaupt viel gethan. Früher besaß die Stadt auf diesem Gebiete an hervorragenden Gebäuden nur das Gymnasium, einen monumentalen Bau in gotischem Stil, wozu sich später das in italienischer Renaissance erbaute Gebäude der Realschule und die in deutscher Renaissance gehaltene höhere Mädchenschule gesellten. Die Neuzeit ließ hierzu noch verschiedene Gemeindeschulen entstehen, meist stattliche Bauten in gefälliger Wirkung. Nennenswerte Gebäude besitzt Görlitz ferner noch in seinem Stadttheater, dem städtischen Altertumsmuseum mit reicher Sammlung prähistorischer Funde, dem Museum der Naturforschenden Gesellschaft, ebenfalls mit reichen Sammlungen, und dem im mittelalterlichen italienischen Palaststil im Rohbau von blauem Granit ausgeführten Ständehaus, das, für seinen Eindruck höchst wirksam, an der Hauptpromenade liegt, mit offenem Blick auf die herrlichen Parkanlagen der Stadt.

Die Anlagen sind Schmuck und Zier der Stadt, sind ihre Annehmlichkeit und ihr Ruhm; sie bringen in das Bild der Stadt die frischen, frohen und belebenden Farben und verleihen ihm die wechselnden landschaftlichen Reize, um derentwillen die Stadt sommertags das Ziel Tausender Touristen ist. Natur und Kunst haben bei der Herstellung der Anlagen zusammengewirkt. Mit ihren leicht



Peterskirche

gewellten Hügeln, ihren Terrassen, Abhängen, Höhen, Schluchten und Felsenkuppen längs der beiden Ufer der Neiße bot die Natur der Kunst für ihr Schaffen ein reiches und dankbares Feld, und der nachhelfende Gärtner hat denn auch mit vieler Hingebung und gutem Geschmack erreicht, daß alle malerischen Effekte in diesem groß angelegten Gemälde der Landschaft trefflich zur Geltung kommen. Am Ende des Parkes, in einer Senkung nahe am Ufer der Neiße, steht die Musikhalle, ein einfacher Bau aus Ziegelfachwerk, aber geschätzt wegen seiner ausgezeichneten Akustik. Hier werden seit einer Reihe von Jahren unter dem Protektorate des Generalintendanten Grafen Hochberg die schlesischen Musikfeste abgehalten. Die nächste Zeit wird auch der edeln Musika eine neue und vornehmere Stätte bereiten; die Bausumme hierfür liegt schon bereit, nur die Platzfrage bleibt noch zu lösen, was allerdings nicht ganz leicht ist, da der bisher in Aussicht genommene Platz sich als zu tief liegend erwiesen hat und der Ueberschwemmungsgefahr ausgesetzt ist. Aehnlich schwierig war die Entscheidung, als es vor einigen Jahren galt, den geeigneten Platz für die Oberlausitzer Ruhmeshalle zu wählen. Man fand ihn in den Anlagen des rechten Neißeufers, auf einer Anhöhe, wo sich jetzt der Prachtbau mit seinen herrlichen Säulen, dem wundervollen Bildschmuck und der imposanten Kuppel in unvergleichlicher Wirkung erhebt. Die umrahmenden gärtnerischen Anlagen sind in diesem Jahre neu gestaltet worden und kommen nun samt den Rampen- und Treppenanlagen der Erscheinung des Bauwerks außerordentlich zu statten. In der nächsten Zeit soll die Ruhmeshalle ihrer Bestimmung übergeben werden, und Kaiser Wilhelm hat die Zusage gegeben, daß er zu dieser Feier nach seinem „schönen Görlitz" kommen werde, wie er es bei seinem ersten Besuch genannt hat.

Den Höhepunkt der Anlagen bildet das Blockhausplateau in der Nähe des Viadukts, von wo sich das Neißethal in seiner ganzen Schönheit übersehen läßt. Und in der Ferne sieht der weiter schweifende Blick das Lausitzer-, das Iser- und das Riesengebirge, ein zauberischer Anblick, wenn klares Licht über der Landschaft liegt und die Berge in ihrem wunderbaren tiefen Blau herüberleuchten. Vor dem Blockhausgebäude ist dem Prinzen Friedrich Karl ein Denkmal errichtet worden. Es stellt den berühmten Feldherrn in Husarenuniform dar, in schreitender Stellung und mit der Hand nach dem nahen Böhmen zeigend. Das Blockhaus ist ein beliebter Erholungsort, denn so festungsmäßig es mit seinen dicken Mauern und Schießscharten auch aussieht — es wurde in den fünfziger Jahren gebaut, um im Kriegsfalle den Viadukt zu decken —, so haben in ihm doch nie Fässer mit Pulver, sondern immer nur solche mit Bier gelagert; es dient nämlich Restaurationszwecken. Die modernen Ansprüche haben indessen auch über sein Schicksal entschieden; der Bau soll verschwinden und ein neues großes Restaurant an seiner Stelle entstehen.

Auf dem südlichen Höhenzuge ladet noch eine zweite Restauration zu Rast und Erfrischung ein: das im Schweizerstil erbaute Weinberghaus, seiner freien Lage wegen im Volksmunde „Ozonschenke" genannt. Auch von hier aus bietet sich eine herrliche Aussicht dar, der Blick fällt auf das Neißethal und das Jeschken- und Isergebirge. In duftiger Klarheit zeigt sich hier auch die Landeskrone, der nächste und höchste Berg der Lausitz. Wäre die Landeskrone auch nicht das Eigentum der Gemeinde Görlitz, zwischen ihr und der Stadt würden doch die engsten Beziehungen bestehen. Es ist, als gehörten sie zusammen, als bestände zwischen ihnen eine geheime Sehnsucht, einander immer näher zu kommen. Wenn auch das prophetische Wort des früheren Bürgermeisters Demiani, die Landeskrone werde noch einmal der Mittelpunkt von Görlitz werden, das allzu kühn gezeichnete Bild einer weit vorausliegenden Zukunft bedeutet, so hat es doch manches an Wahrscheinlichkeit gewonnen, seitdem eine schöne breite Promenadenstraße Stadt und Berg verbindet.



Heiliges Grab

Die Landeskrone erhebt sich 425 Meter über dem Spiegel der Nordsee und 217 Meter über der Stadt Görlitz. Einstmals stand auf dem Berg eine Burg, ein Raubnest, das der Schrecken der Umgegend war. Die Görlitzer eroberten nach längeren Kämpfen die Burg und machten sie der Erde gleich. Das geschah im Jahre 1440. Seit dieser Zeit blieb der Berg unbewohnt. Erst die zunehmende Beliebtheit der Landeskrone als hervorragender Aussichtspunkt veranlaßte den Magistrat im Jahre 1862, ein Restaurationsgebäude in altdeutschem Burgenstil zu erbauen, das der malerischen



Landeskrone



Das Prinz Friedrich Karl-Denkmal in Görlitz

Schönheit des Berges sehr zu statten kommt. Auf dem kleineren Gipfel erhebt sich seit einem Jahre ein Bismarckturm, der erste in Schlesien, und läßt an



Ruhmeshalle

patriotischen Gedenktagen seine Flammenzeichen ins Land hinaus leuchten. Tausende erfreuen sich jährlich auf der Landeskrone an der wunderbaren Fernsicht, die ein Reich mit mehreren hundert Bergen und Dörfern umfaßt, und wer immer hier oben in freier Höhe geweilt hat, dem lebt das, was sein Auge schaute, wohl unvergessen in der Seele fort.

Morgen

Von

August Friedrich Krause

Der Morgen senkt die Flammenspeere,
Die glühenden, der Nacht ins Herz,
Erbleichend sinkt ihr Haupt, das schwere,
Ins Thälerdunkel niederwärts.

Es quillt aus ihrer Todeswunde
In roten Strömen ihr Purpurblut
Und färbt des Himmels weite Runde
Im grauen Ost mit greller Glut.

Die Sternenaugen sind gebrochen,
Die schwarze Wimper sinkt herab;
Nur schwach noch ihre Pulse pochen,
Und langsam sinkt sie in das Grab.

Jetzt steht auf hohem Bergesrücken,
Die Siegesfahne in der Hand,
Der Tag und sieht mit Feuerblicken
Ins weite, dämmergraue Land.

Den Blumen küßt sein Sonnensegen
Den Schlaf vom schweren Augenlid,
Die Lerche singt dem Licht entgegen
Aus voller Brust ein jauchzend Lied.



Neisse-Viadukt

Die Académie Française

Von

Dr. Käthe Schirmacher

Wer, dem Paris vertraut ist, kennt nicht die graue Kuppel, die dem Louvre gegenüber am linken Seineufer aufragt? Rechts und links alte Gebäude des 17. Jahrhunderts, die Bibliothèque Mazarine, die Bibliothek der Akademie, Beamtenwohnungen, die Gebäude der französischen Münze — das alles bildet einen stattlichen Häuserkomplex. Von außen sieht die Wohnung der Académie Française sehr würdig aus, wen jedoch sein Vorwitz treibt, sich auch innen umzusehen, der wird einen weniger prächtigen Eindruck erhalten. Innen ist alles sehr bescheiden, um nicht zu sagen schäbig. In diesen Hallen haust nicht nur die Académie Française, sondern das ganze Institut de France, von dem sie nur ein Teil ist. Das Institut setzt sich aus fünf Akademien zusammen: Académie Française, Académie des Sciences, Académie des Inscriptions, Académie des Sciences morales et politiques, Académie des Beaux-Arts. Fünf Schwestern wohnen also unter diesem Dach, und jede hat ihr Amtsgewand und ihre Perücke dort aufgehängt. Viel Raum ist ihnen für ihre Roben freilich nicht gelassen. Vier der Damen: Wissenschaft, Staatswissenschaft, Inschriften und Schöne Kunst müssen sich mit dem gleichen Garderoben- und Sitzungssaal behelfen, in dem sie abwechselnd tagen. Man merkt ihm die vierfache Abnutzung auch an: das grüne Tuch der Tische und der grüne Plüsch der Sessel sind verschossen, Schreibmaterial und Tintenfässer von patriarchalischer Einfachheit. Nur die Académie Française, die reichste der gelehrten Damen, hat sich über das Blaustrumpfniveau ihrer in Toilettensachen kargen Schwestern erhoben.

Sie tagt für sich in einem säulengetragenen Gemach, dessen Wände mit pompejanisch rotem Stoffe ausgeschlagen und mit einem Bildnis des Kardinals Richelieu, ihres Stifters, geschmückt sind. Die grünen Tische und Stühle passen nicht gerade gut zu dem Rot, doch sind die Stoffe wenigstens frisch. Und um dem Salon der Akademie den rechten Glanz zu verleihen, hat man sich sogar in die Unkosten von vier alten Gobelins gestürzt. Ich war ganz erschüttert von so viel Luxus und wandelte fast mit Ehrfurcht durch die beiden Galerien, in denen, der Nachwelt zu Nutz und Frommen, die Büsten vieler einstigen Akademiker aufgestellt sind. Das Institut de France zählt in vier seiner Akademien je 50 und in der Académie Française 40 Mitglieder, Summa summarum also 240. Bei den großen Tagungen finden sie sich in dem Kuppelsaal zusammen, der, wie Eingangs erwähnt, dem Louvre gegenüber aufragt. Er ist nackt und schmucklos wie die andern Räume. Ein Halbrund umfaßt die Akademiker, der übrige Raum des Saales und die Galerien sind dem Publikum vorbehalten.

Dunkelgrün ist auch hier die Farbe für Bänke und Sessel. Ist ja das Amtskleid der Akademiker gleichfalls mit schweren, grünen Stickereien bedeckt. Ich nehme an, man hat auf diese Art ihre ewige Jugend, ihre Unsterblichkeit im Gleichnis der grünen Farbe andeuten wollen. Doch hat man damit vielen „Unsterblichen“ einen bösen Streich gespielt, denn an gar manchem ist sein akademisch grünes Kleid das einzig Jugendliche. Es weht wirklich so etwas wie ein leichter Moderduft durch diese alten, kalten Hallen. Ich sehe die magere Silhouette des großen Kardinals, höre die Perücken des 17. und 18. Jahrhunderts rascheln. Aber vergebens schaue ich mich nach einem Bildnis Voltaires um, eines der größten unter den Akademikern, dessen spöttisches Lachen diesen Moderbann wohl zu brechen im stande wäre. Weiß Gott, in welchen Winkel man ihn verbannt hat!

Erwachsen aus einer zwanglosen und harmlosen Vereinigung fröhlicher Musenjünger zweiter und dritter Ordnung, wurde die Akademie, gleich einer Schäferin, die der Märchenprinz freit, durch Richelieu aus ihrer bescheidenen, aber gemütlichen Sphäre zum Glanze einer offiziellen Vertretung der Belles Lettres de France erhoben. 1635 erhielt sie ihren königlichen Freibrief, doch vorläufig weder eignes Gelaß, noch eigne Renten, noch Präsenzgelder. Sie tagte hier und dort, zumeist im Palast des Kanzlers Séguier und unter Ausschluß der Oeffentlichkeit. Erst dreißig Jahre später wurde sie als eine offizielle Körperschaft betrachtet. Es war Ludwig XIV., der seine Gnade über sie leuchten ließ, damit ihre poetische Huldigung auf ihn strahle; er gab ihr das Recht, bei öffentlichen Anläßen, gleich dem Parlament und andern Körperschaften, den König mit Ansprachen zu begrüßen, schenkte ihr 600 Bände für die Bibliothek, 6 Plätze im Hoftheater, gewährte einen festen Sitzungssaal im Louvre, Präsenzgelder für alle Akademiker und ein besonderes Gehalt für die Gelehrten, die am Diktionär arbeiteten.

Die Zahl der Unsterblichen war von Richelieu auf 40 festgesetzt, und deren Aufgabe bestand darin, die Reinheit der französischen Sprache zu vertreten, die wahre Tradition des „beau langage“ festzulegen, ein mustergültiges Wörterbuch und eine mustergültige Grammatik des Französischen herauszugeben. Eine große und schwere Aufgabe, der die Akademie sich niemals gewachsen gezeigt hat.

Zu den ersten Mitgliedern der Akademie gehörten Litteraten wie Conrart, von dem Boileau nur sein „prudent silence“ zu rühmen wußte, Malleville, von dem Arsène Houssaye sagt, „daß er die Schätze eines Geistes besaß, der sich weder von Gedanken noch von Gefühlen nährt“, Godeau, der als poetische Hauptleistung ein lateinisches Gebet ins Französische übertrug und es Richelieu widmete. Daneben eine Menge Adeliger und Prälaten, Leute von Rang und Welt, die zum Teil geistreich und belesen, zum andern Teil aber unwissend und litterarisch wenig urteilsfähig waren und in nur ganz seltenen Fällen die Bildung und die Eigenschaften des Philologen von Fach mitbrachten.

Da kann es denn nicht wundernehmen, daß Fénelon im Jahre 1714, also fast ein Jahrhundert nach der Gründung der Akademie, in seiner berühmten „Lettre sur les occupations de l'Académie“ von dem Diktionär, der Grammatik, der Rhetorik

u. a. m. im Ton des frommen Wunsches spricht, und daß Voltaire fünfzig Jahre später, als er den Adel in der Akademie vorherrschend findet, meint: es wäre doch gut, auch einige gens de lettres darin zu lassen, sei es auch nur, um das Wörterbuch fortzusetzen. Man nahm die Arbeit eben zu leicht, man schaffte zu unregelmäßig, mit zu viel Unterbrechungen, verursacht durch Abwesenheit oder Abscheiden der Mitarbeiter.

Die Akademie hat freilich 1694 ein Wörterbuch herausgegeben, von dem 1700 eine Revision erschien, 1708 eine zweite Ausgabe und bis 1835 weitere vier erscheinen lassen. Dieses akademische Wörterbuch kann sich aber nicht im geringsten mit dem vortrefflichen, auf wissenschaftlicher Methode aufgebauten Wörterbuch von Littré messen: eine Riesenarbeit und ein unsterbliches Werk, das dieser hervorragend begabte und gelehrte Philologe ganz allein durch eisernen Fleiß zu Ende brachte, während die vierzig Unsterblichen sich auf diesem Gebiet mit etwas gar Sterblichem, Menschlichem, allzu Menschlichem begnügten. Durch das Wörterbuch der Akademie weht gleichfalls Moderduft, wie durch ihre Hallen, und sie darf dieses staubgeborene Buch getrost zu den staubbedeckten Büsten in ihrer Galerie stellen.

Im Grunde hat die Akademie auch weit weniger eine Sprachschule als ein Salon des lettres sein wollen. Deshalb hat sie bei ihren Wahlen auch stets darauf gehalten, daß Rang, Titel und Geburt in ihr vertreten waren. Ward dem Talent die enge Pforte geöffnet, so mußte das Talent „akademisch“ sein. Die Wildlinge und Unbände der Litteratur ließ man entweder völlig außenstehen oder legte ihnen doch eine lange Wartezeit auf. Und wer nicht nach Canossa gehen oder demütig warten wollte, der mußte sich eben bescheiden, niemals auf dem offiziellen Plüsch zu sitzen.

Vom Kanzler gegründet, vom König gefestigt, auf höfischem Boden erwachsen, war der Hauptcharakter der Akademie höfisch. Und es gab ja seit 300 Jahren in Frankreich genug litterarische Talente, die sich durch derartige Urbanität empfahlen. Corneille, Boileau, Racine, Lafontaine, Voltaire, Montesquieu, Lamartine, Renan, Taine, Halévy, Sardou, ja Rostand und Deschanel wurden Akademiker. Sie alle haben sich dem Tone des Salons anzupassen vermocht.

Die revolutionären Talente aber, die Freien, Ungebändigten, die Freischärler der Litteratur — wie hoch auch ihre Begabung — sind in den meisten Fällen draußen geblieben. So war ein Genie wie Descartes nie Akademiker; Molière, der „Komödiant“, durfte sich nicht Unsterblicher von Akademies Gnaden nennen. Rousseau, Diderot, Helvetius, Holbach, Turgot, Beaumarchais, die meisten der Aufklärer des 18. Jahrhunderts, und in unsrer Zeit die Goncourt, Zola, Maupassant haben nie den grünen Frack getragen. Man sagt daher mit Recht, daß die Académie Française ebensoviele große Männer in ihrem Schoß aufgenommen wie unberücksichtigt gelassen habe. Dieser Vorwurf trifft sie weniger hart als ein zweiter: so vieler Mittelmäßigkeit in ihren Reihen Platz gemacht zu haben. Wer die Liste der Nachfolger auf den 40 Stühlen durchläuft, findet allerdings eine große Anzahl „d'illustres inconnus“. Eine große Anzahl solcher, die, wohl mit gesellschaftlichen Beziehungen versehen, durch das Pförtchen des Nepotismus in die erlauchte Versammlung hineinschlüpften, sich aber, statt durch Eigenart und Gedanken, durch Plattheit und Nichtigkeit auszeichneten. Der Geist der Akademie ist in diesem Sinne leicht zu fassen: „Errege niemals Anstoß,“ lautet ihre eigentliche Devise.

Nichts ist dafür charakteristischer als die Behandlung, die dem Abbé de Saint Pierre widerfuhr, weil er gesagt: Ludwig XIV. jage der Verkündung seines Ruhmes nach. Er ward mit dem Bemerken aus der Akademie gestoßen, „daß er seine Obliegenheiten als akademischer Genosse nicht dem Geiste der Institution gemäß erfüllt habe“. Ein biegsames Rückgrat ist eben eine wirksame Beigabe für den künftigen Akademiker, und in dem Schatten der Unsterblichkeit wird viel recht irdisches Spiel getrieben.

Im Jahre 1793 aufgelöst, 1795 wieder aufgerichtet, erhielt die Académie Française 1816, unter der Restauration, ein neues Statut. Der Artikel 14 lautet: „Die Akademie wird auf Empfehlungen und Ansuchen keinerlei Gewicht legen, jeder Akademiker wird sein Urteil unbestochen halten, die Kandidaten werden ersucht, keinerlei Besuche zu machen.“ Selten ist wohl eine schärfere Satire auf die thatsächlichen Verhältnisse der Akademie geschrieben worden. Ein Akademieanwärter darf sich getrost zwei Paar neue Lackschuhe, zwei neue Cylinder und je ein Dutzend neuer Krawatten und Handschuhe zulegen, — so viele Besuche muß er machen, so viele Treppen hinaufklimmen, so viele Klingeln und Klinken berühren. Es läuft bei manchen dieser Akademiewahlen auf sehr niedrige Intriguen heraus. Als Prosper Mérimée seine Visitenreise antrat, rief er: „Ich treibe jetzt das niedrigste und langweiligste Handwerk,“ und Alphonse Daudet, der in heißer Entrüstung über die niedrigen Umtriebe bei manchen Wahlen seinen „Immortel“ geschrieben, war natürlich auf ewig aus der Zahl der 40 Lehnstuhlmänner ausgeschlossen.

Weil die Akademie gern einen Teil ihrer Sitze an wohlprotegierte Nullen, wo möglich an Schriftsteller, abgiebt, die gewiß sind, auf ihren Lorbeeren — manchmal ist es nur ein einziges Blättchen — auszuruhen und somit ihre Laufbahn als beendigt betrachten, hat man die Akademie auch l'hôtel des Invalides des lettres genannt. Man wirft ihr in dem Lager der Unabhängigen, die nicht zu ihr gehören, ihren Byzantinismus, ihr Perückenwesen, ihren Zopfstil vor, sagt, daß sie „aufgeblasene Philosophen und Dichter ohne Anmut“ aufnimmt, bei ihren Preisverteilungen die Uebersetzungen nach dem Meter wertet, sich aus 40 Wetterfahnen zusammensetzt, die sich so drehen, wie der Wind weht, daß sie die kleinen Ideen und den sauberen, zierlichen Stil liebt, kurz, macht sie sehr herunter.

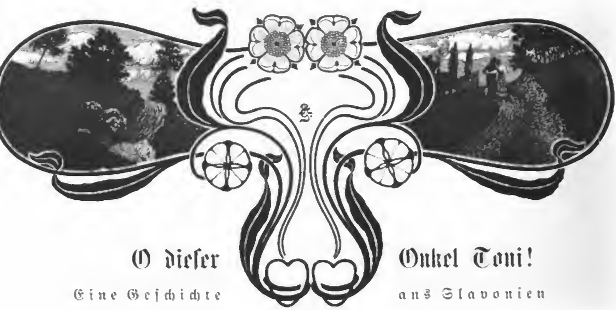
Die Gebrüder Goncourt, trotz ihrer großen litterarischen Bedeutung und ihren kulturhistorischen Leistungen von der Académie Française ausgeschlossen, haben in ihrem Testament nun eine Gegenakademie vorgesehen und bedacht, l'Académie des Goncourt, auch „Akademie der Unabhängigen“ genannt. Nach langem Prozessieren mit den Angehörigen der Erblasser steht sie jetzt am Vorabend ihrer Gründung. Die beiden Herren von Goncourt haben die Ihren reichlich bedacht, und Emile Zola, dem die Académie Française den Eintritt verweigert hatte, sollte die Zierde der Académie des Indépendants werden.

Bei der Menge wird die Académie Goncourt freilich niemals mit ihrer älteren Schwester rivalisieren können. Diese hat für sich Tradition,

Gesellschaft, Gewohnheit, Titel — das Gleiche läßt sich nicht improvisieren. Die Académie der Goncourt ist noch zu neu, sie riecht noch nach dem Firnis und den Oelfarben. Hat sie später einmal Patina angesetzt, wird das litterarisch-akademische Publikum weiter mit sich reden lassen.

Ganz gleichgültig haben die Kritiken, denen sie stets begegnet, die Académie Française übrigens nicht gelassen. Vielleicht hat sie deshalb die Reden veröffentlicht, die von 1880—1889 unter ihrer Kuppel gehalten wurden. Es sind zum Teil Meisterwerke der Beredsamkeit, die sich von den oft platten Begrüßungsreden des 18. Jahrhunderts vorteilhaft unterscheiden. Taine und Pasteur erheben dort ihre ernste Stimme, Lesseps spricht kurz und gut, als Mann der That, man hört Labiches Lachen, Halévys feinen Witz und mit Entzücken immer wieder die goldenen Worte Ernest Renans. Wenn Labiche die Ungeschicklichkeit begeht, die Unparteilichkeit der Akademiewahlen zu loben, so bringt Renan die Sache wieder ins Gleichgewicht, indem er zu Lesseps sagt: „Sie glauben unsrer nicht wert zu sein? Haben Sie nicht ein Feld bebaut, das lange Zeit bei uns brach gelegen? Die große That!" Oder wenn er den großen Gelehrten Pasteur mit den Worten bewillkommnet: „Wir sind recht wenig kompetent, Ihren eigentlichen Ruhmestiteln die gebührende Würdigung widerfahren zu lassen. Das müssen wir Ihren gelehrten Jüngern überlassen. Doch sind Sie unser durch Ihr Genie." In solchen Augenblicken erfüllt die Académie Française ihren Zweck, ist sie die höchste Schule und der höchste Gerichtshof des litterarischen Frankreich.

Angeregt und geschaffen hat die Akademie freilich so gut wie nichts. Sie gehört nicht zu den selbständig Erwerbenden, sondern sieht ihre Aufgabe darin, den vorhandenen Besitz zusammenzuhalten. Nicht sie ist es, die ihren Mitgliedern Unsterblichkeit verleiht, im Gegenteil, sie empfängt ihre Unsterblichkeit von den Großen unter den Ihren. Den Kleinen und Mittelmäßigen aber vermag auch sie über das Grab hinaus kein Andenken zu sichern, denn niemand kommt allein deshalb auf die Nachwelt, weil er bei Lebzeiten im grünen Lehnstuhl unter der Kuppel saß.



O dieser Onkel Toni!

Eine Geschichte aus Slavonien

von

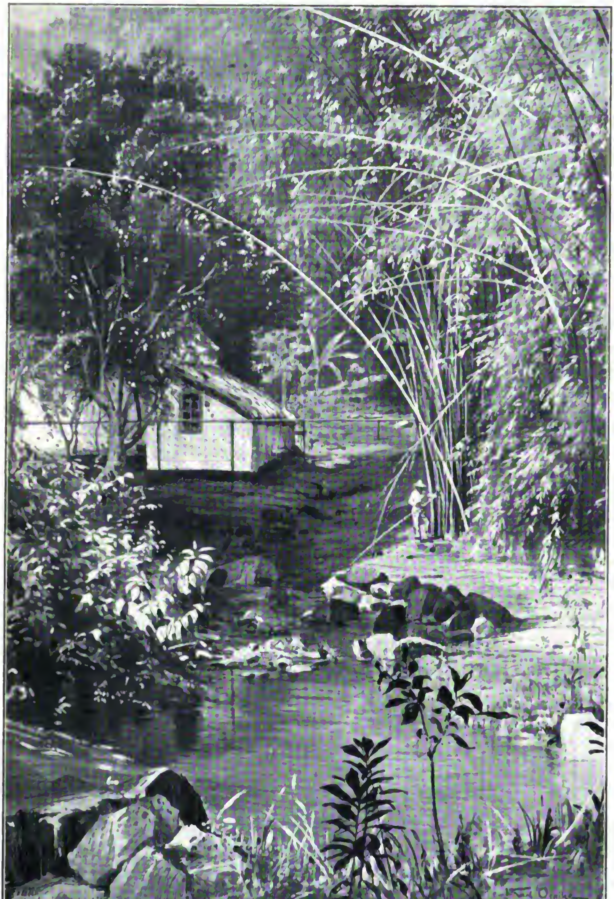
Roda Roda

Ilonka Hawasch war kaum siebzehn Jahre alt und schon als übermütige Range verschrieen, soweit der Turmknauf von Marijantzi sichtbar ist. Sie trug eben das Herz immer auf der Zunge — und auf was für einer Zunge! Wenn Mama Hawasch nicht da war, nannte jedermann das Töchterchen nur „die Ente mit den drei Schnäbeln", so eifrig wußte Ilonka zu schnattern.

Mama war eigentlich ein wenig besorgt um die Zukunft dieser lebhaften Tochter. Sie prophezeite ihr, sie werde nie einen Mann kriegen, und das versprach dereinst, wenn Ilonkas nachwachsende Schwesterchen erst auch „so weit" waren, recht unangenehm zu werden.

Aber dem siebzehnjährigen Sausewind gab das nicht so viel zu denken wie einem Spatzen sein morgiges Frühstück. Kam ihr jemand in die Quere und trug unter dem Hute ernste Absichten — na, der mochte sich vorsehen! Denn „ernste Absichten" machten ihr den größten Spaß! Flugs kniff sie die Augen zusammen, dehnte die Nase oder klapperte mit den Ohren — sie konnte das alles — und ahmte Stimme und Gehaben ihres Freiers nach, daß sie jeder für des verhöhnten Opfers Zwillingsschwester halten mußte. Wenn dann der Jux dieser Vorstellung zu Ende war, erklärte sie entschieden: „Wie, und solch ein Jammerkerlchen soll ich heiraten? — Niemals!" Die Herren ihres Kreises lachten sich krumm dabei, hüteten sich selbst aber wohl, Ilonkas schauspielerische Gaben herauszufordern.

So trieb sie's zur allgemeinen Erheiterung durch vier Jahre. Sie hatte ihren eignen Hofstaat, den sie als Fürstin regierte und zugleich als Narr unterhielt. Zuerst hatte der Hof aus einer bunten Reihe von Herren und Damen bestanden, die alle treu zu ihr hielten; die Herren, weil sie lieb, lustig und gar nicht empfindlich war, die Damen, weil



Bambuslandschaft in Brasilien

Nach einer Zeichnung von Karl Oenike

sie Ilonkas Wettbewerb nicht zu fürchten brauchten. Denn Neid oder dergleichen kannte das Entchen mit den drei Schnäbeln einfach nicht.

Aber der Kreis hatte sich allmählich gelichtet. Eines Tages heiratete das vierte und letzte Fräulein den vierten Herrn, und Ilonka sah plötzlich ihr Häuflein auf ein einziges Paar alter Haudegen beschränkt, überzeugungsfeste Junggesellen noch dazu, die eher Gift als eine Frau genommen hätten.

Da ging Ilonka in sich. Der Wahrheit die Ehre — sie war eigentlich immer tiefer gewesen, als sie sich gegeben hatte. Gar manchmal hatte ihr der Spott nicht so recht aus den Zähnchen gewollt und mußte es doch, um den weitverbreiteten Ruf des dreifachen Schnabels zu retten. Mein Gott, wenn man sich nun schon durch jahrelanges Schnattern diesen ehrenden Beinamen erworben hat, giebt man ihn nicht leicht einer weichen Regung preis. Wozu denn auch? Hätte sie wirklich einmal ihre gefühlvolle Seite hervorgekehrt — tausend gegen eins zu wetten, die Leute hätten es gar nicht glauben wollen. Lieber log sie ein wenig und ließ sich einen „Charakter" nennen.

Natürlich war's ein Mann, der die Schuld an Ilonkas innigen Augenblicken trug. Wohl der hübsche Skoritsch, der da jüngst die „vierte" Dame heiratete? O, weit gefehlt! Ilonka Hawasch verliebt sich nicht in hübsche Laffen. Oder Dragan Koruga, der sich verkehrt auf ein Füllen setzt und unlängst einen Wildschützen mit einer Haselgerte angriff? — Ja, wenn Dragan nicht der Grobian wäre, der er ist!

Ilonka liebte — höret und staunet — den „Onkel Toni!"

Niemand durfte es merken. Das war sie ihrer Vergangenheit schuldig. Onkel Toni — nein, den hätte man ihr am allerwenigsten verziehen. Ein etwas schwerfälliger, durch und durch gutmütiger, immer dienstbereiter Allerweltsonkel, in Wirklichkeit zwölf Jahre, seinem Aussehen nach jedoch ein halbes Menschenleben älter als sie. Den sollte das Entchen lieben? Das durfte um Himmels willen niemand wissen. Ueberdies war Onkel Toni ein eingefleischter Ehefeind. Es hätte nichts genutzt, ihm ihre Neigung zu offenbaren.

Onkel Toni besorgte ihr Kleider, Bänder, Hüte, Schuhe, Patronen, Bücher, Reitgerten, Bicycle, Oel — alles, alles, wenn er gelegentlich zur Kongregationssitzung nach Esseg fuhr. Er zeichnete ihr Monogramme vor auf Taschentücher und Ausstattungstischläufer, er half ihr Heublumen kochen, wenn ihr Schimmel hustete, er spielte den Puppendoktor bei den kleineren Schwestern, er verschaffte Mama eine Köchin, wenn eine vonnöten war, aber beim ersten Wort vom Heiraten, Liebe und dergleichen Dingen schwieg er errötend und wäre am liebsten ausgerissen. Damit durfte man ihm ja nicht kommen.

Aber Ilonka kam ihm doch damit, nur eben auf andre Weise.

„Onkel Toni," sagte sie ihm eines Abends, als sie allein auf der Veranda saßen, „sieh nur, wie die Sterne funkeln."

„Meiner Seel', sie funkeln," bestätigte Onkel Toni.

„Ob sie wohl so fröhlich sind, daß sie immer lachen mögen?"

„Ei, Entchen, ich denke, sie machen das nicht aus Vergnügen, sondern zum Broterwerb. Vielleicht sind sie zum Funkeln da und müssen's thun."

„Und wie die Nachtigall singt, Onkel Toni."

„Auch das ist ihr Geschäft, Entchen. Du hast drei Schnäbel zum Spotten und sie einen zum Flöten."

„Onkel Toni — mir wird so seltsam zu Mute, wenn ich eine Nachtigall singen höre. Dir nicht auch, Onkel Toni?"

„Meiner Seel', mir auch. Ich muß immer an Moritz Kohn dabei denken."

„An Moritz Kohn?"

„Ja, Entchen. Wenn die Nachtigall singt, wird's bald Regen geben — und mein Weizen liegt draußen. Wenn er auswächst, wird mir Moritz Kohn fünfzig Kreuzer an jedem Meterzentner abziehen."

„Pfui, Onkel Toni, hast du denn gar kein besseres Gefühl in dir?"

„Du — ja? Woran denkst du, Entchen, wenn die Nachtigall singt?"

„An — an —. Wirst du mich nicht verraten, Onkel Toni?"

„Ueberflüssig zu fragen."

„Ich denke — an die Liebe. Ja, pfeif nur! Ich denke an die Liebe."

Ilonka schwieg und Onkel Toni auch. Desto lauter ward die Nachtigall. Als sie just am schönsten sang, griff Onkel Toni plötzlich nach Ilonkas Hand und sprach: „Du liebst ihn also, Entchen?"

„Wen?"

„Nun — Rudan!"

Der armen Ilonka gab's einen Stich, aber sie hielt sich tapfer. Wenn sie schon ihren Toni nicht haben konnte, dann lieber Rudan als einen andern.

„Ja!" sagte sie nach einem kurzen Kampfe.

„So! Hm!"

Wieder schwiegen beide.

Tijuh — tijuh — klang es aus dem Busch.

„Ich will dir einmal etwas sagen, Ilonka. Dieser Rudan ist mein bester Freund — Du weißt, man nennt uns zwei von alters her die zwei Haudegen. Aber dich — dich hab' ich doch noch viel lieber." Onkel Toni schöpfte Atem und fuhr fort: „Das heißt natürlich rein als Kameraden. Wenn ich also Rudan für schlecht oder auch nur für minderwertig hielte — ich könnte dabei doch sein Freund sein, denn Männerfreundschaften gehen nicht aus Fleisch —. Wie soll ich dir das nur erklären, Entchen! Wenn ich also Rudan für minderwertig hielte, ließe ich alle Freundschaft für ihn beiseite und sagte dir's offen. Ich bin nur dein aufrichtiger Kamerad, wenn ich dir rate: nimm ihn! — nimm ihn vom Fleck weg! Er ist ein wackerer Bursche durch und durch."

Onkel Toni stand auf. Die Nachtigall schwieg. Toni sah die Sterne an und fragte sich, warum sie wohl flimmern. Sicherlich nicht aus Vergnügen — nur von Berufs wegen. O — nur von Berufs wegen. Denn daß irgend jemand Vergnügen haben könnte von der Welt — das ging ihm nicht ein in diesem Augenblick, der ihn um seinen Armvoll Glück betrogen hatte.

Eine garstige Welt das, eine dumme Welt. Onkel Toni wünschte sich die Hufe von Ilonkas Schimmel, um die Welt zu zertreten.

*

Zwei Jahre waren vergangen. Ilonka Rudan hatte schon die Trauer abgelegt. Man hatte sie gescheut wie heißes Eisen, solange sie ein Mädchen war, jetzt umschwärmte man die junge Witwe wie einen Bienenkorb.

„Onkel Toni, du hast mich schon einmal verheiratet. Ich werde dich auch zum Beistand rufen, wenn ich mich entschließen sollte, es ein zweites Mal zu thun," sagte sie eines Abends mit ihrem alten Uebermut.

Er aber entgegnete ganz ernst: „Ich stehe Ihnen zu Diensten, gnädige Frau!"

„Woher auf einmal diese steife Sprache, Onkel Toni! Zu meines Mannes Lebzeiten hast du mich doch immer Entchen genannt."

„Rudan war mein Freund und duldete es. Wer weiß, wie der Zweite darüber denken wird?"

„Hab' ich ihn denn schon?"

„Besser, ich gewöhne mich rechtzeitig daran!"

„Bleib nur beim Entchen, Onkel Toni! Mit dem Heiraten eilt's nicht."

„Doch, gnädige Frau! Sie müssen's bald besorgen, schon der Wirtschaft wegen, die Ihnen Rudan hinterließ. Die ist zu groß für eine junge Frau."

„Bläst du auch in Mamas Horn? Daraus wird nichts! Ich bleibe justament ledig — Witwe wollte ich sagen."

„Wie werden sich die da drinnen mit solchen Entschlüssen abfinden?" fragte Onkel Toni und deutete auf die offene Verandathür, durch die der verworrene Lärm einer großen Gesellschaft herausdrang.

„Ah was! Die da drinnen können mir gestohlen werden," sagte die junge Frau und zog ein Mäulchen.

„Es sind achtbare Menschen dabei. Gehen wir sie der Reihe nach durch, gnädige Frau, da ist zuerst —"

„Laß mich zufrieden, Onkel Toni. Ich mag den ersten so wenig wie den letzten."

„Wie? Sie denken gar nicht mehr ans Heiraten — an die Liebe?"

„Das ist vorbei!"

„O!"

„Ernstlich, ich heirat' nicht mehr. Es ist mein unabänderlicher Wille, mein wohlüberlegtes Vorhaben," rief sie mit finsteren Brauen. Dann setzte sich ihr das alte Teufelchen ins Nackenhaar, und sie lachte wieder. „Onkel Toni, der Himmel selber will's nicht haben. Er läßt die Sterne nicht funkeln und die Nachtigallen nicht singen — nur damit ich nicht an Liebe denken muß."

„So ist's, meiner Seel'," bekräftigte Onkel Toni. „Seit zwei Jahren schon war hier keine Nachtigall mehr zu hören."

Frau Ilonka wollte irgend etwas antworten, da rief man sie in den Saal, und sie mußte wohl oder übel gehen.

Onkel Toni blieb allein auf der Veranda und dachte nach. Er hätte sich selber schlagen mögen, so sehr ärgerte er sich. Wird er denn nie Mut genug haben, sich zu erklären? Soll er noch einmal zusehen, wie ihm Frau Ilonka vor der Nase weggeheiratet wird?

Ja — hm — Mut ist eine schöne Sache und zu manchen Dingen gut! Wenn aber die Siegeshoffnung geschwunden ist, werden alle Helden zu Narren.

Onkel Toni legte das Für und Wider in je eine Hand, wog die Gründe und fand, daß es thöricht wäre, seine Zukunftsaussichten auf Ilonka Rudans Gunst zu bauen. Dennoch wollte er noch einmal mit ihr sprechen. Nicht, daß er für den Augenblick einer klaren Entscheidung Ilonkas bedurft hätte — sie hatte es ja deutlich genug gesagt, daß sie nicht mehr heiraten wolle, ihn — Onkel Toni — wohl am allerwenigsten.

Aber Onkel Toni wollte sich jene künftigen Stunden der Schwermut sparen, in denen sein sehnendes Herz zu ihm sprechen wird: Warum muß ich allein sein? Warum warst du damals feig und hast nicht das Unmögliche noch einmal versucht? Wer weiß, es wäre dir vielleicht geglückt?

Ja, fänge doch die Nachtigall noch einmal! Hätte er noch einmal Gelegenheit, mit Ilonka Rudan von der Liebe zu sprechen!

Onkel Toni beschloß, koste es, was es koste, die Nachtigall zum Singen und Ilonka Rudan zum Sprechen zu bringen.

•

Wunder über Wunder! Als sie am nächsten Abend zur nämlichen Stunde wieder allein auf der Veranda saßen — Ilonka und Onkel Toni —, schwebte es zum Herzzerbrechen süß durch Busch und Dunkel: Tijuh, tijuh, tijuh —.

„Woran denkst du, Onkel Toni?" fragte spöttisch die junge Frau. „Etwa gar an Liebe? Ich an Moritz Kohn. Diesmal habe ich meinen Weizen draußen liegen."

„Pfui! Entchen, jetzt bist du gefühllos."

„Ah, hört einmal den Onkel Toni an! Er ist bei Gott verliebt!"

Onkel Toni ergriff wie damals vor zwei Jahren ihre Hand, sprach aber wieder nichts. Sie saßen wohl eine halbe Stunde und sannen, bis die Nachtigall plötzlich stillschwieg. Da fuhren sie auf.

Mit einem Male rief eine weinerliche Stimme kroatisch aus dem Dickicht: „Gospodine (Herr), ich kann nicht mehr pfeifen. Die Zunge klebt mir am Gaumen." Das war Onkel Tonis Schäferjunge, der so schön tijuh — tijuh gepfiffen hatte.

Frau Ilonka lachte, daß ihr die Thränen über die Wangen liefen. „O — dieser Onkel Toni!" rief sie, mehr konnte sie nicht.

Er aber stand da, wie mit Wasser begossen. Als ihn Frau Ilonka am Arm faßte, fiel er ihr schnurstracks zu Füßen und beichtete ihr alles: wie es ihm damals — vor zwei Jahren — ins Herz geschnitten — wie er sie immer, immer so gern gehabt habe, das Entchen mit den drei Schnäbeln, Rudans Frau und jetzt Rudans Witwe. Er klagte in beweglichen Worten seine Schwerfälligkeit an, die Schwerfälligkeit, die ihn endlich auf das verzweifelte Mittel der falschen Nachtigall kommen ließ, nur damit er sich doch diesmal wenigstens rechtzeitig aussprechen könne.

Frau Ilonka hörte ihn mit liebreicher Neugier bis zu Ende an und schenkte ihm auch nicht eines seiner Geständnisse. Als er nun gar nichts mehr zu sagen wußte, da hob sie ihn auf, küßte ihn herzhaft und sagte: „Onkel Toni, es wird eine Stunde kommen, da werde ich dir noch viel, viel mehr zu erzählen haben — als du jetzt mir."

Mama Hawasch, die unversehens auf die Veranda getreten war, blieb mit offenem Munde stehen vor dem Wunder dieser Umarmung. „O dieser Onkel Toni!" rief sie und schlug die Hände über dem Kopf zusammen. Und Ilonka, der man immer prophezeit hatte, sie würde keinen Mann finden, fand nicht nur einen, sondern gar den zweiten!



Schafherde im Hochgebirge. Nach dem Gemälde von Anton Braith



Am Bahnhof in Sterzing

Vom Eisak zur Oetzthaler Ache

(Text und Abbildungen von Ernst Platz)

Schnaubend und qualmend hat die verräucherte Maschine den schweren Zug zur Brennerhöhe geschleppt. In den Wagenabteilungen zuvor drückende Stickluft, Kohlenstaub und Kohlendunst, jetzt ein erfrischender Luftzug, der über die langgestreckte Paßfläche weht. Dann rollt der Zug in verhaltener Geschwindigkeit südwärts hinab und schneidet einen Riesenbogen durch das grüne Pflerschthal; blaugraue Eislappen hängen da über kahle, rötliche Bergwände herab, die Vorposten einer entrückten Wunderwelt, zu der wir morgen empordringen wollen. Dann sind wir unten in Gossensaß, nach wenigen Minuten in Sterzing, im weiten ebenen Thalkessel. Und nun hinaus mit Rucksack und Eispickel ins freundliche Städtchen. Ein wahres Glück, daß der bereitstehende Stellwagen uns und, was unsrer Meinung nach schwerer wiegt, die geschwellten Rucksäcke durch das flache, sonnige Moos weit hinein ins Ridnaunthal zu führen verspricht. Denn ein Marsch in den schweren Nagelschuhen auf schlechter, staubiger Straße, in der glühenden Nachmittagssonne, ist für den bepackten Hochalpinisten ein gar schlechtes Vergnügen. Am südlichen Stadtthor wartet unser Stellwagen, in dem wir gerade noch Platz kriegen; ein wenig eng zwar, aber: „besser schlecht gefahren als gut gegangen". Den weiten Bogen der sonnigen Straße kann der Fußgänger zwar am ebenso schattenlosen Abhang des „Custozzahügels" abkürzen, aber auch dieses Vergnügen reizt uns nicht. Nach zwanzig Minuten endlich giebt's im lichten Gehölz beim Weiler Gasteig ein wenig Schatten, unser Gefährt rollt am Ausgang des Ratschingesthales und der interessanten „Gilfenklamm" vorbei, wo der Paßweg über den Jaufen ins Passeier führt und nach Meran. Im Dorf Mareit hat die etwas holperige Fahrt unter dem von Bremsen umschwärmten Wagendach ein Ende; zwei, drei Häuser einschließlich des Wirtshauses, ein gefährlich spitziger Kirchturm und darüber in wundervoller Lage das mächtige Schloß Wolfsthurn, das hinter den vorspringenden Bastionen einer geräumigen Terrasse aufragt. Daneben schaut noch ein ganz kleines Stückchen Gletscherwelt hervor. Es ist der Bechergipfel und ein Stück Freigergrat, also schon in jenen Höhen von mehr als 3000 Metern, wo der alpine Mensch eigentlich erst atembare Luft zu finden glaubt. Beim scharfen Hinschauen erkennen wir sogar deutlich die Umrisse eines Bauwerkes von Menschenhand auf dem gekrümmten Felshorn. Eine Strecke von zwei Wegstunden liegt glücklich hinter uns.

Ueber einer steilen Thalstufe, an deren Rande

die grauen, schiefergedeckten Türmchen von Wolfsthurn im Grün verschwinden, flacht sich bald wieder ebener der obere Thalboden von Ridnaun. Weit rechts hat sich der Bach durch eine tiefe Schlucht Bahn gebrochen. Ein weiter freier Blick enthüllt sich auf ein mächtigeres Stück Gletscherwelt, auf die Bergeshäupter, die das höchste Firnbecken des gewaltigen Uebleuthalferners in weitem Kranze umgeben. In ihrer Mitte die breite Masse des „Wilden Freiger", der seinen Beinamen trägt, weil er von flimmernden Eismassen überkleidet ist, im Gegensatz zum benachbarten felsenkahlen „Aperen Freiger". Ebenso giebt es da droben auch einen „Wilden" und einen „Aperen" Pfaff. An den Freiger lehnt sich links bescheiden das schwärzliche Horn des „Becher". Nach einstündigem scharfen Marsch im kühlen Abendschatten ist das Dorf Ridnaun erreicht, mit dem gastlichen Sonklarhof des Herrn Haller. Dieser, eine echte, prächtige Tirolergestalt, hat sich nicht weniger durch seine unermüdliche, allen Ansprüchen Rechnung tragende Fürsorge für die bedürfnisvolle Touristenwelt als durch seine thatkräftige Unterstützung beim Bau des Kaiserin Elisabeth-Hauses auf dem Becher verdient gemacht, das in weltabgeschiedener Höhe die herrlichen Stubaier Gletscherregionen auch dem weniger ausdauernden Bergfreund erschließt. Ridnaun ist seit einigen Jahren eine überaus beliebte Sommerstation geworden. Wald, beträchtliche Höhenlage (1350 Meter), der Ausgang zu den verschiedenartigsten Ausflugszielen und ein reicher Blick in die Eisregionen sind die natürlichen Vorzüge des Thales. Zwei Routen vor allem machen Ridnaun zu einer wichtigen Durchgangsstation: Ueber St. Martin am Schneeberg (2356 Meter), auf gefahrlosem Saumpfad ins Passeier oder mitten durch Gletscherwüsten und über eisige Hochgipfel ins Oetzthal hinüber, wohin man allerdings auch vom Schneeberg durch Ueberschreitung des nur 2509 Meter hohen Timbler- (Timmel-)jochs gelangt. Wir wollen den höheren, schwierigeren, aber mit den erhabensten Eindrücken einer eiserfüllten Hochregion lohnenden Weg einschlagen; eine anstrengendere, aber ganz gefahrlose Gletscherwanderung, zu der freilich Hochgebirgsausrüstung, mindestens feste Nagelschuhe und wollene Fußbekleidung, Schneebrille und ein solider Bergstock oder Eispickel erforderlich sind. Verläßliche Führer findet man in Ridnaun, die Tourentarife sind erschwinglich. Das Unterkunftshaus auf dem Becher bildet die Zwischenstation für diese zweitägige Gletscherwanderung und ist in sieben bis acht Stunden von Ridnaun bequem zu erreichen.

Also auf mit dem Morgengrauen! Eine Stunde scharfen Ausschreitens bringt uns über den flachgedehnten Thalboden zu den düsteren Gebäuden und Anlagen des Erzwerkes Mairn, wo sich die Thalweitung abschließt. Froh, endlich „Berg" unter der Nagelsohle zu spüren, steigen wir den steil emporziehenden Almweg in der von den Gletschern herabwehenden schneidenden Morgenbrise rüstig hinan. Straßen und ebene Wege sind eben ein Greuel für den Alpinisten. So geht's ein gutes Stück am waldigen Berghang hinan, in der Tiefe zur Rechten der dumpf tosende Gletscherbach. Dann, auf einer Lichtung zwischen riesigen Felstrümmern, zweigt, durch eine Alpenvereinstafel gekennzeichnet, der von der Sektion Teplitz erbaute Weg ab. Er bringt uns zunächst in steilem Anstieg zu einem seltsam anmutenden Bauwerk. Eine massive Quadermauer sperrt das Thal quer ab, und auf ihre Höhe tretend, sehen wir uns vor einem kleinen See, dessen Wassermassen durch das Wehr, das wir eben erstiegen haben, angestaut sind. Aber was hier zu



Mareit mit Schloss Wolfsthurn

industriellen Zwecken künstlich geschaffen ist, ist nur Abbild dessen, was die Natur selbst in früheren Zeiten geboten hatte. Ueber einen niedrigen Querriegel hinwegsteigend, überblicken wir ein altes, jetzt von Geschieben ausgefülltes Seebecken. Ganz im Hintergrunde dieses „Aglsbodens“ liegen ein paar Almhütten, rechts von ihnen bricht aus der engen Thalspalte der milchige Gletscherbach hervor, dessen Wässer die diesen alten Seeboden bedeckenden Wiesen versumpfen. Unser Pfad steigt nun rechts an der von Alpenrosen bestandenen Berghalde in stetiger Kurve empor, die harzigen Zweige der Fundern (wissenschaftlich Pinus montana genannt, aber trotzdem der Fluch pfadloser Bergwände) ersetzen den hier in einer Höhe von mehr als 1800 Metern verschwindenden Hochwald. Hell erstrahlen die gegenüberliegenden Höhen in der Morgensonne, und wohl uns, daß wir den nun folgenden „Schinder“ mit seinen vielen Zickzacks an der jähen Bergkante hinauf noch im frischen Morgenschatten emporkeuchen können. Wir sind jetzt inmitten der „Uebeln Thäler“, einer unglaublich waldeinsamen Gegend, in der gleichwohl das nicht gerade durch architektonischen Luxus, noch weniger durch komfortable Einrichtung imponierende „Hotel Agls“, wie man diese obere Agls-Almhütte scherzhaft benennt, unter der überhängenden Felswand Platz gefunden hat.

Gleich nachher blinkt das helle Dach der Grohmannhütte (2261 Meter) von einem gerundeten, ins Thal vorspringenden Felsbühel herab, und eine Viertelstunde später, nach guten drei Stunden scharfen Steigens von Ridnaun, gönnen wir uns hier in der plötzlich enthüllten unmittelbaren Nachbarschaft eines gewaltigen Gletschers eine kleine Rast. Dreißig Meter unter uns flacht sich, im ebenen Schuttboden eines ziemlich geräumigen Kessels gleichsam ausgegossen und ausgewalzt, die graue Eiszunge des „Ebenen Ferners“ aus, der aber nur den Abfluß des gewaltigen „Ueblenthalferners“ darstellt. Jener Name ist nur eine charakteristische Sonderbezeichnung für den untersten Teil des Ganzen. Aber darüber stauen sich bläuliche Eismassen, in wildem Chaos aufgetürmt, blendend hell in immer reinerem Weiß, das, vom wundervollen Farbenspiel der in allen Abstufungen von Blau und Grün schimmernden Klüfte durchzogen, zuletzt mit zerhackter Linie gegen den tiefblauen Himmel abschneidet. Aber dahinter ahnen wir Erhabeneres, Größeres.



Sterzinger Tracht



Partie von Schloss Wolfsthurn

Quer unter der Gletscherzunge durch führt in südlicher Richtung ein Weg am „Trüben See“ vorbei übers Eget-Joch und die Schwarzseescharte (2792 Meter) zum früher erwähnten Schneeberg, wo die reichen Erze abgebaut werden, durch die Ridnaun bekannt ist. Unser Pfad steigt nun bald an der äußerst steilen und felsigen nördlichen Bergwand hinan, um in endlosen Zickzacks und kecken Windungen die 400 Meter höher liegenden oberen Bergterrassen zu gewinnen: für einen flotten Steiger eine einstündige Arbeit. Dort grüßt uns das gastliche Obdach des bewirtschafteten Teplitzer Schutzhauses (2612 Meter), das ein wenig tiefer liegt als die früher erbaute Neue Teplitzer Hütte (2650 Meter), die sich als unzureichend erwiesen hatte. Die rührige Teplitzer Sektion des Alpenvereins hat es an Opfern nicht fehlen lassen, um ihr Werk in diesem Teil der Berge stets auf der Höhe der Zeit zu erhalten. Hier an den Grenzen des ewigen Firnes entfaltet sich eine unvergleichliche Rundschau, ein umfassender Blick auf die aus Fels und

Eismassen aufgebaute wilde Bergwelt, die der Umrandung der schier endlos sich dehnenden Eiswüste des Uebelenthalferners entragen. Vor allem ist es der wundervolle Blick auf dessen Eisbruch, der einem erstarrten Wassersturz von Kilometerbreite gleich von unsrer Höhe zur Tiefe sinkt, wo der gefrorene Strom unter der unscheinbaren Schuttdecke des Ebenen Ferners abschmelzend sich der endlichen Auflösung entgegenschiebt. Darüber fesseln uns die lawinendurchfurchten Eiswände des Hochg'wänd und des Botzer (3214 und 3260 Meter).

Aber droben auf einem braunen Felshorn, dessen Sockel in die blendenden Firnfelder hereinschneidet, winkt deutlich das Endziel des Marsches. Wir überschreiten alsbald die abschüssige, von tiefen Querspalten durchsetzte Zunge des Hangenden Ferners. Dann führt in mannigfachen Windungen, oft treppenartig aus Blöcken steil aufgebaut, der kühn angelegte Weg an den steilen Felshängen der Gaiswandspitze und des Roten Grates (3104 Meter) hin. Dieser letztere Gipfel ist beim Uebergang vom Pflerschthal und von der Magdeburger Hütte her zum Becher, besonders wenn die anstrengende, aber großartige Kammwanderung über die Feuersteine zum Freiger gemacht wird, bequem mitzunehmen und bietet einen der interessantesten Blicke auf den Becher, der hier inmitten der Eisriesen der Stubaier Gruppe mit dem keck hinaufgesetzten Kaiserin Elisabeth-Haus eine imposante Stellung einnimmt. Noch einmal ist ein Stück Gletscher, eine flache, unter den drohenden Wänden des Becher und Freiger zur



Hildesheimer Hütte (2910 Meter), Pfaffenschneide (3498 Meter) und Pfaffenferner

Freigerscharte (3045 Meter) hinan ziehende Seitenmulde zu überschreiten, dann treten wir auf die steile Felskante des Becher selbst über, um über sie auf dem neuen Felssteig geradeswegs zur letzten Höhe hinanzuklimmen. Nach 2½ bis 3stündigem Marsch vom Teplitzerhaus weg treten wir in den Musterbau der Hannoveraner Sektion ein, in das nach der so tragisch dahingeschiedenen Herrscherin benannte Haus, in 3173 Metern Meereshöhe.

Im Jahre 1894, als ich zum erstenmal einsam und auf eigne Faust die Gletscherreviere der Stubaier Alpen durchstreifte, wurde gerade das Fachwerk des Kaiserin Elisabeth-Hauses errichtet. Damals nächtigte ich mehrmals in der winzigen Müllerhütte am Pfaffenniedersattel, eine kleine halbe Stunde vom Becher, wo ich nur das Feuer der Werkleute mitbenutzen konnte, um meine frugale Brennsuppe zu kochen. Es ist das anerkannte Verdienst zweier Männer, der Professoren Dr. Pott in München und Dr. Arnold in Hannover, dieses damals durch seine kühne Lage und Höhe fast einzig dastehende und heute noch kaum übertroffene Werk zu stande gebracht zu haben. Seitdem hat das Haus dringend notwendig gewordene Erweiterungen erfahren, soviel dies der äußerst beschränkte Raum auf dem schmalen Felsgrat zuläßt.

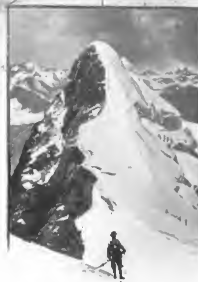
Wir benutzen noch die herrlichen Abendstunden eines klaren Sommertags dazu, in drei Viertelstunden den in nächster Nähe aufragenden Wilden Freiger über die dazwischen liegende Einsattelung und seinen, soweit Fels in Betracht



Becher (3173 Meter), Sonklarspitze (3476 Meter), Zuckerhütl (3511 Meter), Wilder Pfaff (3471 Meter), vom Rotengrat (3145 Meter) aus gesehen



Kaiserin Elisabeth-Haus auf dem Becher



Zuckerhütl, vom Wilden Pfaff aus gesehen

kommt, gut gangbar gemachten Südgrat zu erklimmen. Es ist ein sicherer Treppensteig, aus den parallelschichtigen Glimmerschieferplatten hergerichtet, etwas luftig und nicht gerade geeignet für Schwindelbehaftete. Bald stehen wir an der mannshohen Steinpyramide auf der felsigen Südkante dieser Zinne, die zu den höchsten unter den Stubaier Hochgipfeln zählt, und in einer weiteren Viertelstunde erreichen wir über den flachen Gipfelgrat die sanft aufgeschwungene Eiskuppe des höchsten Punktes, 3426 Meter. Frei und unbehindert ist jetzt die Umschau, aus nächster Nähe grüßen sie herüber zur ebenbürtigen Höhe: die breite Sonklarspitze (3476 Meter), der Wilde Pfaff (3471 Meter) und das stolze Zuckerhütl (3511 Meter). Und drüben die Zillerthaler Eisriesen, die vergletscherten Bergmassen der Oetzthaler Gruppe und der Bergketten unendliche Zahl in verschwimmender Ferne in Nord und Süd, in Ost, in West. Und da drunten in anheimelnder Nachbarschaft unser Obdach, dessen leicht entquellender Rauch an die Abendmahlzeit gemahnt.

Der Abend im traulichen Touristenzimmer ist bald verplaudert im Kreise rasch angefreundeter Bekannter, bis wir uns auf den elastischen, linnenüberzogenen Lagern zur zeitigen Ruhe ausstrecken.

In der frühesten Morgenstunde weckt man uns, unsrer Ordre gemäß. Ein Blick in die sternenklare Luft, auf die schwarzen Schattengestalten der Berge, hinüber zum erbleichenden östlichen Horizont, — dann läßt das wärmende Frühstück uns den vermißten Morgenschlummer geschwind vergessen. Bald drängen sich Touristen und Führer in den Stuben und Korridoren des Hauses. Der Proviant wird ergänzt, die Rucksäcke werden geschultert, und eine Partie nach der andern tritt hinaus in die schneidend kalte Morgenluft. In wenigen Minuten liegt der flache Felsgrat des Becher im Morgendämmer hinter uns, und leicht wandert es sich auf dem beinhart gefrorenen Firn hinüber zum Pfaffennieder. Die einem leinwandüberzogenen, mit Drahtseilen festgemachten Kasten gleichende Müllerhütte bleibt ein paar Schritte rechts über uns; unser Ziel ist die eisgekrönte Pyramide des Wilden Pfaff, dem gleich einer Zipfelmütze eine nach Nordosten überhängende riesige Schneewächte schief auf dem Ohr sitzt. Der leichtere Anstieg geht an seiner firnigen Südostflanke hin und zuletzt über den bequemen Südgrat hinan. Der Kletterer bahnt sich den direktesten Weg über den steilen und luftigen Ostgrat, dem es besonders oben an schwierigen Passagen keineswegs fehlt. Die letzte Kuppe (3471 Meter) besteht aus einem bogenförmigen Firnkamm. Aber trotz des herrlichen Spiels aller jener wunderbaren Farben und Lichter, die nur im höchsten eiserfüllten Hochgebirg ein strahlender Sonnenaufgang hervorzuzaubern vermag, duldet es uns nicht lange auf der erhabenen Zinne. Es ist da droben zu empfindlich kalt für uns, die wir durch die stramme einstündige Kletterei vom Pfaffennieder recht warm geworden sind. Auf der harten Firndecke, die glücklicherweise über die Eishülle des Westabhangs gebreitet ist, eilen wir, meist abfahrend, in einigen Minuten zum Pfaffensattel (3369 Meter) hinab, der zwischen uns und dem östlich davon erschreckend steil aufgebauten Eisgrat des Zuckerhütl eingebettet ist; wie sieht dieser

Grat, eine scheinbar senkrechte Eisschneide, aus! Aber wir lassen uns nicht einschüchtern, und langsam geht's auf der anfangs nicht allzu steil aufgewölbten Kante hinan. Doch bald droht unmittelbar vor uns eine jäh niederbrechende Schulter, mit der der eigentliche, überaus scharfe und steile Eisgrat absetzt. Sorgsam muß hier, wenn nicht sehr günstiger Schnee liegt, Stufe um Stufe ausgearbeitet werden, und leitersteil klimmt man darin dicht neben der äußerst scharfen Schneide empor. Mit dem Klinometer habe ich an der unteren steilsten Stelle eine Neigung von 57 Grad gemessen, weiter oben durchgehends 47 bis 50 Grad. Zum Glück dauert diese Steigung nicht allzulange, und wenn gute Stufen vorhanden sind, kann sie in 15 bis 20 Minuten bewältigt werden. Droben finden wir neben der Firnschneide des Giffelgrates (3511 Meter) auf den aperen Felsen der Südseite neben dem aus massigen Blöcken errichteten Steinmann ein angenehm von der Sonne durchwärmtes Rastplätzchen, im Mittelpunkt eines unendlichen Meeres von Gipfeln und Spitzen und Kuppen, auf der höchsten Zinne einer arktischen Welt, die in den schwindelnden Tiefen zu unsern Füßen ihre schimmernden Eisströme aussendet nach allen Himmelsgegenden.

Die übliche leichte Route geht vom bereits genannten Pfaffensattel aus, zu dem der Besteiger des Zuckerhütls meistens wieder herabklimmt, quer über den flachen Hochfirn des gewaltigen Sulzenauferners, des zweitgrößten Gletschers der Gruppe, zum Pfaffenjoch (3230 Meter), zwischen dem Zuckerhütl und dem Aperen Pfaff (3351 Meter), und von da, abgesehen von einem Abstieg nordwärts zur Dresdener Hütte und nach Ranalt, im Stubaithal westlich über die breiten Terrassen des Pfaffenferners ins Geißthal, das schon dem Flußgebiet des Oetzthales angehört. Bei guten Schneeverhältnissen kann der, den die Schwierigkeiten des Zuckerhütl nicht abgeschreckt haben, auch den nicht sehr schwierigen und höchst reizvollen Uebergang über die nahe Pfaffenschneide, den zweithöchsten Gipfel der Gruppe (3498 Meter), in verhältnismäßig kurzer Zeit ausführen. Trifft man aber, wie es mir einmal geschah, auf der Westseite des Zuckerhütl glashartes, von einer kaum zwei Finger starken pulverigen Schneedecke überlagertes Eis, so kann stundenlange schwierige Arbeit mit der Eisaxt erforderlich werden. In jedem Fall erreichen wir als Ziel den westlichen Rand des Pfaffenferners, wo die in einer Höhe von 2910 Metern erbaute Hildesheimerhütte das Eindringen in die Stubaier Gletscherwelt von dieser Seite her außerordentlich erleichtert; auch sie ist in der Reisezeit bewirtschaftet. Aber wenn wir nicht beabsichtigen, dort einzukehren, so eilen wir, die Hütte weit oben lassend, gerade über die ausgeschmolzene Eiszunge des Ferners hinab und betreten nach langem, ermüdendem Marsch über die weiten Schneefelder endlich wieder festes Land. Schon erfrischt sich das geblendete Auge an dem nahen Grün des Thales, aber doch blickt es mit Genugthuung immer wieder zurück auf die eisgepanzerten Höhen, die unser Fuß erklommen, über die flimmernden Firnmeere, die unser Schritt durchmessen hat. In wenigen Augenblicken wird diese Welt aus unserm Gesichtskreis geschieden sein, aber mit dem Bedauern darüber mischt sich doch auch eine gewisse angenehme Empfindung, in der Erwartung, nun wieder zu jenen gewohnten Behaglichkeiten und Genüssen zurückzukehren, die wir seit zwei Tagen zwar nicht gerade vermißt, aber doch entbehrt haben. Der steile, für die Hildesheimerhütte erbaute Weg führt uns im Zickzack hinab durch ein wüstes Trümmerthal auf den grünen Almboden des Geißthals. Hier rieselt auch unter den bemoosten Felstrümmern, die über die saftigen Almweiden zerstreut liegen, lebendiges Quellwasser hervor; alles ermuntert zu einer gemächlichen Rast, und es ist gar nicht so unangenehm, lang dahingestreckt neben dem





„Hotel" Agls



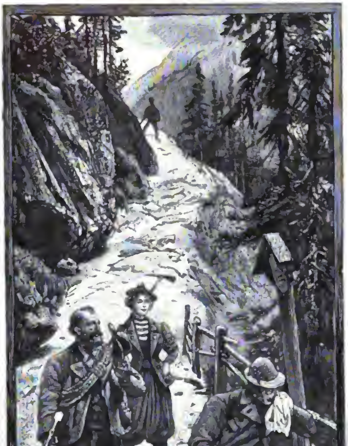
Ridnaun

Uebelnthalferner mit Botzer und Hochg'wänd

sprudelnden Naß noch einmal eine ordentliche Bresche in den Rest des Proviants zu legen.

Längst sind die äußersten Zungen des ewigen Eises hinter den einförmigen kahlen Wänden verborgen. Am Ende des kurzen Geißthales vereinigt sich der Steig bei Ueberschreitung des Windachbaches mit dem Saumweg dieses gleichnamigen Thales. Ohne wesentliches Gefäll zu spüren, schlendern wir auf dem fast ebenen Wege gemütlich thalaus zu den dichtgedrängten Hütten der Windachalpen mit dem netten, sauberen Fiegl-Wirtshaus, zu dem man in zwei Stunden von Sölden heraufsteigt. Hinab brauchen wir kaum die halbe Zeit auf dem Sträßchen, das dort, wo sich das Thal seinem Ausgang entgegen zu einer engen Schlucht zusammenschnürt, mit großer Mühe der senkrechten Felswand abgerungen ist. Jetzt öffnet sich das breite Thal zu unsern Füßen, durchströmt vom reißenden Flusse, und nicht mehr lange dauert es, so überschreiten wir, auf die üppigen Thalwiesen hinabgestiegen, die von unzähligen Firnrevieren mit Gletschermilch genährte, mit trüben Wogen dahinschießende Oetzthaler Ache. Jenseits des Steges bauen sich, um die spitztürmige Kirche malerisch gedrängt, die stattlichen Häusergruppen von Sölden am Bergabhang auf; zu diesem Flecken gehören aber auch die zahllosen, teils vereinzelten, teils zu kleinen Ortschaften vereinigten Gehöfte, mit denen der sonnige Wiesengrund und die unteren Berghänge auf eine Strecke von mehreren Kilometern dicht übersät sind. Dem ermüdeten Bergwanderer steht die Wahl frei zwischen mehreren trefflichen, mit alttirolischer Solidität geführten Gasthöfen. Hier ist auch der Endpunkt der Stellwagenfahrt durch das langgestreckte romantische Thal herauf. Von hier ziehen die Scharen der Berg- und Naturfreunde allsommerlich durchs Gurgler- oder Venterthal über jene Gletscherpässe, unter denen das leichte Hochjoch am beliebtesten ist, südwärts ins Vintschgau.

Partie aus dem Windachthal





Sölden

Madama

Eine Hundestudie aus dem Orient

Von

Fritz Braun

Die orientalischen Straßenhunde bieten seit langer Zeit vielen vorschnellen Federn einen erwünschten Stoff. Mancher Reisende, der nur wenige Tage in Konstantinopel weilte, fühlt sich bemüßigt, der langen Serie wortreicher Artikel einen weiteren (um nicht einen neuen zu sagen) hinzuzufügen. Unermüdlich erzählt man uns, wie garstig diese „räudigen" Hunde ausschauen und wie eifersüchtig jede Horde ihr Quartier gegen die Nachbarn verteidigt. Wir müssen gute Miene zum bösen Spiele machen, wenn man uns zum 999ten Male die Fabel auftischt, daß die Pariahunde gegen Tollwut gefeit seien, und uns mit dem naiven Berichterstatter darüber freuen, daß sie sich so eifrig der Straßenreinigung annehmen.

Jene vorschnellen, einseitigen Berichte stammen wohl ausschließlich von solchen Leuten, die den orientalischen Straßenhund nur in Konstantinopel kennen lernten. Verfolgt man Jahr und Tag das Leben dieser Tiere in den verschiedensten Gegenden der Türkei, in Macedonien nicht minder wie in Rumelien, in Konstantinopel so gut wie in Kleinasien, so merkt man bald, daß man bei ihrer Beschreibung nicht verallgemeinern darf. Es giebt gar nicht einen orientalischen Straßenhund. Die Hunde in Saloniki sind anders geartet als die von Stambul, und die Gassenhunde der Frankenstadt Pera unterscheiden sich wieder von der kläffenden Meute in Jsmid. Höchst wahrscheinlich haben die Pariahunde zwei Stammväter, den Wolf und den Schakal. Am unreinsten tritt uns die Rasse in Pera entgegen, gerade in dem Orte, in dem man die meisten Berichte über die Straßenhunde verfaßt. Die Hunde müssen hier einen erbitterten Kampf gegen den regen, lärmenden Verkehr führen, Hunderte werden überfahren, viele andre sind krank und räudig. Außerdem zeigen sie in Pera nicht mehr überall die Merkmale des Wolfshundes. In manchen Quartieren, wie zum Beispiel in der Nähe der englischen Botschaft, haben sie unverkennbar Doggenblut in den Adern. Die spitze Schnauze, die schiefen Lichter und den fest ans Hinterteil geklemmten Schwanz des Schakal- und Wolfshundes finden wir hier nur noch selten.

Viel reiner erhielten sich die Pariahunde in manchen Ortschaften am Bosporus, vorzüglich auf der asiatischen Seite. Hier machten wir auch die Bekanntschaft des Gassenhundes, dem diese Zeilen gelten.

Als wir einen Spazierritt nach dem polnischen Tschiftlik unternehmen wollten, fielen uns in Beikos die prächtigen Schakalhunde auf, die sich am Strande des Bosporus herumtreiben. Die meisten von ihnen standen bis an den Hals im Wasser und drehten die spitze Schnauze unermüdlich nach allen Seiten, um unter den angeschwemmten Abfallstoffen einen genießbaren Brocken zu erhaschen.

Ein freundlicher Zuruf bringt eine Hündin an unsre Seite. Erwartungsvoll schaut sie aus klugen Augen zu uns auf und wedelt gemütlich mit dem gelben Schweif. Augenscheinlich findet sie an uns Gefallen, denn als wir die Pferde besteigen und landeinwärts traben, bleibt „Madama", wie wir unsre Freundin taufen, beständig an unsrer Seite. Auch wir sind dem sauberen, rassigen Tiere nicht gram.

„Schakal" ruft plötzlich unser Pferdejunge und weist lachend auf den trottenden Hund. Er hat nicht unrecht. Noch niemals ist mir ein so schöner Schakalhund zu Gesicht gekommen. An dem spitzen Kopfe sitzen lange, bewegliche Ohren. Der schlanke und doch kräftige Rumpf trägt kein Lot Fett, und die prallen Muskeln der Schenkel zeigen, daß Madama ein guter Läufer sein muß.

Stundenlang geht es durch den grünen Wald. Madama ist stets neben uns. Lechzend hängt ihre rote Zunge aus dem weit aufgerissenen Maule, das so spitze, blendende Zähne birgt. Richten wir ein gütiges Wort an die treue Begleiterin, so bemüht sie sich sofort nach Kräften, uns durch Laute und Gesten von ihrem aufrichtigen Wohlwollen zu überzeugen.

Endlich sind wir in Adampol, dem freundlichen Dorfe der polnischen Bauern, in dem man so prächtigen Kirschschnaps kocht und so saftiges Geflügel brät. Aengstlich schaut unser Wirt auf die zutrauliche Madama. Hat er doch zwei gewaltige, bernhardinerartige Hunde, die das ganze Dorf wegen ihrer Wildheit fürchtet. Madama, Madama, wie wird es dir ergehen!

Erwartungsvoll betreten wir den Vorhof des Bauernhauses, das uns Obdach bieten soll. Madama geht gelassen neben uns her. Doch da sind schon die Hunde. Bellend stürmen sie auf uns zu. Madama läßt sie ruhig kläffen. Jetzt stehen sie in bedenklicher Nähe. Da fährt der schlanke Rumpf unsrer Freundin plötzlich nach rechts und links, und ein paar scharfe Bisse zucken in die Luft. Das haben die riesigen Köter nicht erwartet. Verdutzt stehen sie da. Madama aber untersucht mit jovialer Ruhe alle Winkel des Hofplatzes. Dann legt sie sich zu unsern Füßen nieder, um das reichliche Mahl zu teilen. Die großen Hunde würdigt sie keines Blickes.

Das schöne, straffe und mutige Tier wird rasch der Liebling aller. Auf jeder Wanderung ist Madama an unsrer Seite. Mit großer Geschicklichkeit balanciert sie über die schmalen Baumstämme, die die Bergbäche über-



Orientalischer Gassenhund

brücken, und vor dem Fenster unsers Schlafzimmers rollt sie sich zusammen, um draußen zu übernachten.

„Warten Sie nur ab, bis es Nacht wird," sagten unsre Wirtsleute, „dann geht es der Madama schlecht." Aber Unkraut und ein unverzagter Gassenhund aus Beikos vergehen nicht so schnell. Langsam nähern sich die riesigen Hunde des Gehöfts dem schlummernden Tier und bleiben verlegen wimmernd in achtungsvoller Entfernung stehen. Sie wissen, daß mit dem fuchsfarbigen Fremdling nicht gut Kirschen essen ist.

„Wer die mal zur Schwiegermutter bekommt!" meint ein Spaßvogel und schüttelt sich lachend. Wir müssen ihm beistimmen, das wäre wohl kein idyllisches Los.

So bleibt die Nachtruhe der mutigen Madama ungestört. Sie ist ein Frühauf. Beim ersten Morgengrauen lugt ihr spitzer Kopf durchs offene Fenster, und wenn wir ein paar freundliche Worte an sie richten, gerät sie vor Freude ganz außer sich.

Doch eine Grenze hat selbst ihre Anhänglichkeit. Pulver und Blei kann sie nicht leiden. Knallt die Flinte, so flüchtet sie eiligst aus dem Bereich der Kugel und wartet winselnd und schwanzwedelnd, bis wir die gefährliche Thätigkeit einstellen.

So verlebte Madama mit uns ein paar fröhliche Tage im grünen Bergwald, um uns dann nach Beikos zurückzugeleiten. Auf den Dampfer wollte sie aber unter keinen Umständen. Traurig stand sie am Ufer und sah den scheidenden Freunden nach. Ja, ja, „Scheiden ist ein bittres Leiden", wenn man auch nur ein armer Straßenhund ist, der auf der weiten Gotteswelt kein getreues Menschenherz weiß.

Wir alle werden Madama nicht so bald vergessen. Vielleicht haben wir auch dem deutschen Leser die Ueberzeugung vermittelt, daß er die stereotypen Aufsätze über Straßenhunde nicht lesen darf, ohne zu den flüssigen Worten „ein Körnchen Salz" hinzuzufügen.

Das Königliche Interimtheater in Stuttgart

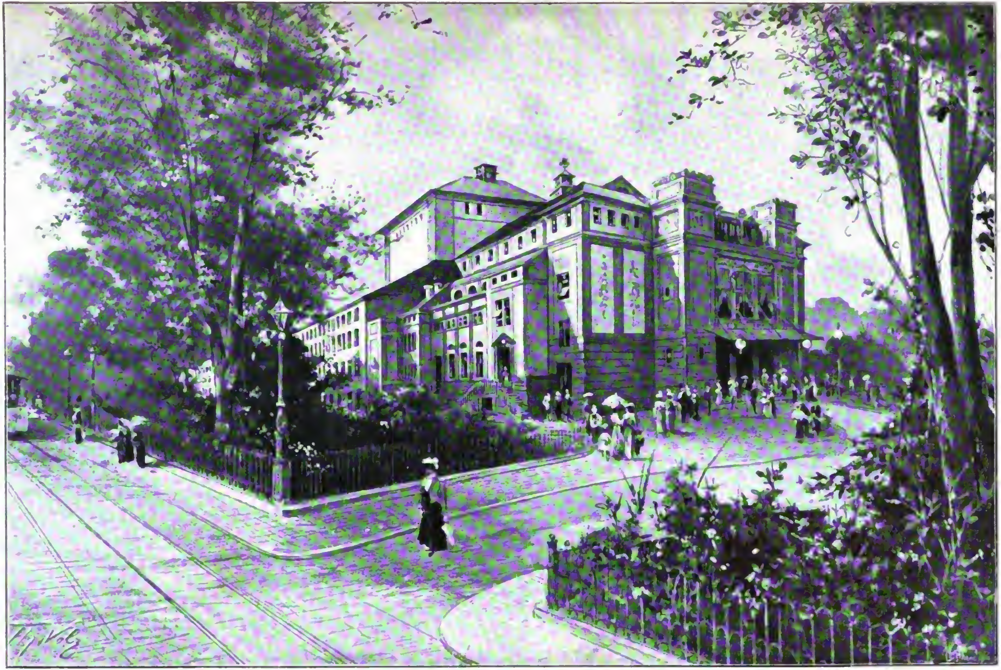
In der Nacht vom 19. zum 20. Januar wurde das Königliche Hoftheater in der württembergischen Hauptstadt ein Raub der Flammen. Trotzdem die Notwendigkeit zu Tage trat, der heimatlos gewordenen dramatischen Kunst so rasch als möglich eine neue Heimstätte zu schaffen, vergingen doch Monate, ehe sich die widersprechenden Meinungen dahin geeinigt hatten, daß bis zur Erbauung eines momuntalen Gebäudes wenigstens ein provisorisches Theater geschaffen werden müsse. Von der Idee, hierfür irgend ein vorhandenes Gebäude zweckentsprechend einzurichten, wurde glücklicherweise bald Abstand genommen, um so mehr, als die Hoftheaterintendanz der Notwendigkeit Ausdruck gab, künftighin für das Schauspiel und für die Oper zwei gesonderte Gebäude zu errichten, und so wurde denn die Erbauung eines „Interimtheaters" beschlossen, in dem man aber, nach der Solidität des Baues zu schließen, wohl das Schauspielhaus kommender Zeiten erblicken kann, das aber, bis zur Erbauung des großen Opernhauses, allen Spielgattungen gewidmet sein wird.

Ein Teil des Schloßgartens wurde vom König als Bauplatz angewiesen und den Bauräten Eisenlohr und Weigle die Ausarbeitung der Pläne übertragen. Die Architekten hatten wahrlich keine leichte Arbeit zu bewältigen, zumal der Bau in kürzester Zeit ausgeführt werden sollte und mit der am 8. April erfolgten Erteilung des Auftrages sofort die Arbeiten in Angriff genommen werden mußten. Am 18. April erfolgte der erste Spatenstich, und am 12. Oktober, also nach kaum sechsmonatlicher Bauzeit, ist das neue Haus eröffnet worden, — sicherlich ein glänzendes Zeugnis für die Architekten, für die Bauleitung, die der Firma Hangleiter übertragen wurde, und für den Maschineriedirektor Groß, der die gesamten bühnentechnischen Konstruktionen zu entwerfen und durchzuführen hatte.

Das Interimtheater ist ein solider, mit zementierten Fundamenten versehener Backsteinbau, bei dem alle leicht brennbaren Materialien vermieden wurden. Eine Feuermauer und der die Prosceniumsöffnung abschließende eiserne Vorhang isolieren das Bühnenhaus völlig vom Zuschauerraum, so daß ein Hinübergreifen eines Brandes von einem Teil zum andern fast ausgeschlossen erscheint. Bequeme Treppenhäuser und breite Korridore, eine ausreichende Zahl von Eingängen in das Haus selbst und zum Zuschauerraum sorgen in ausgiebigem Maße für die Bequemlichkeit und Sicherheit des Publikums. Das 1100 Personen fassende Haus dürfte, bei der Uebersichtlichkeit seiner Anlagen, in $1^1/_2$ Minuten zu entleeren sein, ein nicht zu unterschätzender Vorzug für den Fall einer Gefahr, Panik oder Katastrophe.

In Anbetracht der vorgeschriebenen kurzen Bauperiode (der Eröffnungstermin war vom ersten Tage an vorgesehen und wurde trotz eines vierwöchigen Maurerstreikes innegehalten) mußte selbstverständlich auf besondere architektonische oder plastische Ausschmückungen verzichtet werden, und doch präsentiert sich der Bau, namentlich in dem Grün der ihn umgebenden Baumgruppen, die man nach Möglichkeit zu schonen wußte, äußerst geschmackvoll. Die Monotonie der Fronten wurde durch Anwendung von Pilastern und einem rustikaähnlichen Unterbau, die sich im dunkeln Grau von den weißen Feldern wirkungsvoll abheben, vermieden. Mit Verwendung von Renaissancemotiven ist das Haus im Putzstil erbaut und läßt schon in seiner äußern Gliederung anschaulich die innere Verwendung erkennen. Dem hoch überragenden Bühnenhause mit seinen dem technischen Betriebe gewidmeten Seitenflügeln, die Magazine, Ankleideräume, Probezimmer und eine Probebühne bergen, schließt sich der schmälere Zuschauerraum an, dem die vortretenden Treppen- und Korridorräume angegliedert sind. Diese wurden für den obersten Rang zu offenen Terrassen ausgenützt. Die Räume des Vestibüls und der Foyers, die von zwei Treppentürmen, die die Vermittlung zum zweiten Rang und zum Amphitheater bilden, flankiert sind, springen in der Hauptfront etwas vor, die, versehen mit Reliefs, die darstellenden Künste versinnbildend, des architektonischen Reizes nicht entbehrt.

Für die Innendekoration hatten die Architekten



Das Königliche Interimtheater in Stuttgart

Nach einer Zeichnung von Th. Volz

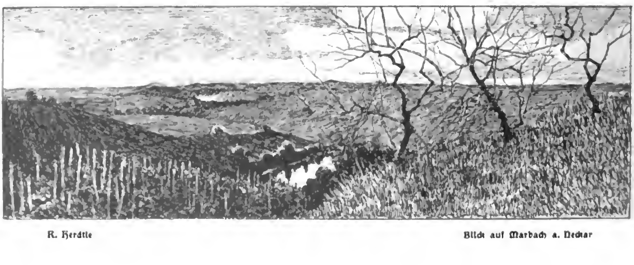
den modernisierten Barockstil vorgesehen, doch mußte er im Interesse der Einheitlichkeit ein wenig modifiziert werden, da der Zuschauerraum auf hohen Wunsch im Jugendstil gehalten werden sollte. Vom weißgehaltenen, am Plafond kassettierten Vestibül, zu dem auch die Treppenhäuser des zweiten Ranges Verbindung haben, gelangt man zu den um einige Treppen erhöhten Parterrekorridoren, in die beiderseits von der Straße zwei Seiteneingänge einmünden, und von wo aus die Treppen zum ersten Rang emporsteigen. Die Korridore des Parterres sind in Chamois, die des ersten Ranges in Violett, die des zweiten Ranges in Olivgrün gehalten, während die Wände des Zuschauerraums auf blaßgrünem Untergrund in weißem Stuck kassettierte Reliefs, Bogenführungen und Pilaster zeigen. Die Logenwände und Brüstungen sind mattgrün gebeizt und mit dunkelgrünen Plüschüberzügen versehen, welcher Stoff auch zu den Draperien und Vorhängen der Hoflogen benutzt ist. Für die Beleuchtung sorgen zahlreiche Glühkörper an den Logenbrüstungen, während solche im Vestibül und Foyer nur an den Decken angebracht sind, so daß die Aufdringlichkeit großer Lüstres vermieden ist. Weite Garderoberäume, Toiletten zu beiden Seiten aller Ränge sorgen ebenfalls für die Bequemlichkeit des Publikums. Der Zuschauerraum gliedert sich in die das Bühnenportal einnehmenden Prosceniums- und Hoflogen im Parterre, in ein sechzehn Sitzreihen und mehrere Logen enthaltendes Parkett, in den ersten Rang mit einundzwanzig Vorderlogen und zwei Sitzreihen und in den zweiten Rang, hinter dem das Amphitheater mit acht Sitzreihen emporsteigt. Die ovale Form der Logenbrüstungen, die zweimal ausbuchtend unterbrochen ist, ermöglicht die günstigsten Sehlinien, und auch die Akustik läßt nichts zu wünschen übrig. Ein wahres Schmuckkästchen ist das im ersten Rang befindliche Foyer, das in den zartesten Farben, blaßgrün, weiß und gelb, gehalten ist, und in das wirkungsvoll mehrere goldvergitterte Balkons vom Verbindungsgang des zweiten Ranges einspringen. Praktisch eingerichtete Büffetts und Wirtschaftsräume sorgen auch hier, wie in einem einfacheren Foyer des zweiten Rangs, für die Bedürfnisse des Publikums.

Das Orchester im Zuschauerraum fällt dadurch besonders auf, daß es 3 Meter unter das Bühnen- und 2½ Meter unter das Parkettniveau versenkt und zur Gewinnung des Raumes 1,70 Meter unter die Bühne eingebaut ist, — lauter Momente, die für den kleinen Zuschauerraum im Interesse der Schallwirkung notwendig waren. Die Bühne ist mit allen Errungenschaften der modernen Technik versehen, alle Konstruktionen sind in Eisen ausgeführt. Sie hat eine Prosceniumsöffnung von 8,50 Metern, eine Prosceniumshöhe von 6,20 Metern. Die Breite des gesamten Bühnenraumes beträgt 20 Meter, die Tiefe 14 Meter; doch schließt sich noch eine Hinterbühne an, die über eine Breite von 12 und eine Tiefe von 7 Metern verfügt. Sämtliche Versenkungen und die fünf vorhandenen Flugapparate werden mittels hydraulischen Drucks gehandhabt, während für die 45 Dekorationszüge, durchweg an Drahttauen, der praktischere Handbetrieb vorgesehen ist. Zwei Arbeitsgalerien liegen zwischen der Bühne und dem 19 Meter über dem Bühnenniveau liegenden Schnürboden. Auf der untersten Arbeitsgalerie befindet sich 8½ Meter über der Bühne die Orgel, deren Spieltisch 6 Meter tiefer steht, und unter dem mit kluger Ausnutzung des Raumes der elektrische Lichtregulator angebracht ist, der im Dreifarbensystem 1700 Glühlampen, sechs Bogen- und sechs Effektapparate im ganzen Hause zu regulieren vermag. Zwei Panoramawände und drei Wandelprospekte sind zur Erhöhung dekorativer Effekte und zur Abgrenzung des Horizonts installiert. Jedenfalls steht der neuen Bühne alle Bequemlichkeit und jedes Raffinement der Technik zur Verfügung. Mit der größten Bequemlichkeit sind die seitlich der Bühne im Parterre und in zwei Stockwerken untergebrachten Ankleideräume, Proben- und Konversationszimmer ausgestattet. Für das Solopersonal giebt es zu beiden Seiten je sechs Räume, während dem Chor- und Ballettpersonal je ein großer Raum zugewiesen ist. Ein Statistenankleideraum, eine Kantine, Magazine und eine Portierwohnung, von der aus der Bühnenzugang stets bewacht werden kann, ferner die Heizungs- und Luftventilationsanlagen befinden sich im Souterrain, wo auch eine Feuerwache ihr Dienstzimmer hat. Hier münden alle Alarmleitungen des Hauses und von der Feuerwehrzentrale ein.

In Gegenwart des württembergischen Königspaares wurde am 12. Oktober das neue Haus feierlich eröffnet. Es macht den Erbauern und dem Hoftheaterintendanten Baron zu Putlitz, dessen fachmännischer Rat bei allen Details zur Geltung kam, alle Ehre.

Möge ein guter Genius über dieser neuen Kunststätte schweben und den Ruhm und die künstlerische Leistungsfähigkeit des Stuttgarter Hoftheaters segnend beschirmen.

Karl Skraup



R. Herdtle — Blick auf Marbach a. Neckar

Aus dem Reiche der Sterne

Auch wer niemals mit Interesse den Blick zum Sternenhimmel emporwendet, kennt doch wenigstens den Morgen- und Abendstern, den hellsten unter allen Sternen am Firmament. Besonders als Abendstern zieht er von Zeit zu Zeit die Aufmerksamkeit der heimkehrenden Spaziergänger auf sich, wenn er nach Untergang der Sonne als erster sichtbarer Stern auf dem blauen Himmelsgrund hervortritt. Bei den Alten hieß dieser Stern Hesperus, während der Morgenstern den Namen Lucifer führte. Beide sind ein und dasselbe Gestirn, aber es mag lange gedauert haben, bis man es erkannte. Heute wissen wir, daß es der Planet Venus ist, der, je nach seiner Stellung zur Sonne, uns als Morgen- oder Abendstern erscheint, und daß er sich in nahezu kreisförmiger Bahn innerhalb der Erdbahn um die Sonne bewegt. Von der Sonne bleibt Venus durchschnittlich 107,5 Millionen Kilometer entfernt, der Erde kann sie sich dagegen bis auf 40 Millionen Kilometer nähern, aber auch bis zu 257 Millionen Kilometer von ihr entfernen. Um die Zeit, wenn dieser Planet der Erde ziemlich nahe ist, wird er bisweilen so glänzend, daß man ihn am hellen Tage mit bloßem Auge sehen kann, sogar um die Mittagsstunde. Dies ereignete sich u. a. im Jahre 1716, und die Bewohner Londons liefen zusammen und staunten den ihnen unbekannten Stern als Wunder an. Das Gleiche war der Fall in Paris, als Napoleon aus Italien zurückkehrte, nur hielt man dort die Erscheinung für den Glücksstern des bewunderten Feldherrn.

Zur Zeit, wenn Venus im hellsten Glanz strahlt, zeigt sie sich im Fernrohr als Sichel, wie der Mond zwei Tage vor dem ersten oder letzten Viertel. Menschen mit sehr scharfen Augen wollen diese Sichelgestalt sogar ohne Fernglas wahrgenommen haben. In Bezug auf Größe weicht Venus nach den neuesten Messungen nicht viel von unsrer Erde ab, denn ihr Durchmesser beträgt 12180 Kilometer, während der äquatoriale Erddurchmesser 12760 Kilometer lang ist. Die Umlaufszeit oder das Jahr der Venus umfaßt nahezu 225 Erdentage. Man sollte glauben, daß ein so glänzender Planet, der uns außerdem von allen Hauptplaneten zeitweise am nächsten kommt, in Bezug auf seine Oberfläche sehr genau beobachtet werden könnte. In Wirklichkeit ist dies nicht der Fall, teils gerade wegen des starken Glanzes, teils auch deshalb, weil Venus, wenn sie sich in größerer Nähe bei der Erde befindet, uns nur als schmale Sichel erscheint. Ueber die Beschaffenheit der Venusoberfläche ist man daher bis zur heutigen Stunde noch sehr im unklaren, ja die Beobachtungen widersprechen sich zum Teil. Im Jahre 1667 wollte der berühmte Dominikus Cassini matte Flecke auf der Venusscheibe gesehen haben, und man schloß daraus, daß dieser Planet sich in $23^1/_4$ Stunden um seine Achse drehe. Herschel vermochte dagegen niemals Flecke auf der Venusscheibe wahrzunehmen, die hinreichend deutlich waren, um ihm ein Urteil über die Umdrehungsdauer dieses Planeten zu gestatten. Der Astronom Schröter sah wiederholt am Ende der südlichen Spitze der Venussichel einen matten hellen Punkt und erklärte ihn als Gebirge, dessen Gipfel von der Sonne erleuchtet würde, während der Fuß noch im Dunkel der Nacht ruhe. Auch sah er wiederholt einen schwachen Lichtschimmer am Rande der sichelförmigen Venus, den er als Dämmerungserscheinung bezeichnete. Andre Beobachter haben diesen zarten Lichtsaum ebenfalls gesehen, und man darf ihn in der That als Dämmerungsbogen betrachten; aber bezüglich der dunkeln Venusflecke herrscht noch heute große Ungewißheit. Selbst in den mächtigsten Teleskopen der Gegenwart erscheint die Oberfläche dieses Planeten sehr gleichförmig und monoton; nur selten erblickt man auf ihr hie und da einen matten, dunkeln Hauch oder auch hellere Stellen, die aber schwer wiederzuerkennen sind. Der berühmte Schiaparelli hat aus seinen eignen und mehreren fremden Beobachtungen den Schluß gezogen, daß die Venus (ähnlich wie der Planet Merkur) der Sonne stets die nämliche Seite zuwende, doch hat er diesen Schluß nur als wahrscheinlich, nicht als sicher hingestellt. In der That wollen auch andre Beobachter mit gleich guten Instrumenten aus der scheinbaren Bewegung matter Flecke den Schluß ziehen, daß die Venus in nahezu 24 Stunden um ihre Achse rotiere, also in dieser Hinsicht der Erde sehr ähnlich sei. Dieser Schluß wird durch Beobachtungen mit dem Spektroskop, die neuerdings auf der Sternwarte in Pulkowa angestellt worden sind, unterstützt, und man darf hoffen, daß die alte Streitfrage nach der Umdrehung des Planeten Venus in nicht zu langer Zeit ihre Erledigung findet.

Eine höchst sonderbare und bis jetzt völlig unerklärte Erscheinung zeigt sich bisweilen in der Nachtseite der Venus. Wenn dieser Planet nämlich als schmale Sichel erscheint, so erblickt man nicht eben selten den dunkeln Teil der Scheibe in phosphorischem Lichte. Etwas Aehnliches sieht man bekanntlich bei unserm Monde regelmäßig kurz vor oder nach dem Neumonde, und man weiß, daß dieser Schimmer durch das Licht der Erde entsteht, das die Nachtseite des Mondes erleuchtet. An der Venus ist ein solcher phosphorischer Schimmer schon bald nach Erfindung der Ferngläser wahrgenommen worden, dann wiederholt gegen Ende des 18. und noch häufiger im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts. Wenn Venus von einem Monde begleitet wäre wie die Erde, so könnte man annehmen, daß der phosphorische Schimmer in ihrer Nachtseite möglicherweise durch das Licht dieses Mondes verursacht würde, allein Venus besitzt keinen Mond. Verschiedene Astronomen haben unter diesen Umständen darauf hingewiesen, daß vielleicht die Beleuchtung durch den nahen Planeten Merkur hinreichend sei, um die Erscheinung hervorzurufen, allein eine genauere Untersuchung führte zu dem Ergebnisse, daß daran unter keinen Umständen gedacht werden kann. Herschel meinte, daß zu gewissen Zeiten die Atmosphäre der Venus stark phosphorescierend würde und dadurch die Erscheinung zu stande komme; allein in diesem Falle entsteht die Frage, wodurch diese Phosphorescenz hervorgerufen wird, und man ist nicht klüger als zuvor. Gruithuysen, in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, glaubte das

Problem zu lösen, indem er annahm, jenes Licht werde von Bewohnern der Venus hervorgerufen, die bei gewissen Gelegenheiten große Feste feierten und zwar durch Freudenfeuer, die überall auf ihrem Planeten angezündet würden. Diese Erklärung ist aber so phantastisch, daß sie nur als Kuriosum angeführt sei. Die richtige Deutung der merkwürdigen Erscheinung ist bis heute noch nicht gefunden und steht als würdiges Problem für den menschlichen Scharfsinn da. Wenn es auf dem Planeten Venus denkende Wesen giebt, so muß ihnen zu gewissen Zeiten unsre Erde als höchst glänzender Stern erscheinen; sie wendet dann der Venus ihre voll beleuchtete Scheibe zu, und man würde von diesem Planeten aus schon mit mäßigen Ferngläsern unsre Kontinente und Meere sowie die eisbedeckten Regionen an den Erdpolen, endlich die wechselnde Bewölkung in unsrer Atmosphäre sowie die tägliche Umdrehung der Erde um ihre Achse wahrnehmen können. Ob aber wirklich auf jenem Planeten denkende Wesen ihre Augen zum Sternenhimmel erheben, das ist eine Frage, deren sichere Beantwortung den Menschen wohl niemals gelingen wird. K.

Der letzte Sommervogel

Von

C. Schenkling

Wenn dem sinnigen und aufmerksamen Naturfreunde bei seinem ersten Frühlingsgange ins Freie der wohlbekannte „kleine Fuchs" oder der nicht minder bekannte „Zitronvogel" begegnet, dann bleibt er wohl einige Augenblicke stehen, um über diese so lang vermißten und sehnlichst erwarteten Herolde einer schöneren Zeit recht still und herzlich sich zu freuen. Wie sie dahinflattern, diese ersten Sommervögelein, wie sie hastig dahinschweben über die noch schmucklosen Wiesen und Fluren, gleich als suchten sie das erste Blümchen des jungen Frühlings, das sie grüßen und küssen möchten ob der fröhlichen und wonnigen Zeit, die nun anheben soll. Während man so in stiller Freude den kleinen Frühlingsboten nachschaut und im Geiste schon das zahlreiche Heer der lieblichen Sommervögel, einen immer schöner als den andern, vorüberschweben sieht, denkt man vielleicht nicht daran, daß zur selben Zeit aus winzigen Eiern zarte Räupchen hervorkommen, die als Schmetterlinge die letzten ihres Stammes sein werden, bestimmt, den Reigen der Sommervögel zu beschließen und uns den Abschiedsgruß dieser poetischen Geschöpfe zu bieten.

Es ist eine auffallende Erscheinung, eben jetzt, da die nächtlichen Herbstfröste den sorglos-verwegenen Spätlingen der Blumen- und Insektenwelt ein gebieterisches memento mori zurufen, da die gesamte Natur ihrer Reize sich entkleidet und zur winterlichen Ruhe vorbereitet, von einem Schmetterling überrascht zu werden. Erwarteten wir doch eher, von „Schneevögeln" uns umschwirrt zu sehen, als jetzt noch dem gaukelnden Spiel eines Sommervogels zuschauen zu können! Und doch bietet sich gerade jetzt die Gelegenheit, die genaue Bekanntschaft eines Schmetterlings zu machen, den wir zur gewöhnlichen Schmetterlingszeit vergeblich suchen würden. Säumen wir darum nicht, lenken wir vielmehr in den Dämmerstunden eines windstillen Abends unsre Schritte nach dem Baumgarten oder nach einer Obstbaumanlage, denn dort ist in der Zeit von Mitte Oktober an bis zum Weihnachtsfest der letzte der Sommervögel anzutreffen, da Eis und Schnee ihn gar nicht oder doch nur wenig zu kümmern scheinen. Während vor diesen winterlichen Zeichen der ganze Troß der Sommervögel zurückweicht, sich sorglich verkriecht oder den Einwirkungen der Kälte erliegt, so wagt es dieser kleine Nachzügler, in Trotz und Uebermut erst jetzt den Mai seines Lebens zu genießen. In beständiger Unruhe huscht der Winterheld wiederholt an uns vorüber, setzt sich zu kurzer Rast bald an diesen, bald an jenen Stamm, wobei er durch verschiedene Haltung seiner Flügel sowohl an die Tag- als Nachtfalter erinnert. Nirgends will's ihm gefallen, auch kümmern ihn die andern nicht, die wie er in feuchtkalter Luft umherflattern.

Sein unstetes Benehmen verrät nur zu bald, daß seine Flattereien einen besonderen Zweck haben, nämlich den, an irgend einem traulichen Plätzchen das Weibchen aufzusuchen, dem es leider nicht vergönnt ist, dem beschwingten Männchen halbwegs entgegenzukommen; denn seine Flugorgane sind zu unbrauchbaren Stummeln verkrüppelt, überhaupt seine gesamte Organisation nicht auf die Kunst des Fliegens angelegt. So bleibt ihm denn nichts weiter übrig, als sich in der Kunst des Wartens zu üben, zu hoffen und zu harren — bis einer kommt. Und er kommt. Trotz der bereits eingetretenen Dunkelheit finden sich die Geschlechter zusammen, und dann gehen die Männchen bald zu Grunde, während die Weibchen ihr Leben noch einige Tage länger fristen, um erst die Eier unterzubringen. In dieser Zeit verändert aber das Weibchen sein Aussehen auffallend: durch den Leib schimmern die blaßgrünen Eier, auch nimmt sein Gewicht um das Doppelte zu.

Sehen wir uns aber das winterliche Sommervogelpärchen näher an, so zeigt sich das Männchen gegen sein unbeholfenes und plumpes Weibchen viel zarter, schlanker, eleganter. Während der graue, mit schwarzbraunen Querbinden gezeichnete und dicht weißbestäubte Körper des letzteren wie verkommen erscheint, dem weder die kurzen Flügelstummel noch die stelzenähnlichen dünnen Beine als Zier gelten können, hat das schmächtigere, etwas längere Männchen in seinen braungrauen Flügelpaaren, deren vorderes feine, dunklere, wellenförmige Querlinien durchziehen, einen bedeutenden Vorzug.

Dem Weibchen bleibt dann noch die Sorge, die entwicklungsfähigen Eier an geeigneter Stelle unter-





Bildnisgruppe. Nach dem Gemälde von Ferdinand Keller

(Aus der Jubiläums-Kunstausstellung in Karlsruhe 1902)

zubringen. Dazu eignen sich aber nur Knospen, vorzugsweise Tragknospen, denn nur von diesen kann die sich entwickelnde Brut leben, die zudem noch erwartet, unmittelbar nach dem Ausschlüpfen gedeckten Tisch zu finden. Vorsorglich klettert darum die Mutter am Stamme empor, sie „bäumt“, um an der Knospe etwa 300 bis 350 Eier abzusetzen. Diese haben etwa die Größe eines Mohnkornes, sind länglich rund mit regelmäßig-grubiger Oberfläche, wodurch sie das Aussehen der Außenseite eines Fingerhutes erhalten. Vermöge ihres klebrigen Ueberzuges bleiben sie auf ihrer Unterlage haften, so fest, daß kein Sturm oder sonstiges Unwetter sie abreißen oder irgend schädigen könnte.

Erst wenn die Lerche in blauen Lüften trillert und die Frühlingssonne allerorten schlummerndes Leben weckt, wenn im Baum die Säfte aufs neue zu strömen beginnen und an den Knospen treiben und schieben — erst dann wird es auch in den Eierchen rege: junge Räupchen sprengen die Häute und kriechen daraus hervor als graue, kaum zwirnsfadendicke Wesen, die sich alsbald in die kaum zum Erwachen gekommenen Knospen hineinbohren. Jedes Blättchen, das sich hervordrängt zum Licht, fällt ihrer Freßsucht zum Opfer, ja sie überspinnen und umziehen mit feinen Fäden die ganze Knospe derartig, daß sie unmöglich sich entfalten kann, denn auch die Fruchtansätze werden zerstört. Kein Grün vermag aufzukommen, sofort ist es umsponnen, krampfhaft zusammengezogen und zerfressen; selbst die zuvor verachteten härteren Blattrippen werden vertilgt. Wehe dem Baum, dem solche Gäste beschert werden; seine Triebkraft kann nicht Widerstand leisten, er vermag sich nicht zu schmücken mit Blätter- und Blütenpracht — wie ein Gerippe steht er da, seine Aeste und Zweige gleichen dürrem Besenreisig. Die Knäuel und Klümpchen, die daran haften, sind die traurigen Zeichen von der Anwesenheit der bösen Gäste, denen es nunmehr selbst bange wird um ihre weitere Existenz: sie schicken sich an, die verwüstete leere Stätte zu verlassen. An langen Fäden lassen sie sich herab, um in der Nähe einen andern, einen frischen grünen Baum aufzusuchen und zu erklimmen. Findet sich ein solcher nicht — ringsum ist vielleicht schon alles verwüstet — dann gehen sie, nun einigermaßen ausgewachsen, zur Verpuppung in die Erde oder sie verhungern, wie es auch schon beobachtet worden. Bei normaler Entwicklung häutet sich die Raupe fünfmal. Erwachsen sieht sie gelbgrün aus, hat gelbliche, rotpunktierte Längslinien und einen schwarzen Kopf und ist als „Spannraupe“ oder „Spanne“ nicht nur bekannt, sondern auch berüchtigt. Wenngleich sie nicht sehr wählerisch ist und in gleicher Weise auf Eichen, Buchen, Linden, Hainbuchen, Rüstern und Walnußbäumen haust, so sind ihr unsre Obstbäume doch weit genehmer, und auch ihr ist der gute Apfelbaum ein „wundermilder Wirt“. Es dürfte wohl selten ein Jahr vergehen, daß die Raupe in unsern Obstgärten sich nicht bemerklich machte. Am empfindlichsten schadet sie in kalten Frühjahren, die die Entwicklung der jungen Triebe aufhalten, so daß die Raupen Zeit gewinnen, sie gründlich auszufressen, wogegen ihnen in warmen und feuchten Frühlingen die Blätter sozusagen über den Kopf wachsen.

Wie bereits angedeutet, vergräbt sich die Raupe zur Verpuppung in die Erde. Meist am Fuße desselben Baumes, der sie bisher ernähren mußte, wühlt sie sich ein und verwandelt sich in gerundeter Höhle zu einer gedrungenen, hellroten Puppe mit stumpfem, zweifadigem Ende, aus der sie erst im Oktober oder November als Frostspanner, Cheimatobia brumata L., hervorgeht, der dann als letzter der Sommervögel die bunte Reihe dieser zum Abschluß bringt.

Hinsichtlich der empfindlichen Verheerungen, die der Frostschmetterling unsern Obstbäumen zufügt, erscheint es ganz natürlich und geboten, daß ihm mit aller Energie entgegengetreten wird. Der Umstand, daß das Weibchen nicht fliegen kann und zum Ablegen der Eier am Baumstamm emporkriechen muß, führte von selbst auf die Idee, ihm den Weg zur Baumkrone ungangbar zu machen. Die geeignetste Wegsperre wird durch einen mit Brumataleim bestrichenen Gürtel, den man am Baumstamm anbringt, gebildet. Sobald das befruchtete Weibchen über diesen Ring schreiten will, klebt es fest und kann leicht unschädlich gemacht werden.

Mit der sorgfältigen Anwendung dieses Mittels sind in den verschiedenen Gegenden und Ländern schon unglaubliche Mengen dieses Schädlings getötet und Millionen seiner Eier vernichtet worden. So hat in Schweden ein Graf Cronstedt eines Jahres in den Tagen vom 23. September bis 24. Oktober mittels dieser Ringe 22716 gezählte Weibchen gefangen, und er veranschlagt die nicht gezählten Individuen noch auf ungefähr 6000 Stück. Sind auch solche Resultate bei uns noch nicht erzielt worden — möge es auch nie dahin kommen! — so ersieht man doch aus diesen Zahlen, wie gefährlich allein dieser eine Feind unsern Obstbaumanlagen werden kann, und wie sehr man Ursache hat, ihn trotz seiner interessanten, abenteuerlichen Erscheinung mit wachsamen, mißtrauischen Augen anzusehen. Die Gefahr ist aber um so größer, als der Frostspanner in der Regel von einem nahen Verwandten, dem großen Frostspanner, Cheimatobia defoliaria (Blattzerstörer) begleitet ist, der in seiner Lebensweise jenem fast gleichkommt und mit ihm gemeinsame Sache macht.

So bietet die Natur in ihrem wunderbaren Walten uns häufig genug interessante Scenen dar; sie stellt aber auch die ernste Aufgabe, diese uns selber zum Heil zu gestalten, nicht aber durch Gleichgültigkeit unbemerkt an uns vorübergehen oder gar zum Schaden gereichen zu lassen.





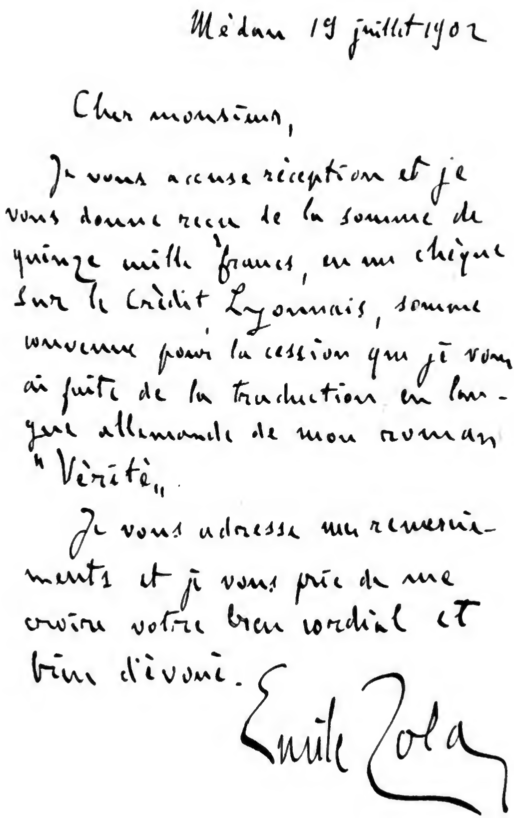
Phot. Ettore Peški, Neapel

Emile Zola †

Von

G. Hoff

Drei Persönlichkeiten haben mit markantem Hervortreten seit dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts die Weltlitteratur, ja, wenn man will, das gesamte Kulturleben der modernen Zeit beherrscht, der Russe Leo Tolstoj, der Norweger Henrik Ibsen und der Franzose Emile Zola. Der letztere war, obwohl gleichfalls schon dem Greisenalter genaht, nicht nur der jüngste, sondern auch der lebenskräftigste von ihnen, und doch hat gerade er zuerst aus dem Leben scheiden müssen, infolge einer jener Schicksalstücken, die die Größe und die Kleinlichkeit des Menschendaseins häufig in so grellem Gegensatze vereinigt erscheinen lassen. Die drei Männer haben insofern das gleiche Geschick geteilt, als sich hinsichtlich ihrer Wertschätzung, weniger allerdings ihrer litterarischen als ihrer moralischen, noch während ihres Lebens ein gründlicher Umschwung der öffentlichen Meinung vollzogen hat. Ihrer ganzen Wesensanlage nach Optimisten und Idealisten, haben sie lange Zeit als das Gegenteil gelten müssen, und namentlich bei Zola hat es einer langen Reihe von Jahren bedurft, bis über ihn



Médan 19 juillet 1902

Cher monsieur,

Je vous accuse réception et je vous donne reçu de la somme de quinze mille francs, en un chèque sur le Crédit Lyonnais, somme convenue pour la cession que je vous ai faite de la traduction en langue allemande de mon roman "Vérité".

Je vous adresse mes remerciements et je vous prie de me croire votre bien cordial et bien dévoué.

Emile Zola

Brief Zolas an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

das Urteil sich bilden konnte, das heutzutage bis auf einen kleinen Bruchteil wohl von der ganzen gebildeten Welt geteilt wird.

Emile Zola gehörte mit Gustav Flaubert, Alphonse Daudet und den beiden Brüdern Goncourt zu der Schule französischer Romandichter, die, bis auf Balzac zurück, gemeinhin die naturalistische genannt wird. Zola selbst hat sich gegen diesen Namen gewehrt, weil er zu Verwechslungen Anlaß geben könne, und gemeint, man möge die Schule, zu der er sich mit seinen litterarischen Freunden bekenne, lieber die exakte oder die der exakten Lebensdarstellung nennen. Insofern hat er nicht unrecht gehabt, als das Grundprinzip, das nach seiner und seiner künstlerischen Genossen Anschauung die Schilderung der erzählenden Dichtung unsrer Zeit beherrschen sollte, enge Anlehnung an das Vorgehen der modernen exakten Wissenschaften zu suchen habe. Der Romandichter habe das Leben und die Welt nicht anders darzustellen als der moderne Historiker, der für jedes Faktum, über das er berichte, seine beglaubigte Vorlage, sein „Dokument" haben müsse; wie nach „historischen", habe der moderne Erzähler nach „menschlichen" Dokumenten zu arbeiten. Im Grunde forderte Zola für die erzählende Kunst, was schon Shakespeare durch seinen Hamlet als Ziel und Endzweck der dramatischen hatte aufstellen lassen: dem Leben der Gegenwart den Spiegel vorzuhalten, dem Jahrhundert und Körper der Zeit den Abdruck der Gestalt zu zeigen. Daß nach diesen Grundsätzen der geforderte roman expérimental als Kunstwerk möglich ist, hat Zola jedenfalls durch zwei seiner Werke unwiderleglich dargethan, durch „Germinal" und „Zusammenbruch"; daß der gezeigte Weg aber der einzig richtige ist, dürfte noch zu beweisen sein. Zola hat jedenfalls der richtigen Würdigung seines künstlerischen Schaffens dadurch die größten Schwierigkeiten bereitet, daß er der Schilderung dessen, was die Lebenswirklichkeit an Brutalitäten darbietet, einen zu breiten Raum eingeräumt hat; die Züge, die mit zu dem richtigen Bilde gehören, treten nicht selten als dessen einzige hervor. Freilich hat man lange Zeit fast nur nach diesen Zügen gesucht und sich nach ihnen den ethischen Charakter eines Mannes konstruiert, der nichts weniger als der Cyniker war, den man in ihm hat finden wollen, und der die ganze gebildete Welt zur Anerkennung seines sittlichen Wertes zwang, nachdem er in dem berüchtigten Dreyfus-Handel das kühne Manneswort „J'accuse" gesprochen.



Phot. P. Gribayédoff, Paris

Emile Zola auf dem Totenbett

Wenn Zola sich vielleicht in den Mitteln seiner künstlerischen Darstellung geirrt hat, so ist das Publikum ihm gegenüber jedenfalls in einen noch größeren Irrtum verfallen, wenn es ihn, wie das anfangs durchgehends geschah, zu den Vertretern der pornographischen Litteratur zählte. Nichts hat verkehrter sein können. Dasselbe sittliche Pathos, das dem Dahingegangenen das unerschrockene Wort „J'accuse" diktierte, hat ihm die Hand geführt, als er nach seinen Erstlingswerken die Romanfolge „Die Rougon-Macquart" und nach ihr die drei großen Zeitromane „Lourdes", „Rom", „Paris" sowie die Serie der „Vier Evangelien", von denen allerdings nur drei vollendet wurden, schuf.*) Die pessi-

*) Der Roman „Wahrheit", der dritte in der Serie „Die vier Evangelien", ist von Zola noch vollständig druckfertig hinterlassen worden. Eine autorisierte deutsche Uebersetzung



Der Leichenwagen

mistische Stimmung, die uns aus einem großen Teil dieser Werke entgegenweht, entfließt nicht dem Geiste des schaffenden Künstlers, sondern dem Gegenstande, den er sich zur Darstellung wählte, und nur weil er der gegenständlichste und unerbittlichste aller bisher in der Weltlitteratur aufgetretenen Sittenschilderer war, konnte es geschehen, daß man die Stimmung seines künstlerischen Vorwurfs auf ihn, den schaffenden Künstler, übertrug.

Wenn eine Wendung in dem künstlerischen Schaffen Zolas eintrat, und zwar die Wendung, die mit den Tendenzromanen der „Vier Evangelien“ charakteristisch einsetzt, so erklärt sich das schon durch die Gesamtbezeichnung, die er seinen letzten Werken verliehen. Der Dichter hat den Pfad des Sittenschilderers verlassen und den des Heilsverkünders betreten, oder mit andern Worten, nachdem er bisher das Leben seines Volkes dargestellt, wie es wirklich ist, hat er nunmehr zeigen wollen, wie es sich nach dem sittlichen Bewußtsein unsrer Zeit gestalten müßte. Ein Wandel in seinem Wesen ist damit nicht eingetreten. Der unerschrockene Verteidiger der Wahrheit und Gerechtigkeit mag dem Publikum als ein andrer erschienen sein als derjenige, der die Romanfolge „Die Rougon-Macquart“ und innerhalb dieser die Werke „Nana“ und „Pot-bouille“ geschrieben; innerlich war jedoch in ihm keinerlei Wandel vorgegangen. Wenn man das sittliche Pathos, das den realistischen Romanschöpfungen Zolas zu Grunde lag, nicht erkennen wollte, oder wenn man nicht im stande war, es zu erkennen und auf sich wirken zu lassen, so beweist das nicht, daß es nicht vorhanden war. Möglich, daß es von vornherein nur die Absicht Zolas war, die sittlichen und gesellschaftlichen Zustände seines Heimatlandes während der zweiten Hälfte des neunzehnten

---

erscheint gegenwärtig in der Halbmonatsschrift „Aus fremden Zungen“ bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. In derselben Zeitschrift und in Buchausgaben des gleichen Verlags sind früher erschienen die Romane: „Das Geld“, „Der Zusammenbruch“ (auch in einer illustrierten Ausgabe), „Doktor Pascal“, „Lourdes“, „Rom“, „Paris“, „Fruchtbarkeit“ und „Arbeit“; in Buchform ferner die Werke: „Der Siegeszug der Wahrheit“, „Madame Sourdis—Nantas“, „Der naturalistische Roman in Frankreich“.



Phot. V. Gribayedoff, Paris

Die Beisetzung Emile Zolas: Anatole France hält auf dem Friedhof Montmartre die Grabrede

Jahrhunderts mit allen ihren Mängeln und Gebrechen in einem wahrheitsgetreuen Bilde zur Anschauung zu bringen, und daß ihm erst später der Gedanke gekommen ist, dem Wirklichkeitsbilde das Idealbild, der Darstellung des Ist-Zustandes die des Soll-Zustandes gegenüberzustellen: dann aber ist der zweiten Absicht die erste in ganz besonderer Weise zu statten gekommen, denn erst, nachdem er der Natur den Spiegel vorgehalten und dem Jahrhundert und Körper der Zeit den Abdruck seiner Gestalt gezeigt, konnte er, wie er es in den beiden ersten Teilen der „Vier Evangelien“ gethan, dazu übergehen, das Bild eines Zeitalters heraufzubeschwören, das die Schwächen und Gebrechen des jetzigen überwunden hat, dem Berufe des Dichters den des Sehers zugesellend. Der Vorgang hat weder etwas Unnatürliches noch etwas Ungewohntes an sich, denn Sittenprediger und Apostel gehen Hand in Hand, und wer Zola, selbst in einem „Assommoir“, in einer „Nana“ und einer „Joie de vivre“ nicht erkannt hat, dem ist sein Wesen überhaupt nie klar geworden. Gewiß, der Dichter ist vielleicht das stärkste und eigenartigst schildernde Talent gewesen, das die Weltlitteratur im 19. Jahrhundert hervorgebracht (ein „Meissonier mit dem Pinsel eines Dekorationsmalers“, wie ihn Jules Claretie äußerst treffend charakterisiert hat), aber darin hat nicht das Geheimnis seines Erfolges gelegen: was die Masse, allerdings mehr unbewußt als bewußt hingerissen hat, ist das mächtige sittliche Pathos gewesen, das sich hinter seinen Wirklichkeitsdarstellungen barg, selbst wenn, wie in „La terre“, dieses sittliche Pathos seinen Reflex in einem drastischen Humor fand, wie er seit Rabelais in der französischen Litteratur nicht mehr aufgetreten ist.

Mit dem großen Norweger und dem großen Russen gehört der jetzt dahingegangene französische Dichter, wie immer man ihn auch auffasse, zu den gewaltigsten Erscheinungen der Weltlitteratur während des letzten Menschenalters.

Die Martinsgans

Von

Gotthilf Carl

> „Herbei, herbei zur Martinsgans!
> Herr Burckardt mit den Brezeln — jubilemus,
> Bruder Urban mit der Flasche — cantemus,
> St. Barthel mit den Würsten — gaudeamus,
> Sind alle starke Patrone zur Martinsgans,“

so heißt's in einem alten Volksliede, und dieser Sang erscholl einstens aus vieltausend Kehlen am Abend jenes Tages, den die Kirche zu Ehren des heiligen Martin beging. Den einstigen frommen Bischof von Tours hat ein eigentümlich Verhängnis betroffen, indem er der Schutzpatron der Schlemmer und Prasser wurde, welche Ehre ihn selbst in den Ruf eines solchen brachte. Und oft mag man sich gefragt haben, was St. Martin mit der Gans und dem Gänsebraten zu thun habe. Es giebt der Lesarten mancherlei, die dies nachzuweisen suchen, und der deutsche Hausvater sollte, wenn er Messer und Gabel an den knusprigen und lieblich duftenden Vogel legt, Weib und Kind mit Nachdruck darauf hinweisen, daß er mit diesem Gerichte uralter Väter Brauch treulich bewahre.

Schon von alters her wurde am Abend vor dem Tage des Heiligen, zur Feier der Prävigilien, die Martinsgans gebraten; sie war das Hauptgericht bei jenem Gelage. Aber noch ehe sie zu Ehren des heiligen Martin verspeist wurde, bildete sie einen Hauptgang der Ernteschmäuse, die die heidnischen Germanen dem Wodan zu Ehren veranstalteten. In ihrem obersten Gott sahen unsre Altvordern ja nicht nur einen Gott des Krieges, sondern auch einen Gott des Friedens, der namentlich zum Gedeihen der Feldfrüchte seinen Segen spendete. Und hauptsächlich ihm zu Ehren feierte man im vorchristlichen Deutschland das große Herbstdankfest, bei dem das Gänseopfer eine Rolle spielte. Man weiß, daß die christlichen Sendboten mit der Verkündigung der Lehre vom „neuen Gott“ zunächst wenig Glück hatten. Erst als sie verstanden, ihre neue Lehre den bestehenden heidnischen Anschauungen anzupassen, schenkte man ihren Worten Gehör. Und nun lernten es die Diener der Kirche auch meisterlich, uralte heidnische Sitten, Gebräuche, Feste u. dergl. aufs beste mit der Lehre von der frohen Botschaft zu verschmelzen. Altgermanische Götter wandelte man in Heilige um, die Opferfeste jener in die Gedenktage dieser. So wurde auch der oberste Gott Wodan christianisiert. Da es aber nicht so einfach war, an Stelle des obersten Gottes, der in sich so viele Eigenschaften vereinigte, nur einen Heiligen zu setzen, nahm man in diesem Falle eine Zerstückelung vor und verteilte die dem Wodan zugesprochenen Kräfte und Eigenschaften auf verschiedene Heilige. So bekamen Petrus, der heilige Michael, St. Georg und auch der heilige Martin ihren Teil; ihm wurden die mildthätigen Eigenschaften und die segnende Kraft übertragen, wie er denn mancherorts als Spender des Weines, als Patron der Freigebigkeit und namentlich in den Niederlanden als Beschenker der Kinder verehrt wird. Die Wodansopfer und Odins Minne wurden schon in merowingischer und karolingischer Zeit zum Martinsschmaus und Mertenstrunk, und wie sehr diese convivia Martinalia an die Wodansopfer erinnerten, beweist ein Synodalbeschluß aus dem Jahre 590 gegen die pervigiliae, quas in honorem domini Martini observant (die Nachtfeiern zu Ehren des Herrn Martinus). Jedenfalls ist die Sitte uralt, und es ist wohl zu verstehen, daß man zu diesen volkstümlichen Schmausereien den volkstümlichen Vogel, der vielleicht auch der älteste Hausvogel der Deutschen ist, wählte. Schon in den schwedischen Runenkalendern ist der St. Martinstag mit einer Gans oder einem Gänsebraten bezeichnet, und so ist's heute

noch in den Tiroler Bauernkalendern der Fall. Die mittelalterliche Poesie kennt gar viele Loblieder auf die Martinsgans, die von den fahrenden Scholaren und den „frumben" Landsknechten vollauf gewürdigt wurde, was diese durch nimmer endendes Gänsestehlen und Gänseschlachten genugsam bewiesen. Im 16. Jahrhundert scheint das Verspeisen der Martinsgans in Deutschland allgemein verbreitet gewesen zu sein, denn Sebastian Franck berichtet (1567) in seinem „Weltbuch": „Nach dem kompt St. Martin, da isset ein jeder Hausvater mit seinem Hausgesinde eine Ganß." Natürlich stand mit dem Verzehren der Martinsgans die altherkömmliche Martinsminne in unmittelbarem Zusammenhange. So heißt es in einem „Frischen Liedlein" aus jener Zeit:

„Nun zu diesen Zeiten
Solln wir alle fröhlich sein,
Genßvögel bereiten,
Dazu trinken ein guten Wein.
Singen und hofieren
In St. Mertens Ehr'!"

Und in St. Mertens Ehr' wird heute noch allenthalben gesungen und „hofieret". Wie zu Michaeli in England, so prangt an Martini in Dänemark, Schweden, Norwegen und Deutschland eine Gans auf jedem Festtische. Im Havellande, wo auf Martini oft erst das Erntefest gefeiert wird, ist der Erntebraten zweifelsohne eine fette Gans. Auch in Hessen, wo alle Ortschaften, die keine Kirmes haben, einen sogenannten Martinsabend halten, d. h. einen Tag lang tanzen, essen und trinken, wird selbst von den Familien, die sich nicht bei diesen Belustigungen beteiligen, die Martinsgans verzehrt, und in Böhmen bestehen sogar in Spitälern eigne Stiftungen zum Ankauf einer Martinsgans. Ihre besondere Martinsgans aber haben die Nordhäuser, denn der Martinstag ist für diese Stadt ein Festtag im wahren Sinne des Wortes. Da ist nicht ein Haus, in dem nicht gescheuert, gebacken, geschlachtet und geputzt würde. Hat doch auf diesen Tag der Hausvater seine Gehilfen und Dienstboten, der Hauswirt seine Chambregarnisten, der Städter seine Vettern und Muhmen vom Lande zu Gaste geladen. Da giebt's ein ausgiebiges Festessen und hernach allerlei Kurzweil, so daß mancher Hausvater am andern Morgen seufzen mag: „Das war ein schönes Fest — aber auch ein teures!" Allem voraus thut es aber die Zunft der Schuhmacher, denn ein solcher hat einst den Dr. Luther, als er mit ihm auf dem Wege von Sangerhausen nach Nordhausen zusammentraf, zu sich zu Gaste geladen. Uebrigens wird in vielen Städten Thüringens und der Harzgegend das Martinsfest mit etwas kirchlichem Anstrich gefeiert. Da giebt es Umzüge der Kinder durch die Straßen, gemeinsamen Festgesang auf dem Marktplatz, Glockengeläute, Illumination und manches andre, welche Akte durch das Verzehren der Martinsgans beschlossen werden.

Die Vorliebe für die „haselnußbraune" Gans scheint dem Deutschen angestammt zu sein. Sie bringt auch einen liebenswürdigen Brauch des verewigten Kaisers Wilhelm I. in Erinnerung. Im Jahre 1848 war der in der Potsdamerstraße zu Berlin wohnhafte Juwelier Hossauer durch einen Zufall in persönliche Berührung mit dem damaligen Prinzen Wilhelm gekommen, durch eine Dienstleistung, die den zu jener Zeit wenig beliebten Prinzen vor einer Fatalität schützte, die unter Umständen schwere Folgen hätte haben können. Seit jenem Tage bewahrte der Prinz, zu dessen schönsten Tugenden die Dankbarkeit gehörte, ein freundliches Interesse für Hossauer, das sich vor allem darin zu erkennen gab, daß er an jedem 10. November im Kreise der Hossauerschen Familie dinierte. Natürlich bildete die Martinsgans das Hauptstück der Mahlzeit, und Prinz Wilhelm that ihr stets große Ehre an. Als der Prinz König geworden war, wagte Hossauer natürlich nicht, auf den hohen Besuch zu hoffen. Wie groß aber war seine Freude, als am 10. November zur gewohnten Stunde die Equipage des Monarchen vor dem Hause hielt. Unglücklicherweise hatte nun aber Hossauer diesmal nicht an eine Gans gedacht; er teilte dies dem Monarchen mit und fragte, ob er vielleicht schnell noch eine Gans von einem in der Nähe wohnenden Traiteur herbeischaffen lassen sollte. „Es ist nicht nötig," sagte der König lächelnd, „ich esse von dem, was Sie haben; in Zukunft aber wollen wir's wieder mit der Gans halten — die schmeckt mir doch nirgends so gut wie bei Ihnen." So fand sich der König thatsächlich für die Folge nach wie vor zur Martinsgans ein, und erst mit dem zunehmenden Alter stellte er diese Besuche ein.

Es gab auch eine Zeit, da waren gewisse Gaumen so verwöhnt, daß sie von der Gans nur noch die Leber mochten, das Fleisch aber als plebejisch verschmähten, was sich mit der Ansicht des „Almanac des Gourmands" vom Jahre 1804 berührt, der die Gans etwas von oben herab als einen „gut bürgerlichen Braten" bezeichnet. Nun, dieser gut bürgerliche Braten hat die Gourmets jener Zeit und ihren aristokratischen Geschmack überlebt und bei hoch und niedrig die größten Freunde gefunden, ob nun Borsdorfer Aepfel und Beifußzweige oder ausgekernte Rosinen und abgezogene Mandeln oder das sogenannte „Testament" als Füllung dienten, welch letzteres aus Apfelstücken, ausgekernten Backpflaumen, Sultaninen, grobgewiegten Mandeln, geriebenem Schwarzbrot und Ei besteht und von dem Heiligen als himmlisches Geheimnis in seinem Testament mitgeteilt worden sein soll. Wir wollen die Leutchen, die das leckere Füllsel verzehren, bei diesem Glauben lassen, können der Sage aber keinen historischen Wert zumessen, da von einem solchen Testament des heiligen Martin nirgends etwas bekannt ist.

Da dem heiligen Martinus (als Nachfolger Wodans) die Rolle eines Wettermachers zugeschrieben wurde, behielt auch die Gans das Ansehen eines Orakelvogels. Wie schon die nordischen Priester aus ihrem Fluge weissagten, so richteten sich die deutschen Ordensritter nach diesem „auspicium", und der deutsche Bauer mancher Gegenden schließt von dem Aussehen des an einem Faden aufgehängten Brustbeins der Gans heute noch auf die Witterung des kommenden Winters: färbt sich der Knochen weiß, so giebt es strenge Kälte, bleibt er dunkel, so giebt's vielen Schnee und warmes Wetter.

Wir aber wollen am Martinsabend singen wie ehedem:

„Martin, lieber Herre, nun laß uns fröhlich sein
Heut zu deiner Ehre und durch den Willen dein.
Die Gans sollst du uns verehren und auch den kühlen Wein;
Gesotten und gebraten: sie müssen all herein."

Aus der Frauenwelt

In dem abgelaufenen Jahrhundert hat sich die Frauenbewegung allmählich über alle Kulturländer verbreitet. Daß dabei hie und da auch mancherlei bedenkliche Erscheinungen zu Tage gefördert worden sind, soll nicht in Abrede gestellt werden; jedenfalls hat die Emanzipationsbewegung bei uns aber zu einem Fortschritt in der allgemeinen Volkserziehung den Anstoß gegeben, als sie in erster Linie die Hebung der höheren wie der niederen Frauenbildung sich als Ziel setzte. Den Frauen und Mädchen ist die Möglichkeit, sich eine gelehrte Bildung anzueignen, nun endlich auch in Preußen gegeben durch die ministerielle Genehmigung zur Errichtung eines Mädchengymnasiums in Köln und eines Mädchenrealgymnasiums in Schöneberg. In Bromberg wurde auf Anregung des Vereins „Frauenwohl" ein Kursus in Realgymnasialfächern eröffnet, der bis zur Reife für Obersekunda führen soll. Er wird gegenwärtig von neun Schülerinnen besucht, die sich später dem Apothekerberufe widmen wollen. In Graz promovierte als erster weiblicher Doktor dieser Hochschule Dr. phil. Seraphine Puchleitner. In Budapest fand in glänzender Feier unter Leitung des Rektors Professor Nocsey die Promotion der Aerztin Ida von Szendeff statt, die ihr Examen mit Auszeichnung bestand. Sie ist die dritte aus dieser Hochschule hervorgegangene Dr. medicinae.

Viel zu thun ist noch in Deutschland auf dem Gebiete der weiblichen Fortbildungsschulen, die nicht bloß die Erwerbsfähigkeit der Frauen erweitern, sondern gleichzeitig auf die breiten Schichten des Volkstums bildend und veredelnd einwirken sollen. Während für junge Leute männlichen Geschlechts im Deutschen Reiche etwa 12 500 Anstalten mit rund 540 000 Schülern vorhanden sind, stehen ihnen nur 2600 Fortbildungs- und Fachschulen für das weibliche Geschlecht mit rund 106 000 Schülerinnen gegenüber. In den meisten Orten geschieht wenig oder gar nichts für die Ausbildung der Mädchen zur Hausfrau oder zu irgend einem geeigneten Beruf, und Staaten wie Gemeinden trifft der Vorwurf, die Frage der systematischen Fortbildung der schulentlassenen Mädchen bisher stark vernachlässigt zu haben. Eine rühmliche Ausnahme machen Württemberg und Baden, die den Pflichtbesuch auch für die schulentlassenen Mädchen und infolgedessen allein 68 000 Fortbildungsschülerinnen haben. Es sind keineswegs die Behörden allein, die in dieser Hinsicht rückständig geblieben sind; in manchen deutschen Staaten, wie beispielsweise in Sachsen, Hessen, Weimar, Meiningen, Koburg und Gotha hat die Landesgesetzgebung bereits seit fast drei Jahrzehnten den Gemeinden das Recht verliehen, auch für Mädchen den Schulzwang durchzuführen. Trotzdem diese Länder beinahe ebensolange die obligatorische Fortbildungsschule für Knaben besitzen, sind die Erfolge auf dem Gebiete des Fach- und Fortbildungsschulwesens für Mädchen ganz unbedeutend und durchaus ungenügend geblieben.

Immer dringender macht sich überall seit dem Absterben der alten Wirtschaftsformen das Bedürfnis geltend, der weiblichen Erwerbsfähigkeit neue Wege zu erschließen. Am Kaiserlichen botanischen Garten in Petersburg wurden die neueingerichteten landwirtschaftlichen Kurse für Frauen von dem Landwirtschaftsminister A. S. Jermolow eröffnet, der dabei in einer längeren Rede auf die Notwendigkeit landwirtschaftlicher Kenntnisse bei Frauen auf dem Lande hinwies. Die Kurse umfassen Obst- und Gemüsebau, Molkereiwesen, Geflügelzucht und Bienenzucht. Außer den Vorlesungen und praktischen Uebungen werden Exkursionen nach Musterbaumschulen, Gemüsegärten und Milchwirtschaften unternommen. Obgleich die Zahl der Hörerinnen ursprünglich auf 40 festgesetzt war, fanden bereits 46 Aufnahme. — In Hannover bildete sich unter dem Vorsitz der Frau E. Podleck der erste Verein geprüfter Chemikerinnen, dessen Wirksamkeit international gedacht ist. Man versucht, den geprüften Chemikerinnen Stellung in Zuckerfabriken zu sichern. — Ein neuer Frauenberuf ist der von Fremdenführerinnen in Großstädten. In Berlin ist infolge des sehr regen Fremdenverkehrs während dieses Sommers bereits eine sich mehr und mehr steigernde Anzahl von Fremdenführerinnen thätig. Sie haben sich bestens bewährt und werden nicht nur von allein reisenden Damen bevorzugt, sondern häufig auch von größeren Reisegesellschaften angenommen. — Für die Gleichberechtigung und Zulassung der Frauen zu den Berufsvereinigungen und Innungen sprachen sich die unlängst in Düsseldorf versammelten Barbiere und Friseure aus. Auf ihrer Tagung in Kassel berieten die Zahnkünstler den gleichen Gegenstand und kamen zu demselben Beschluß. Ein Berliner Barbier hat Frau und Tochter theoretisch und praktisch in die Kunst des Rasierens eingeweiht, die nun beide mit Geschick in seinem Geschäft thätig sind. Zahlreiche Kunden strömen herbei, um von zarten Händen rasiert zu werden, was für Berlin noch den Reiz der Neuheit hat, in Böhmen, Ungarn und in Skandinavien aber längst gang und gäbe ist. Kommt es dabei schlimmstenfalls zu einem „Blutigen", so tröstet man sich leicht mit dem Dichterwort:

> „Blancas manos non offenden,
> Die Wunden schmerzen nicht von schönen Händen!"

•

Man liebt es vielfach, durch gewisse Schlagworte die besonders hervortretenden Richtungen und Bestrebungen der Gegenwart zu charakterisieren. Danach leben wir bald im Zeitalter des Verkehrs, bald in dem der Naturwissenschaften oder der Technik, und neuerdings spricht man auch von einem Zeitalter der Trusts. In der That giebt es ja, zumal in Amerika, bereits derartige industrielle und kommerzielle Verbände auf allen möglichen Gebieten, und so kann es kaum wundernehmen, daß sich in New York kürzlich unter dem Namen „Dreßmakers Protective Association" auch eine Gesellschaft gebildet hat, deren Absicht es ist, die bedeutendsten Damenschneideretablissements des Landes unter einen Hut zu bringen. Dieser neue Modetrust will dann sowohl in Amerika wie in Europa den Konkurrenzkampf mit den europäischen Damenmodehäusern, namentlich mit den Pariser Schneiderateliers, aufnehmen und zu dem Zweck in europäischen Großstädten Zweigniederlassungen errichten, in denen die amerikanischen Damenmoden zur Ausstellung gelangen sollen.

Auf dem internationalen Frauenstimmrechtskongreß, der im Februar 1902 zu Washington tagte, wurde beschlossen, die Stimmrechtsbewegung aller Länder international zu organisieren. Man bildete zu diesem Behuf einen vorläufigen Ausschuß für die weiteren Vorarbeiten unter dem Vorsitz von Susan Anthony, der bekannten amerikanischen Stimmrechtsführerin. Es soll im Sommer 1904 ein internationaler Frauenstimmrechtskongreß in Verbindung mit dem Kongreß des International Council of Women in Berlin abgehalten werden. Der in Christiania kürzlich versammelte nordische Frauenkongreß beschloß, in corpore in eine energische und nachdrückliche Agitation für das Frauenstimmrecht in den skandinavischen Ländern einzutreten. Einem Ueberblick über die Stimmrechtsbewegung in den verschiedenen Ländern, den die amerikanische Zeitschrift „Womens Journal" brachte, ist zu entnehmen, daß vor 70 Jahren die Frauen noch nirgends in der Welt sich im Besitz bürgerlicher und politischer Rechte befanden. 1838 gab dann Kentucky den Frauen das Recht, in Schulangelegenheiten zu wählen, 1850 Ontario. In den siebziger und achtziger Jahren folgten andre Staaten der Union. 1869 gab England den Frauen das kommunale Wahlrecht, 1871 Westaustralien, 1881 Schottland; 1887 wurde es in einer ganzen Reihe von Unionsstaaten gleichzeitig und 1901 in Norwegen eingeführt. Das volle Stimmrecht gab als erster Staat Wyoming bereits 1869 den Frauen, Colorado folgte 1893, Utah und Idaho 1896. Südaustralien erhielt es 1895, Westaustralien 1900. Auch im australischen Förderationsparlament ist neuerdings die Vorlage, betreffend das Wahlrecht der Frauen, mit überwältigender Mehrheit angenommen worden. Andrerseits ist seit etwa dreißig Jahren unter den Frauen der Vereinigten Staaten eine tiefgreifende Gegenbewegung entstanden, die energisch gegen das Stimmrecht der Frauen Stellung nimmt. Seit zwanzig Jahren sind die Antistimmrechtlerinnen bemüht, feste Organisationen zu bilden, die jährlich zahlreiche Flugblätter versenden. Als Ergebnis dieser Gegenbewegung stellt ein kürzlich ausgegebenes Flugblatt der Chicagoer Illinois-Association fest, daß nur eine geringe Minderheit amerikanischer Frauen das Stimmrecht wünsche, und daß in den vier Staaten, die das Frauenstimmrecht zur Präsidentenwahl bewilligt haben, gerade von aufmerksamen Beobachtern unter den Stimmrechtlern zugestanden werde, die erhofften guten Erfolge hätten sich bisher noch nicht gezeigt. Auch in England, wo kürzlich ein angesehenes Blatt eine Art Enquete über die Frage einleitete, ob die Frauen politisches Stimmrecht erhalten sollen, haben sich aus den Kreisen intelligenter Frauen sehr gewichtige Stimmen gegen die vielfach so laut und dringend geforderte Reform erhoben.

An der Berliner Universität hat Fräulein Lüderitz die Doktorprüfung bei der philosophischen Fakultät bestanden. Sie ist neben dem kürzlich so tragisch verstorbenen Fräulein Dr. Elsa Neumann die einzige Deutsche, die in Berlin den Doktorgrad erlangt hat. Ferner promovierte die dortige philosophische Fakultät Fräulein Jane B. Sherzer aus Franklin (Ohio) zum Dr. phil. In den Vereinigten Staaten sind drei Frauen, die an der Bostoner Universität den Doktorgrad errangen, jetzt Mitglieder des Lehrkörpers dieser Universität: Dr. Sara Sweet liest über Augenheilkunde, Dr. Buchmann-Cahil über Gynäkologie, Dr. M. Coon hält Vorlesungen über die Morphologie der Tiere. Fräulein Dr. Rina Martio ist zum Professor der Anatomie an die Universität von Mailand berufen worden. An der Wiener Hochschule promovierte Fräulein Dr. Margarete Furcht zum Dr. phil., die Dame ist der erste akademisch graduierte weibliche Chemiker in Oesterreich.

Spectator

Litteratur

Die glücklich überwundene Bewegung des „jüngsten Deutschland“ liegt dem zweibändigen Roman „Wurzellocker“ von Wilhelm von Polenz zu Grunde (Berlin, Fontane & Comp.). Wie so ein Allerjüngster, von einer pfiffigen Reklame gefördert und, in gewissen Gesellschaftskreisen der Großstadt als „neuer Stern“ gepriesen, eine Zeitlang als großes Licht gelten kann, bis jäh die Wandlung eintritt und ein noch Neuerer dem nunmehr Veralteten den Vorrang abgewinnt, das ist mit sicherer Zeichnung ausgeführt. Dabei hat der Autor zu seinem Helden einen ehrlichen Mann erwählt, der zunächst wirklich an seine „Mission“ glaubt — denn eine solche zu haben, glauben sie ja alle oder schützen sie wenigstens vor —, und ein paar Jahre lang wiegt er sich in dem Wahn, zu Großem berufen zu sein, der Reformator des deutschen Schrifttums werden zu können. So schwindelnd hoch der Traum, so tief der Absturz. Zunächst vermeint der Held, an seinem Emporklimmen durch das illegale Verhältnis mit der Frau, mit der er gemeinsamen Haushalt führt, behindert zu sein, und an Versuchen, die Fesseln abzuschütteln, läßt er es nicht fehlen, aber schließlich muß er doch erkennen, daß das schlichte Mädchen aus dem Volke, das seiner geistigen Sphäre nicht gewachsen ist, sittlich höher steht als die Damen der Gesellschaft, die ihn anzulocken suchten. Erst nach ihrem Tode versteht er ihren vollen Wert und begreift, was er verkannt und unwiederbringlich verloren hat. Gleich dem Helden, von dem sich hoffen läßt, daß er nach langem Irrgange noch ein tüchtiges Mitglied der menschlichen Gesellschaft werde, wenngleich nur in bescheidenem Wirkungskreise, sind noch verschiedene andre Personen des Romans „wurzellocker“, und nicht allen gelingt es, festen Boden zu gewinnen. Mehrere der kleinen Romane, die der Dichter in das Gesamtwerk eingefügt hat, entbehren des rechten Abschlusses, aber es kam ihm wohl auch nur darauf an, an seinem eigentlichen Helden zu zeigen, wohin bei aller sogenannten Genialität der Mangel an Energie und Selbstzucht führt. Solche Leute werden schließlich, wie der Autor an dem Beispiel eines skrupellosen Strebers darlegt, selbst von geringwertigen Menschen, die sie von ihrem ethischen Standpunkte aus verachten müssen, überflügelt. Trefflich ist dem Verfasser die Schilderung der litterarischen Bohème gelungen. Es ist nicht die Berlins, denn der Roman spielt in einer andern, nicht näher bezeichneten Großstadt, aber einen Teil der Modelle scheint der Autor doch von der Spree entlehnt zu haben, oder es giebt sehr ähnliche am Gestade andrer deutscher Flüsse. Das mag auch von den Figuren außerhalb des Litteratentums gelten. Allerorten findet man übersättigte Frauen, kokette Schauspieler, rücksichtslose Geschäftsleute, bornierte Pharisäer, feile Kriecher und Schmeichler, und im Gegensatz zu dieser übeln Gesellschaft schlichte und edle Menschen, die nicht in eitelm Prunk aufgehen und das Gute um des Guten willen thun. Ein Prachtexemplar dieser Genügsamen und wahrhaft Glücklichen giebt der Dichter in dem wackeren Privatgelehrten und seiner treuen Schwester; sie sind reicher als alle die, die hochmütig auf ein so bescheidenes Los herabblicken würden. Ueberhaupt liegt der Hauptreiz des Romans in der Zeichnung der Charaktere. An Handlung bietet er nicht viel, aber jede einzelne Person stellt er auf sichere Füße, und mit lebhafter Teilnahme folgt der Leser der weiteren Entwicklung.

— „Wir wissen, daß wir nichts wissen“, mit diesen Worten klingt der Roman „Die Spiritisten“ von Viktor Blüthgen aus (Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger). Wie der Verfasser in seinem Vorwort von vornherein erklärt, hat er es keineswegs auf eine Verhöhnung des Spiritismus und seiner Anhänger abgesehen und sich, wie aus dem ganzen Werke hervorgeht, sehr ernsthaft in Theorie wie Praxis mit den einschlägigen Fragen beschäftigt, aber auf eine Absage an den Spiritismus läuft doch schließlich der Roman hinaus. Sein Schauplatz ist Berlin, und die Erzählung kann als aktuell gelten, denn Dinge, wie sie hier geschildert werden, sind erst vor kurzem bei Entlarvung eines vielberufenen Mediums zur Sprache gekommen und werden noch andauernd erörtert. Nicht als ob der Autor nun den gesamten Spiritismus als Lug und Trug hinstellte, seine Apostel als Schwindler und deren Gläubige als Tröpfe kennzeichnete. Er schildert vielmehr auch ehrliche und überzeugte Spiritisten, die am lebhaftesten den argen Humbug beklagen, der mit der ihnen heiligen Sache von gewissenlosen Leuten getrieben wird, aber der Verfasser giebt doch zu verstehen, daß viele der anscheinend übersinnlichen Dinge sich sehr natürlich erklären lassen, daß vieles, auch bei Hochgebildeten, auf Selbsttäuschung und Einbildung beruht und daß namentlich die unbeschäftigten und „unverstandenen“ Frauen der höheren Gesellschaftskreise mit ihren Wahrnehmungen und Erfahrungen aus einer andern Welt sehr verdächtig erscheinen. Schalkhaft führt dies der Autor an dem Beispiel einer phantasievollen Dame aus, die im Verkehr mit einem redseligen Klopf- und Schreibgeist zu halb komischer, halb krankhafter Gereiztheit gelangt, bis sie, glückliche Mutter geworden, in der Pflege ihrer lieben Erdgeistchen volle Genesung findet. Ueberhaupt steht dem Verfasser ein launiger Humor zu Gebote. An mancher Nebenfigur gelangt er zum glücklichen Ausdruck, nicht zum wenigsten bei dem verkannten Malgenie, das sich nach langem Irrgange zu tüchtiger Arbeit aufrafft. — In gewisser Verwandtschaft mit dem Spiritismus steht der Hypnotismus, mit dem sich Gustav Johannes Krauß in seinem Roman „Der Zwingherr“ befaßt (Berlin, Alfred Schall). Der Held ist eine dämonische Natur. Für ein Unrecht, das einst an seinem Vater verübt worden, will er, in dessen Adern Zigeunerblut fließt, sich rächen an den Schuldigen und zugleich den Eintritt in jene Gesellschaftskreise erringen, die ihm nach seiner Herkunft verschlossen sind. Es gelingt ihm, als Hauslehrer in eine vornehme Familie Einlaß zu finden, Sohn und Tochter in seine hypnotische Gewalt zu bringen und das Mädchen zu zwingen, ihr Verlöbnis zu lösen. Als er jedoch den Sieg in Händen zu haben, den Nebenbuhler so gut wie beseitigt glaubt, fällt er von der Kugel eines greisen Sonderlings, der wie ein Schutzgeist über dem Hause wacht. So bequem und mit so weitgehenden Folgen, wie es hier geschieht, läßt sich die Hypnose wohl nur in sehr seltenen Fällen fruktifizieren, aber wir wissen ja aus wissenschaftlich verbürgten Fällen, daß hier das Unbegreifliche bisweilen Ereignis wird. Hat der Autor auch keine litterarisch hochstehende Arbeit geschaffen, so ist es ihm doch gelungen, Spannung zu erzielen.

— Bei der hervorragenden Stellung, die Deutschland im Welthandel errungen hat, und deren fortgesetzter Bedrohung durch England, Amerika und andre ist es für jeden Deutschen von besonderem Interesse, sich über Wesen, Ausdehnung und Rechtsverhältnisse des Handels und seine vielfachen Einflüsse auf das Leben unsers Volkes zu unterrichten. Dazu bietet die Neue Revidierte Jubiläums-Ausgabe von Brockhaus’ Konversationslexikon, von der uns der achte Band zugegangen ist, die beste Gelegenheit. Dem Artikel „Handel“ und den sich daran anschließenden Stichworten sind nicht weniger als 30 Seiten gewidmet. Natürlich kommen dabei auch die Handelsverträge zur Sprache, und der neue Brockhaus giebt eine dankenswerte Uebersicht über den gegenwärtigen Stand der Vertragsbeziehungen des Deutschen Reiches. Auch mit diesem neuen Bande, der wie seine Vorgänger mit künstlerischen farbenreichen Tafeln, genauen, übersichtlichen bunten Karten und Plänen und mit instruktiven Holzschnitttafeln ausgestattet ist, legt der neue Brockhaus alle Ehre ein. Bis in die Gegenwart fortgeführt sind die großen Artikel Großbritannien, Griechenland u. s. w. Ihnen reiht sich ein ausführlicher Artikel über unsern stolzen Seehafen, den größten des Kontinents, Hamburg, an, ausgestattet mit einem ganz neuen großen Stadtplan und einer Karte der Umgebung. Ueberhaupt kann der Apparat an Karten und Plänen kaum noch übertroffen werden. Ausgezeichnete biographische Artikel sind die über Goethe, Gustav Adolf, Habsburg mit vier Stammbaumtafeln, in denen die ganze Entwicklung des weitverzweigten Geschlechts übersichtlich dargestellt wird. Vorzüglich sind auch die technischen Artikel z. B. über Heizung, Heizmaterialien oder über Heißluftmaschinen, Hemmräder u. s. w. Ein besonderes Interesse beansprucht der Artikel über Heerwesen, dem eine treffliche Karte beigegeben ist, die die Garnisonen der Infanterie, Artillerie, Kavallerie u. s. w. aller europäischen Staaten zeigt und dadurch ein Bild des bewaffneten Friedens giebt. Die gewaltigen Rüstungen der Hauptstaaten werden dadurch erst recht verständlich. Daneben ist der Artikel „Handfeuerwaffen“ zu erwähnen, der eine vorzügliche Uebersicht über die Bestrebungen der Großmächte bietet, sich die beste Handfeuerwaffe zu sichern. Alles in allem ist der achte Band in jeder Hinsicht so trefflich geraten wie seine Vorgänger. Damit liegt nun schon die Hälfte dieses Monumentalwerkes vor, das in keiner deutschen Familie fehlen sollte.

— Vincenz Chiavacci darf sich rühmen, unter den österreichischen Feuilletonisten, die sich mit der Schilderung des Wiener Volkslebens beschäftigen, der populärste und also auch erfolgreichste zu sein. Trotz der stattlichen Reihe von Bändchen, in denen er seine ernsten und lustigen Plaudereien zusammengefaßt hat, ist er noch keineswegs dem für die meisten seines Berufs unentrinnbaren Schicksal, sich ausgeschrieben zu haben, nahe gerückt. Seine scharfe Beobachtungsgabe und seine unerschöpfliche Gestaltungskraft haben ihn davor bewahrt. So gewährt auch die Lektüre seines neuesten Bändchens „Bei uns z’ Haus, Genrebilder aus dem Wiener Leben“, das bereits in dritter Auflage vorliegt (Stuttgart, Adolf Bonz & Co.), einen ungetrübten, köstlichen Genuß. Alle diese Genrebilder

atmen eine Lebensfrische, die nur aus täglichem Verkehr mit all diesen kleinen Leuten erwachsen sein kann, und dabei sprudelt der leichtflüssige Humor Chiavaccis in unverminderter Kraft.

— In seinem Buche „Auf dem Heimwege“ vereinigt Ludwig Bräutgam eine Reihe von Novellen und Skizzen, deren Stoffe den verschiedensten Gegenden des deutschen Vaterlandes entlehnt sind (Berlin, Fontane & Comp.). „Der Drache“ ist eine Dorfgeschichte mit düsterem Hintergrunde, doch versöhnend ausklingend. In den Erzählungen „De Gemeensteen“ und „Auf heimatlichem Pfade“ führt der Verfasser die Leser in seine sächsische Heimat, und prächtige Heidebilder entwirft er in der „Marschenfahrt“ und in der Skizze „Teufelsmoorleute“, in der wir in die durch die Worpsweder Maler berühmt gewordene Landschaft versetzt werden. Den größten Teil des Buches nehmen jedoch die elsässischen Novellen ein, von denen besonders „Herbsttage einer Elsasserin“, „Nach Deutschland“ und „Auf elsässischen Spuren in Frankreich“ hervorgehoben seien.

— Die neun Novellen, die Theodor Duimchen nach der ersten unter dem Titel „Mittel und Wege“ zu einem Bande vereinigt hat (Berlin, J. Räde), zeichnen sich durch straff gefaßte Darstellung, scharfe Charakteristik und geschickte Behandlung gesellschaftlicher Probleme aus. In knappem Rahmen werden große und weitverzweigte Lebensschicksale aufgerollt, mit scharfen Zügen sind Menschen und Verhältnisse umrissen, und mit dem überlegenen Humor weltmännischer Auffassung verbindet der Verfasser einen leichten Plauderton.

— Seinem Romancyklus „Heimat“ hat Nikolaus Krauß jetzt den letzten Teil hinzugefügt: „Die Stadt“ (Berlin, Fontane & Comp.). Im Vordergrunde der Handlung steht auch hier die wackere Lene, die nach dem Tode ihres biederen Gatten, des Försters, in die Stadt Eger gegangen ist und hier ein Pensionat für Gymnasiasten errichtet hat. Wie sie, eigne Wünsche niederkämpfend, mütterlich für ihre Schutzbefohlenen sorgt, das ist wirksam und auch mit gutem Humor dargelegt. Zur Kenntnis des kernigen Deutschtums in Böhmen hat der Autor auch hier einen schätzenswerten Beitrag geliefert.

— Weit erheben sich über die landläufige Reimerei die „Balladen und Lieder“ von Lulu von Strauß und Torney (Leipzig, Hermann Seemann Nachfolger). Den weitaus größeren Teil des stattlichen Bandes nehmen die rein lyrischen Schöpfungen ein, gesondert in die vier Abschnitte: Aus Einsamkeiten, Kampf, Heimat, Kunst und Leben. Ob die Dichterin Naturschilderungen bietet, Stimmungen wiedergiebt oder sich in sinnigen Betrachtungen ergeht, stets verbindet sich mit edlen Gedanken eine vollendete künstlerische Form. Die unbekümmerte Lebensfreude gelangt allerdings nicht zum Durchbruch, vielmehr ist ein getragener Ernst das Hauptgepräge der Dichtungen. Noch höher möchten wir die Balladen stellen, namentlich diejenigen, die ihren Stoff der deutschen Vergangenheit entlehnt haben und sich durch markige Kraft auszeichnen. Einige von ihnen erscheinen nicht unwürdig, den Perlen der deutschen Balladendichtung angereiht zu werden.

— Für weite Kreise von Bedeutung ist eine bei Wilhelm Rathke in Magdeburg erschienene Broschüre von A. Daul: „Werdende elektrische Gärtnerei“ im Freien, in Treibhäusern, Wintergärten u. s. w. Anfangs der 1880er Jahre bereits machte Dr. Siemens in England die ersten Versuche über den Einfluß des elektrischen Lichtes auf das Wachstum der Pflanzen, die dann seither namentlich in den Vereinigten Staaten von Nordamerika fortgesetzt worden sind und wichtige Ergebnisse geliefert haben. Der Verfasser berichtet eingehend darüber, wie auch über die Resultate der ferneren Experimente bezüglich der Einwirkung des elektrischen Stromes auf das Erdreich, in dem die Samen keimen und sich entwickeln, um dann auszuführen, wie er sich die elektrische Gärtnerei und Landwirtschaft der Zukunft denkt, bei der er namentlich den Windmotoren eine wichtige Rolle zuweist. Es darf nicht mehr bezweifelt werden, daß man das elektrische Licht mit Vorteil zum Treiben der Pflanzen verwenden kann, daß durch die Einwirkung der Elektrizität auf den Boden der Wuchs der Pflanzen befördert wird, daß manche Samen viel eher aufsprossen, rascher wachsen und größer werden, sowie daß manche Pflanzen viel eher blühen, als auf dem in gewöhnlichem Zustande gebliebenen Grund.

— Der fünften, vermehrten Auflage erfreut sich das „Gartenbuch für Anfänger“, herausgegeben von Johannes Böttner, Chefredakteur der bekannten Fachzeitschrift „Praktischer Ratgeber im Obst- und Gemüsebau“ (Frankfurt a. O., Trowitzsch & Sohn). Das Werk erteilt sehr eingehende Weisungen für Anlegen, Bepflanzen und Pflege des Hausgartens. Ob man vornehmlich Blumenzucht oder Obst- und Gemüsebau betreiben wolle, für alle Fälle sind ausführliche Ratschläge unter Beifügung außerordentlich zahlreicher Abbildungen und Pläne gegeben. Hervorragende Fachmänner auf diesem Gebiete haben dem Buche wärmste Anerkennung gezollt.

— Professor A. L. Hickmanns Geographisch-statistischer Universal-Taschenatlas für 1902 ist im Verlage von G. Freytag zu Wien und Leipzig erschienen. In der bekannten übersichtlichen Anordnung enthält das Buch ein ungemein reiches Material aus den verschiedensten Gebieten des öffentlichen Lebens in allen Staaten. Zahlreiche Karten und farbige Tafeln gewähren im Moment einen genauen Ueberblick über den Stand der Verhältnisse in den einzelnen Ländern.

— „Neues aus Lerchenthal“ betitelt August Trinius eine weitere Folge seiner Kleinstadtgeschichten (Berlin, Verlag von Fischer & Franke). Der Band enthält dreizehn Erzählungen, in denen ein behaglicher Humor zum Ausdruck gelangt. Die kleinen Schwächen, wie sie ein beschränkter Horizont mit sich bringt, werden ans Licht gerückt, doch in gutmütigem Spott, ohne satirische Schärfe. Eine sonderlich packende Lektüre bietet das Buch nicht, aber der Freund harmloser Unterhaltung kommt dabei wohl auf seine Kosten.

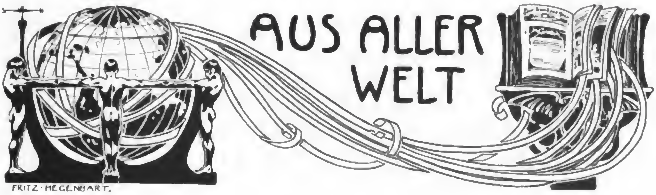
— Einen Auszug aus seinem großen, seinerzeit von uns besprochenen Prachtwerke „Der Harz“ bietet Hans Hoffmann mit dem Buche „Harzwanderungen“ dar (Leipzig, C. F. Amelang). Es ist durchaus kein Reiseführer, eignet sich aber nach Inhalt und dem bequemen Format trefflich zur Mitnahme beim Durchstreifen des herrlichen Waldgebirges. Seit vielen Jahren dort heimisch, kennt der Verfasser den Harz von Grund aus und schildert seine Schönheiten und Merkwürdigkeiten in frischer, hier von poetischem Schwung, dort von fröhlichem Humor belebter Darstellung.

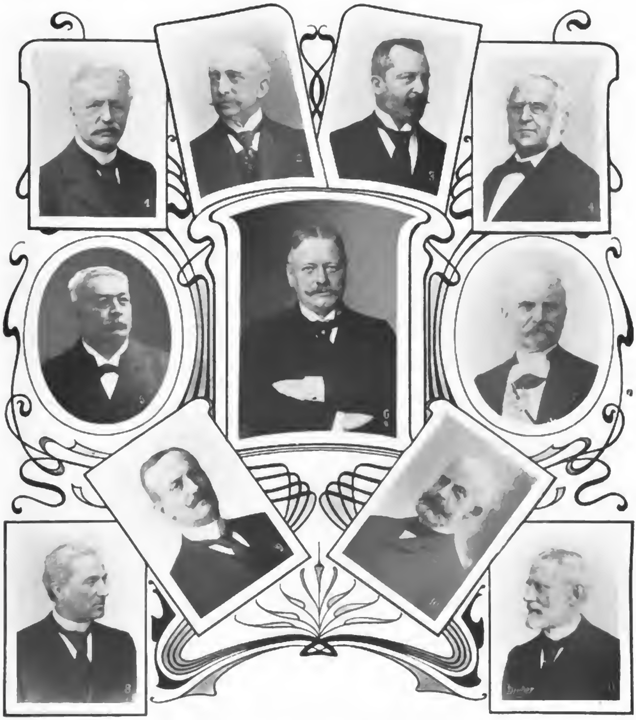
— Sehr beachtenswerte Aufklärungen giebt Clementine von Wallmenich, Oberin der Schwestern vom Roten Kreuz des bayrischen Frauenvereins München, in ihrer Schrift „Die weibliche Berufspflege, die Krankenpflege von Männern durch Frauen, die Stellung der Oberin im modernen Krankenhaus“ (München, J. F. Lehmann). Wohl kaum in einem andern Berufe vermag die Frau so segensreich zu wirken wie in der Krankenpflege, und trotzdem ist gerade diese Thätigkeit neuerdings angegriffen worden. Natürlich finden sich, wie in allen Berufen, auch unter den Krankenpflegerinnen einige, die den hohen Anforderungen nicht gewachsen sind, die namentlich in sittlicher Hinsicht an sie gestellt werden müssen. Vereinzelte tadelnswerte Vorkommnisse in den Kreisen der sog. „freien Schwestern“ sind nun in ganz unberechtigter Weise verallgemeinert, zudem noch übertrieben worden und haben den Grund zu jenen Angriffen geliefert. Dagegen wendet sich eindringlich die Verfasserin. In ihren Ausführungen, die ein hoher Idealismus durchweht, vertritt sie die Schwesternsache in überzeugender Weise. Auch die Behörden und die Aerzte sollten der Schrift ihre Aufmerksamkeit schenken; wir empfehlen sie um so lieber, da der Ertrag ein Erholungshaus für die Schwestern bauen helfen soll.

— In zweiter Auflage erscheint Viktor Silberers Buch „Vom grünen Tisch in Montecarlo“ (Wien, Verlag der „Allgemeinen Sportzeitung“). Es handelt sich dabei keineswegs, wie ja auch schon nach dem Namen des Autors, des bekannten Wiener Sportsman, ausgeschlossen ist, um eine Reklame für die Spielbank, vielmehr geht er mit dieser scharf ins Gericht, und auch die Regierung des Fürstentums Monaco kommt recht übel fort. Eingehend legt er die Arten des Spiels dar, und wer der Lockung nicht widerstehen kann, einen Teil seines Mammons zu wagen, der thut gut, sich vorher aus diesem Büchlein zu unterrichten. Denn wer fremd und ohne Ahnung der Technik am grünen Tisch sein Heil versucht, der läuft nach mancherlei Richtung Gefahr der Uebervorteilung.

— Eine Ergänzung seiner vor einiger Zeit von uns besprochenen „Praktischen Ratschläge für Automobilisten“ giebt L. Baudry de Saunier in seinem neuen Buche „Grundbegriffe des Automobilismus“ (Wien, A. Hartleben). Der Verfasser beschränkt sich diesmal nicht auf das Benzin-Automobil, sondern zieht auch Dampf- und elektrische Wagen in den Bereich seiner Erörterungen. Zahlreiche Figuren dienen zur näheren Veranschaulichung, so daß auch der Laie einen klaren Begriff vom Wesen des Automobils und seiner verschiedenen Betriebsarten gewinnen kann.

— Im 3. Jahrgange erscheint der „Wild- und Hund-Kalender“, herausgegeben von der bekannten, im Titel genannten Jagdzeitung (Berlin, Paul Parey). Das Buch ist für den erfahrenen Weidmann wie den angehenden Jünger St. Huberti gleich wertvoll. Es enthält vieles, das dem weidgerechten Jäger vertraut ist, und doch wird es ihm manchmal eine Frage beantworten helfen, deren schnelle Lösung ihm nicht gerade gegenwärtig war; dem angehenden Weidmann aber ist es ein zuverlässiger Ratgeber, der jede Auskunft kurz und treffend erteilt.





1. G. von Metzsch-Reichenbach, vorsitzender Staatsminister (Sachsen) — 2. Dr. Graf von Crailsheim, Vorsitzender im Ministerrat (Bayern) — 3. A. von Brauer, Präsident des Staatsministeriums (Baden) — 4. Dr. von Breitling, Präsident des Staatsministeriums (Württemberg) — 5. Dr. phil. C. Rothe, Vorsitzender des Staatsministeriums (Sachsen-Weimar-Eisenach) — 6. Dr. Graf von Bülow, Reichskanzler, Präsident des Staatsministeriums (Preußen) — 7. E. H. von Helldorff, Vorsitzender des Staatsministeriums (Sachsen-Altenburg) — 8. Dr. jur. A. von Otto, Vorsitzender des Staatsministeriums (Braunschweig) — 9. Graf von Bassewitz-Levetzow, Präsident des Staatsministeriums (Mecklenburg-Schwerin) — 10. Fr. Willich, Vorsitzender des Staatsministeriums (Oldenburg) — 11. Karl Rothe, Chef des Staatsministeriums (Hessen)

Die Ministerpräsidenten der deutschen Staaten I

Architektur

Eines der eigenartigsten unter den Bauwerken, die dem Andenken des ersten Deutschen Kaisers bisher gewidmet wurden, ist zweifellos der in Oswitz bei Breslau errichtete Kaiser Wilhelm-Gedächtnisturm. Der Bau erhebt sich auf einer Anhöhe unweit der Oder und gewährt von seiner Höhe einen weiten und umfassenden Ausblick, so daß er gleichzeitig als Aussichtsturm dient. Die Kosten der Bauausführung trug zum Teil die Stadt Breslau, zum Teil der dortige Verschönerungsverein: Ratsbaumeister Klimm-Breslau war der leitende Architekt.



Phot. Georg Fast, Danzig

Staatsminister von Gossler †

Statuen

Vor der Bildergalerie des von Friedrich II. erbauten Lustschlosses Sanssouci bei Potsdam liegt ein Garten in holländischem Geschmack, den eine Marmorbalustrade vom Sanssoucipark und der Muschel- oder Neptunsgrotte trennt. Inmitten des freien Raumes vor dieser Grotte erhebt sich, umrauscht von den grünen Wipfeln des Parkes, das Standbild Friedrichs des Großen von Uphues. Es ist eine Nachbildung der von Professor J. Uphues für die Berliner Siegesallee geschaffenen Statue, die anfangs mancherlei Anfechtungen erfuhr, weil sie den großen König nicht in der überlieferten Gestalt des „alten Fritz", sondern in jugendlicher Kraft und Frische darstellt. Unter Billigung Kaiser Wilhelms II. hat der Künstler auch für das Standbild in Sanssouci, dem Lieblingsaufenthalt Friedrichs, wiederum dieses Lebensalter gewählt; es liegt ja auch gar kein Grund vor, den Monarchen immer nur auf der Höhe seines Alters darzustellen. Die Figur fesselt durch ihre feine Ausführung und gefällt dem aufmerksamen Betrachter um so mehr, je genauer man sich in sie vertieft; sie bildet einen würdigen Schmuck von Sanssouci.



Phot. E. van Delden, Breslau

Der Kaiser Wilhelm-Gedächtnisturm in Oswitz bei Breslau. Erbaut von Klimm (Breslau)

Forschungsreisen

Fast gleichzeitig sind vom äußersten Nordwesten Grönlands, an der amerikanischen Seite des Eismeeres, zwei Polarforscher glücklich heimgekehrt: der Amerikaner Peary ist mit seinem Schiffe „Windward" in Sydney auf der Kap Bretoninsel (Neufundland) angekommen, und Kapitän Otto N. Sverdrup ging mit der schon von Nansen benutzten „Fram" im Hafen von Stavanger (Norwegen) vor Anker. Das lange Ausbleiben Sverdrups hatte bereits lebhafte Besorgnisse erregt. Er war mit der „Fram" am 24. Juni 1898 in See gestochen, um auf dem gleichen Wege wie Peary möglichst weit nach Norden vorzudringen. Seit dem 18. August 1899 hatte man von ihm keine Nachricht mehr; vier Jahre und zweieinhalb Monate hat er in der nordischen Eiswüste zugebracht. Seine Expedition bestand außer ihm selbst aus 15 Personen: die hervorragendsten darunter waren: Leutnant Isaachsen, Bay (Zoologe), Simmons (Botaniker), Schei (Geologe). Der Arzt Dr. Svendsen hatte auch die meteorologischen Beobachtungen übernommen, starb aber leider schon am 11. Juni 1899. Zur Ausrüstung gehörten zahlreiche Schlitten und eine große Meute Eskimo-Hunde. Sverdrup war von Anfang an wenig vom Glück begünstigt, da die Eisverhältnisse im Smithsund sein Vordringen gegen Norden ungemein verzögerten. Nachdem er am 7. August 1898 die nördlichste dänische Kolonie an der Westküste Grönlands, Upernivik, verlassen hatte, sah er sich bereits am 17. August durch Eishindernisse gezwungen, bei der kleinen Insel Cocket Hat an der Ostküste von Ellesmereland, etwas südlich vom Kap Sabine, unter 78 Grad 50 Min. Nordbreite das Winterquartier zu beziehen. Während des Winters und des Frühjahrs 1899 unternahm er verschiedene Expeditionen in Ellesmereland, deren eine ihn bis an die unbekannte Westküste führte, die er teilweise erforschte. Erst am 2. August 1899 kam die „Fram" aus dem Eise los. Da er ins Kanebassin nicht einzudringen vermochte, begab er sich an die grönländische Westküste nach Etah (Foulke-Fjord), um sich neue Hunde zu holen. Er traf dort mit Peary zusammen, der mit seinem Hilfsfahrzeug „Diana" Sverdrups Postsachen nach



Königin Marie Henriette von Belgien †

Europa sandte. Am 11. August stach Sverdrup wieder in See und gelangte nach dem Jonessund, von wo aus auf Schlittenexpeditionen die ganze Süd- und Westküste von Ellesmereland erforscht wurde. Das Schiff blieb hier drei Jahre unter 76 Grad 48 Minuten N. eingefroren; erst im Juli 1902 löste eine starke südliche Strömung die Eismassen, und am 6. August trat die „Fram“ die Heimreise an. Die Expedition tötete über 100 Moschusochsen, die den Mitgliedern zur Nahrung dienten, da die Konservenvorräte nur bis zum dritten Jahre vorhielten und dann durch Zufuhr arktischen Wildbrets ergänzt werden mußten. Die Blechdosen mit präparierter Milch wurden nach der ersten Ueberwinterung unbrauchbar; man legte sie geöffnet in entsprechenden Abständen um das Schiff aufs Eis, was allnächtlich ganze Scharen von Polarwölfen und Eisfüchsen anlockte, die man dutzendweise schoß. Mehrere Polarwölfe wurden gefangen und einer davon an Bord der „Fram“ mit heimgebracht. Auch zahlreiche Walrosse wurden erlegt, um Hundefutter zu bekommen. Nachdem man auf der Heimfahrt am 16. August Godthaab (Grönland) verlassen hatte, brannten die Feuerrohre des Dampfkessels durch, weshalb das Schiff die Segel benutzte. Die „Fram“ bewährte sich auch diesmal als außerordentlich gutes Schiff; sie geriet auf Grund und erlitt noch andre Unfälle, hielt sich aber immer vortrefflich.



Frau Emile Zola

Denkmäler

Am 25. August wurde in Gegenwart des Kaiserpaares und des Kronprinzen der neue Rolandbrunnen in Berlin enthüllt, der sich am südlichen Ende der Siegesallee am Kemperplatz an Stelle des alten Wrangelbrunnens, gegenüber der Siegessäule, erhebt und den Abschluß der 32 Marmorgruppen der brandenburgischen Herrscher bildet. Der riesenhafte Brunnen, vom Kaiser der Stadt Berlin geschenkt, ist ein Werk von Professor Lessing; er ist aus rotem und grauem norwegischen Granit verfertigt und setzt sich im Stil der Frühgotik in drei Stockwerken fast elf Meter



Phot. Selle & Kuntze, Potsdam

Standbild Friedrichs des Grossen von J. Uphues vor der Muschelgrotte im Park von Sanssouci



Die „Fram“ im Hafen von Stavanger



Frühstück in der Messe der „Fram“



Phot. Henrichsen & Co., Stavanger

Kapitän O. Sverdrup

Sverdrup mit seiner Mannschaft an Bord der „Fram“ im Hafen von Stavanger

hoch auf. Den untersten Teil bildet das Brunnenbecken. Aus dem Bassin tritt ein viereckiges, kräftiges Granitpostament heraus, an dessen unterem Kern vier reich ornamentierte Wasserspeier angebracht sind. Den Bau krönt die Figur des Roland, 3,75 Meter hoch. Er erscheint in mittelalterlicher Rüstung mit herabwallendem Mantel, den Kopf bedeckt ein Helm mit aufgeschlagenem Visier. Das blanke Schwert in der Hand, wendet er sein Antlitz der Siegesallee zu. In der linken Hand führt er das Hifthorn, etwas Neues, da sonst bei den städtischen Rolands dieses Horn fehlt. Der Sage nach soll sich der Berliner Roland auf dem jetzigen Molkenmarkt erhoben haben. Berlin hat im Kampfe mit dem Kurfürsten Friedrich II. — dem „Eisenzahn“ 1448 — nicht nur die Selbstherrlichkeit, sondern auch deren angebliches Symbol, den Roland, verloren. Er wurde zerstört, und seine Reste sollen in die Spree geworfen worden sein. Die vom Kaiser gewählte Stelle für den neuen Roland erklärt sich wohl daraus, daß gerade am Kemperplatze das Standbild des Kurfürsten Friedrich II. des Eisernen sich erhebt.

— In dem Hof des Schlosses Burg an der Wupper wurde kürzlich der Kaiser Wilhelm-Brunnen mit der Ritterfigur des Grafen Adolph von Berg feierlich enthüllt. Der junge Künstler Fréd. Coubillier ist der Schöpfer der reckenhaften Gestalt des Grafen, die Kaiser Wilhelm II. derartig gefiel, daß er die Anfertigung eines Bronzeabgusses des Modells für diesen Brunnen gestattete. Weit über Lebensgröße erhebt sich die trutzige Figur des Burggrafen in Mantel und Rüstung, erhobenen Hauptes, zur Linken den sicheren Schild zur erfolgreichen Abwehr, in der kühn ausgestreckten kraftvollen Rechten die dem Feinde Verderben bringende Lanze. An das mit einem wasserspeienden Löwenkopf gezierte Postament schließt sich etwa in gleicher Höhe ein Piedestal, das oben brunnenartig ausgebuchtet und vorn mit dem preußischen Adler geschmückt ist. Die Inschrift lautet: „Zur Erinnerung an Kaiser Wilhelm II. Aufenthalt auf Schloß Burg.“ Auf der Rückwand ist der Name des Stifters, August Freiherrn von der Heydt in Elberfeld, angegeben.

— Ein Denkmal für Gladstone ist in Glasgow enthüllt worden.



Der an Bord der „Fram“ lebend mitgebrachte Polarwolf



Phot. Loescher & Petsch, Berlin

Professor Dr. Ernst Dümmler †

Denkwürdigkeiten

An der Ecke von Jakobitwiete und Pferdemarkt in Hamburg, unweit der Stelle, wo noch vor wenigen Jahren die ältesten Häuser der Hansestadt aus der gotischen Periode standen, erhebt sich das älteste, überhaupt noch vorhandene Wohnhaus Hamburgs. Aus dem Jahre 1522 stammend, steht es 380 Jahre, ist nun aber auch dem Untergange geweiht und soll abgerissen werden. Es ist ein Fachwerkhaus, nur zweistöckig und niedrig. Die oberen Stockwerke sind übergebaut und die Köpfe der den Ueberbau tragenden Balken geschmackvoll mit Wülsten profiliert. Dazu kommt Schnitzwerk, bestehend aus mancherlei Figuren, an den senkrechten wie an den wagerechten Eichenbalken. Die Schnitzarbeiten befinden sich meist auf der dem Pferdemarkt zugewendeten Front des Hauses, während die längere Seitenfront an der Jakobitwiete sich durch geschmackvolle Profilierung der Balken und durch die Musterung des Mauerwerks auszeichnet. Bunt und farbenreich war dies Haus zweifelsohne in seiner ersten Zeit, wie die ähnlichen Bauten in andern mittelalterlichen Städten beweisen. Die Einrichtung des Hauses weist darauf hin, daß es wohl nur zu kleinerem Gewerbebetriebe bestimmt war, vielleicht zu einer Wirtschaft, wie auch heute noch dort sich eine solche befindet. Um so bemerkenswerter ist es aber, daß auch der Kleinbürger jener Zeit Wert auf Schönheit bei seinen Bauten legte.

Universitäten

Zum Nachfolger Virchows auf dem Lehrstuhle für pathologische Anatomie an der Berliner Universität ist der Geheime Medizinalrat Professor Johannes Orth berufen worden. Er ist aus der Schule Virchows hervorgegangen und war in den Jahren 1873 bis 1878 Assistent des verewigten Meisters und von diesem besonders geschätzt, so daß er wie kein andrer berufen erscheint, dessen Werk fortzusetzen. Orth ging im Jahre 1878 von Berlin als ordentlicher Professor der pathologischen Anatomie und der allgemeinen Pathologie nach Göttingen, übernahm dort auch die Leitung des pathologischen Instituts und verschaffte diesem Zweige der medizinischen Wissenschaft in Göttingen



Mit Genehm. von J. C. Schaarwächter, Hofphot., Berlin

Dr. Wilhelm Oechelhäuser †

die ihm zukommende Stellung. Er hatte in Berlin schon eine sehr eifrige Lehrthätigkeit entwickelt und in seinem Sonderfache, der pathologischen Anatomie, und in der normalen Gewebelehre unterrichtet. Auch auf dem Gebiete der bakteriologischen Forschung hat er Bedeutendes geleistet. Seine Hauptarbeit aber gilt der Erforschung der Tuberkulose. In Göttingen verfaßte er sein Hauptwerk, ein Lehrbuch der speziellen pathologischen Anatomie, auf Grund dessen er 1893 zum ordentlichen Mitglied der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen ernannt wurde.



Phot. Hugo Rudolphy, Berlin

Der Rolandbrunnen am Abschluss der Berliner Siegesallee Von Otto Lessing

Heer und Flotte

Das auf der Germaniawerft zu Kiel vollendete Linienschiff der neuen Wittelsbachklasse, „Zähringen", unternahm

neulich die erste achtstündige Probefahrt, die der Erprobung der Maschinen im allgemeinen galt. Die Fahrt nahm einen sehr günstigen Verlauf. Maschinen und Kessel arbeiteten tadellos. Das Schiff hat eine Maschinenleistung von 16313 Pferdekräften erzielt bei 108 Umdrehungen, das sind 2313 Pferdekräfte mehr als die Schiffsmaschinen der Kaiserklasse. Zwischen dem Reichsmarineamt und der Germaniawerft war eine Höchstleistung von 15000 Pferdekräften vereinbart worden.

Vereine

Der internationale historische Kongreß, der in diesem Jahre aus verschiedenen Gründen verschoben wurde, wird nun bestimmt im nächsten Frühjahr, und zwar in der Woche vor Ostern, in Rom abgehalten werden. Mehr als 800 Teilnehmer haben sich bereits einschreiben lassen.

Zeitgeschichte

Charlemagne Tower, der zum Nachfolger Andrew Whites auf dem Berliner Botschafterposten der Vereinigten Staaten ernannt ist, wurde in Philadelphia am 17. April 1848 geboren. Nachdem er im Jahre 1872 die Universität Harvard absolviert hatte, bezog er europäische Universitäten, um hier bis 1876 Geschichte und fremde Sprachen zu studieren. 1878 bestand er in Philadelphia das Examen als Rechtsanwalt und wurde zur Praxis zugelassen. Er übte sie aber nicht lange aus, denn schon 1882 ging er nach Duluth (Minnesota) als Präsident der von dort nach den großen Eisenerzlagern führenden Eisenbahn und leitender Direktor der Minnesota Iron Company. 1887 kehrte er nach Philadelphia zurück als Direktor und Aufsichtsrat einiger großer Korporationen. Mehrere Jahre gehörte er dem Verwaltungsrat der Universität von Pennsylvanien an und ist Mitglied der Akademie für Naturwissenschaften und des Instituts der Bergbau-Ingenieure. Auch schriftstellerisch war er thätig und veröffentlichte u. a. ein Werk über Lafayettes Anteil an der amerikanischen Revolution. 1897 ernannte ihn Präsident Mc Kinley zum Gesandten in Wien und versetzte ihn im Jahre 1899 als Botschafter nach Petersburg.



Phot. Fr. Struckmeyer, Göttingen

Geheimer Medizinalrat Prof. Johannes Orth

Bühne

Die immer mächtiger aufstrebende Industrie- und Handelsstadt Fürth hat mit ihrem Neuen Stadttheater einen würdigen Musentempel erhalten. Die Frontseite nach dem Hallplatze gerichtet, seitlich zwei Straßenzüge begrenzend, erhebt sich der in Renaissance gehaltene Monumentalbau, ein Werk der Wiener Architekten Helmer und Fellner. Gärtnerische Anlagen führen zu der von zwei in reicher Goldbronze prangenden Kandelabern flankierten Treppe des Hauptportals. Reiche, feingegliederte Ornamentik zeigt sich auf den Kapitälen der vier Säulen und dem in der Mitte des Portals hoch oben hervortretenden steinernen Stadtwappen. Ueber diesem erhebt sich die von Bildhauer Ernst Hegenbarth in Wien ausgeführte Kolossalgruppe „Die Macht der Musik“. Von dem gleichen Künstler stammen auch die beiden über den Seitenfenstern angebrachten Reliefporträts: Schiller und Mozart mit den sie sinnig umgebenden figürlichen Darstellungen. Die Kolossalbüsten Goethes und Wagners, Lessings und Beethovens, von Bildhauer Kosig in Wien hergestellt, schmücken die beiden Seitenfassaden. Die Innenräume, Vestibül, Foyers, Büffetts zeugen von vornehmer Eleganz, ebenso auch der Zuschauerraum, der sich als ein wahres Schmuckkästlein der Ausstattungskunst darstellt. Apollo und Siegeszug der neun Musen – eine Arbeit des Wiener Bildhauers Strictius – bekleidet den Fries des Prosceniums. Die Bühnenleitung hat, gleichwie beim alten Theater, Direktor Hans Reck, der treffliche Leiter des Nürnberger Stadttheaters, inne.



Phot. Hans Breuer, Hamburg

Das älteste Haus in Hamburg

Totenschau

Der Oberpräsident von Westpreußen Dr. Gustav von Goßler, der in Danzig am 29. September dahinschied, war am 13. April 1838 zu Naumburg a. S. geboren. Nach Absolvierung der Rechtsstudien trat er 1859 in Königsberg, wo inzwischen sein Vater zum Chefpräsidenten des ostpreußischen Tribunals aufgerückt war, als Auskultator in den Staatsdienst und wurde 1874 als Hilfsarbeiter in das Ministerium des Innern berufen. Vier Jahre später wurde er Rat im Oberverwaltungsgericht und 1879 Unterstaatssekretär im Kultusministerium. Im Jahre 1881 übernahm er dieses Ministerium, das er alsdann beinahe zehn Jahre lang inne hatte. Wenige Monate nach seinem Rücktritt, 12. März 1891, wurde er zum Oberpräsidenten der Provinz Westpreußen ernannt, um deren volkswirtschaft-

liche Entwicklung er sich große Verdienste erwarb. Im Jahre 1878 war er in den Reichstag und 1881 zu dessen Präsidenten gewählt, legte jedoch schon nach wenigen Monaten wegen seiner Ernennung zum Minister dieses Amt nieder. Gustav von Goßler war Ehrenbürger der Stadt Danzig und Ehrendoktor dreier Universitäten, nämlich der juristischen Fakultät in Halle, der medizinischen in Greifswald und der theologischen der Universität Berlin.

— Am Abend des 19. September verschied in Spa die Königin Marie Henriette von Belgien, geboren am 23. August 1836 in Schönbrunn als Tochter des Erzherzogs Joseph von Oesterreich aus seiner dritten Ehe mit der Prinzessin Marie Dorothee von Württemberg. Sie verlebte ihre Jugend meist in Schönbrunn und erhielt eine ungemein sorgfältige Erziehung. Die jugendliche Erzherzogin verfügte über reiche Sprachkenntnisse, zeigte eine große Liebe zur Musik und war schon damals eine vollendete Reiterin; dem Pferdesport huldigte sie noch bis in ihre letzte Lebenszeit mit wahrer Leidenschaft. Am 18. Mai 1853 wurde ihre Verlobung mit dem belgischen Thronfolger gefeiert, und schon am 10. August fand in Wien die Trauung mittels Stellvertretung statt, der am 22. August die Zivil- und kirchliche Trauung in Brüssel folgte. Am 10. Dezember 1858 starb König Leopold I., sein ältester Sohn folgte ihm als Leopold II. auf den Thron, und aus der bisherigen Herzogin von Brabant wurde die Königin Henriette. Sie schenkte vier Kindern das Leben: am 18. Februar 1858 der Prinzessin Louise, am 12. Juni 1859 dem Prinzen Leopold, Grafen von Hainaut, am 21. Mai 1864 der Prinzessin Stephanie und am 30. Juli 1872 der Prinzessin Clementine. Als Frau und Mutter hat die Königin vielen Schmerz und Kummer erfahren, am meisten durch den am 22. Januar 1869 erfolgten Tod des einzigen Sohnes, sowie später durch die bekannten unglücklichen Schicksale ihrer beiden ältesten Töchter und durch den Tod ihres Neffen, des Prinzen Balduin († 23. Januar 1891), der als Thronfolger berufen erschien. Als Königin ist die hohe Frau wenig hervorgetreten; sie lebte still ihren Neigungen und linderte manches Leid, gleichfalls im stillen. Seit langem von einem schweren Herzleiden heimgesucht, weilte sie seit mehreren Jahren bereits fast ununterbrochen in dem lieblichen Ardennenbade Spa, wo ihr die Luft besonders zusagte, und dort hat sie, umgeben von einigen Getreuen, auch ihre letzten Tage verlebt, bis der Tod sie rasch und schmerzlos von hinnen nahm.

— Die deutsche Geschichtsforschung hat durch den Tod des Geheimen Oberregierungsrats Professor Dr. Ernst Dümmler, der in der Nacht vom 10. zum 11. September zu Friedrichsroda verschieden ist, einen schweren Verlust erlitten. Ernst Dümmler, geboren am 2. Januar 1830 zu Berlin, trat nach langjähriger akademischer Lehrthätigkeit im Jahre 1888 als Leiter der Zentraldirektion der „Monumenta Germaniae historica" in den Dienst des Reiches. In dieser bedeutsamen Stellung hat er die Gesamtausgabe der Quellen der deutschen Geschichte des Mittelalters durch eigne Forschungen und leitend und anregend im Verkehr mit seinen Mitarbeitern in fruchtbarer Weise zu fördern gewußt. Auch auf verwandten Gebieten der Geschichtskunde hat er sein tiefes Wissen und seine ungewöhnliche Arbeitskraft im Dienste verschiedener gelehrter Körperschaften bethätigt, und eine umfassende litterarische Arbeit bezeichnet den Erfolg seiner Studien. Erst vor wenigen Wochen war es dem Verewigten beschieden, unter reger Teilnahme der wissenschaftlichen Welt die Feier des Tages zu begehen, an dem er vor 50 Jahren die Doktorwürde erlangt hatte. Der damals vom Reichskanzler ausgesprochene Wunsch, es möchte dem verdienten Manne vergönnt sein, dem Werke, mit dem sein Name für alle Zeiten verbunden bleiben werde, noch lange in ungeschwächter Kraft vorzustehen, ist leider nicht in Erfüllung gegangen.



Phot. Arthur Renard, Kiel.

Das Linienschiff „Zähringen" auf der ersten Probefahrt

— Auf seiner Besitzung in Niederwalluf a. Rh. verschied am 25. September im Alter von 82 Jahren der Geheime Kommerzienrat Dr. Wilhelm Oechelhäuser nach kurzem Krankenlager. Er war am 26. August 1820 in Siegen geboren, als Techniker und Kaufmann ausgebildet und unternahm viele größere Reisen durch fast alle Länder Europas. Er war drei Jahre Sekretär, später Assessor des Reichshandelsministeriums und der Zentralbundeskommission in Frankfurt a. M., von 1852 bis 1856 Bürgermeister in Mülheim a. d. Ruhr und übernahm dann die Leitung der Deutschen Kontinental-Gasgesellschaft in Dessau, an deren Spitze er bis an sein Lebensende verblieb. 1883 wurde er in den Adelstand erhoben, den er jedoch für seine Person ablehnte. 1893 von der Universität Erlangen zum Ehrendoktor der Philosophie ernannt; seit 1893 war er Mitglied des Kolonialrates. Er war 1852 bis 1853 Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses und gehörte 1878 bis 1893 als nationalliberales Mitglied dem Deutschen Reichstag an. Neben seiner fruchtbaren volkswirtschaftlichen Thätigkeit war Oechelhäuser weiten litterarischen Kreisen als eifriger Shakespeare-Forscher bekannt: er war der Begründer und Präsident der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft. Er gab eine Bühnen- und Familienausgabe von Shakespeares dramatischen Werken heraus sowie „Einführungen in Shakespeares Bühnendramen“ und „Shakespeareana“. Auch verdanken wir ihm die die im Auftrage der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft erfolgte Ausgabe: „Shakespeares dramatische Werke“ (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt), die allseitig als mustergültig anerkannt worden ist und zahlreiche Auflagen erlebte.



Charlemagne Tower, der neue Botschafter der Vereinigten Staaten in Berlin



Phot. Carl Scholz, Köln-Deutz

Kaiser Wilhelm-Brunnen auf Schloss Burg a. d. Wupper
Von Fred. Coubillier



Das neue Stadttheater in Fürth. Erbaut von Helmer und Fellner (Wien)

Für müssige Stunden

Dechiffrieraufgabe



Welchen Text ergeben die Buchstaben der obigen Figur, nach Maßgabe der Zeichnung richtig verbunden?

Umstellrätsel

Talent und Streben zieht gar viele
Mit Macht zu solchem Kunstberuf,
Doch fähig für die höchsten Ziele
Natur nur Auserwählte schuf.

Stell um das Wort, so hat's die Sonne,
Die Erde auch und jeder Stern,
Es fehlet nicht der größten Tonne
Und nicht dem kleinsten Kirschenkern. M. Sch.

Silbenrätsel

In alten Zeiten hat bereitet
Die Erste Schmerzen manchem Mann;
Wer heute Schmerzen an ihr leidet,
Der wendet Opodeldok an.

Still geht die Zweite durch die Straßen,
Lautbrausend durch das Land sie fliegt,
Sie bringt auch Schnupfen wohl den Nasen,
An einem See der Schweiz sie liegt.

Das Ganze hat vor vielen Jahren
Gemacht manch braver Rittersmann:
Auf ihm in Kämpfen und Gefahren
Sich mancher hohen Ruhm gewann. E. M.-S.

Rätsel

Für schwierig wird der Leser kaum
Die Lösung meines Rätsels halten;
Er schiebe in sie einen Baum:
Ein Küchenkraut wird sich gestalten. E. S.

Worträtsel

Ist ritterliche Kunst
War des Geschickes Gunst,
Daß sie auch streckt die Hände
Nach milder Gabe Spende? M. Sch.

Silben-Palindrom

Wer mit dem Norden wohl vertraut,
Hat auch des Rätsels Stadt geschaut,
Sonst sucht sie nur am Wasser gleich
In einem Nachbarkönigreich.

Wird ohne Kopf das Silbenpaar
Versetzt, so stellt dem Blick sich dar
Von der Armee ein schmuckes Glied,
Dem mancher Sieg im Frieden blüht. M. Sch.

Buchstabenrätsel

Einsilbig ist das Rätselwort:
Seht hin, vierbeinig läuft es dort!
Zuweilen auch ein braver Mann
Das Rätselwort wohl haben kann.

Hängt man dem Worte an ein e,
Dann strebt es ragend in die Höh'.
Gar häufig auch ein braver Mann
Das Rätselwort wohl werden kann.

Hängt man dem Wort noch an ein l,
Dann wird's ein schuftiger Gesell —
Deswegen auch ein braver Mann
Das Rätselwort nie werden kann. F. M.-S.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Heft 3

Des Bilderätsels: Wenn man bei der Silbe „Wie“ beginnt und zunächst die Silben liest, die in den längsten, dann diejenigen, die in den etwas kürzeren Strahlen stehen, und auf diese Weise bis zum Schluß verfährt, so erhält man folgende Lösung:

Wie unser Schatten ist so mancher treue Freund,
Er bleibt, solang als uns des Glückes Sonne scheint.

Des Worträtsels: Auslage.

Des Kettenrätsels: Haus-Lehrer — Stand-Bild — Lein-Tuch — Fabrik-Stadt — Post-Zug — Kraft-Messer — Heft-Pflaster — Stein-Zeit — Tafel-Berg — Wasser-Glas — Dach-Kammer — Jäger-Recht — Eck-Brett — Spiel-Zeug — Haus.

Des Füllrätsels:

T I Z I A N
S T I L E T
F A T I M E
M A R T I N
A R D I T I

Der zweisilbigen Charade: Rat-haus.

Des Ausschalträtsels: Apfelblüte, Georgine, Bilsenkraut, Wegerich, Reseda, Hyacinthe, Immergrün, Chrysanthemum, Orchidee, Eberesche, Vergißmeinnicht, Rose, Ahorn, Aurikel, Fingerhut, Veilchen, Tanne.

„Borgen macht Sorgen.“

Des Silbenrätsels: Cremona, Kolibri, Mekka, Magdalena, Padua Chokolade.

„Mikado.“

Schach (Bearbeitet von G. Schallopp)

Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, in Zuschriften, die die Schach-Aufgaben und -Partien betreffen, diese stets mit der römischen Ziffer zu bezeichnen, mit der sie numeriert sind

Aufgabe X

Von G. Hallwell in Clark.

(Im Problemturnier der „Brighton Society“ preisgekrönt.)

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht an u. setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe VII

W. 1. Dh8—h3
S. 1. Kc5—b4, b6
W. 2. Dh3×b3†
S. 2. a4×b3, K—c5 a5
W. 3. Lb8—d6, a7, Dh3—b5 matt.

A.

S. 1. Sb1×a3 (—c3)
W. 2. Lb8—a7†
S. 2. Kc5—b4
W. 3. Dh3(×)c8matt.

B.

S. 1. Kc5—d4
W. 2. Lb8—a7†
S. 2. Kd4×e5
W. 3. Dh3—g3 (auch h2) matt.

C.

S. 1. beliebig and.
W. 2. Dh3—e3†
S. 2. Kc5—b4
W. 3. De3—b6 matt.

Aufgabe XI

Von O. Fuss in Hannover

Vom Lösungsturnier des XIII. Kongresses des Deutschen Schachbundes zu Hannover im Juli 1902

Schwarz



Weiß

Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe VIII

W. 1. Sg5—e6
S. 1. Kd5×e6
W. 2. f3—f4 und
W. 3. Db2—e5 matt.

A.

S. 1. Kd5—d6 (Sb7—a5, d8)
W. 2. Db2—d4†
S. 2. Kd6(d5)×e6
W. 3. Lb5—d7 matt.

B.

S. 1. Sb7—c5, d6
W. 2. Se6—c7†
S. 2. Kd5—d6, c5
W. 3. Db2—h2, f2 matt.

Aufgabe XII

Von L. Vetesnik in Ossyk (Mähren)

(Im Problemturnier des Deutschen Schachbundes preisgekrönt)

Schwarz



Weiß

Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe IX

W. 1. Sf1—h2
S. 1. Lf4×h2
W. 2. Dg8—g1
S. 2. Lh2×g1 oder beliebig
W. 3. f3—f4, Dg1-a1, ×h2 matt.

A.

S. 1. a4—a3
W. 2. Dg8—g4 und
W. 3. Sh2—g4, Dg4×f4, —e4, g7 matt.

B.

S. 1. Sa8—b6, c7
W. 2. Dg8—h7 und
W. 3. Dh7—c4, g7, (×)c7 matt.

C.

S. 1. d6—d5
W. 2. Dg8—b8† ꝛc.

D.

S. 1. Lf4—g5
W. 2. f3—f4†
S. 2. Lg5×f4
W. 3. Sh2—f3 matt.

Schachbriefwechsel

X. (Name nicht zu entziffern) in Virovitica. Nr. IV und VI losten Sie richtig. Zu V dagegen scheitert Ihr Versuch 1. e6—e7 an Ke4—d5 2. e7—e8D Sa1—c2 (b3); auch kann der Springerzug als erster, der Königszug als zweiter geschehen. Der Abzug des Springers ist nun kein Mattzug wegen f4—f3, und der sonst mögliche Mattzug 3. Dg3—d2 ist durch den Sc2 oder b3 unschädlich gemacht. — Bei der Aufgabe XXXIV aus 1896/97 ist vielleicht in der Lösungsangabe — die wir augenblicklich nicht kontrollieren können — ein Versehen passiert, indem es statt Sf3—d2 heißen soll Sf3—e5: Ihre vermeintliche Lösung 1. e6—e7 führt wegen Sa8—c7 (oder auch nach b6) 2. Lf4×c7(b6) Lf8—g7 nicht zum Ziele.

Partie Nr. V

Turnierpartie, gespielt zu Hannover am 21. Juli 1902

Italienische Partie

Weiß: M. Tschigorin-Petersburg, siebenter Preisträger.
Schwarz: H. N. Pillsbury-New York, zweiter Preisträger.

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1. e2—e4	**e7—e5**	30. b3—b4 [7])	c6—c4
2. Sg1—f3	**Sb8—c6**	31. e2—e3	h5×g4
3. Lf1—c4	**Lf8—c5**	32. h3×g4	Th7—h4
4. d2—d3	Sg8—f6	33. Td2—h2	Tf8—f7
5. Sb1—c3	d7—d6	34. Th2×h4	g5×h4
6. Lc1—e3	Lc5×e3 [1])	35. Dg3×h4†	Tf7—h7
7. f2×e3	Sc6—a5	36. Dh4—g3	Le8×g4
8. Lc4—b3	c7—c6	37. Sd1—f2	Lg4—d7! [8])
9. 0—0	Sa5×b3	38. Kg1—f1!	Ld7×c6
10. a2×b3	Sf6—g4	39. d5×c6	Dc7×c6
11. Dd1—e1	0—0	40. Ta1—d1 [9])	Dc6—b6
12. h2—h3	Sg4—h6	41. Kf1—e2	a6—a5
13. g2—g4 [2])	f7—f6	42. b4×a5 [10])	Db6×a5
14. De1—g3 [3])	g7—g5!	43. Dg3—g4	Th8—h2
15. Tf1—f2	Lc8—e6	44. Ke2—f3	Da5—a8
16. Ta1—f1	Dd8—e7	45. Td1—d7	Th2—h7
17. d3—d4	Ta8—d8	46. Td7×h7†	Kh8×h7
18. Sf3—d2	Le6—c8	47. Dg4—d7†	Kh7—g6
19. d4—d5	Kg8—h8	48. Dd7×b5	Da8—e8
20. b3—b4 [4])	Tf8—f7	49. Db5—b6	Sg8—h6
21. Sd2—e4	Sh6—g8	50. Kf3—g3	De8—d7
22. Tf1—d1	De7—c7	51. Db6—c5	Dd7—d2
23. b2—b3	a7—a6	52. Dc5×c4	Dd2×e3†
24. Tf2—d2 [5])	b7—b5!	53. Kg3—g2	De3—g5†
25. Sc4—a5	c6—c5!	54. Kg2—f1	Dg5—f4
26. Sa5—c6	Td8—f8	55. Dc4—e8	f6—f5
27. b4×c5	d6×c5	56. De8—e8†	Kg6—g7
28. Td1—a1	h7—h5 [6])	57. De8—d7†	
29. Sc3—d1	Tf7—h7	Als unentschieden abgebrochen.	

[1]) Im allgemeinen hält man Lc5—b6 für vorsichtiger; doch ist der Abtausch auch ganz gut zulässig.

[2]) Thut Weiß dies nicht, so erhält Schwarz mit f7—f5 ein gutes Spiel.

[3]) Beabsichtigt 15. g4—g5.

[4]) Weiß konnte hier (oder in einem späteren Zeitpunkt) Tf2—f3 nebst Dg3—f2 und Sc3—e2—g3—h5 (f5) versuchen; doch würde, da Schwarz den Bf6 genügend decken kann, nicht viel dabei herausspringen.

[5]) Weiß versäumt hier die richtige Fortsetzung 24. d5×c6 b7×c6 25. Tf2—d2 Tf7—d7 26. Sc3—a4 (droht 27. Sa4—b6) d6—d5 27. Sc4—b6! Td7—d6 28. e4×d5.

[6]) Schwarz eröffnet nun einen Gegenangriff, der aber schließlich auch nur zum Ausgleich führt.

[7]) Oder 30. e2—e4 b5—b4; doch ist nun zu 31. Ta1—a5 Dc7—d6 32. Sd1—b2 wegen h5×g4 33. h3×g4 Sg8—h6 34. Td2—h2 Tf8—f7 keine rechte Zeit.

[8]) Scheinbar entscheidend war hier Lg4—e2; doch hatte Weiß noch den rettenden Zug 38. Kg1—g2 (Th7—g7 39. Ta1—h1†, worauf Sg8—h6(??) 40. Th1×h6† Kh8—g8 41. Th6—g6 zum Verlust für Schwarz führt). Der Textzug erobert einen Bauern.

[9]) Weiß verteidigt sich sehr umsichtig und erreicht noch Remis. Es droht jetzt Td1—d8.

[10]) Sehr stark erscheint hier 42. Td1—g1 Sg8—h6 43. Dg3—g6 Db6—d8 44. Tg1—h1 Dd8—f8 45. b4×a5; doch findet Schwarz in 42. . . . . Sg8—e7 genügende Verteidigung. Z. B. 43. Sf2—g4 a5×b4 44. Sg4×e5 (oder Sg4—h6) Db6—e6!.

Handschriften-Beurteilung

(Für Abonnenten kostenfrei. Gesuche sind unter Beifügung der Abonnementsquittung an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten)

N. B. in Prag. Sie sind ein recht ausgesprochener, bestimmter Charakter, der gern seine eignen Wege geht und dem man mehr Biegsamkeit und Weichheit wünschen möchte. „Liebenswürdig" wird man Sie kaum nennen, aber wer Sie länger und genauer kennt, wird die große Gleichmäßigkeit Ihrer Gefühle, Ihre Ausdauer und Treue schätzen, ebenso Ihre Wahrhaftigkeit. Ihr Wille ist bestimmt und energisch. Den engeren Familien- und Freundeskreis ziehen Sie großer Geselligkeit vor, und in ersterem kommen Sie auch am besten zur Geltung. Ihre Lebensauffassung ist nüchtern verständig, wie Ihnen überhaupt jegliche Extravaganz oder Gesuchtheit fernliegt. Sie geben sich so, wie Sie sind, einfach und natürlich.

E. P. Wilhelm. Wohl gebildet und geistig gewandt, aber auch gesucht. Sie wollen etwas Besonderes, anders als andre sein und können nicht immer richtig Maß halten, verlieren sich in Extreme und Gesuchtheiten. Ihre Phantasie und Ihr lebhaftes Vorstellungsvermögen trüben Ihnen den Blick und die Klarheit des Urteils.

J. Wilhelm. Eine vorwiegend intuitive Natur. Sie haben Sinn für Ideales und Höheres, haben sich losgelöst von der Schablone und gehen Ihre eignen Wege, unbekümmert um das Gerede der Leute. Feinfühlend, sensibel, nicht ohne Schwung und Phantasie.

„Halloh, Halloh." Es würde Ihnen imponieren, wenn ich Ihre Beschäftigung nach der Schrift feststellen könnte, schreiben Sie. Nun, mit Sicherheit läßt sich der Beruf nicht erkennen, es giebt wohl eine Kaufmannsschrift, Gelehrtenschrift, Pfarrerschrift, Offiziersschrift u. s. w., aber damit soll nicht gesagt sein, daß man die verschiedenen Berufe in Schriftenklassen einteilen könne, so wenig wie alle Männer eine ausgesprochene Herrenschrift, alle Damen eine sogenannte Damenschrift haben. Immerhin würde ich, dem ganzen Duktus Ihrer Schrift nach zu urteilen, denken, Sie seien Offizier von Beruf. Sie sind eine harmonische Natur, sympathisch, umgänglich, selbstbeherrscht, gleichmäßig in der Stimmung. Wahr, zuverlässig, bestimmt und fest, aber nicht schroff und nicht durch Schärfe verletzend. Etwas egoistisch. Einfach, aber sicher im Auftreten. Sie halten auf Wahrung des guten Tones u. s. w. Maßvoll im Empfinden, verlieren Sie sich nach keiner Richtung ins Extreme.

L. Meyer, Maienfeld bei Ragaz

Briefmappe

G. U. in S. Medaillen zur Erinnerung an Rudolf Virchow hat die Metallwarenfabrik Ad. Schwerdt (Inh. Wilhelm Wolf) in Stuttgart ausgeführt. Es sind zwei verschiedene Exemplare angefertigt, in Feinsilber und oxydiert. Beide zeigen auf der Vorderseite das Bildnis des



berühmten Gelehrten. Die kleinere, die auf der Rückseite Geburts- und Sterbetag in stilvoller Umrahmung giebt, läßt sich auch als Anhänger verwenden (*M.* 2.50) die größere (*M.* 4.50) trägt in einem Lorbeerkranz, der mit dem Aeskulapstab abschließt, die Inschrift: „Dem edlen Menschen, dem großen Arzt und Lehrer.“ Beide Gedenkmünzen sind als Musterleistungen der Medaillierkunst zu rühmen.

W. A. C. in Washington. 1. Nach der dürftigen Beschreibung läßt sich über die Herkunft der Münze nichts sagen. 2. Dem Graphologen übermittelt.

J. B. in Wien IX. Sie fragen in bitterem Schmerz:

Sag, wann wirst du wiederkehren
Zu mir von dir verlassnen Mann?
Wie lange wird die Zeit noch wären,
Bis einst gebrochen ist der Bann?

Ja, eine sichere Auskunft vermögen wir Ihnen nicht zu erteilen, hegen aber die Vermutung, daß die Holde vielleicht wiederkehrt, nachdem Sie sich in der Rechtschreibung ein wenig vervollkommnet haben.

W. E. in D. Ein ausführlicher Festbericht über die Enthüllung des Raiffeisen-Denkmals in Heddesdorf-Neuwied und die damit verbundenen Veranstaltungen ist in der Raiffeisen-Druckerei zu Neuwied erschienen. Dorthin mögen Sie sich, um den Bericht zu erhalten, wenden.

F. St. in T. Die Pompejus-Säule in Alexandrien steht in keiner Beziehung zu dem berühmten Gegner Cäsars, der, bei Pharsalus geschlagen, nach Aegypten floh und dort ermordet wurde (28. September 48 v. Chr.). Die Säule hat ihren Namen vielmehr nach einem Präfekten Pompejus, der sie um 300 n. Chr. zu Ehren des Kaisers Diokletian errichtete, dessen Bronzestatue sich einst auf dem Kapitäl erhob.

L. A. in Sch. „Aennchen von Tharau“, die durch Simon Dach berühmt gewordene Maid, war 1615 in dem ostpreußischen Dorfe Tharau als Tochter des Pfarrers Neander geboren. Im Jahre 1633 verheiratete sie sich mit dem Pfarrer Johann Portatius in Laukischken, einem Freunde des Dichters, der aus diesem Anlaß das prächtige Lied im Sinne des Bräutigams niederschrieb. Nach dem Tode ihres Gatten verheiratete sich „Anke von Tharau“ mit seinem Nachfolger, dem Pfarrer Grube, und nach dessen Hinscheiden mit dem neuen Amtsnachfolger, Melchior Beilstein. Zum dritten Male Witwe geworden, zog „Anke“ zu ihrem Sohne erster Ehe, Pfarrer Friedrich Portatius in Insterburg, und starb dort am 26. Sept. 1689.

Bella in Mainz. Es war Friedrich Schlegel, der den Geschichtschreiber einen Propheten nannte, der rückwärts schaue in die Vergangenheit. Mit größerem Fug, setzte Heinrich Heine hinzu, könne man von dem Dichter sagen, daß er ein Geschichtschreiber sei, dessen Auge hinausblicke in die Zukunft.

H. G. in Köln a. Rh. In Deutschland erscheinen nach einem Werkchen des Engländers Whiting Halsey jährlich 23000 Bücher, während Frankreich in demselben Zeitraum 13000 neue Werke und Italien 9500 hat. In Großbritannien werden zwischen 6000 und 7000 Bücher jährlich veröffentlicht, darunter etwa 1500 Neuausgaben. Die neuen Bücher der ganzen Welt betragen nach den Schätzungen des Verfassers jährlich die stattliche Summe von über 70000.

Camilla in U. Allerschönsten Dank, daß Sie endlich Ihr Schweigen brechen und zur Entschädigung für die lange Säumnis uns gleich mit zwei Perlen Ihrer edlen Muse beglücken. Hier folgen sie:

Sternschnuppen

Ich zähl' euch zu Scheherezaden,
Die aus ew'ger Wunderwelt
Mit der Märchen Zauberfaden
Stets uns noch gefangen hält.

Doch, ich harre wohl vergebens
Daß ihr meinen Wunsch erfüllt,
Daß das Sehnen meines Lebens
Endlich, endlich werd' gestillt.

Waldmühlenzauber

Ich dicht' und male, weil ich's kann,
Habt Dank, ihr hehren Musen!
Ich folg' begeistert eurer Bahn
Mit stolz geschwelltem Busen.

Ich dicht' und singe, weil ich muß,
Es drohen die Gefühle
Mich fortzureißen wie der Fluß
Die altersmorsche Mühle.

Ich dichte, weil beim Dichten ich
Mich fühl' der Erd' entrückel.
O Muse, laß mich nicht im Stich,
Sonst werd' ich noch verrückt!

M. P. in G. Die Stadt **Dresden** hatte nach der letzten Volkszählung rund 476 000 Einwohner, doch wird sich nach der Einverleibung der Vororte, die am 1. Januar nächsten Jahres erfolgen soll, die Einwohnerzahl um rund 80 000 vermehren. Dresden wird alsdann die viertgrößte Stadt Deutschlands sein; ihm überlegen sind dann nur noch Berlin, Hamburg und München.

W. L. in K. Das Wesen des Reform-Gymnasiums besteht darin, daß auf einem dreiklassigen Unterbau mit neusprachlichem Unterricht eine Gabelung nach der lateinischen und lateinlosen Seite eintritt. Also erst moderne Sprachen, dann Latein und zuletzt Griechisch. Die bisher erzielten Resultate werden als durchaus günstig bezeichnet.

B. B. in Wien. Wir können nur immer erneut bedauern.

Verantwortlicher Redakteur:
Ernst Schubert in Stuttgart
Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt



Dolce far niente (Singapore)

Aus dem Prachtwerk: „Durch den Indischen Archipel" von
Hugo V. Pedersen (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt)

Für die Krone

Roman von

Richard Voss

Erstes Buch

I

Aus dem königlichen Schloß
Winter 18..

Etwas ist faul im Staate Dänemark. Wüßte ich nur, was es ist! Ob meine Leidenschaft zum Grübeln, dieses Stücklein Hamletsnatur, mir wohl im Blut steckt? Oder ist meine Erziehung schuld daran?

Aus welchen Materien bin ich wohl gemischt? Vielmehr: müßte ich von Stammes wegen gemischt sein? Alle Ingredienzien, die meinen erhabenen Menschen bilden, sind alte, uralte Stoffe. Sie schufen schon vor mehr als einem Jahrtausend den Ersten unsers glorreichen Hauses. Seit mehr als einem Jahrtausend ist es daher eine unsrer vornehmsten Aufgaben, jenem historischen Allerersten nach Menschenmöglichkeit ähnlich zu sein. Angenommen, bewußter Primas unsers Geschlechtes hatte vielleicht ein eigentümlich gebildetes rechtes Ohrläppchen oder eine Warze auf der linken Wange — glorreich und glücklich der Nachkomme, der ein eigentümlich gebildetes rechtes Ohrläppchen und auf der linken Wange eine Warze besitzt. Beides sind daher Ziele eifrigsten Strebens, höchsten Ehrgeizes, und erst, wenn dieses eigentümlich gebildete Ohrläppchen, diese Warze auf der linken Wange gar in unsrer Seele und in unserm Gehirn angetroffen werden, wenn wir durch allerhand besondere Merkmale auch geistig „echt" gestempelt sind — das ist dann ein Triumph.

Alle sehen mich mißtrauisch an. Jeder Blick ruht voller Vorwurf auf meinem Gesicht, und ich selbst wage die Augen kaum aufzuschlagen. Denn wenn ich mich im Spiegel betrachte — und ich betreibe nichts andres —, soviel ich auch forsche und forsche, grüble und grüble, von welcher Seite ich auch mein rechtes Ohrläppchen und meine linke Wange beobachte, beleuchte, begutachte — das Familienmerkmal fehlt, das Beglaubigungszeugnis für meinen Stamm und meine Art mangelt.

Uebrigens hat der vielhundertjährige Familienzug meines Hauses etwas sehr Respektables, selbst Ehrfurchtgebietendes, so erstarrend sein Vorhandensein auch auf mich wirkt. Für mein Haus war nämlich von Anfang an weder das Wort noch die That, sondern die Pflicht. In meinem erlauchten Hause wird man aus Pflicht geboren. Man lebt aus Pflicht, thut nach bestem Vermögen Gutes aus Pflicht, meidet nach bestem Können Böses aus Pflicht, läßt sich aus Pflicht vermählen, zeugt wiederum pflichtschuldigst pflichttreue Kinder, stirbt schließlich aus Pflicht, steht sicher einstmals aus Pflicht wieder auf von den Toten.

Neben allem Großen ist bei uns selbstverständlich jedes Kleine heilige Pflicht. Aber es giebt nichts Kleines bei uns. Die Länge der Courschleppe, die weiße Krawatte zum Diner und die schwarze für den Abendthee sind genau ebensolche notwendigen unantastbaren Größen wie irgend eine Staatsaktion. So müssen wir stehen, so uns bewegen, so reden, handelt es sich nun um unsre „Haltung" beim Cercle, oder bei einer Revolution, oder während des Weltuntergangs.

Wie alt bin ich eigentlich, daß ich mir ein Recht zuspreche, an unserm Hof solche Kritik zu üben? Vor kurzem ward ich zwanzig Jahr. Gott steh mir bei! Noch so jung und schon — ob ich überhaupt jemals jung war? Das gehört auch zu den vielen, vielen Dingen, über die ich grüble und grüble.

II

Aus dem königlichen Schloß

Allein, daß ich geboren ward, ist ein Unglück für mich, der ich leben muß mit dem ganzen Ballast uralter Traditionen; mit all dem Wust ehrwürdigen Hausrats meiner Ahnen; mit einem wahren Chaos von Begriffen, die ich nicht zu fassen vermag, und wollte ich eine Ewigkeit tasten und suchen.

Zum Glück bin ich nur der zweite Prinz. Als solcher darf ich sogar in aller Gemütsruhe Hamlet citieren; denn dem Staate Dänemark liegt nicht viel daran, ob ich bin oder nicht bin — da außer Frage steht, wie ich bin.

Mein Vater ist ein ganz vorzüglicher Regent: Zoll für Zoll ein König. Zugleich Zoll für Zoll der erste Beamte seines Staates, der erste Diener des Volks. Er arbeitet mit allen Gedanken, allen Kräften. Er arbeitet unausgesetzt, unermüdlich.

Das letztere freilich ist nicht wahr! Der König dieses Landes ist müde. Ich habe es heimlich beobachtet, habe es längst entdeckt. Die Müdigkeit des Königs geht im Hause um wie der ruhelose Geist von Hamlets Vater. Auch das habe ich entdeckt: die Müdigkeit ist ein Merkmal unsers Hauses. Seit einem Jahrhundert sind alle Könige unsers Hauses müde, todmüde gewesen. Müde lebten sie, regierten, arbeiteten, erfüllten ihre Pflichten, gingen endlich todmüde zur ewigen

Ruhe ein. Die Müdigkeit der Könige unsers Hauses wurde seit mehr als zwei Jahrhunderten unser Hausgespenst, unsre „weiße Frau“.

Selbstverständlich weiß Seine Excellenz, der Herr Oberhofmarschall, mit dem Spuk ebensogut Bescheid wie der letzte Küchenjunge. Da Seine Excellenz nicht gerade zu den aufgeklärten Geistern gehört, so ist ihm unser spiritus familiaris entschieden unangenehm. Aber das Gespenst gehört nun einmal zum königlichen Haushalt; was kann also ein königlicher Oberhofmarschall thun? Nichts andres, als den Spuk mit aller schuldigen Ehrfurcht behandeln, vor ihm dienern, ihm ins Gesicht sagen, daß er gar kein Spuk sei — nicht der Schatten eines Spukes! Im Gegenteil: Fleisch und Blut, noch dazu königliches Fleisch und Blut! Und im übrigen sich damit trösten, daß jedes Haus, das sich respektiert, sein „Gespenst im Hause“ besitzt.

Natürlich ist die Müdigkeit meines Vaters ein Staatsgeheimnis. Würden dem Könige bei Tafel die Augen zufallen, würde er während einer Audienz todmatt zusammenbrechen, so hätte doch kein Lakai die Frechheit, es zu sehen; und Seine Excellenz, der Herr Oberhofmarschall, ließe sich eher unterthänigst den Kopf abschlagen, als daß er sich die Bemerkung gestattete: „Majestät sind müde — Majestät sollten schlafen gehen.“

Kein Mensch im ganzen Königreich sieht und fühlt die Müdigkeit meines Vaters in solchem Maße wie meine Mutter; und im ganzen Königreich würde sie nicht einer so entschieden in Abrede stellen, geradezu abschwören wie sie.

Das ist eine Frau, die Königin!

*

Der Kronprinz ward nur um ein Jahr früher geboren als ich, scheint jedoch zehn Jahre älter zu sein. Mein Bruder wünscht aber gar nicht, jemals jung gewesen zu sein oder noch zu sein. Solcher Wunsch würde sich mit seinen Pflichten nicht vertragen, und der Kronprinz ist Pflicht vom Scheitel bis zur Sohle, Pflicht mit jedem Gedanken, Pflicht mit jedem Gefühl — also Zoll für Zoll einer von den Wahren und Echten. Für seine Echtheit bürgt das eigentümlich gebildete Läppchen des rechten Ohrs, bürgt die Warze auf der linken Wange. Und es bürgt für seinen echten Stamm jener eine Zug, der sich seit mehr als einem Jahrhundert in die Familie unsers Hauses geschlichen hat; auch mein junger Bruder fängt bereits an, müde zu werden.

Ich liebe meinen Bruder. Er ist ein ehrlicher Mensch. Aber ich glaube nicht, daß er große Gedanken hat. Wie kann er solche haben, da es eine seiner vornehmsten Pflichten ist, überhaupt möglichst wenig eigne Gedanken zu haben? Was sollte er mit dem müden Zug um die Augen mit großen Gedanken in seiner matten Epigonenseele beginnen?

Zu seinem Glück ist er geradezu wundervoll konservativ, herrlich orthodox.

Herrgott, ich danke dir, daß ich —

Wofür danke ich dem Himmel? Dafür, daß ich „nur“ der zweite Prinz bin?

Jedenfalls kann Staat Dänemark sich dazu gratulieren. Ich würde, wäre ich nicht nur der zweite Prinz, das Universum in Brand setzen, um im Staate Dänemark auszubrennen, was darin faul ist.

III

Aus dem königlichen Schloß

Ich muß wirklich lachen. „Man“, d. h. ein Titl. Oberhofmarschallamt, hat es für geboten erachtet, dem Kronprinzen eine Freundin auszuwählen. Die Inscenierung der Komödie wurde auf das sorgfältigste vorbereitet und ausgeführt. Eine kleine halbe Meile vor der Stadt wird im Westend in dezentester Lage eine Villa gekauft. Der Hoftapezier möbliert sie. „Man“ sorgt für Equipage, für Blumen.

Ein förmlicher Trousseau wird angeschafft: Lingerie, Argenterie, Bijouterie, Robes. „Man“ denkt an alles. Geflügel, Wildbret und Konfitüren werden in die Küche geliefert. Der Weinkeller ist gefüllt. Es fehlt nicht an einem ansehnlichen Butler, einem würdevollen Kammerdiener, zwei ehrgeizigen jungen Lakaien und — eines schönen Nachmittags fährt sie hinaus, direkt nach einer Probe vom „Faust“. Denn die Dame ist keine andre als unsre erste „Sentimentale“. Den nächsten Morgen hält ein Wagen vor der Villa; der Herr Sekretär der königlichen Schauspiele läßt sich melden und wird empfangen; die Dame unterzeichnet einen Kontrakt, laut dessen unserm Hoftheater seine erste Sentimentale bis zu ihrem seligen Ende gesichert bleibt. „Man“ hat auch die Pflicht, die Kunst zu protegieren. Und eines schönen Nachmittags fährt der Kronprinz in der Richtung der hübschen Villa spazieren.

*

Ich unterhalte mich gut bei diesen Beobachtungen. Würde nur nicht alles und jedes in meinem Hirn zu einer unendlichen Materie, über die ich grüble und grüble. Aber zu heiteren Dingen!

Unsre erste Sentimentale spielt eine wichtige Rolle. Sie wird Mode. Wenn sie auftritt, begiebt sich jetzt ein großer Teil des Hofes ins Schauspiel. Bisweilen erscheint in der kleinen Loge auch der Kronprinz. Dann giebt es ein Schauspiel im Schauspiel, obgleich man thut, als sehe man nur „Egmont“, oder „Kabale und Liebe“, oder sonst etwas Klassisches. Der erste Rang richtet an solchem Abend das Glas ostentativ auf die Bühne, was sonst nicht eben seine Gepflogenheit ist; und die Hofgesellschaft bringt es nachgerade zu einer wahren Kunst, von dem Kronprinzen und von der Sentimentalen zu reden; ganz oberflächlich, dabei doch enthusiastisch; scheinbar immer kritisch und dabei doch immer bewundernd. Seine Königliche Hoheit verhält sich gemessen ablehnend. Und das soll keine Komödie sein?!

*

Der Hausgeist geht täglich um, läßt sich Rapport erstatten, über äußere und innere Angelegenheiten Vortrag halten, erteilt Audienzen, erscheint bei Tafel, bei großen Empfängen und feierlichen Staatsaktionen. Jedermann sieht das Gespenst — niemand scheint es zu sehen. Nur ich stiere dem Spuk gerade ins Gesicht, rufe ihn an: „Wer bist du?" erhalte keine Antwort, grüble und grüble.

Da ist bei uns noch ein zweiter spiritus familiaris, dicht neben dem ersten, gleichsam der Schatten des Schattens. Das ist der Leibarzt meines Vaters. Der Herr Geheimrat ist ein großer Psychiater; er ist Spezialist und Autorität. Der berühmte Mann ist überall. So leise er auftritt, höre ich doch seinen Schritt. Ich höre ihn immerfort an der Seite des Königs, dicht an seiner Seite! Aber auch der Herr Geheimrat darf bei uns nicht gesehen werden. Von ihm reden, ihn als einen wirklichen Menschen betrachten, gleicht Majestätsbeleidigung, Hochverrat. Auf mich wirkt seine Erscheinung wie Magie. Was für Augen der Mann hat! Wie ein Meerwesen so klar, so tief, so traurig — trostlos traurig; als sähe er den Urgrund der Dinge, das gelöste Problem der Welt, den ganzen Jammer der Menschheit.

Was er wohl sieht, wenn seine Blicke vom König hinweg auf das Gesicht des Kronprinzen schweifen: langsam, sinnend, traurig — trostlos traurig. Ich beobachte diese Blicke, laure ihnen auf wie ein leidenschaftlicher Jäger dem Wilde. Ich warte darauf, sie zu ertappen, wie sie mich betrachten, in den Grund meines Wesens sich bohren, meine Seele ergründen.

Bisweilen erwische ich sie. Sie sehen mich an: unverwandt, traurig. Dann ist mir, als müßte ich aufspringen und aufschreien: „Jetzt sieht er mein Schicksal! Was ist mein Schicksal? Ich will es wissen, ich will!"

Aber ich bleibe stumm. Die alles sehenden, todtraurigen Augen wenden sich ab von mir; ich aber grüble und grüble.

*

Ich bin ein miserabler Soldat. Im ganzen Lande wissen sie es, und doch martert man mich mit diesem entsetzlichen Militarismus langsam zu Tode. Es gehört zur Tradition, daß auch zweite Prinzen die Pflicht haben, gute Soldaten zu sein. Aber ich besitze nun einmal nicht das Organ für diese uralte welthistorische Kunst: nach allen Regeln höchster Strategie der Menschheit von Zeit zu Zeit zur Ader zu lassen und eine kleine blutige Privatsündflut über ein Land auszuschütten, damit darin nur die Gerechten übrig bleiben. Hätte ich das Unglück, Kronprinz zu sein, müßte ich einstmals König werden und würde Gott mich dazu verdammen, einen Krieg führen zu müssen — Grausen vor mir selbst würde mich packen.

*

Da der Himmel mich nun einmal als schwarzes Schaf geschaffen hat, so sollen sie mich doch um des Himmels willen ein schwarzes Schaf sein und bleiben lassen. Ich kann ja doch nur die Farbe tragen, die meine Haut nun einmal hat. Sie bedürfen meiner nicht in ihrer Staatsmaschine; nicht einmal als Oel, um damit irgend ein geheimnisvolles Rädchen zu schmieren und zum Schnurren zu bringen. Meine niedrige Nummer zwei zählt ja gar nicht in dem Rechenexempel ihrer hohen Politik — wenn ich auch eine Chiffre bin und lebenslang bleiben muß. Jede Stunde meines Daseins ist eine Zahl. Ohne Unterlaß werde ich rubriziert, registriert. Das möchte immerhin so sein, wäre nur diese ungeheuerliche Einsamkeit nicht. Rings um mich alles leer, öde. Nicht eine einzige Seele in dieser Welt, die meine Welt ist. In dem ganzen Universum kein Herzschlag, der dem meinen sich entgegendrängt, der ihm verwandt ist. Alles Stille und Schweigen.

Darum schreibe ich, muß ich schreiben. Es ist Atmen für mich, ich würde sonst ersticken. Oft ist mir, als wäre jedes Wort ein Schmerzensschrei. Und dabei mit blondem Haar schon so alt sich zu fühlen!

IV

Aus dem königlichen Schloß

Die beiden Herren — der geistliche und der weltliche —, die mir beigegeben sind, wissen mit mir so wenig anzufangen wie ich mit ihnen. Beide haben historische Namen; aber ihre Namen thun nichts zur Sache, da ihre Träger keine Individuen, sondern Chargen sind — Hofchargen!

Seit kurzem habe ich meinen eignen Hofstaat; und zwar residiere ich in dem ältesten Teile des Schlosses, dem sogenannten Prinzenbau. Das Schloß stammt aus dem fünfzehnten Jahrhundert und ist vom Keller bis hinauf zum Dache historisch.

Historisch ist alles um mich.

Historisch sind die winkligen Höfe, die düsteren Korridore, die weiten Hallen, die öden Säle. Historisch an dem grauen monumentalen Bau ist jeder Schnörkel, jeder Wasserspeier. Historisch die verblaßten Fresken, die vergilbten Seidentapeten, die schwärzlichen Täfelungen, die schattenhaften Ahnenbilder; historisch die Geräte, die Service, das Silber; historisch die Motten, der Staub, die Atmosphäre. Große historische Erinnerungen wandeln am hellen Tage durch das ganze Haus. Selbst aus den Wänden strömt Historie.

In solcher Umgebung haust mein junges — altes prinzliches Ich und grübelt über die Fliege an der Wand, die natürlich auch historisch ist. Denn meine beiden mir beigegebenen Herren haben viel zu viel mit der Vergangenheit zu thun, um etwas Bestimmtes über die Gegenwart zu wissen. Sogar meinen alten Kammerdiener kann ich nicht ausfragen, da er ausschließlich in dem Hochgefühl lebt, daß bereits sein Vater, Großvater und Urgroßvater im Prinzenbau einer königlichen Hoheit meines Hauses Eau de Cologne auf die allerdurchlauchtigsten Schnupftücher gegossen haben; und mein junger Hoflakai trägt die historische Livree

mit einer Würde, die jede unterthänigste Vertraulichkeit ausschließt.

Wie lebe ich eigentlich?

Auf den Glockenschlag werde ich geweckt, absolviere ich die Messe, den Spazierritt, das Frühstück; auf den Glockenschlag höre ich die Vorlesungen verschiedener Professoren: Völkerpsychologie, Nationalökonomie, vaterländische Geschichte, Weltgeschichte, Kriegswissenschaft, andre Wissenschaften; auf den Glockenschlag mache ich den Majestäten meine Aufwartung, dem Kronprinzen meinen Besuch, empfange ich selbst diesen und jenen, wobei ich dieses und jenes anhöre, sage, denke! Auf den Glockenschlag fahre ich aus, oder ich übe mich im Fechten, Schießen, Ballspiel. Auf den Glockenschlag Toilette; auf den Glockenschlag Diner.

Ich fürchte, ich bin sehr unglücklich.

*

Seltsam, ich soll „populär" sein. Mein Kammerdiener verriet es mir heute.

„Wissen Königliche Hoheit denn nicht, wie populär Höchstdieselben sind?"

Ich wußte es nicht, ich wußte es wahr und wahrhaftig nicht.

Populär — was tönt und klingt nur so sonderbar aus diesem Wort? Ich soll populär sein? Ein zweiter Prinz populär! Wie käme ich dazu?

Populär sein, heißt: allgemein beliebt sein — heißt geliebt werden! Von allen geliebt, geliebt von einem ganzen Volk. Geliebt werden . . . Was habe ich mit dem Volke zu thun, was hat das Volk mit mir zu schaffen? Nichts.

Um populär zu sein, muß man etwas thun, etwas Gutes, Großes, etwas, was Liebe verdient, Liebe erwirbt, Liebe erzwingt — die Liebe eines ganzen Volkes! Ich aber that nichts. Und ich werde nichts thun — kann nichts thun.

Man kann nur lieben, was man kennt. Kennt mich das Volk? Nein. Wie kann es mich also lieben? Auch ich kenne es nicht, liebe es also nicht.

Alles, was das Volk von mir weiß, ist, daß ich eben der zweite Prinz bin; alles, was ich von dem Volke weiß, besteht darin, daß es seit Ewigkeit Plebs ist, in aller Ewigkeit Plebs bleiben wird und dabei einen großen erlauchten Namen führt: Volk.

Wie das klingt! Majestätischer beinahe als „Majestät". Man redet ja auch von der „Majestät des Volkes". Und diese gemein-hoheitsvolle Masse sollte mich lieben? Noch dazu ohne dabei einen Vorteil für sich zu erspähen . . .

Aber seltsam bleibt es immerhin, daß ich „populär" sein soll.

*

Ich schäme mich meiner Gedanken. Sie sollten gut und rein sein; ich sollte an Menschenwürde glauben; ich müßte die Menschen achten; ich sollte demütig sein, warmherzig, liebenswürdig.

Es sind so viele Mißtöne in mir, solche grellen Disharmonien. Und ich sehne mich so nach — Wonach? Nach allem, was schön ist, gut und groß.

Sagen läßt es sich nicht.

V

Aus dem königlichen Schloß

Großes geht vor. Jeden Tag geheimnisvolle Kabinettsitzungen, geheimnisvolle Vorträge, geheimnisvolle Andeutungen und Mienen. Wenn man im Staate Dänemark nur geheimnisvoll sein kann! Mit einer auswärtigen Regierung wird geheim verhandelt, geheim abgeschlossen. Der betreffende Gesandte fährt jeden Tag beim Hausministerium vor, wird häufig von den Majestäten empfangen, steht bei Allerhöchstdenselben außerordentlich in Gnaden und glänzt infolgedessen bei Hofe als Nebensonne. Seine Excellenz, der Herr Oberhofmarschall, das alte ehrwürdige Faktotum unsers Hauses, schreitet mit einem Antlitz umher, als laste eine Welt auf seinen Schultern. Die gestrenge Frau Oberhofmeisterin würde dem modernen Atlas die Weltkugel für ihr Leben gern tragen helfen, sämtliche Hofdamen und Hofherren möchten gleichfalls unterstützen und mitschleppen, aber die Excellenz hält fest.

*

Heute besuchte mich der Kronprinz.

Seiner Gewohnheit gemäß ging er lange ruhelos durch das Zimmer. Bald blieb er hier, bald dort stehen, ergriff diesen und jenen Gegenstand. Alles schweigend. Dabei erschien auf seiner Stirn, zwischen den Brauen, die kleine, scharfe, schmerzliche Falte, die auch der König hat. Bei meinem Bruder bemerkte ich sie heute zum ersten Male. Ich mußte immerfort darauf hinsehen wie auf ein besonderes Kennzeichen. Endlich sagte der Kronprinz in seiner gewöhnlichen leisen, scheuen Art: „Hat der Oberhofmarschall dich benachrichtigt?"

„Wovon?"

„Ich soll verreisen, und du sollst mich begleiten."

„Wohin?"

„Nach . . ."

„Was sollen wir dort?"

„Ich bin mit Prinzeß Mathilde verlobt."

„O!"

Schweigen, langes Schweigen. Der Kronprinz ging auf und ab. Ich saß und sah ihn an, sah auf die kleine, scharfe Falte, die mir mehr und mehr wie eine tiefe Narbe erschien.

Endlich sagte ich: „Du kennst sie ja gar nicht."

„Nein, ich kenne sie gar nicht. Was thut das?"

Wiederum Schweigen. „Vielleicht gefällt sie dir," ermutigte ich ihn. „Sie soll reizend sein."

„Ja, reizend."

Und dann wiederum Schweigen.

Ich hätte gern mehr mit dem Kronprinzen gesprochen, aber was sollte ich ihm wohl sagen? Bevor er mich verließ, stellte er sich ans Fenster und sah in den Hof hinab, der selbst am sonnigsten Tage wie ein finsterer Abgrund daliegt.

Ich hörte es seiner Stimme an, wie erregt er war, als er sagte: „Wäre ich eine Privatperson, so dürfte ich überhaupt nicht heiraten, so wäre die Heirat eines Mannes wie ich —"

Er sprach nicht aus, blieb von mir abgewandt am Fenster stehen; wahrscheinlich tief bereuend, daß er in dieser Weise zu mir gesprochen hatte. Uebrigens verstand ich ihn gar nicht. Es war überhaupt das erste Mal, daß wir Brüder etwas intim Persönliches beredeten.

Der Kronprinz drehte sich nach mir um, sah mich an — mit einem unvergeßlichen Blick! — und sagte mit seinem gewöhnlichen Ton und der gewöhnlichen Miene: „Uebrigens dürfen wir nicht an uns selbst denken . . . Denke niemals an dich selbst, Chlodwig! Du bist sonst verloren."

Er ging. Ich aber saß noch lange allein; dachte und dachte, grübelte und grübelte.

Warum dürfte der Kronprinz überhaupt nicht heiraten, wäre er nicht eben der Kronprinz? Was würde mit ihm, wenn er heiratete? Welches würden die Folgen sein? Die Folgen für das Königreich und für ihn selbst?

Aber an uns selbst dürfen wir nicht denken. Oder wir sind verloren. Warum verloren?

*

Das Land jubelt: die Verlobung des Kronprinzen ist bekannt gemacht. Die Zeitungen bringen Leitartikel, die Residenz illuminiert. Von allen Seiten Deputationen, Gratulationen. Das Antlitz unsers Faktotums strahlt. Es strahlt überhaupt alles, was strahlen kann. Aus den Mienen meiner Eltern vermag ich nichts zu lesen. Sie sind ein verschlossenes Buch mit leuchtenden Initialen unter einer Königskrone. Ueber allem Glanz scheint mir wie ein Schatten der dunkle Blick unsers medizinischen spiritus familiaris zu schweben. Aber ich bin gewiß der einzige, der es merkt. Es mag auch Einbildung sein.

*

Uebermorgen reisen wir mit großem Train, um die unbekannte Verlobte zu besichtigen. Es giebt eine richtige Brautschau, nur daß das Schauen nichts mehr hilft. Aber der Form wird genug gethan, und das ist schließlich die Hauptsache. Heute fährt der Kronprinz zum letztenmal nach der hübschen Villa draußen vor dem Thor.

*

Die Spatzen erzählten sich auf dem Dache des Schlosses und wahrscheinlich auf den Dächern der ganzen Stadt: Seine königliche Hoheit, der Kronprinz, wäre auffallend lange draußen in Westend geblieben und schließlich aus der hübschen Villa ganz etikettewidrig blaß heimgekehrt.

Das klingt fast, als wäre mein Bruder mit dem Herzen bei der Affaire engagiert. Seine Excellenz, der Herr Oberhofmarschall, wird sich darüber mit Indignation äußern: das sei gegen alles Abkommen!

Heute abend spielt man „Emilia Galotti". Der ganze Hof geht ins Schauspiel. Es giebt eine solenne Abschiedsfeier.

*

Heute abend gab es im Theater einen Skandal. Wir waren alle anwesend, also auch der Kronprinz. Sogar der sonst so diskrete erste Rang war heute abend neugierig und streifte bisweilen vorsichtig mit dem Glase die kleine Hofloge im Proscenium. Der Kronprinz saß darin mit seinem Adjutanten. Ich befand mich ihm gegenüber.

Emilia Galotti war sehr schön. Das ganze Publikum bemerkte ihr bleiches Aussehen unter der Schminke; und das ganze Publikum applaudierte dem schönen bleichen Gesicht. Nur Galerie und Parterre verhielten sich auffallend kühl.

Es kam die Scene, in der Emilia — statt die erste beste Haarnadel zu nehmen — von ihrem Vater den Dolch der armen tollen Orsina sich ins Herz stoßen läßt. Odoardos Tochter war prachtvoll. Solche Todessehnsucht, solch leidenschaftliches Verlangen, sich rasch aus der Welt schaffen zu lassen! Das Haus wurde unruhig. Auch der Kronprinz. Er hatte die kleine dunkelrote Gardine ganz zurückgeschoben, saß weit vorgebeugt, sah starr auf die Bühne und auf die leidenschaftlich bewegte Gestalt der Todessehnsüchtigen. Ich merkte, wie meines Bruders Augen denen Emilias begegneten, wie ihre Blicke sich etwas sagten. Der Kronprinz schien zu bitten: „Stirb nicht." Sie antwortete: „Ich will sterben, du jagst mich in den Tod . . ." Zugleich wurde ihr Spiel unerlaubt realistisch, was den alten Odoardo verwirrte. Das Haus wurde immer unruhiger. Im Parkett standen einige auf. Da war es, als wollte Emilia ihrem zaudernden Vater den Dolch entreißen, um sich selbst die Brust zu durchbohren. Im Publikum glaubte man, aus der Loge des Kronprinzen einen erstickten Angstschrei zu vernehmen. Der Schauspieler ringt mit der Künstlerin um den Dolch. Aufruhr im Hause. Der Vorhang fällt.

Ein Skandal in optima forma!

War es dem Schauspieler gelungen, der Sinnlosen die Waffe zu entreißen? Was geschah auf der Bühne? Niemand wußte es. Das Publikum fragte, flüsterte; es rief — schrie. Der Vorhang blieb geschlossen. Aber nur wenige gingen. Der Kronprinz war aufgesprungen, stand wie in Entgeisterung, blickte unverwandt auf den nämlichen Fleck, mit einem Ausdruck, als sähe er hinter dem Vorhang Emilia in ihrem Blute, von dem Prinzen in den Tod gejagt . . .

Der Hof entfernte sich. Auch der erste Rang. Jetzt hatten Parterre und Galerie ihre Freude. Sie wollten Emilia sehen, lärmten, tobten. Der Vorhang mußte aufgezogen werden, der Regisseur erscheinen und in gewählten Worten versichern: Emilia sei von einem plötzlichen Unwohlsein befallen worden, aber es gehe bereits wieder besser. Der Regisseur verneigte sich, Parterre und Galerie klatschten, schrieen — lachten. Dann drängte man hinaus, höchst erbaut über diese Emilia Galotti mit dem veränderten Schluß.

Erst jetzt konnte ich hinüber in die kleine Loge. Im Vorzimmer fand ich den Adjutanten mit einem Gesicht, darauf zu lesen stand: „Ein

Skandal!“ Es war meine Pflicht, dem Herrn einige gleichgültige Worte zu sagen, des Inhalts, als wäre es ganz und gar kein Skandal gewesen. Den Kronprinzen mußte ich beim Arm fassen, um ihm meine Gegenwart überhaupt nur bemerklich zu machen. Er seufzte auf, daß es wie ein Stöhnen klang, und murmelte: „Sie wird sich töten.“ Und nach einer Pause noch einmal: „Ich weiß, sie wird sich töten.“

Also liebt sie ihn und — er liebt sie. Wer hätte das gedacht?

*

Der Thee im Schloß nach dem Schauspiel war auch eine Komödie. Die Majestäten erschienen nicht; aber der Kronprinz kam — mit seinem gewöhnlichen, ernsten, etwas säuerlichen Gesicht. Nur daß zwischen den Brauen wiederum die kleine, tiefe Falte stand. Doch diese sah ich allein und werde sie noch tausendmal sehen, wenn kein andrer darauf achtet. Aber endlich wird das Merkzeichen tief eingegraben auf der Stirn stehen bleiben, und kein Mensch wird es ableugnen können; selbst nicht seine Excellenz, der Herr Oberhofmarschall.

Also: es war beim Thee im Schloß.

„Ein Skandal.“ Das stand auf allen Gesichtern zu lesen, auf den welken, mit Fettpuder eingeriebenen Wangen der Frau Oberhofmeisterin sowohl wie auf den unterthänigen Larven der Lakaien. „Ein Skandal!“ So schien es ringsum aus allen hellerleuchteten historischen Ecken und Winkeln zu tönen, und Seine Excellenz, der Herr Oberhofmarschall, sah sich heimlich um, ob keine Geisterhand mit flammenden Buchstaben als Menetekel an die Wand schreiben würde: „Ein Skandal.“ Aber was die Sache fast heiter machte, war die Manier, mit der in Gegenwart des Kronprinzen über den Skandal konversiert wurde — ganz en passant: Emilia sei in letzter Zeit etwas nervös geworden.

*

Daß ich es nicht vergesse: Natürlich that sich Emilia Galotti kein Leides an — wird sich auch keines anthun. Warum sollte sie? Der Kronprinz wird in aller Ruhe seinen königlichen Pflichten obliegen, unsre erste Sentimentale wird nach wie vor die hübsche Villa im Westend draußen vorm Thor bewohnen, nach wie vor in der hübschen Villa empfangen, nach wie vor die Rolle der ersten Liebhaberin spielen, darin sie es allmählich bis zur Virtuosität bringt. Dann war die Emilia Galotti-Episode eine gute Reklame.

So wird es kommen. Inzwischen fahren wir zur Prinzessin Braut.

VI

Unterwegs

Allerorts wird der Kronprinz empfangen, begrüßt, angejubelt.

Es ist das erste Mal, daß er in einer politischen Mission durch das Land reist, und seine Sendung betrifft niemand Geringeres als die zukünftige Königin. Der junge glückliche Bräutigam ward über Nacht eine volkstümliche Figur. Alle Mütter sind über ihn gerührt, alle Unverheirateten des schönen Geschlechts schwärmen für ihn. Auf den Stationen erscheinen sie in Massen, wehen mit Taschentüchern, werfen Blumen, machen entzückte Gesichter. Die vielen lärmenden Kundgebungen von Sympathie und Patriotismus erfreuen meinen guten Bruder sehr; aber sie ermüden ihn in auffallendem Maße.

Ich möchte wissen, was im Herzen des Kronprinzen vorgeht. Ich liebe ihn, er dauert mich. Gott weiß, warum er mich dauert. Wahrscheinlich, weil er einstmals gekrönt ins Grab steigen soll.

*

Seit seinem letzten ruhelosen Besuch in meinem Zimmer stehen wir ganz menschlich vertraut miteinander. So ließ der Kronprinz mich heute ahnen, was auf seiner Seele lastet. Es ist absonderlich genug.

Das Volk war gerade überaus enthusiastisch gewesen: Deputationen, Ehrenjungfrauen, Vereine, Blumen, Fahnen, Reden in Hülle und Fülle. Der Zug hatte sich „unter dem Jubel der Menge“ und den Klängen der Volkshymne wieder in Bewegung gesetzt, der Kronprinz war endlich vom Fenster fortgetreten, als seine Ermattung sich so deutlich zeigte, daß es dem Gefolge peinlich auffiel und die Herren sich in das Rauchkabinett zurückzogen. Auch ich wollte gehen, aber ein Blick meines Bruders ließ mich bleiben. Dann schloß er die Augen, sank mit dem Kopf zurück und sagte leise: „Ich wollte, das alles gälte dir. Es wäre besser für das Land — tausendmal besser.“

Ich war tödlich erschrocken und starrte ihn an, als wenn er von Sinnen wäre. Der Kronprinz weinte.

*

Wir sind etwas in Sorge: der König ist krank. Und zwar soll mein Vater kränker sein, als man verlautbaren läßt. Die Zeitungen äußern sich mit einer Vorsicht, die mich ängstigt. Auch die Depeschen, die wir empfangen, sind in der nämlichen Tonart gehalten. Ich kenne diese Melodie.

Ich bestand darauf, direkt beim Leibarzt anzufragen, setzte auch das Telegramm an den Geheimrat auf. Es wurde jedoch nicht abgeschickt. Der Hofmarschall Seiner Königlichen Hoheit hatte für dergleichen unvorhergesehene Fälle keine Instruktionen, befürchtete einen Verstoß zu begehen — das Telegramm wurde also zurückgehalten, und wir, die besorgten Söhne des Erkrankten, ließen es zurückhalten!

Der Kronprinz sorgt sich übrigens um den König noch mehr als ich. Er scheint etwas zu wissen, was ich nicht weiß, was mir verheimlicht wird — obschon es vermutlich die Spatzen auf unserm Dache pfeifen. Mein Bruder, der eine unheimliche, den ganzen Menschen versteinernde Gewalt über sich besitzt, ist stummer und starrer als je, woraus ich schließe, daß er mehr leidet als jemals.

*

Wir sind angelangt und auf das feierlichste als glücklicher Bräutigam eingeholt worden.

Die Stadt war prachtvoll geschmückt. Je ostentativer jedoch der äußere Pomp entfaltet war, um so mehr fiel mir die Haltung des Publikums als schreiender Gegensatz auf. Es stand dicht gedrängt, grüßte ehrfurchtsvoll und verhielt sich stumm. Erst nachdem der Wagen mit dem Könige und dem Bräutigam vorübergerollt war, entstand in der Menge eine schwache Bewegung, die wohl dem Eindruck galt, den mein Bruder hervorgebracht hatte und der für ihn günstig sein mußte. Der Thronfolger, der mit mir fuhr, sprach viel, etwas zu viel, wie mir schien, und ich that ihm den Gefallen, aufmerksam zuzuhören. Er konnte daher annehmen, daß ich zu sehr mit ihm beschäftigt sei, um das eigentümliche Verhalten des Publikums zu bemerken. Unser Gesandter, ein feiner Diplomat, beobachtete uns unausgesetzt. Er wußte demnach sehr genau, daß ich mehr sah, als ich aus Höflichkeit zugeben wollte.

Einige Male kam es mir vor, als würde unser Wagen besonders lebhaft begrüßt. Der Kronprinz war also populärer als der König? In diesem Augenblick, da an der Seite des Königs mein Bruder saß, machte mir die Wahrnehmung einen peinlichen Eindruck.

Im Schloß angelangt, wurden wir sogleich zur Königin geführt. Wir fanden bei ihr alle Prinzessinnen und mitten unter ihnen die Braut. Sie ist nicht hübsch, aber überaus anmutig: klein und zierlich. Ich sah nie etwas so Jungfräuliches! Ihre Augen haben einen Blick, der mir ins Herz geht: einen solchen gespannten, zitternden, erschreckten Ausdruck. Mit diesem angstvollen Blicke sah sie ihrem Verlobten entgegen, auf dessen Stirn, zwischen den Brauen, wiederum die väterliche Falte sich zeigte.

Beim ersten Anblick der Braut sah ich nichts als diese jungfräulichen, angstvollen Augen. Zugleich fühlte ich tiefes Mitleid. Ich habe noch niemals mit einem Menschen solches Mitleid gefühlt. Das ist ein böses Omen.

Der Kronprinz wurde seiner Verlobten von der Königin zugeführt. Er verneigte sich tief, küßte die schmale, blasse Kinderhand, die er sich erst nehmen mußte, und sprach dabei etwas; aber so leise, daß es niemand verstand.

Prinzeß Mathilde antwortete nicht, begann zu zittern, zitterte so heftig, daß die ganze feine Gestalt erschauerte. Zum Glück fing von neuem die Zeremonie der Vorstellung an, und es war möglich, das kleine bebende Wesen in einem Kreise von Prinzessinnen und Hofdamen etwas zu decken.

Die Arme! O die Arme!

*

Wir sind vorzüglich logiert: in einer Flucht hoher heller Gemächer voller Licht und Farbe, Blumen und Heiterkeit. Eine Spiegelgalerie verbindet meine Zimmer mit denen meines Bruders. Wir hatten seit dem Empfang noch kein Wort zusammen gesprochen; ich ging also vor dem Diner zum Kronprinzen.

Er lag angekleidet auf dem Diwan, die Hand vor den Augen. Ich sagte zu ihm: „Sie ist ein holdes Geschöpf. Ich sah niemals etwas Holderes. Es muß für einen Mann eine schöne Aufgabe sein, dieses liebliche und hilflose Wesen glücklich zu machen. Ich gratuliere dir."

Mein Bruder, ohne die Hand von den Augen zu nehmen, antwortete: „Wir sind uns fremd, und wir werden uns fremd bleiben. Sahst du nicht ihren Blick? Sie fürchtet sich vor mir. Schlimmer: ihr graut's vor mir. Ihr Blick und ihr Grauen werden wie ein Abgrund zwischen uns liegen."

„Welche krankhafte Phantasie!"

„Meinst du? Uebrigens habe ich andre Aufgaben zu erfüllen, als eine Gattin glücklich zu machen und selbst den glücklichen Ehemann zu spielen. Es sind Aufgaben, die meine ganze Kraft erfordern, und zwar eine größere Kraft, als ich besitze. Dieses holde Geschöpf wird also an meiner Seite sehr unglücklich sein."

„Und du?"

„Auf mich kommt es nicht an, wie du weißt."

Ich blieb aber hartnäckig. „Gut," rief ich aus, „so denke nicht an dich; aber hilf ihr! Sahst du es denn nicht gleich? Sie wird nicht leben können, ohne zu lieben, ohne wieder geliebt zu werden."

„Ich kann ihr nicht helfen."

Dann mußten wir zur Familientafel gehen.

*

Wir müssen Besuche abstatten, Besuche empfangen, Redensarten machen, Redensarten mitanhören, allerlei Vorsichtsmaßregeln beobachten und allerlei Vorsichtsmaßregeln beobachtet sehen. Der Hofmarschall meines Bruders hat für alles und jedes seine genauen Instruktionen. Ebenso unser Gesandter. Auch wir bekamen unsre Instruktionen. Und so geht es von Abend bis Morgen. Dabei feiert man uns, so sehr man feiern kann. Und doch, und doch —

*

Gestern machte mir unser Gesandter eine — übrigens äußerst vorsichtige — Andeutung, daß ich anfinge, „auch hier populär" zu werden. Ich drehte dem Manne den Rücken.

Fast in der nämlichen Stunde entfuhr meinem sonst so decenten Kammerdiener der Ausruf: „Ja, wenn Königliche Hoheit der Bräutigam wären..."

Der Mann mußte sofort das Zimmer verlassen, was er mit einer Miene that, als fügte ich ihm ein himmelschreiendes Unrecht zu.

Ich war jedoch ernstlich böse.

*

Wir reisen früher ab, als es nach dem Programm zweier Titl. Oberhofmarschallämter hätte sein sollen. Mein Vater muß also wirklich sehr krank sein. Es wird mit allen Mitteln der Staatskunst vertuscht, sogar in der königlichen Familie nur flüchtig erwähnt; und dann mit einer Miene, als handle es sich um einen Schnupfen.



An der

Nach dem Gemälde vo



Fähre
Josef v. Brandt

Weder staatsklug noch schön scheint mir, dem Laien, die Eile zu sein, mit der die Vermählung erfolgen soll. Das ganze Land wird für den Trousseau der Braut in Bewegung gesetzt; ich kenne sogar die Anzahl der Stickerinnen, Spitzenklöpplerinnen u. s. w., die alle Chancen haben, sich für die große Gelegenheit die Schwindsucht an den Hals zu arbeiten. Die Hochzeitsrobe meiner zukünftigen Schwägerin wird aus weißem Krepp über nilgrünem Sammet bestehen; und ein ganzer römischer Frühling von Myrten und Orangenblüten soll auf dem Brautgewande erblühen.

*

Heute gehen wir fort mit großem Pomp, wie wir gekommen sind. Die Abfahrt findet nachts statt, vielleicht deshalb nachts, damit wir dem Publikum seine Freude nicht anmerken sollen.

VII

Von der Seealp. Frühling!

Welcher Wechsel der Dekoration! Wie durch Zauberschlag befinde ich mich inmitten dieser großen stolzen Einsamkeit.

Wie kam ich her? Welcher gütige Gott gewährte mir diese glückselige Flucht?

Voller Sorge um den König reisten wir von der Brautfahrt zurück, der Kronprinz in einer Stimmung, als wäre er der Kranke, der Aufgegebene. Ehe unser Zug auf dem Westbahnhof noch vollkommen hielt, öffnete ich die Coupéthür, sprang heraus und eilte auf die uns empfangenden Herren zu.

„Wie geht es meinem Vater?"

„Seine Majestät leiden an einer leichten Indisposition," erwiderte Seine Excellenz, der Herr Oberhofmarschall, der sich ganz überflüssigerweise gleichfalls eingefunden hatte, mit seiner stereotypen feierlichen Miene, seiner stereotypen feierlichen Verbeugung. Das „leicht" wurde schwach accentuiert, und die „Indisposition" glitt sanft über die Lippen.

Ich rief: „Es ist nur eine leichte Indisposition, und dann versetzen Sie uns in Angst und Schrecken?"

„Bedaure unterthänigst."

Aber da kam der Kronprinz. Er fragte gar nicht, als wüßte er genau Bescheid und hielte jedes Fragen für nutzlos. Ohne ein Wort schritt er rasch an allen vorüber zum Wagen.

Natürlich wollte ich sogleich meinen Vater sehen. Das ging jedoch nicht an. Ob mein Bruder vorgelassen wurde, erfuhr ich nicht, glaube es aber. Nun, er ist der Kronprinz. Mein Vater hatte nur eine „leichte Indisposition"; aber ich durfte nicht zu ihm.

Auch meine Mutter sah ich erst am nächsten Tage. Ich bin ihr Lieblingssohn. Sie liebt mich, das fühle ich, das sagt mir mein Herz jeden Tag. Bisweilen sieht sie mich an: gar nicht königlich, beinahe mütterlich. Die andern merken es nicht. Die andern halten meine Mutter für unnahbar, jeder Regung unzugänglich, außer — dem Bewußtsein ihrer königlichen Pflichten. Und doch, obgleich ich mich geliebt fühle, liegt etwas zwischen meiner Mutter und mir.

Was? Die alte bange Frage und die alte unselige Antwort: Ich weiß es nicht.

Also: ich sah die Königin erst am nächsten Tage, und sie war bei dieser Gelegenheit wie — beinahe wie Seine Excellenz, der Herr Oberhofmarschall — Gott verzeih mir die Sünde!

Daher blieb auch meine Mutter bei der „leichten Indisposition" meines Vaters. Der König ist überarbeitet, müde; er muß sich schonen, kurze Zeit von allem sich zurückziehen.

Einige Tage darauf wurde mir offiziell mitgeteilt, daß die Majestäten schon jetzt, Anfangs Mai, das Hoflager nach Ludwigskron verlegten, daß der Kronprinz in der Residenz verbliebe und daß ich . . . Doch über mich wurden vorderhand noch keinerlei Dispositionen getroffen.

Ich sah den König vor Aufbruch des Hofes nicht mehr; sah nur den Leibarzt Seiner Majestät, den ich fragte: „An welcher Art von ‚leichter Indisposition' leidet mein Vater? Bitte, imitieren Sie nicht Seine Excellenz, den Herrn Oberhofmarschall; denn das steht Ihnen gar nicht. Also Wahrheit, Herr Geheimrat!"

Er erwiderte: „Ich kann Königliche Hoheit nur mit menschlicher Wahrheit dienen, und diese ist in zehn Fällen neunmal dem Irrtum unterworfen; besonders bei uns Aerzten."

„Sie wollen mir entwischen, Verehrtester. Aber ich lasse Sie nicht. Mein Vater ist sehr krank, gefährlich krank?"

„Majestät bedürfen dringlichst jeder möglichen Schonung."

„Die alte Melodie. Wird dem Könige die dringlichst gebotene Schonung möglich sein?"

„Gewiß!"

„Wird ihm die Schonung helfen?"

„Darauf kann ich nichts antworten."

„Sie wollen nichts antworten."

Da er schwieg, fragte ich hartnäckig von neuem: „Die Leiden meines Vaters liegen wohl im Blute?"

„Das ist bei den meisten Leiden der Fall."

„Also stecken auch meine Leiden im Blute?"

„Königliche Hoheit fühlen sich leidend?"

Und er richtete seine wunderbaren, unergründlichen, alles sehenden Augen auf mich.

„Wissen Sie das nicht?"

Aber er wußte es; er wußte es genau.

Was soll ich thun, der ich noch nichts gethan habe? Mich etwa auch ‚schonen'? Aber auf mich kommt es glücklicherweise nicht an. Und ich mußte lachen bei dem Gedanken, daß auf mich etwas ankommen könnte.

Schließlich ist unser Geheimer mir dann doch echt geisterhaft aus den Händen geglitten.

*

Gerade als sei es eine Folge dieses kurzen Gespräches, wurde mir wenige Tage darauf angekündigt, ich dürfe mich zu längerem Aufenthalt nach dem Jagdschloß „Seealp" begeben, und zwar

allein. So gut fast wie allein, denn außer von meinem alten Kammerdiener, dem Koch und einem Lakaien werde ich nur von einem Kavalier begleitet.

Und jetzt bin ich hier, und ich habe hier eine große Entdeckung gemacht. Ich bin auch noch jung, bin erst zwanzig Jahre! Da kann ich vielleicht wirklich noch einmal etwas für die Unsterblichkeit thun.

*

Alles muß ich beschreiben. Ich muß von allem reden und werde gewiß schwatzhaft sein. Thut nichts! Niemand hört mich, und das ist das beste dabei.

Zur „Seealp" kann man nur über den Alpsee — er liegt an tausend Fuß über dem Meeresspiegel — gelangen. Sonst führt weder Weg noch Steg hierher; höchstens am rechten Ufer entlang wäre es möglich, hierher zu gelangen. Es ist eine königliche Oede hier oben. Ich nenne sie königlich, weil es rings um die Herrscher öde zu sein pflegt. Die Flut in dem schmalen Felsenbecken ist tief und düster wie das Elend der Menschheit. Aber wenn die Sonne ihr zitterndes Strahlengewebe darüberwirft, so scheint der Glanz direkt vom Himmel herabgesunken zu sein, gerade wie jetzt das Glück in mein Herz. Wo der See zu Ende geht, steigt in unnahbarer, eisgekrönter Majestät der weiße Kaiser empor. Wir Königlichen befinden uns also hier unter unsersgleichen, unter lauter „Ebenbürtigen".

Ueber eine Stunde dauert die Kahnfahrt. Modernde Tannengerippe starren totenhaft aus dem dunkeln Wasser auf; eine Schar Wildenten umzieht den schmalen Nachen; eine Forelle schnellt empor; aus den Lüften dringt der heisere Schrei eines Raubvogels herab; am Kiele tönt das Geräusch der leise bewegten Flut, die Welt und Himmel widerspiegelt.

Das Felsengestade hinan zieht sich der wilde Wald. Dort wächst der Baum so lange zum Himmel, bis er morsch zusammenbricht, bis der Sturm ihn niederreißt, der Blitz ihn trifft. Unter Farnkraut und Gentianen liegen die toten Riesen begraben.

Von den Wänden des weißen Kaisers scheint ein gewaltiges Stück in die Tiefe gestürzt und zersplittert zu sein. Ueberall Felsgetrümmer! Es liegt durcheinander, übereinander. Aber der Wald verhüllt die Verwüstung, umzieht sie mit Ranken, läßt Alpenrosen und goldgelben Bienensaug darauf blühen, erhebt seine Wipfel darüber.

Durch die Schlucht tost der graue Gletscherbach, und über dem gewundenen Pfade leuchten die Schneebänder auf dem Felsgeschiebe näher und näher.

Es wird immer wilder, immer großartiger, herrlicher! Das war der schrille Pfiff einer Gemse. Ein ganzes Rudel flieht pfeilschnell durch das Latschengestrüpp die steilen Wände hinan. Ein Geriesel gelöster Steine fällt ab zum See.

Und jetzt langt man an!

Eine mäßig große grüne Halde, wie ein Smaragd eingelegt in die grauen Wände des weißen Kaisers. Fels, nichts als Fels! Ein breites, leuchtendes Schneefeld droben und am Ende des Kessels ein Gletscher mit grauer Decke und tiefblauer, strahlender Grotte, daraus die Quelle hervorstürzt.

Ueber meinem Haupte der leuchtende Himmel und zu meinen Füßen ein buntes Meer von Frühlingsblüten. Und mitten auf dieser wonnigen Flur die Seealp!

Sie besteht aus drei, im Blockhüttenstil aufgeführten Gebäuden: dem sogenannten Königsbau, dem Kavalierhause und einer Baulichkeit für Küche und die Dienerschaften.

Ich bewohne den Königsbau, dessen ganzes Innere von rötlich schimmerndem Zirbenholz erglänzt. Die Wände sämtlicher Räume umzieht großblättriger Epheu, der seine Ranken um bunte Heiligenbilder und prächtige Hirschgeweihe schlingt. In der Ecke eines jeden Zimmers steht der gewaltige grüne Kachelofen mit breiter, behaglicher Bank, die weiche Polster bedecken. Mein „Speisesaal" stößt an einen Flur, wo ich abends meine Aelpler bis spät in die Nacht hinein die Zither spielen lasse. Dazu wird gesungen, mitunter sogar — ohne das schöne Geschlecht! — getanzt. Alsdann erdröhnt das Haus von den gewuchtigen Tritten der Alpensöhne.

Eine andre Thür meines „Speisesaals", dessen vier Wände ein farbiger Fries alten kostbaren Majolikageschirrs umzieht, führt unmittelbar hinaus ins Freie und auf den See. Mein Schlafzimmer befindet sich auf der entgegengesetzten Seite des Hauses, gerade gegenüber Seiner Majestät dem weißen Kaiser. Ich brauche im Bette nur den Kopf zu heben, um ihm auf die blinkende Krone zu schauen. Jeden frühen Morgen sehe ich von meinem Lager aus an den Wänden die Gemsen äsen und ein Steinadlerpaar kreisen. Die Hirsche kommen abends bis dicht an das Haus, und die Murmeltiere spielen ringsum wie Kätzlein. An den Wänden des weißen Kaisers läßt mein Vater eine Anzahl Steinböcke hegen, und bisweilen verirrt sich im Winter ein Meister Braun hierher.

Von meinen Gefährten im Alpenidyll nenne ich zuerst den „Tonei".

Jung, hoch, hager, der ganze Kerl Muskel und Kraft. Helles Haar, helle Augen, braunes Gesicht. Er sieht einen Adler in der Luft, den ich erst eine Viertelstunde mit dem Fernrohr suchen muß. Ich bin nämlich auch ein miserabler Weidmann.

Der Tonei kennt diese Welt von Felsen und ewigem Schnee wie kein andrer, und er soll davon Wunderdinge erzählen; aber ich verstehe ihn nicht, und er versteht mich nicht. Tonei nennt mich ehrfurchtsvollst „Königliche Hoheit" und duzt mich dabei.

„Du, Königliche Hoheit! Gefällt dir's bei uns da heroben?"

Als ich ankam, jodelte er mir wie ein Besessener entgegen und gab mir sogleich mir nichts dir nichts die Hand, worüber meinen Herrn Kammerlakai vor Entsetzen beinahe der Schlag

getroffen hätte. Schade, daß Seine Excellenz, der Herr Oberhofmarschall, nicht dabei waren.

Aber das Seltsamste an diesem jungen Wildling ist, daß er jahraus jahrein hier oben haust, und zwar mutterseelenallein. Sechs Monate im Jahre liegt die Seealp unter Schnee, der oft bis zum Dache reicht. Dann muß der Tonei sich ausgraben. Um zu solchen Zeiten einen Weg nur bis zum See hinab sich zu bahnen, braucht es Tage; und in der nächsten Nacht schneit alles wieder zu. Das ist dann ein Leben, das der Tonei hier oben führt! Wie ein Wild in seiner Höhle! Hat er sich nicht hinreichend verproviantiert, so muß er hungern. Ich bin überzeugt, daß er den Winter zum großen Teil verschläft, zusammen mit seinen Kameraden, den „Mankeis", auf deutsch den Murmeltieren. Vollständig wach ist er im Winter — so behaupte ich — nie. Seine Wohnstatt ist für diese Zeit die Ofenbank. Halb im Schlaf heizt er mit mächtigen Scheiten seinen Ofen, halb im Schlaf ißt er sein Mehlmus. Tag für Tag Mehlmus. Möglichst fett!

Ist der See nicht fest zugefroren oder taut er just auf, so kann der Tonei nicht hinüber und wenn es das Leben gilt. Jenseits des Sees liegt ein Forsthaus. Wenn Wind und Wetter die Ueberfahrt erlauben, so rudert sich der Tonei — es geschieht den Monat ein paarmal — hinüber. Im Forsthause sieht er einige Menschen, die fast in der nämlichen Einsamkeit hausen wie er, trinkt etliche Gläser Bier, wozu er einen halben Tag und oft eine halbe Nacht braucht. Dabei redet er vom Schnee, vom Wild; hört er reden: auch vom Schnee und vom Wild, und — „aus ist's", wie der Tonei sagt. So lebt er dahin, bis es wieder Frühling wird, bis der Schnee schmilzt, bis aus dem braunen Grase die ersten blassen Blumen sprossen. Dann muß er selbst in der Nähe der Alp gut acht geben, damit keine Lawine ihn verschüttet, kein rollender Felsblock ihn erschlägt. Im Frühling scheint auch bei ihm wieder die Sonne, und dann geht er auf Suche nach den Geweihen, die die Hirsche abgeworfen haben. Er muß sie dem Förster abliefern. Jagen darf der Tonei nur das Murmeltier. Er fängt es in Fallen zu den Zeiten, wo es am fettesten ist. Dann schmeckt ein Murmeltierrücken köstlich. Das Fett wird ausgebraten und zu hundert Dingen gebraucht. Auch zu Arznei. Was vom Fleisch nicht frisch gegessen werden kann, wird im Rauchfang gedörrt.

Während des Sommers kommt der Tonei einige Male hinaus in die Welt, das heißt in die nächste Marktstadt weit da draußen. Er geht in die Kirche, er geht ins Wirtshaus. In der Kirche betet er inbrünstig, im Wirtshaus trinkt er noch inbrünstiger. Dann giebt's einen Rausch, und dann giebt's ein Raufen, bei dem es zuweilen einen Messerstich absetzt, mehr oder minder tief. Ist der Tonei glücklich wieder nüchtern, so macht er seine Einkäufe: ein baumwollenes, mächtiges rotes Sacktuch, ein Stück bretthartet, gelblicher Leinwand — Tabak! Das ist das Schönste im Leben, der Tabak!

Aus der Leinwand läßt sich der Tonei von der Förstersdirn Hemden nähen. Aber die Förstersdirn mag einen andern lieber als den Tonei.

Das ist ein Kreuz auf dieser Welt! Zum Glück giebt's darauf außer der Förstersdirn auch noch den Tabak.

*

Die Namen der beiden andern Buabn, die gegenwärtig den Verkehr zwischen uns und der Außenwelt vermitteln, endigen gleichfalls auf „ei". Sie heißen Stigei und Michei. Letzterer wird Juchei gerufen, was ein Diminutiv von Michei ist. Stigei kommt von Augustin her. Die beiden sind hübsche muntere Burschen, die mit der Pfeife im Munde auf die Welt gekommen zu sein scheinen, denen es aber nichts macht, wenn der Tabak nicht brennt oder überhaupt kein Tabak in der Pfeife ist. Im Pfeifenrohr steckt der köstliche Geschmack, und der genügt immerhin für kurze Zeit. Brennt der Tabak, so würde ihn die Nase einer Rothaut auf Meilen riechen, vielmehr „schmecken", wie es hierzulande heißt.

Der Stigei und der Juchei reden nicht sonderlich gern, lieber singen sie. Am allerliebsten aber sind sie mausestumm. Oder sie schreien wild und wütend wie von der Tarantel gestochen. Das nennen sie dann „juachzen". Wenn Stigei und Juchei zusammen mit dem Tonei „juachzen", so dröhnt der Felsen von dem Jubel des Trio, und das Echo „juachzt" donnernd zurück. Als diese drei das Licht der Welt erblickten, war ihr erster Schrei sicher ein „Juachzer". Vielleicht ist es einstmals auch ihr letzter Laut.

Stigei und Juchei scheinen vom Geschlechte der Titanen zu sein. Ich würde gar nicht erstaunen, sähe ich die beiden „Buabn" eines schönen Tages mit Felsblöcken Marmel spielen. Mein Herr Kammerlakai betrachtet die beiden Jungens mit einem nachsichtsvollen gnädigen Lächeln. Genau mit solchem Blick mag Gottvater Zeus auf das Gewürm der Giganten herabgesehen haben, mit denen er sich dann aber doch tüchtig raufen mußte.

Stigeis und Jucheis Amt auf der Seealp betrifft die Herbeischaffung unsers Proviants — hauptsächlich des Bieres. Alle drei Tage müssen sie die Reise nach dem nächsten Marktflecken antreten. Einen ganzen Tag bleiben sie aus. Kommen sie zurück — mit Juachzen wie sie gegangen —, so schleppen sie Lasten, hauptsächlich Bier. Aber das Bier hat hierzulande kein Gewicht, nur Geschmack! Es giebt doch recht verschiedene Arten von Glück auf der Welt. Und das ist gut.

Bei diesem prächtigen Volke gehe ich hier oben in die Schule. Und das ist auch gut. Ich lerne in dieser Oede mehr, als ein Titl. Oberhofmarschallamt sich träumen läßt.

*

Mein Herr Kammerlakai hat dem guten Tonei Hofbildung beibringen wollen und ihm ein Privatissimum über das Etikettenwidrige: „Du, Königliche Hoheit", gelesen. Mein guter Tonei hat sich die Lektion tief zu Gemüte gezogen. Eine

Zeitlang ging er umher, als drehte sich in seinem Kopfe ein Mühlrad herum. Er war geradezu verstört und begriff augenscheinlich diese Welt nicht mehr. Er schlich an mir vorüber, schielte mich von der Seite an, sprach kein Sterbenswort. Denn immer nur Königliche Hoheit, noch dazu Königliche Hoheit in der dritten Person — das war zu viel für seine Vernunft. Ich betrübte mich über ihn, denn gestehe ich's nur: von dem Tonei geduzt zu werden, schmeichelte mir. Zum ersten Male in meinem Leben machte ich die Entdeckung, daß auch ich Schmeicheleien zugänglich sei. Und diese Erkenntnis beschämte mich nicht einmal. Ich hätte etwas darum gegeben, vom Tonei mich immer duzen, immerfort mir schmeicheln zu lassen. Mit seinem traulichen: „Du, Königliche Hoheit", könnte er mich ganz in seine Gewalt bekommen, alles mit mir anfangen. Und nun sollte ich es, dank meinem Herrn Kammerlakaien, gar nicht mehr hören!

Da ich es jedoch hören wollte, so machte ich Toneis qualvollem Zustande ein Ende. Ich forderte von ihm das Du, gebot es ihm. Eine Weile blieb er noch unter dem Eindruck meines Herrn Kammerlakaien voll Zitterns und Zagens; aber jetzt ist er wie neugeboren, jetzt redet er auch wieder.

„Du, Königliche Hoheit! Woaßt, Königliche Hoheit, du bist eh' ein Gescheiter ... Jessas, da kommt der Loisl schon z'ruck."

Der Loisl ist der Forstgehilfe, der mir als Führer zuerteilt ward. Er sieht aber aus wie ein Königssohn. Und was für einer! Ein andrer als ich! Dieser Königssohn würde ein Geschlecht auf den Thron bringen, das sich die Welt erobern könnte. Er ist wie ein echter Sproß Seiner Majestät des weißen Kaisers, Zoll für Zoll der Abkömmling eines Großen und Gewaltigen. Schon wie er geht, ist bezeichnend für ihn, als sei seine Lodenjoppe ein Purpurmantel, sein vom Regen verwaschener Jägerhut eine Krone. Aber Joppe und Hut sind dem Loisl lieber als die Insignien der Majestät. Auch sonst hat der Loisl eine „Noblesse", wie Seine Excellenz der Herr Oberhofmarschall indigniert sich äußern würde: „Mein Gott, wie kommt dieser Mensch zu solcher Haltung!" ... Auf ganz natürliche Weise, Excellenz: Mutter Natur gab sie ihm.

Ich muß aber, zugleich mit dem Herrn Oberhofmarschall, über Mutter Natur staunen: wo sie einmal etwas sehr Schönes und Kraftvolles erschafft, thut sie es nicht, ohne auch das Edle beizufügen. Alles an diesem „gemeinen" Manne ist edel: edel ist, wie er geht, steht und sich bewegt. Wenn der Tonei, der Loisl und meine Wenigkeit beisammen sind und der Tonei den roten Mund mit den leuchtenden Zähnen öffnet, um einen von uns zweien anzusprechen, so erwarte ich jedesmal, daß er zum Loisl sagen wird: „Du, Königliche Hoheit."

Loisl selbst spricht nicht viel. Und auch das kleidet ihn gut. Mich kann er nicht ausstehen, was mir sehr leid thut. Aber ich begreife es. Ein Mensch wie er, der so recht von Gottes Gnaden ist, muß einen natürlichen Haß gegen alles haben, was prätendiert, von ganz besonderen Gnaden zu sein. Mir macht es also nichts, daß der Loisl im Grunde seines Herzens ein wütender Demokrat ist, mit allen Anlagen zum Revolutionär. Er weiß selbst nicht, was in ihm steckt. Sehr wohl merke ich, welche Ueberwindung es ihn kostet, mich ehrfurchtsvoll zu grüßen und mit abgezogenem Hut vor mir zu stehen. Ich vermeide es daher nach Möglichkeit, ihn in diese Position zu bringen. Wenn es anginge, verkehrte ich am liebsten ganz vertraulich mit ihm. Es würde mir große Freude machen, gewänne er mich gern.

Seine Mutter soll übrigens eine große Schönheit gewesen sein. Sie lebt irgendwo in der Nähe. Ich möchte die Frau kennen lernen.

Wenn man hinter der Seealp über die mit den Trümmern eines Bergsturzes besäte, mit absterbenden Riesenfichten bestandene Halde geht und auf halsbrecherischem Pfade — es ist der einzige Alpensteg, den es hier giebt — emporklimmt, so gelangt man nach einer guten Stunde starken Steigens zu der „Weiß-Kaiseralm". Dort soll eine junge wunderschöne Sennerin hausen. Sie soll Loisls Schatz sein; und Nacht für Nacht soll der Loisl auf dem gefahrvollen Wege zu seiner Liebsten gehen und erst in der Morgendämmerung heimkehren.

Ich muß viel an die beiden jungen schönen Menschen denken, an all das Glück, das es giebt, und von dem ich nie etwas wissen werde.

*

Was treibe ich hier eigentlich? Studiere ich? Nein. Lese ich? Nein. Grüble ich? Nein, nein, nein!

Man denke: ich grüble nicht einmal. Allein das ist neues Leben für mich.

Ich schwärme — wahr und wahrhaftig, das thue ich! Ich habe tausend Träume, gute, leuchtende, denen ich nachhänge. Wenn ich allein die Wildnis durchstreife, auf jeden Grashalm achtend, über jedes Blümlein mich freuend — gerade als entdeckte ich es —, so schwärme ich. Und ich schwärme, wenn ich allein auf einem Felsblock im Sonnenschein ruhe: lang hingestreckt auf dem Rücken mit weit offenen Augen in den Himmel schauend; großes leuchtendes Gewölk zieht herauf, gestaltet sich zu phantastischen Gebilden, zerteilt sich, zerfließt. Der Wind weht um mein heißes Gesicht, Käfer summen. Ich atme die Luft der Alpen, alle die Wohlgerüche von Kräutern und Blumen. Von der Schneewand des Gipfels löst es sich: es rieselt, es rinnt — ein glanzvoller Staubfall. Schnell verdichtet es sich, ballt es sich. Es wächst, schwillt an, reißt Schneemassen mit sich fort, Gestein, Felsen. Es rast hinunter dem Abgrund zu. Ein Brausen, ein Tosen, ein dumpf dröhnender Schlag, sechsfaches Echo erweckend und — die Lawine füllt eine Schlucht, begräbt eine Halde.

An sonnigen und warmen Nachmittagen hört das Donnern nicht auf.

*

Heute mußte ich weinen — über mich selbst. Ich fühlte, wie viel Schlechtes und Häßliches in mir ist; und ich sehne mich so unsäglich nach dem Guten und Schönen.

Wenn ich hier oben bleiben könnte, würde ich gewiß ein besserer Mensch werden. Bisweilen ist mir, als wäre es mir hier oben sogar möglich, liebenswürdig zu sein.

*

Es muß mit dem Loisl eine besondere Bewandtnis haben. Durch einen Zufall erfuhr ich, daß der Forstmeister des Reviers — er ist erst neu hergekommen — einen Fehler machte, indem er den Loisl mir zuerteilte. Plötzlich wurde er abberufen. Ich legte jedoch ein energisches Veto ein und ließ dem Forstmeister durch den Grafen mitteilen, ich wünschte den Loisl zu behalten.

Dabei gedachte ich weniger meiner Freude, die ich an dem Burschen habe, als vielmehr des nächtlichen Liebesglückes der beiden jungen schönen Leute dort oben auf der Weiß-Kaiseralm. Loisl bleibt also, und ich habe zum ersten Male in meinem Leben etwas Gutes gestiftet.

VIII

Von der Seealp. Sommer

Aus der Welt dringt wenig in meine glückselige Einsamkeit. Ich lese hier nicht einmal Zeitungen. Politik! Der Himmel bewahre mich davor, jetzt und in alle Ewigkeit. Unsre Politiker erscheinen mir wie leidenschaftliche Opiumraucher: tagtäglich so und so viele Gran eines berauschenden Narkotikums, ohne das sie nicht mehr leben können. Wenn ich mithelfen müßte, im Staate Dänemark die Politik zu machen . . .

Aus den Zeitungen erfahre ich also nichts. Ich erhalte auch keine Briefe, nur einige Male in der Woche Depeschen. Meinem Vater geht es „leidlich". Er „schont" sich, ruht „nach Möglichkeit", wird nach Möglichkeit vor dem ganzen Staatswesen „geschützt". Dank unserm gelehrten Familiengeist, der es auch so gut mit mir meint; trotzdem und obgleich ich von Geburts wegen nur fünftes oder sechstes oder dreißigstes Rad am Wagen bin.

Vom Kronprinzen höre ich nichts. Der Arme darf sich nicht „schonen". Dafür ist er zweites Rad, das dereinst erstes Rad sein soll. Da muß er denn schon jetzt sehen, wie er ins Rollen kommt. Die Vermählung meines Bruders soll im Spätherbst stattfinden, und heute traf ein Telegramm ein, darin mir gestattet wird, bis dorthin hier zu bleiben.

Ich darf bleiben!

Mir ist, als sei Weihnachten. Der Christbaum ist angezündet, ich sage mein Sprüchlein her und bekomme beschert: die ganze Welt mit aller ihrer Herrlichkeit.

*

Ich schwelge in Stimmungen und habe entdeckt, daß ich nichts weiter bin als ein Stimmungsmensch. Ich bin nicht schwermütig, nicht tiefsinnig, nicht gedankenvoll, und am allerwenigsten bin ich geistreich. Das ganze Alphabet meines Daseins ist aus Stimmungen zusammengesetzt. Weil ich nun niemals an unserm Hofe, in dem Drang und der Enge bei uns diejenige Stimmung, die meiner Natur in Gottes Namen nun einmal gemäß ist, erlebe, so ist bei mir immer gleich die Dissonanz da. Ich mag mich nach Harmonie sehnen, soviel ich will, in Sehnsucht danach mich verzehren: im Wirrsal des Hoflebens verliere ich mich, in der Einsamkeit finde ich mich.

Was ist nun dieser Weisheit Schluß? Daß ich eben in Einsamkeit leben muß.

Oder es nimmt ein schlechtes Ende . . .

Aber nicht wie ich will, sondern wie ein Titl. Oberhofmarschallamt und andre löbliche Behörden wollen.

*

Ich glaube, ich sagte meinem lieben Vertrauten, dem Papier, noch kein einziges Wort über den Grafen Gebhardt.

Graf Gebhardt ist der Kavalier, den ich mir selbst als Begleiter wählen durfte. Der Graf ist nur um zwei Jahre älter als ich; wir könnten also miteinander jung sein. Er ist stets sehr reserviert, jedoch niemals höfisch. Aus diesem Grunde ist er mir angenehm. Von seinem inneren Menschen weiß ich natürlich nichts. Gern würde ich diesen kennen lernen. Wohlverstanden: kennen lernen wie ein Mensch den andern, nicht wie ein Prinz seinen Kavalier. Aber ich weiß nicht, wie ich es anfangen soll. In allen solchen Dingen bin ich hilflos wie ein Kind. Des Grafen Zurückhaltung gegen mich ist beinahe Kälte, und gerade das macht ihn mir wert. Ich sehne mich nach einem Menschen, um dessen Freundschaft und Liebe ich werben könnte. Allein schon Achtung einzuflößen, würde mir genügen, der ich mir selbst so nutzlos vorkomme. Ich würde hartnäckig ausdauern, ungestüm immer von neuem versuchen, mir ein Herz zu erbeuten. Wenn ich irgend ein Talent besitze, so ist es das Talent zu lieben, so wenig liebenswürdig ich sein mag. Aber ich müßte Gelegenheit haben, mein Talent zu entdecken und es alsdann zu bewähren. Wie es nun einmal ist, so kann ich leben und sterben, ohne dahinter gekommen zu sein. Und das sollte mir leid thun, da ich dann um mein einziges Glück betrogen würde.

Der Graf ist gebildet, ich kann von ihm lernen. Und ich lerne so gern! Aber ich muß bei dem Grafen alles erst mühsam aufstöbern, gewaltsam aus ihm herausziehen; denn so leicht giebt er nichts her — am wenigsten um meiner schönen prinzlichen Augen willen.

Er ist mein direkter Gegensatz; denn nie spricht er von sich selbst, und ich denke immerfort an mich selbst, trotz der Warnung meines guten weisen Bruders, daß wir an uns selbst nicht denken dürfen, oder wir sind auf unsrer einsamen Höhe verloren. Persönliches reden wir beide niemals zusammen — natürlich nicht! Ich

darf für ihn gar keine Person sein. Für mein Leben gern würde ich den Grafen bitten, mir von sich zu erzählen: von seiner Familie, seiner Heimat, seiner Jugend, von dem, was nicht im Gothaer Almanach steht. Er war gewiß ein rechter Junge, mit einem Kopf voller Tollheiten und Thorheiten. Der Glückliche! Gewiß hat er schon geliebt ... Solche erste Liebe, frühlingsfrisch, rein und gut ... Ob er glücklich ist, ob er gern mit mir ging? Warum er wohl an den Hof kam? Wie konnte er nur an den Hof gehen, frei wie er ist und klug und stark! Tausend Dinge möchte ich ihn fragen, fühle mich jedoch mit tausend Banden gebunden. Und jedes Band ist eine Kette, und jede Kette ist ein prinzliches Erziehungsresultat, und ich komme nirgends los.

In einer Hinsicht besteht zwischen uns eine Wahlverwandtschaft: wir lieben beide die Einsamkeit. Und zwar lieben wir sie beide so leidenschaftlich, daß wir uns ausweichen, wo und wie wir nur können. Ich fürchte, der Graf handelt sehr gegen seine Instruktionen; denn eigentlich müßte er sich mir an die Ferse heften. Wenn er wüßte, wie dankbar ich ihm dafür bin, daß er mich laufen läßt.

Er ist klein und überaus zierlich, fast zart. Er hat die schönste Hand, die ich jemals an einem Manne sah: weiß und schlank und dabei doch voll Charakter und Kraft. Seine Züge sind so scharf und fein wie der Kopf einer antiken Kamee. Was mir persönlich mißfällt, ist seine übergroße Eleganz, die bei ihm allerdings nicht äußerlich ist. Sie ist dermaßen exklusiv, daß sie sogar die Bewunderung meines Herrn Kammerlakaien erregt. Für seinen Kammerdiener ist der Graf jedenfalls vom Scheitel bis zur Sohle ein Held — sogar für seinen Kammerdiener! Er stellt also ein gutes altes Sprichwort auf den Kopf, und das gefällt mir nicht an ihm. Seine englischen Sportkostüme verdienten im Modejournal ein Extrablatt.

Wenn der Loisl mich schon nicht leiden mag, so kennt seine Verachtung für den Grafen keine Grenzen.

*

Diese warmen hellen Sommerabende sind mein Entzücken. Ich wußte bisher gar nicht, daß eine Jahreszeit so schön sein könnte, wie ich überhaupt von Tag zu Tag mehr erkenne, was ich alles nicht weiß.

Herrgott, ist deine Welt göttlich, wenn der Tag von ihr sich scheidet und sie in Schatten und Frieden sich hüllt. Tiefen und Fernen ruhen bereits in geheimnisvoller Dämmerung; aber das Haupt Seiner Majestät des weißen Kaisers hat immer noch Tag, nachdem der allerhöchste Herr mit dem Purpur des Sonnenuntergangs sich bekleidet und diesen bereits längst wieder abgeworfen hat. Wie lichtes Gewölk stehen die Gipfel der Schneeberge gegen den blassen Himmel. Einem Funken gleich sprüht es aus der Felsenstirn eines dieser Gewaltigen: der erste Stern! Mein Blick folgt seiner Bahn, bis er hinter einem andern Alpenriesen verschwindet — in den Fels hinabzugleiten scheint ... Neue Sterne funkeln auf. Jetzt kann ich sie noch zählen. Bereits in der nächsten Minute sind sie zahllos, zahllos; und bald breitet sich über mir ein Gewebe flimmernden Glanzes.

Nun ist's tiefe Nacht. Wundersame Stimmen erwachen. Von allen Seiten ertönt ein Rieseln und Rauschen. Das sind alle die Quellen, Bächlein und Wasserfälle, die in Tiefen und auf Höhen ihr flutendes Wesen treiben ... Eine Wildkatze schreit, ein Kauz klagt. Aus dem Tann tritt ein Hirsch ... O weh! Da meldet mein Herr Kammerlakai, der Thee sei serviert.

*

Ich will Loisls Mutter kennen lernen und sagte es ihm. In bester Haltung, aber mit einem Gesicht, als verlangte ich etwas ihm Widerwärtiges, entgegnete er:

„Was wollen Königliche Hoheit bei meiner Mutter? Das ist ein armes, mühseliges Weib, obendrein krank. Gut empfangen wird meine Mutter Sie auch nicht."

„Weshalb nicht?"

„Sie mag die Herrnleut nicht leiden."

„Du bist also grade wie deine Mutter?"

„Warum ‚grade' so?"

„Nun, du magst mich auch nicht leiden!"

Er sagte nicht nein. Er sah mich nur an, und — wahrhaftig, er sagte nicht nein! Umarmen hätt' ich ihn mögen.

In aller Frühe verließen wir die Seealp. Wir mußten über den See und dann über Berg und Thal noch nahezu drei Stunden. Es war ein strahlender Morgen, und ich war so vergnügt wie ein Schulknabe, der eine Ferienreise antritt.

Nach der Kahnfahrt schritt Loisl voraus. Ich rief ihn an und bedeutete ihn, an meiner Seite zu bleiben.

„Erzähle mir etwas von deiner Mutter."

„Von der giebt's nichts zu erzählen."

„Wie alt ist sie?"

„So in die vierzig. Kann auch sein, daß sie älter ist."

„Hat sie einen Bauernhof?"

„Wenn meine Mutter doch nur ein armseliges Weib ist!"

„Wo lebt sie?"

„Bei dem Fräulein Fritz."

„Wer ist das?"

„Königliche Hoheit kennen nicht das Fräulein Fritz?"

„Ist das solche bekannte Persönlichkeit?"

„Freilich! Das Fräulein Fritz —"

„Was für ein wunderlicher Name."

„Sie ist als Junge getauft."

„Als Junge getauft?"

„Ihr Vater wollte durchaus einen Buben haben. Es kam aber ein Mädchen. Da hatte der Alte einen gewaltigen Zorn, und weil er sich's nun einmal in den Kopf gesetzt, es müßte ein Bub sein, so sollte das Mädchen wenigstens wie

ein Bub heißen. So ward denn das Kind auf einen Buben getauft. Dafür ist es auch eine, das Fräulein Fritz!"

Es war die längste Rede, die ich bisher aus dem Munde Loisls vernommen hatte. Er sprach förmlich beredt, fast begeistert.

Ich war immer noch neugierig.

„Also bei dem prächtigen Fräulein Fritz ist deine Mutter? Lebt denn dein Vater nicht mehr?"

„Mein Vater?"

Als ich ihn ansah, erschrak ich. Sein Gesicht war entstellt, der ganze Mensch in leidenschaftlicher Aufregung. Ich rief ihn an:

„Aber Loisl!"

Er stieß hervor:

„Mein Vater! Wenn ich wüßt', wo der wär' — Jesus Maria, wenn ich's wüßte . . ."

„Du kennst deinen Vater gar nicht?"

„Wie sollt' ich? Ein hoher Herr war's, der schlecht an meiner Mutter gehandelt, der sie zu Grunde gerichtet hat an Leib und Seele."

„Armer Loisl!"

„Sie brauchen mich nicht zu bedauern darum, weil ich der Loisl bin, nur der Loisl! Ohne Vatersnamen! Aber ich werde meinen Herrn Vater schon noch einmal finden. Und dann —"

Ohne sich um mich weiter zu kümmern, ging er voraus.

*

Wir waren vom Ländeplatz des Sees aus den schönsten Weg gewandert, eine kurze Weile dem tosenden Abfluß entlang, dessen grüne Wasser zwischen mit Schilf und Weiden bewachsenen Ufern über rötliches Gestein abwärts schossen. Sehr bald stiegen wir durch Buchen- und Ahornwaldung auf. Felder und Matten durchlichteten die Schatten der herrlichen Bäume und legten sich um einsame Höfe. Schwarzbraun dunkelte das von der Sonne gedörrte Holzwerk der stattlichen Blockhäuser aus den Aepfel- und Pflaumenbäumen hervor, die menschenfreundlich jede Wohnstätte umhegten. Bei jeder Hütte ein krystallklarer sprudelnder Quell im Schatten von hohem Holundergebüsch, das über und über von Blüten leuchtete. Auf den ringsum laufenden Galerien, vor den engen Fenstern prangten sorglich gepflegte rote Nelken und blauer Rosmarin, indessen eine Wildnis von Rittersporn, Malven und Sonnenblumen das rotangestrichene, ganz von Hopfen berankte Häuschen umwucherte, dessen Dach eine lebensgroße Muttergottes schützte. Das Bildnis der Schmerzensreichen war mit ländlicher Kunst aus Fichtenholz geschnitzt und bunt angemalt. Das aufwärts gewendete leidensvolle Antlitz, darüber große Thränen niederflossen, war kreideweiß, ein mächtiges Messer steckte im Herzen, und die Gloriole war eitel Goldblech. Aber der Hauch gläubiger Andacht, inbrünstiger Verehrung und kindlichen Glaubens umwehte das heilige Bildnis inmitten einer großen Natur.

Ueberall am Wege Martertafeln! Ueberall waren die armen Leutlein von Lawinen verschüttet, von stürzenden Bäumen, rollenden Felsstücken erschlagen oder sonst auf irgend eine Weise eines jähen Todes verstorben, was alles in rührend naiver Weise abgebildet war, mit rührend naiven Berichten und Sprüchen darunter. Auch die armen Seelen im Fegfeuer hatten Erinnerungszeichen genug; und an einem greisen Tannenstamme waren die Marterwerkzeuge des Herrn aufgehängt, über denen der Hahn, der zu Petri Verrat gekräht, erhobenen Hauptes Wache hielt. Wie anders wirkten hier auf den hellen Höhen diese Zeichen auf mich ein, als drunten in unsern dämmerigen, prunkvollen Kirchen.

Ein grandioses Alpenbild wechselte mit dem andern, ein Fernblick nach dem andern that sich auf. Das merkwürdige Fräulein Fritz hauste auf dem höchsten Anwesen im Lande, und wir mußten wacker steigen.

Wo die letzten Laubbäume standen, gelangten wir an unser Ziel. Noch gedeiht hier das Getreide; aber es reift volle zwei Wochen später als drunten im Thal. Die Wiesen standen voll Blumen, die in der Tiefe längst verblüht waren. Prächtiges Vieh weidete wie auf einer Alpe, und Alpenluft wehte uns an. Auf der einen Seite das Hochgebirg, dehnte sich auf der andern unabsehbar die schimmernde Ebene.

Das war die Scenerie, darin das Fräulein Fritz sich ihre Zelte gebaut hatte, die aus einer Reihe stattlicher Höfe bestanden. Es war eine ganze Ansiedlung.

Tonei juachzte, und es juachzten der Michei und der Stigei, die auch mitgenommen worden waren. Die Welt war hier oben so schön, frisch und leuchtend, daß ich am liebsten die Kolonie Fritz — sie führte den einfachen Namen der Besitzerin — gleichfalls mit Juachzen begrüßt hätte. Ich müßte mich sehr irren, wenn nicht auch der majestätische Loisl große Lust verspürt hätte, einen schallenden Jubelschrei zu thun.

Jauchzen tönte zurück. Dann erblickten wir sie — das Fräulein Fritz nämlich.

Vom Felde kam sie uns entgegen, wie eine Bäuerin gekleidet. Das Haar trug sie gezöpft und einfach um die Stirn gelegt. Wie alt mochte sie sein? Zwischen dreißig und vierzig. Wie sah sie aus? Gut! Sie gefiel mir. Außerordentlich gefiel sie mir. Kraft in jeder Bewegung und gewiß auch in jeder Empfindung. Die weiten Aermel des Hemdes hatte sie aufgeschlagen, und man sah, daß die Arme fast ebenso braun waren wie das Gesicht. „Seht, ich arbeite!" sagten die braunen kräftigen Arme. „Es giebt nichts Köstlicheres als die Arbeit! Arbeit vom Morgen bis zum Abend; Arbeit das ganze Leben lang. Ja, seht mich nur an! Ich bin ein glückliches Geschöpf — glücklich durch Freiheit und Arbeit." Als sie unsern stattlichen Führer erkannte, rief sie ihm zu. Ihre Stimme war wie die ganze Gestalt: voll Heiterkeit und Kraft.

„Loisl! Ja, grüß dich Gott, Loisl! Wen bringst denn du herauf? Wohl gar Herrenleut'?"



Weihnachtsmarkt in Wien

Nach einer Zeichnung von St. Rejchan

Der Graf ging ihr entgegen, stellte sich vor und nannte meinen Namen. Sie war nicht im geringsten verlegen oder wie man es nennen will. Sie freute sich sichtlich, den Sohn ihres Königs auf ihrem hohen Alphof zu sehen. Lächelnd kam sie auf mich zu. Jetzt wußte ich's: dieses Fräulein Fritz war nicht nur stark, sondern auch gut. Ihr Lächeln verriet es mir. Sie machte eine Bewegung, als ob sie mir die Hand reichen wollte, unterließ es dann leider. Da gab ich ihr meine Hand, die sie kräftig drückte. Bevor wir nur ein Wort zusammen gesprochen hatten, fühlte ich, daß wir gute Freunde sein würden.

Dann sagte sie, was sie fühlte: daß sie über mein Kommen sich freue, herzlich freue, und bot mir ihre Gastfreundschaft an, ohne dabei ein Wort zu sagen, was auch nur im entferntesten wie eine Redensart klang.

Mit Freuden nahm ich an, gestand, einen wahren Bärenhunger zu haben, und sprach von der Absicht, später Loisls Mutter zu besuchen, die ich gerne kennen lernen möchte.

Plötzlich wurde das Fräulein Fritz sehr ernst. Ich merkte, daß sie den Grafen ansah mit einem erstaunt fragenden Blicke. Wenigstens kam mir's so vor. Dann meinte sie:

„Das trifft sich schlecht. Loisls Mutter ist diese Woche gar nicht auf dem Hofe, sondern bei der Sennerin auf der Eggeralm, wo die Luft noch frischer und kräftiger ist, was das arme Weib gut brauchen kann."

Und mir war's, als sähe sie wiederum mit einem besonderen Ausdruck den Grafen Gebhardt an. Dieser stand von mir abgewendet, so daß ich mir aus seinen Mienen keinen Aufschluß holen konnte.

Wir schritten währenddem dem Hause zu. Ich sagte: „Loisl erzählte mir von Ihnen. Wie kamen Sie eigentlich hier herauf?"

„Sehr einfach. Ich bin drunten aus dem Thal; aber dort war mir die Welt zu eng; also stieg ich herauf, und — da bin ich."

„Fanden Sie diese Ansiedlung vor?"

„Nichts fand ich vor; ich wäre sonst nicht gekommen. Wo hier der Hof steht, war ein Tannenwald; wo dort der Weizen gebaut ist, war Morast. Ich rodete den Wald, trocknete das Moor aus; und nun sehen Sie selbst! Mein Weizen ist der beste in der ganzen Gegend. Das sage ich nicht, um zu prahlen, ich konstatiere es nur. Ich habe etwas gethan, viel muß ich noch thun. Um so besser! Das Volk hier ist gut; aber man muß ihm mit tüchtigem Beispiel vorangehen."

„Der Anfang mag schwer gewesen sein."

„Gar nicht. Die Leute hielten mich freilich samt und sonders für verrückt; denn so hoch hinauf hatte sich, solange diese Berge stehen, noch kein tollkühnes Bäuerlein mit Feldkultur gewagt. Ich kaufte mit meinem Erbe den Wald und den Sumpf, ließ die Leute mich für verrückt halten, dingte Arbeiter, zog herauf. Zuerst hatten die guten Menschen das größte Mißtrauen: ein einschichtiges Frauenzimmer da heroben in der Wildnis! In der ganzen Umgegend konnte ich keinen Dienstboten bekommen. Ich mußte also Fremde nehmen, Italiener. Die dachten auch: ‚é proprio matta, questa donna!‘, aber sie freuten sich darüber; denn solche verdrehte Person läßt sich herrlich betrügen. Ich sah ihnen jedoch auf die Finger. Da rebellierten sie. Es gab eine richtige Meuterei. Ich wurde aber auch damit fertig, und dann hatten sie Respekt."

Voller Respekt sah ich sie an. Sie lächelte und erzählte weiter.

„Nun fingen wir an, und alles ging prächtig. Die Bäume wurden gefällt und ein Haus für mich, ein andres für die Leute errichtet; genau nach meinen Angaben. Meine Italiener arbeiteten wie die Teufel. Damit sie nicht des Abends, wenn sie todmüde waren, erst lange kochen mußten, besorgte ich ihnen die Polenta, und Sonntags machte ich ihnen Maccaroni. Jetzt wären sie für mich durchs Feuer gegangen. Ich sah ihnen auch zu, wenn sie Sonntags Saltarello tanzten, ließ mir die Santa Lucia vorsingen und zeigen, wie man das Tamburin schlägt. Als der erste Schnee fiel, war der Wald gerodet. Meine Italiener hätten trotz Kälte und Schnee am liebsten bei mir überwintert; ich mußte sie fast mit Gewalt fortschicken. Da keine hiesigen Mägde bei mir dienen mochten, so mußte ich den ersten Winter mit fremden spinnen. Auch einen Webstuhl ließ ich aufstellen. Endlich schmolz der Schnee — da waren auch meine Italiener schon wieder da. Diesen zweiten Sommer wurde nach meinem eignen Kopf das Moor drainiert. Es kostete etwas Mühe, da ich meinen Kopf durchsetzen wollte. Ein zweiter Winter verstrich; aber bereits hatten sich Hiesige zum Dienste bei mir gemeldet, Knechte und Mägde. Ich schickte also mein fremdes Gesinde fort. Ein drittes Mal zogen meine Italiener herauf; es wurde gemauert, gezimmert, wiederum ganz nach meinem eignen Kopf, weshalb wiederum manches schief gehen mochte. Aber es ging ... Und jetzt, bitte, treten Sie ein, Königliche Hoheit, und seien Sie mir herzlich willkommen."

IX

Auf der Seealp

... Ich bin doch ein rechter Fremdling auf dieser Welt. Aus einer Hofexistenz herausgetreten, gleiche ich einem Kind, das das Abc lernt: jeder neue Eindruck ist mir ein neuer Buchstabe. Nun bin ich begierig, zu lesen, zu lernen.

Da ist dieses Fräulein Fritz.

Von dergleichen Charakteren hatte ich keine Ahnung. Woher hätte ich sie auch haben sollen? Wie tüchtig und gut ist an dieser Frau alles, wie gesund und lebensfähig, wie lebenswert. Unsre Erde muß wohl doch keine solche schlechte Welt sein, da es — wie ich jetzt, erst jetzt anfange zu erkennen — so viel Vortrefflichkeit dar-

auf giebt; und wenn Vortrefflichkeit, dann auch gewiß Glück. Eine Welt aber, auf der es Glück giebt, muß eine Gottheit geschaffen haben, und diese muß Liebe und Güte sein.

Gütige, liebende Gottheit, laß, ach laß mich ein Mensch werden, der andre Menschen beglücken kann!

Aber anstatt mit meinem Grafen und Loisl bei Fräulein Fritz einzutreten, gerate ich schon wieder in das leidige Sinnieren und Phantasieren.

„Und jetzt treten Sie bei mir ein!“ hatte Fräulein Fritz gesagt, als wir vor der offenen Thür ihres hohen, braunen Balkenhauses standen, das zu dieser Frauengestalt paßte wie ihr Gewand. Ich kann mir für sie kein andres Haus und kein andres Kleid vorstellen.

Gleich hatte ich wieder eine Freude. Ich bat sie natürlich, vor mir einzutreten, was sie ohne weiteres that und mit solchem ruhigen Anstande, als trüge sie statt eines Bäuerinnenrockes die große Courschleppe.

Sie führte uns in die Wohnstube. Es war ein großes Erkerzimmer mit vielen Fenstern, schön getäfelten, rötlich schimmernden Wänden, nachgedunkelter Balkendecke und weißen Dielen, ein heller, gar heiterer Raum. Jedes Gerät darin diente einem Nutzen, zum Behagen nur die breite Bank um den gewaltigen Kachelofen. Diesem gegenüber, auf der andern Seite, stand der große Tisch, an dem die „Bäuerin“ mit dem Gesinde alle Mahlzeiten teilte. Darüber hing an der Wand ein aus hellem Holzwerk gut gearbeitetes Bildnis des Heilandes am Kreuz, von roten Nelken so dicht umrankt, als wären aus den Blutstropfen, die an dem blassen Leibe des Herrn niederrannen, Blumen erblüht.

Rote Nelken und rotes Geranium standen vor allen Fenstern, von denen aus Fräulein Fritz ihr ganzes Gebiet überschaute: Feld, Wiese und Wald. Darüber stiegen die Bergriesen auf, gewaltige Gesellen, die das leuchtende Haupt so hoch trugen, als wollten sie die Himmelsdecke einstoßen.

In dem geräumigen Erker befand sich ein großer Tisch, bedeckt mit Büchern, Papieren und Briefschaften. Ein rechtes Durcheinander war's, darin sich zurecht zu finden schwer sein mußte. Fräulein Fritz bemerkte meinen auf das papierne Chaos gerichteten Blick, der einen fragenden Ausdruck haben mochte, und meinte lachend: „Da schaut's wüst aus. Zum Schreiber bin ich eben nicht geboren. Das macht aber nichts.“

In ihrer Stimme liegt solche Kraft. Lacht sie, so ist mir's, als hätte ich zuvor noch niemals lachen gehört. In der Welt, die meine Welt ist, lacht man nicht, man lächelt nur — mit aller Ehrfurcht, aller Devotion und Unterthänigkeit. Es ist ein unaussprechlich welkes, verwittertes, totes Lächeln.

In dem Erker, darin des Fräuleins unordentlicher Arbeitstisch steht, befindet sich auch ihre gesamte Bibliothek. Sie besteht nur aus zwei Autoren. Goethe ist der eine, von dem andern hörte ich nie. Er heißt Gottfried Keller. Ein aufgeschlagenes, zerlesenes Buch, das ich nahm und mir betrachtete, führte den seltsamen Titel: „Der grüne Heinrich“. Ich fragte das Fräulein, wer Gottfried Keller sei. Sie machte große Augen. Also muß ich etwas sehr Dummes gesagt, eine schreckliche Unwissenheit gezeigt haben. In Gottes Namen! Es ist nun einmal so. Tausend Dinge, die gewiß jedermann kennt, sind mir unbekannt geblieben. Ich nahm mir vor, mich bei dem Grafen nach Gottfried Keller zu erkundigen. Ich muß diesen Dichter, den Fräulein Fritz neben Goethe stellt, kennen lernen. Ueberhaupt muß mir der Graf zu lesen verschaffen: Bücher, die meine Professoren mir nicht geben, weil sie für einen Königssohn vielleicht sich nicht schicken. Ich will lernen, will begreifen, verstehen — das Menschliche! Und will nicht als Prinz, sondern als Mensch begreifen lernen.

*

Um weiter von Fräulein Fritz zu berichten:

Neben dem Raum, den ich beschrieb, lag auf der einen Seite das Knechts-, auf der andern das Mägdezimmer. In einem dritten Gemache standen zwei Webstühle; und in jedem sah ich einen gewaltigen Kachelofen mit breiter, behaglicher Bank, ein geschnitztes Christusbild und einen blühenden roten Nelkenstock. An den langen Winterabenden pflegt Fräulein Fritz dem Gesinde vorzulesen. Sie zeigte mir auch die Bücher, die sie während des letzten strengen Winters gelesen hatte: „Uli der Knecht“ und „Uli der Pächter“ von Jeremias Gotthelf. — „Diese Unterhaltungsschriften sind mir Volkspredigten,“ meinte sie. Darauf bat sie, mich eine Viertelstunde allein lassen zu dürfen, da sie Hausfrauengeschäfte hätte.

Der Graf war in dem großen Zimmer zurückgeblieben. Ich ließ ihn durch das Fräulein ersuchen, nach Belieben umherzuschlendern, was ich auch thun würde. Aus der Mädchenstube gelangte ich unmittelbar ins Freie und zu den Stallungen, wo gleichfalls ein jedes Ding mir neu war und eine ganz andre Ordnung herrschte als auf dem Schreibtisch der Hausfrau. Von dem Gesinde wußte ein jedes, was es zu thun hatte und wie die Arbeit verrichtet werden mußte. Ich nickte den Leuten zu, als ob sie lauter gute Bekannte von mir wären, und wurde von ihnen genau ebenso zutraulich wiedergegrüßt. Es war ein köstlicher Tag, und ich fühlte mich seelenvergnügt.

Plötzlich fiel mir ein: ‚Fräulein Fritz wird dir etwas zu essen geben wollen.‘ Hoffentlich würde sie das; denn ich verspürte einen wahren Bärenhunger. Es wäre herrlich, könnte ich mit ihr am Gesindetische speisen; sie wird jedoch für mich und den Grafen eigens decken lassen. Ich will sie aufsuchen und ihr meine Bitte vortragen. Der Graf erlaubt es gewiß. Schließlich ist es mein Wille, — ich bitte nicht, sondern befehle.

Ganz erfüllt von meinem Wunsche eilte ich dem Hause zu. In einer von wildem Wein und blühendem Hopfen dicht umrankten Laube hörte ich Stimmen, wollte gerade nach meiner Wirtin

rufen, als hinter dem dunkeln Blätterteppich mein Name genannt ward.

Und nun that ich etwas, dessen ich mich jetzt in tiefster Seele schäme: ich schlich näher und lauschte. Wahr und wahrhaftig: ich machte den Horcher! So schmachvoll es war, beging ich es doch, und — jetzt schäme ich mich.

Wie konnte ich nur! Wäre ich ein gewöhnliches Menschenkind, so hätte ich nicht gehorcht. Wahr und wahrhaftig nicht! Ein gewöhnliches Menschenkind bekommt mitunter von den Leuten doch wohl die Wahrheit zu hören: die Wahrheit über sich selbst. Aber solch armer Königssohn ... Niemand hat mir jemals über mich selbst die Wahrheit gesagt — auch nur den Schatten von Wahrheit. Kein Mensch unter der Sonne war so menschlich gegen mich. Ich weiß von mir so wenig, daß ich mir selbst ein Fremdling bin, ein völlig Unbekannter. Oft, so oft brüte ich darüber: „Wie bist du wohl eigentlich? Bist du eigentlich ein guter oder bist du geradezu ein schlechter Mensch?" Ich weiß es nicht; denn ich kenne mich nicht, und niemand, niemand hilft mir, mich kennen zu lernen. Als ich daher plötzlich in der Laube meinen Namen nennen hörte, fuhr mir's durch den Sinn: ‚Nun sprechen sie über dich! Vielleicht sogar darüber, was für ein Mensch du bist. Jetzt kannst du es hören. Fräulein Fritz ist sicher die Wahrhaftigkeit selbst. Was sie also von dir sagt, ist sicherlich wahr.'

Aber würde sie, selbst sie, zu dem Grafen, dem Hofmann, Schlechtes von mir sprechen — wenn sie nämlich Schlechtes von mir denken sollte? Und wie sollte man Gutes von mir denken, der ich nichts Gutes gethan habe?

Ich bin mißtrauisch. Niemand traue ich. Eigentlich ist das furchtbar. Und wenn ich bedenke, wie jung ich noch bin —

*

Also ich machte den Horcher an der Wand. Hier soll aufgeschrieben stehen, was ich erhorchte.

„Ihr Prinz ist ein guter Mensch."

„O ja."

„Sie sagen das so kühl!"

„Was wollen Sie?"

„Wie?"

„Sie hätten sagen sollen: ist noch ein guter Mensch."

„Für den ist mir nicht bange; der bleibt gut."

„Hoffentlich."

„Sie scheinen daran zu zweifeln?"

„Lieber würde auch ich daran glauben."

„Sie sind Ihrem jungen Herrn doch gewiß treu ergeben?"

„Das bin ich."

„Und dann können Sie so sprechen?"

„Eben weil ich ihn liebe (denn ich liebe ihn), fürchte ich für ihn."

„Was fürchten Sie für Ihren lieben Prinzen?"

„Seine Gattung."

„Sie meinen, weil der Arme ein Königssohn ist?"

„Bedenken Sie doch ..."

Ich verstand nicht, was Fräulein Fritz bedenken sollte, denn der Graf sprach plötzlich ganz leise, fast flüsternd. Jahre meines Lebens würde ich darum gegeben haben, hätte ich hören können, was der Graf für mich fürchtete.

Aber, daß ich noch ein guter Mensch sein sollte, „noch ein guter Mensch" — daß Fräulein Fritz, dieses starke, gesunde, prächtige Fräulein Fritz es von mir glaubte, daß der Graf mich liebte ... Mich ergriff ein Sturm von Empfindungen, und es waren Empfindungen ganz neuer und so mächtiger Art, daß ich's wie ein Brausen durch meine Seele spürte: jemand glaubte an mich, jemand liebte mich!

Aber — der Graf hatte es wohl nur gesagt, weil er vor dem Fräulein doch unmöglich aussprechen konnte, er liebe mich nicht, sei mir nicht treu ergeben ... Ach, gewiß nur darum!

Mit welchem seltsamen Ausdruck er die Bemerkung über meine „Gattung" machte. Ich fühle, niemals werde ich den Ton seiner Stimme vergessen können. Ich stelle mir fort und fort zu dem Tone seinen Blick vor. Es muß ein merkwürdiger Blick gewesen sein, mit dem er von meiner „Gattung" sprach.

Auch dies fühle ich deutlich, daß ich ihr, der Guten und Starken, leid thue. Sie bedauert mich, weil „der Arme" ein Königssohn ist. Nur eine Frau, eine reine und edle Frau, kann solches Mitleid empfinden, wie sie es in dem einen kleinen Worte: der Arme, ausdrückte. Es ist doch ein eigentümliches Gefühl, sich bedauert zu wissen; und das wegen einer Sache, um derentwillen wir von Millionen und aber Millionen beneidet werden.

An das Mitleid des Fräuleins glaube ich ebenso sicher, wie ich an der Liebe und Ergebenheit des Grafen zweifeln muß. Wäre ich doch nur nicht stehen geblieben, hätte ich doch nur nicht gehorcht!

Jetzt sprachen die beiden in der Laube wieder laut. Aber ich blieb auch jetzt, lauschte auch jetzt; trotz aller Scham, die ich darüber empfand.

Sie sprachen jetzt von meinem Vater. Fräulein Fritz fragte:

„Kennt der Prinz den Zustand des Königs?"

„Nein."

„Er ist ja aber doch sein Sohn!"

Der Graf antwortete nicht. Wahrscheinlich hatte er, statt aller Antwort, nur mit der Achsel gezuckt.

Das Fräulein Fritz meinte gewiß das nämliche, was in der Residenz und im ganzen Königreiche die Spatzen auf dem Dache pfeifen: es meinte das, was im Staate Dänemark faul sein muß, aber was ich aus irgend einem Grunde nicht wissen darf. Wer hätte es mir denn auch sagen sollen?

Wie, wenn ich danach den Grafen fragte? ... Oder das Fräulein Fritz?

Diese sagte gerade:

„Der Loisl erzählte mir vorhin, der Prinz wolle seine Mutter kennen lernen. Darf er das?"

„In meinen Instruktionen wurde der Fall nicht vorgesehen."

„Was werden Sie thun?"

„Den Prinzen die Frau ruhig kennen lernen lassen.

„Sie ist halb von Sinnen."

„So mag er einmal ein Stück Menschenelend sehen."

Wiederum meinte Fräulein Fritz: „Der Arme!" Und sie sagte es wiederum in einem Tone tiefsten Mitleids, gerade als ob ich genug Menschenelend an mir selber besäße.

Was ist nur mit mir und uns allen?

*

Jetzt hörte ich nicht weiter zu, was die beiden wie zwei gute Freunde miteinander sprachen. Aber nicht Scham trieb mich fort, sondern Furcht; die Furcht, ich könnte erfahren, was es mit uns allen sei. Ich fühlte mich zu schwach, es zu hören — es jetzt zu hören. Ich war feige.

Auch ging ich nicht auf die Laube zu, sondern wieder zurück. Wie ein Dieb schlich ich mich davon; möglichst weit vom Hause fort, hinein in den Wald. Ich konnte aber nicht über das Gehörte nachdenken, denn ich mußte mich vorbereiten, wie ich den beiden wieder ins Gesicht sehen sollte, die ganze Seele voller Scham.

Ueber den leuchtenden Tag hatte sich für mich ein schwerer Wolkenschatten gelegt.

Auch das verursachte mir Pein.

Ich hätte mich den beiden, die in der Laube über mich sprachen, so gern frei gegeben und mußte nun fühlen, daß ein Zwang auf mir lag und daß ich mich vor ihnen würde verstellen müssen. Wie schwer muß es doch sein, ein „guter" Mensch zu bleiben, wenn man nicht einmal immer ein natürlicher Mensch sein kann. Bin ich denn aber auch nur annähernd ein guter Mensch, mit allen den Zerrissenheiten und Bitterkeiten, den Dämmerungen und Dunkelheiten in mir, von denen ich nicht weiß, von wannen sie kommen und ob sie je weichen werden?

Dann hörte ich vom Hause her die Mittagsglocke läuten. Sie würden mich suchen. Also nahm ich mich gehörig zusammen, in welcher Kunst ich trotz meiner großen Jugend bereits erfahren genug bin, und begab mich nach dem Hofe. Unterwegs pflückte ich sogar einen Strauß wildblühender Feuerlilien für die Frau, die den Glauben an mich besaß. Das würde ich ihr niemals vergessen!

Der Graf trat mir entgegen mit einem Gesicht, als sei es undenkbar, daß ein Königssohn ein armer, bedauernswerter Mensch sein könne. Er meldete mir, Fräulein Fritz habe in der Laube für uns decken lassen. Ich erkundigte mich: „Doch auch für sich selbst?"

„Nein."

„Schickte sich das vielleicht nicht?"

„Hier im Gebirge . . ."

Ich unterbrach ihn: „Wenn es sich auch nicht schicken sollte, so lasse ich das Fräulein darum doch bitten, mit uns speisen zu wollen."

„Zu Befehl."

So laut und heftig hatte ich noch niemals zu dem Grafen gesprochen, noch dazu ohne allen Grund. Das kam vom Horchen an der Wand. Der Graf ging, um das Fräulein zu suchen; und ich rief ihm nach:

„Es ist selbstredend kein Befehl, sondern nur ein Wunsch, eine Bitte."

Er verneigte sich tiefer als gewöhnlich, wie mir's schien. Warum gerade dieses Mal tiefer? Weil ich ihn ohne Ursache anfuhr? Sollte auch dieser Mann eine Kreatur sein?

Von dem Grafen gefolgt, kam Fräulein Fritz mir entgegen. Sie sagte in ihrer heiteren, kraftvollen Art: „Zürnen mir Königliche Hoheit, bitte, nicht; aber ich muß die Herren ohne mich speisen lassen."

„Weshalb wollen Sie mir meine Bitte nicht erfüllen?"

„Ich esse mit den Leuten und möchte von meiner Gewohnheit nicht abweichen. Selbst Ihretwillen nicht. Nicht wahr, Sie sind mir nicht böse?"

Ich war ihr gar nicht böse. Im Gegenteil! Ich war glücklich, daß mir keine devote Dankantwort zu teil geworden war, sondern sie „selbst meinetwillen" von ihrer Gewohnheit nicht abweichen wollte. Der erhaltene verneinende Bescheid machte mich von neuem ganz vergnügt. Ich rief: „Bleiben Sie bei Ihrer Gewohnheit! Da ich jedoch nun einmal heute Ihr Gast bin, so müssen Sie diesem wohl oder übel gestatten, bei seinem Wirte zu bleiben. Ich werde also mit Ihnen essen."

Fräulein Fritz meinte: „Das geht nicht."

Ich wendete mich an den Grafen: „Meinen Sie das auch?"

Er erwiderte ernsthaft: „Ich meine, daß der Gast zum Wirte gehört."

Jetzt lächelte er. Ich hätte ihm für sein Lächeln um den Hals fallen mögen. Denn es war beim Himmel kein Schranzenlächeln. Dankbar nickte ich ihm zu. Dann lief ich seelenvergnügt in die Laube, um bei dem Umdecken zu helfen. Der Tisch war festlich mit des Hauses bestem Linnen und schönstem Geschirr hergerichtet und mit frischen Alpenrosen geschmückt. Es that mir indessen nicht im mindesten leid, die Herrlichkeit zu zerstören. Auch der Graf trug Teller und Gläser nach dem Hause hinüber. Wir waren lustig wie Kinder, und mir schien wieder die liebe göttliche Sonne.

*

Wie soll ich nur sagen, was ich jetzt erlebte? Während ich alle diese Dinge auf meiner geliebten Alpe niederschrieb, dachte ich im Grunde genommen nur an das eine, immerfort nur an das eine! Seit meinem Besuche bei Fräulein Fritz denke ich an nichts andres. Was ich seitdem



Auf der Prinzregenten-Terrasse in München
Nach einer Zeichnung von M. Barascudts

spreche oder thue, soll nur bezwecken, das eine nicht vergessen zu machen.

Weshalb will ich vergessen?

Ich weiß es nicht; ich weiß nur, daß —

Doch jetzt will ich versuchen, es aufzuschreiben. Alles ging nämlich auf durchaus natürliche Weise zu. Dennoch kommt mir's vor, als wäre ein Wunder geschehen: vom Himmel eigens für mich! Es ist ein beseligender Glaube.

Also wir: das Fräulein, der Graf und ich kamen mit unsern Gerätschaften für den Tisch in das große helle Erkerzimmer. Um den Tisch stand das Gesinde versammelt, die Herrin erwartend. Der Loisl und meine beiden andern jungen Bergriesen waren gleichfalls dabei; Fräulein Fritz deckte für mich und den Grafen neben sich, und eine Dirne brachte Stühle herbei. An der langen Tafel war für uns beide gerade noch Platz. Ich sah, daß jeder hinter seinem Stuhle stand und die Hände faltete. Ich that wie alle und harrte mit den andern des Tischgebets. Eine leise, liebliche Mädchenstimme begann es aufzusagen.

Erst jetzt sah ich sie. Sie stand unmittelbar unter dem Christusbilde, das die blutroten Nelken umrankten, gekleidet in ein tiefschwarzes, städtisch gemachtes Gewand mit hoher schwarzer Krause, daraus der schlanke Hals und das süße Gesichtchen wie eine antike Marmorbüste aufstiegen: gerade nur mit einem Hauch von Farbe! Aber die Lippen leuchteten gleich den Nelkenblüten, und ihr Haar war von einem rötlichen Braun, wie ich zuvor niemals gesehen. Die Augen hatte das holde Kind tief niedergeschlagen, und die Hände waren andächtig gefaltet: lange, schmale, blasse Madonnenhände.

Ich sah dies alles wie im Traume, wie in einer Vision, während sie langsam und leise das Tischgebet sprach. Bis dahin hatte ich nicht gewußt, daß der Laut einer Menschenstimme wie Musik tönen konnte.

Jetzt war das Gebet zu Ende; jetzt mußte sie aufblicken, mußte ich ihre Augen sehen. Aber sie behielt sie gesenkt.

Wir setzten uns. Sie saß mir gegenüber, zwischen zwei Dirnen in der bunten Landestracht. Es waren junge, hübsche Geschöpfe, neben denen sie wie eine Feenkönigin aussah.

Fräulein Fritz sagte:

„Das ist meine liebe Nichte Judika. Sie kommt aus der Klosterpension und hat jetzt nur noch ihre alte Tante Fritz auf der Welt. Wir haben uns sehr lieb, und es gefällt ihr auf dem Oedhofe in der Einsamkeit."

Ich stand auf und verneigte mich. Ganz tief verneigte ich mich. Sie konnte es nicht sehen, — denn sie behielt beharrlich den Blick gesenkt — mußte jedoch meinen ehrerbietigen Gruß fühlen. Wenigstens erglühte sie auf das lieblichste.

Es fällt mir immer schwer, jemand anzureden. Wenn ich weiß, daß ich den nächsten Tag fremde Menschen kennen lerne und sie ansprechen muß, verbringe ich gewöhnlich vor Aufregung und Bangigkeit eine schlaflose Nacht. Erfolgt dann der schreckliche Augenblick der Vorstellung und Anrede, so legt es sich um meine Kehle wie eine würgende Hand. Auch dieses Mal konnte ich nur mit Mühe hervorbringen:

„Also bleibt das Fräulein immer bei Ihnen?"

„Hoffentlich recht lange."

Das war nun von mir unbeschreiblich thöricht gefragt. Wie lange würde es dauern, und das reizende Geschöpf wurde eines Mannes Eigentum. Man konnte sie nicht sehen, ohne sie nicht gleich zu lieben.

Ich weiß nicht mehr, was ich dem guten Fräulein Fritz erwiderte; sicher war es wieder etwas höchst Ungeschicktes. Unvergessen wird mir jedoch bleiben, wie tief traurig mir plötzlich zu Mute ward. Mir war's, als sähe ich das Glück selbst an mir vorübergleiten. Die himmlische Erscheinung hatte das blasse liebliche Antlitz der kleinen Judika. Ich streckte meine beiden Arme nach der glanzvollen Gestalt aus; aber diese schwebte an mir vorüber, und ich glaubte, sie flüstern zu hören: „Für dich, armer Königssohn, giebt es kein Menschenglück."

Solches ging mit mir vor, während ich am hellen lichten Tage an der Seite von Fräulein Fritz unter ihrem Gesinde bei Tische saß und meine Wirtin sagen hörte:

„Ich habe für Königliche Hoheit mein fettestes Huhn schlachten und braten lassen. Da der Herr jedoch mit uns speisen will, so muß er essen, was auf den Tisch kommt. Er trifft es übrigens gut; denn es giebt Rohrnudeln und eingesottene schwarze Kirschen, dazu Milch und frischgebackenes Bauernbrot! Gesegne es unserm lieben Prinzen in meinem Hause der Herr."

Sie sagte diese guten Worte mit solcher Herzlichkeit, zugleich so fröhlich und etwas schalkhaft, daß mir's sofort wieder ganz wundersam wohl zu Mute ward und ich sogar den Mut fand, ihr zu entgegnen: „In Ihrem Hause wird mir alles gesegnet sein."

Da schlug das blasse Kind seine Augen auf. Mich Glücklichen sah es an! Aus Augen, wie sie nur Wesen aus einer andern, schöneren Welt haben konnten: ganz unirdisch groß und glanzvoll! Dabei so voll Kinderunschuld. Nur aus einem Kloster konnte sie mit solchen Augen in die Welt treten, darin so viel Staub und noch Häßlicheres ist. Es waren heilige Augen.

Wehe dem, der diese Augen weinen machte. Fluch mußte ihn treffen.

Ein Schauer überlief mich bei ihrem Blick. Dann aber empfand ich meine Jugend und mein Leben wie ein Strom Sonnenfeuers durch meine Seele fließen. Es geschah mir zum ersten Male, daß ich mich jung fühlte; jung und glücklich, glückselig in ihrer Nähe, unter ihrem Blick. Gott, mein Gott, wie schön ist doch das Leben, das du deinen Menschenkindern schenktest, du gütiger Vater im Himmel.

In diesem schönen Augenblick ward's, daß ich bei mir selbst im tiefsten Herzen ein Gelübde that: Fräulein Fritz sollte recht behalten! Bin ich wirklich ein guter Mensch, so will ich ein solcher bleiben. Ich will! Herr, Herr, Herr — lasse mich ein unglücklicher Königssohn, aber ein guter Mensch sein und bleiben.

X

Das erste, wahrhaft festliche und fröhliche Mahl meines Lebens! Nie wieder werde ich ein solches halten — nie wieder.

Ein junger Knecht und eine Dirne — die beiden jüngsten und hübschesten — brachten das Essen: in einer gewaltigen eisernen Pfanne ein Berg von goldbraunem dampfenden Backwerk, den „Rohrnudeln"; dazu in einer mächtigen irdenen Schüssel die gesottenen Schwarzkirschen. Es war, als müßte ein Geschlecht von Giganten satt gemacht werden. Pfanne und Schüssel wurden auf die blanken hölzernen Unterlagen vor Fräulein Fritz hingestellt, das zuerst mir und dann dem Grafen austeilte: einem jeden zwei, nein, drei gebackene Riesenklöße, in einem purpurfarbenen Safte schwimmend.

Ich hatte meinen vollgehäuften Teller vor mir stehen und mochte etwas hilflos darauf herabsehen; denn plötzlich hörte ich's mir gegenüber hell auflachen. Das Elfenwesen unter dem Christusbild lachte, lachte mich aus. Denn daß das blasse Kind eine Elfe oder sonst ein unirdisches Geschöpf war, erkannte ich an dem Lachen, indem nur ein Nixlein oder Hexlein so silberhell, glockenrein und unweltlich wohllautend lachen konnte. Zuerst war ich ganz bestürzt, dann lachte ich über meinen Schrecken und über mein Ungeschick; und als ich lachte, begannen alle andern zu lachen. Sogar der vollendete Weltmann von Graf und das gute Fräulein Fritz lachten — lachten mich aus. Es war köstlich!

Nachdem wir zwei „Herren" genugsam zu essen hatten — Milch und Brot mußten wir uns selber nehmen —, trugen der Knecht und die Dirne die Speisen herum. Es ging der Reihe nach, Fräulein Fritz nahm zuletzt. Vor meinen sehenden Augen verschwand der goldbraune Kuchenberg, wurde der Teich von Kirschensaft ausgeschöpft. Jetzt war ich nur begierig, ob auch das Kind essen und trinken würde? Freilich! Mit bestem Appetit verzehrte es einen der Klöße und löffelte dazu die süße feuchte Frucht. Da ich nie gehört hatte, daß Elfen Rohrnudeln und eingesottene Kirschen aßen, so war es doch wohl ein Menschenwesen. Allerdings eines von ganz besonderer Art.

Ich machte es wie alle, aß und trank, ließ es mir prächtig schmecken. Was ich auf dem Teller hatte, verzehrte ich — wahr und wahrhaftig! Man stelle sich vor: ein zweiter Kuchenberg und ein zweiter Kirschensauceteich wurden von den beiden Jüngsten und Hübschesten hereingebracht und ebenfalls vertilgt. Hätte ich mich nicht geschämt, so hätte ich eine dritte „Rohrnudel" verzehrt. Doch ich dankte bescheiden, worauf zuerst das Kind, dann wir alle von neuem hell auflachten. Ob das also ein fröhliches Mahl war!

Dann hörte ich die leise liebliche Stimme wiederum das Dankgebet sprechen, sah ich wiederum die wunderbaren Augen andächtig gesenkt, die blassen schlanken Händchen fromm gefaltet. Wie schön das Mädchen war unter dem leidensvollen Bildnisse des Heilandes und dem Purpurglanz der roten Nelkenblüten.

Dann war das fröhlichste und festlichste Mahl meines Lebens zu Ende . . .

Wir hatten natürlich nicht nur gegessen, getrunken und gelacht, sondern auch gesprochen. Was ich gesagt, weiß ich nicht mehr. Ich erinnere mich nur noch der andern, und daß ich meine helle Freude an meinem feinen Grafen hatte, der sogar den Loisl gesprächig machte. Er versteht es wundervoll, mit dem Volke zu verkehren, das trotz seiner englischen high life-fashion — sie ist allerdings himmelweit von Geckerei entfernt — nicht die mindeste Scheu vor ihm empfindet und mit ihm redet, als wäre er in Wadenstrümpfen, Lederhosen und Lodenjuppe auf die Welt gekommen. Mein schöner, trotziger und prächtiger Loisl plauderte aus seinem Jägerleben. Fräulein Fritz schilderte die Schrecken des Winters, wenn sie auf ihrem Oedhofe eingeschneit ist, und selbst die Knechte wußten allerlei Merkwürdiges zu berichten. Obgleich das Kind mich so berauscht und bezaubert hatte, daß die ganze Welt für mich zum Traume ward, fiel mir doch auf, mit welcher Ruhe und Würde, welchem Takte diese Leute in Gegenwart des Sohnes ihres Königs sich zu benehmen verstanden. Hübsch war auch der Augenblick, als wir aufgestanden waren und alle kamen und die Hand gaben: der „Bäuerin", dem Grafen und mir. Als ich mich nach dem Kinde umsah, war dieses hinausgehuscht — elfenartig verschwunden. Ach, ward ich da traurig!

Nun hieß es den Anstand zu bewahren und nichts sich merken zu lassen. Wie aber, wenn ich die süße Gestalt nie wieder sehen sollte? Sie blieb bei dem guten, dem prächtigen, dem glücklichen Fräulein Fritz. Im Winter wurde sie in dem behaglichen hellen Hause mit den andern eingeschneit, dann war sie von der ganzen Welt geschieden. Könnte ich unter Alpenriesen mit ihr eingeschneit werden, im hellen warmen Stüblein mit ihr zusammen sein, von der Welt durch leuchtende Schneemauern geschieden. Und wenn es dann Frühling wird und wir miteinander die ersten blauen Veilchen und goldgelben Primeln suchen . . .

Fräulein Fritz schlug uns vor, in die Laube zu gehen, wohin sie den Kaffee schicken wollte. Ich bat sie, uns den traulichen Trank nicht ohne sie genießen zu lassen, scheute mich jedoch, den Namen des holden Kindes auszusprechen, als müßte ich damit das Geheimnis meiner jungen und ach, so hoffnungslosen Liebe verraten, was diese unfehlbar entweiht hätte.

Fräulein Fritz sagte uns ihre Gegenwart in der Laube zu und verließ uns dann. Graf Gebhardt sah ihr nach und meinte:

„Das ist eine Frau, auf die Goethes Ausdruck: ‚eine Natur‘ paßt, als hätte er ihn für unsre Wirtin gebraucht. Ich freue mich, daß Königliche Hoheit sie kennen lernten."

„Ich bin sehr glücklich . . . Können Sie mir sagen, weswegen an Höfen keine Naturen im Goetheschen Sinne zu finden sind?"

Ich erhielt die lakonische Antwort: „Trieb der Selbsterhaltung."

„Sie meinen: um im Hofleben seine Existenz zu behaupten, müsse man seine Natur aufgeben — wenn man nämlich eine solche besitzt."

„Wer eine Natur ist im Goetheschen Sinne, kann diese nicht aufgeben, wie Königliche Hoheit meinen. Man müßte dann im stande sein, sich selbst zu verneinen. Eine Natur könnte im Hofleben so wenig gedeihen wie eine Palme auf der Bäreninsel. Denn auch der Mensch bedarf zu seiner Entwicklung seines spezifischen Klimas: die Atmosphäre des Hofes schließt starke Individualitäten so gut wie aus."

„Weil sie Typen hervorbringt."

„Nun ja. Ich spreche natürlich nur von den ‚Umgebungen‘."

Da mußte ich ihm die Frage vorlegen:

„Wie kamen Sie dazu, die ‚Umgebung‘ eines königlichen Prinzen bilden zu helfen? Sie, ein freier, stolzer Mensch!"

„Es reizte mich, diese Welt kennen zu lernen."

Ich dachte: ‚Es ist eine traurige Welt‘. Laut sagte ich: „Lernen Sie sie möglichst rasch kennen und fliehen Sie sie möglichst schnell."

„Ich möchte bei Königlicher Hoheit bleiben, bis Sie mich fortschicken."

„Es steht nicht in meiner Macht, Sie zu behalten oder fortzuschicken. Aber das wissen Sie ja selbst . . ." Und nach einer Pause setzte ich leise hinzu: „Man wird Sie mir gewiß nehmen, sobald man merkt, daß Sie mir lieb sind. Wir dürfen ebensowenig etwas lieben wie der Mönch. Unsre Liebe ist gleich Sünde und Schuld."

Er erwiderte nichts. Darauf streckte ich ihm meine Hand hin: „Solange man uns beisammen läßt, wollen wir Freunde sein."

Ich war über meinen Mut selbst erschrocken. Nur in dem Rausch, in dem mein ganzer Mensch sich befand, konnte ich mich zu einer solchen Kühnheit aufraffen. Aber ich war glücklich, daß ich es vermocht hatte, denn der Graf faßte meine Hand mit kräftigem Druck und hielt sie einen Augenblick fest in der seinen. So vereinigte sich an diesem Tage alles, um ihn zum ereignisvollsten und reichsten meines Lebens zu machen. Erste Freundschaft und erste Liebe — fast war's zu viel, um es ertragen zu können. (Fortsetzung folgt)

Die Ruhe auf der Flucht nach Aegypten

Gemälde von Lucas Cranach

Ein glückliches Geschick hat es gefügt, daß das älteste datierte Bild Lucas Cranachs des Aelteren (1472—1553) und zugleich sein schönstes den Wechselfällen des Privatbesitzes entrückt worden und in das Eigentum der königlichen Museen in Berlin übergegangen ist. Dieses Kleinod deutscher Kunst, das erst durch die Dresdener Cranach-Ausstellung von 1899 weiteren Kreisen bekannt geworden ist, hat lange Zeit im Auslande geweilt, in der Galerie Sciarra in Rom, wo es einen Ehrenplatz neben auserlesenen Werken italienischer Kunst, darunter dem berühmten, dem Raffael zugeschriebenen Violinspieler, einnahm. Nachdem vor etwa acht Jahren, trotz der Wachsamkeit der italienischen Regierung, die ganze Galerie Sciarra auf geheimnisvolle Weise aus Rom verschwunden war, tauchte das Bild plötzlich im Besitze des bekannten Kunstmäcens Dr. Konrad Fiedler in München auf. Nach dessen Tode ging es in den Besitz des Generalmusikdirektors Hermann Levi in München über, und jetzt hat es die Berliner Galerie von Frau Fiedler-Levi erworben.

Das auf Lindenholz gemalte, nur 70 Centimeter hohe und 52½ Centimeter breite Bild ist mit den Initialen des Meisters L. C. und der Jahreszahl 1504 bezeichnet, von Cranach also in seinem zweiunddreißigsten Jahre gemalt worden. Es zeigt ihn auf einer künstlerischen Höhe, die er später nicht wieder erreicht, geschweige denn übertroffen hat. Nachdem er 1505 in den Dienst des sächsischen Kurfürsten Friedrichs des Weisen getreten, wurde er bald mit Aufträgen derart überhäuft, daß er sie nicht mehr allein bewältigen konnte, sondern Gesellen zur Hilfe heranziehen mußte, denen er schließlich, zumal seit der Zeit, wo ihm in seinem gleichnamigen Sohn ein Mitarbeiter herangewachsen war, die Ausführung seiner Entwürfe ganz und gar überließ. Er trug kein Bedenken, diese zum großen Teil handwerksmäßig hergestellten Werkstattbilder mit seinem Handzeichen, einer geflügelten Schlange, zu versehen, und diesem sorglosen Verfahren hat er es zu danken, daß seine künstlerische Bedeutung weit geringer eingeschätzt werden muß als die seiner großen Zeitgenossen Dürer und Holbein, obwohl Cranach gewöhnlich mit diesen zusammen als dritter der Großmeister der deutschen Malerei des 16. Jahrhunderts genannt wird.

Daß er trotz des unter seinem Namen verbreiteten geringwertigen Massengutes würdig ist, neben jenen beiden genannt zu werden, wird wenigstens durch die „Ruhe der heiligen Familie auf der Flucht" gerechtfertigt. In der liebenswürdigen Naivität der Auffassung, in der feinen und tiefen, echt deutschen Naturempfindung und in dem köstlichen Humor, der aus dem munteren Treiben der das Christkind umspielenden Engelsbübchen spricht, kann sich das Bild mit den schönsten Madonnenbildern Dürers und mit dessen Idyllen aus dem Marienleben messen. Durch seine koloristischen Reize, durch die frische saftige Färbung übertrifft es aber noch die ähnlichen Bilder Dürers. Wo Cranach dieses Bild gemalt hat, dem doch eine Reihe andrer voraufgegangen sein muß, die diese Höhe der Entwicklung vorbereitet haben, entzieht sich noch unsrer Kenntnis. Wir wissen nicht, wo Lucas Cranach, der seinen Zunamen von seinem Geburtsort, dem oberfränkischen Städtchen Kronach (damals Cronach oder Cranach geschrieben) angenommen hat, seine Jugend verbracht, wo er gelernt hat und wohin ihn seine Wanderjahre geführt haben. Aus diesem ersten uns bekannten Denkmal seines Schaffens geht aber so viel deutlich hervor, daß er bei einem Meister der fränkischen Schule gelernt hat, daß er vielleicht von dem als Landschaftsmaler ausgezeichneten Albrecht Altdorfer in Regensburg und von dem großen, in seiner Bedeutung noch nicht völlig gewürdigten Aschaffenburger Meister Matthias Grünewald beeinflußt worden ist. Die drei musizierenden Engel lassen aber deutlich erkennen, daß Cranach auch Gemälde italienischer, insbesondere venezianischer Meister kennen gelernt haben muß, sei es durch eigne Anschauung während seiner Wanderjahre, sei es durch Vermittlung andrer deutscher Künstler. Das fremde Element hat er jedoch völlig seiner nationalen Eigenart untergeordnet. So ist auch dieses Werk eine Offenbarung echt deutschen Künstlergeistes, und es wird darum allerseits mit Freuden begrüßt werden, daß diese Perle Cranachscher Kunst wieder in unsern Nationalbesitz zurückgelangt ist. **A. R.**



Im Wartesaal während der Herstellung der Strecke

Ein Abstecher ins Ruthenenland

Von

Paul Kauffmann

(Mit Abbildungen nach Aquarellen des Verfassers)

Auf einer Reise nach Südrußland begriffen, erhielt ich unerwartet Gelegenheit zu einem kleinen Streifzuge ins Ruthenenland. Von Wien aus hatte uns — mein Reisegefährte war ein Zeitungskorrespondent — ein geradezu entsetzliches Wetter verfolgt; bald regnete es, bald fing es an zu schneien, dann setzte Sturm ein, und dann umzog sich alles mit Nebel, und kurz vor den ersten Ausläufern der Karpathen war rechts und links von der Bahn nichts mehr zu gewahren als Seen von Schmutz und halbüberschwemmte Ebenen.

Der Bahndamm begann sich mit Wasser und Schlamm zu bedecken, wir konnten unsre Fahrt unmöglich noch lange fortsetzen. Der Zug verlangsamte seine Geschwindigkeit; von weitem gewahrten wir dichte Gruppen von Landeseingeborenen, die sich eifrig über etwas zu streiten schienen. Von den Wagenfenstern aus blickten die Köpfe unruhig auf das Land hinaus und flüsterten sich etwas von einem ärgerlichen Reisehindernis zu. Mir machte die Sache eher Spaß und meinem journalistischen Begleiter ebenfalls; es eilte uns ja nicht so sehr mit unserm Reiseziele, und schließlich konnten wir noch ein Abenteuer erleben.

Der Zug blieb mitten im freien Felde stehen. Zunächst rührte sich nichts in der ganzen Wagenreihe, aber bald bedeuteten uns die Bahnbeamten in einer nicht mißzuverstehenden Sprache und mit noch weniger mißzuverstehenden Gebärden, daß wir sämtlich auszusteigen hätten; ein Teil des Schienenwegs stand unter Wasser, und ein andrer, den der Zug noch hätte passieren müssen, war auf eine weite Strecke hinaus mit dichtem und zähem Schlamm bedeckt.

In einiger Entfernung war ein weißer Fleck zu gewahren und neben diesem weißen Fleck, soweit der Nebel es erkennen ließ, ein Höhenzug, von dessen verschwommenem Grauviolett sich etwas Helleres abhob, das mir durch meinen Feldstecher wie menschliche Wohnungen erschien. Rechts und links von dem nicht eingefriedigten Bahndamm trieben sich Bauern umher, und die Wagenreihe entlang kamen etwa sechzig Reisende aller Klassen gezogen, mit dem verdrießlichen Ausdrucke von Leuten, denen etwas Widerwärtiges passiert ist. Ein unangenehm feiner Sprühregen und die niedrige Temperatur trugen das Ihrige dazu bei, die Mienen unsrer Mitreisenden nichts weniger als heiter erscheinen zu lassen.



Ankunft an dem Zollhäuschen in Schlachtowa

Nachdem wir eine halbe Stunde gewartet hatten, ließ das Zugpersonal sich herbei, uns zu erklären, daß der Zug seine Fahrt unmöglich fortsetzen könne; da indes die Bahnstrecke nur auf zwei Kilometer unfahrbar sei, werde dem Uebelstand bald abgeholfen sein; man ersuche daher die Fahrgäste, den Weg bis zur nächsten Station dem Bahngeleise entlang zu Fuß zurückzulegen und sich in den Wartesälen zu gedulden, bis die Fahrt weitergehen könne. Wahrscheinlich werde der Zug gegen sechs oder sieben Uhr seine Fahrt wieder aufnehmen können. Nun war es aber gegen zwei Uhr nachmittags! Alles Murren und Knurren half nichts, wir mußten uns in unser Schicksal ergeben. Man kann sich aber kaum eine Vorstellung davon machen, wie dieser Trupp von Reisenden seinen Exodus bewerkstelligte, die einzelnen im Gänsemarsch hintereinander herschreitend, schwankend, strauchelnd, hinstürzend, sich wieder aufrichtend, und das alles auf einem Erdreich von klebrigem, zähem Schlamm, in den man bis über die Knöchel einsank. Einige der Damen schrieen, auf den Arm von mißmutigen Herren gestützt, die sich selbst kaum aufrecht zu erhalten im stande waren, ab und zu wie erschreckte Küchlein hell auf, die Röcke hoch gerafft und das kostbare Pelzwerk ihrer Pelerinen und Mäntel in dem kotigen Schlamm hinter sich her schleppend, worauf dann zornige Schelt- und Fluchworte der betreffenden Gatten, Oheime oder Großväter antworteten. Mir fiel namentlich ein junger österreichischer Husarenleutnant auf, der sich, die unvermeidliche Virginia zwischen den Zähnen, mit ausgesuchter Galanterie um die hübschesten der jungen Damen bemühte, sich dabei den Anschein gebend, als lasse das Schicksal der Großmütter, die um den Verlust ihrer Lackstiefelchen oder schlecht befestigten Röcke jammerten, ihn vollständig kalt. Einige galizische Juden mit jenen unglaublichen, abgeschabten und schmierigen Kopfbedeckungen, unter denen die klebrigen Seitenlöckchen zum Vorschein kamen, im fettglänzenden Kaftan, zogen mit der Würde von alttestamentarischen Propheten mühsam, aber mit der Regelmäßigkeit von Maschinen, die abgetretenen Stiefel aus dem anhaftenden schlammigen Erdreich empor. Wir machten den Schluß, in bester Laune, aber gleichfalls über und über mit Kot bespritzt; wir trösteten uns mit dem Bewußtsein getreuer Pflichterfüllung. In wahrhaft räubermäßigem Zustand langten wir endlich am Bahnhof an. Der Stationsvorsteher und seine Beamten empfingen uns freundlich und wiesen uns in der zuvorkommendsten Weise zurecht. Wir stürzten uns in die Wartesäle und unterwarfen das bescheidene Büffett einer regelrechten Plünderung. Man kann sich leicht denken, was ein Appetit, der durch so unheilvolle Zwischenfälle gereizt worden ist, zu leisten vermag! Die robuste Büffettdame, die sich durch eine so zahlreiche Kundschaft geschmeichelt fühlte, that, was sie konnte, um unsern knurrenden Magen zu beschwichtigen. Nur einige nüchterne oder wenig bemittelte Landleute und die gesamten zum Geldausgeben nicht geneigten Ebräer hatten die Herrschaft über ihr rebellisches Inneres bewahrt. Sie murmelten, nach Osten gewandt, den Kopf in den Talith oder Gebetschleier gehüllt und die Stirn mit dem die zehn Gebote enthaltenden Tephilim oder Gebetriemen

umwunden, mit näselnder Stimme Talmudverse. Der Saal belebte sich allmählich mit den Gästen, die kurz zuvor kaum noch etwas andres gekannt als ihren Hunger. Ein dicker Bojar, in einen weiten Pelzmantel gehüllt, und der Stationsvorsteher mit seiner großen schwarzen Tuchmütze hörten geduldig die Beschwerden einer anscheinend sehr verstimmten jungen Frau in abgetragener Kleidung von mehr als zweifelhaftem Geschmack an, während ein behäbiges, aber in seinen Größenverhältnissen wenig zusammenstimmendes Wiener Ehepaar durch Kopfnicken seine Zustimmung zu geben schien. Einige Walachen hatten die Bänke des Saals mit Beschlag belegt, ruhig und schweigsam; sie rauchten in nachlässiger Haltung und warteten geduldig ihre Zeit ab. Der vorhin erwähnte junge Offizier mit der unvermeidlichen Virginia übte, wie mir schien, einen unwiderstehlichen Reiz auf eine hübsche, junge Erzieherin aus, die sich wohl gern durch etwas Flirten über die nicht enden wollenden Stunden des Wartens hätte hinüberhelfen mögen.

Der Abend nahte heran; nachdem ich mich beim Stationsvorsteher danach erkundigt, wann wohl die Wiederherstellungsarbeiten beendet sein dürften, konnte er mir hierfür sechs oder sieben Uhr abends keineswegs in sichere Aussicht stellen, da die betreffenden Arbeiten sich als schwieriger herausgestellt hätten, als man anfangs vermutet. Ich fragte dann weiter, in welche Gegend wir verschlagen worden, wie die topographische Lage des Landes beschaffen sei und zu welcher Nationalität die Bevölkerung zähle. Ich vernahm, daß ich mich in einem der ersten Dörfer des Ruthenenlandes am Fuße der Karpathen befinde; zwei Wegstunden von hier nach dem Gebirge zu wäre in einem ziemlich ansehnlichen Flecken ein durchaus gutes und vielbesuchtes Gasthaus, zudem sei die Gegend malerisch, und als Künstler und Schriftsteller würden wir dort unfraglich sehr vieles finden, was uns interessieren werde. Mein Genosse und ich beschlossen, von den gleichen Erwägungen ausgehend, nicht auf die Weiterfahrt des Zuges zu warten, sondern den Flecken aufzusuchen. Der Stationsvorsteher trieb seine Zuvorkommenheit so weit, daß er sich erbot, uns bei einem in der Nähe des Bahnhofs wohnenden Bauern eine Fahrgelegenheit zu beschaffen; er machte sogar für uns den Fahrpreis aus.

Nach einiger Zeit sahen wir dem Eingang des Bahnhofs einen blitzblau angestrichenen Rappelkasten sich nähern, ein wahres Ungetüm von einem alten, zusammengefahrenen Fuhrwerk, von zwei apokalyptischen Tieren gezogen, die gelb und abgemergelt aussahen, als hätten sie Tonnenreifen verschluckt und könnten sie trotz allen Bemühens nicht wieder von sich geben. Eine rote Kugel mit einem kleinen Vorsprung in der Mitte, zwei kleinen Schlitzen rechts und links und einem gewaltigen Einschnitt unter besagtem Vorsprung schien uns das Gespann zu lenken; sie steckte in einer großen, unförmlichen, mit Schafpelz verbrämten Mütze, die ehemals gestickt gewesen war; diese Kugel wackelte hin und her auf einer schwerfälligen, mißgestalteten Masse, die in schmutziggelbes, mit der rauhen Seite nach innen gekehrtes Ziegenfell gehüllt war und auf zwei groben Stiefeln ruhte, auf denen in scheußlicher Weise sich der Schmutz der letzten Tage schichtweise abgelagert hatte. Aber, was war da zu machen? Es blieb uns keine Wahl mehr, zumal das Fahrgeld ausbedungen war. Nun meinte der Unhold, wenn „unsre Gnaden" ihm ein ordentliches Trinkgeld geben wollten, würde er uns „in schlankem Trabe" binnen einer halben Stunde nach dem Orte unsrer Bestimmung bringen. „In schlankem Trabe!" Das klang etwas bedenklich, wenn man sich die Natur des Fuhrwerks und den heillosen Zustand der Straße vergegenwärtigte. Wir wollten daher von der verlangten Mehrzahlung nichts wissen und stellten nur ein kleines Trankgeld in Aussicht, wenn alles nach Wunsch ablaufe. Dann brachten wir unser Handgepäck in den Wagen, während der Bahnhofvorsteher unsre Koffer in Verwahr nahm, und suchten dann, so gut es gehen wollte, einer gegen den andern gedrückt, auf den mit Maisstroh gefüllten Säcken unsre Sitze einzunehmen.



Der „Speisesaal" unsers Hotels

Ein trauriges Aechzen und jammervolles Stöhnen



Taufe nach griechisch-katholischem Ritus

bringt uns durch Mark und Bein; das vereinte Bemühen der beiden unglückseligen Skelette bringt unsern Marterkasten vorerst nur ins Schwanken; er gleitet ein kleines Stückchen vorwärts und bleibt dann unbeweglich stehen; die zähe Beschaffenheit des Bodens gestattet keine Weiterbewegung. Wir sind genötigt, auszusteigen, und helfen eine Zeitlang von hinten mit schieben; nach ein paar hundert Schritten endlich wird der Boden fester, und wir können wieder einsteigen. Nun beginnt ein Stoßen, Schieben und Schütteln, das uns überall nach einem Stützpunkt suchen läßt; aneinandergeklammert wie Artilleristen auf dem Protzkasten, stets von der Gefahr bedroht, in den schlammigen Graben geschleudert zu werden, legen wir, die Seiten zerschunden, die Hände blutig, eine Marterfahrt von vollen anderthalb Stunden zurück. Gegen fünf Uhr gewahren wir am Fuße eines Abhanges die ersten Häuser des Fleckens.

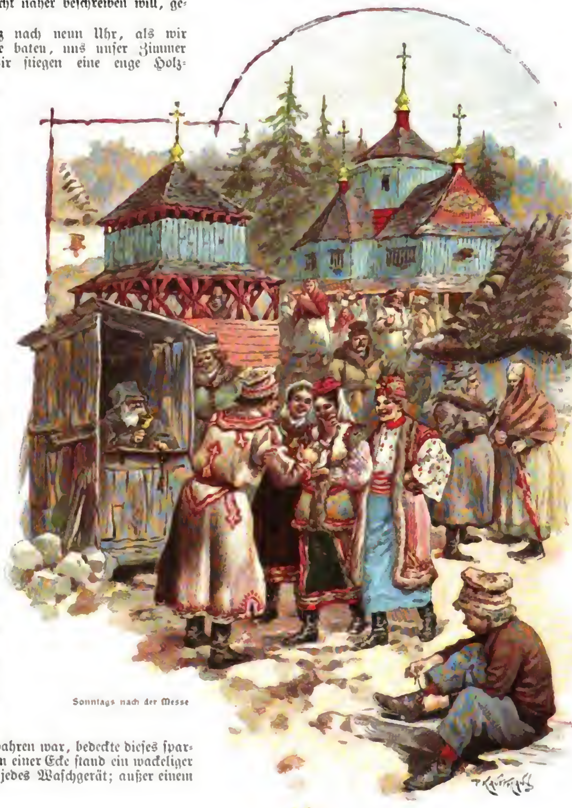
Bald waren wir vor einem kleinen verfallenen Bauwerk, das sich durch den bei unserm Nahen sich senkenden Schlagbaum als das Zollhäuschen kundgab. Der würdige Zöllner stürzte herbei und durchwühlte das Wenige, was wir mit uns führten, höchst ärgerlich darüber, daß darin nichts Steuerbares sich vorfand. Mißmutig zog er den gelben Schlagbaum zurück, und schwankend wie zuvor bewegten wir uns dem uns bezeichneten berühmten Gasthaus zu. Die Straße zog sich zwischen zwei Reihen niedriger strohgedeckter Häuser hin. Hie und da unterbrachen freie Stellen, mit Hausabfällen bedeckt und mit verkrüppelten Bäumen bepflanzt, das öde Einerlei der Wohnstätten.

Wir machten Halt! Ein rotes, mit Ziegeln gedecktes, gar nicht unsauber aussehendes Haus stand vor uns. Ueber der Thür kündete ein Schild in ruthenischer Sprache pomphaft ein „Fremdenhotel" an, während an einer Mauerecke verschämt und kaum entzifferbar das deutsche Wort „Gasthof" stand. Durch die matterleuchteten, von Staub erblindeten Fenster drang ein Gewirr von rauhen Stimmen und eintönigen Liedern. Wir traten ein; der kaum erleuchtete Hausflur führte uns nach einer Thür im Hintergrunde, die wir öffneten. Unwillkürlich wichen wir vor der scharfen, übelriechenden, von Rauch erfüllten Luft zurück, die sich uns auf die Brust legte. Bei unserm Anblick verstummten Gespräche, Gesang, Gläser- und Tellerklirren wie auf einen Zauberschlag. Ein Mann, die Mütze in der Hand, kam lebhaft auf uns zu. Mein Genosse ergriff das Wort, um ihm Aufschluß zu geben und ihn um ein Zimmer für uns zu ersuchen. Inzwischen ließ ich unsern Kutscher den vereinbarten Preis in die Hand gleiten, und während er sich entfernte, begab ich mich in den Raum, der als Speisezimmer und Ausschank für Bier und Branntwein diente. Er war stark von einheimischen Gästen des reinen ruthenischen Typus besucht. Diese Leute sahen kräftig, aber als durch den Branntweingenuß herabgekommen aus. Mit Schlachtowa, so hieß der Ort, nach dem wir gekommen waren, begann das eigentliche Ruthenenland; nicht weit von da hörte damals die Grenze Galiziens auf, das wir am Morgen des gleichen Tages verlassen hatten. Das Land war für mich vollkommen neu und sowohl nach landschaftlichem Charakter wie nach Sitten, Sprache, Bauweise und Tracht verschieden von jedem andern. Die Typen, die ich vor Augen hatte, arteten nach dem Blonden, und alle trugen die gleiche Kleidung, auf dem Kopfe eine gelbliche, mit roten oder blauen Mustern bestickte schirmlose Mütze und um den Leib eine Art Pelzjacke mit der rauhen Seite nach innen, während weitbauschige Hosen aus blauem oder grauem Tuch und grobe Stiefel den Anzug vervollständigten. Einige aßen, mit wilder Gier über die Teller gebeugt, als ob sie sie samt der Speise verschlingen wollten. In der Mitte des Zimmers stand ein Ungar, der in monotonem Vortrag einen Csardas zum besten gab, sich dabei auf der Guitarre

begleitend. Unter dem dunstigen Schein der einzigen Petroleumlampe, unter deren Schirm sich der Tabakrauch auffing, trug man uns an dem gemeinsamen schmierigen Tische in einer für uns beide bestimmten irdenen Schüssel eine schwarze Brühe auf, in der einige Scheiben in Salzwasser abgekochter roter Rüben nebst einigen Schnitten eines unverdaulichen Schwarzbrotes umherschwammen. Ich langte zu, während mein Gefährte verzichtete, aber trotz meines Hungers ging es nicht. Glücklicherweise gestattete uns der zweite Gang, Hammelfleisch mit Reis, nach Art des orientalischen Pilaw zubereitet und ganz appetitlich anmutend, unsre Eßbegierde zu befriedigen. Ein eigentümlicher Käse und einige Nüsse beschlossen das Mahl, zu dem ein merkwürdiges Bier, das ich nicht näher beschreiben will, getrunken wurde.

Es war kurz nach neun Uhr, als wir unsre Wirtsleute baten, uns unser Zimmer anzuweisen. Wir stiegen eine enge Holztreppe von weiten Stufen hinauf, die aus dem Hintergrunde des Saales emporführte. Ein artiges Mädel, derb, aber für eine Landschöne gar nicht übel, den Kopf mit buntfarbigen Leinentüchern umwunden, in kurzem Röckchen und mit schief getretenen Stiefeln, leuchtete uns voran. In einem weiten, aber niedrigen Gemach, in dem es von der Küche her nach alten Fettresten und Spülwasser roch, gewahrte ich zwei viereckige, rot und blau angestrichene Kasten, in deren Innerem ich bei näherer Untersuchung nichts als einen Sack mit Maisstroh, der mit einem zu kurzen Leintuch bedeckt war, und einen in zwei leinene Tücher eingeschlagenen Kopfpfühl vorfand. Ein ungeheures Deckbett, an dem nichts von einem Uebertuch zu gewahren war, bedeckte dieses spartanische Lager. In einer Ecke stand ein wackeliger Tisch, doch ohne jedes Waschgerät; außer einem zerbrochenen Spiegel war überhaupt nichts von dem vorhanden, was man in einem Schlafzimmer braucht, nicht einmal Wasser. Und so etwas hatte uns unser Freund, der Bahnhofsvorsteher, empfohlen! Auf unser energisches Drängen hin ließ man sich herbei, uns eine Schüssel und einen Wasserkrug, sowie für jeden ein Handtuch zu geben, dafür aber mußten wir eine Nachzahlung von fünfzig Kreuzern für jedes Bett leisten.

Um acht Uhr morgens — es war ein Sonntag — wurden wir von einem ohrenzerreißenden Lärm aufgeschreckt. Der Klang der Glocken der römisch-katholischen Kirche vermischte sich mit dem Lärm der Toka der griechisch-katholischen; es ist



Sonntags nach der Messe



Verteilung der Geschenke vor dem Sterbehause

dies eine Art von aufgehängtem Brettchen, das der Kirchendiener abwechselnd mit zwei kleinen Hämmerchen schlägt, um die Gläubigen zum Besuch des Gottesdienstes aufzufordern. Die auf der Straße versammelte Bubenwelt sang, lachte, schrie und tollte umher; es entspannen sich lebhafte Gespräche, der Saal des Gasthauses füllte sich mit Branntweintrinkern, und oben auf dem Wege zur Kirche begaben die Gläubigen sich zum Frühgottesdienst. Wir mischten uns unter die Ortsbewohner, die stehen blieben und uns mit derselben Neugier musterten wie wir sie.

Ich war ganz entzückt von dem malerischen Anblick dieser bunten Menge in ihrer kleidsamen Nationaltracht. Die meisten Frauen waren hübsch und trugen ihr Festgewand mit ungezwungener Anmut. Die Männer machten einen ganz andern Eindruck als abends zuvor im Saale des Wirtshauses, ihre energischen Züge deuteten auf ein kräftiges Geschlecht hin. Vor mir schaute von der Bergwand aus dem dunkeln Grün der schlanken Tannen die blau bemalte, aus Holzstämmen errichtete ruthenische Kirche herab. Sie ist in Kreuzform erbaut und trägt auf ihrer Vierung einen achteckigen Turm, auf dessen sich verjüngendem Dach sich ein Glockentürmchen erhebt, das seinerseits wie die vier Giebel der Fassaden von einem lateinischen Kreuz überragt wird. Rings um die Kirche zieht sich eine offene Halle, die bei schlechtem Wetter den Gläubigen zum Schutz dient. Neben der Kirche beherbergt ein gleichfalls aus Holz, aber mit durchbrochenem Fachwerk hergestelltes Bauwerk die Glocken und die Toka. Einige Meter weiter gewährte eine Holzbude einem Bettelmönch Unterkunft, der unaufhörlich sein Glöckchen in Bewegung setzte, um die Aufmerksamkeit der Gläubigen auf seine Bettelbüchse hinzulenken.

Die Bauweise der Wohnhäuser ist sehr charakteristisch; die Häuser sind sehr klein, und ihre Wände erreichen meist nicht Manneshöhe; sie sind mit Stroh gedeckt, das in mehreren Schichten übereinanderliegt und durch Latten und Stangen von

Tannenholz zusammengehalten wird. In ihrem Innern sieht es einfach, aber sauber aus; die Wände sind mit Holz verkleidet, ein Alkoven beherbergt das Ehebett, und in der Stube stehen ein weißer Kachelofen, der Tisch, rohgezimmerte Bänke und Truhen, die mit oft sehr zierlichen Mustern griechischen Stils bemalt sind. Die übrigen, einfacher gehaltenen Räume dienen meist als Schlafräume für die weiteren Familienglieder.

Da das Wetter ziemlich mild war, gestattete es nach dem Gottesdienste eine kleine Unterhaltung im Freien, mitten auf der Landstraße; die Alten plauderten miteinander, und das junge Volk flirtete. Auf sämtlichen Gesichtern lag ein geradezu verführerischer Ausdruck von Frohsinn und Gesundheit.

In das Hotel zurückgekehrt, sahen wir mit Zagen dem Mittagsmahl entgegen und waren daher nicht wenig erstaunt, als wir Gedecke von weißem Porzellan auf einem fast ganz reinen Tischtuch aufgestellt fanden. So sehr uns dieser Beweis von Aufmerksamkeit schmeichelte, störte es uns doch, daß neben uns für noch zwei weitere Personen gedeckt war. Wir setzten uns zu Tisch und baten, man möge uns das Essen auftragen, allein wir mußten auf die Ankunft der Persönlichkeiten warten, die mit uns speisen sollten. Endlich langten diese an, gefolgt von dem Wirt, der durch die tiefen Bücklinge, die er vor seinen in gravitätischer Würde einherschreitenden Gästen machte, andeutete, daß sie etwas ganz Besonderes sein müßten. Gleichwohl ließen die beiden Herren sich herab, uns mit einer leichten Verbeugung zu begrüßen, und da wir in der gleichen Weise erwiderten, mußten die hohen Herrschaften wohl annehmen, daß unsre soziale Stellung der ihrigen ebenbürtig sei, und brachen zuerst das Eis, indem sie sich huldvoll nach dem Zwecke unsrer Reise erkundigten. Wir beeilten uns, ihre Neugierde zu befriedigen, und erfuhren dafür unsrerseits, daß es der Herr Gerichtsrat und der Herr Steuereinnehmer seien, auf einer dienstlichen Reise begriffen.

Unser gar nicht übles Mahl verlief um so angenehmer, als ein interessantes Gespräch über die Sitten und Gebräuche des Landes uns die Schattenseiten unsers Hotels vollständig vergessen ließ. So erfuhren wir, daß der Teil des Ruthenenlandes oder Rotrußlands, in dem wir uns befanden, das heißt, der an die Ostgrenze der Karpathen stoßende, unter dem Namen „Boikas“ bekannt ist. Die vorherrschende Religion dieser Slaven ist die griechisch-katholische, und die hier und dort in den Flecken und Dörfern vorhandenen römisch-katholischen Kirchen werden nur von den im Lande ansässigen Polen aus Galizien besucht. In politischer und geographischer Hinsicht gehört das ganze Ruthenenland zu Oesterreich. Es erstreckt sich von Galizien die Karpathen entlang über das rechte Dnjesterufer hinaus bis zur rumänischen Grenze. Die Sprache, die kaum als etwas mehr als ein Dialekt auftritt, beruht auf altpolnischer Grundlage und ist etwas vom Deutschen beeinflußt; sie entbehrt jeder grammatischen oder sonstigen methodischen Behandlung. Obgleich sie Rotrussen genannt werden, haben die Ruthenen gar keine Aehnlichkeit mit den Russen, von denen sie sich ebensosehr wie von den Böhmen, Polen, Deutschen oder Rumänen unterscheiden. Sie sind ein besonderer, inmitten dieses umfassenden Reichs eingeschlossener Volksstamm.

Während wir uns über ihre eigenartigen Sitten unterhielten, teilte der Steuereinnehmer uns mit, daß einer seiner Verwandten, ein Pächter auf einem benachbarten Gutshofe, zum sechsten Male Vater eines gesunden und kräftigen Buben geworden sei, und daß er seine Reise nach diesem Städtchen dazu benutzen wolle, der Tauffeier beizuwohnen; er forderte uns auf, ihn dorthin zu begleiten, und gern folgten wir der liebenswürdigen Einladung. Es wurde also Vereinbarung für den folgenden Mittwoch getroffen.

Weiter erfuhren wir noch, daß am nächsten Tage das Leichenbegängnis eines Großkaufmanns in feierlicher Weise nach griechischem Ritus stattfinden solle. Da man uns über die Stunde der Feierlichkeit keinen Aufschluß geben konnte, beschlossen wir, noch am gleichen Abend dem



Jüdische Beerdigung

Hauptpopen einen Besuch zu machen und ihn um Auskunft zu ersuchen. Er wohnte in einem etwas unscheinbaren, blau angestrichenen Häuschen mit braunen Fensterläden; ein ziemlich großer Garten hinter der Wohnung mußte ihm zum großen Teil seine Einkünfte liefern. Wir traten ein. Beim Schein einer Lampe gewahrten wir zwei Personen, die unsern Gruß höflich erwiderten. Wir bemerkten, daß es ein griechischer Pope und ein römisch-katholischer Geistlicher waren, die in kameradschaftlicher Weise ihre Partie Karten spielten. Auf dem Tisch brodelte der Samowar, und aus einiger Entfernung warf die Frau des Popen, während sie ihren häuslichen Verrichtungen nachging, einen verstohlenen Blick auf die unterbrochene Kartenpartie. Da wir das würdige Spielerpaar gebeten hatten, zunächst ihre Partie zu beenden, nahmen sie die Karten wieder zur Hand. Die Beziehungen zwischen den Anhängern der beiden Religionen waren die denkbar besten, da keiner von ihnen sich in das Gehege des Mitbruders drängte. Der Unverheiratete aber war besser daran als sein mit einer Familie gesegneter Genosse, da beide nur die gleichen Bezüge hatten. Der Pope mußte darum, um sich durchzuschlagen, mit seinem geistlichen Amt einen kleinen Spezerei- und Kurzwarenladen verbinden, den seine Frau führte.



Bei dem Popen

Wir erfuhren nun, daß die Trauerfeierlichkeit am andern Vormittage um zehn Uhr stattfinde; mehrere Popen aus der Nachbarschaft sollten dabei neben den drei des Ortes mitwirken. Der Pope freute sich mit seiner Frau schon im voraus auf die Geschenke, die er mitbringen werde. Schon am Vorabend hatte ihm die Familie des Verstorbenen einen Schinken und ein Dutzend frische Eier geschickt.

Um neun Uhr andern Morgens fanden wir uns in dem Sterbehause ein, das bereits von Verwandten und Freunden überfüllt war. Die Leiche lag in ihrem besten Sonntagsstaat und mit unverhülltem Gesicht in einem schwarzen Sarge. Zwei Popen, die schwarze Sammetmütze auf dem Haupte und in schwarze, mit silbernen Streifen besetzte Talmatiken gehüllt, Kerzen in der Hand, sagten Totengebete her. An den Wänden des Zimmers entlang streckten junge Tannenbäumchen ihre grünen Zweige aus und verbreiteten einen scharfen, starkwürzigen Harzgeruch. Die Verwandten und Freunde zogen an der Leiche vorbei, besprengten sie mit Weihwasser und legten auf eine am Fußende des Sarges auf einem Schemel stehende Metallplatte Geldstücke nieder, die zur Verteilung bestimmt waren.

Aber die Stunde für die Ordnung des Leichenzuges hatte geschlagen. Wir vernahmen die Leichengesänge, und in dem Zimmer verbreitete sich der helle Glanz der Kerzen, die von zehn in schwarze oder violette, mit Gold und Silber gestickte Talmatiken gekleideten Popen getragen wurden. Gegen dreißig Chorknaben trugen gleichfalls Kerzen oder schwangen Weihrauchfässer, dabei die Responsorien zu den Psalmen singend. Die Popen mit ihren langen Bärten, imposante Gestalten, trugen mit tönender, gut geschulter tiefer Stimme nach einer eigentümlichen Melodie ihre Gesänge vor. Diese



Ruthenische Frau auf dem Wege zum Markte

Leichenfeier machte auf mich einen tiefergreifenden Eindruck, aber leider sollte er nicht bis zur Beendigung der Zeremonien anhalten.

Der erste Zelebrant segnete die Leiche ein, dann wurde der Sarg aufgehoben, vor das Haus getragen und dort auf einer Bahre niedergesetzt. Der Trauerzug setzte sich in Bewegung, die Geistlichkeit voran. Verwandte trugen die Zipfel des Bahrtuchs, während andre unmittelbar hinter dem Sarge mit dem geweihten Brote einhergingen, das nach Schluß der Feier zu Ehren des Verstorbenen verzehrt werden sollte. Dann folgten wiederum Popen, singend und reichgestickte Fahnen tragend, und hinter ihnen die übrigen Verwandten zwischen einer Reihe von Klageweibern.

Vor dem Eintritt in die Kirche wurde der Sarg auf den Boden niedergesetzt. Sämtliche Verwandte und Freunde traten der Reihe nach heran, beugten sich knieend zur Erde und drückten einen Kuß auf die Stirn des Toten, ihn um Verzeihung für das Ueble bittend, das sie ihm etwa angethan hätten.

Nachdem die kirchliche Feier, der wir aus Mangel an Platz nicht hatten beiwohnen können, vorüber war, setzte der Zug den Weg nach dem Kirchhof fort. Wir warteten seine Rückkehr in der Nähe des Sterbehauses ab, vor dem sich bereits, von einigen Polizeibeamten in Ordnung gehalten, eine große Volksmenge angesammelt hatte. Die vorderste Reihe setzte sich ausschließlich aus bettelhaften und zerlumpten Gestalten der niedrigsten Volksklasse zusammen. Zwischen die einzelnen Gruppen hatte sich eine Menge von Kindern eingedrängt. Ein ohrzerreißendes Geschrei erhob sich, als die Popen, die vorderste Reihe der Volksmenge zurückdrängend, in langer Reihe Aufstellung nahmen, der eine ein Kreuz, der andre eine Fahne und ein dritter eine Kerze in der Hand, und sich tief vor der in das Sterbehaus schreitenden Familie verneigten. Auf einem verandaartigen Balkon in Höhe des Erdgeschosses waren Tische aufgestellt, auf denen Brot, Honig- und Weißbrotkuchen und Bierkrüge standen, während auf andern bunte Tücher aus Baumwollzeug oder bedruckte Leinwand in Paketen zu ganzen Haufen aufgestapelt lagen.

Verhältnismäßig ruhig wurde es beim Erscheinen der nächsten Verwandten des Verstorbenen. Nachdem einer von ihnen einige Worte gesprochen, bewegten die Popen sich in geschlossener Reihe nach der Veranda hin, wo sie, anfangs in ziemlich geordneter Weise, von den Verwandten Gläser mit Erfrischungen entgegennahmen. In diesem Augenblick aber stürzte sich die von den Polizeibeamten kaum noch im Zaum zu haltende Volksmenge auf das Haus, um ihren Anteil an dem Geld, den Lebensmitteln und den Bierspenden in Empfang zu nehmen. Es entstand nun ein Durcheinander, so wirr, wie man es sich kaum vorstellen kann. Männer, Frauen, Kinder und vor allem die Popen erhoben im tollsten Wettstreit ein Geschrei, von dem man nicht wußte, ob Schmerz oder Freude es erpreßte; jeder bemühte sich, dem andern hier ein Stück Geld, dort einen Kuchen und anderwärts wieder ein Tuch zu entreißen. Das erstaunlichste Schauspiel aber boten die Popen uns dar; mit Kerzen und Weihrauchfässern um sich schlagend, suchten sie einander wütend unter den schlimmsten Schimpfworten die schönen und glänzenden Foulards streitig zu machen, die man ihnen in ganzen Paketen zuwarf. Ihre geistlichen Gewänder und ihren kirchlichen Schmuck im Straßenschmutz nach sich schleppend, zwischen den hochgeschürzten Röcken der Weiber am Boden miteinander ringend und mit Zähnen und Fäusten das mühsam erkämpfte Gut verteidigend, boten sie einen widerlichen Eindruck. Aber merkwürdig, trotz dieses oft sich wiederholenden Schauspiels leidet die religiöse Seite keinen Eintrag, der eigentümliche Zauber, den das priesterliche Gewand ausübt, und das der zur griechischen Religion sich bekennenden Bevölkerung angeborene religiöse Gefühl verstatten den materialistischen Ideen der Neuzeit keinen Eingang.

Nachdem die Verteilung der Geschenke vorüber war, entfernte die Menge sich langsam, die Kleider mehr oder minder zerfetzt, mit geschwollenen Backen, die Kinder an die Röcke der Mütter geklammert, alle aber den Gegenstand an das Herz gedrückt, den sie in heißem Streite errungen. Um den peinlichen Eindruck zu verwischen, den die Scene in mir hinterlassen hatte, begab ich mich nach den Vorstädten hinaus, um das Volksleben in den Arbeiterkreisen zu studieren, zumal ich mich lebhaft für die mit Gold- und Seidenfäden durchzogenen Gewebe interessierte, die die Weber dort in ihren häuslichen Werkstätten anfertigen; diese durchaus künstlerisch hergestellten Arbeiten haben seltsamerweise eine ganz merkwürdige Aehnlichkeit mit den in der Bretagne gebräuchlichen Wirkereien.

Indem ich meinen Spaziergang bis über die letzten Häuser des Fleckens hinaus ausdehnte, war ich ganz erstaunt über die große Anzahl der mir nunmehr begegnenden Juden. Ich hatte vorher schon mehrere auf den Straßen angetroffen, aber doch nicht so viele wie in der Gegend, durch die ich jetzt kam. Als ich etwas näher zusah, bemerkte ich in der That, daß ich mich mitten in einem Judenviertel befand.

Mir fiel ein langes, einstöckiges, in Ziegelsteinen erbautes Gebäude auf, das von hohen, aber schmalen, vergitterten Fenstern durchbrochen war; daneben erhob sich über einem kleineren, an der Rückseite eines viereckigen, mit Lehmmauern eingefaßten Hofes gelegenen Gebäude ein Fabrikschornstein. Juden betraten und verließen truppweise das Gebäude; ich meinesteils ging auch hinein und war nicht wenig erstaunt, dort mit dem Steuereinnehmer vom gestrigen Tage zusammenzutreffen, der mich darüber aufklärte, daß ich mich in der jüdischen Badeanstalt befinde, wohin er gekommen sei, um die Steuer zu erheben. Er schlug mir in der zuvorkommendsten Weise vor, mir als Führer zu dienen, worauf ich gern einging. Auf unsrer Wanderung gelangten wir auch in einen kleinen, aber sehr gut gelüfteten Raum, der, wie ich vernahm, als Totenkammer diente. In der That lag auf einer Art Steintisch ein menschlicher Körper. Es war die Leiche eines tags zuvor gestorbenen Mannes, der noch am gleichen Abende zu seiner letzten Ruhestätte befördert werden sollte. Da die Zeit schon ziemlich vorgerückt war, beschloß ich, hier die Abholung der Leiche abzuwarten, wozu mein neuer Freund, der Steuereinnehmer, mir sehr riet, da es mich sicherlich interessieren werde.

Gegen fünf Uhr wurde uns gemeldet, daß die Thür sich geöffnet habe, um die Leiche passieren zu lassen. Ich war nicht wenig erstaunt über das Schauspiel, das an Würdelosigkeit dem kurz zuvor gesehenen nicht nachstand. Drei Juden in gewöhnlicher Kleidung, den Kopf mit einem eng

anliegenden Käppchen bedeckt, über das der bekannte schmierige Filz gestülpt war, trugen auf ihren Schultern eine aus Baumzweigen leiterartig zurechtgemachte Tragbahre und auf dieser den Vorstorbenen, der in ein grobes, graues Leinentuch geschlagen war und als Kopfstütze ein elendes Strohkissen hatte. Sie bewegten sich schwankend und schwerfällig über das kotige Erdreich, und es schien, als ob bei jedem Schritt ihre Last ihnen entgleiten könnte. Ich folgte ihnen durch ein Gewirr unsauberer Straßen. Vor der Thür eines Branntweinladens machten die Träger Halt und setzten die Leiche in den Straßenschmutz nieder; sie gingen hinein, ließen sich ein großes Glas Branntwein geben und setzten dann ebenso schwankend, aber in schnellerem Tempo als früher ihren Weg nach einer umfriedigten Stätte fort, die mit Gräbern und cylinderförmigen Leichensteinen bedeckt war. Sie traten in die Einfriedigung ein, und es kamen ihnen drei Personen, ohne Zweifel nahe Verwandte des Verstorbenen, entgegen, die sie nach einer tags zuvor schon ausgeworfenen Grube wiesen. Die Totengräber senkten die Leiche hinab und warfen das Grab dann möglichst rasch zu. Keine Feierlichkeit, kein Gebet, ein Absehen von allem, nicht ein einziges Zeichen des Gedenkens, nicht ein einfacher Kranz, absolut nichts!

Am folgenden Tage, der ein Markttag war, spazierte ich in der Straße umher, allein dort fiel mir nichts Bemerkenswertes auf; abgesehen von den verschiedenen Trachten der Landesangehörigen sah es auf diesem Markte fast ebenso aus wie auf jedem andern Markte Europas. Trotzdem machte mir etwas vielen Spaß, nämlich zu sehen, wie einige Bäuerinnen aus der Umgegend, junge Mütter, um ihren Säugling nicht im Stiche zu lassen, es anstellten, ihn zugleich mit den zum Verkauf bestimmten ländlichen Produkten mit nach der Stadt zu bringen. In einer Art von Wiege, die aus einem oval ausgehöhlten Baumstamme bestand, lagen nebeneinander der junge Weltbürger, das kleine Schweinchen und das Geflügel, in nichts weniger als melodischer und harmonischer Weise ihren persönlichen Empfindungen Ausdruck verleihend.

Früh am andern Morgen pochte der Steuereinnehmer uns heraus, und wir fuhren alle drei in einem Mietwagen fort, der etwas bequemer war als derjenige, der uns hergeführt hatte. Wir gelangten ohne Unfall zu dem Eingange des Pachthofs, dessen Thür mit Laubgewinden umkränzt und von buntbebänderten Tannenbäumchen eingefaßt war.

Der Pächter, seine Kinder, sowie einige Verwandte erwarteten uns und küßten uns nach landesüblicher Sitte zum Zeichen der Freundschaft auf den Mund. Der Pächter geleitete uns unter Verbeugungen in den großen Saal, der sehr hübsch mit Laubgewinden und bunten Draperien geschmückt war. Ein mit zahlreichen Gedecken bedeckter langer Tisch zog sich durch das ganze Gemach; Tischtuch und Servietten waren gleichmäßig mit ruthenischen Mustern bestickt. Nachdem wir uns unsrer Mäntel und Kopfbedeckungen entledigt hatten, nahm der Pächter ein Brot, brach es in vier gleichmäßige Stücke, bestreute es mit Salz, bot sie uns dann, das Zeichen des Kreuzes darüber schlagend, an und forderte uns auf, sie gleich ihm zu verzehren; ihm machte es sichtlich Freude, uns Gastfreundschaft zu erweisen. Wir teilten also mit ihm Brot und Salz und tauchten unsre Lippen in eine Flüssigkeit, von der wir erfuhren, daß es Met sei. Nachdem diese Zeremonie erfüllt war, gehörten wir zu den Genossen des Hauses, in dem wir uns nun bis zur Ankunft des Popen nach unserm Belieben frei bewegen konnten. Abgesehen von der dem Lande eigentümlichen Bauweise unterschied es sich kaum durch irgend etwas von den sonst in Europa üblichen ländlichen Häusern; derselbe Grundplan, dieselbe Raumeinteilung. Um das Haus herum dehnten sich, soweit man sehen konnte, teils in der Ebene, teils am Berghange, die Felder und Wiesen aus. Der Pachthof gehörte zu dem ausgedehnten Grundbesitz eines reichen, in Lemberg wohnenden galizischen Bojaren.

Die Knechte des Gutes erwarteten in ihrer kleidsamen bunten Festtagstracht, den Seidengürtel um den Leib, auf dem Hofe die Ankunft des Popen, der aus seiner in der Nachbarschaft gelegenen Wohnung kommen sollte. Er ließ nicht lange auf sich warten, und der Ton einer kräftig geschwungenen Schelle verkündete sein Nahen. Um ihn herum drängte sich ein ganzer Schwarm von Kindern und Nachbarn, ehrfurchtsvoll die Stola küssend, die er über seiner Feiertagssoutane trug. Zwei Chorknaben, von deren Schultern sich in erhabener Arbeit das byzantinische Kreuz abhob, folgten ihm, an einem Tragstock einen mächtigen Eimer mit Weihwasser tragend. Mit Kniebeugungen empfangen, wurde der Pope sofort in den Taufsaal geführt, wo sich der Pate und die Patin, sowie die Familie und die Freunde versammelt hatten. Bei den griechischen Katholiken wird die Taufe durch Eintauchen vollzogen; meist bringt man die Kinder nach der Kirche; in Krankheitsfällen jedoch, und wenn er dafür gut bezahlt wird, verfügt der Pope sich auch in das Haus.

Nachdem der Kessel mit dem Weihwasser mitten in das Zimmer auf ein Stück Wachstuch gestellt worden war, ergriff einer der Chorknaben ein Gebetbuch und hielt es sich aufgeschlagen mit beiden Händen vor die Stirn, ein andrer trat mit einem auseinandergefalteten Handtuch auf dem Arm auf den Popen zu, der das aus den Händen der Mutter in Empfang genommene Kind auf seinen Armen hielt. Nun scharte sich alles um den als Taufbecken dienenden Eimer, und es begann die Zeremonie unter allgemeiner Absingung eines kirchlichen Liedes. Der Pope tauchte darauf das Kindchen dreimal hintereinander in den Eimer, wobei es sich wie ein richtiges Teufelchen im Weihkessel benahm, schreiend, daß es einem das Herz durchschnitt; er hüllte dann sofort den Täufling in das bereit gehaltene Handtuch und gab ihn der Mutter zurück, ihn auf Stirn, Lippen und Brust mit dem Zeichen des Kreuzes bezeichnend. Um das aufgeregte kleine Wesen zu beschwichtigen, zog sich die Mutter mit ihm in ein Nebenzimmer zurück, wo eine wärmere Temperatur ihm die Lebensgeister zurückbrachte.

Ich will nicht näher auf die Einzelheiten eines Familienfestes eingehen, das fast wie jedes andre dieser Art verlief, das heißt, es wurde gegessen, getoastet, gesungen und getanzt. Ich kann zum Schlusse dem Leser nur die Versicherung geben, daß ich von diesen Leuten mit der liebenswürdigsten Gastlichkeit aufgenommen und mit Aufmerksamkeiten geradezu überhäuft wurde, und daß das kleine Fest, mit dem mein Aufenthalt im Ruthenenlande endete, zu meinen angenehmsten Erinnerungen zählt. Am andern Tage verließen wir den Ort und setzten unsre Reise fort.

Stille Nacht, heilige Nacht!

Von

Otto Franz Gensichen

In Mozarts Heimat, im Salzburgischen Lande, ist Text und Melodie des volkstümlichsten deutschen Weihnachtsliedes „Stille Nacht, heilige Nacht!“ entstanden, und ein Hauch Mozartscher Schlichtheit und Lieblichkeit scheint aus der Singweise zu wehen, die am 24. Dezember 1818 bei der Christmette in der Sankt Nikolai-Pfarrkirche zu Oberndorf bei Salzburg zum erstenmal ertönte.

Der Touristenstrom flutet selten über Salzburg höher nach Norden hinauf. Denn nordwärts verflacht sich die Gegend sehr schnell in weite, fruchtbare Ebenen, in denen es Gletscher und schroffe Gipfel nicht mehr zu erklimmen giebt. Und doch bietet das nur 18 Kilometer nördlich von Salzburg entfernte, durch zwei Eisenbahnen bequem zu erreichende, hart am rechten Ufer der Salzach belegene Oberndorf einen entzückenden Aufenthalt. Nicht eine einzige Fabrik verdirbt durch den Rauch ihrer Schlote die wahrhaft balsamische Luft, die von der Salzach herauf- und von den üppigen, würzigen Almen herabweht; kein Dampfer befährt den reißenden Strom, keine lärmende Maschine, kein Fremdenverkehr stört die idyllische Ruhe des Ortes.

Oberndorf ist ein Markt von etwa 3000 Einwohnern und hat an Gasthöfen und Privatwohnungen keinen Mangel. „Offener“, d. h. frisch vom Fasse gezapfter, unverfälschter und daher gut bekömmlicher Tiroler Wein und schmackhaftes Salzburger Bier bilden den Hauptvorrat des Kellers, und eine Table d'hote mit ihren kulinarischen Genüssen ist dort noch unbekannt. Freundlich wird geliefert, was die Küche irgend vermag, und Quartier und Kost billig berechnet.

Freilich, wenn man einen landschaftlichen Fernblick sucht, muß man zu dem in zehn Minuten bequem zu ersteigenden Oberland „Maria-Bühel“ hinaufgehen, um dessen stattliche Wallfahrtskirche die jungen Burschen auf ihren kräftigen Rossen alljährlich den berühmten Sankt Leonhards-Ritt machen. Die Aussicht von den fruchtbaren Almen Maria-Bühels stromaufwärts, über die Festung Hohensalzburg bis zu den Bergesriesen bei Hallein und Berchtesgaden, gehört zu den schönsten, die mit so geringer, kaum nennenswerter Mühe gewonnen werden können. Auch nach den andern Himmelsrichtungen bietet sich eine erfreuliche Augenweide: ein üppiges, gesegnetes, von prächtigen Wäldern umrahmtes Flachland, das unter einem selbst im strengsten Winter noch milden Klima reichen Ertrag gewährt.

Ackerbau und Viehzucht bilden noch heute wie vor Zeiten den Haupterwerb der Oberndorfer. Ehedem stand auch die Schiffergilde in hoher Blüte, doch hat sie durch die Konkurrenz der Eisenbahnen ihre frühere Bedeutung längst verloren. Gegenwärtig ist die Salzach für Oberndorf vorwiegend dadurch von Bedeutung, daß sie bei Hochwasser unter argen Verwüstungen die nur flachen Ufer überschwemmt, und daß sie unweit nördlich von der Stadt Salzburg in ihrem ganzen weiteren Lauf die Grenze zwischen Oesterreich und Bayern bildet. Oberndorf unmittelbar gegenüber und mit ihm durch eine lange Holzbrücke verbunden liegt hart an dem linken Ufer der Salzach das bayrische Städtchen Laufen, Haltestelle der Staatseisenbahn nach Tittmoning.

Als eins der ältesten und mächtigsten deutschen Erzbistümer hatte Salzburg bis zum 26. Dezember 1802 seine souveräne Unabhängigkeit behauptet. Dann wurde es säkularisiert und mit andern Landstrichen als Kurfürstentum Salzburg auf Napoleons Befehl dem ehemaligen Großherzog von Toskana überwiesen. Aber schon nach der Dreikaiserschlacht bei Austerlitz kam Salzburg durch den am 26. Dezember 1805 geschlossenen Preßburger Frieden an das österreichische Kaiserhaus, dem es freilich nach der Schlacht bei Wagram durch den Frieden von Schönbrunn am 14. Oktober 1809 wieder abgenommen wurde. Durch diesen Friedensvertrag wurde Salzburg dem am 1. Januar 1806 gegründeten Königreich Bayern einverleibt, bei dem es bis nach Napoleons Sturz verblieb. Erst nach dem Wiener Kongreß kam es durch den Vertrag vom 14. April 1816 wieder an das österreichische Kaiserhaus.

In den vierzehn Jahren von 1802 bis 1816 hat das Salzburger Land also fünfmal den Herrscher gewechselt! Am widerwilligsten wurde die bayrische Herrschaft ertragen. Schon um 1780 hatte ein



Das Geburtshaus Grubers in Hochburg

ersichtlich sehr scharf beobachtender Franzose in seinen von Eduard Vehse im Auszuge mitgeteilten Reisebriefen aus Salzburg geschrieben: „Man will hier mit den Bayern gar nichts gemein haben und setzt sie sehr tief unter sich, ja, sogar unter die Chinesen.“ Gesteigert wurde die Abneigung der Salzburger gegen die bayrische Herrschaft noch dadurch, daß die Bayern im Gefolge des Korsen gegen Oesterreich kämpfen mußten und daß es hauptsächlich bayrische Truppen waren, die unter Führung des französischen Marschalls Lefebvre den Aufstand des gefeierten Volkshelden Andreas Hofer niederschlugen.



Franz Xaver Gruber

Oberndorf war bis zum Jahre 1816 nur eine Vorstadt von Laufen. Durch den Vertrag vom 14. April 1816 kam das Salzburgische Land zwar wieder an Oesterreich, aber mit Verlust des gesamten links von der Saalach und Salzach gelegenen Gebietes, das bei Bayern verblieb. Dadurch ward die Stadt Laufen-Oberndorf entzwei gerissen: das linksufrige Laufen blieb bayrisch, das rechtsufrige Oberndorf ward österreichisch.

Die politischen Gegensätze zwischen Bayern und Oesterreich, die mancherlei Zwistigkeiten über das Abgrenzen der Gerechtsame zwischen Laufen und Oberndorf hielten die beiden Nachbarorte noch in lebhafter Fehde, als Joseph Franz Mohr, der Dichter von „Stille Nacht, heilige Nacht!“ im September 1817 zum Hilfspriester in Oberndorf berufen ward.

Als Sohn des Musketiers Franz Mohr und seiner Ehefrau Anna, geborenen Schoiber, wurde Joseph Franz Mohr am 11. Dezember 1792 in der Stadt Salzburg geboren. Der damalige Scharfrichter Wohlmut von Salzburg fungierte als Taufpate. Die Gymnasial- und Theologiestudien absolvierte Joseph Mohr auf dem Benediktinergymnasium und bei der theologischen Fakultät zu Salzburg. Am 21. August 1815 wurde er zum Priester geweiht, und tags darauf erhielt er schon das Anstellungsdekret als Hilfspriester an der großen Gebirgspfarre Mariapfarr im Lungau. Bevor er jedoch dorthin abreiste, mußte er noch einige Zeit in der Ramsau bei Berchtesgaden seelsorgerische Aushilfe leisten. Das schwere, ausgedehnte Amt im rauhen Lungau wurde bald für seine Gesundheit nachteilig, und schon im August 1817 mußte er sich in das Priesterhaus zu Salzburg zurückziehen. Einen Monat später war er wieder so weit hergestellt, daß er die Hilfspriesterstelle in Oberndorf antreten konnte. Von seinem kärglichen Einkommen mußte er noch seine kränkliche Mutter und eine arme Schwester unterstützen. Nicht volle zwei Jahre verblieb er in Oberndorf. Schon am 10. August 1819 wurde er als Hilfspriester auf die ansehnliche Pfarre Kuchl bei Hallein versetzt, 1820 nach Golling, 1821 nach Vigaun, dann nach Adnet, 1822 nach Anthering, 1823 nach Koppel und wieder zurück nach Anthering, 1824 nach Eugendorf, 1827 nach Hof und noch in demselben Jahre nach Hintersee.

Auf sein eignes Ansuchen wurde ihm 1828 die Pfarre in Hintersee als erstes selbständiges Amt übertragen. Hier, auf einem der ärmsten und abgelegensten Posten der Erzdiözese Salzburg, wirkte Mohr fast volle zehn Jahre. Am 4. März 1837 wurde er als Vikar nach Wagrain, einem Markte im Pongaugebirge, zwei Stunden östlich von Sankt Johann im Pongau, berufen, wo er bis an sein Lebensende verblieb. Er starb am 5. Dezember 1848 zu Wagrain und wurde auf dem dortigen Friedhof bestattet. Sein Grab, das kein Denkstein bezeichnet, dient jetzt einer Bäuerin aus Wagrain zur letzten Ruhestätte.

Uebereinstimmend wird von denen, die Joseph Mohr noch persönlich gekannt haben, seine große Gutmütigkeit, Freigebigkeit und Beliebtheit bei jung und alt gerühmt. Er soll von mittelgroßer Statur, gutem Aussehen, blondem Haarwuchs und hübschem Gesicht gewesen sein. Ein Bild hat er angeblich nie von sich anfertigen lassen; aufzutreiben war bisher wenigstens keins. Er sang einen sehr hübschen Tenor, spielte vorzüglich die Orgel und war in Gesellschaft sehr heiter und lustig. Mit zunehmenden Jahren ward er sehr phlegmatisch und erhielt deshalb von seiner Behörde, der er oft derb die Wahrheit sagte, manche Rüge. Da er alles verschenkte, war die Armut seine ständige Begleiterin. In seinen letzten Lebensjahren wird er als ziemlich korpulent und von heftigen Kreuzschmerzen gebeugt geschildert. Nach mündlicher Ueberlieferung soll er auch ein Osterlied gedichtet



Das Schulhaus in Arnsdorf

und komponiert haben, von dem sich bisher jedoch keine Spur auffinden ließ.

Kaum vier Kilometer nordöstlich von Oberndorf liegt abseits der Salzach das Dörfchen Arnsdorf, an dessen Schulhause eine am 23. Dezember 1897 enthüllte Marmortafel mit der vergoldeten Inschrift prangt:

Stille Nacht! Heilige Nacht!
Wer hat dich, o Lied, gemacht?
Mohr hat mich so schön erdacht,
Gruber zu Gehör gebracht.
Priester und Lehrer vereint.
1818 — 1897.

Ja, der Dorfschullehrer Franz Xaver Gruber, Organist an der Liebfrauenkirche zu Arnsdorf und an der Sankt Nikolai-Pfarrkirche zu Oberndorf, war es, der zu dem Weihnachtsliede des ihm befreundeten Hilfspredigers Joseph Mohr die schlichte, einschmeichelnde Singweise fand.

Als Sohn eines armen Leinwebers wurde Franz Xaver Gruber am 25. November 1787 zu Hochburg im Innviertel (Oberösterreich) geboren. Gern hätte er sich dem höheren Studium zugewandt, aber die beschränkten Mittel des Elternhauses gestatteten ihm nur die Laufbahn als Dorfschullehrer. Schon am 12. November 1807 wurde er durch den Abt Nikolaus II. vom Stift Michaelbeuren als Lehrer und Organist nach Arnsdorf berufen, nachdem er sich bereits am 6. Juli 1807, noch nicht zwanzigjährig, mit der um sechszehn Jahre älteren, bereits zweimal verwitweten Frau Elisabeth Fischinger verheiratet hatte.

Grubers Nachkommen in Hallein besitzen noch heute die von ihm eigenhändig niedergeschriebene Schilderung, wie Joseph Mohr ihm am 24. Dezember 1818 den erst soeben gedichteten Text von „Stille Nacht, heilige Nacht!“ überbrachte, wie er selbst das Lied sofort in Musik setzte und noch in der Christmette zu Mitternacht desselben Tages in der Sankt Nikolai-Pfarrkirche zu Oberndorf der versammelten Gemeinde vortrug. Wegen Schadhaftigkeit der Orgel erfolgte dieser erste Vortrag des Liedes nur unter Begleitung der von Gruber eigenhändig gespielten Guitarre. Auch wurde das Lied damals nur zweistimmig gesungen. Gruber, der über einen sehr schönen Baß verfügte, sang diesen; Joseph Mohr ließ seinen klangvollen Tenor ertönen, und der Kirchenchor stimmte nur den Refrain jeder Strophe mit an.

In Arnsdorf wirkte Gruber bis 1829 als Lehrer und Organist und versah bis dahin auch aushilfsweise den Organistendienst in Oberndorf. Dann wurde er 1830 nach dem nur zehn Kilometer westlich von Arnsdorf entfernten Berndorf versetzt, von wo er 1835 als Stadtpfarr-Chorregent und Organist nach Hallein an der Salzach berufen wurde. Hier wirkte er bis zu seinem am 7. Juni 1863 erfolgten Tode. Seine Dienstwohnung lag an dem kleinen, rings von Häusern umschlossenen Friedhof, der die alte Pfarrkirche inmitten des enggebauten Städtchens umgiebt. Hart an der Schwelle dieser Wohnung, dem Eintretenden zur Rechten, liegt das Grab des Komponisten mit der vergoldeten Inschrift:

Was er im Lied gelehrt, geahnt im Reich der Töne,
Am Urquell schaut er's nun: das Wahre und das Schöne.

Das Geburtshaus Grubers in Hochburg, ein ärmliches, altes, niedriges Holzhäuschen, der sogenannte „Steinpoint“, ist schon längst durch eine einfache Tafel gekennzeichnet, und am 5. September 1901 wurde ebenfalls in Hochburg noch ein andres Gruber-Denkmal enthüllt: eine am Schulhause angebrachte schwarze Marmorplatte, von weißem, hübsch ornamentiertem Stein umrahmt, mit vergoldeter Inschrift.

Vier Gedenktafeln erinnern somit an den Komponisten, während dem Textdichter kein besonderes Denkmal gewidmet ist und nur die Marmortafel am Arnsdorfer Schulhause auch seiner erwähnt. Dies Arnsdorfer Schulhaus ist noch heute unverändert so wie zu Grubers Zeiten erhalten, und das von ihm jahrelang benutzte Spinett befindet sich jetzt im Museum Carolino-Augusteum zu Salzburg. Dagegen ist das Pfarrhaus zu Oberndorf, in dem Joseph Mohr ehedem wohnte, seither durch einen Anbau etwas verändert worden.

Nach dem Tode seiner Frau vermählte Gruber sich 1825 zum zweitenmal, und nur aus dieser Ehe blüht sein Geschlecht noch heute fort, während der Nachwuchs aus der nach dem Tode seiner zweiten Frau geschlossenen dritten Ehe, ebenso wie der aus der ersten Ehe, völlig erloschen ist. Auch für Gruber bleibt der 24. Dezember 1818 der Höhepunkt seines Lebens. Wie viele Kompositionen er auch sonst noch schuf, — sie sind heute längst vergessen, und auf Gruber wie auf Mohr fällt ein Strahl der Unsterblichkeit nur von ihrem an einem Tage gemeinsam geschaffenen Weihnachtsliede „Stille Nacht, heilige Nacht!“

* * *

Stille Nacht, heilige Nacht!
Alles schläft, einsam wacht
Nur das traute, hochheilige Paar,
Holder Knabe im lockigen Haar,
Schlaf in himmlischer Ruh'.

Stille Nacht, heilige Nacht!
Hirten erst kund gemacht
Durch der Engel Halleluja,
Tönt es laut von fern und nah:
Christ, der Retter, ist da.

Stille Nacht, heilige Nacht!
Gottes Sohn, o wie lacht
Lieb' aus deinem göttlichen Mund,
Da uns schlägt die rettende Stund',
Christ, in deiner Geburt!



Betrug in Kunst und Kunstgewerbe

Von

Ludwig Holthof

Es giebt wohl kein Gebiet, auf dem der Betrug eine so weite Ausdehnung gewonnen hat und trotz aller gegen ihn unternommenen gesetzlichen Eindämmungsversuche so ungescheut, ja man möchte sagen, mit so frecher Stirn sein Wesen treibt und dem Rechtssinn und dem Rechtsgefühl so unverschämt sein Schnippchen schlägt, wie das der Kunst und des Kunstgewerbes. In einschneidender Weise hat sich das wieder einmal in einer gerichtlichen Verhandlung offenbart, die vor einiger Zeit zu Carlisle in England zum Austrag gebracht wurde. Es handelte sich dabei um ein Bild, das der inzwischen im Alter von fast 100 Jahren verstorbene Maler J. Sidney Cooper gemalt haben sollte, von diesem aber entschieden als nicht von ihm herrührend bezeichnet wurde. Der Ausgang des Prozesses war kläglich genug, der Verkäufer, ein Kunsthändler, wurde zu einem an den klagenden Käufer auszuzahlenden Schadenersatz von 480 Mark verurteilt, und die Sache hatte damit ihr Bewenden, denn das Gericht vermochte in dem, was vorgegangen war, obwohl dergleichen in jeder andern Sache unzweifelhaft für betrügerisch erklärt worden wäre, die entscheidenden Merkmale des kriminell strafbaren Betrugs nicht zu finden. An derartige gerichtliche Entscheidungen ist man gewöhnt, und es lag auch darin nicht das Sensationelle des Falles, dieses wurde vielmehr durch eine zur Verlesung gebrachte zeugeneidliche Erklärung des greisen Malers begründet, in der er feststellte, daß ihm nicht weniger als 287 Bilder als angeblich von seiner Hand herrührend unterbreitet worden seien, von denen er nur 31 als echt habe anerkennen können, während 276 Fälschungen gewesen seien und zum Teil seine gefälschte Signatur getragen hätten. Daß bei dem Fortbestehen derartiger Zustände der Ruf und, was nicht minder schlimm, die Erwerbsverhältnisse des Künstlers auf das empfindlichste geschädigt werden müssen, liegt auf der Hand. Das Gesetz kümmert sich darum nicht, die Nachahmung der Unterschrift auf einem Bilde ist in seinen Augen kein Betrug, denn um den Thatbestand eines solchen auszumachen, muß nach der englischen Gesetzgebung das nachgemachte oder gefälschte Kunstwerk mit einem Dokument oder einer Schrift in Verbindung stehen. Es können daher Bilder kopiert und die Kopien in der frechsten Weise mit der gefälschten Unterschrift der Maler versehen werden, ohne daß das mindeste dagegen zu machen ist. Der berühmte Maler Alma Tadema äußerte sich in einer Besprechung des oben erwähnten Falles: „Seit drei oder vier Jahren bin ich Vorsitzender eines Ausschusses, der seinerzeit eingesetzt wurde, um den gesetzlichen Bestimmungen über den Schutz des künstlerischen Urheberrechts eine bessere Fassung zu geben, und es gelang uns auch, einen dahin zielenden Gesetzentwurf durchzubringen, allein das Oberhaus vereitelte den Zweck desselben, indem es die wesentlichsten, das Recht des Künstlers wahrenden Punkte aus ihm strich. Die Herren im Hause der Lords verstanden eben nichts von der Sache, und einer von ihnen, Lord Thring, bekannte sich sogar zu der mindestens befremdlichen Anschauung, die Unterschrift auf einem Bilde sei gar keine Unterschrift, sondern ein integrierender Bestandteil des Bildes selbst. Der Zustand, in dem wir uns befinden, ist geradezu skandalös: der Künstler hat kein Anrecht auf Schutz, ihn läßt man leer ausgehen, aber des Käufers nimmt man sich an.“ Aehnlich äußerte sich bei demselben Anlaß ein Mitglied der Londoner Royal Academy, Mr. J. S. Solomon, der darauf hinwies, daß auf dem Kontinente die Verhältnisse nicht günstiger lägen, und u. a. bemerkte: „Es giebt buchstäblich Tausende von Corots, die dem Corotschen Atelier nie auch nur auf eine Meile nahegekommen sind.“

Für das Deutsche Reich hat sich neuerdings die Sachlage insofern geändert, als die Täuschung, die durch die Fälschung eines Malerzeichens hervorgerufen wird, erfolgreich zur Strafe gebracht werden kann, denn in dem bekannten Lenbach-Prozeß (Strafsache gegen Lapp, Kaufmann und Genossen) hat das Reichsgericht, allerdings entgegen dem Antrag des Reichsanwalts, entschieden, daß die Unterschrift eines Malers, wenn sie zur Bezeichnung seiner Person auf einem Gemälde angebracht werde, als eine Urkunde anzusehen sei, mithin Urkundenfälschung vorliege, wenn ein Bilderhändler auf einem Bilde den Namen eines Malers anbringe, von dem das Bild in Wirklichkeit nicht herrühre. Das Gute, das in dieser Entscheidung liegt, die Möglichkeit, betrügerische Handlungen, die wirklich solche sind, ohne daß die bestehenden gesetzlichen Bestimmungen bisher eine wirksame Handhabe zu ihrer Verfolgung dargeboten hätten, erfolgreich vor das Forum des Strafrichters zu ziehen, wird reichlich wieder aufgewogen durch den in ihr offenbarten Mangel an Logik und die dadurch unvermeidliche Begriffsverwirrung gerade in den denkfähigen Köpfen der Laienwelt. Wird durch die Malerunterschrift auf einem Bilde — so muß jeder vernünftig Denkende sich sagen, — eine Privaturkunde geschaffen, deren Träger das betreffende Bild sein soll, dann ist schwer einzusehen, weshalb nicht auch ein leeres, bloß mit einer Unterschrift versehenes Blatt Papier den Charakter einer Urkunde annehmen könne. Die Sprache des Gesetzes und der Rechtspflege mag sich bis zu einem gewissen Umfange ihre eignen Sprachmünzen prägen, aber dieser Umfang darf niemals so weit gehen, daß dadurch die Gesetze des gesunden Menschenverstandes und der darauf begründete, ein für allemal feststehende Sprachgebrauch verletzt werden. Das aber ist der Fall, wenn dem Ausdruck Urkunde eine andre Bedeutung beigelegt werden soll als die eines Schriftstücks zum Zeugnis und Beweis, d. h. eines Schriftstücks, durch das die Wahrheit einer Sache kundgethan werden soll. Daß dies der unverrückbar feststehende Sprachgebrauch ist und für die Begriffsbestimmung des Ausdrucks Urkunde das Merkmal der schriftlichen Ausfertigung auf Papier oder einem papierähnlichen Stoff unerläßlich ist, kann nicht bestritten werden, und

daran ändert die Thatsache nichts, daß, wenn auch nur in seltenen Fällen, das Wort Urkunde in übertragenem Sinn gebraucht wird, so, wenn fossile Ueberbleibsel aus früheren Erdperioden etwas emphatisch „Urkunden zur Urgeschichte unsers Planeten" genannt werden, oder wenn man mit dem Worte Urkunden die in Erz oder Stein eingegrabenen Ansprachen und Verordnungen gewisser Könige und Machthaber des Altertums belegt.

Daß die Fälschung einer Malersignatur auf einem Bilde ebenso schwer bestraft werden soll wie die Fälschung einer Urkunde, ist gewiß zu billigen, allein wenn dieser Zweck erreicht werden soll, muß ausdrücklich durch eine gesetzliche Bestimmung angeordnet werden, daß beide Kategorien von Fälschungen der gleich schweren gerichtlichen Ahndung zu unterwerfen seien; eine gerichtliche Entscheidung, die an sich verschiedene Arten der Fälschung für identische erklärt und der Malersignatur in logisch nicht haltbarer Weise den Charakter einer Urkunde beilegt, verbessert die bisher so verworrene Sachlage nicht, sondern verschlimmert sie nur wegen der Begriffsverwirrung, die sie in die Laienwelt hineinträgt, was um so bedenklicher ist in einer Zeit, in der gerade das Laienelement mehr als früher zur Rechtsprechung herangezogen und die gewiß begründete Forderung erhoben wird, daß jedermann das Strafgesetz genau kenne. Das Malerzeichen ist ebensowenig eine Urkunde wie der Waldhammerschlag am Baume zum Zeichen des Eigentumsüberganges, die Gedingstufe zur Bezeichnung der Stelle, wo der Bergmann seine Arbeit begonnen hat, und der Stempel an einer Warenlieferung, durch den ein Unparteiischer oder ein Vertreter des Käufers sie für abnehmbar erklärt, Urkunden sind. Wohl aber gehört sie mit den erwähnten Gegenständen, sowie den Merkzeichen, den Hofmarken, dem roten Faden im Tauwerke der englischen Marine, den Zeichen der Forstverwaltung auf zugewiesenen Holzhaufen, den Grenzsteinen, den Warenzeichen, den Schutzmarken, den Kerbhölzern, den Garderobemarken und noch mehreren ähnlichen zu einer Klasse von Gegenständen, die in der österreichischen Zivil-, leider aber nicht auch in der österreichischen Kriminalgesetzgebung, unter dem durchaus zutreffenden Sammelnamen von „Auskunftssachen" zusammengefaßt werden. Sie haben das miteinander gemein, daß sie zur Wahrung der publica fides, d. h. zur Aufrechthaltung von Treu und Glauben unter staatlicher Autorität gleich den Urkunden eines besonderen rechtlichen Schutzes gegen Fälschung bedürfen.

An der ganzen großen Verwirrung, die auf diesem Gebiete herrscht und durch eine Reihe von namhaften Rechtslehrern aufrecht erhalten wird, ist ein verhängnisvoller Irrtum schuld, der sich in der gleichen Weise in fast alle modernen Gesetzgebungen eingeschlichen hat: der, daß in den Gesetzbüchern Betrug und Fälschung als gesonderte, einander koordinierte Vergehen behandelt werden, anstatt daß das eine dem andern untergeordnet wäre, d. h. daß Betrug und Fälschung nicht besondere Paragraphen des Strafgesetzbuches ausmachten, sondern der Betrug in ihm als großes, weitumfassendes Kapitel erschiene, dem die Fälschung als einer seiner vielen Paragraphen eingereiht wäre.

Es giebt wohl kaum etwas, worüber im Sprachgebrauch und im Volksbewußtsein so wenig Unklarheit herrschte, wie die Begriffsbestimmung des Betrugs. Wir brauchen nicht erst Nachschlagebücher und andre wissenschaftliche Werke zu Rate zu ziehen, oder uns von der Gerichtspraxis belehren zu lassen, um zu wissen, daß Betrug das ist, wofür er immer erklärt worden ist: die arglistige Täuschung zum Zwecke der Schädigung. Daß die Fälschung nur eine besondere Art oder Unterart dieser auf Schädigung gerichteten Täuschung ist, liegt auf der Hand. Läßt es sich nun auch verstehen, daß im Interesse der Rechtsordnung und des Allgemeinwohls auf die Verfolgung bestimmter Betrugsarten wie etwa der Urkunden- und Auskunftssachenfälschung ein besonderer Nachdruck gelegt wird, so wird damit doch nicht das gerechtfertigt, was wir als herrschende Praxis der Kriminalgesetzgebung finden, die Aufstellung eines besonderen, selbständigen Reats der Fälschung gegenüber dem des Betrugs.

Es ist ein entschiedenes Verdienst des früher als Professor des Strafrechts an der Universität Czernowitz thätigen und jetzt in gleicher Eigenschaft an der deutschen Universität in Prag wirkenden österreichischen Kriminalisten Dr. Hanns Groß, in einem besonderen Werkchen („Der Raritätenbetrug", Berlin, J. Guttentag) diese Mängel der Gesetzgebung und Gerichtspraxis zur Untersuchung gezogen und in ihrem Wesen klargelegt zu haben. Wenn er sich dabei nicht auf das Gebiet der Kunst und des Kunstgewerbes beschränkt, sondern auch das der Altertümer und ethnographischen Merkwürdigkeiten in den Bereich seiner Erörterungen zieht, hat das seinen natürlichen Grund darin, daß diese verschiedenen Gebiete nicht streng gegeneinander abgegrenzt sind und vielfach ineinander überfließen. Immerhin ist auch dem Verfasser das wichtigste Feld das der Bilderfälschung, von dem er mit Recht hervorhebt, daß auf ihm jährlich um Millionen betrogen werde, und daß es, davon abgesehen, auf allgemeine Bildung, auf Kunstgeschichte und Kulturforschung am wichtigsten eingreife. Was die Mittel zur Bekämpfung der vorhandenen Mißstände anlangt, so verkennt er die Schwierigkeiten nicht, die mit der Einführung neuer gesetzlicher Bestimmungen verbunden sind, schon wegen Erhaltung des gleichmäßigen und sicheren Ganges der Rechtspflege; er glaubt, daß eher vielleicht zu besseren Zuständen zu gelangen sei, wenn die Juristen es sich angelegen sein ließen, ihre Kenntnisse in betreff dessen zu erweitern, was auf dem Felde des Bilder- und Antiquitätenhandels an betrügerischen Manipulationen geleistet wird, und macht ihrer Unkenntnis in diesen Dingen geradezu den Vorwurf, daß sie den Betrug wie beim Pferdehandel, so auch beim Handel mit Bildern, Altertümern und Merkwürdigkeiten förmlich großziehen. Da sein Buch zu großem Teil den Zweck verfolgt, alles das klarzulegen, was beim Kuriositätenhandel an Schlichen, Pfiffen und Kniffen aufgeboten wird, um Handlungen, die schlechthin betrügerische sind, als harmlose und erlaubte erscheinen zu lassen, so gestaltet sich die Lektüre auch für den Nichtfachmann zu einer außerordentlich anregenden und fesselnden, und das um so mehr, als die zur Beweisführung angezogenen Vorgänge die Probe auf ihre Stichhaltigkeit sämtlich unter dem kritischen Auge eines sachverständigen Juristen bestanden haben. Nur wenige Beispiele aus dem überreichen Material.

Daß Fälschungen wieder gefälscht werden (Iterativfälschungen) und die Fälscherkünste so weit gediehen sind, daß ihnen selbst die gewiegtesten und



Feindlich

Nach einer Zeichnung



e Mächte
von John Charlton

gelehrtesten Sachkenner zum Opfer fallen, das gehört zu den Thatsachen, die so allgemein bekannt und so oft erzählt worden sind, daß sie nicht wiederholt zu werden brauchen. Immerhin sei daran erinnert, daß der große Geigenkünstler Paganini einmal hinsichtlich seiner berühmten Guarnerigeige, angeblich der besten Geige der Welt, die, vom Künstler seiner Vaterstadt Genua vermacht, unter Glas und Rahmen aufbewahrt wird, getäuscht wurde; er hatte das Instrument dem bekannten belgischen Geigenmacher Vuillaume zur Reparatur übergeben, und dieser lieferte ihm statt des echten einige Zeit nachher ein nachgemachtes zurück, ohne daß der große Künstler, auch nachdem er mehrfach auf der gefälschten Geige gespielt hatte, den, allerdings nicht ernst gemeinten, Betrug gemerkt hätte. Das Geschichtchen sei nur angeführt, um zu beweisen, wie weit Fälschungen selbst auf einem Gebiete möglich sind, von dem man behauptet hat, daß es diesen betrügerischen Manipulationen kaum zugänglich sei. Das Gegenteil freilich ist der Fall, wie sich das schon aus der Unzahl der angeblichen Arbeiten von Stradivari, Guarneri, Amati und Stainer ergiebt, die fort und fort in den musikalischen Zeitschriften von Händlern oft um riesige, oft aber auch um recht bescheidene Preise angeboten werden. Echte Geigen der genannten Meister sind allerdings nicht unter 12—16000 Mark zu haben, allein echte derartige Instrumente dürften sich auch kaum in Händlerhänden befinden. Das hat sich eklatant auf der internationalen Ausstellung musikalischer Instrumente 1872 in London gezeigt, auf der alles in allem von den alten italienischen Meistern 22 Geigen, 7 Violas, 7 Violoncelle und 5 Kontrabässe zu sehen waren. Von den Tausenden, die sich im Besitz von Händlern befinden sollen, war nicht ein einziges auf die Ausstellung gelangt, und doch hätte gerade den Händlern daran gelegen sein müssen, hier mit ihren angeblich echten Instrumenten hervorzutreten, einesteils, um sie bei den sammelwütigen Engländern zu hohen Preisen anzubringen, und andernteils, um sich, wozu gerade auf der Ausstellung die beste Gelegenheit geboten gewesen wäre, von Kennern ihre Echtheit bestätigen zu lassen.

Seine höchste Blüte treibt das Fälscherunwesen auf dem Felde der Bilderherstellung. Es ist ebenso erstaunlich wie bedauerlich, welche Unsumme von Talent, Handgeschick und eisernem Fleiß hier in den Dienst einer schlechten Sache gestellt wird. Soll eine Kopie nach einem guten Meister angefertigt werden, so sind dazu schon geschickte Künstlerhände erforderlich, es muß aber auch echte Leinwand aus der entsprechenden Zeit beschafft werden, die Nägel sind künstlich mit Rost zu versehen, und es bedarf verschiedener umständlicher Verfahren, um das Gemälde als alt und seinen Firnis als von Rissen und Sprüngen durchzogen erscheinen zu lassen. Handelt es sich freilich nicht um „eine große Sache“, sondern nur um etwas „Beiläufiges“, dann braucht man nicht so viele Umstände zu machen. Ein altes Bild wird einfach rasch kopiert und die Kopie dann in den Backofen gesteckt, wo sie braun, rissig und trocken wird. Bei der besseren Sorte von Arbeit wird die Leinwand, gewöhnlich alte, grobe Bauernleinwand, um ihr das richtige Ansehen zu geben, in einem starken Tabakabsud mit etwas Leim längere oder kürzere Zeit gekocht. Die Seite, die später als Rückseite dienen soll, erhält eine feine Bestäubung von zerstoßenem Harz, auf der mit der Hand gewöhnlicher Zimmerstaub oder besser noch solcher, der von Kornböden stammt, gut verrieben wird. Auf der Vorderseite wird sorgsam die Kopie nach einem guten Meister ausgeführt, der mit einer Mischung von Lakritzensaft, Milch, feiner Asche und etwas Ruß der „alte, warme, goldige Ton der alten Meister“ verliehen wird. Für den unbedingt erforderlichen Schmutz sorgt eine mit Sepia und Tusche versetzte Gummilösung, die mit einer Bürste über das Ganze gespritzt wird.

Das sind indes verhältnismäßig noch harmlose Gaunerstreiche, mit denen arme, hungernde und frierende Kunstjünger ihr leck gewordenes Lebensschiffchen über Wasser zu halten suchen. Raffinierter gehen schon die Kunsthändler vor, die ja in der Regel auch den Löwenanteil an der Beute davontragen und für die die Künstler lediglich die Handlanger zu spielen gezwungen sind. Nur ein einziges Geschichtchen dieser Art. Ein Liebhaber findet in einem Laden ein wirklich gutes Bild, das um nicht zu teuren Preis zu haben ist. Die sorgsamste Prüfung ergiebt Echtheit und großen Wert des Bildes, es wird gekauft und Nachsendung vereinbart. Entweder kommt der Käufer selbst auf den Gedanken, die Identität des Bildes zu sichern, oder es bringt ihn der Verkäufer darauf — kurz, der Käufer schreibt mit Rotstift auf die Rückseite des Bildes seinen Namen, drückt etwa sein Petschaft auf und bringt noch ein geheimes Erkennungszeichen an, zahlt und reist beruhigt ab. Das Bild kommt an, Unterschrift, Siegel und das geheime Zeichen sind vorhanden und echt, das Bild aber ist eine mehr oder weniger wertlose Kopie. Die Sache war nämlich so, daß auf demselben Blindrahmen zuerst die Kopie und darüber das Original aufgespannt war. Der Käufer hat also vorn das Original gesehen und geprüft, seine Zeichen aber auf der Kopie angebracht, und der Verkäufer hatte bloß die kleine Mühe, nach Abgang des Käufers das Original herabzunehmen — um das Experiment beliebig zu wiederholen.

Leider lassen zuweilen auch Künstler sich Dinge zu schulden kommen, die nicht zu verantworten sind. Das bewies u. a. ein Prozeß, der im Jahre 1888 vor dem Schwurgericht in Brügge verhandelt und in dem dargethan wurde, daß der bekannte Maler van Beers mehrere gute Maler (darunter Paul De Witt und Eismann-Semenowsky) im Solde hatte, die Kopien seiner Bilder oder auch Originalarbeiten anfertigten; van Beers retouchierte dann die Gemälde ein wenig, versah sie mit seinem Namen und verkaufte sie als seine Originalerzeugnisse. Gefielen ihm Bilder gar nicht, so ließ er seinen Namen durch jemand anders daraufsetzen, um sie später erforderlichenfalls als unecht erklären zu können. Das nannte er „falsche van Beers fabrizieren“.

Wahre Orgien feiert das Fälscherhandwerk auf dem Felde des Kunstgewerbes, namentlich soweit dabei die Erzeugnisse vergangener Zeiten und fremder Länder in Betracht kommen, die sogenannten Antiquitäten und Kuriositäten. Das Fälschen, d. h. die auf Schädigung ausgehende arglistige Täuschung, wird hier als etwas so Selbstverständliches, gleichsam durch das Herkommen Berechtigtes angesehen, daß sein rechtswidriger Charakter mehr und mehr sogar dem Volksbewußtsein schwindet. Wenigstens vermeidet man es fast allgemein, für die widerrechtlichen Handlungen das ominöse Wort „Betrug“ zu gebrauchen, und läßt die dafür

erfundenen mildernden Ausdrücke gelten, von denen das Wort „Trucage“ oder „Truquage“ gewissermaßen zu einem technischen Ausdruck geworden ist. „Es ist charakteristisch,“ sagt Groß, „daß das Volk stets bereit ist, eine Lässigkeit der Gesetzgebung oder Rechtsprechung aufzugreifen und dort, wo offensichtig strafbare Vorgänge nicht energisch behandelt wurden, einen Namen zu erfinden, der das Nichtstrafbare der Sache festnagelt — die Ausdrücke des Strafgesetzes vermeidet man gern und empfindet, daß ein Vorgang nicht mehr unter dieses fällt, wenn er einen milderen Namen bekommen hat. Diese Thatsache, für die in psychologisch interessanter Weise die Gaunersprache unzählige Beweise liefert, hat sich namentlich beim Betruge und zwar wieder bei jenen Teilen des Betrugs geltend gemacht, in denen von seiten der Rechtsprechung nachsichtig vorgegangen wird. Erfunden haben stets die Franzosen das betreffende Wort — in der Sprache der Diplomaten; beim Spiel betrügen heißt corriger le hasard, beim Pferdehandel betrügen nennen sie enrosser, beim Reedern betrügen baratter, und beim Raritätenhandel betrügen heißt faire un truquage. Dieses Wort hat sich im Händler- und Sammlerjargon längst eingebürgert, und nennt der Richter den unverschämtesten Raritätenschwindel nicht Betrug, so brauchen es die Beteiligten auch nicht zu thun und reden stets nur von einer ‚famosen Truquage‘“.

Gewiß, „die deutsch Sprak ist ein arm Sprak, ein plump Sprak“, das hat Leutnant Riccaut schon gesagt, sie läßt sich nicht wenden und drehen und stellt uns nicht, wo es sich um eine garstige Sache handelt, eine Reihe abschwächender und beschönigender Ausdrücke zur Verfügung. Dafür aber ist sie eine ehrliche Sprache, und es wäre nur zu wünschen, daß sie von unsern Richtern ebenso resolut angewendet würde wie von dem Fräulein von Barnhelm. Geben wir der „Truquage“ stets und überall den ihr einzig gebührenden deutschen Namen, und gewöhnen unsre Richter sich daran, sie unter diesem auf ihre wahre Natur zu prüfen, dann werden wir vielleicht am ehesten dazu gelangen, dem Betrug in Kunst und Kunstgewerbe die notwendige eindämmende Schranke entgegenzusetzen.

Der Javaner

Von

Georg Freiherrn von Ompteda

Vergebens suchte ich nach einem Platz; alle Tische waren besetzt. Schließlich schlug mir der Geschäftsführer vor, mich an einen Tisch zu setzen, an dem sich bereits ein Herr befand. Ich trat heran: „Gestatten Sie?“

Der andre antwortete kaum und aß weiter.

Ich studierte die Speisekarte, bestellte mir mein Essen und eine halbe Flasche Cantenac. Nun erst sah ich mein Gegenüber an. Es war ein Herr von einigen vierzig Jahren, dessen Gesicht mir im Grunde genommen nichts verriet. Das Haar auf dem Scheitel war etwas dünn. Ich könnte nicht angeben, worin es lag, aber ich hatte den Eindruck, es sei kein Deutscher.

Wir saßen schweigend einander gegenüber; er hatte auch kaum begonnen zu essen. Schließlich kamen wir beim Käse an, den wir beide noch nicht bestellt hatten. Der Herr zögerte, und da es zu lange dauerte, sagte ich zum Kellner: „Für mich, bitte, Chester!“

Der andre schien sich zu freuen, der Wahl enthoben zu sein, und sagte: „Mir auch.“

Ich hatte auf seine Aussprache geachtet, aber sie hatte nichts Fremdes.

Wir blickten uns an, die wir uns das ganze Mittagsmahl schon schweigend angesehen, und schließlich kam mir dieses gemeinsame Bestellen und einander stumm Gegenübersitzen so eigentümlich vor, daß ich mich halb erhob und ihm meinen Namen nannte. Der andre schien das wie eine Erlösung zu empfinden, lachte über das ganze Gesicht, zeigte unter dem Schnurrbart prachtvolle weiße Zähne und nannte einen Namen, den ich nicht verstand. Nun war das Eis gebrochen, und wir einigten uns dahin, daß es doch eigentlich lächerlich sei, sich eine Stunde gegenüber zu sitzen, ohne ein Wort zu tauschen. Wir redeten über dieses und jenes, über das Lokal, über das Essen, und schließlich sagte ich, da mir Herr Jürgens — ich will ihn so nennen — immer besser gefiel: „Denken Sie, ich habe geglaubt, Sie wären Ausländer.“

„Warum?“

„Ja, das kann ich Ihnen nicht sagen. Ich hatte so das Gefühl, als wäre irgend etwas Fremdländisches an Ihnen.“

Herr Jürgens sann einen Augenblick nach, dann meinte er: „Na Gott, so ganz unbegreiflich wäre das am Ende nicht; denn ich lebe seit fast zwanzig Jahren im Ausland.“

„So?“

„Ja, ich bin auch seit fast zwanzig Jahren nicht wieder in Deutschland gewesen.“

„Ach!“

„Ich bin nämlich in Java angesessen.“

„Sie sind ganz dort?“

„Ja, sozusagen. Ursprünglich war ich Kaufmann in Bremen. Meine Mutter war Holländerin, dadurch hatte ich in Java Verbindungen. Ich kam hin und habe mich jetzt dort ganz niedergelassen.

„So, Sie wollen nicht nach Deutschland zurückkehren?“

„Nein. Das auf keinen Fall! Ich fühle mich drüben sehr glücklich.“

„Ah so. Sie haben sich nur wieder einmal die Heimat ansehen wollen?“

„Auch, aber das nicht allein. Ich hatte meine besondere Absicht ...“

Wir hatten uns bald so gut verständigt, waren über allerlei menschliche und politische Fragen dermaßen gleicher Ansicht gewesen, daß er wohl Zutrauen zu mir gefaßt hatte. Kurzum, er setzte mir auseinander, was ihn eigentlich nach Deutschland getrieben. Zuerst redete er etwas darum herum, dann aber begann er zu lachen und meinte:

„Ich sehe gar nicht ein, weshalb ich's nicht sagen sollte. Also offen gestanden, ich wollte mir nämlich in Deutschland eine Frau holen. Leider habe ich sie nicht gefunden, und Donnerstag fahre ich mit dem Lloyd-Dampfer wieder fort. Dann, denke ich wohl, werde ich meine Heimat nicht wiedersehen."

Ich sagte in demselben humoristischen Ton, den er angeschlagen: „Aber die Auswahl bei uns wäre doch groß genug."

„Na, es wird wohl an mir liegen. Sehen Sie, ich hatte mir so meinen eignen Plan gemacht. Na, da muß ich nun allerdings ganz offen sein. Bei uns dort drüben wüßte ich nämlich schon jemand, den ich heiraten könnte, aber sie hat einen Fehler, die Farbe ist nämlich etwas anders wie bei uns beiden; keine Negerin, bewahre, die giebt's dort nicht, aber eine Eingeborene, eine Prinzessin sogar. Haben Sie keine Angst, ich werde kein Prinzgemahl, dort ist es mit dem Thron nicht so. Aber sie will mich, das weiß ich. Wir haben einen ganz eigentümlichen Bund miteinander gemacht, so verrückt, daß Sie es gar nicht glauben werden. Wir sind übereingekommen, ich sollte in die Heimat zurückkehren, um mir mal wieder die Frauen und Mädchen bei uns anzusehen; fände ich, was ich suchte, brächte ich sie gleich mit, fände ich es nicht, käme ich allein zurück, und dann würde ich Prinzgemahl. Das heißt, sie wird mehr Prinzessingemahlin. Ist das nicht ein eigentümlicher Pakt?"

Er blickte mich lachend an, und ich sagte, um eine Antwort zu geben: „Na, die Frauen sind so schlau, sie wird wohl ihrer Sache sicher sein."

Er zuckte die Achseln.

„Sehen Sie mal, mit einer Eingeborenen ist es immer so 'ne Sache. Ich würde mich mit meiner Prinzessin auch nicht viel unterhalten, denn sie redet absolut nichts. Sie ist von einer einheimischen großen Familie und in gewisser Beziehung einflußreich, wenn das auch mit den Prinzen nicht so zu nehmen ist, etwa wie bei uns. Denn dort unten ist das nicht viel anders, wie z. B. mit den Prinzen im Kaukasus, wo jeder dritte Mensch Fürst ist, auch wenn er nur ein einsames Haus im Gebirge hat. Also kurz, ich hatte das Gefühl: ehe du dich hier festlegst, wirst du dir doch erst mal die Mädchen zu Haus ansehen, ob sie wirklich so viel anders sind. Ob die Herrlichkeit so groß ist? Na, ich habe in den zwanzig Jahren in Java mich so stellen können, daß die, die ich mitbrächte, wirklich nichts zu haben brauchte als ein Hemd, eine Reisetasche und eine Zahnbürste, — alles andre kaufe ich.

„Also ich schiffte mich ein, um verschiedene Geschäftsfreunde und halb verschollene Verwandte zu besuchen, bei denen ich doch am Ende hier und da ein Mädchen zu sehen bekommen hätte. Na, und hätte ich dann was gefunden, was konvenierte, hätte ich sie gleich verstaut und verzollt, und wir wären einig geworden.

„Aber auf ewig gleich nach Java gehen, das man nicht kennt, das ist für die meisten Menschen so 'ne Sache, und sehen Sie mal, daran haperte es. Ich habe hier und da den Boden sondiert, wie man darüber dächte. Na, und da merkte ich, daß die meisten doch Bedenken trugen. Es hieß: ja, wenn's nicht so weit weg wäre! Am Ende würde sie von den wilden Tieren gefressen. Na, und ich bin doch auch nicht gefressen worden. Oder sie könnte die Malaria kriegen, und ich sage Ihnen, meine Besitzung ist der reine Kurort an Gesundheit.

„Vor allen Dingen, sagte mir ein Jugendfreund unumwunden, viele Eltern dächten, sie hätten doch gar keine Gewähr für meinen Charakter. Am Ende hinge dort in Java der Bambus gleich an der Wand. Kurz, ich merkte schon, schwer werde die Geschichte werden. Na, und dann habe ich ja keine großen äußeren Reize und sah etwas exotisch aus. Nicht auf der Höhe, wie man in der Heimat sein muß. Dem half ich zwar bald beim Schneider und im Herrenladen ab, aber etwas andres fing an, mich zu stören. Ich merkte nämlich sehr bald, sie witterten die goldenen Kaffeebohnen. Wissen Sie, dann ist's bei mir gleich aus, das schreckt mich zu sehr ab. Ein paar Mädel gefielen mir ja ganz gut, und ich hätte am Ende der Sache näher treten können, aber es ist eben eine verdammte Sache, ich merkte das Entgegenkommen, und das ist ja gerade das Gräßliche. Ich, der ich früher keinen roten Heller hatte, bin in dem Punkte jetzt schauderhaft empfindlich geworden. Sobald ich eine Anspielung auf Geld nur ahne, ist's sofort aus.

„Es gab eine einzige Ausnahme, die hätte ich sofort verstaut und verzollt, aber da passierte mir denn das Pech, ein niederträchtiges Pech, daß ich einen Korb kriegte. Ich sage Ihnen, das ist ein scheußliches Gefühl, so 'n moralischer Kurssturz. Man kommt sich so vor, als ob keiner mehr einem Kredit gewähren würde. Ich stand da wie ein dummer Junge. Na, und nun muß ich schon allein zurück, und jetzt bin ich meiner Prinzessin verfallen."

Er schlürfte seinen Mokka und blies den Rauch seiner Zigarre vor sich hin, er schien nachzudenken. Ich wußte nicht, hatte ihn der Korb bloß so gekränkt oder saß es wirklich tiefer? Ich wußte auch eigentlich nicht, was ich ihm antworten sollte; ich konnte ihm doch nicht viel andres sagen als: Glückliche Reise, und amüsieren Sie sich gut mit Ihrer Prinzessin! Aber er begann mir immer mehr und mehr das Herz auszuschütten; es war, als fühlte er das Bedürfnis, vor seiner Abreise, nun, wo die ganze Sache doch keinen Hintergrund mehr hatte, sich zu erleichtern. Und er begann mir die ganze Geschichte seines Korbes anzuvertrauen:

„Ich hatte zuerst nur die Geschäftsfreunde aufgesucht, es geschah ganz unwillkürlich, denn die meinte ich besser zu kennen. Wenn man jahrelang mit jemand korrespondiert hat, und sei es auch nur geschäftlich, so meint man unwillkürlich, man kennt den Menschen. Wie ich sie nun der Reihe nach durch hatte, erinnerte ich mich meiner Verwandten. Sie müssen nämlich wissen, ich hege gegen meine Verwandten väterlicherseits einen gewissen Groll. Sie waren nicht einverstanden, daß ich Kaufmann wurde, ich sollte Offizier werden, Jurist oder Pastor oder Landwirt, ich weiß eigentlich nicht mehr, wofür sich die liebe Familie entschieden hatte. Jedenfalls war der Spektakel groß, als ich Kaufmann wurde. Denn erstens hatte ich nicht um Rat gefragt, und zweitens hatten sie die Idee, mein Kaufmannwerden wäre so eine Art Heringsbändigerei. Genug, zu den Verwandten ging ich zuletzt, sozusagen als Notbehelf.

„Ich wollte in meiner Verzweiflung, weil ich kein passendes Material für eine javanische Frau gefunden hatte, noch ein paar Cousinchen beschnuppern. Da lebt denn in Berlin ein Geheimrat meines Namens mit zwei Töchtern, den erkor ich als erstes



Heilige Nacht

Originalzeichnung von Hans Meyer

Opfer. Ich machte mich auf keinen sehr liebenswürdigen Empfang gefaßt, denn er wie sein Vater waren die Hauptmatadore gewesen, die mir einen standesgemäßen Lebensberuf hatten verschaffen wollen. Wer beschreibt nun mein Erstaunen, als ich nicht bloß liebenswürdig, sondern, ich möchte beinahe sagen, herzlich empfangen wurde. Es war ihnen zu Ohren gekommen, daß der Vetter sich da unten auf der elenden Insel nicht bloß einen kaufmännischen Namen gemacht, sondern sogar eine größere Bibliothek von Tausendmarkscheinen erworben, und wie ich später erfuhr, hatte den Ausschlag gegeben, daß der niederländische Gesandte sozusagen mir zu Ehren ein Diner veranstaltet hatte. Genug, Geheimrats waren die Liebenswürdigkeit selbst. Nicht so die beiden Töchter, oder vielmehr die eine, denn die andre war Oel und Schmalz, Butter und Honig. Die glatte, die ölige, die fettige, die süße, heißt Kitty; ihre Schwester aber Sophie, und Sophie erschien mir die ersten Tage eigentlich als ziemlich ekliges Subjekt.

„Mit dem Aeußern kann ich Sie wohl verschonen. Hübsch ist sie nicht, aber gesund und gut gewachsen. Was mir aber gefiel, war ihr Charakter, das andre fressen ja doch die Würmer. Und nicht ihr Charakter bloß, sondern ihre Leistungsfähigkeit, ihre Energie. Es steckte Nerv in dem Mädel, oder vielmehr es steckt, denn sonst würde sie doch nicht so widerhaarig sein. Die hat mir nämlich den Korb gegeben ... Sie sehen, ich bin ein schlechter Erzähler, ich nehme die Pointe vorweg. Aber wissen Sie, ich kann meine Geschichte nicht aufbauen, dazu bin ich noch viel zu wütend, ich muß gleich damit 'raus, daß sie mich niederträchtig behandelt hat.

„Also von Anfang an benahm sich diese liebe Sophie anders als die übrige Familie. Sie machte um mich gar keinen Klimbim. Der Vetter aus Java imponierte ihr gar nicht, mein Gott, was war denn dabei! Und sie schien zu denken, in Berlin ist es schöner. Sie war überhaupt die richtige Berliner Pflanze. Berlin vorn und Berlin hinten, und alles andre giebt's nicht.

„Da war natürlich der Punkt zum Anhaken sofort gegeben; denn wenn ich aus Java komme, werde ich den Leuten doch nicht von Berlin erzählen. Im übrigen, wissen Sie, Berlin ist ja eine großartige Stadt, vor allem was Fleiß und Arbeit anbetrifft, und entwickelt hat sich's, das ist ganz erstaunlich. Aber am Ende für jemand wie ich, der ich London, Paris, New York kenne, ist es nicht so, daß man gleich in die Kniee sinken muß. Na, und das habe ich ihr sofort gesagt, und sie wurde gleich eklig. Es war überhaupt ein lieber Ton zwischen uns. Wie's so ist, wenn man sich so 'reinredet, eine Uebertreibung gab die andre, und schließlich sprach ich von Berlin nur noch mit dem Ausdrucke ‚Kuhdorf'. Und sie meinte, der Kaffee aus unsern afrikanischen Kolonien wäre tausendmal besser als der aus Java. Damit wollte sie mich tödlich treffen und machte ein ganz wütendes Gesicht, als ich so nebenbei sagte, ich persönlich hätte mit Kaffee gar nichts zu thun. Nun wurden alle andern Produkte schlecht gemacht, die, wie sie sich einbildete, durchaus auf Java wachsen sollten. Vor allen Dingen hatte sie's, ich weiß nicht warum, auf den Zimmet abgesehen. Im Vertrauen, ich habe mich nie für Zimmet interessiert.

„Wenn wir beide zusammenkamen, ging der Streit schon los. Unausgesetzt regnete es maliziöse Bemerkungen über die Holländer, über niederträchtiges Tropenklima, und wenn ich irgend etwas sagte, konnte ich bestimmt wissen, daß sie das Gegenteil behaupten würde. Nun werden Sie sich wundern, wie ich auf den Katergedanken gekommen bin, mich für eine so liebenswürdige junge Dame zu interessieren. Aber wissen Sie, ihre Vorzüge lagen ganz wo anders. Ich habe nämlich das Mädchen beobachtet, beobachtet von früh bis abends, bei allen Gelegenheiten — übrigens auch ein Streitpunkt zwischen uns —, denn das ärgerte sie so, daß sie zuletzt behauptete, ich wäre Spion in holländischen Diensten. Und das, was ich fortwährend an ihr sah, das hat mir die Augen geöffnet und das Herz dazu.

„Der Geheimrat war der richtige Bureaumensch, zwar ohne Brille und durchaus nicht zerstreut, aber ein Mann, der eigentlich für alles andre, was nicht seine Thätigkeit im Ministerium anging, kein Interesse hatte. Er hätte Interesse gewonnen, wäre er von seiner Familie richtig behandelt worden. Aber die Geheimrätin, eine im Grunde brave Frau, war nur von dem einen Gedanken beherrscht: wie verheirate ich meine Töchter? Diese unselige Idee hatte gewissermaßen ihren Verstand gelähmt. Wenn sie erwachte, überlegte sie sich: ist es für die Ehezukunft meiner Kinder besser, wenn wir Thee trinken oder Kaffee? Wenn sie schlafen ging, beschäftigte sie die Frage: verheiraten sich meine Töchter leichter, wenn sie früh zu Bett gehen oder spät? Kleidung, Essen, Ausgehen, Wetter, Beleuchtung, Wärme oder Kälte, alles wurde nur unter diesem Gesichtswinkel in Betracht gezogen. Man merkte der unglücklichen Frau gegen ihren Willen an, wie sie davon ganz in Anspruch genommen war. Sie hatte eine Manier, jedem Menschen die Vorzüge ihrer Töchter unter die Nase zu reiben. Sie war rührend darin auf der einen Seite, indem sie selbst immer zurücktrat, nur daß ihre Kinder im Vordergrund stehen möchten, war aber andrerseits dadurch ganz unerträglich.

„Ich hatte bald heraus, daß das der geschmeidigen Kitty sehr wohl gefiel. Sie ging auf alles ein, was die Mutter nur wollte. Wenn die Mama das Signal gab zum Verhimmeln, so verhimmelte sie; kamen sie mit jemand zusammen, der ihnen in Bezug auf die Ehe keinen Vorteil gebracht hätte, so schnitten sie ihn beide, und allmählich war Kitty auf diese Weise ein Abklatsch der Mutter geworden. Mit Sophie war es das vollkommene Gegenteil. Die hatte sich ihre Selbständigkeit bewahrt, ja sie war völlig zur Opposition gelangt, und sobald sie nur witterte, die Mutter könnte jemand für sie in Aussicht haben, es könnte einer auf die Idee kommen, sich für sie zu interessieren, wurde sie bockbeinig und abweisend, ja einfach ungezogen, als wäre sie bestrebt, alles zu thun, um den Menschen abzuschrecken. Daher bei mir der Empfang. Der gute Geheimrat schien von all dem gar nichts zu merken. So gab es eigentlich in der Familie zwei Strömungen, eine für die Ehe und eine dagegen. Die Geheimrätin und Kitty dafür, der Geheimrat, von ihnen ins Schlepptau genommen, gleichfalls, Sophie aber dagegen.

„Als ich mit der Familie etwas vertrauter wurde, kam ich mehr und mehr dahinter. Sie nahmen sich, wie es so kommt, vor mir weniger in acht, und ich ward Zeuge mancher liebenswürdigen Familienscene, wenn Sophie ihren Kopf aufsteckt, und, da sie ein Entgegenkommen gegen mich bemerkt, alles that, um mir die Familie und den Aufenthalt zu verleiden. Aber denken Sie, das

schreckte mich nicht ab; ich blieb, blieb wochenlang, viel länger, als ich mir vorgenommen hatte, hier zu verweilen. Und ich kann Ihnen sagen, je länger ich blieb, desto mehr fühlte ich mich zu dem Mädchen hingezogen.

„Ich traf die Familie bei allen ihren Bekannten, denen ich einen Besuch gemacht; wir unternahmen gemeinsame Spaziergänge im Tiergarten; wenn die Geheimrätin Besorgungen zu machen hatte mit ihren Töchtern, nahm sie mich mit. Wir besuchten gemeinsam das Theater; ich verbrachte fast jeden freien Abend bei ihnen, und dann lud ich sie in mein Hotel zu Tisch ein, und hierauf abends in den Cirkus.

„Und denken Sie mal so etwas Kindisches, den Tag erschien Sophie nicht, und als ich ihr am nächsten Abend mein Bedauern aussprach, sagte sie mit dem Gesicht, das ich nun schon an ihr kannte, einem Gesicht, sage ich Ihnen, daß ich ihr am liebsten entweder eine Ohrfeige gegeben hätte oder, ja wahrhaftig, einen Kuß: ‚Das kann ich mir selbst leisten! Dazu brauche ich keinen Pflanzer.‘

„Das ist bloß eine Probe dafür, wie sie sich benahm und welcher Ton zwischen uns herrschte. Ich könnte Ihnen hundert andre Beispiele aufzählen.

„Aber in meinen Beziehungen zu der Familie änderte sich etwas. Kitty, die speckige, aalglatte Kitty, wurde plötzlich etwas widerborstig, wie ein Naturschnitzel, das man im geriebenen Brot herumwälzt zum Panieren. Sie merkte nämlich offenbar, daß sie keine Aussicht hätte, und ich weiß nicht, ob sie mit der Mutter gesprochen hatte oder ob diese das selbst ahnte, genug, die Geheimrätin fing plötzlich ganz merkwürdige Redensarten an; es war offenbar ein neuer Feldzugsplan aufgestellt worden. Sie ließ die liebe Kitty vollkommen fallen, und wenn die mir bisher als erstrebenswertes Mädchen hingestellt worden war und Sophies Niederträchtigkeit nur achselzuckend aufgenommen wurde, so begann die Mutter es so darzustellen, als läge im Benehmen der jüngeren Tochter eine Art Ausdruck herber Jungfräulichkeit, sozusagen ein Wehren gegen die bösen Angriffe des Mannes.

„Da geschah eine zweite Aenderung, eine Aenderung, die ich gar nicht für möglich gehalten hätte. Sophie stellte ihre Feindseligkeiten ein; sie wurde nicht gerade weich und hingebend, aber ich konnte doch vernünftig mit ihr sprechen. Wir redeten über alle möglichen Dinge, und ich begann allmählich etwas mehr in dieser verschlossenen Seele zu lesen. Ich muß Ihnen nämlich sagen, daß bisher eine ordentliche Aussprache gar nicht möglich gewesen war. Die ist doch ausgeschlossen, wenn jemand grundsätzlich das Gegenteil behauptet. Sophie fing jetzt an, ab und zu sogar derselben Ansicht zu sein wie ich, ja, es kam sogar so weit, daß wir entdeckten, wie wir eine Stunde lang — ich möchte es so ausdrücken — geistig an demselben Strang gezogen. Sie war dann fast erschrocken darüber und bemühte sich ein paarmal, schnell das gute Einvernehmen wieder zu zerstören, indem sie mir plötzlich irgend eine Grobheit an den Kopf warf. Aber das war doch eigentlich nicht mehr als das letzte Aufflackern eines Widerstandes, und bald mochte sie einsehen, daß es keinen Zweck hatte, ja, daß doch eigentlich der Verkehr zwischen uns auf diese Weise viel angenehmer sei.

„Und nun denken Sie — ich muß Ihnen nämlich das Geständnis machen, daß mittlerweile aus ein paar Wochen Monate geworden waren — nach Ablauf einiger Zeit waren wir eigentlich ein Herz und ein Sinn. Statt dessen begann mich die glatte Kitty fast zu schneiden; es waren also vertauschte Rollen. Na und nun, nachdem das immer noch so eine Weile gedauert hatte, sagte ich mir eines Abends beim Zubettegehen, als ich so in meinem leeren, kahlen, öden Hotelzimmer saß, die bisherige Geschäftsverbindung mit meinem Geschäftsfreunde Sophie wäre ja ganz nett, aber voraussichtlich würde es der Firma zum Vorteil gereichen, wenn wir eine Fusion eintreten ließen. Na, und am nächsten Morgen wurde eine Besprechung der Firmenchefs ins Werk gesetzt.

„Das muß ich Ihnen einmal genau beschreiben, denn das ist für die Firma sozusagen ein historischer Moment. Der Vater war noch im Ministerium, die Mutter war mit Kitty ausgegangen, Sophie empfing mich allein und teilte mir das sofort mit. Ich weiß nicht, ob sie meinte, daß ich daraufhin gehen sollte — na, Gott, ich war aber doch Vetter, und ich blieb. Denn ich dachte, so was läßt sich am besten machen, wenn weder Prokuristen noch Aktionäre da sind.

„Sobald also die Thür des Salons zugeklappt war, sagte ich: ‚Liebe Sophie, ich möchte einmal etwas Geschäftliches mit dir reden.‘

„Das war vielleicht schon falsch, aber ich betrachtete nun mal alles vom Geschäftsstandpunkt, genug, das Cousinchen mochte gemeint haben, es handle sich um Geld oder weiß der Deubel was, und sie machte ein erstauntes Gesicht; wir setzten uns einander gegenüber, und da fuhr ich etwa fort, indem ich im Bilde blieb und den spaßhaften Ton anschlug, den wir öfters zusammen hatten: ‚Meine liebe Sophie, ich wollte dir ein Anerbieten machen. Du kennst meine Firma, ich brauche dir keine Referenzen vorzulegen — was meinst du dazu, wenn wir einander nähertreten würden? Am Ende könntest du bei mir eintreten, ich will dir nicht Prokura erteilen, sondern ich dachte, du würdest vielleicht gleich Teilhaber?‘

„Sophie sah mich erstaunt an, aber statt auf meinen Scherz einzugehen, sagte sie, indem ihr ganzes widerhaariges, unangenehmes Wesen zurückkehrte: ‚Verehrter Vetter, ich verstehe dich nicht, ich liebe solche Scherze nicht!‘

„Nun, wissen Sie, wäre vielleicht eine regelrechte Liebeserklärung das Geeignete gewesen, aber sehen Sie mal, das können Sie von mir nicht verlangen, das liegt mir nicht. Jeder nach seinen Gaben; ich kann's eben nicht. Ich glaube auch, ich würde dadurch gar nichts erreicht haben, denn ich mit einer Liebeserklärung müßte doch eine furchtbar komische Figur abgeben, und ich glaube dem Gegenstand meiner Anbetung wäre das Lachen näher als alles andre. Ich bin doch kein Mensch, der andern Dunst vormacht, dazu habe ich keine Anlage, und das würde ich direkt als Unrecht betrachten.

„Ich habe ihr also einfach gesagt, na, ich werde es wohl noch zusammenbringen, so etwa folgendes:

„‚Verehrte Cousine, ich bin Geschäftsmann, und wenn ich Erfolge gehabt habe, so sind die offenbar daher gekommen, und nicht vom Süßholzraspeln, denn das bringt nichts ein. Im Gegenteil, es schadet dem Kredit. Ein Geschäftsmann muß nicht als Schwerenöter auftreten, das eignet sich höchstens für den Weinreisenden, sondern er muß auch in seiner Art und Lebensführung einen gewissen Ernst, eine gewisse Nüchternheit bewahren, sonst hat man geschäftlich kein Vertrauen zu ihm. Ein Clown und Bajazzo bietet keine Sicherheit. Na, und — da ist es mir denn vollkommen versagt

zu schwärmen: „Meine Teure, ich liebe dich“, und „Du machst mich zum Glücklichsten aller Sterblichen“, nee, im Staube liegen und die Kniee wund rutschen oder sich die Zunge verrenken und mit den Augen himmeln, das liegt nun mal nicht in meinen Gaben.

„‚Also wenn du das erwartet hast, das könnte ich dir nicht vormachen. Ich brauche eine Frau, die mir meinen Haushalt führt, die mir ein Heim bietet, die mir, wenn ich aus dem Geschäft komme, die Sorgen von der Stirne treibt; ich brauche keinen Affen und keine Puppe, sondern einen Menschen. Ich brauche auch keine Modefigur, denn dafür ist bei uns gar kein Platz. Uebrigens haben wir bis zur nächsten Ansiedlung sechs Stunden zu fahren, also Bälle oder solchen Schwindel giebt's nicht. So ein Mädchen wächst natürlich nicht wild, wird aber ebensowenig für Massenexport in den Treibhäusern gezogen. Das, was ich brauche, ist eine Seltenheit und ein reines Gnadengeschenk des Himmels. Also, liebe Sophie, machen wir das Geschäft oder nicht?‘

„Und nun denken Sie sich, was mir da passierte! Das Cousinchen guckt mich an, ein paar Thränen glänzen ihr in den Augen, — weiß Gott, ich hätte überhaupt nicht gedacht, daß sie weinen kann, — und sie schreit mir plötzlich ins Gesicht: ‚Du kannst dir deine Frau wo anders koofen!‘

„Damit war sie 'raus, die Thür fliegt zu, daß der Hauswirt keine Freude dran gehabt hätte, denn ein großes Stück Kalk klatschte runter, und ich stand da als der Lackierte ... Wissen Sie, wenn man mal ein Geschäft verhauen hat, sich eine gute Sache hat entgehen lassen, da kommt man sich höllisch dumm vor, aber so albern bin ich mir noch nie erschienen. Und was sollte ich denn nun weiter machen, als abreisen? Nach so einem Bombenekklat konnte ich doch nicht dableiben. Wenn einem ein Mädchen als einzige Antwort auf eine Erklärung, in der man ihr wirklich sagt, was einem auf dem Herzen ist, einfach antwortet: ‚Koofen Sie sich Ihre Frau wo anders‘, nun bitte, sagen Sie bloß mal, was würden Sie denn da machen?“

Es schien dem Javaner doch nahe zu gehen. Während seiner Erzählung war ihm die Zigarre ausgegangen, und er stieß sie jetzt ein paarmal wütend auf die Kaffeetasse, so daß er das teure Kraut verdarb. Ich sagte mir, jemand, der offenbar ein so guter Geschäftsmann ist, kann eine so kostspielige Unvorsichtigkeit doch nur im Affekt begehen.

Aber ich wußte nicht, was ich antworten sollte. Doch er fuhr fort: „Nun bin ich meiner Prinzessin verfallen, da giebt's keine Rettung mehr.“

Ich fragte: „Ja, lieben Sie denn Ihre Prinzessin?“

„Nein! Das ist nicht möglich. Ich sagte Ihnen ja, sie spricht nicht, sie ist ein schöner Schmetterling mit leicht bräunlichem Ton, übrigens ein Ziervogel, denn von Wirtschaft oder so versteht sie natürlich nichts. Sehen Sie mal, ich hatte mir was ganz andres geträumt, nicht so 'n exotisches Geschöpf, das Sklavinnen braucht zum Luftfächeln, eigentlich gar nichts thut und deren Kinder doch immer wie halbe Ausländer aussehen. Ich hatte von der Sophie geträumt, diesem derben, kräftigen, famosen, arbeitsamen Mädchen; die würde schalten und walten im Haus! Ich bin doch ein praktischer Mann, ich mache meine Beobachtungen, so ganz im stillen, es merkt kein Mensch, und ich habe gesehen, wie sie zugreift, sich vor keiner Arbeit und nichts scheut. Und dann habe ich gesehen, wie sie praktisch ist, wie sie alles einzuteilen weiß, wie sie mit ihrem nüchternen Verstande zupackt und wie doch das Herz dahinter steckt. Denn ich habe gesehen, wie sie im stillen trotz aller ihrer Redereien ein weiches Herz hat. Die Geheimrätin und die ölige Kitty, die machten's mehr durch Wohlthätigkeitsbazare; da ging nun die Sophie nicht hin, statt dessen suchte sie Arme zu Haus auf, Mansarde, fünf Treppen, in die Vororte ist sie 'rausgefahren, und da verteilte sie, was sie eben hatte; beinahe ihr ganzes Nadelgeld ging dabei zum Teufel. Drum fanden sie Mutter und Schwester immer schlecht angezogen. Ja, wissen Sie, ich mache so meine Beobachtungen; Sie denken wohl, ich bin blind?

„Und dann diese Selbständigkeit, wie ich es mir gerade immer geträumt habe, denn das imponiert den Leuten bei uns. Die läßt sich nichts vormachen, bei der heißt's, alles selber ansehen, ob die Geschichte klappt. Und der Widerspruchsgeist, der mich zuerst ärgerte, sehen Sie mal, der kommt ja gerade daher, die muß erst eine Geschichte genau selbst untersuchen, ehe sie es glaubt.

„Die ist ja wie gemalt das, was ich mir immer gedacht hatte; das Herz auf dem richtigen Fleck, entwickelter Verstand, gepflegtes Gehirn, geputzter Zahlensinn, blitzblanke Ordnungsliebe, und dann, wissen Sie, kann sie Klavier spielen, keine Walzer, wie die glitschige Kitty, keine Bravourstücke, sondern Schumann. Herrgott, denken Sie mal, Schumann in Java, da geht einem ja das Herz auf! Und dann singt sie, mit einer weichen, nicht sehr ausgebildeten Altstimme, aber forsch drauf los, was man so fürs Haus braucht. Und alles mögliche singt sie, Tod und Teufel, alle Volkslieder, die es überhaupt nur giebt. Unsre alten schönen, wunderschönen Volkslieder, denken Sie mal, die in Java! Da hätte man doch gleich ein Stück Heimat mit da. Denn wenn ich ein alter Kerl bin und einen Sohn hätte, der das Geschäft übernähme, dann ginge ich doch am Ende in die Heimat zurück.

„Gott, die Lieder, die sie singt — ich habe sie nämlich belauscht, ganz niederträchtig belauscht — denn in meiner Gegenwart hätte sie den Mund nicht aufgemacht. Ich meine, die Lieder, die sie singt, das war ja einfach zum Heulen! Die gleißende Kitty, die hat mir natürlich gleich den ersten Tag vorgesungen, ich sage Ihnen, wirklich gleich den ersten Abend. Aber nur so drei Lieder, die sie eingepaukt hat. Der dummen Senta ihre Spinnerei! Ich sage Ihnen, ein Holländer aus den Kolonien, nicht so 'n Gespensterfritze, der hätte so'n Frauenzimmer wie die Senta sofort an die Luft gesetzt. Da brauchen wir da drüben 'ne ganz andre Sorte!

„Herrgott noch mal! Wenn ich dies Mädel gekriegt hätte! Für die hätte ich alles gethan! Denn ich sage Ihnen, ich bin so verliebt gewesen, — es ist ja eigentlich für'n Geschäftsmann ein Manko, denn unsereiner soll sich nicht durch Aeußerlichkeiten fangen lassen, sondern das Geschäft immer im Auge behalten, nur so kommt man zu was. Aber ich sage Ihnen, wenn ich die gekriegt hätte, ich glaube, ich hätte alles gemacht, was sie gewollt hätte. Ich war ja förmlich krank nach dem Mädel, ganz verrückt und blödsinnig. Wissen Sie eigentlich noch viel mehr; ich hatte so 'ne Art Malaria, so 'n verfluchtes Fieber, wie in Java an den Küstenstrichen! Pardon, ich bitte dabei immer die Vernunft oben zu behalten, also ich möchte nur erwähnen, daß ich in ganz gesunder Lage wohne bei Buitenzorg. Wenn



Thüringer

Nach dem Gemäl



Spinnstube

›e von Carl Welz

ich die Sophie bloß sah, dann kriegte ich so 'n Art Rappel, so ein Zittern. Na, wissen Sie, eigentlich geht mir's jetzt noch so, und daß ich Ihnen jetzt die dumme Geschichte erzähle, das werde ich noch schwer büßen müssen; denn sobald ich dran rühre, da kommt mir gleich das Wasser in die Augen. Jetzt nehme ich mich ja in acht, aber passen Sie mal auf, wenn wir uns getrennt haben, dann werde ich heulen wie ein Schloßhund. Obgleich mir's eigentlich wohlgethan hat, mal mein Herz auszuschütten; denn, mein Gott, irgend jemand mußte ich's sagen, und in Berlin konnte ich es doch keinem Menschen sagen, denn 45 Minuten nach meinem Korbe saß ich bereits in der Eisenbahn im Coupé. Na, und bei Ihnen hat's ja keine Konsequenzen; ich sehe Sie wahrscheinlich in meinem ganzen Leben nicht wieder! Was wissen Sie, wer ich bin, den Namen der Leute habe ich Ihnen nicht genannt! Aber nun wollen wir mal die Sache ruhen lassen, mir geht's zu sehr an die Nieren."

Dabei hatte er seine Zigarre jetzt wirklich zu einem unförmlichen, pilzartigen Stummel zerdrückt. Und mit einem Male bemerkte ich, wie seine Augen seltsam glänzten; er räusperte sich, er hustete, und schließlich wischte er sich die Lider. Der sonderbare Kauz that mir wirklich leid. Und ich fragte, denn der Gedanke erschien mir der allernatürlichste: „Ja, sagen Sie mir bloß mal in aller Welt, warum haben Sie denn so, wie Sie jetzt gesprochen haben, nicht zu dem Mädchen geredet?"

Er blickte erstaunt auf: „Der habe ich das doch viel besser gesagt."

„Nee, Sie haben eigentlich bloß vom Geschäft geredet."

Er zuckte verächtlich die Achseln:

„Ach was, ich halte nichts vom Courmachen! So 'ne Lobhudelei kann ich ihr doch nicht ins Gesicht sagen! Bei so einer ernsten Sache, wie eine Verbindung fürs ganze Leben, da muß man ehrlich sein. Blauen Dunst vormachen? Nee! Das schickt sich für 'n Geschäftsmann nicht. Wenn ich dem Mädel zumute, ohne daß sie was Genaues weiß, bloß wegen ein paar netter Worte sich überrumpeln zu lassen und so 'n Schritt zu thun, der doch nicht so leicht rückgängig zu machen ist, da ist es denn doch meine verfluchte Pflicht und Schuldigkeit, reinen Wein einzuschenken und ganz genau zu sagen, wie die Sache wirklich liegt. Ich habe nie Achtung vor so einem liebeflötenden, girrenden, albernen Gecken gehabt; das reicht für die ersten vier Wochen, aber wir wollen doch ein ganzes Leben lang glücklich sein. Das, was ich ihr gesagt habe, hätte mir viel besser gefallen, da können Sie Gift drauf nehmen. Zum Beispiel als Vater würde ich gesagt haben: Der Kerl schwindelt dir was vor, Thatsachen wollen wir wissen!"

Und der Javaner schien ganz stolz auf seine Behauptungen zu sein. Ich aber antwortete ihm lächelnd: „Das ist ganz gut und schön, als Vater. Aber mit dem konnten Sie ja nachher reden; erst mußten Sie mit dem Mädel reden, und die Frauen sind einmal so; die wollen was vorgemacht haben! Dieser Bund fürs Leben als Geschäft, nee, da kommen Sie nicht weiter! Wenigstens bei denen, die Herz und Gemüt haben, und mit einer, die die Sache ganz als Geschäft betrachtet, da würden Sie schön 'reingefallen sein. Haben Sie schon mal von einem Auerhahn gehört, der nicht balzt? Oder von einem Pfau, der kein Rad schlägt?"

Der Javaner war ganz erstaunt und sagte: „Ja, aber im entscheidenden Moment kann ich's nicht!"

Da kam mir eine Idee, und ich sagte: „Wissen Sie was? Ich habe, was Sie gesagt haben, mir so etwa gemerkt, das heißt, was Sie mir jetzt zuletzt gesagt haben. Ich werde Ihnen die Geschichte aufschreiben, und das schicken Sie ihr dann als Brief."

Sein Mund blieb offen stehen, und er stammelte: „Hören Sie mal — das wäre riesig nett von Ihnen — das ist eine wundervolle Idee! Meinen Sie denn, daß das auch wirkt?"

Ich mußte lachen über den seltsamen Kauz und sagte wie ein Arzt, der dem Kranken ein Rezept verschrieben: „Wirkt todsicher, binnen zwölf Stunden."

Er war so glücklich, daß er laut sagte — Gott sei Dank waren wir jetzt fast allein im Lokal — „Wissen Sie, wenn ich das Mädel kriegte, thäte ich alles! Und wenn sie als Bedingung stellte, ich sollte mein Hauptbuch verbrennen, ich schmisse es sofort in den Ofen."

Das griff ich auf:

„Hauptbuch verbrennen? Wissen Sie, das ist der größte Liebesbeweis, der stärkste, den Sie bisher ins Treffen geführt haben, das schreiben wir dazu! Aber, darf ich Ihnen einen Rat geben? Wenn Sie nachher das, was ich jetzt notiere, abschreiben, nehmen Sie einen liniierten Bogen und um Gottes willen mit keinem Geschäftsstempel."

Er drückte mir vor Freude die Hand, sprang auf und rannte erregt im Lokal hin und her, während ich laut rief: „Kellner, Schreibzeug!"

Spinnstube und Sommerhaufen

Von

Marthe Renate Fischer

Am dritten Weihnachtstag wird die Spinnstube — angesoffen. Die Mädchen geben jede ihren Fünfziger. Es wird Punsch bereitet. Jedes Mädchen bringt dann noch „e Stückchen Kuchen miet", und die Heiterkeit kann ihren Anfang nehmen. Und das thut sie. Mit Gesang und Spiel hebt sie an, mit dem kostbarsten Pfänderspiel: „Ich bin der Fürst von Thoren." In früheren Jahren schnurrten die Spinnräder, jetzt klappern nur Stricknadeln, und der Häkelhaken zieht seine Schlingen und Stäbchen, aus denen sich die schönste weiße Rouleauxspitze und Lakenspitze aufbaut und die niedlichsten rosenroten wollenen Zäckchen, die nachher im heimischen Kämmerlein dem knallroten Unterrock gegengesetzt werden. Wir sind an den Ufern der Saale in Thüringen.

Die jungen Mädchen jeden Jahrganges haben ihre Spinnstube unter sich, die reihherum bei jeder Teilnehmerin abgehalten wird. Gleich nach sieben Uhr schlüpfen die Mädchen daher, um neun Uhr

etwa kommen die Burschen nach. Die Mutter geht vielleicht aus oder geht hinterher schlafen, und das junge Volk sitzt wohl bis zwölf Uhr beisammen. Die Lampe brennt, die Mädchen stricken und häkeln, und Burschen und Mädchen schwatzen und lachen und singen. Nachher führt jeder die Seine heim. Zweimal im Verlauf der jährlichen Spinnstubenzeit setzt jedes Mädchen den Gästen etwas Nahrhaftes vor, etwa beim erstenmal Fettbrot und ein bescheidenes Maß von Schnaps und beim zweitenmal Hutzeln (gekochtes Backobst). Eine Anzahl Gabeln liegen neben dem Napf. Sonntags wird nur bis zehn Uhr „gehakelt" und gestrickt, von zehn Uhr ab wird gespielt. Dann wird der Holztisch dicht an die große, mit einer Lehne versehene Bank geschoben, die vor den Fenstern der Stube steht; ein Bursch und ein Mädchen setzen sich auf Stühlen in den Kreis, die andern sitzen in der Runde auf Stühlen, Schemeln, auf der Ofenbank, und der Gesang hebt an:

> Ich bin der Fürst von Thoren,
> Zum Jagen auserkoren.

Ist der erste Ostertag herangekommen, so wird die Spinnstube — versoffen. Und am nächsten Tag geht's hinaus auf den Sommerhuffen. Mädchen und Burschen finden sich nach Feierabend zusammen und schreiten untergefaßt in mehrfacher Reihe die Chaussee hinauf oder auf den Wiesenpfaden und Schluchtpfaden dahin, voran die Mädchen, hinterher die Burschen. Und sie singen. In glockenklaren, wunderzarten Tönen hebt sich der Gesang empor und zieht wie eine klingende Wolke über dem Sommerhaufen dahin.

So hören wir's zu uns herüberschallen:

> Schatz, bleib bei mir und geh nicht fort,
> An meinem Herzen ist der schönste Ort.

Oder wir hören die getragenen Klänge des Liedes von der Rudelsburg:

> An der Saale hellem Strande
> Stehen Burgen stolz und kühn,
> Ihre Dächer sind zerfallen,
> Und der Wind streicht durch die Hallen,
> Wolken ziehen drüber hin.

Und die Wolken ziehen am blauen, schon ein wenig verdämmernden Himmel, zwischen grünen Wiesen blinkt der Lauf der Saale auf, drüben vom Felsen zwischen dunkelm Fichtenwuchs trutzt die Weißenburg ins Thal hinab, und zur Seite hebt sich steil das stumpfe Rot des Sandsteinfelsens. Zu Häupten des Felsens auf der Erdschicht und auf den Hängen der Senkungen und Schluchten klettern und streben die Fichten. Und die Mädchen schreiten Arm in Arm und singen, und die Burschen hinter ihnen singen. Die harte Landarbeit, die noch weit nach Sonnenuntergang die Menschen auf den Feldern und den steilen Berglehnen festhält, mag auf Tage den Sommerhaufen sprengen, am Sonntag fließt er gewiß wieder zusammen.

Die Thüringer lieben und hegen den Gesang. Die Mutter giebt sinnbildlich dem jungen Kind als erste Fleischspeise das Fleisch eines Singvogels. Dann wird dem Gesang in der Schule auch größere Sorgfalt zugewendet, als dies in andern Landstrichen zumeist der Fall ist, wohl weil das Stimmenmaterial, das der Lehrer empfängt, von Hause aus schon besser vorbereitet ist. Das kleine Volk lernt ja vom Sommerhaufen.

Nachdem der Spinnstube schon hart zu Leibe gegangen worden ist durch Menschenfreunde mit getrübten Brillen, strecken sich auch Hände aus nach dem Sommerhaufen. Ich hörte einen Pfarrer, den ich sonst hoch verehre, von der Kanzel gegen die sittengefährdende Gepflogenheit den Krieg eröffnen. Leider waren seine Gemeindekinder gefügig, und nur ganz vereinzelt klang einmal das Lied von der Rudelsburg durch den stillen Abend, nur ganz vereinzelt einmal konnte man sich an dem schwebenden, köstlichen Wohllaut der jungen, gut geschulten Stimmen entzücken.

Jung Volk will beisammen. Nach der schweren Arbeit des heißen Sommertages begehren die Nerven ihren kleinen Anreiz zur Freude. Vielleicht treffen sich diese Burschen und Mädchen, die sonst singend im großen Trupp dahinzogen, jetzt in einzelnen Paaren eng umschlungen in den dunkeln Schluchten und Waldungen.

Ein köstliches Thüringer Mädchen, groß und schlank und behend, das ich befragte, erzählte mir: „Wenn mr auch sprachchen, mr saufen die Spinnstube an, und nochen, mr versaufen die Spinnstube, deswegen is nich ungezogen zugegangen, däs is bluß so e Ausdruck. Mr sind e bißchen laut; aber ungolant oder ungezogen därf keiner weere. Es is ja manchmal e Schlachtigkeet ausgefressen worden, das is richtg, aber hingern Ecken, do passiert merre."

Uns Kulturmenschen kommt so leicht der freie, heitere, unbefangene Blick abhanden. Wir beurteilen gern nach unsern verfeinerten Gepflogenheiten. Wir schleppen überall uns selbst hinein. Und darauf machen wir uns breit und dick und verdrängen. Die alten Sitten und Gebräuche in den kleinen Gemeinden entschwinden durch unser Unverständnis für die Volksseele, durch unser Uebelwollen und durch unsre Gleichgültigkeit mehr und mehr. So sind wir gefährliche Feinde des Schönen, Reizvollen, Bunten, Erfrischenden, Kräftigen: der mannigfaltigen Natur. Dank der Mördergrube in unserm Busen entrüsten wir uns über Lebensäußerungen, die in ihrer strotzenden Kraft, in ihrer heiteren Unbefangenheit von den unsern abweichen. Und nun werden wir zu falschen Rettern, die mit Geschrei die Jäter daherrufen. Wir werden vorzeitig eine Zeit herbeiführen, wo von den Halligen bis nach Tirol — ich spreche absichtlich nur als deutsches Landeskind — von den alten bunten, herrlichen Trachten und von den alten eigenartigen Sitten nichts wird übrig geblieben sein. Anstatt der kernigen, poltrigen, eigensinnigen, durchtriebenen, jauchzenden Gestalten werden uns alsdann die scharfen Züge des Mißmuts begegnen.

Helfen wir doch lieber erhalten als einreißen. Ehe wir unsre anklagende Stimme gegen eine Gepflogenheit erheben, prüfen wir doch lieber erst diese Gepflogenheit als solche, nicht als Einzelfall und in der Verquickung mit Personen und Vorkommnissen, die unsre keusche Entrüstung hervorgerufen haben. Es giebt verlotterte Menschen hier wie dort, unter uns, unter jenen.

In einem mir bekannten thüringischen Marktflecken stiftete vor grauen Jahren ein hochgemutes adliges Fräulein das Jungferngeld, das dem jungen Ehepaar nach Ablauf einer bestimmten Frist ausbezahlt wird. In dem Oertchen wird munter gefreit. Doch kommt es vor, daß ein ganzes Jahr hindurch das Jungferngeld nicht zur Verteilung gelangt. Das erste Kindchen hat allzuoft den Hang, ein kleiner Schnellläufer zu sein. Ja, die Leutchen haben gar nichts Arges dabei,

wenn sie ihre Ehe ein wenig vorzeitig beginnen, vorausgesetzt, daß sie einig sind, einander zu heiraten. Tragen wir doch unsre delikateren Ansichten in die Häuschen und Hütten hinein. Freilich müssen wir die gerechte Kritik auch bestehen können. Nichts wirkt so überzeugend und erzieherisch wie das Beispiel. Die Zeiten sind vorüber, wo eine donnernde Philippika von der Kanzel herunter die Herzen nachhaltig erzittern ließ; heut mag der Pfarrer als ein herzlicher Freund seinen Einfluß ausüben.

Und weshalb sollen nicht auch wir die herzlichen Freunde sein? Es verlohnt sich wohl. Die Ausbeute, die wir heimbringen, würde eine köstliche und erfrischende für unsre Nerven sein. Wir brauchen nur unsre Gleichgültigkeit und Ueberhebung ein wenig abzulegen, haben nur nötig, ohne Neugier und ohne Aufdringlichkeit, in freundlicher Anteilnahme zu unsern neuen Freunden zu kommen, aber nicht alle Tage und nicht in Duzbrüderschaft. Ist uns die rechte Haltung eigen, so wird bald der Ehrgeiz wach werden, unser Wohlwollen zu besitzen und zu behalten, und wir werden auf diese Weise die Träger einer wahrhaften Kultur sein, die die vorhandenen Formen veredelnd durchdringt.

Daß diese Formen so lange wie möglich erhalten bleiben, ist eine Forderung des Volkswohls. Ein arbeitsames Geschlecht hat sich in ihrer Hut entwickelt und kann ihrer noch nicht entraten. Hüten wir uns, ihnen ihre Rasenbänke einzureißen.

Vor nicht allzu langer Zeit entfesselte eine Spinnstubengeschichte die gerechte Entrüstung aller tugendsamen Männlein und Weiblein, die davon Kunde erhielten, statt daß dieselbe sie zu heilsamem und herzlichem Lachen veranlaßt hätte. Das rohe junge Volk hatte am heiligen Sonntagabend beim Balgen den Kachelofen eingerissen. Und wie kamen sie dazu, sich zu balgen? Diese aller Sitte baren jungen Frauenzimmer wollten einem Burschen — ja, nun sträubt sich meine Feder auch — die Hosen ausziehen.

Die Spinnstube war bei der Linna, der Jahrgang bestand aus Mädchen von neunzehn und zwanzig Jahren. Der Hausvater war über die Berge fort im Nachbardorf, Auguste, die Hausmutter, spann und „papperte" bei der Nachbarin. Und die Mädchen saßen am Tisch bei der Lampe und häkelten und strickten, und die Burschen saßen auf der Ofenbank. So schwatzten, lachten, jauchzten, sangen sie miteinander, bis um zehn Uhr die Mädchen ihre Handarbeit fortlegten.

Gleich saß mitten in der Stube ein Pärchen und hub den Gesang vom Fürsten von Thoren an, den frühere Jahrgänge von Jenaer Studenten, die, ehe die Saalbahn gebaut wurde, des öftern zu fröhlichem Trunk und durchtriebenen Streichen bis hierher karriolten, gelernt haben mögen.

> Ich bin der Fürst von Thoren,
> Zum Jagen auserkoren,
> Zum Jagen und zum Schießen,
> Bedienen muß er sich.
> Spann, Jäger, deine Flinte
> Und schieß das Wild geschwinde.
> Der Schuß, der ist geschehn,
> Man muß das Wild besehn.

Das Mädchen hatte hierbei richtig das Taschentuch ihrem im Kreis sitzenden „Hämführer" zugeworfen, der sie küßte. Den Burschen aber hatte der Schalk und die Niedertracht gefaßt, und er sah über das schönste und prachtvollste Geschöpf im Kreise, über die Linna, hinweg und warf sein Tuch ihrer Nachbarin zu. Die beiden Menschen gaben sich einen schnellen, herzhaften Kuß, das neue Paar nahm inmitten der Stube Platz, und das Lied vom Fürsten von Thoren wurde wieder angestimmt.

In der Linna aber brannte es. So oft sie ihre Augen hob, flogen sie zu dem Burschen hin, der sie anblitzte. Er hatte einen braunen Schnurrbart und prachtvolle Zähne. Sie aber, schlank und wenig kleiner als er, hatte zu dicken blonden Haaren graue Augen, hell wie tauklares Wasser und von breitem, dunklem, fast schwärzlichem Rand umzogen. Und der Brand fraß weiter in ihr und schlug oben zum Dach heraus.

Als eine Pause im Spiel eintrat, sprang sie auf, sagte: „Itze hunn mr satt davon" — reckte den Arm, wies auf den Burschen und stieß triumphierend heraus: „Itze — itze ziehn mir dan die Husen aus."

Natürlich ist das nicht wörtlich zu verstehen, es ist „bluß Spoß", es ist bloß „so e Ausdruck". Aber der Bursch hat sich der Mädchen doch zu erwehren, die über ihn herstürzen und ihn weidlich puffen. Die andern Burschen lachen und sehen zu. „Unartg gieht's nich her." Das würden die Burschen nicht leiden, und das würden die Mädchen nicht leiden, aus Anstand nicht und aus Eifersucht nicht.

Der Bursch nun, als er die Mädchen daherfliegen sah, war mit einem Satz beim großen, klobigen, grünen Kachelofen und hielt sich am Säulchen der Eckkachel fest. Die Kacheln sind tief wie kleine Näpfe, über die Höhlung der Eckkacheln spannt sich allemal eine kleine, freistehende Säule.

Als die Mädchen dem Burschen in den Rücken fielen, spürte der plötzlich, wie das Säulchen, daran er sich hielt, nachgab. Und er schrie: „Gieht wag, er purzelt!" Gleich darauf gab es einen mächtigen Krach und einen mächtigen Staub, und der alte Koloß war zusammengestürzt. Zu allem Uebel fing sich an ein unaussprechlicher Qualm zu entwickeln; denn Auguste hatte, ehe sie fortging, noch ein „Stängelchen" in den gefräßigen Schlund des Ofens gesteckt, ein handfestes Fichtenstämmchen, das jetzt am ganzen Leibe glühte und schwelte.

Fenster auf! Draußen eine Kälte von acht Grad.

Da tritt Auguste heimkehrend in die Stube und spricht erschreckt: „No, was is das? Ihr hott ja gar den Ofen umgerammelt! Der muß gemacht weere. Sonst kommt der Voter, und denn giebt es e Saukrach. Wie seid 'r denn dazu gekomm?"

„Och," antwortet Linna, „das war wegen ner ganz geringfügigen Kleinigkeit: mr wollten dan eenen die Husen ausziehe."

Und die Mutter wiederholt: „Do hilft nischt, darr muß gemacht weere."

Der Bursch war Maurer. Er warf Rock und Weste ab, schlug die Hemdärmel auf, und die Mädchen stürzten davon, um Lehm heranzuholen. Der im Hof lag, reichte nicht aus, so wurden die Nachbarn aus dem Schlafe gepocht. „E bißchen Lehm, mr möchten e bißchen Lehm hole, unse Ofen is einpurzelt."

Auf diese Weise wurde der Lehm herbeigeschafft. Um zwölf Uhr war der Ofen dann aufgebaut. Hundskalt war's in der Stube. Aber Auguste that ein paar tüchtige Stecken in den Ofen, die gleich losknisterten. Und dann kam die Kostenfrage aufs Tapet. Linna schob ihre Freundin daher, die den Burschen also fragen mußte: „Mir möchten froge, was mir schuldig wären."

Der Bursch lachte, blitzte zur Linna hinüber, strich seinen Schnauzer und sprach: „Ihr habt ja doch nischt, gebt mr jede en Schmatz.“

Die Zahlung leisteten die Mädchen ja nicht; aber die Mutter kochte Kaffee und gab den letzten Tätscher her. Es war nun wieder warm geworden. Und sie waren alle jauchzend selig, fingen wieder an zu singen und spielten noch bis drei Uhr.

Und jetzt geleiteten die Burschen ihre Mädchen „häm“. Als der erste mit der Seinen vor ihrer Hausthür stand, harrte das andre junge Volk übermütig ein paar Dutzend Schritte entfernt, bis das Mädchen im Haus verschwunden war und der Bursch daherſprang.

Das ist die schlimmste Spinnstubengeschichte, die seit Jahren in dem Oertchen und in denen der Nachbarschaft sich zugetragen hatte. Mir kommt sie gar nicht so ungeheuerlich vor, und es ist mir keinen Augenblick in den Sinn gekommen, daß ich meinen jungen Spinnstubenfreundinnen mein Wohlwollen, auf das sie sehr viel geben, dieses Vorkommnisses wegen entziehen müßte. Unsre Augen sind es, die falsch sehen, unsre überfeinerten Sinne, die die Fähigkeit der lachenden Freude verloren haben. Wozu denn überall Diebe und Mörder wittern? Wozu denn so durchkünstelt sein, daß die Natur uns roh erscheint?

Wie wir die alten Baudenkmäler und die alten Kunstschätze unsers Landes hüten, so sollten wir auch die alten Gebräuche hüten. Von unserm großen Kulturstrom ziehen sich die kleinen befruchtenden Gewässer in alle Thäler und in alle Engen. Sorgen wir nur dafür, daß diese kleinen Läufe klarstes Wasser zuführen. Das ist der Punkt, wo unsre Kulturarbeit einsetzen soll. Die Spinnstube ausrotten wollen, ist unrecht und unverständig, den Sommerhausen ausrotten wollen, ist eine Sünde, nicht nur eine Sünde am erfreuenden Schönen im allgemeinen, sondern auch eine Sünde am erhebenden Schönen im Individuellen und eine Sünde an der Moral.

Klubleben amerikanischer Studentinnen

Von

Margarete Müller

Viel ist schon über die Amerikanerin, dieses Urbild der „neuen Frau“, geschrieben worden, doch über eine der interessantesten und fesselndsten Seiten ihrer Existenz, über ihr Klubleben, weiß man in Deutschland noch so gut wie nichts, besonders nicht über das Klubleben der College girls. Indem wir es näher betrachten, halten wir uns vornehmlich an das Beispiel vom Wellesley College bei Boston, einer der typischen Frauenbildungsanstalten im Osten der Vereinigten Staaten.

Gehen wir durch den waldartigen, viele hundert Morgen Landes umfassenden Park, der die verschiedenen Schulhäuser und Wohngebäude sowie den köstlichen See von „Schön Wellesley“ einschließt, so fällt uns gleich eine Anzahl von Häusern auf, denen man es ansieht, daß sie weder zu Wohn- noch zu Schulzwecken bestimmt sein können. Von den übrigen im Park befindlichen Gebäuden heben sie sich durch ihre kleineren Bauverhältnisse wie durch ihre durchaus individuelle Gestalt ab. Auch thronen sie nicht auf Anhöhen wie die stattlichen Wohnhäuser der Studentinnen oder wie die Kirche, die Sternwarte, die Kunsthalle und andre imposante Unterrichtsgebäude, sondern sie lehnen sich bescheiden



Das Wellesley College bei Boston

in eine — allerdings meist sehr malerische — Ecke, oder sie halten sich lauschig hinter dichtem Laubwerk versteckt.

Es sind dies die Klubhäuser, die sich eine Anzahl von Wellesleyer Studentinnen im Laufe der letzten Jahre haben bauen lassen. Geschlossene



Das Shakespeare-Haus

Klubs haben selbst im demokratischen Wellesley schon lange existiert, denn die „Herrenseite" der menschlichen Natur verlangt nun einmal eine gewisse Exklusivität in den Beziehungen zu unsern lieben Mitmenschen. Außerdem liebt es aber der Amerikaner, auch seinen gesellschaftlichen Verkehr in möglichst parlamentarisch geregelter Form zu genießen. Es ist ein altes Scherzwort, daß, wenn zwei oder drei Amerikaner zu irgend einem „Zweck" zusammenkommen — und zwecklose Zusammenkünfte sind dort im Lande nicht an der Tagesordnung —, ihr erstes Geschäft ist, einen Vorsitzenden, einen zweiten Vorsitzenden und, wenn's reicht, einen Schriftführer aus ihrer Mitte zu wählen, ehe sie zur Besprechung der „Sache" übergehen. Die Klubs nun, in denen sich schöne Seelen, allerdings unter Leitung einer Vorsitzenden, aber doch sonst ohne viel Förmlichkeit, zusammenfanden und aneinander schlossen, haben sich dann im Laufe einiger Jahre zu festgefügten, mit einer Dornenhecke von Heimlichkeiten umgebenen sogenannten Secret Societies (geheimen Verbindungen) entwickelt und krystallisiert.

In Wellesley giebt es sechs solcher „geheimen" Verbindungen, die auch scherzweise Sororities (Schwesterschaften) genannt werden, in Anlehnung an die Fraternities (Brüderschaften) der männlichen Studenten. Ihre Namen sind Tau Zeta Epsilon, Shakespeare, Agora, Alpha Kappa Chi, Zeta Alpha und Phi Sigma. Die größere Anzahl gehört, wie man sieht, zur Kategorie der Greek Letter Societies (Griechische Buchstaben-Verbindungen), die über das ganze Land verbreitet sind und deren Namen die verschiedensten Kombinationen griechischer Buchstaben aufweisen. Durch ihre Namen sind diese Gesellschaften, wie bei uns die der Sachso-Borussen, Vandalen, Thüringer und andrer, schon als akademische Vereinigungen gezeichnet. Die Entwicklungsgeschichte der Tau Zeta Epsilon, deren Mitglied Schreiberin dieser Zeilen, und von der ihr deshalb Intimeres bekannt ist, mag zeigen, wie sich solche Verbindungen allmählich bilden und entwickeln.

Im Jahre 1889 thaten sich ein Dutzend kunstbegeisterter Studentinnen Wellesleys in der Absicht zusammen, ihr Scherflein zur Stärkung des Kunstgefühls beizutragen, das in der vom puritanischen Geiste durchdrungenen Luft Neu-Englands vielfach ein mondscheinzartes Dasein führt. Sie organisierten sich, d. h. sie besetzten die Aemter, die zu einem wohlregulierten parlamentarischen Körper gehören, sie ließen sich ein Abzeichen in Form einer goldenen Vorstecknadel machen und beschafften ein mit goldenem Lorbeer verziertes Hämmerchen, das die Vorsitzenden anstatt der Glocke brauchen. Auch die Gegenstände, die in ihren Versammlungen erörtert werden sollten, wurden bestimmt und unter die verschiedenen Mitglieder zur Besprechung verteilt.

Munter entwickelte sich dann der Verein auf dieser hoffnungsvollen Basis und nahm mit der Zeit auch die Pflege der Musik in sein Programm auf. Bald nannte er sich stolz Tau Zeta Epsilon, das viel geheimnisvoller und aristokratischer klang als Art Society (Kunstverein), und organisierte sich unter diesen drei bedeutungsschweren Runen als „geheime Verbindung", die ja viel mehr Reiz für die Welt hat als ein ganz gewöhnlicher, vom plebejischen Licht des Tages bestrahlter Verein. Als die drei älteren Verbindungen sich dann vor drei Jahren entschlossen, aus eignen Mitteln, d. h. mit Hilfe ihrer zahlreichen „Alten Damen" Klubhäuser zu errichten, stellte sich auch der jüngere,



Das Phi Sigma-Haus

an zahlungsfähigen „Alten Damen“ weniger reiche, aber desto ehrgeizigere Kunstklub in Reih' und Glied und beschloß, sich ein Haus zu bauen, einen wahren Wohnsitz der Musen.

Unter den weiblichen Musenjüngerinnen fand sich eine, die architekturkundig war und den Bauplan des stilvollen kleinen Gebäudes entwarf, eine andre setzte sich mit den Lieferanten in Verbindung und machte den Ueberschlag der Baukosten, die sich auf ungefähr 20000 Mark beliefen, eine dritte entwarf die künstlerische Einrichtung. So erhob sich eines Tages, wie über Nacht dahingezaubert, das TZE-Haus mit seiner im strengen Stil gehaltenen Versammlungshalle, seiner Bibliothek und seinem Musikzimmer, denen als fester Unterbau mehrere zu praktischen Zwecken eingerichtete Räume dienen: der Heizraum mit Zentralofen, der elegant eingerichtete Garderoberaum, das Toilettenzimmer und die mit Wasserleitung, Spültisch, Feuerherd versehene Küche, die auch den Leinenschrank, Porzellanschränke u. s. w. enthält.

In diesem Hause nun, und besonders in der dunkel getäfelten Mittelhalle, dem Herzen des kleinen feinen Gebäudes, findet all das Ernste, Heitere und Gemütliche statt, das in einem solchen Klubhause vor sich geht, und womit die dem Klub angehörigen Studentinnen ihre Mußestunden verbringen. Einmal jede Woche ist „Spielabend“, für dessen interessante Ausfüllung ein besonderes Komitee zu sorgen hat. Da läßt man dann seiner Laune den Zügel schießen, arrangiert eine Herren- und Damengesellschaft einerlei Geschlechts und leistet sich ein Tänzchen auf dem glatten Parkett der Halle; oder die jüngeren Mitglieder erscheinen als Babies unter Aufsicht ihrer als Kinderwärterinnen verkleideten Lehrerinnen; oder ein Corps Balletttänzerinnen mit einigen improvisierten Männern dazwischen führt ein groteskes Gefüge künstlicher Pas auf. Hat das Komitee viel Unternehmungsgeist, so wird auch wohl ein in der Geschwindigkeit verfaßtes Stück aufgeführt; davon haftet mir eine Operette, eine urkomische Parodie auf Othello, in fröhlichster Erinnerung.

Kommt die Zeit der schweren Not, d. h. der Examina, oder fühlt man sich flügellahm unter dem Einfluß der wärmeren Jahreszeit, so genügt ein selbstbereitetes welsh rabbit (heißer Käsebrei auf Toast) oder eine bei den Amerikanern so beliebte Bonbonfabrikation zur Erfrischung der Lebensgeister.

Ab und zu geben einzelne der Mitglieder ihren Freunden — natürlich unter Beisitz der auch in Amerika unvermeidlichen Anstandsdame — kleine feine Diners oder Soupers. Bei solchen Anlässen wünsche ich mir immer einen deutschen Mann her. Der Deutsche, dem es bei dem äußerlich etwas anspruchsvollen Gebaren der Amerikanerin leicht schwül ums Herz wird, würde erleichtert aufatmen, wenn er mit eignen Augen sehen könnte, daß auch die geistreichste Salondame, die schneidigste Rednerin, die kühnste Amazone sich, wenn sie will, urplötzlich in ein reizendes, fürsorgendes Hausmütterchen verwandeln kann. Die Wirtin darf sich allerdings nicht vom Tische erheben, um nach dem Rechten zu sehen — auf Durchführung dieser Etikette wird selbst am einfachen Familientisch viel Gewicht gelegt —, aber sie hat für alles vorgesorgt. Eifriger als sonst ist an solchen Tagen von den Studentinnen, die „die Woche haben“ (Dienstmädchen giebt's in den Klubhäusern nicht), das Reinigen des Hauses besorgt; der gebohnte Fußboden, die hellen Fenster, die blanken Messingrunen TZE auf der Außenthür legen Zeugnis davon ab. Einige Studentinnen besorgen das Kochen in der Unterwelt und suchen ihre Ehre darin, alles aufs delikateste zu bereiten; andre stecken sich in die Uniform der gentilen Kellnerin — schwarzes Kleid, weiße Schürze, weißes Häubchen — und bedienen bei Tische mit einer Fertigkeit und einem Ernst, als wenn sie ihr Lebtag nichts andres gethan hätten und zu thun beabsichtigten.



Die Zeta Alpha-Halle

Auch öffentliche Empfangstage hat man einmal monatlich in den Klubs. Da wird dann in allen Häusern zugleich Thee serviert, so daß man, wenn man populär ist und die Runde von einem Klubhause zum andern macht, sich förmlich in Thee berauschen kann; andre berauschende Getränke werden freilich in Wellesley nicht verschenkt.

Die wichtigste Zusammenkunft ist aber die monatliche Vereinigung der Mitglieder zu „ernster Arbeit“, die sich auf die Gebiete der Malerei, der Musik oder allgemeinen Aesthetik erstreckt. Im vorigen Jahre studierte man die Kunst der venetianischen Schule, das Jahr vorher vertiefte man sich in eine Phase der deutschen Musik, dieses Jahr beschäftigt man sich mit dem Studium der niederländischen Malerei. Die Lehrerinnen der Kunstschule, die auch zugleich Mitglieder der Gesellschaft sind, helfen dabei mit Rat und That, und die Museen und Kunstbibliotheken in Wellesley wie in Boston liefern wertvolles Arbeitsmaterial.

An solchen formellen Sitzungsabenden geht es



Eine „Senior“-Klasse in Wellesley

nun nicht gerade formell her. Die jungen, meist weißgekleideten Damen sitzen oder liegen in Gruppen in der Halle, im Winter vor dem offenen Feuer, und lauschen der kritischen Betrachtung eines Bildes, das vor ihnen steht, oder sie hören dem Vortrag eines ihrer Mitglieder über Tendenzen der betreffenden Schule zu, über Lebensläufe der Künstler und manches andre. Um es nicht an Abwechslung fehlen zu lassen, werden dazwischen einige Lieder gesungen oder auf dem prächtigen Flügel Kompositionen klassischer, meist deutscher Meister vorgetragen.

Das Hauptinteresse solcher Abende konzentriert sich jedoch auf das, was hinter einem großen Rahmen während der Session vor sich geht, und was das besonders Charakteristische an der Arbeit der Tau Zeta Epsilon im Gegensatz zu der Arbeit andrer Verbindungen ausmacht. Es sind dies die lebenden Bilder, für deren künstlerisches Gelingen eine Anzahl der Mitglieder zu sorgen hat. Je zwei der jungen Damen, die „Kritiker“, nehmen sich eine andre Studentin vor und richten sie für das zu stellende Bild her. Dazu gehört, daß sie die Gesichtszüge des Modells denen des Bildes möglichst genau anpassen und daß sie denselben Kleiderschnitt, dieselben Farbentöne und Stoffe finden, die vom Maler dargestellt sind. Auch müssen sie ihrem Modell die richtige Stellung geben und durch elektrische Lichteffekte in die vom Künstler gegebene Beleuchtung rücken. Da die Originalwerke der großen Maler in den meisten Fällen nicht erreichbar sind, so gebraucht man gute, meist farbige Reproduktionen ihrer Bilder. Diese Arbeit hat nicht nur für diejenigen, die sie unternehmen, einen erzieherischen Wert, insofern ihr Auge auf feine Formen- und Farbenunterschiede geübt wird, sondern bietet auch den nur Schauenden wirklichen Genuß, da das Resultat manchmal überraschend gut ist: ein wirkliches Verkörpern alter geliebter Meisterwerke.



Das Tau Zeta Epsilon-Haus

Ist das Studium der Italiener an der Tages-



Das Innere der Tau Zeta Epsilon-Halle

ordnung, so erscheint vielleicht plötzlich einer der Cherubime Fra Angelicos auf Goldgrund hinter den zurückgezogenen Vorhängen, oder Tizians alte Apfelhökerin aus der Darstellung im Tempel, oder Giorgiones Hirtenknabe. Studiert man die Niederländer, so lacht uns Frans Hals' Hille Bobbe, oder Rembrandts Saskia, sein Besenmädchen, oder auch er selbst aus dem Goldrahmen an. Diese Bilder werden dann gegen das Ende des Studienjahres in einer großen Halle, vor einem großen Kreis von Gästen beiderlei Geschlechts reproduziert. Das macht sich überhaupt jede der „bedeutenderen" Verbindungen (es giebt auch hier Rangunterschiede!) zur Aufgabe, während des Studienjahres irgend etwas für das College im allgemeinen zu thun. „Shakespeare" führt unter grünen Bäumen ein Stück seines Schutzheiligen auf, „Phi Sigma" giebt uns an irgend einem schönen Sommerabend eine sogenannte „Promenade" mit Musik und oft feenhaften Lichteffekten, die Mitglieder der „Agora", der politischen Verbindung, haben eine öffentliche Debatte über irgend eine wichtige Frage aus der Tagespolitik, die oft mit bewunderungswerter Beredsamkeit und parlamentarischer Geschicklichkeit geführt wird.

Warum die Studentinnen, die in ihren Studienfächern stramm arbeiten müssen, auch ihre Mußestunden noch mit selbstgewählter Arbeit ausfüllen, ist eine Frage, die nicht so einfach zu beantworten ist. Als Erklärung ließe sich vielleicht die geistige Regsamkeit der Nordamerikanerin anführen und ihr nervös energisches Temperament, ein Temperament, das selbst das Spiel zu einer geistigen Aufgabe macht, und dem das Hindämmern in süßer Muße als etwas Minderwertiges erscheint. Das Konkurrenzfieber ist ein andrer, vielleicht ebenso sehr ins Gewicht fallender Faktor. Jede einzelne der kleinen Körperschaften ist von einem Corpsgeist und einem Ehrgeiz für ihr Ansehen beseelt, der auch in dem schneidigsten Studentencorps Deutschlands nicht schärfer auftreten könnte. Sich gegenseitig den Rang abzulaufen, ist der geheime Wunsch jedes einzelnen Corps, und das Mittel dazu ist äußerer Glanz, verbunden mit innerem geistigen Wert. Ersteren entfaltet man bei öffentlichen Festen, die man veranstaltet, letzteren sucht man sich zum Teil dadurch zu sichern, daß man als Mitglieder nur solche Studentinnen aufnimmt, die einen „klaren Rekord" in ihren Studien aufweisen.

Aber nicht jedes Mädchen mit gutem Kopf ist wahlfähig; sie muß auch eine „Lady" vorstellen, muß sich allgemeiner Beliebtheit erfreuen und darf natürlich nicht „sehr arm" sein. Man muß dabei bedenken, daß dieses „sehr arm" noch lange nicht auf das Niveau des deutschen Begriffs von „arm" hinunterreicht, denn die Ausgaben für die Mitglieder der besseren Klubs belaufen sich pro Person auf 100 bis 125 Mark im Jahr.

Die meisten Aufforderungen zur Mitgliedschaft werden nach den jeweiligen Semesterexamen ausgesandt, und dann giebt es eine aufregende Zeit für die Verbindungen, die dasselbe Mädchen haben wollen, und für die Mädchen, die sich für eine unter mehreren Verbindungen entscheiden müssen. Sind nun endlich die Würfel gefallen, dann folgt eine kurze Zeit höchsten Triumphgefühls auf der einen und tiefster, mit der Miene der Gleichgültigkeit nur halb verdeckten Gekränktheit auf der andern Seite, bis Gras darüber wächst.

Die Kandidatinnen versetzt man dann bis zur feierlichen Einführung in möglichste Angst und Unruhe durch die geheimnisvollen Hindeutungen der Mitglieder auf das, was ihnen bei dieser Einführung bevorsteht. Am meisten in Schrecken gejagt werden die Opfer durch den Hinweis auf eine Rede, die sie extempore über irgend einen Kunstgegenstand halten müssen. Aber was es ist, bleibt tiefes Geheimnis der Eingeweihten. Jedenfalls birgt es keine Schrecken, wie in Amerika die bei Männern übliche, der wirklichen Einführung vorangehende Scheinaufnahme. Bei dieser kommt es nicht selten vor, daß ein junger Mann aus feiner Familie gezwungen wird, sich einen Tag lang als öffentlicher Schuhputzer zu etablieren oder als Pferdeknecht hinter seinem Diener herzureiten. Daß er in auffallenden Frauenkleidern oder sonst in irgend einem lächerlichen Aufzuge auf den Boulevards spazieren gehen oder irgend einer Dame eine Liebeserklärung machen muß, ist eine den Opfern öfter gestellte Vorbedingung zur Aufnahme.

Nein, derlei Scherze, die bei den jungen Männern in Amerika nicht selten in Roheiten ausarten, werden bei den Mädchen nicht geduldet. Alles geht fein und zierlich zu, und es ist ein freundliches Rätsel, das sich bei solchen Aufnahmezeremonien enthüllt. Diejenigen, die hinter den Vorhang geblickt haben, die Wissenden, möchten der Welt gern die Lösung mitteilen, aber — das ist wider den Corpsgeist.



Zirkel amerikanischer Studentinnen

Hauptmann Jürgemeyers Roman

Novellette

von

G. von Lieres und Wilkau

Die Armee war noch nicht verjüngt. Die Sportluft trug noch nicht frischen Luftzug selbst in die entlegensten und verstaubtesten Erdenwinkel. Man konnte dazumal noch viel längere Jahre die Luft genießen, Leutnant zu sein, und man vegetierte in noch viel entsetzlicheren kleinen Garnisonen als heute.

Hauptmann Jürgemeyer stand in einem im ganzen preußischen Heer als Schreckensnest verschrieenen Krähwinkel der Provinz Posen. „Zum Rasen" sei es dort, so versicherte ein bekannter militärischer Spottvers. Zivil und Militär nach guter preußischer Sitte in zwei getrennten und ziemlich kühl gegeneinander gesinnten Lagern. Trauriger Mangel an bezaubernder Weiblichkeit. Zwei Gasthöfe, in denen das Bier schlecht und der Wein noch schlechter war. Unreinliche Bevölkerung. Sand, Rekrutendrill.

Heute saßen die Junggesellen des Regiments in dem kahlen, dreifenstrigen Zimmer, das mit zwei Nebenräumen das „Kasino" darstellte, dem Wirt des ersten Gasthauses von Krähwinkel für einen Jahrespreis abgemietet. Das Mittagessen war eben vorbei und erledigt bereits das übliche Raisonnement auf den Oekonomen, der den Offiziertisch nicht besser versorge als die Unteroffiziere in der Kantine. Bei der Zigarre saß man, und das Gespräch schleppte sich ziemlich schwerfällig hin.

„Montebelli!" sagte plötzlich einer mit unwillkürlich sich erhebender Stimme. „Das war damals, als das Konzert hier war und die Montebelli sang." Aber mit einem raschen Blick nach dem Tischältesten, dem Hauptmann Jürgemeyer, brach der Sprecher alsbald diskret ab.

Jawohl, die ihrerzeit hochgefeierte Montebelli war wirklich einmal in Krähwinkel gewesen. Das lag nun zwar zehn oder zwölf Jahre zurück, aber hierorts gab es sonst keine Kunstereignisse, und dies Faktum stärkte das dankbare Gedächtnis wunderbar. Daher stand jenes Konzert immer noch mit flammenden Lettern in der Ueberlieferung des Ortes verzeichnet.

Jürgemeyer schwieg. Er streckte die Beine von sich und lächelte wie in Gedanken verloren.

Es giebt Leute, die bedeutend aussehen, obwohl sie eigentlich nichts thun und sagen, was diesen Anschein rechtfertigt. Hauptmann Jürgemeyer gehörte zu ihnen. Zum Teil lag das wohl an seiner äußeren Erscheinung. Lang und hager, besaß er ein sehr charakteristisch geschnittenes Gesicht mit großer Nase, etwas schräg stehenden Brauen und dunkeln Augen.

Nicht immer hatte man ihn für den interessanten Schweiger gehalten wie heute. Schon gar nicht in seinen ersten Offizierjahren. Damals hatten die respektlosen Altersgenossen ihm hinter dem Rücken seinen Namen sogar in „Würgemeyer" verkehrt — der Mühsal wegen, mit der der wortkarge Mensch jeden Satz hervorzuquälen schien. Achselzuckend und ziemlich maliziös hatte man seine halb verschämte Schöngeisterei angesehen. Aber von dem Zeitpunkt an, als die Sache mit der Montebelli spielte und die Künstlerin die drei Tage in Krähwinkel geweilt hatte, war das anders geworden. Und heut galt die hohe geistige Bedeutung des Tischältesten längst als eine überlieferte Thatsache, wenn auch nach wie vor kein Mensch die Gedichte gesehen, die Hauptmann Jürgemeyer angeblich verfaßte, oder die Anfänge des litteraturgeschichtlichen Werkes erblickt hatte, das er seiner eignen flüchtigen Andeutung nach in späterer Zeit einmal herauszugeben gedachte.

Jürgemeyer stand auf, um sich zu empfehlen. Er ging immer bald fort, nachdem man seine Jugendliebe erwähnt hatte. Wie er da den Säbel einsteckte, die Mütze auf das schon spärliche Haar drückte und mit ein wenig krummen Knieen zur Thür schritt, da sah er recht alt und eigentlich wie ein Ueberständiger aus.

Ueberständig im Regiment – ja, das war er denn nun auch wirklich. Einer, der im Grunde schon nicht mehr hierher gehörte.

Sie sprachen davon, als er fort war.

„Er denkt wohl jetzt bald als Antwort auf sein Abschiedsgesuch den blauen Brief zu bekommen. Man kann's ihm nicht verübeln, daß er's satt hat. Ein Mann von dieser geistigen Begabung hier in Krähwinkel . . ."

„Und er möchte wohl auch vor dem Regimentsexerzieren fort von hier sein. Denn freilich — seine Compagnie! Die Majorsecke würde er jedenfalls nie überwinden."

„Na, seine Fähigkeiten liegen eben auf höheren Gebieten. Das wird die Welt vielleicht noch sehen. Und wenn nicht . . . Mancher behält seine geistigen Schätze eben lieber für sich. Eine geistige Potenz ist er deshalb doch."

„Wenn ich nur daran denke, wie die Montebelli da war! Ich, damals ein junger Dachs, habe es nie wieder vergessen. Jürgemeyer, dem sonst so wenig an Frauen gelegen war. Und nun diese blitzgleiche Freundschaft der großen Künstlerin! Das waren kongeniale Seelen, die sich fanden!"

„Warum ist denn aber weiter nichts daraus geworden?" fragte schüchtern ein junger Leutnant.

Ein Achselzucken des Premiers. „Das elende Geld wahrscheinlich. Sie hat freilich noch kein volles Jahr später einen andern geheiratet. Aber einerlei . . . Von uns allen hat von jenem Abend an niemand mehr bezweifelt, daß Jürgemeyer eine geistige Potenz ist."

*

Durch die holperigen Gassen und über den Marktplatz, zwischen dessen Pflaster das Gras wuchs, schlenderte der Hauptmann seiner Wohnung zu. Am Rathaus vorbei, wo Anna Montebelli damals gesungen hatte. Am Hause des Sanitätsrates

vorbei, wo sie damals gewohnt. Die beiden Fenster der Stube, in der er zuletzt mit ihr gesprochen hatte, sahen Jürgemeyer an wie alte Bekannte. Die wußten's, wie's damals gewesen war. Anders wahrhaftig, als manche glauben mochten, war's gewesen.

Eigentlich hatte immer so etwas wie ein Nebel über Jürgemeyers Leben gehangen. Ausgenommen die paar Knabenjahre, die er, nachdem er als kleiner Bub schon seine Eltern verloren, auf der Pacht seines Onkels im Riesengebirge unterm Kynast verbracht hatte. Mit zwölf Jahren war er dann zu einem Breslauer Oberlehrer in Pension gekommen und aufs Gymnasium. Dann auf die Presse. Dann in die Armee. Immer hatte er in kleinen Nestern der Provinz Posen gestanden. Erst in Gostin und in Schrimm. Dann bis heute in Krähwinkel. Recht viel graue Stunden hatte sein Dasein eigentlich gehabt, wenn man's genau betrachtete.

Aber zwei goldene Tage waren doch darin gewesen. Zwei goldene Tage. Blendend in Jubel und Liebe und famosem Größenwahn und tollen Träumen.

Zwei ganze Tage! Nicht mehr.

•

Damals, im August vor zwölf Jahren, war das neue Spital in Krähwinkel eben im Notwendigsten fertig geworden. Aber es fehlte noch allerlei an Ausstattung. Und deshalb faßten der „Werkthätige Frauenverein“ und die Geistlichkeit den kühnen Plan, durch ein öffentliches Konzert die Mittel zur Beschaffung des Fehlenden aufzubringen.

Die kaum dreißigjährige Sanitätsrätin — der alte Herr hatte als Witwer noch einmal geheiratet — verschwor sich, ihre ehemalige Institutsfreundin, die eben auf dem direkten Pfade zu allen Ruhmesgipfeln befindliche Sängerin Montebelli, herbeizucitieren, damit sie durch ihre Mitwirkung das Konzert hoch über das sonst erreichbare Niveau erhebe.

Anna Montebelli kam in der That und sang. Sie schützte keine Indisposition vor, und sie fand es nicht unter ihrer Würde, ihren jungen, aber schon klangvollen Künstlernamen auf einem Programm zu lesen, das sonst nur Dilettanten aufwies. Ohne Skrupel, frisch und unbefangen, wie ihr ganzes Wesen erschien, warf sie ihre Lieder in die geistige Armut der kleinen Stadt, wie die Königin Sonne goldene Ringe und Funkentänze wirft in das Wasser eines von grauen Mauern umgebenen traurig stillen Teiches.

Und wie sie da auf dem Podium stand, sah sie aus, als sei sie selbst so etwas wie eine sonnige Königin. Sie war um mehrere Jahre jünger als ihre Freundin, bei der sie zu Gast weilte, also etwa in der Mitte der Zwanziger. Groß und biegsam. Von blondem Kraushaar umgeben, blühte ihr rosiges Gesicht, in dem ein leiser Zug von Selbstbewußtsein sich mit dem Lachen eines frohen Kindes mischte. Dazu die schönsten Zähne, und über blanken Augen von Haselnußfarbe ein paar starke, energische Brauen.

Die Künstlerin trug ein Kleid von gelber Seide, desgleichen man in Krähwinkel noch nie gesehen hatte, und der Faltenwurf ihrer langen Schleppe verursachte den anwesenden Schneiderinnen des Städtchens lebhaftes Kopfzerbrechen.

Ihre Stimme war prangend jung wie die ganze Erscheinung. Ihre Kunst war von der Hauptstadt bereits anerkannt. Also wie sollte Krähwinkel denn ein andres thun!

Der Saal war sehr voll. Das Auftreten der Montebelli hatte einen Ansturm auf die Kasse erregt, der den Konzertvorstand bewog, noch zwei weitere Stuhlreihen für „ersten Platz“ zu erklären und pro Sitz mit bar einer Mark und fünfzig Pfennigen zu berechnen. Ganz Krähwinkel, soweit es zählte, war versammelt, und zweihundert staunende Augen und andächtige Ohren hefteten sich auf die Sängerin.

Die Junggesellen des Offiziercorps standen an der Saalwand längs des schmalen Ganges, auf dem man zu den vorderen Sitzreihen gelangte. Von hier aus hatte man nämlich die beste Aussicht auf das Podium. Auch Leutnant Jürgemeyer, damals also noch um zwölf Jahre jünger, mit vollerem Scheitel und von eleganterer Taille, stand da, sah bedeutend aus und wandte kein Auge von der Künstlerin.

Am zweitnächsten Tage nach dem Konzert nutzten Sanitätsrats den Glanz, der in ihre Hallen gekommen war, aus, indem sie eine Gesellschaft gaben und so einem bevorzugten Kreise die Künstlerin nochmals privatim vorführten. Es war eine Gesellschaft, so gut man sie in Krähwinkel nur irgend haben konnte. Die großen Petroleumlampen der Sanitätsrätin brannten tadellos, und das Essen — ein übrigens vortrefflicher Kalbsbraten mit den üblichen Eingangs- und Beschlußgerichten — war auf zehn Uhr bestellt, damit man vorher etwas Musik haben konnte.

Unterdessen saßen die älteren Damen dem Range nach geordnet auf dem Ripssofa und den zugehörigen Sesseln in der besten Stube, wo auch das Klavier stand. Und gute, unverwöhnte Menschen staunten den schönen Gast des Städtchens bewundernd an. Die alten Herren verließen immer wieder ihre Spieltische und traten in die offene Thür, um besser sehen und hören zu können. Die Tochter des Majors deutete es nicht einmal übel, daß sie heute nicht auf ihre Kosten kam. Die Leutnants und der unverheiratete Hauptmann nahmen großstädtische Manieren an und umdrängten die Künstlerin wie einen Star.

Und in ihrem weißen Kleide mit den Rosen war sie wirklich wie das Urbild eines Star. So etwas Strahlendes ging von ihr aus. Und dabei immer diese superbe Haltung, die an Huldigung gewöhnt war und sie mit heiterer Selbstverständlichkeit entgegennahm. Ueberquellend von Blüte, Kraft und Talent und von warmer Daseinsfreude erschien das ganze Mädchen.

Ihre braunen Augen strahlten am meisten, wenn Anna Montebelli mit Jürgemeyer sprach. Und sie sprachen recht viel miteinander. Er, der sonst so Schweigsame, Ungelenke, nahm die Umworbene am allermeisten in Beschlag.

Sie hatten in der Unterhaltung Berührungspunkte. Durch Agnetendorf im Riesengebirge, wo Jürgemeyer bei seinem Pflegevater die Knabenjahre verbracht hatte und wohin er noch jetzt, obwohl seine Verwandten und nahen Freunde dort alle gestorben oder fortgezogen waren, mit treuer Anhänglichkeit zurückdachte. Anna Montebelli war schon zweimal in Agnetendorf gewesen, zuerst im vergangenen Winter mit Bekannten zur Hörnerschlittenfahrt, dann jetzt von Pfingsten ab bis vor nun sechs Wochen als Sommergast.

Sie schwärmten zusammen ein Duo. Der Offizier im roten Kragen, angelegentlich vorgebeugt den Blick der Dame suchend, mit seinem dunkeln, immer ein wenig tremolierenden Organ. Die weißgekleidete Sängerin mit allem Schmelz ihrer auch beim Sprechen entzückenden Stimme.

O Agnetendorf! O Krummhübel! O Hörnerschlittenfahrt! Zacken und Schneekoppe! Triften im Morgentau und Abendrot. O Riesengebirge im Winter, im Frühling, im Sommer!

Wenn Jürgemeyer aus seiner wilden Jungenzeit beinahe jeden Stein in und um Agnetendorf und Petersdorf, einschließlich des Kynast und der Bismarckhöhe kannte, so mußte auch das Fräulein die Zeit dort fleißig zum Spazierengehen angewendet haben. Es wußte nicht nur die Touristenstraßen, sondern auch allerlei selten von Menschen betretene, aber desto schönere Wege. Bergpfade, zwischen Bäumen und Gestrüpp von Hang zu Hang laufend. Schmale Waldstege, die Biegungen der Chaussee abschneidend. Die besten Wunderwinkel der Einsamkeit schien Anna Montebelli mit seltenem Finderblicke aufgespürt zu haben.

„Da oben auf der Bergwiese habe ich als Junge oft gelegen, Indianergeschichten gelesen oder Schmetterlinge gefangen," sprach Jürgemeyer. „Die allerschönsten Falter gab es da, Trauermäntel und Admirale. Ah, der Duft, wenn da oben das Gras blühte in langen, befiederten Rispen, und erst recht, wenn es nachher gemäht war und die Heuhaufen sich türmten. Und jeden Abend traten die Rehe heraus auf die Lichtung."

„Und ein bißchen weiter oben, wo die Quelle entspringt und die Birkenzweige drüber hängen, da ist eine Stelle, wo man halbe Tage ausruhen und verträumen kann," setzte Anna Montebelli hinzu.

Sie fanden wider Erwarten, daß sie auch noch gemeinsame menschliche Bekannte in Agnetendorf hatten, Leute, die in Jürgemeyers Knabenjahren schon dort gewesen waren. Der Pastor emeritus, den man täglich um dieselbe Stunde auf der Promenade sah, hatte ihm einst Religionsunterricht gegeben. Der Gastwirt im „Goldenen Hecht"! Die mit ihrem Korbe von Haus zu Haus ziehende alte Kuchenfrau, von der der Junge sich jeden Sonntag „für 'n Sechser Waffeln" gekauft hatte —, sie stand übrigens in dem Ruf, daß sie auch allerlei diplomatische Botschaften, rosa Briefchen und Blumensendungen zwischen der männlichen und weiblichen Jugend der Kurgäste vermittelte. Der lahme Tischler, der vom Verschönerungsverein beauftragt war, die Bänke an den Aussichtspunkten in stand und Ordnung zu halten, und der mit Axt und Säge immer gerade dort erschien, wo man seine Anwesenheit eben nicht wünschte. Zum Beispiel, wenn Jürgemeyer Pflaumen gestohlen hatte, dann war der Alte jedesmal aufgetaucht und hatte mit wilden Flüchen geschworen, daß er's anzeigen werde.

Es war, als schlinge die gemeinsame Anhänglichkeit an das Bergdorf ein Band um den Offizier und das Fräulein. Sie standen sich gegenüber nicht wie Menschen, die heut zum erstenmal miteinander redeten. Jürgemeyer ging das Herz auf. Fernes Kindheitsparadies, das Beste auf Erden! Ihr paar goldenen dummen Jugendjahre, ehe das nüchterne Leben beginnt, das einen schließlich auf den Sand von Krähwinkel wirft! Der Verschlossene, Steife wurde beredt. Er sprach zu dem schönen Mädchen wie zu einem Freunde. Er fand packende Bilder, blitzende Wendungen, die ihn selbst erstaunten. Und angeregt und belebt, wie er war, sah er hübsch und stattlich aus, als sei er ein ganz andrer als der mundfaule Jürgemeyer von sonst, der Griesgram, das verkannte Genie.

Die Leutnants, von weitem nur Bruchstücke der Unterhaltung des Kameraden mit dem „Star" auffangend, stießen sich gegenseitig an. Das hatte ja kein Mensch bis dato gewußt, daß Jürgemeyer solch ein verfluchter Schwerenöter war! Der konnte also doch noch mehr als Gedichte in der Tischlade verschlossen halten und, nach den Wolken äugelnd, sich auf dem Pflaster die Nase brechen.

Zwei alte Damen nickten einander verständnisvoll zu.

Auch die Sängerin ward eine andre, je länger ihre immer wieder von neuem sich anspinnende Unterhaltung mit Jürgemeyer dauerte. Zu Anfang hatte sie ihm, ohne ihre ruhige Ueberlegenheit zu verlieren, nur volle Blicke gespendet, wie keinem von den andern. Dann, als er im Laufe des Abends wieder und wieder auf seine Knabenzeit zurückkam und weich dabei wurde und sehnsuchtsvoll wehmütig, schien sich in ihr ein Quell der Sympathie zu erschließen. Mit herzlicher Teilnahme schaute sie ihn an. Auch das lachend trotzige Temperament, das zuweilen zwischen ihren feinen Brauen gewettert hatte, schwand immer mehr dahin. Eine Weiche, eine hinträumende Wärme schien sie zu überkommen, indem sie ihm zuhörte oder antwortete. Eine lächelnde Befangenheit, die um den schönen Mund kam und ging. Nicht mehr wie eine berühmte Künstlerin, nein, wie ein süßverwirrtes Mädchen sah Anna Montebelli jetzt aus. Ihre Lider wollten sich manchmal heben und senkten sich auf halbem Wege wie in Scheu und als hätten sie ein holdes Geheimnis zu hüten. Manchmal war es gar, als hielten sie einen aus bangem und jubelndem Herzen aufsteigenden Seufzer zurück.

Und als Jürgemeyer den lahmen Tischler erwähnte, da hatte Anna Montebelli plötzlich und ohne sichtbare Ursache feuchte Augen.

Sie sollte etwas singen. Man bestürmte sie darum. Indem sie den dringenden Bitten nachkam, war sie wieder ganz die sichere, gefeierte Künstlerin. Um dieses Lied bat man sie und um jenes. Ein halbes Dutzend Stimmen riefen durcheinander. Sie suchte aus dem Stoß Noten auf dem Klavier ein Blatt heraus und erklärte lächelnd, daß sie selbst die Auswahl getroffen habe. Man schwieg sogleich, man verstummte vor ihrem Willen. Das Lampenlicht brach sich in den roten und grünen Steinen der Ringe an ihrer Hand, die das Notenblatt hielt.

Unerwartet wandte sie sich zu Jürgemeyer, der, im Begriff, sich zurückzuziehen, noch hinter ihr stand, indes die andern sich bereits in einen entfernten Halbkreis scharten und durch das Aufsuchen der Plätze einiges Geräusch stattfand. Und während die Ueberraschung ihm durch Mark und Bein fuhr, sagte sie, nur ihm verständlich, mit einem großen Blick ihrer seelenvollen Augen: „Das sing' ich für Sie. Denken Sie an Agnetendorf!"

„Es blinkt der Tau in den Gräsern der Nacht ..."

Das war der ganze Rubinstein, den sie da sang mit überquellendem Wohllaut, mit ersterbender Inbrunst, mit Schauern der Andacht und des



Erprobung des neuen Infanteriegewehrs an Pferdekadavern
Zeichnung von Adolf Wald

Entzückens. Nachtduft auf der Wiese, bleiche Mondesstrahlen und ... „am Arm seine zitternde Liebe“. Nachtüberdunkelt, in silbernen Nebeln tauchten alle Bergmatten von Agnetendorf vor Jürgemeyer auf und tanzten durcheinander.

Beifall erschallte. Die Künstlerin sollte fortfahren. Und wieder wurden verschiedene Wünsche laut. Dies Lied! Nein, das ...

Jürgemeyer drängte sich ungestüm zu ihr heran. Ihm schien, als drücke der hohe Kragen ihm die Kehle zusammen, und er wunderte sich selbst, wie beherrscht es dessenungeachtet klang, als er ihr die verwegene Bitte zuflüsterte:

„Singen Sie etwas ganz aus Ihrem Selbst heraus! Ganz, wie es Ihnen in diesem Augenblicke zu Mute ist!“

Sie wich seinem Blicke aus. Aber ihr Nicken antwortete ihm und bejahte. Während sie ein Notenheft aufschlug, schaute sie ernst und wie ergriffen darein. Und im seltsamen Gegensatz dazu erklang, was sie nun ihren Hörern schenkte.

Was Herzliches, Volksliedhaftes war es. Etwas, das in kurzen, einfachen Zeilen jubilierte, am Schlusse immer und immer wiederholend:

„Frühling ist da — Frühling ist da — Frühling ist da — ist da!“

Einige von den ältesten Herrschaften waren ganz aus dem Häuschen vor Begeisterung. Sie vertieften sich in ihre eignen musikalischen Erinnerungen und nannten sich gegenseitig ihre Lieblingsmelodien. Besonders eins — etwas altmodisch war's freilich — Curschmanns „Wach auf, du goldnes Morgenrot.“ Reizend das! Nein, wirklich reizend! Eine ganz alte Dame mit weißen Löckchen unter ihrer Spitzenhaube fragte Anna Montebelli mit zitteriger Stimme, ob sie das nicht vortragen könne.

Die Künstlerin sah auf die Noten. „Aber das ist eigentlich für einen Herrn zu singen! Für einen Tenor!“ sagte sie. Tausend Schelme saßen ihr mit einem Male in den Grübchen von Kinn und Wangen. Dann kam sie rasch zum Entschluß. Mit einem lachenden, vertrauten Blick sah sie zu Jürgemeyer hinüber, als wolle sie ihm etwas künden.

Dann sang sie wirklich:

> „Wach auf, du goldnes Morgenrot,
> Und grüße meine Braut,
> Daß sie des Himmels Seligkeit
> In Rosenwölkchen schaut.
>
> Ihr Frühlingslüftchen weht zu ihr,
> Ihr Engelsköpfchen fliegt,
> Daß ihr die Welt, wenn sie erwacht,
> In Rosenschimmer liegt.“

Das schmetterte sie, und so hell, so froh, so unbekümmert that sie es, daß wirklich nicht nur der Salon des Sanitätsrats, sondern die ganze Welt in Rosenwölkchen zu liegen schien ... wie es in der guten alten Zeit Mode gewesen war, wenn der Jüngling seiner Erwählten solchen Morgengruß sang.

Und immer ihn anstrahlend, anlachend dabei ... ihn, Jürgemeyer! Braut! Braut! Himmelsseligkeit und Braut!

Träumte Jürgemeyer? Er hatte Lust, sich in den Arm zu kneifen oder ins Bein zu zwicken, um sich zu überzeugen, daß kein gaukelnder Schlummer ihm ein Phantasiebild vortäusche. Und da dies nicht anging, starrte er wie entgeistert auf die Singende, als sollte sie ihm das holde Rätsel lösen. Aber bei der allerletzten Zeile überkam es Anna Montebelli, was sie eben gemacht und gewagt hatte, und sie wurde über und über rot.

Die dunkle Glut auf ihren Wangen vertiefte sich, als Jürgemeyer zu ihr herantrat. Das Mädchen sah den Offizier jetzt überhaupt nicht mehr an. Dann begann das Souper, und die beiden wurden getrennt. Auch nachher gelang es dem erst so Bevorzugten nicht mehr, ein ungestörtes Wort mit der Sängerin zu reden, so sehr er sich auch darum bemühte. Sie wußte es geschickt immer so einzurichten, daß noch andre mit ins Gespräch gezogen wurden. Sogar beim Fortgehen erhielt Jürgemeyer keinen Blick mehr von ihr. Halb abgewandt reichte sie ihm nur mit einem starken, verstohlenen Druck zum Abschied die Hand.

Die nächsten beiden Tage sahen Anna Montebelli nicht in Krähwinkel. Sie war, von der Sanitätsrätin begleitet, nach Posen gefahren, wo sie in einem Kirchenkonzert mitwirkte. Aber die Freundin brachte sie dann im Triumph noch einmal auf achtundvierzig Stunden ins Städtchen zurück.

In diesen Tagen schwebte über Krähwinkel eine unendliche Gehobenheit. Die Melancholie des kleinen Ortes war plötzlich verschwunden. Ueberall freudige Aufregung ob der großen Dinge, die soeben stattgefunden hatten. Und die Fülle interessanten Gesprächsstoffes! Das Konzert und die Sängerin! Die Sängerin und das Konzert! Und — Jürgemeyer!

Dies letztere Thema, von den Teilnehmern an der Gesellschaft beim Sanitätsrat zuerst angeschlagen, verbreitete sich rasch und flog durch das ganze Städtchen, wenn es auch nur ganz diskret mit zwinkernden Augen hin und her getuschelt wurde. Es konnte ja dem Betroffenen selbst wieder zu Ohren kommen! War's möglich? Jürgemeyer! Jedem war's aufgefallen, in welch herzlicher Weise der Offizier von der Sängerin ausgezeichnet worden war. Von der entzückenden, silberstimmigen Sängerin, um derentwillen Krähwinkel sich zurzeit beinah als Kunststadt vorkam und auf die sich gegenwärtig die Begeisterungsfähigkeit aller Gebildeten im Ort konzentrierte. Man kombinierte sogleich die gefühlvollsten Romane.

Nur einer war von der allgemeinen freudigen Harmonie nicht erfüllt: Jürgemeyer. Wilder Aufruhr war in ihm; immer sah er das süße Mädchen vor sich, wie es mit strahlenden Augen, mit über rote Lippen perlenden Tönen einen Wirbel der Ueberraschung und des Glückes in ihm hervorgezaubert hatte. Er faßte sich an den Kopf. Jetzt, wo er sich's ungestört gestatten konnte, kniff er sich wirklich ins Bein. War's möglich? Konnte das möglich sein? Er dachte nach, bis ihm das Hirn zu platzen drohte. Er rang mit sich: er wollte sich nichts vorlügen.

Als der Abend des folgenden Tages gekommen war, ging er auf die Bude seines besten Freundes, des rotblonden Premiers. Der war dann im nächsten Jahre weggekommen in ein lothringisches Regiment. Fortgestrichen aus Jürgemeyers Leben auch der. Selbst die Korrespondenz war nach und nach eingeschlafen zwischen den beiden guten Kameraden. Wie das so geht. Bei diesem Freunde saß Jürgemeyer, nachdem er „Guten Abend“ gesagt hatte, zunächst beinahe eine halbe Stunde schweigend. Dann sprach er dumpf: „Du weißt, was ich dich fragen wollte. Sag mir deine Ansicht.“

Und der andre erwiderte ebenso feierlich: „Wenn das keine Aufforderung war —"

Dann redeten sie hin und her über die praktischen Fragen der Zukunft, ohne daß Anna Montebellis Name nur ein einziges Mal zwischen ihnen ausgesprochen worden wäre. Aber sie wußten natürlich beide: es ging um diese. Die Kaution zum Heiraten besaß Jürgemeyer nicht. Bis dahin langten seine Zinsen nicht hin. „Sie" hatte die Kaution jedenfalls auch nicht. Auch würde „sie" sich wohl dafür bedanken, das bescheidene Los einer armen Offiziersfrau zu wählen. Man konnte das auch kaum von ihr verlangen. Also dann Abschied vom Militär nehmen! Na — von dem Kommiß hatte Jürgemeyer ohnehin ziemlich genug. Er war nun einmal eigentlich nicht zum Soldaten geboren. Und sein kleines Vermögen, das wollte er „ihr" dann zu Füßen legen. Für die Anfangsjahre ihrer Künstlerschaft konnte sie es am Ende doch brauchen. Und er? Womit er sich beschäftigen wollte? Nun, zunächst natürlich für „sie" all die geschäftlichen Umständlichkeiten besorgen, die mit ihrem Beruf zusammenhingen. Und dann (hier wurde Jürgemeyer etwas verschämt) — nun, und dann außerdem vielleicht unter die Schriftsteller gehen. Der Gedanke hatte ihm ja schon früher nahegelegen.

Durch die sternenhelle Sommernacht wanderte der lange Offizier den heimischen Penaten zu. Wieder dachte er: „Herrgott, wenn das möglich wäre!" Diese andre Zukunft vor ihm — so sehr anders als die grauen Tage, die ihm bisher verstrichen waren. Diese andre Zukunft, vergoldet von Kunst — von Ruhm — von Liebe!

Dies Mädchen! Die prächtige Wärme, mit der sie sein Bestes, Innigstes hervorsprudelte, hervorjauchzte! Ja, kühn war sie gewesen. Anbetungswürdig kühn in ihrem feurigen Temperament und ihrem stolzen Selbstbewußtsein! Aber segne dir Gott deinen Mut, Anna Montebelli! Hätte Jürgemeyer sonst jemals annehmen können, daß sie, die Ruhmumgebene, ihn erwählt und erkoren habe, der bisher als ein unbedeutender Leutnant nur im Verborgenen geblüht!

Denn die Beobachtung hatte sich ihm nicht entzogen, daß seinen verschwiegen in der Tischschublade ruhenden Versen etwelche Mängel anhafteten, und bis auf den heutigen Tag war er noch nie ganz sicher gewesen, ob denn nun wirklich etwas Besonderes an ihm sei. Jetzt freilich, da Anna Montebellis Lächeln ihn begnadigt hatte, war in ihm ein bergeversetzender Glaube an sich selbst.

Dann wieder sank das Thermometer seiner Hoffnungen unter Null, und so schwankte er die zwei Tage bis zur Rückkunft seines Idols zwischen Jubel und Verzweiflung. Zuletzt warf er mit mannhaftem Entschluß alle Befürchtungen von sich. Er wollte sich keine schweren Gedanken machen: er wollte für alle Seligkeit gerüstet sein.

Und so, in dieser etwas krampfhaften Zuversicht wanderte Jürgemeyer an einem strahlenden Mittag Schlag zwölf Uhr zu Sanitätsrats und ließ sich bei Anna Montebelli melden. Fatal, solch eine lange, mit „hochverehrtes gnädiges Fräulein" beginnende und mit der bewußten ersterbenden Anfrage schließende Rede, wenn einen zwei glänzende Augen immer aus dem Text bringen und wenn solch ein liebes Wesen im ganz prall und eng sitzenden grauen Hauskleide einen soeben mit verwirrender Freundlichkeit begrüßt hat! Jürgemeyer verlor fast den Faden. Und er hatte seine Rede doch so fleißig memoriert! Die halbe Nacht hindurch, und dann heut früh um sieben Uhr, als er, kaum den Kaffee im Magen, zu seinen Rekruten stürzte, und dann ein letztes Mal noch auf dem Wege hierher. Er half sich schließlich, indem er gar nicht mehr auf Anna Montebelli, sondern auf seine Stiefelspitzen und auf seine Handschuhe blickte, während er seine Rede zu Ende haspelte. Er war eben wirklich ein bißchen ungewandt und des Verkehrs mit Frauen nicht gewohnt, der gute Jürgemeyer. Ein andrer hätte die grenzenlose Betroffenheit des Gegenüber, die flehend Einhalt heischenden Gebärden längst bemerkt und danach seine Taktik eingerichtet und die hochnotpeinliche Frage gar nicht erst zu Ende gebracht.

Aber Jürgemeyer redete und redete. Und als er ausgeredet hatte, sah er auch noch nicht einmal auf, sondern die befangene Erwartung packte ihn dermaßen, daß er nun erst recht auf seine schwarzblanken Stiefeln blickte. Der Halskragen war ihm wieder einmal zu eng, und auf seinem Gesicht stand deutlich geschrieben: „Nun, Schicksal, laß kommen, was da kommen muß!"

„Ach! —" sagte die Sängerin.

Und dann nach einer Pause: „Sie? — — —"

Und dann: „Mich! — — —"

Und dann crescendo: „Aber ich kann mich doch nicht mit Ihnen verloben! Aber ich bin ja verlobt! In Agnetendorf habe ich mich verlobt, vor sechs Wochen. Noch ist es heimlich. Auf der Hörnerschlittenfahrt haben wir uns kennen gelernt. Und dann korrespondiert. Und jetzt im Sommer uns wieder dort getroffen und uns da miteinander versprochen. Aber kein Mensch soll es noch wissen, bis er eine ausreichende Existenz hat. Ein Kreisphysikat. Oder vielleicht auch eine Stelle als Oberarzt an einem großstädtischen Krankenhause. Er ist nämlich Mediziner. Schon sechsunddreißig Jahre alt. Solch einen langen, blonden Bart hat er! Und noch einen halben Kopf größer wie Sie! Es drückt, es drückt mir manchmal fast das Herz ab: dieser Frühling, dies Blühen in mir ... und keinem darf ich's sagen! Und weil Sie Agnetendorf doch kennen. Die alte Botenfrau, die uns die ersten Briefchen übermittelt hat! Den lahmen Tischler, der vor uns auftauchte gerade, als wir uns verlobten! Die Wege, die wir gegangen sind. Ich weiß nicht, wie es kam: mir war, als seien Sie im Vertrauen, als müßten Sie mir alles angemerkt haben. Wie ein sehr guter Freund waren Sie mir ..."

Jürgemeyer sah aus wie einer, der etwas peinlich Unerwartetes vernommen hat. Es ging ihr nahe. Fast fing sie an zu weinen. Sie zog ihr Taschentuch heraus und ballte es in zitternder Hand zusammen. Wie ein Kind maulte sie: „O Gott! Was habe ich gethan! Grausam und thöricht Hoffnungen erweckt! Aber daß Sie mich so mißverstehen konnten ... Daß Sie meine Lieder auf sich beziehen würden! Wie konnte ... wie konnte ich das ahnen!"

Und wie die unausgesprochene Klage sie eben bewegt hatte, so bäumte sie sich jetzt auf gegen den Vorwurf, den doch niemand laut werden ließ. Hoch richtete sie sich empor, ihre Lippen schürzten sich im Selbstgefühl der Künstlerin, leidenschaftlich flammte sie auf: „Für einen Menschen muß ich immer besonders singen. Sonst wird's nichts. Für

wen denn sonst? Für den Tisch? Den Stuhl? Die Wand? Für das gleichgültige Gesellschaftsgesindel? Einer muß immer da sein, von dem ich denken kann: du verstehst mich, jetzt sing' ich für dich!"

Nun weinte sie wirklich. Große Perlen hingen an ihren langen Wimpern. Nach dem heftigen Ausbruch überwältigte der Selbstvorwurf sie verdoppelt. Sie klagte sich an: „O Gott, was habe ich Unkluges gemacht! Immer geht irgend etwas mit mir durch! Immer handle ich so unüberlegt!"

So spielte sie ihr ganzes Temperament — ihr feuriges Künstlerblut, ihr weiches Fühlen, ihr rasches, gutes, prachtvolles Herz — vor Jürgemeyer herunter wie eine Rolle. Ja, wie sie sich hier gab, das war sie! So klug, so talentvoll, so ungestüm — und so kindisch lieb dabei. Und weil sie so war, hatte Jürgemeyer sein Herz an sie verloren. Es war wohl recht grausam von ihr, ihm das alles noch einmal so deutlich vorzuführen, gerade in dem Moment, der ihm das Entsagen brachte! Er hielt es endlich nicht mehr aus. Sie war noch mitten im Reden, da stand er auf, nahm schweigend die Hacken zusammen und verbeugte sich zum Abschied.

Stockend kam sie auf ihn zu. Sie reichte ihm ihre beiden Hände, ihre braunen Augen sahen ihn in Thränen schwimmend an, als flehten sie um Verzeihung, daß ihm wehe gethan wurde. „Lieber Mensch, Sie!" sagte Anna Montebelli mit vor Rührung unsicherer Stimme. Und dann, als sie den Unglücklichen so geschlagen vor sich stehen sah, spielte ihr unbedachtes Herz ihr noch einen phänomenalen Streich. (Gott mochte wissen, wie sie sich mit ihrem Verlobten später darüber auseinandergesetzt hatte. Gestanden hatte ihre Ehrlichkeit es diesem berufenen Richter gewiß.) Sie hob sich auf die Zehen, und ehe der Leutnant sich's versah, fühlte er auf seinem Munde den flüchtigen Hauch von zwei weichen, holden Lippen.

Ehe er sich's versah, schoben ihn dann allerdings auch zwei schlanke feste Hände auf den Flur, und er konnte die Thür von draußen zumachen.

Jürgemeyer war den ganzen Tag in einer unbeschreiblichen Seelenverfassung. Wie vor den Kopf geschlagen war er. Es that doch weh, solch ein Zusammenbruch des kühnsten Luftschlosses! Am Abend — er hatte eben noch wortkarg im Kameradenkreise gesessen — packte ihn plötzlich eine lautlose Wut. Sich so selbst düpiert zu haben! So hereingefallen zu sein! Ach was ... sich betrinken! In irgendwelchem Alkohol die ganze Geschichte ersäufen! Und er würde das wohl wirklich gethan und seinem „Roman" so ein unwürdiges Ende bereitet haben, hätte er nicht auf seinem Munde immer noch den raschen Druck der zwei weichen Lippen gespürt. Da brachte er's doch nicht fertig, das so schmählich hinwegzuspülen. Er ließ den Rotspon und bestellte sich statt dessen zwei Flaschen Selters.

Dann war Anna Montebelli abgereist. Und Jürgemeyer blieb zurück in Krähwinkel ... und Krähwinkel erschien ihm eben auch nicht reizvoller als ehedem.

*

Das war sein „Roman" gewesen. Dadurch hatte er für den Kreis, in dem sein Leben sich fortspann, den Ruhm und das Ansehen eines Mannes von genialem, wenn auch wortkarg verschlossenen Geist erworben und behalten!

Das war also nun zwölf Jahre her. Und der Hauptmann erwartete jetzt die Genehmigung seines Abschiedsgesuches, das er vor drei Wochen eingereicht hatte, damit die Geschichte erledigt war, bevor die Regimentsexerzieren begannen. So vorm Abschluß seiner Krähwinkler Jahre war's wohl begreiflich, daß alles noch einmal an ihm vorüberzog, was er hier erlebt hatte. Auch jene Episode mit seinem „Roman".

Er dachte jetzt an jene fernen Tage zurück — wie man eben an Jugendträume zurückdenkt, nachdem sie vergangen sind.

Im Grunde war's gut, wie es gekommen war. Sie hatte doch ein verteufeltes Temperament gehabt, Anna Montebelli. Wenn er nur an den Augenblick dachte in dem sie ihm ihr „Für einen muß ich immer singen!" entgegengeschmettert hatte. Dies Feuer, diese packende Energie des Ausdrucks! Prachtvoll damals! Aber wenn sich, wie das im ehelichen Leben vorkommen kann, dies Feuer, diese packende Energie in Ungeduld und übler Laune gegen einen selbst richtete ... Und ob einem das auf die Dauer wirklich immer zugesagt haben würde, der Mann einer solch glutvollen, verwöhnten Künstlerin zu sein ... und sonst bloß noch Leutnant a. D. und weiter gar nichts.

Na — und dann die pekuniäre Seite. Da hätte es vielleicht auch nicht so geklappt, wie er es sich dazumal dachte! Im Grunde ist alles immer gut, wie es kommt. Von welchem Standpunkt aus man es eben ansieht ...

Wie Jürgemeyer gelegentlich gehört hatte, war Anna Montebellis künstlerische Laufbahn nicht ganz so leuchtend emporgestiegen, als man es zu Anfang prophezeit. Da ihr Bräutigam rascher, als erwartet, zu einer auskömmlichen Praxis gelangte, hatte das Paar damals bald geheiratet. So war aus dem Bühnenauftreten der Montebelli nichts geworden. Als Frau hatte sie dann einige Jahre als Stern ersten Ranges am Konzerthimmel geglänzt. Das war aber auch vorbei. Man sagte, sie sei zu stark geworden, um noch viel vor der Oeffentlichkeit auftreten zu wollen. Sie lebte jetzt in Berlin in glücklicher Ehe, hatte vier Kinder und war als Gesanglehrerin viel gesucht und in den besten musikalischen Kreisen eine anerkannte Persönlichkeit.

Jürgemeyer sah sie im Geist vor sich, wie sie damals gewesen, als er durch einige Tage so blind beseligt und trunken war um sie, die stolze Maid mit den blanken Augen. Und er dachte, daß er sie wohl in der kurzen Zeit ihrer schönsten Blüte gekannt habe. Weder vorher noch später mochte sie je so berauschend gewesen sein wie in den paar Wochen vor der Veröffentlichung ihrer Verlobung, im Glühen und Beben ihres noch verstohlenen Glückes, in dem verhaltenen Jubel, bald vor aller Welt die Braut des geliebten Mannes zu sein.

„Knalleffekte der Natur," sagt Schopenhauer. Es hatte wohl jede schöne Frau solch eine, ach leider sehr vergängliche allerschönste Blüte, die sie niemals wieder erreichte. Und Jürgemeyer erschien es in seinen Gedanken nun doch wie ein Stück persönlichen Besitzes von ihr, daß er seine Jugendangebetete gerade in jener kurzen Zeit ihrer allerschönsten Blüte gekannt hatte.

Wenn er nun Krähwinkel verließ, dann war der Hauptmann entschlossen, sich seine Ruhejahre recht behaglich einzurichten. Nicht etwa heiraten, bewahre! Ein so eingefleischter Hagestolz wie er! Daran hatte er überhaupt nur jenes bewußte einzige



Nach einer photogr. Aufnahme von F. und O. Brockmann's Nachf., R. Tamme in Dresden

Die Ruhe auf der Flucht nach Aegypten. Von Lucas Cranach

Angekauft für die kgl. Gemäldegalerie in Berlin (Text Seite 472)

Mal im Leben ernsthaft gedacht. Aber in irgend einem mit der Bahn leicht zu erreichenden Vorort von Breslau eine nette kleine Junggesellenwohnung mieten, zu der ein Stück Gartenland gehörte, und eine Glasveranda, um im Winter darin Blumen zu pflegen. Seine Pension und seine Zinsen zusammengerechnet, konnte er sich das alles erlauben.

Das Versemachen hatte Jürgemeyer schon vor zwölf Jahren verschworen. Und was sein zu jener Zeit eben begonnenes litterarhistorisches Werk anbelangte, so wußte er ja, daß es nie über den Einleitungssatz des ersten Kapitels hinausgekommen war und hinauskommen würde.

Dazu hatte seine innere Poesie nicht gelangt, daß er ein Eigner wurde. Aber dafür langte sie ihm, um eine unsinnige Freude an der Natur im großen und kleinen zu haben. Und auch an der Poesie andrer Leute. An den Klassikern, Schiller und Goethe und Shakespeare. Auch an Dickens und Jean Paul. Kleine Freuden des Lebens, die, zählt man ihre Summe zusammen, doch dessen größten Wert ausmachen! Wenigstens für die Mehrzahl der Menschen thun sie das.

Also, wenn sein Abschied heraus war, dann wollte Jürgemeyer zunächst seine ungewohnte Freiheit feiern, indem er von Hirschberg aus eine Touristenwanderung über den Kamm des Riesengebirges machte. Bis nach Böhmen, nach Reinerz und Cudowa.

Nach Agnetendorf wollte er aber dabei nicht hineinschauen. Nee! Noch heute mochte er Agnetendorf nicht wiedersehen. Er war nie mehr dort gewesen seit seinem „Roman“ mit Anna Montebelli.

Und dann nach der Kammwanderung also die Junggesellenwohnung mit der Glasveranda. In der letzteren gedachte Jürgemeyer während des Winters besonders Treibzwiebeln zu hegen. Gleich heute wollte er einige Zeichnungen entwerfen, nach denen der Tischler später Gestelle für all die Töpfe machen würde. Hellgrün lackiert sollten diese Gestelle werden. Und ein kleiner Petroleumofen kam dann selbstverständlich ebenfalls in den Treibraum hinein.

Uebrigens mußte in der Nähe des Ortes auch eine Jagd zu pachten sein, damit man gelegentlich einen Bock schießen konnte!

Das malte Jürgemeyer sich alles aus. Und darauf freute er sich so, daß ihm unversehens für heut und lange Zeit seine Jugendstürme wieder einmal endgültig aus dem Gedächtnis verschwanden.

Winterschlaf

Von

Th. Haller

Nicht nur die Pflanzenwelt, sondern ebenso sehr die Tierwelt zwingt die winterliche Jahreszeit unter ihr Joch. Sie nötigt einen Teil zum Abzug nach dem Süden und treibt einen andern in die unterirdischen Wohnungen und schützenden Verstecke, um hier die Ankunft des sonnendurchfluteten Lenzes zu erwarten. Die Wanderung der gefiederten Scharen ist wunderbar, noch mehr aber ist es der Rückzug jener zahlreichen Tierklassen, die sich in den Winterschlaf begeben. Denn während die Vögel an den Zufluchtsstätten der warmen Länder im wesentlichen denselben Daseinsfaktoren unterworfen sind wie in der verlassenen Heimat, geraten die Winterschläfer unter völlig abweichende Bedingungen und verfallen in einen Zustand, der als eine Mittelstufe angesehen werden darf zwischen Leben und Tod.

Unter den warmblütigen Tieren sind die Hauptvertreter der Winterschläfer der braune Bär, der Dachs, der Igel, der Hamster, das Murmeltier, der Siebenschläfer und die Haselmaus. Ihnen schließt sich eine lange Reihe kaltblütiger Tiere an, gewisse Fische, Schlangen, Eidechsen, Frösche, sowie die verschiedenartigsten Insekten. Wissenschaftliche Untersuchungen über den Winterschlaf, sein Wesen und die Veränderungen, denen während seiner Dauer der Körper der Winterschläfer unterliegt, sind erst in neuerer Zeit von dem französischen Forscher Dubois angestellt worden, der für seine Beobachtungen und Experimente das Alpenmurmeltier benutzte. Er ließ die bei Beginn des Winters frisch gefangenen Tiere in Kellerräumen bei einer sich gleich bleibenden niederen Temperatur überwintern. Wenn der Eintritt des Winterschlafs heranrückt, werden die Zeiten des gewöhnlichen Schlafs immer länger und die wachen Perioden immer kürzer. Dieser Uebergang dauert etwa vierzehn Tage. Dann hebt der eigentliche Winterschlaf an, der in Schlafperioden zerfällt, die mit einem kurzen, dämmernden Wachsein abwechseln. Die einzelnen Schlafperioden dehnen sich über 3 bis 4 Wochen aus, während das darauf folgende Erwachen nur 12 bis 24 Stunden währt.

Den äußeren Anstoß zum Beginn des Winterschlafs giebt der Zurückgang der Temperatur. Wenigstens gelang es, Murmeltiere selbst im Sommer in den Winterschlaf überzuführen, sobald die Temperatur künstlich auf 6 bis 10 Grad Wärme herabgesetzt wurde. Andrerseits konnten Tiere, die bereits längere Zeit im Winterschlaf lagen, zum Erwachen gebracht werden, wenn die Temperatur künstlich erhöht wurde. Auch ist es bekannt, daß Winterschläfer, die in der Gefangenschaft warm gehalten werden, überhaupt nicht in den Dauerschlaf verfallen. Wie eng der Schlafeintritt mit der Temperaturabnahme verknüpft ist, ergiebt sich außerdem aus den Beobachtungen an Menschen, die der Gefahr des Erfrierens ausgesetzt sind. Auch sie überkommt ein schlafähnlicher Zustand, der sie dann gewöhnlich zum Niedersetzen veranlaßt.

Die Ursache dieser Erscheinung ist die Einwirkung der Kälte auf das Nervensystem und die Zurückdrängung des Blutes infolge der Zusammenziehung der Hautblutgefäße nach den inneren Organen. Unter dieser Blutüberfüllung leidet auch das Gehirn. Der Befund an Murmeltieren im festen Winterschlaf, die seziert wurden, deckt sich mit den Erfahrungen an Menschen, die an Erfrieren starben.

Das Herz und die großen Blutgefäße der Brust und des Unterleibs, die ungewöhnlich stark entwickelt sind, strotzen von Blut. Nicht ganz so blutreich sind das Gehirn und seine Häute. Bemerkenswert ist die Lebenskraft des Herzens. Das Herz eines im tiefen Winterschlaf getöteten Murmeltieres schlägt noch drei Stunden und länger regelmäßig fort, wie bei einem Kaltblüter, während dasjenige eines wachen Murmeltieres, wie bei einem andern Warmblüter, schnell abstirbt. Der Blutumlauf ist sehr verlangsamt. Je mehr der Winterschlaf zur Geltung gelangt, desto mehr prägt sich die einschneidendste Veränderung in der Körperthätigkeit aus, die Abnahme der Atmung. Die Atemzüge werden seltener und flacher. Die Folge hiervon ist einesteils die Verringerung der Luftzuführung und damit eine Herabsetzung der Sauerstoffzufuhr. Und zwar ist die Verminderung der Sauerstoffzufuhr eine außerordentlich große. Während des tiefen Winterschlafes verbraucht das Murmeltier nur den vierzigsten bis dreißigsten Teil derjenigen Sauerstoffmenge, die es in wachem Zustande aufnimmt. Schon diese hohe Beschränkung des Sauerstoffverbrauchs bedeutet eine starke Hemmung der Lebensprozesse. Allein die Abnahme der Atmung bringt zugleich noch eine andre, viel eingreifendere Wechselwirkung mit sich. Denn sie bedingt auch eine verminderte Abgabe von Kohlensäure, die stetig durch die Stoffumsetzungen des Körpers entsteht. Dieser durch die schwächere Atmung nicht ausgeschiedene Betrag an Kohlensäure bleibt im Blute des Tieres zurück und häuft sich in ihm mehr und mehr an. Das einem im Winterschlaf befangenen Murmeltier entzogene Venenblut ist denn auch thatsächlich viel reicher an Kohlensäure als das normale Blut. Die zurückgehaltene Kohlensäure wirkt aber einschläfernd und betäubend auf das Gehirn und stellt somit ein Narkotisierungsmittel dar, ähnlich dem Chloroformgas oder Lachgas, die vor Operationen beim Menschen verwendet werden. Dieser Kohlensäurenarkose entspricht dann weiterhin eine Erniedrigung der Körpertemperatur. Während im Sommer die mittlere Körpertemperatur des Murmeltieres 37,5° C. beträgt, sinkt sie im tiefen Winterschlaf auf 15° C.

Die Ernährung des ruhenden Tieres erfolgt durch den Verbrauch der im Sommer im Körper angehäuften Reservestoffe. Und zwar sind es die Fette, die verwertet werden, während die angesammelten stärkemehlhaltigen Reservestoffe in Form von Leberstärke in der Leber zurückgehalten werden. Infolge der Aufbrauchung der Fette nimmt das Körpergewicht während des Winterschlafes dauernd ab. Der Gewichtsverlust während der ganzen Schlafenszeit beläuft sich für jedes Kilogramm Körpergewicht auf nicht weniger als 200 Gramm. Bis zum Ende der Ueberwinterung, die durchschnittlich 160 Tage währt, erreicht aber trotzdem der gesamte Stoffverbrauch nur die Höhe, die beim wachen hungernden Tier innerhalb von 12 Tagen beobachtet wird. Das Nahrungsbedürfnis und die tägliche Zufuhr von den vorrätigen Nährstoffen des Körpers sind demnach nur gering. Dieser Herabsetzung der Nahrungsaufnahme entspricht ein Zurückgang der Absonderungsprozesse.

Der Winterschlaf der warmblütigen Tiere darf hiernach als eine Selbstnarkose durch Kohlensäure betrachtet werden. Für die Thatsächlichkeit dieser Selbstbetäubung zeugt außer dem allgemeinen Verlauf der experimentelle Versuch. Wird nämlich die Atemluft eines wachen Murmeltieres künstlich mit größeren Mengen von Kohlensäure vermischt, so versinkt es in einen dem Winterschlaf gleichen Zustand. Einer übermäßigen Einwirkung der Selbstbetäubung, die die Erstickung herbeiführen könnte, wird dadurch vorgebeugt, daß, wenn die Kohlensäureaufspeicherung im Blute des schlafenden Tieres bis auf einen gewissen Grad gestiegen ist, diese nicht mehr ertragbare Ueberladung mit Kohlensäure das Atmungszentrum im nervösen Zentralorgan, durch das die Atmungsbewegungen geregelt werden, reizt und erregt. Die Atmung wird dann zeitweilig schneller und kräftiger, der Ueberschuß an Kohlensäure im Blut ausgeschieden, dagegen die Sauerstoffaufnahme gesteigert und auf diese Weise ein einstweilen wieder hinreichender Ausgleich in der Zusammensetzung der Blutgase erzielt.

Die Uebereinstimmung des Winterschlafes mit einer Narkose ergiebt sich auch aus der Abwicklung der Bewegungen der Versuchstiere. Ein im Winterschlaf befindlicher Siebenschläfer wurde von Forel auf den Gipfel einer kleinen Tanne gesetzt. Durch den Reiz der Berührung öffneten sich die Pfoten und umspannten die dünnen Tannenzweige. Nach einiger Zeit aber entspannten sich die Muskeln der die Zweige umklammernden Pfoten wieder, so daß es schien, als ob das Tier herabstürzen würde. In dem Augenblick jedoch, wo der Absturz eintreten wollte, griff der Siebenschläfer mit der einen Pfote nach unten und umklammerte mit ihr abermals einen Zweig. Kurz darauf löste sich diese Pfote wieder, so daß das Tier von neuem in Gefahr geriet, herabzufallen. Aber im letzten Moment griff es mit der andern Pfote wie vorher nach einem tiefer sitzenden Zweig, an dem es den nötigen Halt fand. Dieses Spiel setzte sich von Zweig zu Zweig so lange fort, bis das Tier auf dem Boden ankam. Hier blieb es dann schlaftrunken liegen. Das ganze Verhalten des Tieres zeigt, daß die Bewegungen nur die Auslösung der durch die Berührung mit den Zweigen empfangenen Reize sind, und daß sie ohne jedes Bewußtsein rein automatisch ausgeführt werden.

Naht der Schluß des Winterschlafes, so werden die Schlafperioden immer kürzer, und das Aufwachen wiederholt sich immer rascher. In Verbindung hiermit steigert sich auch die Atmung und erhöht sich die Eigentemperatur des Tieres mehr und mehr. Tritt endlich das völlige Erwachen ein, so wird der schon erwähnte Vorrat an Leberstärke, der bisher noch in der Leber angehäuft war, umgesetzt und dem Körper als Nährstoff zugeführt. Damit zugleich geht die Eigentemperatur des Murmeltieres wieder bis zu 37,5° C. hinauf.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Lebensthätigkeit der Eidechsen, Schlangen, Frösche, Fische und der Insekten während des Winterschlafes in ähnlicher Weise herabgesetzt ist wie bei den warmblütigen Tieren. Bei den Schmetterlingspuppen wenigstens hat man für die Zeit der Ueberwinterung eine Abnahme der Atmung und darauf wieder eine allmählich wachsende Steigerung derselben feststellen können, je näher das Ende des Puppenstadiums heranrückt. Auffällig könnte es nur erscheinen, wie alle diese Tiere die strenge Winterkälte schadlos zu überdauern vermögen. Denn die Warmblüter legen zumeist ihre Schlafstätten ziemlich tief in der Erde an, verstopfen die Eingänge, polstern

die Höhlen mit wärmendem Material aus und sind außerdem schon durch den dicken Winterpelz gegen eine stärkere Kälteeinwirkung geschützt, während alles dieses bei den Kaltblütern nur in geringem Maße oder überhaupt nicht der Fall ist. Die Erklärung hierfür geben die von Pictet angestellten Versuche. Er brachte die Versuchstiere in ein Metallgefäß, das im Innern mit Holz bekleidet war, damit eine Berührung mit dem Metall vermieden würde, und führte nun in das Gefäß tief abgekühlte Luft ein. Es ergab sich, daß Frösche eine Temperatur bis zu 28° C. Kälte ertrugen, ohne zu Grunde zu gehen. Für Fische änderte Pictet den Versuch in der Weise ab, daß er sie in einem Eisblock einfrieren ließ. Karpfen wurden einer Kälteeinwirkung bis zu 15° C. unterworfen. Wurden sie darauf vorsichtig erwärmt, so erhielten sie ihre völlige Lebensfrische wieder, obgleich nicht erwärmte Kontrollfische zu einem hartgefrorenen Pulver zerstampft werden konnten. Da die Karpfen den winterschlafähnlichen Zustand, in den sie verfallen, auf dem Grunde der Gewässer verbringen, so dürften sie bis zu 15° C. kaum abgekühlt werden. Die Kaltblüter sind demnach gegen die Kälte außerordentlich widerstandsfähig. Eine zeitweilige Nahrungsenthaltung ertragen sie ebenfalls sehr leicht. Die Schlangen liegen in den Zoologischen Gärten zusammengeringelt monatelang schlafbefangen, ohne daß ihnen Nahrung gereicht wird. Jeder Aquarienbesitzer weiß, wie gut seine Pfleglinge den Winter überdauern, trotzdem sie nicht oder nur ganz wenig gefüttert werden. Olme, Wassersalamander und Schildkröten können jahrelang bestehen, auch wenn sie ab und zu nur frisches Wasser erhalten.

Die Zahl der Insekten, die nicht etwa als Eier oder Larven, sondern als ausgebildete Tiere überwintern, ist größer, als man gewöhnlich glaubt. Unter den Schmetterlingen gehören hierher Distelfalter, Trauermäntel, Füchse, sodann Spanner, Eulen, Zinsler und Wickler; im ganzen gegen hundert Arten. Dazu treten Hummeln, Lauf-, Raub-, Rüssel-, Aas- und Wasserkäfer, Springschwänze, Wanzen, Tausendfüße, Ohrwürmer, Grillen und Libellen. Zum Teil sind diese niederen Tiere schon durch die Unterschlupfsorte, die sie sich zur Ueberwinterung auswählen, gegen die Kälte geschützt. In morschen Baumstümpfen und in einer dickeren Laubdecke herrschen wegen der sich entwickelnden Fäulnis- und Gärungsprozesse auch dann noch mehrere Grad Wärme, wenn die Lufttemperatur auf 8—10° Kälte gefallen ist. Aber selbst das Eindringen der Kälte in die Verstecke schadet den Tieren nicht, denn auch sie besitzen gegen sehr beträchtliche Kälte eine erstaunliche Widerstandsfähigkeit. Pictet hat auch an Insekten Versuche angestellt. Er konnte Tausendfüße einer Temperatur von 50° C. Kälte aussetzen, ohne daß sie starben. Mit Wasserkäfern hat Kochs experimentiert. Er ließ sie in Wasser vollständig einfrieren, taute sie nach 5 bis 6 Stunden wieder auf und sah sie trotzdem in das Leben zurückkehren. Erst wenn die Abkühlung so weit getrieben wurde, daß auch das Innere der Käfer hart gefror, gelang die Wiederbelebung nicht mehr. Die Nahrung entbehren gerade die Insekten, wie vielfältige Beobachtungen erweisen, außerordentlich leicht. Es sei nur hier daran erinnert, daß oft genug Käfer und andre Insekten, die zufällig in Warenballen hineinkrochen, von Südamerika und Afrika zu Schiff munter und frisch nach Europa gelangen, obgleich von einer Nahrungsaufnahme während der monatelangen Fahrt nicht die Rede sein kann.

Der Winterschlaf ist eine Form des „minimalen Lebens", wie man eine Reihe von Zuständen, die mit einer Beschränkung des Nahrungsbedarfs und einer Verminderung der Körperfunktionen verbunden sind, bezeichnet. Durch gewisse Rückenmarksverletzungen läßt sich bei warmblütigen Tieren experimentell ein Zustand herbeiführen, in dem ihr gesamtes Verhalten annähernd auf jenes der kaltblütigen Tiere herabgesetzt und ihr Stoffverbrauch wesentlich verringert ist. Die Fastenversuche des Hungerkünstlers Tanner und andrer haben dargethan, wie auch der menschliche Körper geraume Zeit ohne Nahrungszufuhr zu bestehen vermag. Bei alten Leuten, deren Körperorgane mehr und mehr wasserreich werden, ist bei einer sitzenden Lebensweise das Nahrungsverlangen und der Stoffumsatz ebenfalls äußerst gering. Eine auffällige Aehnlichkeit mit dem Winterschlaf weist die Schlafsucht auf, bei der die Kranken viele Wochen hindurch in tiefsten Schlaf versunken sind und nur ganz kleiner Nahrungsmengen zur Erhaltung des Lebens bedürfen. Alle diese Beobachtungen zeigen, daß der Winterschlaf keine vereinzelt dastehende Erscheinung ist, sondern nur ein Glied einer Kette bildet, die sich von den niederen Tieren hinaufzieht bis zu dem hochorganisierten Menschen.





Europäerwohnung auf den Plantagen (Sumatra)

Javanische Fürstenhöfe

(Hierzu auch die farbige Kunstbeilage)

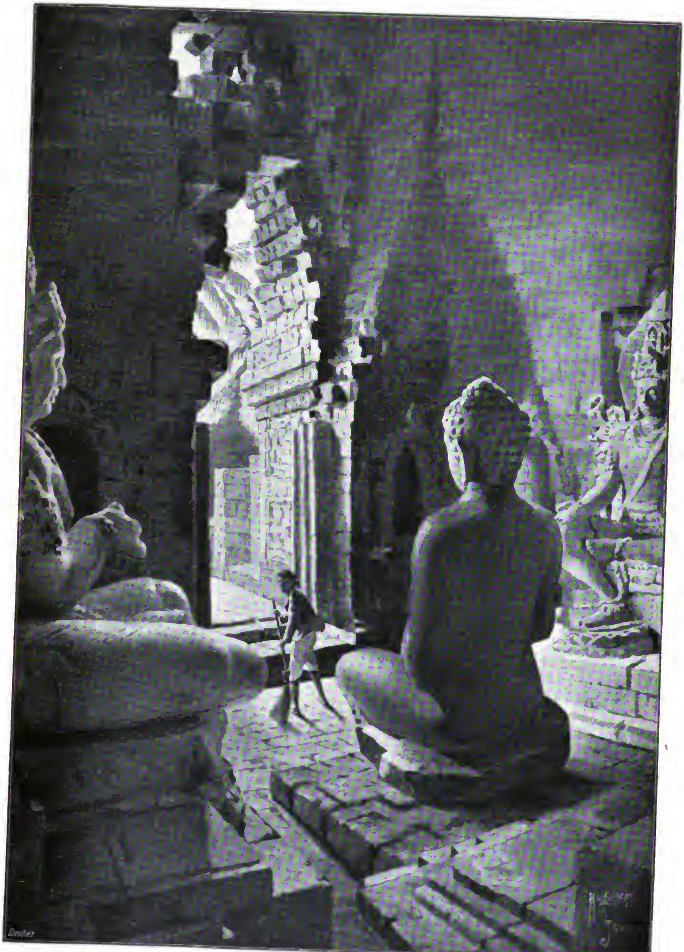
Als die Perle des Ostens ist häufig Java bezeichnet worden, und wegen der Herrlichkeit der Natur, die sich auf der Insel entfaltet, haben manche geglaubt, hier die Stätte des Paradieses suchen zu müssen, in dem einst die ersten Menschen wandelten. Die Eigenart des Landes und seiner Bewohner rückt uns anschaulich ein vornehmes Prachtwerk vor Augen, das eben erschienen ist.*) Der Verfasser, Künstler und Schriftsteller zugleich, wurde 1870 in Kopenhagen geboren, machte seine Studien zum wesentlichen Teile in Deutschland und ging, der Anregung seines Bruders folgend, der in Sumatra als Leiter großer Plantagen thätig ist, nach den holländischen Kolonien, die er nach allen Richtungen durchstreifte und von denen er reiche künstlerische Ausbeute heimbrachte. Unterstützt durch einflußreiche Förderer, gewann er Einblicke in Verhältnisse, die minder Bevorzugten verborgen bleiben, und gleich gewandt in Führung der Feder wie des Zeichenstiftes, schuf er in der Wiedergabe seiner Beobachtungen und Erfahrungen, die sich teilweise auch auf die englischen Besitzungen erstrecken, ein in höchstem Grade anziehendes Werk, das in der entsprechenden Litteratur kaum seinesgleichen findet. Unter Beigabe sehr zahlreicher Abbildungen, von denen ein großer Teil im Schmuck der Farbe erscheint, entwirft er anschauliche und packende Schilderungen von jenen herrlichen Gebieten, und wenngleich er sich der trockenen Wissenschaft fernhält, so bietet sein Buch im Gewande der liebenswürdigen Unterhaltung doch auch manche anregende Belehrung. Zur überzeugenden Probe geben wir einiges aus jenen Abschnitten wieder, die das Leben und Treiben an javanischen Fürstenhöfen behandeln.



Zauberer

Ein javanischer Fürst ist seinen Unterthanen eine geheiligte Person. Nur mit scheuer Ehrfurcht nahen sie ihm, und sein Wille ist ihnen Gesetz. Er verfügt über große Reichtümer, führt einen pomphaften Haushalt, kann sich alle Genüsse gönnen, nach denen sein Herz begehrt, nur den einen nicht, den der freien Bewegung. Denn er ist nicht viel mehr als ein sorgfältig gehüteter, zwar mit äußerster Höflichkeit behandelter, aber doch streng in seine Grenzen gebannter Gefangener. Nicht einen Schritt kann er außerhalb seines Palastes thun ohne die Genehmigung des holländischen Residenten. Niemand darf er ohne dessen Zustimmung empfangen,

*) „Durch den Indischen Archipel", eine Künstlerfahrt von Hugo V. Pedersen (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Preis 25 Mark).



Inneres des Mendut-Tempels (Java)



Ruinen des Borobudur-Tempels



wenn es ihm nach einem Ausflug gelüstet, wird er von einer Eskorte Dragoner begleitet, und wenn ihn wirklich die Neigung anwandeln sollte, den Zwang abzuschütteln, so genügt zur Besänftigung seines Ingrimms wohl ein Blick auf die Citadelle, die so angelegt ist, daß sie in wenigen Minuten die ganze Herrlichkeit des rebellischen Fürsten zusammenschießen würde.

Ueber den holländischen Kolonien in Ostindien waltet ein Generalgouverneur, der mit außerordentlichen Vollmachten ausgerüstet ist. Er kann gegen die einheimischen Fürsten Kriegserklärungen erlassen, die Todesstrafe verhängen, Landesverweisung befehlen. Unter ihm stehen für die einzelnen Distrikte je ein Resident, der ebenfalls große Machtbefugnisse ausübt. Die eingeborenen Fürsten und Häuptlinge nennen ihn „Vater", aber im Innern mögen sie ihm wohl einen ganz andern Titel verleihen. Jeder dieser Fürsten lebt in seinem „Kraton", einem Palastkomplex, der aus der eigentlichen Wohnung und Massen von Höfen und Baulichkeiten besteht. Dem Fürstenpalast gegenüber liegt die holländische Festung, die drohenden Kanonenmündungen, wie erwähnt, auf das Palais gerichtet. Die Kratons stehen nun schon etwa 200 Jahre auf derselben Stelle, obwohl die javanische Religion gebietet, sie alle 100 Jahre an andre Plätze zu verlegen. Da jedoch die holländische Regierung, als einmal von solcher Aenderung die Rede war, erklärte, sie müsse in diesem Falle ihre Festungen ebenfalls verlegen, verloren die Hoheiten plötzlich alle Lust zu der kostspieligen Uebersiedelung. Der Palast enthält nur sehr wenig geschlossene Räume, sondern meist große, innen prachtvoll dekorierte offene Säle ohne Wände, die auf Säulen aus den kostbarsten Holzarten ruhen. Die Fußböden sind aus Marmorfliesen, Möbel und Lampen gewöhnlich europäischer Herkunft. Ueberall stehen mächtige Messingspucknäpfe von der Form und Größe europäischer Ofenvasen, die dem leidigen Sirihkauen dienen, einer über ganz Java bei hoch und niedrig verbreiteten Sitte, die dem europäischen Tabakkauen entspricht. Etwas Kalk, gemischt mit verschiedenen Blattsorten, wird gekaut und dann in diese Näpfe gespieen.



Der „Reichskanzler" von Surakarta

Der Geburtstag der Königin Wilhelmine geht natürlich in den holländischen Kolonien nicht ohne große, vom Residenten veranstaltete Festlichkeiten



Der „Kaiser" von Surakarta

vorüber, und hierzu erscheint auch der eingeborene Fürst mit seinen Angehörigen und seinem Hofstaate. Ein solches Fest im Djokjakarta-Sultanat schildert Pedersen in lebendigen Farben. Zu dem im Hintergrunde des Saales errichteten Throne geleitet der Resident den Sultan; hinter ihm stellt sich ein Page mit mächtigem Pfauenwedel auf, und vor ihm kniet ein andrer nieder, einen vergoldeten Schemel haltend, zum Ruheplatz für die Füße des Gebieters. Vor dem Thron wird das große „Gamelangspiel" aufgestellt, von etwa vierzig Musikanten umgeben. Für unser Ohr befremdend, ist doch die Musik mitunter von eigenartig schöner Klangwirkung. Aus einer der großen Seitenthüren schreiten nun gespensterhaft langsam die zwölf schönen Tänzerinnen (Bedojas), Prinzessinnen von edelstem Geblüt, zwei zu zwei bis zur Mitte des Saales. Vor und hinter ihnen gehen vier ältere ehemalige Bedojas, die bei den Sängerinnen Platz nehmen und die Aufgabe haben, bei dem nun beginnenden Tanz ein Schmuckstück, eine Nadel oder Blume, die eine der Tänzerinnen zufällig fallen läßt, den Bewegungen der letzteren leise und vorsichtig folgend, an dem früheren Platze zu befestigen, ohne die Fortsetzung des Tanzes zu hindern. Schon aus diesem durchaus nicht einfachen Manöver kann man ersehen, daß der Tanz, der nun seinen Anfang nimmt, nichts mit unserm Ballett gemein hat.

Diesen Tänzerinnen liegt es ob, bei Hoffesten und jederzeit, wann es dem Sultan beliebt, ihn durch ihre Tanzkünste zu zerstreuen. Sie bieten das Vollendetste, das in dieser Richtung geleistet werden kann. Um diesen denkbar vollkommensten Grad von Anmut zu erreichen, werden die hierzu bestimmten Mädchen, die von höchstem Adel, ja oft Kinder des Sultans sind, von zartem Alter an sorgfältig geschult. Finger und Ellbogengelenke müssen nicht bloß von unglaublicher Geschmeidigkeit sein, sondern sich auch, ähnlich wie bei unsern europäischen Schlangenmenschen, ebenso leicht als elegant in ganz entgegengesetzte und unnatürliche Lagen und Richtungen biegen lassen, um eben hierdurch eine geradezu verblüffende Zartheit der Bewegungen zu erlangen. Hierzu kommt noch die Wirkung der rein äußerlichen Schönheit und die ungemeine Sorgfalt, die auf Kostüm, Frisur und Schmuck verwendet wird; wie es heißt, ist ein voller Tag nötig, um die zu diesen Tänzen erforderliche Toilette anzulegen.

Ein nicht minder prunkvolles Treiben entfaltet sich am Hofe des Soesoehoenans, des „Kaisers" von Surakarta, dessen Bildnis wir Seite 519 wiedergeben. In den Lebensbedingungen javanischer Fürsten unter holländischer Oberhoheit macht er keine Ausnahme, aber er hat den Vorzug, einen außerordentlich gewandten „Reichskanzler" zu besitzen. „Raden Adi, pati Sosrodiningrat", so lautet der Name des Mannes, der mit einer Schwester des Kaisers vermählt ist, ist einer der liebenswürdigsten, klügsten und feinsten Javaner. Es ist durchaus nicht ungerechtfertigt, wenn dieser Mann den pompösen Beinamen „Javas Bismarck" führt, denn in Wirklichkeit ist er es und nicht der Soenan, um den alles sich dreht. Niemand darf den Soenan besuchen, ohne vorher unter Anführung seiner Gründe die Erlaubnis des Residenten eingeholt zu haben, der den Ansuchenden dann in der Regel an den „Reichskanzler" verweist. Alle Pachtverträge, Kontrakte und alle Plantagenangelegenheiten, die für den Europäer in Mitteljava von größter Bedeutung sind, werden in den Büreaux des Kanzlers entschieden, ebenso ist es seine Pflicht, Streitigkeiten zwischen den kleinen, oft recht heftigen Fürsten und der Regierung zu verhindern oder zu schlichten. Er ist sowohl die rechte Hand der holländischen Regierung als auch des javanischen Hofes — eine wahrlich nicht leichte Aufgabe. Er ist unzweifelhaft, ebenso wie sein verstorbener Vater, der frühere Kanzler, die beliebteste und zugleich die geschätzteste Persönlichkeit in Mitteljava.

Daß unter solchen Umständen das Haus des „Reichskanzlers", das eines der geselligsten und gastfreiesten des Landes ist, den Sammelpunkt der javanischen Gesellschaft bildet und insbesondere seine sogenannten Spielabende den lebhaftesten Zuspruch finden, ist nicht zu verwundern. An diesen Zusammenkünften, zu denen der Reichskanzler nur seine nächsten Freunde ladet, herrscht ein durchaus gemütlicher und ungezwungener Ton. Der offizielle Teil des Abends wird immer so viel als möglich abgekürzt, und — was ganz besonders gewürdigt wird — der kluge Kanzler sucht seinen Gästen einen wirklich guten Tisch zu bieten, im Gegensatz zu dem Hofe, wo die Gewinnsucht der Hofbeamten und der Lieferanten, von denen jeder sich einen Extraprofit zuzuschanzen versucht, die Güte des Dargebotenen wesentlich beeinträchtigt, obwohl der Soesoehoenan seine schlechte Ware gewiß doppelt so hoch bezahlt wie der Kanzler seine gute. Man darf nun allerdings nicht vergessen, daß die Haupterwerbsquelle von Tausenden von Hoffunktionären darin besteht, zu stehlen und zu betrügen. Sehr treffend charakterisierte eines Tages ein Kundiger die Sachlage in der Weise, daß er behauptete, für jede Zigarre, die man einem Fremden biete, werde eine ganze Kiste Zigarren gestohlen. Die Moral von der Geschichte: „Es ist ein teures Vergnügen, auf Java Fürst zu sein."

Sch.

Nervengymnastik

Von

G. Weissenberg

„Meine Nerven taugen nichts mehr," wie oft hört man nicht diesen Stoßseufzer, und wie oft schließt sich an dieses Geständnis der nervösen Erschöpfung das versteckt oder offen ausgesprochene Bedauern, kein Mittel in der Hand zu haben, die angegriffene Leistungsfähigkeit der Nerven wieder heben und kräftigen zu können. Allerdings, unsre Nerven sind launenhaft und selbstherrlich, und noch unabhängiger schaltet der nervöse Mittelpunkt, unser Gehirn, in seiner geistigen Thätigkeit. Unsre Muskeln können wir durch gymnastische Uebungen stählen und stärken, unsre nervösen Organe dagegen entziehen sich einer derartigen Beeinflussung. So scheint es wenigstens. Aber wie so oft anderweitig, trügt auch hier der Schein. In Wirklichkeit sind wir keineswegs vollkommen machtlos, sondern auch

unsre nervösen Leitungsbahnen und das Gehirn sind zur Erfüllung ihrer Obliegenheiten und zu ihrer Wiederkräftigung einer methodischen Schulung, einer zielbewußten Gymnastik zugänglich.

In der ersten Zeit, wo wir das Klavierspiel erlernen oder uns dem Billardspiel zuwenden, sind unsre Finger bei der Ausführung der Griffe oder unsre Hände und Arme beim Stoß mit dem Queue ziemlich ungeschickt. Aber schon nach kurzer Zeit ist die Ungeschicklichkeit überwunden, und die notwendigen Bewegungen gehen jetzt leicht und sicher von statten. Bekannte Wörter werden, wie man es namentlich bei Kindern beobachten kann, viel schneller gelesen als unbekannte. Der Maler unterscheidet noch da genau Farbennuancen, der Musiker noch dort Tonabstufungen, wo der Laie überhaupt keine Unterschiede erkennt. Die Londoner Theeprober wissen durch den Geschmack anzugeben, aus welchen Sorten ein Thee gemischt ist, und auch der Weinkenner beurteilt nach dem Geruch und Geschmack die Herkunft des Weines. Personen, die im späteren Alter erblinden, verfügen bald über ein viel feineres Gefühl und Gehör, als sie vordem besaßen.

Alle diese Beispiele beweisen, daß unsre nervösen Organe der Uebung fähig sind. Daß sie bei der Fortleitung und Wahrnehmung der Sinneseindrücke beteiligt sind, bedarf keiner weiteren Erläuterung. Aber auch bei den reinen Bewegungen, wenigstens bei den zusammengesetzteren, ist ihre Thätigkeit viel größer, als wir glauben. Wenn wir eine verwickeltere Bewegung ausführen wollen, tritt zunächst die Vorstellung dieser vorzunehmenden Bewegung in uns auf. Alsdann entsteht der Willensantrieb, diese Bewegung selbst auszuführen, und im Anschluß daran vollzieht sich eine Reizübertragung nach den betreffenden Muskelgruppen, die die notwendigen Muskelzusammenziehungen hervorruft. Von diesen gehen die Bewegungsempfindungen aus, durch die wir in die Lage versetzt werden, zu prüfen, ob die in der Ausführung begriffene Bewegung der vorgestellten entspricht, und wenn dieses nicht oder nur teilweise der Fall ist, so wiederholt sich das Wechselspiel zwischen dem Gehirn über die Nervenbahnen hinweg und den Muskeln von neuem. Nur die außerordentliche Schnelligkeit, mit der alle Vorgänge erfolgen, läßt uns den Einzelverlauf nicht zum Bewußtsein kommen.

Also auch die Bewegungen sind mit einer Anspannung der nervösen Organe verbunden, und zwar wird die Anspannung um so höher sein, je genauer die Bewegungen zur Erreichung des gewollten Zweckes abgewogen werden müssen und je öfter sie sich in gleicher Form erneuern. Derartige Bewegungen aber bilden das Wesen der Leibesübungen, wie sie dem Sport eigen sind. Der berühmte Berliner Physiolog Du Bois-Reymond hat denn auch den Ausspruch gethan: „Die Leibesübungen sind nicht bloß Muskel-, sondern auch Nervengymnastik." Gerade bei den sportlichen Leibesübungen tritt es scharf hervor, daß jede Leistung unsers Körpers als eines Bewegungsapparates noch mehr auf dem richtigen Zusammenwirken der Muskeln als auf der Kraft ihrer Verkürzung beruht. Um eine zusammengesetzte Bewegung, wie sie die verschiedenen Sportarten erfordern, beispielsweise einen Sprung auszuführen, das Fahrrad zu treten und dabei das Gleichgewicht zu erhalten, oder auch vom Sitz des Bootes aus das Ruder schulgemäß zu bewegen, müssen die Muskeln in der richtigen Reihenfolge zu wirken anfangen, und die Energie jedes einzelnen muß nach einem gewissen Gesetze anschwellen, anhalten, nachlassen, damit das Ergebnis die richtige Lage der Glieder und die richtige Geschwindigkeit des Schwerpunktes in der beabsichtigten Richtung sei. Es darf angenommen werden, daß in der Regel der normale Muskel dem Nerven pünktlich gehorcht, und daß sein Verkürzungszustand durch den Erregungszustand des Nerven in einem vorhergehenden Augenblick bestimmt wird. Da nun die Nerven selber nur die aus den Ganglienzellen kommenden Anreize überbringen, so ergiebt sich, daß der eigentliche Mechanismus der zusammengesetzten Bewegungen im Zentralnervensystem seinen Sitz hat, und daß infolgedessen Uebung in solchen Bewegungen im wesentlichen nichts andres ist als Uebung des Zentralnervensystems. Bei den meisten zusammengesetzten Bewegungen kommen außerdem neben der Beherrschung der Muskeln noch andre Momente in Betracht. Das Auge, der Drucksinn und der Muskelsinn müssen zur Auffassung der Körperstellung in jedem Augenblick bereit sein, damit die Klaviatur der Muskeln richtig angeschlagen wird.

Durch die Leibesübungen, durch eine methodisch geordnete Muskelthätigkeit dienen wir demnach dem Nervensystem, gewöhnen wir es, den vom Gehirn ausgehenden Anreizen freudig zu gehorchen, halten dieses selbst zu einer schnellen Verwertung der empfangenen Eindrücke an und stärken insgesamt unsre Willenskraft. Dieser letztere Punkt ist namentlich für solche Personen von höchster Bedeutung, deren Nerven gelitten haben und deren geistige Frische zurückgegangen ist. Die Erkenntnis, daß der Körper doch noch leistungsfähig ist, wirkt ermutigend und belebend, sie erweckt den Geist aus seiner Lethargie, sie spornt die gesunkene Thatkraft an, und wenn die müde Ergebung in das scheinbar Unabänderliche erst einmal auf einem engen Gebiet geschwunden ist, dann greift auch der Geist weiter hinaus und erobert sich, wenn auch langsam, so doch unaufhaltsam die alte Regsamkeit zurück. Eine jede stärkere Muskelanstrengung verleiht uns ein größeres Kraftgefühl, und die Empfindung dessen hebt unsre Stimmung, erfüllt uns mit zuversichtlicher Hoffnungsfreudigkeit und läßt die Gedrücktheit zerfliegen. Eine langjährige, vielfältige Erfahrung liegt den Worten des bekannten Berliner Klinikers Senator zu Grunde, der da sagt: „Alle jene Zustände, bei denen die Widerstandsfähigkeit des Nervensystems herabgesetzt ist, von der auf der Grenze zwischen Gesundheit und Krankheit stehenden allgemeinen körperlichen und geistigen Schlaffheit bis zu jenem Heer von Neurosen in der sensibeln, psychischen und motorischen Sphäre, die man zusammenfassend als Neurasthenie bezeichnet, lassen sich durch Leibesübungen in der günstigsten Weise beeinflussen, wenn diese den jedesmaligen Verhältnissen entsprechend ausgewählt und angepaßt werden."

Mögen nun aber auch die Verhältnisse in dem Einzelfall liegen, wie sie wollen, immer muß bei der Verwendung der Leibesübungen als Stärkungsmittel der Nerven die Regel beobachtet werden, daß dann die Uebungen zu beenden sind, wenn sich das erste Ermüdungsgefühl einstellt. Dies gilt schon für Gesunde, mehr aber noch für Nervenschwache. Das Ermüdungsgefühl ist zwar nicht ein Anzeichen dafür, daß der Körper seine Kräfte

vollständig ausgegeben hat, denn wir können ihm durch eine energische Willensaufbietung noch weitere Leistungen abzwingen, aber es bekundet doch, daß nun der Augenblick nicht mehr fern ist, wo die Ausarbeitung zur Ueberanstrengung wird. Mit jeder Ueberanstrengung aber ist eine nervöse Abspannung verbunden. Während die maßvolle Muskelthätigkeit für die Nerven eine Wohlthat ist, folgen auf die Ueberanstrengung unangenehme Gefühle und Zuckungen in den Gliedern, und wie sehr das Zentralnervensystem in Mitleidenschaft gezogen worden ist, verraten Kopfschmerzen, Gedankenunruhe und Schlaflosigkeit. Also durch die Ueberanstrengung wird gerade das Umgekehrte von dem erzielt, was beabsichtigt wird. Vor einer Uebertreibung hat man sich auch dann zu hüten, wenn die nervösen Spannkräfte bereits wieder eine Steigerung erfahren haben. Denn eine einzige Ueberhastung mit ihrer unausbleiblichen, niederdrückenden Rückwirkung kann eine langandauernde Stockung und Unterbrechung in der nervösen Wiedererstarkung nach sich ziehen, die oftmals nur mühselig beseitigt und überbrückt werden kann.

Aber es stehen uns auch noch andre Kunstgriffe für die Ausübung der Nervengymnastik zur Verfügung. Der schlimmste Feind für die Gehirnthätigkeit ist Einseitigkeit. Dagegen ist für das arbeitende Gehirn eine Erholung die Abwechslung. Viele Personen verfahren ganz instinktiv nach diesem Grundsatz. Der Mathematiker sucht vielleicht die Abwechslung in der Pflege der Musik, der Philologe in der Beschäftigung mit der Malerei und der Bureaubeamte im Schachspiel. Und das Ergebnis dieser Abwechslung ist nicht eine vermehrte Ermüdung, sondern ein angeregtes Wohlgefühl. Bei einer jeden unsrer geistigen Thätigkeiten arbeitet nicht unser Gehirn als Ganzes, sondern vorwiegend immer nur kleinere bestimmte Bezirke. Nur diese bedürfen der Entlastung und der Stärkung. Wie aber nach einem jeden arbeitenden Organ das Blut in größerer Fülle hinströmt, so auch nach dem arbeitenden Gehirn. Geben wir uns der völligen geistigen Unthätigkeit hin, so wird sich der Blutzufluß nach dem Gehirn nur auf das notwendige Maß beschränken, ja er kann sogar durch Ablenkung nach andern Körperteilen eine gewisse Einbuße erleiden. Ganz anders aber gestaltet sich das Verhältnis, wenn wir durch eine Abwechslung in der geistigen Thätigkeit bisher noch nicht beschäftigte Gehirnbezirke arbeiten lassen. Dann schwillt der Blutstrom nach dem Gehirn an. Von dieser Ueberflutung ziehen aber auch die vordem angestrengten Gehirnbezirke Nutzen. Denn auch sie können nun von dem kräftig zuströmenden Blut in reichem Maße Nährstoffe aufnehmen und zugleich schneller die Ermüdungsstoffe, die sie bargen, an das Blut zur Wegführung abgeben. Hierin liegt die Erklärung für die Erfahrung, daß völlige geistige Unthätigkeit nur noch stumpfer macht, eine Abwechslung dagegen die geistige Regsamkeit erhöht.

Und noch einen zweiten Kunstgriff haben wir, um unser Gehirn frisch und leistungsfähig zu erhalten. Das ist die Regelmäßigkeit in unsrer geistigen Beschäftigung. Unser gesamtes Nervensystem ist in viel ausgeprägterer Weise, als wir meist annehmen, ein mechanisch schaffender Apparat. Auch bei ihm übt die Macht der Gewohnheit einen bestimmenden Einfluß aus. Beginnen wir unsre Arbeit regelmäßig und beenden wir sie ebenso, so passen sich die nervösen Organe diesen Anforderungen an, sie leisten die Aufgaben, die sie zu erfüllen haben, mit voller Hingabe, und es hinterbleibt ihnen keine quälende Erschlaffung. Die Unregelmäßigkeit in der geistigen Thätigkeit dagegen, sei es in einer verlängerten Arbeitsleistung, sei es in einer stoßweisen Ueberhastung, reizt die Nerven, beunruhigt sie, schwächt sie und führt schließlich ihre Zerrüttung herbei.

Gewiß, der ungewöhnlich heftig entbrannte Kampf ums Dasein, der Lärm der Großstädte, die sich jagenden Erregungen unsrer Zeit stellen an unsre Nerven Zumutungen, die die Vergangenheit nicht kannte. Aber oft genug lassen wir ihnen auch nicht die gebührende Rücksicht angedeihen. Und insofern hat das sarkastische Wort Charcots seine Berechtigung: „Jeder Mensch hat die Nerven, die er verdient.“

Der Strandräuber

Von

Margarete von Oertzen

Wenn gegen Ende Mai der Frühling vom sanften Südwinde an die nordische Küste getragen wird, liegt ein seltsam krystallgrüner Schimmer über der Halbinsel Bygdö am Christianiafjord. Die klare, leichte Luft ist glanzgetränkt, mild und lau, sie flimmert auf den Dächern der Landhäuser, sie zittert auf dem blauen Wasser, das sich im Herbst wie ein wütendes Tier gebärdet. Jetzt gleiten mit komischem Eifer kleine Vergnügungsdampfer darüber hin, um den Verkehr zwischen der Stadt und der Halbinsel zu vermitteln. Segelboote liegen darauf wie weiße Möwen, verträumte Menschen blicken in seinen Spiegel, der Sommer ist ja so kurz ...

In den langen Nächten fließt durch die offenen Fenster des Himmels roter Schein, das nie verdämmernde Tageslicht. Und dann plötzlich kommt ein Tag, wo die Wolkenballen wie Felsen am Horizont sich türmen, schwer und schwarz. Die Birken erglühen ein letztes Mal, ihr Zittern vor dem Sturme in der atemlosen Angst des Herbstes kostet sie ihr kupferrotes Kleid. Aus den braunen Blockhäusern fliehen die lachenden Menschen, kehren heim in die Stadt und lassen Haus und Garten leer stehen. Das Meer brüllt auf, über die Insel donnert der Sturm mit gewaltigem Tosen. Manchmal auch reißen die Wogen eine der kleinen Landungsbrücken ein und spielen Ball mit den bemoosten Pfählen.

Die Dampfer haben ihren Verkehr eingestellt, melden die Zeitungen. Aus den Bygdögärten steigt der Modergeruch gefallenen Laubes, niemand wohnt mehr dort — oder doch?

Dicht am Wasser auf einer felsigen Anhöhe steht ein braunes Blockhaus, älter und massiver als alle andern auf der Halbinsel. Die Bäume des Gartens

sind bejahrt, dickstämmig und mit Epheu bewachsen. Das Innere des Hauses ist nach dem Muster der alten norwegischen Bauernhöfe angeordnet. Im Erdgeschoß befindet sich der Saal mit dem mächtigen, gemauerten Feuerherd und dem vorspringenden Kamindach; die Ritzen im Gebälk sind mit Baumwolle verstopft. Die Schneeschuhe hängen hier an einem Pflock, auf dem bunten Schrank schimmert das Kupfergerät, dickbauchige Wärmflaschen und kunstvoll gehämmerte Kasserollen. Die Fenster nehmen die ganze Front ein, man erblickt das unruhige Meer wie durch eine gläserne Wand; von der Seite führt eine Glasthür direkt in den Garten. In dem oberen Stockwerk sind die Alkoven und niederen Stuben mit buntbemalten Säulen geschmückt.

Drunten im Saal duftet es nach feuchten Baumwurzeln; was wagt sich auch das schwache, blaue Feuerzünglein an den widerspenstigen Koloß heran! Aber allmählich wird es doch warm — das Feuer fängt an zu reden. Mit dem ersten Knistern färbt es die Dielen rot und verbannt das graue Gespenst der Spätherbstdämmerung. Und nun macht sich der Sturm das Vergnügen, rüttelt an den vielen Fenstern und ächzt im Kamin.

Der Horizont ist dick verhangen, braun und grau — dort, wo Christiania liegen soll, ist das Nichts.

•

„Marlene," sagte die alte Frau im Lehnstuhl am Fenster, „gestern muß nun auch Grossierer Jansen nach Christiania übergesiedelt sein. Die Katze kam heute und schrie jämmerlich."

„Ja, es ist die zehnte Katze, seit die Leute vor dem Sturme ausreißen," sagte eine junge spöttische Stimme vom Kamin her. „Möchte er sie nur alle wegfegen! Jetzt kann es einem erst hier gefallen, wo wir nicht alle Augenblicke gewärtigen müssen, daß einer unsrer schwächlichen Sportsmen mit seiner Nußschale an unsern Strand geworfen wird."

„Warum sollen die Leute sich keine Segeljacht halten? Du bist ein merkwürdiges Mädchen, Marlene! Hast du nicht den jungen Knut mit eignen Armen hier ins Haus getragen?"

„Das ist es ja eben, Mama. Er lag im Wasser und zappelte und verdrehte die Augen wie ein Dorsch. Und ich streifte einfach die Aermel hoch und fischte mir den süßen Jungen! Erst nach einigen Gläsern steifen Grogs kam der Heldenjüngling wieder zu sich und verliebte sich spornstreichs in mich — in ein Mädchen, das ihn wie ein kleines Kind auf den Armen getragen hatte — zu lächerlich!"

„Marlene!"

„Der Mensch hat Zigarettenrauch in den Knochen statt Mark, und Alkohol in den Adern statt Blut. Er ist ein wandelndes Toddygefäß."

Hier ergriff die junge Dame den langen eisernen Schürhaken und fuhr damit energisch unter die glimmende Baumwurzel, daß ein Feuerregen emporprasselte.

„So hast du ihm einen Korb gegeben?" seufzte die alte Frau, die so fein und verwittert aussah wie ein vergilbtes Brüsseler Spitzentuch.

„Ich habe ihn auf die Schulter geklopft und gesagt: ‚Knut, Sie sind ein Dorsch!' Ja, das sagte ich."

„Das ist denn doch —"

„Du hast gut reden. Papa war ein Riese an Kraft und beherrschte dich vollständig, so daß du nach seinem Tode so hilflos warst wie ein Säugling. Das ist das richtige Verhältnis zwischen Mann und Frau, und solch einen Mann will ich haben. Oder keinen."

Die Thür wurde geöffnet, und Rike, die Magd, steckte ihren glattgestriegelten Kopf durch die Spalte: „Soll ich die Lampe bringen, Frau Doktor?"

„Ja," erwiderte die alte Frau, „und vergiß nicht, in den Alkoven die Läden zu schließen."

„Gott, Frau Doktor —"

„Nun, was ist?" fragte Marlene amüsiert.

„Ich getrau' mich nicht — es tappt immer so —"

„Das ist der große Butzebär, der Rike verschlingen will — o du Schaf, du mußt dich für sehr appetitlich halten!"

„Aber gestern sind sie bei Syversens eingebrochen und haben alle Schlüssel gestohlen —"

„Mein Himmel!" sagte die Doktorin entsetzt, „schon wieder!"

„Was für merkwürdige Gelüste diese Stranddiebe haben," sprach Marlene. „So oft sie einem Landhaus einen Besuch abstatten, nehmen sie die Schlüssel mit, und einer hat sogar einen ausgestopften Papagei mitgehen heißen. Mir sind die Kerle sympathisch, die so bei Nacht und Sturm auf ihren schlechten Fahrzeugen die Küste entlang auf Diebstahl ausgehen — möcht' mir wohl mal einen fangen."

„Gott verzeih dir deinen sträflichen Uebermut!" sagte die Mutter schaudernd und warf einen scheuen Blick durchs Fenster. Marlene stand mit großen Augen und einem seltsamen Lächeln. Ihr Teint war von einer zarten Perlmutterweiße, die sie sehr bleich scheinen ließ in dem gelben Licht der Lampe, die Rike eben brachte.

„Sieh nur, Mama," sagte Marlene, „ist es nicht abscheulich draußen? Du wirst mir wieder zürnen — aber das ist so mein Wetter und mir tausendmal lieber als euer gepriesener Sonnenschein."

„O, du wirst auch noch zahm werden," meinte die Doktorin in dem ihr eignen schmerzlichen Ton, „du gefällst dir jetzt in der Rolle des Kraftweibes, aber die werden am leichtesten überlistet."

„Ja, immer nur hübsch zahm," sagte Marlene. „Einen Schlag auf den Kopf: da, duck dich ... Das Meer duckt sich auch, solange es ihm gefällt, und dann ..." Sie beendete den Satz nicht, sondern ging mit einem leisen Lachen aus der Thür. Etwas Unirdisches lag in diesem Lachen — die Mutter fürchtete sich davor.

Kaum war Marlene fort, da näherte Rike sich der Doktorin, die Arme in die Seite gestemmt. „Und wenn Fräulein mich auch immer auslacht, — es ist doch so! Ich habe das Tappen gehört!"

„Es wird der Sturm gewesen sein," sagte die Doktorin. „Wer will in einer solchen Nacht einen Laut vom andern unterscheiden! Verriegle nur alles gut!"

„Gott, Frau Doktor! Die Riegel, die alle wackeln! Wer sagte den Sommer zum Fräulein: ‚Lassen Sie den Schlosser kommen!'? Ich sagte es. Was aber sagte Fräulein? Angsthase! sagte sie — ja — Angsthase ... und nun sitzen wir hier, und die Riegel wackeln, und ich habe mein Erspartes hier liegen —"

„Weißt du was, Rike," flüsterte die alte Dame, indem sie ihren grauen gestrickten Shawl fester um die schmalen Schultern zog, „du zündest sämtliche Lampen an, und in jedes Zimmer stellst du eine

davon. Sind alle Fenster hell erleuchtet, so meinen die Spitzbuben, falls sie auf dem Wasser hier kreuzen, das ganze Haus sei bewohnt. Mach rasch, eh' Fräulein wiederkommt."

Rike gehorchte mit dem größten Vergnügen. Gerade, weil Frau Doktor Fräulein auch fürchtete. Sie fuhr mit dem Finger über die feuchte Schnittfläche der Lampendochte, goß überall reichlich Oel zu und drehte und schraubte, bis ein penetranter Petroleumgeruch ihrer ganzen Person anhaftete.

Marlene war unterdessen in den Garten gegangen, der weit mehr den Namen „felsige Wildnis" verdiente. Die Luft dampfte über der nächtlichen See, der Sturm wühlte sich in das Wasser, und in der Tiefe zischte es wie in einem Kessel voll glühenden Metalls. Marlene achtete nicht der Tropfen, die der Sturm ihr ins Gesicht peitschte, der Nässe, die ihr Haar so schwer machte. Mit klaren, nüchternen Augen beobachtete sie das Treiben der Elemente, ihre Phantasie gaukelte ihr nichts andres vor, als was wirklich da war: Sturm und Wasser. Es fiel ihr ein, wie ihre Mutter vergeblich versucht hatte, in Märchen und Gedichten den Fjord mit Seejungfern und Fabelwesen aller Art zu bevölkern, und wie sie, Marlene, darüber gelacht: ‚Was ihr immer wollt mit eurer Poesie! Müßt ihr den Dingen immer erst ein Kleid umhängen, damit sie euch schön sind? Wenn ihr eine Blume in die Hand nehmt und sie allerlei unnatürliche Sachen reden und Gefühle empfinden laßt und viel Worte macht, so soll das Poesie sein — aber eine Blume ist's nicht mehr. Und gerade so geht es mit der See. Wie wundervoll ist eine Welle, wenn sie sich so gewaltig zu uns herwälzt! Warum soll ich mir eine alberne Nixe dazu denken mit gelbem Haar und weibischem Gethue? Nein, nein, bleibt mir mit eurer Poesie vom Leibe — die Wirklichkeit ist kräftiger — von der hat man doch was!'

So dachte Marlene. Ihr Kleid wurde vom Sturm wie ein Segel aufgeblasen, hin und her gezerrt. Die hungrigen Katzen der verlassenen Höfe kamen jämmerlich miauend herbeigeschlichen und rieben sich an dem nassen Gewande . . . immer mehr, immer mehr — unheimlich hörte sich's an. Aber Marlene stand so friedlich in all dem Aufruhr, daß ihr Atem nicht ein bißchen rascher ging, und als nun plötzlich die Fenster von Nygaard in unerwartetem Glanze aufleuchteten, sprach sie nur: „Nein, das Petroleum muß wieder billig sein — was mag Mama einfallen?"

Sie schüttelte sich, daß die Tropfen flogen, und stürmte in die Küche. Dort fand sie Rike an dem erkalteten Herd — mit Marlene kam der Sturm und wirbelte die tote Asche auf.

„Gott, Fräulein —"

„Sag mal, bist du vom Bösen besessen, daß du unser Haus illuminierst wie einen Cirkus?"

„Frau Doktor —"

„Frau Doktor hin, Frau Doktor her. Soll sie für jede deiner Dummheiten verantwortlich sein?"

„Es ist wegen der Diebe. Bei Syversens sind sie eingebrochen, und ich habe meine sauer ersparten Kronen hierher ins Ofenloch gesteckt."

„Und die Lampen zündest du wohl an, daß sie deine sauer ersparten Kronen besser finden? Geh, du kluge Jungfrau, und lösche mal die Lichter aus, du Angsthase!"

Rike murrte, aber sie gehorchte. Da es zehn Uhr war, beschloß sie, sich zur Ruhe zu legen, nicht ohne sich vorher in ihrer Kammer gründlich zu verbarrikadieren. Sie schob ihren primitiven Waschtisch vor die Thür und stellte darauf ihren Stuhl. Ins Bett nahm sie das Küchenbeil mit, um im Notfalle sich der Räuber zu erwehren. Sie hatte eine prachtvolle Geschichte gelesen — die Lieferung zu zehn Oere —, darin rettete eine arme Magd eine ganze Familie dadurch, daß sie mit einem Tranchiermesser fünf Räubern die Hälse abschnitt. Die Räuber waren natürlich im Gänsemarsch hintereinander durch eine Mauerluke gekrochen, wie die Maikäfer aus dem Kasten.

Rike zog die Decke bis an die Ohren. Hu, wie sauste der Sturm über den Giebel hin! Und endlos dazwischen das klägliche „Miau" der hungernden Katzen.

Marlene hatte ihre Mutter aufgesucht. Die empfing sie mit einem großen Lamento.

„Außer uns ist nicht eine Menschenseele mehr auf der Halbinsel. Jeder vernünftige Mensch ist beizeiten übergesiedelt. Dein Eigensinn hält uns hier fest bis Weihnachten, ohne jeden ersichtlichen Grund."

„Papa liebte es so."

„Ja, und nun ist er tot und nicht ein Mann auf dem Hofe. Morgen bestelle ich den Wagen, Rike mag den Brief dem Postboten geben, wenn sie die Zeitungen abholt, und deinen Vetter Sven Hinnerk werde ich benachrichtigen —"

Marlene, die mit einem halb spöttischen, halb mitleidigen Lächeln zugehört, fuhr nun heftig auf und wandte der Mutter ihr erblaßtes Gesicht zu: „Nein! Ich mag ihn nicht, Sven Hinnerk, — er ist feige!"

Die alte Frau runzelte die Stirn. „Er ist ein prächtiger Junge. Du und er, ihr seid von derselben Art — darum wohl mögt ihr euch nicht. Oder hat er dir etwas gethan, Marlene?"

„Gethan ist nicht das rechte Wort. Eine Kleinigkeit — nicht der Rede wert. Erinnerst du dich des letzten Pfingststurmes, der über Bygdö zog? Wir waren alle draußen auf der Schäre gewesen und mit knapper Not heimgekehrt. Ich hatte auf der Schäre mein Toldkniv*) vergessen, mein liebstes Andenken an Papa, weißt du, das silbereingelegte. ‚Das Messer muß ich haben!' rief ich, ‚koste es, was es wolle!' Keiner machte Miene, nochmals die Fahrt zu wagen. Darauf forderte ich Sven Hinnerk auf — und was erwiderte er? Für einen toten Gegenstand setze er sein Leben nicht aufs Spiel."

Sie biß die Zähne zusammen und starrte in die Herdgluten.

„Nun, und hatte er nicht recht? Sind an jenem Tage nicht viele Boote gekentert?"

„An diesem Tage sind viele Boote gekentert," sprach sie hart, „auch das eine, in dem Sven Hinnerks und Marlenes Freundschaft segelte."

„So ist auch dies der Grund, weshalb du hier aushalten willst? Sven Hinnerk ist nicht feige."

„Ich sagte dir ja, Mama, jeder Strandräuber ist mir lieber."

Frau Nygaard legte ihre Arbeit in den altmodischen Korb und erhob sich seufzend: „Gehen wir schlafen. Diese Abende sind entsetzlich, und das Katzengeschrei greift mir an die Nerven. Wär's nur erst Morgen!"

*) Norwegisches Dolchmesser, von Damen getragen.

Marlene war die erste in der Frühe, die bemerkte, was über Nacht geschehen war. Die Nähe und Ferne war von dampfendem Schaum erfüllt, von den Schären war nichts zu sehen, weißlich leuchtete die rollende Flut. Allenthalben auf dem Wasser trieben Planken und Pfähle, ganze Hütten und Stege.

„Ich will selbst gehen, die Post holen," sagte Marlene entschlossen und jagte Rike wieder ins Haus. „Das ist nichts für Angsthasen!"

Das war nun freilich nicht zu leugnen. Denn von einer Post war keine Rede mehr, noch viel weniger von einer Straße. Die schmale Landzunge, die Bygdö mit Christiania verbindet, hatte einem brausenden Strome Platz gemacht. Aus der Halbinsel war eine Insel geworden.

Da stand Marlene, abgeschnitten von aller Welt, getrennt von den Stätten, da Menschen wohnten. Ein leiser Schauer überrieselte sie, — ein beinahe feierliches Gefühl. Dann kam ihre alte Nüchternheit: „Wir haben keinen Vorrat an Lebensmitteln, wir haben nur noch drei Tage zu essen. Wir können uns nicht halten, wenn das Wasser sich nicht verläuft."

Wie die Wolken jagten! Schauerlich starrten die kahlen, knorrigen Bäume. Langsam wandte Marlene sich um und ging zurück. Und als sie sich dem Hause näherte, nahm sie sich vor, ihrer Mutter nicht zu sagen, daß sie vom Wasser umschlossen seien, dem Hunger preisgegeben und der Gefahr. Sie zuckte nur die Achseln: die Post sei ausgeblieben. Fürsorglich teilte sie die Vorräte ein: „Das essen wir heut', und das morgen."

Doch erschrak sie, wenn ihre Mutter den Katzen Fleischstückchen hinwarf, und da sie es ihr verwehrte, meinte die alte Dame: „Du hast kein Herz für Tiere!"

Du lieber Himmel, ob sie eines hatte! Sie streifte am Strande entlang und suchte lebende Muscheln; in einem Tümpel, der sich gebildet hatte, fing sie Sardinen. In dieser Thätigkeit und in der Anspannung ihrer Nerven verging der erste Tag. Aber das Wasser verlief sich nicht, und die schrecklichen Katzen schrieen wilder — aus den Nachbarvillen kamen sie, es wurde eine Plage für die einsamen Frauen. Die Nebel zogen über den Fjord und bildeten einen Wall um die Insel, und Marlene starrte in das öde Einerlei, während eine brennende Sehnsucht nach Menschen ihr das Herz zermarterte.

So nahte die dritte Nacht ihrer Prüfung, und die Doktorin war früh schlafen gegangen, ebenso Rike. Marlene meinte, es sei die dunkelste Nacht, die sie je erlebt. Unmöglich, ins Bett zu gehen und ein Auge zu schließen. Eine unbestimmte Furcht erhielt das mutige Mädchen in einem qualvollen Zustande wach. Noch einmal untersuchte sie, ob alle Thüren fest verschlossen seien, dann begab sie sich ohne Licht in den Gartensaal, um das Haus zu hüten. Wovor? Vor wem? Vor irgend einem elementaren Ereignis! Auf und ab schritt sie in ihren weichen Lederschuhen, auf und ab — in den Ecken schlummerten die Katzen zusammengerollt, leise spinnend. Draußen auf dem Fenstersims stand schreiend ein neues Exemplar der nassen und mageren, gespenstischen Geschöpfe.

Wie hattest du die Menschen verachtet, Marlene! Du hattest sie nicht nötig, du hast sie verspottet und verlacht. Nun bist du allein mit deinem Selbst ... Sie lachte, um wieder ein Lachen zu hören. Sonderbar! Sollte sie die Mutter wecken, oder Rike?

Plötzlich blieb sie wie versteinert stehen. Durch die wogende Nebelmasse in der unendlichen Dunkelheit bewegte sich ein roter Punkt — ein Funken. Marlene klammerte sich an das Fensterkreuz, sie riß die Augen auf und hielt sich nur mit Mühe aufrecht. Das waren die Stranddiebe! Sie kamen ja jedes Jahr, nur später, im Herbst.

Wild jagten die Gedanken durch ihr Hirn, sie dachte in einer Sekunde mehr als sonst in einer Stunde. Wie bald waren die Riegel gesprengt und sie — nicht mehr allein. Sie mußte sich und das Haus verteidigen. Nur nicht die Frauen wecken, die würden schreien.

Der rote Punkt kam näher, sie vernahm jetzt deutlich das Ruderschlagen am Strande. „Spitzbuben," murmelte sie atemlos, „kommt, kommt nur!"

Sie fühlte, wie Riesenkräfte in ihr erwuchsen. Je näher die Gefahr rückte, desto mehr that sie die Furcht ab.

Schritte — ein schwarzer Schatten mit einem glühenden Herzen; das Diebslaternchen blitzte wie Karfunkel in dem Nebelgeriesel. ‚Es ist nur einer,' dachte Marlene, ‚mit dem wollen wir schon fertig werden!'

Nun fragte es sich bloß, sollte sie sich unter den Tisch verkriechen, um im gegebenen Augenblick ihn zu überrumpeln, oder sollte sie ihm gleich kühn entgegentreten, um ihn durch ihre Courage in die Flucht zu schlagen. Mochte dem sein, wie es wolle — ein Spaß war das nicht, aber ihr geschah es recht. Wie oft hatte sie den Teufel, das heißt hier den Stranddieb, an die Wand gemalt.

Ein Krachen an der Gartenthür ließ das Blut in ihren Adern gerinnen. ‚Gleich wird er hier sein,' dachte Marlene, ‚wenn ich mich nur tapfer benehme — hier, vor mir wird er stehen, vielleicht auf mich schießen —' Und ehe sie noch mit diesem Gedanken zu Ende war, hockte sie auch schon unter dem Tisch, verborgen durch die lang herabhängende Decke, und lauschte atemlos.

Nach etlichem Feilen gab das Schloß der Gartenthür nach, und Marlene fühlte einen kalten Luftzug hereinwehen. Mehrere neue Katzen, die offenbar draußen gelauert hatten, sprangen in den Saal, Marlene faßte ihre Kleider ängstlich zusammen.

Ein schwerer Männerschritt.

‚Jetzt, jetzt ist es Zeit! Hervor aus deinem Versteck, sonst räumt er das ganze Haus aus und geht obendrein hinauf zu Mama!' sagte sich Marlene.

Auf der Diele sah sie den Schein der Laterne schweben, sie sah die feuchten Fußspuren des Mannes. Mit den Schränken gab er sich nicht ab, sondern spazierte gemütlich auf die Flurthür los, wahrscheinlich um im oberen Stockwerk nachzusehen. Und als er die Klinke in der Hand hielt, überkam Marlene ihr alter Mut.

Geschmeidig wie ihre Katzen schnellte sie vorwärts, geduckt zuerst, dann empor zu der kräftigen Männergestalt, die ganz in triefende Mäntel gehüllt war. Hei, wie roch der nach Seeluft und Teer! Wie bebte Marlene, als sie den Fürchterlichen umklammerte, ihm mit ihren Armen den Hals zuschnürte.

„Halt!" stieß sie heiser hervor.

Der Angegriffene wankte im ersten Schrecken,

da die Mädchenarme ihn so eisern umspannten. Doch dann drückte er sie fest an sich, so fest, daß das Seewasser von seiner geölten Leinwandmütze herabrann auf Marlenes heiße Stirn. Ihr war, als läge sie im salzigen Meerwasser, als müsse sie ertrinken. Und dann wollte sie sich ihm entringen.

„Fort — wir haben keine Kostbarkeiten hier — nichts Wertvolles —“

„O doch,“ murmelte der Einbrecher, „das muß ich besser wissen.“

Er lachte leise.

„Verschonen Sie unser Haus. Wir sind schutzlose Frauen ...“

„Wenn ich nicht irre, saßen Sie unter dem Tisch — das kann man nicht schutzlos nennen ...“

Ein Räuber, der Scherze macht, ist gewiß etwas Seltenes. Marlene schöpfte Hoffnung.

„Ich bitte Sie im Namen meiner alten Mutter — gehen Sie!“

„Nachdem ich mit eigner Lebensgefahr diese verwunschene Stätte erreicht? Nein, nein, mein liebes Kind! Wir Räuber sind auch Menschen, und was wir nicht um ein Toldkniv thun, und wäre es zweischneidig, das thun wir für zwei süße Mädchenlippen, die so frisch sind wie Meerwasser, nur nicht so herb.“

„Sven Hinnerk!“ schrie Marlene auf.

Der Räuber hatte die Laterne zu seinem eignen Gesicht erhoben, das lachend aus der Mantelkapuze blickte. Das Funkeln seiner übermütigen Augen zwang Marlene, die ihren niederzuschlagen. Sie wollte ihm ihren inneren Jubel nicht verraten.

„Ich dachte wohl, bei euch sei Schmalhans Küchenmeister, und bringe einiges an Vorräten, bis sich das Wasser verläuft. Wollt' auch nach Marlene, dem Heldenweib sehen, wie sie sich ausnimmt, wenn es hier ungemütlich wird.“

„Sven Hinnerk,“ sagte Marlene, „ich hab' eine Bitte an dich!“

Es war das erste Mal seit jener unseligen Toldknivgeschichte, daß sie ihn um etwas bat. Er nahm ihre Hand, und sie lehnte den Kopf an seine nassen Schultern. Dieser herrliche Seeduft! Diese Meeresfrische, die von ihm ausströmte!

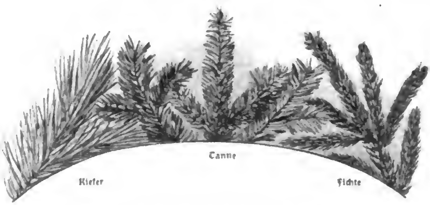
„Verlange von mir, was du willst,“ sagte er leicht erblassend, „und wäre es auch eine Thorheit.“

„Nun, Sven Hinnerk, so versprich mir nur das eine: erzähle niemand — und am wenigsten Rike —, daß ich unter dem Tische saß.“

„So will mir scheinen, Marlene, du hast deinen Meister gefunden?“

„Mir auch,“ sagte sie einfach. Im stillen dachte sie: ‚Wäre nur der verwünschte Tisch nicht gewesen. Der Tisch ist schuld, daß Sven Hinnerk die Oberhand gewann.‘

Am nächsten Morgen aber stellte sie ein Glas mit rotem Herbstlaub und Tannengrün auf den Tisch. Gerade, als wollte sie ihm danken.



Weihnachtsbäume

Von

Max Hesdörffer

(Mit fünf Abbildungen nach Zeichnungen von Johanna Beckmann)

Im Dezember, meist schon mehrere Wochen vor Weihnachten, beginnt es vieler Orten mitten im Schnee zu grünen. Es entstehen Wälder auf den freien Plätzen der Städte, gebildet durch ein Heer von Nadelbäumen, und auch auf den Straßen, die sie in langgestreckten Reihen flankieren, scheinen diese Bäume über Nacht aus dem Boden gewachsen zu sein. Wenn auch vierzehn Tage und länger vor dem Feste nur die Vorsichtigsten ihren Weihnachtsbaum einkaufen, so müssen doch die Händler sich so frühzeitig den geeigneten Platz sichern und die nötigen Vorbereitungen treffen.

Hoch bepackt und fest geschnürt kommen die Weihnachtsbäume in ganzen Waggonladungen in den Großstädten an. Auf den Güterbahnhöfen bilden sich ungeheure Lager dieser Bäume, zu deren Gewinnung selbst in ausgedehnten Waldungen oft in einer Weise gewütet wird, die den Naturfreund mit Bedauern erfüllt. Die Kleinhändler stellen sich dann ein, um von den Großhändlern ihren Bedarf einzukaufen. Die Preise sind im Großhandel sehr verschieden, aber niemals hoch. So wird in Berlin meist das ganze Schock größerer Weihnachtsbäume für nur vierzig bis sechzig Mark gekauft. Allerdings sehen diese Bäume noch recht ungehobelt und vom Transport stark mitgenommen aus, sie müssen gewissermaßen erst gekämmt und gebürstet werden, um späterhin im Salon etwas vorzustellen. Diese Verschönerungsarbeit ist es, die den Kleinhändler so lange vor dem Feste beschäftigt. Bei dicht mit Aesten bestandenen Bäumen nimmt er, wo es unauffällig geschehen kann, einen ihm überflüssig erscheinenden Zweig heraus, um ihn einem andern Baume, der durch Druck oder Sturm

gelitten hat, an geeigneter Stelle wieder einzufügen. Dann werden die quirlförmig geordneten Nebenäste durch Biegen in die richtige Lage gebracht, die dem Bäumchen das Aussehen einer gleichmäßigen Pyramide giebt, und zu guter Letzt wird es schließlich mit einem Fuße versehen, der ihm an Stelle der fehlenden Wurzeln sicheren Halt bietet.

Wer die Bäume des Weihnachtsmarktes ohne Sachkenntnis und nur flüchtig betrachtet, wird unter ihnen, von der Größe abgesehen, kaum einen nennenswerten Unterschied finden. In Wirklichkeit gehören aber diese Weihnachtsbäume in der Regel drei verschiedenen Charakternadelbäumen unsrer deutschen Waldungen an, der Fichte, der Tanne und der Kiefer. Diese Bäume kommen aus Gegenden, die reich an Nadelwaldungen sind. So liefern Mecklenburg, Holstein, Schlesien, Thüringen, der Harz und selbst Bayern die meisten Weihnachtsbäume des Berliner Marktes. Rationell wirtschaftende Waldbesitzer pflanzen bei Neuaufforstungen die Nadelbäume so dicht, daß nach einem Zeitraum von sechs bis neun Jahren die Hälfte herausgehauen und als Weihnachtsbäume verwertet werden kann, wodurch dann die verbleibende Hälfte den gehörigen Abstand zur entsprechenden Entwicklung erhält. In allerneuester Zeit kommen sogar schon drei- bis vierjährige Nadelbäume zu Weihnachten in den Handel. Sie werden in Töpfe gepflanzt und dienen dem Städter als winterlicher Zimmerschmuck, auch finden sie vielfach zur Ausschmückung der Balkonkästen während der kalten Jahreszeit Verwendung.

Unsre Anfangsvignette zeigt Zweige der drei charakteristischsten Weihnachtsbäume. In der Mitte sehen wir einen Zweig der Tanne, die früher fast ausschließlich als Weihnachtsbaum Verwendung fand, jetzt aber in sehr vielen Gegenden durch die rechts auf unsrer Vignette dargestellte Fichte verdrängt worden ist. Der linke Zweig der Vignette gehört der gemeinen Kiefer an, die in Berlin, obwohl es in der Nähe ausgedehnter Kiefernwaldungen liegt, als Weihnachtsbaum selten ist, aber in Mecklenburg vorwiegend als solcher verwendet wird. Von unsern deutschen Kiefern kommt ausschließlich die gemeine Kiefer oder Föhre als Weihnachtsbaum in Betracht, da die Krummholzföhre strauchartig wächst und nur vereinzelt Bäume bildet. Weit schöner als die gemeine Kiefer ist aber die Weymouthkiefer. Sie stammt aus Nordamerika, ist aber in unsern Waldungen so eingebürgert, daß man sie ruhig als deutschen Waldbaum bezeichnen kann.

Die Weymouthkiefer ist weit zierlicher als ihre Schwester. Bei ihr stehen die Nadeln immer zu je fünf zusammen an den Zweigen, während sie bei der gemeinen Kiefer paarweis stehen. Wie die Kiefer in Mecklenburg in der Regel zum Weihnachtsfeste ausgeputzt wird, zeigt eine unsrer Abbildungen.

Unser hauptsächlichster Weihnachtsbaum ist, wie bereits erwähnt, die Fichte. Sie hat kurze spitze, rund und dicht um die Zweige stehende Nadeln.



Kiefer als Weihnachtsbaum

Abgesehen von ihrem etwas volleren und, wenn man will, auch etwas eleganteren Aussehen hat sie der Tanne gegenüber einen schwer ins Gewicht fallenden Nachteil: sie wirft in unsern erwärmten und trockenen Wohnräumen schon nach verhältnismäßig kurzer Zeit die kleinen Nadeln ab, die nun in der Stube, namentlich auf den Teppichen und den Tischen recht lästig werden können. Die Tanne behält dagegen die Nadeln recht lange, während sie bei den Kieferzweigen überhaupt nicht abfallen, sondern eintrocknen. Der Kenner unterscheidet unter den Fichten des Weihnachtsmarktes zwei verschiedene

Sorten, die gewöhnliche Fichte und die sogenannte Doppelfichte. Beide Sorten gehören aber der gleichen Art an, und mit ihrem Sortengeheimnis hat es folgende Bewandtnis. Die gewöhnliche Fichte ist ein jung emporgewachsenes Bäumchen, das von uns abgebildete Exemplar neun Jahre alt, während die Doppelfichte, die in Berlin hoch geschätzt und deshalb teuer bezahlt wird, nichts weiter darstellt als den gleichmäßig entwickelten Wipfel eines alten, zur Nutzholzgewinnung gefällten Baumes. Den Unterschied zwischen beiden Fichten lassen unsre Abbildungen deutlich erkennen. Der junge Baum bildet eine zierliche, ebenmäßig gebaute Pyramide, während der alte an seinen starken, vielfach unregelmäßig und weit ausladenden Nebenästen bei einiger Uebung stets mit Sicherheit erkannt werden wird. Beim Fällen alter Fichtenbestände werden die gut entwickelten, nicht so sehr vom Sturme zerzausten Wipfel vorsichtig abgesägt und bis zu Beginn des Handels im Dezember an feuchter schattiger Waldstelle aufgestapelt. Wo es sich um den Erwerb eines besonders großen Baumes handelt, wird man in der Regel zum Wipfeltrieb greifen müssen.



Fichte



Doppelfichte

Den dritten Weihnachtsbaum, die durch Schlankheit ausgezeichnete **Tanne**, führen wir gleichfalls in einem Bilde vor, das ein jung gefälltes, bereits auf einfachem Holzfuß montiertes Exemplar darstellt. Auch von ihr kommen Wipfel- oder Doppeltannen in den Handel. Sie sehen mitunter schöner als die jungen Bäumchen aus, da letztere durch die durchaus regelmäßige Anordnung ihrer quirlförmig stehenden Ast-Etagen oft im Gegensatz zu jungen Fichten einen etwas monotonen Eindruck hervorrufen. Aber alles in allem ist doch die Tanne ein schöner, schlanker und stolzer Weihnachtsbaum. Bei den jungen Zweigen stehen die Nadeln fast kammartig zweiseitswendig, an den Hauptästen aber allseitswendig, ähnlich wie bei der Fichte. Die Tannennadeln sind breiter und länger als Fichtennadeln. Außerdem bilden zwei bläulichweiße Längsstreifen auf der Unterseite jeder Tannennadel ein charakteristisches Merkmal. Die Dauerhaftigkeit der Tanne ermöglicht es, sie auch noch nach dem Feste als Schmuckbaum in kühlen Zimmern oder auf Balkonen zu verwerten.

In manchen Familien werden Tanne und Fichte in der Sylvesternacht noch ein letztes Mal angezündet, und auch wenn die Nadeln fallen und die Bäume in der Wohnung lästig zu werden beginnen, sind sie noch nicht ganz wertlos, wenn auch nur noch für prosaische Zwecke verwendbar. Die Seitenzweige werden zum Feueranzünden benutzt, da Nadeln und Holz infolge ihres Harzreichtums leicht und intensiv brennen. Dann nimmt der praktische und sparsame Hausvater den kahl gerupften Stamm, um aus den Resten der quirlförmig sitzenden Nebenzweige der oberen Stammteile der Hausfrau einige Quirle zu schnitzen, die zunächst gründlich getrocknet werden und dann bis zum nächsten Weihnachtsfeste in der Küche vorzuhalten pflegen.



Edeltanne als Weihnachtsbaum

Auf der Prinzregenten-Terrasse in München

(Siehe die Abbildung Seite 469)

Der bayrischen Hauptstadt fehlt der in vielen Großstädten wahrzunehmende „Zug nach dem Westen", nämlich die Eigentümlichkeit, daß das vornehme Leben nach jener Richtung sich hindrängt. Im Westen der Isarstadt liegen vorwiegend Großbrauereien, Fabriken und Arbeiterviertel, während die meisten Luxusbauten gerade entgegengesetzt, an der neuen Prinzregentenstraße im Osten und in ihrer Umgegend, entstanden sind. Die genannte Straße führt von der Nordostecke des Hofgartens, parallel der Maximiliansstraße, am Südrand des Englischen Gartens vorbei schnurgerade bis zur Isar. Hat man Gabriel Seidls phantasievollen Prachtbau des neuen Nationalmuseums passiert, so liegt vor uns die Prinzregentenbrücke, an die sich jenseits des Flusses ein weißschimmernder, mächtiger Terrassenbau zwischen grünen Parkanlagen schließt. Beiderseits führen Rampen und Treppen aufwärts zu dem hochragenden Friedensdenkmal mit der Viktoria, von dem aus, die Maximiliansanlagen durchschneidend, dann die Aeußere Prinzregentenstraße, an der schönen Villa Stuck vorüber, sich zum Prinzregenten-Theater hinzieht. Die erste Prinzregentenbrücke wurde bekanntlich im Sommer 1899 vom Hochwasser zerstört; der hochherzige Regent ließ darauf das Bauwerk, das seinen Namen trug, aufs neue entstehen und machte es der Stadt zum Geschenk. Diese neue Brücke, deren kühner Bogen sich graziös und doch massiv über das Isarbett spannt, ist in Ausgestaltung und Material von dem leitenden Architekten (Th. Fischer) ungemein glücklich der von jener Katastrophe nicht berührten Prinzregenten-Terrasse mit dem darüber sich erhebenden Friedensdenkmal angepaßt worden, so daß die Gesamtanlage wie aus *einem* Guß sich darstellt. Die Terrasse hat an schönen Tagen stets zahlreiche Besucher aufzuweisen; während der Hochflut des Fremdenverkehrs, zumal solange die Festvorstellungen im Prinzregenten-Theater stattfinden, bildet sie vor dem Beginn der Aufführungen einen Vereinigungspunkt der eleganten Welt.

Erprobung des neuen Infanteriegewehrs an Pferdekadavern

(Siehe das Bild Seite 508)

Das neue deutsche Infanteriegewehr 98 wird nachdem die Garde zuerst damit ausgerüstet wurde, jetzt auch an das III., IV., V. und VI. Armeecorps verabfolgt, denen die übrigen möglichst rasch folgen sollen. Die Marine hat die vervollkommnete Schußwaffe bereits vor zwei Jahren erhalten. In Berlin haben kürzlich interessante und lehrreiche Schießversuche mit dem neuen Infanteriegewehr auf tote Pferde stattgefunden, um dessen Schußwirkung zu erproben. Insbesondere sollte dadurch auch festgestellt werden, in welcher Zeit eine überraschend erfolgende Kavallerieattacke auf Infanterie von dieser durch Niederschießen der Pferde abgewiesen werden könnte. Aus der Art der Wunden lassen sich in

dieser Beziehung sichere Schlüsse ziehen. Im allgemeinen darf als feststehend angenommen werden, daß die jetzt fast in allen Heeren eingeführten Kleinkalibergewehre mit Mantelgeschossen gutartigere Verletzungen hervorbringen als die früheren Waffen mit ihren Bleigeschossen. In England angestellte Versuche ergaben, daß die kleinkalibrigen Geschosse lebende Tiere an mehreren Körperstellen durchbohren können, ohne daß diese selbst es sofort merken. Versuche mit dem 6,5 Millimeter-Gewehr (das deutsche hat bekanntlich 7,9 Millimeter) in Rumänien ließen erkennen, daß Treffer damit im allgemeinen den Lauf eines in lebhafter Gangart befindlichen Pferdes nicht aufhalten würden. In Spanien jagte man Maulesel durch einen Engpaß und gab auf 200 Meter eine Salve aus 7 Millimeter-Gewehren auf sie ab; kein Tier ließ sich zunächst im Lauf aufhalten, die getroffenen brachen vielmehr erst wesentlich später zusammen. Die für die Berliner Versuche benutzten Pferdekadaver werden von den Abdeckereien bezogen und zum Beschießen entweder auf die Erde gelegt oder an einem starken Eisendraht aufgehängt, der durch den Körper gezogen ist. In letzterem Fall kommt man der Wirklichkeit näher, um so mehr, als die Kadaver dabei hin und her gezogen werden können und somit ein stets wechselndes Ziel bieten. Nach beendetem Schießen werden die beschossenen Pferde den Militärärzten zur Untersuchung überwiesen. Sie studieren daran die von den Mantelgeschossen erzeugten Verwundungen, die einen Anhalt auch für die Verwundungen des menschlichen Körpers in einem künftigen Kriege gewähren. Durchweg haben auch die Erfahrungen aus den Kriegen in Südafrika und China die Ansicht bestätigt, daß die durch moderne Gewehre und Geschosse erzeugten Wunden im allgemeinen gutartiger sind und rascher heilen als die von den älteren Waffen hervorgebrachten.

Wilhelm Hauff

Eine Säkular-Erinnerung zum 29. November

Von

Otto Franz Gensichen

Am 29. November 1802 zu Stuttgart geboren, ebendort am 18. November 1827 gestorben, — diese kurze Spanne eines knappen Vierteljahrhunderts umfaßt Wilhelm Hauffs Leben. Er gehört zu der Gruppe jener meteorgleich aufleuchtenden Dichter, denen es nicht vergönnt war, das dritte Jahrzehnt ihres Daseins zu vollenden: Christian Günther, Ludwig Hölty, Ernst Schulze, Friedrich Novalis, Theodor Körner u. a. Aber während Christian Günther fast nur noch durch die hohe Anerkennung fortlebt, die Goethe ihm in „Dichtung und Wahrheit" zollte, und während Ernst Schulze, der seinerzeit vielbewunderte Dichter der „Bezauberten Rose" und der „Cäcilie", heute fast nur noch von Litterarhistorikern gelesen wird, hat Wilhelm Hauff es seinem glücklicheren Genius zu danken, daß er neben Theodor Körner noch heute der volkstümlichste jener früh verstorbenen Dichter ist. Wohl wird auch von Hölty und Novalis gar manches Lied noch jetzt gesungen, aber mit der Gesamtheit ihres Schaffens sind sie nicht annähernd so tief ins Volk gedrungen wie Körner und Hauff.

Der frühe Tod giebt all den genannten Dichtern ein Gemeinsames: sie haben sich von den Meistern, deren bewundernde, nacheifernde Jünger sie waren, noch nicht völlig emanzipieren und zu kraftvoller Eigenart hindurchringen können; aber sie erwecken auch die mit Bedauern gemischte Frage: was würden sie wohl noch geleistet haben, hätte ein längeres Leben ihnen die Entwicklung zu voller Selbständigkeit gestattet? Sie konnten ihr letztes Wort nicht sprechen und gewinnen dadurch etwas von dem Reiz eines ungelösten Rätsels.

Einfacher freilich als bei Körner würde anscheinend bei Hauff die Lösung des Rätsels lauten. Denn während Körner in Vers und Prosa alle nur denkbaren Gattungen der Poesie pflegte und in jeder Gattung mehr oder minder gelungene Werke hinterließ, ist Hauff ausschließlich Erzähler in Prosa. Ein Drama hat er ebensowenig zu schreiben versucht wie ein Epos in Versen, und die wenigen Gedichte, die er hinterließ, erheben sich mit Ausnahme zweier nicht über das bescheidene Maß eines gebildeten Dilettantismus und scheinen für seinen Beruf zum Lyriker nicht zu sprechen. Die beiden Ausnahmen freilich, „Morgenrot" und „Steh' ich in finstrer Mitternacht", haben ihm den höchsten Erfolg gebracht, den ein Dichter erringen kann: sie sind zu echten Volksliedern im schönsten Sinne des Wortes geworden. Daß das erstere von beiden durch den Zusatz „nach einem schwäbischen Volkslied" ausdrücklich als nicht originale Schöpfung des Dichters bezeichnet wird, schmälert Hauffs Ruhm keineswegs. Sind doch auch Goethes „Heideröslein" und „Erlkönig" keine Originallieder, sondern alten Volksweisen nachgedichtet, und hat doch auch Heine seinem „Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht" die Bemerkung hinzugefügt: „Dieses ist ein wirkliches Volkslied, welches ich am Rheine gehört." Wie viel die genannten Dichter an den gehörten Volksweisen etwa durch Ueberarbeitung geändert haben mögen, ist schwer festzustellen; aber wenn dies Verdienst auch auf nichts zusammenschrumpfen sollte, so bleibt es schon ruhmvoll, eine sonst vielleicht unwiederbringlich verlorene Volksweise mit dichterischem Feingefühl aufgefangen und dem Liederschatze des Volkes unverlierbar erhalten zu haben.

Kaum vierzig Gedichte hat Hauff hinterlassen, und unter dieser geringen Zahl zwei echte Perlen volkstümlichster Poesie bieten zu können, ist ein Treffer, wie er nur besonders Begünstigten beschieden wird. Ist doch beispielsweise ein so hoch begabter und dabei ungewöhnlich fruchtbarer Lyriker wie Emanuel Geibel nicht mit einem einzigen Liede wirklich ins Volk gedrungen, und dieser Ruhm blieb auch einem Eduard Mörike und Theodor Storm versagt. Charakteristisch für Hauff ist es überdies, daß er, der niemals Soldat war und seine reiferen

Jahre in tiefster Friedenszeit verlebte, gerade mit zwei Soldatenliedern populär wurde und nur in ihnen den Beweis für seine lyrische Begabung erbrachte, während der geborne Lyriker die selbsterlebten Freuden und Leiden des eignen Herzens im Liede zu verklären sucht.

Daß Hauff in jenen beiden Gedichten wie in manchen seiner Prosaerzählungen den Volkston so glücklich zu treffen wußte, ist wohl zum guten Teil auf Rechnung seiner Zugehörigkeit zum schwäbischen Volksstamm zu setzen, der dem Deutschen Reiche nicht nur die populärsten Dynastien der Hohenstaufen und der Hohenzollern, sondern auch die populärsten Dichter Schiller und Uhland geschenkt hat. Und wie mancher selbst minder bedeutende Poet der „schwäbischen Dichterschule" ist mit einzelnen Liedern echt volkstümlich geworden! Es sei hier nur an Justinus Kerner erinnert, dessen „Wohlauf, noch getrunken den funkelnden Wein" und „Dort unten in der Mühle" dauernd im Munde des Volkes fortleben. Wie im schönen Schwabenlande die einfache Urwüchsigkeit des Volkslebens noch heute stärker hervortritt als in andern deutschen Gauen, so zeichnen sich auch die schwäbischen Dichter durch einen besonders starken Zug des Volkstümlichen aus.

Diese Volkstümlichkeit findet sich auch in Hauffs erzählenden Prosaschriften, unter denen sein Roman „Lichtenstein" nach Umfang und Inhalt am meisten hervorragt. Durch die romantische Schule war in Deutschland die Begeisterung für die deutsche Vorzeit schon geweckt worden, ehe noch von England aus die vaterländischen Romane Walter Scotts auch bei uns siegreichen Einzug hielten. Dann aber scharte sich um Walter Scott ein schier endloses Heer von Nachahmern, unter denen Wilhelm Hauff und Willibald Alexis als die weitaus begabtesten hervorragten und noch heute ein zahlreiches Lesepublikum finden.

Kann Hauffs „Lichtenstein" auch auf Originalität keinen Anspruch erheben und das Vorbild Walter Scotts nirgends verleugnen, so bekundet



Nach einem Miniaturgemälde von Johann Michael Holder

er doch einen überaus glücklichen Griff in die deutsche Ritterzeit und ein bemerkenswertes Erzählertalent. Namentlich für die Jugend ist das Werk fast zu einem Volksbuch geworden, über dessen zeitweis ermüdende Breite die zahlreichen sonstigen Vorzüge geschickt hinwegtäuschen.

Wie Hauff im „Lichtenstein“ von Walter Scott, so ist er in seinen „Märchen“ von den „Erzählungen aus Tausend und eine Nacht“ abhängig. Selbst die äußere Einkleidung der „Märchen“ veranstaltet er nach jenem orientalischen Muster. Und für seine köstliche Parodie „Der Mann im Monde“ nimmt er sich Willibald Alexis zum Vorbild, der im „Walladmor“ die Manier der Walter Scottschen Romane ergötzlich travestiert hatte. Das gesteht Hauff im neunzehnten Kapitel seiner „Bettlerin vom Pont des Arts“ ziemlich offen ein. Freilich überragt „Der Mann im Monde“ in parodistischer Beziehung den „Walladmor“ bei weitem und hat im Verein mit der daran geknüpften „Kontroverspredigt“ das Ansehen des einst vielgelesenen Lieblingsschriftstellers H. Clauren für immer gründlich vernichtet. Es war ein litterarisches Strafgericht, wie es vor- und nachher nicht dagewesen ist, und gegen das die Angriffe im Goethe-Schillerschen „Xenienkampfe“ oder Schillers ungerechte Rezension der Bürgerschen Gedichte wie harmlose Mückenstiche erscheinen.

In seinen Novellen, unter denen „Das Bild des Kaisers“, „Die Bettlerin vom Pont des Arts“ und „Jud Süß“ besonders hervorragen, zeigt sich Hauff unverkennbar als Schüler der altitalienischen Meister, sowie Goethes und Tiecks. Ebenso verrät er in seinen „Mitteilungen aus den Memoiren des Satan“ seine starke Abhängigkeit von E. T. A. Hoffmann, dessen unverkennbarer Einfluß, gepaart mit einer Mischung Jean Paulschen Humors, auch in Hauffs letzter Schöpfung zu spüren ist: in seinen poesieverklärten „Phantasien im Bremer Ratskeller“, die im Herbst 1827 fast gleichzeitig mit Heinrich Heines Gedicht „Im Hafen“ erschienen, das auch der Rose und den zwölf Aposteln im Bremer Ratskeller eine begeisterte Huldigung darbringt.*)

Die kleinen Aufsätze, die Hauff unter dem gemeinsamen Titel „Skizzen“ hinterlassen hat, sind harmlose Kleinigkeiten, die nur um ihres Verfassers willen die Teilnahme noch heute beanspruchen. Dem Umfange nach hat Hauff in den wenigen Jahren seiner schriftstellerischen Thätigkeit eine große Fruchtbarkeit entfaltet, und bei der Leichtigkeit und Schnelligkeit seines Schaffens lag die Gefahr wohl nahe, daß er mit der Zeit ein flacher Vielschreiber hätte werden können. War seine Begabung doch mehr gefällig als tief, die Phantasie ungleich stärker bei ihm als die Leidenschaft, die Lust zu fröhlichem Fabulieren weitaus größer als die Neigung zur Ergründung ernster seelischer Probleme.

Abgesehen von seinen beiden volkstümlichen Liedern hat Hauff hauptsächlich durch die besten seiner „Märchen“, durch seinen „Lichtenstein“ und durch seine „Phantasien im Bremer Ratskeller“ für die Nachwelt Bedeutung. Bezeichnend für die Zeit, in der er lebte, ist seine schwärmerische Bewunderung Napoleons, der er nicht nur in der Erzählung „Das Bild des Kaisers“, sondern auch im „Othello“, in der „Bettlerin vom Pont des Arts“ und sogar in seinem Märchen „Die Geschichte Almansors“ Ausdruck leiht. Hauff zählte noch nicht dreizehn Jahre, als der gestürzte Imperator nach Sankt Helena geführt wurde, und wenn der urdeutsche Schwabe später als leidenschaftlicher Burschenschaftler auch vier Gedichte zur Verherrlichung der Waterloofeier schrieb und in einem Gedichte den Prinzen Wilhelm von Württemberg wegen der in Frankreich 1814 errungenen kriegerischen Lorbeeren besang, so konnte sich doch der Dichter dem gewaltigen Zauber des gestürzten Titanen um so weniger entziehen, je verächtlicher sich nach seinem Falle die siegreichen Zwerge gebärdeten. Es war die Zeit, wo Heines „Nach Frankreich zogen zwei Grenadier'“ den „imperialen Märchentraum“ noch stärker heraufbeschwor als Bérangers Gedichte, und wo die Dichter aller Nationen, Goethe, Lord Byron, Esaias Tegner, Alexander Manzoni an der Spitze, sich in Huldigungen für den großen Korsen fast überboten. Hatte doch Hauff in seinem engeren Vaterlande überdies das rührende Vorbild vor Augen, wie die württembergische Königstochter Katharine an ihrem entthronten Gemahl König Jérôme von Westfalen, dem jüngsten Bruder Napoleons, mit so unerschütterlicher Treue hing, daß Napoleon sie in seinem Testament zu seinen „Geschwistern“ zählte.

Anmutig und stürmelos, ohne große Höhepunkte oder spannende Peripetien wie Hauffs Dichtungen, verlief auch sein Leben, das er mit Ausnahme einiger Reisen im Heimatlande verbrachte. Seine



Wilhelm Hauffs Grabmal in Stuttgart

*) Von Wilhelm Hauffs Werken sind bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart zwei Ausgaben erschienen: die zweibändige Prachtausgabe mit 322 Holzschnitt-Illustrationen nach Originalen erster deutscher Künstler (Preis 25 Mark) und der bloße Textabdruck in einem Bande (Preis 3 Mark). Ferner erschien soeben im gleichen Verlage als Festgabe zum hundertsten Geburtstage des Dichters eine illustrierte Sonderausgabe des Lichtenstein (Preis 4 Mark).

väterlichen Vorfahren stammten aus niederösterreichischem Adel, waren zum Protestantismus übergetreten und deshalb schon gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts nach Württemberg ausgewandert. Den Adel, aus dessen Mitgliedern Wilhelm Hauff später mit besonderer Vorliebe die Helden seiner Erzählungen wählte, hatten sie abgelegt und sich bald dem Staatsdienst zugewandt. August Friedrich Hauff, der Vater des Dichters, hatte sich am 27. August 1799 mit Hedwig Wilhelmine Elsässer, der Tochter eines Tübinger Obertribunalrates, vermählt. Aus dieser Ehe erblühten vier Kinder: Hermann Hauff, nachmals langjähriger Chefredakteur des Stuttgarter „Morgenblattes", sodann Wilhelm und zwei jüngere Schwestern. Schon 1809, als Wilhelm Hauff kaum sieben Jahre zählte, starb der Vater, und die Erziehung der Kinder wurde nun von der Mutter und deren greisem Vater geleitet.

In Stuttgart, Tübingen und Blaubeuren verlebte Wilhelm Hauff seine Jugend, beendete im Herbst 1824 seine Studentenzeit und bestand bald darauf das erste theologische Examen. Denn auf Wunsch der Mutter wollte er sich dem Pfarramt widmen, und da er sich bereits im Frühjahr 1824 mit seiner Cousine Luise Hauff aus Nördlingen verlobt hatte, so schien eine baldige Anstellung das Wünschenswerteste für ihn. Ehe es dazu kam, bekleidete er vom 27. Oktober 1824 bis zum 30. April 1826 die Hofmeisterstelle bei den beiden Söhnen des Kriegsratspräsidenten Freiherrn von Hügel in Stuttgart, der ehedem Adjutant Napoleons gewesen war und dem jungen Dichter die Anregung zu der Novelle „Das Bild des Kaisers" bot. Im Frühjahr 1825 bestand Hauff das zweite theologische Examen und debütierte im November desselben Jahres mit seinem „Märchenalmanach auf das Jahr 1826" sehr glücklich als Schriftsteller.

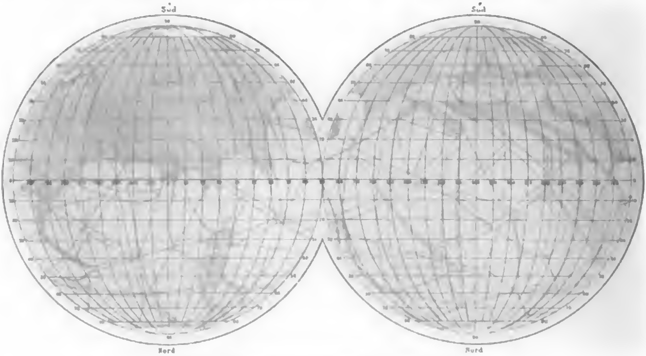
Nach Ablauf der Hofmeisterzeit machte er vom 1. Mai bis Mitte November 1826 eine Reise, die ihn auch nach Paris, Brüssel, Antwerpen, Bremen, Hamburg, Berlin, Leipzig, Dresden führte. Noch auf der Reise erhielt er von Baron Cotta in Stuttgart den Antrag, die Redaktion des belletristischen Teiles des „Morgenblattes" zu übernehmen. Bald nach seiner Rückkehr trat Hauff diese gesicherte Stellung an, verheiratete sich am 13. Februar 1827 mit seiner Braut und erlag bereits am 18. November desselben Jahres dem Nervenfieber, nachdem ihm wenige Tage vorher ein Töchterchen geboren worden. Ludwig Uhland und Gustav Schwab verherrlichten den Entschlafenen in ergreifenden Gedichten, seine Vaterstadt Stuttgart errichtete ihm 1882 ein würdiges Denkmal, und im Herzen des deutschen Volkes lebt er dauernd fort in der ewigen Jugend der früh Verklärten.

Aus dem Reiche der Sterne

Zu den interessantesten Himmelskörpern gehört der Planet Mars, denn die neuesten Beobachtungen über ihn haben zum ersten Male die Frage nach dem Vorhandensein denkender Lebewesen jenseits der Erde aus dem Bereich vager Hypothesen auf das Gebiet ernsthafter wissenschaftlicher Erörterungen verlegt. Nachdem die genauen Untersuchungen des uns so nahen Mondes ergeben hatten, daß dort lebende Wesen nicht vorhanden sein können, hatte man die Hoffnung aufgegeben, jemals durch direkte Beobachtungen Aufschlüsse über die Bewohntheit der Himmelskörper zu gewinnen, da die großen Entfernungen der letzteren stets ein unüberwindliches Hindernis bleiben mußten. Da fand sich denn, daß auf dem Planeten Mars Naturzustände vorhanden sind, die uns zu sehr begründeten Schlüssen über die Bewohntheit jener fremden Welten führten, und damit trat dieser Planet sofort in den Mittelpunkt des allgemeinen Interesses.

Was zunächst die allgemeinen Verhältnisse der Weltstellung des Mars anbelangt, so bewegt er sich in einer elliptischen Bahn um die Sonne, so daß sie die Erdbahn unmittelbar umschließt. Mars kann sich der Sonne bis zu 205 Millionen Kilometern nähern und bis auf 247 Millionen Kilometer von ihr entfernen; der Erde kommt er im günstigsten Falle bis auf 57 Millionen Kilometer nahe. Seine Umlaufszeit um die Sonne, also die Dauer des Marsjahres, beträgt 687 Tage. An Größe steht Mars der Erde sehr nach, denn sein Durchmesser ist nur 6745 Kilometer, d. h. etwas mehr als die Hälfte des Erddurchmessers, und da er eine kugelförmige Gestalt hat, so umfaßt seine Oberfläche weniger als 0,3 der Erdoberfläche und sein Volumen etwa $^1/_7$ des Erdvolumens. Mars dreht sich wie die Erde um seine Achse, und zwar beziffert sich die Dauer dieser Umdrehung auf 24 Stunden 37 Minuten. Unter dem Aequator beträgt die Dauer des Tages auf dem Mars 12 Stunden 26 Minuten, auf der Erde 12 Stunden 6 Minuten; unter 50 Grad nördlicher Breite auf der Erde (also im mittleren Deutschland) hat der längste Tag 16 Stunden 21 Minuten, der kürzeste 8 Stunden 2 Minuten Dauer; auf dem Mars dagegen hat unter derselben Breite der längste Tag 18 Stunden 7 Minuten, der kürzeste 6 Stunden 59 Minuten Dauer. Die Ungleichheit der Tage und Nächte im Jahreslauf ist also auf dem Mars größer als auf der Erde. Von der Sonne empfängt Mars nur 0,4 der Intensität von Licht und Wärme, die der Erde zu teil wird. Für seine nördliche Halbkugel dauern Frühling und Sommer zusammen 372 Marstage, Herbst und Winter 296; für die südliche Marshalbkugel ist das Verhältnis umgekehrt. Während des sommerlichen Halbjahres der nördlichen Halbkugel ist der Mars weiter von der Sonne entfernt als im Winter, und alles zusammengenommen hat zur Folge, daß auf der nördlichen Halbkugel des Mars der Sommer länger und weniger warm, der Winter kürzer und milder ist als auf der südlichen. Etwas Aehnliches findet auch für unsre Erde statt, allein da die Erdbahn weit mehr kreisförmig ist als die Bahn des Mars, so sind bei uns die Gegensätze der Jahreszeiten für die südliche und nördliche Erdhälfte weniger ausgesprochen. Der Erde kommt Mars am nächsten um die Zeit, wenn er um Mitternacht im Süden steht, allein da seine Bahn merklich vom Kreise

abweicht, so erfolgt seine größte Annäherung an die Erde nur nach mehrjährigen Zwischenpausen, auch ist uns alsdann seine südliche Halbkugel zugewendet. Bei solchen Gelegenheiten hat man schon vor 230 Jahren bemerkt, daß in der Nähe des südlichen Poles auf dem Mars ein glänzend weißer Fleck sichtbar ist, und man vermutete, er möchte das Vorhandensein von Eis oder Schnee anzeigen. W. Herschel fand diese Vermutung bestätigt, denn nach seinen Beobachtungen war der weiße Fleck am größten, wenn gleichzeitig die Südhalbkugel des Mars Winter hatte, dagegen am kleinsten, wenn sie im Sommerhalbjahre stand. Aehnliches sah Herschel am nördlichen Pole des Mars, nur war dort der weiße Fleck am kleinsten, wenn er am südlichen Pole die größte Ausdehnung hatte, und umgekehrt. Alle späteren Beobachtungen haben diese Wahrnehmungen bestätigt, so daß an einer Analogie Meinung wurde unterstützt durch mancherlei Wahrnehmungen, die darauf hinausliefen, daß die dunklen Flecke deutlicher in ihrer Sommerzeit, dagegen verwaschener und bleicher während ihrer Winterzeit erscheinen und letzteres als durch Wolken und Nebel verursacht angesehen werden kann. Die größere Dunkelheit während des Sommers erklärte man dadurch, daß alsdann die Schneeschmelze stattgefunden habe und der wasserdurchtränkte, vielleicht auch vielfach sumpfige Boden bedeutend dunkler sich darstellen müsse. Im Jahre 1877 kam Mars der Erde sehr nahe, und Professor Schiaparelli in Mailand beobachtete ihn deshalb an dem dortigen vorzüglichen Fernrohr. Er entdeckte, daß die rötlichgelben Flächen, die man als Festländer bezeichnete, von zahlreichen dunklen Linien durchschnitten sind, wahrscheinlich nichts andres als Meeresstraßen oder Kanäle, die die dunklen Flächen (die



Die beiden Halbkugeln des Planeten Mars mit ihrem Kanalsystem

mit den eisigen Polargegenden unsrer Erde nicht zu zweifeln ist. Die mit den mächtigen Ferngläsern der Neuzeit angestellten Beobachtungen haben vielerlei Details über das Aufbrechen des Eises in der Polarregion des Mars kennen gelehrt, so z. B. die Entstehung ungeheurer Spalten, die sich als feine schwarze Linien darstellen. Professor W. Pickering hat im Mai 1890 eine Reihe von photographischen Aufnahmen des Mars ausgeführt, auf denen sich am 10. Mai plötzlich eine große Ausdehnung des südlichen Polarfleckes zeigte. Er schloß daraus, daß an jenem Tage auf der südlichen Hälfte des Mars ein Schneefall von ungeheurer Ausdehnung stattgefunden haben müsse. Außer den glänzend weißen Polarflecken sieht man auf der Marsscheibe auch dunkle Flecke und ausgedehnte rötliche Regionen. Die dunklen Flecke sind in ihren allgemeinen Umrissen unveränderlich, und man hat schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die Ansicht ausgesprochen, diese dunklen Flecke könnten ausgedehnte Wassermassen, also Ozeane des Mars sein, die rötlich schimmernden Gegenden aber Festländer. Diese Meere) miteinander verbinden. Auch fand er einige Gegenden, meist Inseln oder Halbinseln, deren Farbe oder Dunkelheit die Mitte hält zwischen derjenigen der Meere und der Festländer; er erklärte sie für Gegenden, die teilweise von den benachbarten Meeren überflutet seien. Den einzelnen Meeren, Kanälen und Landgebieten gab Schiaparelli Namen aus der alten Geographie und Mythologie. In dem nämlichen Jahre entdeckte man mit dem großen neuen Fernrohr zu Washington auch, daß Mars von zwei überaus kleinen Monden umkreist wird. Der eine läuft um den Mars in 7 Stunden 40 Minuten, der andre in 30 Stunden 18 Minuten, und keiner von beiden hat einen größeren Durchmesser als etwa 10 Kilometer; ihre Oberflächen sind daher kaum doppelt so groß als der Flächenraum, den die Stadt London einnimmt.

Mit dem Jahre 1877 begann die Reihe der wunderbaren Entdeckungen auf dem Mars, die mit Recht das Interesse der ganzen gebildeten Menschheit erregten und womit wir uns im nächsten Artikel beschäftigen werden. **R.**



Das neue Schauspielhaus in Frankfurt a. M.: Zuschauerraum

Das neue Schauspielhaus in Frankfurt a. M.

Mit Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von C. Böttcher, Frankfurt a. M.

Nach 120jährigem Bestehen hat das alte Theater der Mainstadt seine Pforten für immer geschlossen. Was einst den Voreltern als genügend für ihre Ansprüche und Wünsche erschien, und auch in der That Generationen hindurch seinen Zwecken vollauf gedient hat, das reichte für die Bedürfnisse der emporgeblühten Großstadt nicht mehr aus. Man wollte ein Schauspielhaus, das in Zweckmäßigkeit, Schönheit und Sicherheit allen Forderungen der Neuzeit entspricht, und als der Entschluß zur Reife gelangt und die vielumstrittene Platzfrage gelöst war, da ist das Werk verhältnismäßig rasch gediehen. Am 28. August 1899, dem 150jährigen Geburtstage Goethes, wurde der Grundstein gelegt, und nun, nach drei Jahren, ist dank der genialen Leitung des Berliner Architekten Professor Seeling und der Hingabe seines Mitarbeiters Baumeister Zöllner eine Schöpfung vollendet, die zu den

schönsten Zierden Frankfurts gehört und dem vor zwanzig Jahren errichteten Opernhause ebenbürtig erscheint, wenngleich die Baukosten um zwei Drittel weniger, nämlich nur etwas über zwei Millionen Mark, betragen.

Der Abschied vom alten Hause brachte einen interessanten Cyklus von Vorstellungen, die das dramatische Schaffen der vorausgegangenen Perioden in umfassendem und anschaulichem Bilde illustrierten; der letzte Abend, 30. Oktober, galt dem größten Sohne Frankfurts, dem Dichterfürsten, wie auch die feierliche Eröffnung des neuen Hauses mit ihm und seiner Meisterschöpfung einsetzte. Intendant Emil Claar hatte bei den Abschiedsvorstellungen eine umsichtige Thätigkeit entfaltet und zum Schlusse in geistreichem Epiloge einen poetischen Scheidegruß gespendet.

Am 1. November fand die Eröffnungsfeier vor einer erlesenen Versammlung einheimischer und fremder Kunstinteressenten statt. Nach einem speziell hierfür gedichteten Weihespiel von Ludwig Fulda, das an das Faustvorspiel anschließt, folgten der Prolog im Himmel und der erste Akt des Faust, hierauf Wallensteins Lager, — sämtliche Rollen mit ersten Kräften besetzt und rühmenswert durchgeführt. In längerer Zwischenpause ward den Festteilnehmern Gelegenheit geboten, alle für das Publikum bestimmten Räume eingehend zu besichtigen. Das neue Heim Thaliens, in den ehemaligen von Heyderschen Gärten erbaut, wird an seiner Hauptfront von den Anlagen begrenzt, östlich von der neuen Mainzerstraße, westlich von der Gallusanlage. Die rückseitige Giebelwand liegt nach der Untermainanlage zu. Der Bau gewährt schon im Aeußeren einen prächtigen Anblick; das Material der Fassade, ein schöner, weißer Sandstein, kontrastiert wirkungsvoll mit dem leuchtenden Grün der umgebenden Anlagen. Ein von Säulen getragener Vorbau überdacht die Zufahrtsrampe, von der man durch drei Haupteingänge zum Vestibül gelangt. Den Mittelbau mit antikem Giebel schmückt eine Figurengruppe von Klimsch sowie eine Quadriga von Krüger, der auch die hier angebrachten Medaillonbüsten von Goethe und Schiller schuf. An der Hauptfront befinden sich die allegorischen Gruppen „Wahrheit" von Professor F. Hausmann und „Dichtung" von Professor Varnesi. An den Pfeilern, den Ecktürmen und am Dach sieht man Skulpturen von Keller u. a. An den Seiten des Mittelbaues prangen in Goldlettern die Namen der berühmtesten Dichter fremder Nationen. Ueberraschend nimmt sich die riesige, in Kupfer gedeckte und mit vergoldeten Rippen versehene Kuppel aus, auf deren oberster Spitze die ebenfalls vergoldete Statue der Frankofurtia, von Herold modelliert, thront. Ein Säulengang verbindet den Hauptbau mit den Seitenbauten, dem Restaurant und den zum Vermieten bestimmten Läden; hinten schließt sich ein schöner Garten mit Wirtschaftsräumen an. Vom Vestibül, dessen sämtliche Wände bis zu drei Metern Höhe mit Marmor bekleidet sind, führt eine breite Freitreppe durch vier bequeme Eingänge zum Parkett und zu den Parterrelogen; an den Schmalseiten des Vestibüls sind die Billetschalter und Kassen angebracht. Das Ganze macht einen vornehmen und doch freundlichen Eindruck, der sich noch bedeutend erhöht, wenn man den in Weiß und Gold gehaltenen Zuschauerraum betritt. Von hier aus gesehen, bietet das Proscenium ein herrliches Bild; der Wolkenhimmel wölbt sich über dessen vorderen Teil, ein goldbefranster Baldachin teilt sich von oben nach den beiden Schmalseiten herab; darüber thronen die Genien der Begeisterung und der Freude mit ihren Emblemen. Aehnlichen Schmuck zeigen auch die Prosceniumslogen, deren mittlere Brüstungen von Karyatiden getragen sind. Das Haus hat vier Logenreihen, nämlich Parterre, Balkon, erster und zweiter Rang und darüber die Galerie; im ganzen enthält es 1115 Sitzplätze mit Klappstuhlsystem und ca. 50 Stehplätze auf der Galerie. Die inneren Wände der Logen sind matt rot, die Thüren mahagonifarbig, die großen Flügelthüren im oberen Rang mit Spiegelglas durchbrochen. Sämtliche Sitze steigen stufenweise an. Der Orchesterraum ist vertieft. Die verschiedenen Durchgänge sind breit, die Korridore groß und bequem, die darin befindlichen Garderoben einfach, doch praktisch. Abgesehen von dem eisernen, hydraulisch betriebenen Vorhang, schließen drei verschiedene Vorhänge den Bühnenraum ab. Der Hauptvorhang, mit Bildern aus der Märchendichtung, ist von Alexander Rothaug in Wien gemalt; der Zwischenvorhang stammt aus dem Atelier Hartwig in Berlin, und eine nach den Seiten sich öffnende Plüschgardine von einer Frankfurter Firma. Die Vorderbühne mißt 24 Meter lichte Breite bei $15^3/_4$ Metern Tiefe, die Hinterbühne 14 Meter Breite bei ca. 8 Metern Tiefe. Der Bühnenkeller ist 7 Meter hoch. Die Gesamtbühnenhöhe, vom Fußboden des Kellers bis zum Boden der großen Kuppel beträgt 32 Meter. Der Bühnenfußboden ist nicht abfallend, sondern wagerecht gebaut; die ganze Unterbühne ist eisern; die vier Versenkungen werden hydraulisch betrieben; alle Kulissen haben eigne Zugvorrichtung.

Was die moderne Technik für Vervollkommnung des Betriebs, für die Sicherheit des Theaters und seiner Besucher ersonnen hat, ist hier vorhanden; jeder einzelne Rang hat seinen besonderen Ausgang auf die Straße. Die Anlagen für Beleuchtung, Ventilation, Heizung u. s. w. sind nach den neuesten bewährten Systemen ausgeführt. Die Bühnenbeleuchtungskörper und -Apparate sind ganz aus Eisen; der Kronleuchter im Zuschauerraum ist kein hängender, sondern in moderner Deckenbeleuchtungsart konstruiert; er hat 700 Glühlampen. Sämtliche Beleuchtungskörper in den Logen, den Gängen und im Foyer sind ebenfalls mustergültig. Der Regulierungsapparat für die Bühnenbeleuchtung wurde von der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft geliefert. Ganz wunderhübsch präsentiert sich das Foyer. Es ist fast so hoch wie der Zuschauerraum, der Plafond etwas gewölbt, die Wände und Pfeiler in hellgrüner Marmorimitation gehalten und mit Vergoldung reich ausgestattet. Eine Thür führt direkt in den Theatergarten. Von den oberen Rängen kann man, über eine Balustrade hinweg, in das Foyer hinabblicken. Besonders sei noch betont, daß die Akustik ganz vortrefflich ist.

E. F.



Das neue Schauspielhaus in Frankfurt a. M. Nach dem Entwurf von Heinrich Seeling in Berlin

Litterarische Festgaben für den Weihnachtstisch



Am Wirtstisch



Der Wirt in Ampass

Illustrationsprobe aus „Von Innsbruck nach Kufstein“ von R. Greinz

Wenn sonst auch oft darüber geklagt wird, daß das deutsche Publikum im Verhältnis weit weniger Bücher kaufe als die Engländer und Franzosen, so ist es doch ein alteingebürgerter Brauch in deutschen Landen, daß auf dem Gabentisch unter dem strahlenden Weihnachtsbaum auch Bücherspenden nicht fehlen dürfen. Bilderbücher, Märchen, Jugendschriften u. s. w. für die Kleinen, belletristische oder wissenschaftliche Werke für die Großen muß das Christkindchen jedesmal bringen, und die Freude darüber wird um so vollkommener sein, je passender sich die litterarischen Festgeschenke für den Geschmack und das Bedürfnis eines jeden erweisen. Nun erscheinen aber in Deutschland nach einer jüngst veröffentlichten Statistik jährlich 23000 Bücher, und je näher das Weihnachtsfest rückt, um so lebhafter wird die Thätigkeit auf dem Büchermarkt. Da ist es denn wahrlich nicht leicht, eine Auswahl zu treffen, und so werden die geneigten Leser es ohne Zweifel nicht ungern sehen, wenn wir ihnen dabei zu Hilfe kommen mit einem kurzgefaßten Führer durch die reiche Fülle litterarischer Festgaben, die auch in diesem Jahre wieder die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart unter Berücksichtigung der Ansprüche und Bedürfnisse der verschiedensten Kreise in gewohnter Weise für den Weihnachtsbüchermarkt bereit gestellt hat. Neben diesen neuesten Veröffentlichungen sei dann auch noch an diejenigen älteren erinnert, die als Geschenkwerke besonders zu empfehlen sind.

Wir beginnen mit dem volkstümlichen Prachtwerk „Die Völker der Erde“, in dem Dr. Kurt Lampert in durchaus allgemein verständlicher, anregender Darstellung die Lebensweise, Sitten, Gebräuche, Feste und Zeremonien aller Glieder der großen Menschheitsfamilie nach den Ergebnissen der neuesten wissenschaftlichen Forschungen auf ethnographischem Gebiete vorführt. In dem in zwei stattlichen Bänden vorliegenden Werk wird der Text durch 780 Abbildungen nach dem Leben von echt künstlerischer Ausführung ergänzt und gewinnt dadurch eine Anschaulichkeit, wie sie auf keine andre Weise zu erreichen ist. — Ein Seitenstück dazu, das sich freilich auf einen viel engeren Bezirk beschränkt, dafür aber Oertlichkeiten und Verhältnisse schildert, in die vorher noch kein Europäer einen Einblick gewann, ist Hugo V. Pedersens Reisewerk „Durch den Indischen Archipel“. Einen besonderen Schmuck des Buches bilden farbige Einschaltbilder und zahlreiche schwarze Abbildungen nach den Originalzeichnungen des Verfassers, dem es durch Vermittlung seiner Kunst gelang, einen tiefen Einblick in die sonst streng vor den neugierigen Augen der Abendländer verschlossen gehaltene Pracht der javanischen Fürstenhöfe zu thun. Das allseitiger Beachtung würdige Werk belehrt nicht nur, es unterhält auch von der ersten bis zur letzten Seite auf das angenehmste, da der Künstler das Erlebte und Gesehene nicht trocken und schwerfällig, sondern in flottem Plaudertone berichtet. — Ein Prachtwerk ganz andern Charakters ist die illustrierte Sonderausgabe von Wilhelm Hauffs immer noch gern gelesenem historischen Roman „Lichtenstein“, die als Festgabe zu dem am 29. November gefeierten hundertsten Geburtstage des frühverstorbenen schwäbischen Dichters erschienen ist. — Als Jubiläumsausgabe stellt sich Georg Scherers bekannte und weitverbreitete lyrische Anthologie „Deutscher Dichterwald“ dar, die 1852 zuerst herauskam, in einem neuen prächtigeren Gewande und zugleich textlich durchgesehen und ergänzt. Diese Sammlung gilt mit Recht als eine der bestausgewählten und vielseitigsten, die wir haben; die neue Ausgabe, die neben der Vermehrung der Dichterporträts und schwarzen Bilder erstmals auch mehrfarbige Bilder bringt, darf deswegen mit besonderer Freude begrüßt werden.

Ein Buch, das wirklich einem Bedürfnis der Gegenwart entgegenkommt, ist: „Das junge Mädchen auf eignen Füßen“ von Amalie Baisch, die sich mit einer Reihe tüchtiger Mitarbeiterinnen vereinigt hat, um jungen Mädchen, die einen ihren Fähigkeiten und Kräften entsprechenden eignen Wirkungskreis suchen, diese Wahl zu erleichtern und sie vor Fehlgriffen nach Möglichkeit zu bewahren. So bildet dies neue Buch gewissermaßen eine Ergänzung zu dem soeben in zehnter Auflage erschienenen: „Aus der Töchterschule ins Leben“ derselben Verfasserin, an das bei dieser Gelegenheit ebenfalls erinnert sei. Sämtliche Berufsarten, die für ein junges Mädchen in Frage kommen können, werden in diesem Führer durch das weibliche Berufsleben besprochen; ihre Vorteile findet man geschildert, aber auch die Fährlichkeiten und Schwierigkeiten sind gewissenhaft verzeichnet, sogar Adressen und Kostenanschläge fehlen nicht. — In erster Linie an junge Mädchen wendet sich auch Tony Schumachers Buch „Ueberleg's!“ — eine Sammlung von Plaudereien in der bekannten liebenswürdigen, gemütvollen und zu Herzen sprechenden Art der Verfasserin. Immer weiß sie den richtigen Ton zu treffen, ob sie nun über Vergnügungen und Vergnügtsein oder über trübe Stimmungen, über das Fragen oder über falsche und wahre Bildung und was sie sonst alles berührt, spricht.

Ein reizendes Geschenk, besonders für Damen, ist August Sperls humoristische Badegeschichte „Herzkrank“, die unsern Lesern sicherlich noch in guter Erinnerung ist, mit ihren hübschen Illustrationen. Seinen vielen Verehrern wird auch ein neuer Band von Johannes Richard zur Megede hochwillkommen sein; der erfindungsreiche Dichter gehört unfraglich zu den eigenartigsten und begabtesten deutschen Erzählern der Gegenwart. Die vorliegende Sammlung führt von der ersten der darin zusammengestellten Novellen den Titel „Trianon“, die beiden andern Erzählungen heißen „Die Tugendgans“ und „Das Prinzessinlächeln“; alle ganz besonderen Reiz erhalten, ist rechtzeitig zum Fest eine neue Auflage erschienen. Desgleichen in besonders origineller Gestalt und ungemein handlichem Format eine solche von Henryk Sienkiewicz' Erzählung aus dem Zeitalter Neros „Quo vadis?“, die durch ihre farbenprächtigen Schilderungen immer neue Leserkreise fesselt. — Durch ungemein naturwahre Schilderung von Land und Leuten, wie durch eine Handlung von packender Kraft und stellenweise geradezu dramatischem Schwunge zeichnen sich die „Märkischen Romane“ von Fedor von Zobeltitz aus. Von den ausgegebenen zwei Bänden enthält jeder einen vollständig für sich ab-



Die Freundsburg, Stammsitz derer von Frundsberg
Illustrationsprobe aus „Von Innsbruck nach Kufstein“ von R. Greinz

drei bieten einen feinen litterarischen Genuß und werden dem Verfasser sicherlich zahlreiche neue Freunde gewinnen. Von Wilhelm Meyer-Förster, dem Verfasser des auf dem Spielplan aller Bühnen stehenden beliebten Schauspiels „Alt-Heidelberg“, ist der einem großen Teil unsrer Leser wohlbekannte Roman „Süderssen“ als Buch erschienen. Wie in verschiedenen früheren Arbeiten des Verfassers spielt der Rennsport darin eine große Rolle, aber er bildet doch nur den Hintergrund für die meisterhaft aufgebaute Handlung und die mit psychologischer Vertiefung und scharfer Charakteristik dargestellten Hauptpersonen. — Von dem altvertrauten Lieblingsbuche der Jugend, dem „Robinson Crusoe“, dessen Leben und Abenteuer nach dem englischen Original Daniel Defoes geschildert werden und durch 120 Abbildungen von Walter Paget einen geschlossenen Roman; der erste ist „Der gemordete Wald“, der zweite „Aus tiefem Schacht“ — beide bieten echte Heimatkunst.

Ein Wanderbuch und zugleich ein Prachtwerk im vollsten Sinne des Wortes ist Rudolf Greinz' „Von Innsbruck nach Kufstein“, in dem die anziehenden Schilderungen des bekannten tirolischen Volksdichters durch die trefflichen Aufnahmen Ludwig Stirners und lebenswahre Charakterköpfe aus Eduard Grützners Mappen vervollständigt werden. — Die vielverbreiteten einbändigen Klassikerausgaben der Deutschen Verlags-Anstalt, deren Vorzüge allgemein anerkannt sind, haben eine Ergänzung, die gewiß von vielen freudig begrüßt werden dürfte, erfahren durch „Nikolaus Lenaus sämtliche Werke. Mit einer biographischen Einleitung von Otto Franz Gen-

sichen und dem Bildnis des Dichters." In der gleichen Ausgabe und gediegenen Ausstattung erschienen früher die Werke von Theodor Körner, Ludwig Uhland, Wilhelm Hauff, Heinrich Heine, Lessing, Schiller, Goethe, Shakespeare, die in keiner Hausbibliothek fehlen sollten. — Ernst und Scherz aus alter Zeit bietet August Sperl, der bewährte Meister der historischen Erzählung, seinen Lesern in „So war's!" Die Sammlung vereint vier Erzählungen aus längst entschwundenen Tagen, zwei ernste, „Das Hexenkind" und „Hochpreisliche Dekrete", und zwei heitere: „Der Faquin" und „Narro!" in angenehmer Abwechslung. Der Roman „Römisches Fieber" von Richard Voß, der uns von München nach der Siebenhügelstadt geleitet und das tief ergreifende Schicksal von Prisca Auzinger berichtet, zeigt uns den Verfasser, der namentlich in der Schilderung südlicher Scenerien und Menschen seinesgleichen sucht, auf der Höhe seiner Darstellungskunst. Otto von Leitgeb, der Verfasser von „Sidera cordis", hat unter dem Titel „Der verlassene Gott" neun stimmungsvolle Novellen und feingezeichnete Skizzen zu einem Bande vereinigt, der nach der an die Spitze des Buches gestellten benannt worden ist. Alle fesseln durch seelische Vertiefung und wundersamen poetischen Schmelz; den Preis verdienen wohl die am Nordrand des Adriatischen Meeres spielenden Erzählungen, in denen der Dichter heimatlichen Boden und seine Bewohner schildert. — Besondere Beachtung dürfen auch zwei Werke ausländischer Autoren beanspruchen, die in mustergültigen Uebersetzungen vorliegen. In „Brichanteau, der Mime" läßt Jules Claretie, der geistvolle Direktor der Comédie Française, den Titelhelden, in dem er einen wahrhaft klassischen Typus des wandernden Provinzschauspielers geschaffen hat, seine Erlebnisse berichten. Ihre fesselnde Schilderung darf mit den darin verflochtenen Charakteristiken von Brichanteaus Kollegen und Kolleginnen Anspruch auf dauernden kulturgeschichtlichen Wert erheben. Die „Erzählungen" des Russen Leonid Andrejew, von denen sechs zu einem zierlichen Bande vereint sind, stellen den Verfasser seinem Landsmann Maxim Gorjki zur Seite, der ja gleichfalls ein Meister auf dem Gebiete der Novelle und kurzen Erzählung ist. Wie bei diesem sind seine Darstellungen aus dem russischen Kleinleben vorwiegend auf das Düstere und Unheimliche gestimmt, fesseln aber trotzdem durch die Tiefgründigkeit und Macht von Andrejews psychologischer Analyse, mit der er den geheimsten Seelenvorgängen nachzugehen und sie uns verständlich zu machen versteht. — In drei hübsch ausgestatteten Bändchen: „Ein Abenteuer in Konstantinopel", „Die schwarze Dame" und „Der schlaflose Commis" sind zahlreiche humoristische Erzählungen von Hugo Rosenthal-Bonin zusammengestellt, die durch originelle Erfindung und sprudelnde gute Laune eine höchst erheiternde und anziehende Lektüre bilden. Die Romansammlung „Deva" bringt in handlichem Format Romane, Novellen, Erzählungen u. s. w. beliebter deutscher und ausländischer Schriftsteller zu außerordentlich billigem Preise; die neuerschienenen Bände 10 bis 25 enthalten: J.-H. Rosny „Die goldene Nadel"; Reinhold Ortmann „Aus Leidenschaft"; Guy Boothby „Pharos"; Emile Zola „Madame Sourdis — Nantas"; Paul von Szczepanski „Die Falzgräfin"; Ida Boy-Ed „Ich!"; Paul von Szczepanski „Neu-Berlin"; Anna Charlotte Leffler „Sonja Kowalevsky"; Paul von Szczepanski „Eigene Geschichten"; Ida Boy-Ed „Fanny Förster" und Paul von Szczepanski „Moderne Raubritter", von denen jedes Werk nach Belieben auch einzeln bezogen werden kann.

Von früheren Veröffentlichungen der Deutschen Verlags-Anstalt führen wir nur einige ganz besonders hervorragende an. Im übrigen sei auf den ausführlichen Weihnachtskatalog mit seinem reichen Bilderschmuck verwiesen, der von jeder Sortimentsbuchhandlung unentgeltlich bezogen werden kann. Unter den illustrierten Prachtwerken stellen wir obenan das „Buch der Bücher", die sogen. Tausend-Bilder-Bibel; sie enthält die Verdeutschung Dr. Martin Luthers, geschmückt mit 1015 Bildern. In einer evangelischen und einer katholischen Ausgabe ist die Doré-Prachtbibel zu beziehen, „Die Heilige Schrift Alten und Neuen Testaments", mit 230 großen Bildern



„Ihr seid willkommen in Lichtenstein," sagte der alte Herr

Illustrationsprobe aus der Prachtausgabe von Hauffs „Lichtenstein"



Wabeni - Schulmädchen

Illustrationsprobe aus „Die Völker der Erde" von Dr. Kurt Lampert

und schönen Verzierungen im Text von Gustav Doré — eine Ausgabe, die an Eleganz und Gediegenheit des Geschmacks alle ähnlichen Publikationen in den Schatten stellt.

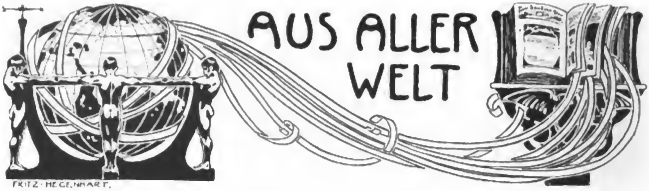
Von illustrierten Reisewerken bringt Otto Protzens „Eine Studienfahrt" reizende Schilderungen von einer dreimonatlichen Ruderbootfahrt auf Deutschlands Gewässern mit allerliebsten Bildern. In das geheimnisvolle, sagenumwobene Himalajagebirge führen uns die „Indischen Gletscherfahrten" von Dr. Kurt Boeck. Zu den lehrreichsten Werken über das immer noch viel zu wenig bekannte „Reich der Mitte" gehört das hochinteressante Buch „Im Innern Chinas" (mit 67 Abbildungen und einer Karte) von dem bekannten Forschungsreisenden Eugen Wolf, das man überall mit Vorteil und Genuß lesen wird.

Hochinteressante Memoirenwerke sind: die zweibändigen „Lebenserinnerungen" (1799—1875) des ehemaligen Frankfurter Reichsministers Robert von Mohl; die humorvollen „Lebenserinnerungen eines Bildhauers" von dem in Rom lebenden greisen Meister Josef von Kopf; die unter dem Titel „Ein halbes Jahrhundert" erschienenen Erinnerungen und Aufzeichnungen des Kunstmäcens und Dichters Adolf Friedr. Grafen von Schack und die ungemein anziehend geschriebenen „Kriegstagebücher von 1866 und 1870/71" des Grafen Fred Frankenberg (auch in einer Volksausgabe zu haben).

Fast unübersehbar ist die Fülle von wertvollen und fesselnden belletristischen Schöpfungen in- und ausländischer Autoren zu nennen, die bei der Deutschen Verlags-Anstalt erschienen sind. Da stehen zur Wahl neben den älteren Werken von Georg Ebers, die noch nichts von ihrer Beliebtheit eingebüßt haben, Romane und Erzählungen von Joh. Richard zur Megede, Ossip Schubin, Bernhardine Schulze-Smidt, von August Sperl, Ernst Zahn, Wilhelm Meyer-Förster und vielen andern deutschen Schriftstellern. Die Belletristik des Auslandes liegt in zahlreichen tadellosen Uebersetzungen vor, darunter Werke von A. Daudet, Henryk Sienkiewicz, Rudyard Kipling, Graf Leo Tolstoj und vor allem Emile Zola in seinen bedeutendsten Arbeiten.

Damit schließen wir unsre Uebersicht, die das Motto tragen darf: „Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen." Hoffentlich wird sie den Zweck erfüllen, der uns bei ihrer Zusammenstellung leitete, nämlich recht vielen Leserinnen und Lesern bei der Beschaffung wertvoller litterarischer Geschenke für den festlichen Gabentisch ein nützlicher Wegweiser zu sein. Und somit allerseits:

Fröhliche Weihnachten!



Zeitgeschichte

Fürst Philipp zu Eulenburg und Hertefeld, der bisherige deutsche Gesandte am Wiener Hofe, der aus Gesundheitsrücksichten von diesem Posten zurücktrat, ist am 12. Februar 1847 zu Königsberg geboren. Seine diplomatische Laufbahn begann er 1882 als Sekretär der preußischen Gesandtschaft in München; 1888 wurde er Gesandter in Oldenburg, 1890 in Stuttgart, von wo er 1892 als Nachfolger des Grafen Rantzau, Schwiegersohn des Fürsten Bismarck, nach München versetzt wurde. 1894 wurde er zum Botschafter in Wien ernannt und 1900 in den Fürstenstand erhoben. Schon Jahre vorher war er dem damaligen Prinzen, dem heutigen Kaiser Wilhelm, durch Freundschaft verbunden. Er besaß das Vertrauen des Kaisers in hohem Grade und begleitete ihn regelmäßig auf seinen Nordlandfahrten, wie er auch häufiger Gast bei den kaiserlichen Jagden war. Fürst Eulenburg blickt auch als Dichter und Komponist auf schöne Erfolge zurück. Besonders bekannt sind seine von ihm auch in Musik gesetzten Skalden-Gesänge sowie seine „Abenderzählungen". Selbst ein trefflicher Klavierspieler, hat er eine ganze Reihe von Balladen komponiert und veröffentlicht. Vor einigen Jahren gab er die Briefe seines Oheims, des Grafen Fritz Eulenburg, über dessen Mission nach Ostasien heraus.



Phot. J. C. Schaarwächter, Hofphot., Berlin

Graf Wedel, der neue Botschafter in Wien

Der Nachfolger des Fürsten Eulenburg auf dem Botschafterposten in Wien, Graf Karl von Wedel, ist am 5. Februar 1842 als Sohn eines Generalleutnants in Oldenburg geboren. Im Kadettencorps zu Hannover erzogen, wurde er 1860 Leutnant im dortigen Kronprinz-Dragonerregiment und trat nach 1866 als Oberleutnant in das preußische 8. Husarenregiment ein. Aus dem Feldzug von 1870/71 kehrte er als Rittmeister heim, rückte 1876 zum Major im Großen Generalstab auf und wurde 1877 während des russisch-türkischen Krieges der russischen Armee beigegeben. Darauf ging er als Militärbevollmächtigter nach Wien, wurde 1887 Kommandeur des 2. Garde-Ulanenregiments, im folgenden Jahre Flügeladjutant und Kommandeur einer Gardekavalleriebrigade. 1889 erfolgte seine Ernennung zum Generalmajor und Kommandeur der Leibgendarmerie. 1891 wurde er zur Dienstleistung beim Auswärtigen Amt kommandiert und 1892 Gesandter in Stockholm. In dieser Eigenschaft trat er bei den Nordlandreisen des Kaisers Wilhelm mit diesem in näheren Verkehr. Mittlerweile war er zum Generaladjutanten aufgerückt und wurde 1897 zum Gouverneur von Berlin ernannt. Schon nach zwei Jahren erfolgte seine Berufung auf den Botschafterposten in Rom, den Graf Wedel seitdem bekleidet hat.

Graf Anton von Monts, der neuernannte Botschafter am Quirinal, ist am 11. April 1852 in Berlin geboren. Von 1870 bis 1873 studierte er an den Universitäten Heidelberg und Breslau, war dann als Referendar an verschiedenen Gerichten thätig und bestand 1878 das Assessor-Examen. Bald darauf trat er zum Dienste im Auswärtigen Amte über und wurde 1880 zum Legationssekretär ernannt. Als solcher gehörte er den Gesandtschaften in Dresden, Rio de Janeiro, Bukarest, Rom (Vatikan) und Wien an und wurde an letzterem Platze zum Botschaftsrat ernannt. 1890 erfolgte seine Ernennung zum Generalkonsul in Pest, wo er vier Jahre blieb, um dann als Gesandter nach Oldenburg zu gehen. Anfangs 1895 wurde er als Gesandter nach München versetzt.

— Der zum Oberpräsidenten von Westpreußen ernannte bisherige Oberbürgermeister von Danzig, Dr. Clemens Delbrück, ist am 19. Januar 1856 geboren und steht somit noch im besten Mannesalter. Nach Beendigung seiner juristischen Studien wurde er 1877 zum Gerichtsreferendar und 1879 zum Regierungsreferendar in Stettin ernannt. 1882 wurde er Regierungsassessor in Marienwerder, von wo aus er 1885 zum Landrat des Kreises Tuchel ernannt wurde, dem er sechs Jahre lang vorstand. 1892 wurde er als Regierungsrat zum Oberpräsidium in Danzig versetzt, wo er das Dezernat für landwirtschaftliche Angelegenheiten hatte. Nach dem Tode Baumbachs wurde Delbrück 1896 zum ersten Bürgermeister von Danzig gewählt, und ein Jahr später



Phot. F. Tillmar, Hofphot., München

Graf Monts, der neue Botschafter in Rom



Phot. F. Zipenthaler, Oldenburg

Fürst Philipp zu Eulenburg



Phot. Hans Breuer, Hamburg

Die neue Baumwollbörse in Bremen. Nach dem Entwurf von Architekt Poppe

erhielt er den Titel als Oberbürgermeister; in dieser Eigenschaft wurde er auch in das preußische Herrenhaus berufen. Als das Oberhaupt dieser See- und Handelsstadt hat er nicht nur für die Hebung der industriellen Anlagen in Danzig selbst verdienstvoll gewirkt, sondern auch, Hand in Hand mit dem verstorbenen Oberpräsidenten von Goßler arbeitend, sich eifrig um die wirtschaftliche Hebung von ganz Westpreußen bemüht und die sogenannte Industrialisierung des Ostens nach Kräften gefördert.



Phot. J. B. Ciolina, Frankfurt a. M

Generalleutnant Adolf von Deines, der neuernannte Kommandeur des VIII. Armeecorps

— Dr. Antonius Fischer, der neue Erzbischof von Köln, ist ein Sohn der Erzdiözese. Geboren am 30. Mai 1840 in Jülich, erhielt er den ersten Unterricht von seinem Vater, der Lehrer an der dortigen Elementar- und Stadtschule, dem späteren Progymnasium, war. Mit 17 Jahren verließ er als Abiturient das Friedrich Wilhelm-Gymnasium in Köln, studierte drei Jahre in Bonn, ein Jahr in Münster Theologie und empfing am 2. September 1863 die Priesterweihe. Der Kardinal von Geißel ernannte den erst dreiundzwanzigjährigen jungen Geistlichen zum Religionslehrer am Gymnasium in Essen, wo er volle 26 Jahre in segensreicher Weise wirkte. Um sich dem akademischen Lehrfache zu widmen, erwarb er 1886 in Tübingen die theologische Doktorwürde, wurde aber vom Erzbischof Krementz am 1. Mai 1889 zum Bischof geweiht und als Hilfsweihbischof beauftragt, in der Erzdiözese zu firmen, Kirchen und Altäre zu konsekrieren, sowie die Pfarren zu visitieren, was seit dem Exile des Erzbischofs Melchers im Dezember 1875 nicht mehr geschehen war, da der Erzbischof selbst beim Antritte seines Amtes (1886) hierfür kaum Zeit fand. Nach dem Tode des Weihbischofs Baudri 1893 zum etatsmäßigen Weihbischof und 1895 zum Domdechanten ernannt, hat Dr. Fischer nicht nur auf dem ihm zugewiesenen Gebiete eine rege Thätigkeit entfaltet, sondern auch die sozialen Bestrebungen der Gegenwart verständnisvoll gefördert. Möge ihm eine längere Wirksamkeit beschieden sein als seinem Vorgänger, dem kunstsinnigen Dr. H. Simar, der kaum 2½ Jahre seines Amtes walten konnte.

Handel und Verkehr

Ein mächtiges, palastartiges Gebäude, das einzig und allein dem Handel mit Baumwolle dienen soll, ist jüngst in Bremen unter der Leitung des Architekten Poppe als „Baumwollbörse" errichtet worden. Bremen ist nächst Hamburg der größte Baumwollenmarkt in Deutschland; hier gelangt die Baumwolle, zuerst als Rohprodukt oder in Rohgeweben, aus den überseeischen Ländern zur Einfuhr. Die Bremer Baumwollbörse ist eine ähnliche Einrichtung wie die Produktenbörsen in den verschiedenen Großstädten; hier wird die Ware auf den Markt geworfen, und wie überall, so regelt auch hier die Nachfrage im Verhältnis zum Angebot, und umgekehrt, den Preis der Baumwolle. Das vornehmlichste Geschäft der Bremer Börse ist die „Arbitrage": die Baumwolle wird „arbitriert", d. h. es wird geprüft, ob die gelieferte Ware der Probe, auf Grund deren der Kauf erfolgt ist, an Gehalt und Wert entspricht. Ständige Kommissionen, die ihren Sitz im Handelspalast selbst haben, entscheiden als kaufmännische Schiedsgerichte über etwaige Differenzen. Die Produktion der Baumwolle und namentlich der Rohgewebe hat in dem letzten Jahrzehnt sehr zugenommen; die südlichen Staaten von Nordamerika allein haben in diesem Jahre schon 300000 Ballen Baumwolle mehr exportiert als im Vorjahre. Der Baumwollverbrauch ist nächst Amerika und Großbritannien in Deutschland der größte; er betrug nach der letzten Statistik etwa 5 Kilogramm auf den Kopf der Bevölkerung.

Heer und Flotte

Generalleutnant Adolf von Deines, der neu ernannte Kommandeur des VIII. Armeecorps (Rheinprovinz), ist am 30. Mai 1845 in Hanau geboren. Bei Ausbruch des Krieges gegen Frankreich zog er als Reserveoffizier des Bonner Königshusarenregiments mit ins Feld und trat im Juli 1870 in das aktive Offiziercorps über. An den Kämpfen der ersten Armee hatte er rühmlichen Anteil. Bald wurde er Regimentsadjutant und bekam schon 1874 ein Kommando zum Großen Generalstab. Bereits im Frühjahr 1876 wurde er als Oberleutnant in den Großen Generalstab versetzt und war dann längere Zeit in dem Stab des VIII. Armeecorps. Im Juli 1878 rückte er nach kaum achtjähriger Dienstzeit zum Hauptmann auf. 1882 kam er als Rittmeister zum Zietenschen Husarenregiment, wurde aber bald wieder in den Großen Generalstab zurückversetzt. Im November 1885 wurde er Major und kam bald darauf als Militärattaché nach Madrid, von wo er 1887 in gleicher Eigenschaft nach Wien versetzt wurde. Am 3. Oktober 1888 wurde er zum Flügeladjutanten ernannt, am 27. Januar 1890 zum Oberstleutnant, 1892 zum Oberst, 1896 zum Generalmajor und General à la suite des Kaisers befördert. Im Oktober 1894 wurde er Obergouverneur der kaiserlichen Prinzen. Bei der Beförderung zum Generalleutnant am 18. April 1899 wurde er zu den Offizieren von der Armee versetzt und am 6. Mai 1900 zum Generaladjutanten des Kaisers ernannt. Am 16. Juni desselben Jahres erhielt er das Kommando der 21. Division (Frankfurt a. M.) übertragen, das er seither geführt hat.

Denkmäler

Vor der Kadettenschule in Temesvar ist jüngst ein Denkmal des Kaisers Franz Joseph enthüllt worden. Es ist ein Werk des bekannten Wiener Bildhauers Edmund von Hofmann und stellt den Monarchen in ungarischer Generals-Felduniform dar. Das 2½ Meter hohe Erzstandbild steht auf einem Sockel aus grauem Marmor und erhebt sich inmitten des großen Schulparkes. Porträtähnlichkeit und Wiedergabe der Haltung des greisen Herrschers sind dem Künstler trefflich gelungen.



Das Kaiser Franz Joseph-Denkmal in Temesvar
Von Edmund von Hofmann



Phot. H. Grosse, Danzig

Dr. Clemens Delbrück, der neue Oberpräsident der Provinz Westpreussen

Bildende Künste

Die Feier seines fünfundzwanzigjährigen Bestehens beging das Museum für Kunst und Gewerbe in Hamburg. Bei dieser Gelegenheit wurden dem verdienstvollen Leiter und Mitbegründer des Instituts, Prof. Dr. Justus Brinckmann, hohe Ehrungen erwiesen. Unter anderm spendete der Verein für Kunst und Wissenschaft eine große Plakette, die nach dem bekannten Glasfenster Hans Speckters im Patriotischen Gebäude Heinrich Zehn modelliert hat, und der Gewerbeverein brachte eine mächtige, von Cäsar Scharff in Erz getriebene Gedenktafel dar, die in symbolischer Weise das Zusammenarbeiten von kunstgewerblicher Technik und Kunstwissenschaft darstellt.

— Das neue Gebäude der Hochschulen für bildende Künste und Musik in Berlin-Charlottenburg ist am 1. November feierlich eröffnet worden. Der mit vielen Dächern, Kuppeln und Türmen versehene Gruppenbau, nach den Plänen der Architekten Kayser und von Großheim in hellem Sandstein ausgeführt, nimmt mit der der Hardenbergstraße zugekehrten Vorderfront einen Raum von mehreren hundert Metern ein. Diese langgestreckte Fassade des Hauptbaus wird durch einen schön gegliederten Mittelbau unterbrochen. In seiner ganzen Ausdehnung bildet das Hauptgebäude ein mächtiges, mehrfach in sich geteiltes Viereck, das eine Anzahl von größeren und kleineren Binnenhöfen umschließt, von denen die Ateliers und Hörsäle ihr Licht erhalten. Südöstlich gliedert sich an das Akademiegebäude die Hochschule für Musik an, ein namentlich durch seine Dachformen originell wirkender Bau. Ueber die zweckentsprechende und vornehme Ausgestaltung der ganzen Anlage herrscht nur eine Stimme der Anerkennung.

— Die evangelisch-reformierte Gemeinde in Hamburg feierte kürzlich das Jubiläum ihres dreihundertjährigen Bestehens. Zur Erinnerung hieran ließ sie in der Hamburgischen Münze eine Medaille schlagen, zu der der Bildhauer Bruno Kruse in Berlin die Modelle geliefert hat. Medaillenfreunde dürfte es interessieren, zu erfahren, daß diese Denkmünze, im Durchmesser von 55 Millimetern in Bronze ausgeführt, bei der Hamburgischen Münzstätte zu haben ist.



Phot. G. Brogi, Florenz

Francesco Vinea †



Phot. Alfieri & Lacroix, Mailand

Graf Leo Tolstoj und seine Gattin am Meeresstrande der Halbinsel Krim



Ehrentafel für Professor Dr. Justus Brinckmann

Tonkunst

Aus dem Wettbewerb um die beste **Komposition des** Hildebrandtschen Gedichtes „Das deutsche **Volkslied", die im** nächsten Jahre auf dem Sängerfest in Baltimore zum Vortrag kommen soll, ist der Komponist Louis Viktor Saar in New York als Sieger hervorgegangen. Es waren 398 Kompositionen eingegangen, und einmütig entschieden sich die Preisrichter für die Schöpfung des Genannten. Das Lied wird jetzt mit den Noten und Singstimmen gedruckt und an die Gesangvereine versandt, die sich bei dem Sängerfest um die von Kaiser Wilhelm gestiftete silberne Statuette, einen deutschen Minnesänger darstellend, bewerben wollen. Louis V. Saar ist am 10. Dezember 1868 in Rotterdam geboren. Seine musikalischen Studien absolvierte er mit Auszeichnung am Münchener Konservatorium. Ein Schüler Rheinbergers, wurde er später an Johannes Brahms empfohlen. Während der Jahre 1890 bis 1892 lebte er abwechselnd in Wien, Leipzig und Berlin und erhielt während dieser Zeit das Mendelssohn-Stipendium und den Wiener Tonkünstlerpreis. Seit 1893 lebt er als Komponist und Lehrer in New York. Zahlreiche Werke, besonders Männerchöre mit Orchester und a capella und die dramatische Scene „Ganymed" für Alt und Orchester (u. a. von Frau Schumann-Heink gesungen) fanden öffentliche Aufführungen. Saar hat außerdem viele Lieder, Kammermusikwerke und Klavierstücke geschrieben und erhielt 1889 in Boston den ersten Preis für Klaviermusik. Der größere Teil seiner Arbeiten ist in Deutschland verlegt.

Architektur

Am 21. Oktober ist in Potsdam feierlich der Neubau der Kaiserin Augusta-Stiftung eröffnet worden. Malerisch gruppiert heben sich die Gebäude in charakteristischen Umrißformen aus dem Grün der Umgebung, überragt von dem kräftig gedrungenen Hauptturm, dem schlanken Glockenturm und dem zierlichen Uhrtürmchen. In bevorzugter Lage, am Fuße des Pfingstberges gelegen, gegenüber dem Neuen Garten, wird die Anstalt von Gärten und Villengrundstücken umgrenzt. Sie besteht aus dem dreistöckigen Hauptgebäude mit einem Mittelbau und zwei ungleich langen Seitenflügeln, die mit der Turnhalle und dem Krankenhause einen geräumigen Hofraum einschließen, der für Spielplätze und Gartenanlagen bestimmt ist. Im Mittelbau befindet sich eine durch zwei Geschosse reichende Kapelle. Für die Architektur sind romanische Stilformen vorbildlich gewesen. Der Bauentwurf rührt vom Geh. Baurat Krüger zu Potsdam her. Die Ausarbeitung mit allen künstlerischen und technischen Einzelheiten sowie die Leitung des Baues lagen in den Händen des Regierungsbaumeisters Hidton in Potsdam. Der schöne, stilvolle Bau ist eine hervorragende Zierde der Residenz Potsdam.

Statistik

Interessante Untersuchungen hat der im sächsischen Ministerium des Innern mit der Bearbeitung volkswirtschaftlicher Angelegenheiten betraute Geh. Regierungsrat Dr. Karl Roscher, ein Sohn des berühmten Nationalökonomen, über Berufsvererbung angestellt. Danach findet man die Berufsvererbung am häufigsten in der Landwirtschaft. Sehr häufig kommt sie auch im Pfarrerberufe vor, wo sogar Sohn und Enkel mitunter dasselbe Pfarrhaus innegehabt haben. Viel **seltener findet man** die Berufsvererbung im Handelsstand. **In Hamburg z. B.** gab es 1897 nur 62 vor 1800 gegründete **Firmen, und auch** diese waren vielfach von der Familie des **Gründers an andre** übergegangen. Im Jahre 1898 erlosch in



Plakette zu Ehren des Professors Dr. Justus Brinckmann



Phot. Peter Schneider, Essen

Dr. Antonius Fischer, der neugewählte Erzbischof von Köln

Dresden eine angesehene Familie, die seit fast 200 Jahren dasselbe Handelsgeschäft betrieben hatte. Solche Fälle kommen aber selten vor. Handelsgeschäfte bleiben überhaupt meist nicht über das dritte Menschenalter in einer und derselben Familie. Bei weitem häufiger ist die Berufs- und Geschäftsvererbung im Gewerbe. So konnte in Dresden 1892 eine Seilermeisterfamilie das zweihundertfünfzigjährige, eine Tapezierermeisterfamilie 1902 das hundertfünfzigjährige Gewerbejubiläum begehen. Eine Bäckerei ist durch vier Geschlechter in derselben Familie, eine Plattgoldfabrik seit 1742, eine Hutfabrik ist seit mehreren hundert Jahren in der Familie vererbt worden, eine Hofbuchdruckerei seit 1777 u. s. f.

— Nach den Mitteilungen des Kaiserlichen Statistischen Amts fanden während des Jahres 1891 im Deutschen Reich 16 Dampfkesselexplosionen statt. Die Zahl der dabei getöteten oder binnen 48 Stunden nach dem Unfall verstorbenen Personen betrug 8, schwer verletzt wurden 3 Personen, leicht verwundet 12 Personen. Die mutmaßliche Ursache der Explosion war in 11 Fällen Wassermangel, meist auch nachlässige Wartung, je in einem Falle örtliche Blechschwächung; zu hohe Dampfspannung, mangelhafte Konstruktion, Alter; in einem Falle war die Ursache der Explosion nicht genau zu ermitteln. Für jeden einzelnen Fall enthalten die Nachweisungen eine genaue, durch Zeichnungen und Maße erläuterte Beschreibung des Kessels und eine Darlegung vor und nach der Explosion.

— Eine in Zahlen ausgedrückte Darstellung der Größe des Deutschtums im Kreise der europäischen Völker geben die Mitteilungen des Allgemeinen Deutschen Schulvereins. Im Deutschen Reiche beträgt die Zahl der Deutschen nach der letzten Zählung vom 1. Dezember 1900 im ganzen 52 113 159. Etwas älter sind meist die Zählungen, deren Ergebnis die folgenden Daten sind. Nach der Zählung von 1890 hatte Oesterreich damals 8 662 000 Deutsche; für Ungarn liegt jetzt das endgültige Ergebnis der Zählung vom 31. Dezember 1900 vor, wonach die Zahl der dortigen Deutschen 2 133 181 beträgt, eine Zahl, die hinter der Wirklichkeit aber sicher erheblich zurückbleibt. Alle folgenden Ziffern sind das Ergebnis von möglichst genauen Schätzungen auf Grund des Materials der jeweils jüngsten Volkszählung. Danach gab es Deutsche im Jahre 1895 in Bosnien und Herzegowina 30000, 1891 in Liechtenstein 9400, 1888 in der Schweiz 2083000, 1895 in Luxemburg 200000, 1890 in Belgien 3420000, 1889 in den Niederlanden 5094800, 1896 in Frankreich 500000; 1890 in Dänemark 50000, in Schweden 5000, in Norwegen 2000, 1891 in Großbritannien und Irland 100000, 1897 in Rußland 2001840, 1894 in Rumänien 50000, 1895 in Serbien 6400, 1893 in Bulgarien 3600, 1890 in der Türkei 15000, 1896 in Griechenland 1000, 1898 in Italien 50000, 1897 in Spanien 3000, 1890 in Portugal 1000. Das macht alles in allem eine Kopfzahl von 76536000. Auf das geschlossene deutsche Sprachgebiet fallen davon etwa 72000000. Zusammen bilden diese Deutschen mehr als ein Fünftel der gesamten europäischen Bevölkerung.



Louis Viktor Saar

— Wie die Vereinigte Staaten-Korrespondenz mitteilt, sind von der **Gesamtbevölkerung der Vereinigten Staaten**, die nach der letzten Zählung 76,304 Millionen beträgt, 10,656 Millionen **Deutsche**, d. h. in Deutschland oder von deutschen Eltern in Amerika geboren. Nicht eingerechnet sind die Deutsch-Oesterreicher, Schweizer, Russen, die polnischen Unterthanen des Deutschen Reiches und die in Hawai und Alaska lebenden Deutschen. Ueber die in zweiter u. s. w. Generation von deutschen Eltern in Amerika geborenen Deutschen geben die Zähllisten keine Nachrichten. Von den 21 Millionen Wählern sind 3,9 Millionen Deutsche. Der Staat New York hat 1,7 Millionen Deutsche, Massachussetts und Connecticut je 100000, New Jersey 416000, Pennsylvania 850000, Maryland 190000, Ohio 100000, Indiania 350000, Illinois 1,270 Millionen, Michigan 480000, Wisconsin 950000, Minnesota 470000, Iowa 400000, Missouri 500000, Nebraska 256000, Kansas 200000, Kentucky 135000, Louisiana 58000, Texas 200000, Colorado 55000, Oregon 50000 und Kalifornien 225000.



Phot. Hugo Rudolphi, Berlin

Das Gebäude der Hochschulen für bildende Künste und Musik in Charlottenburg

Kultur und Wissenschaft

Daß gewisse niedere Pflanzen die Fähigkeit haben, fast auf ganz nacktem Fels fortzukommen, ist eine alltägliche Beobachtung. Eingehender hat ein Mitarbeiter der Zeitschrift „Science“ das Wesen solcher **Steinpflanzen** zu ergründen versucht. Er sah in einer aus massigem Gestein



Denkmünze der reformierten Gemeinde in Hamburg
Von Bruno Kruse

bestehenden Gegend die Felsen buchstäblich mit Flechten von einförmig schwarzer Farbe bedeckt, bemerkte aber, daß die Pflänzchen auf einzelnen Steinen sonderbare Formen und Farben besaßen. Zuweilen glichen sie in der Gestalt jenen bäumchenartigen Verzweigungen, die auf der Oberfläche von Gesteinen, namentlich in Spalten und Rissen oft zu finden sind, aber nicht von Pflanzen herrühren, sondern nur von der Einwirkung mineralhaltiger Gewässer. Sie sind dem Gesteinskundigen als Dendriten wohlbekannt. Solche auffallenden Gestalten können also auch durch den Pflanzenwuchs auf einen Stein hingezaubert werden, und zwar in den verschiedensten Färbungen. Jener Beobachter hat sie in brauner, grüner, grauer und schwarzer Farbe gesehen, meist aber braun und grün. Er vermochte festzustellen, daß dieser Farbenwechsel dadurch bedingt war, daß die kleinen Pflänzchen gewisse chemische Stoffe aus den Mineralien des Gesteins gleichsam herausgesogen und dadurch die ihnen eigentümliche Farbe bekommen hatten. Somit ist die zersetzende und ätzende Wirkung der Pflanzenwurzeln auf den Fels in eindrücklichster Art erwiesen, und diese Kleinarbeit muß mit der Zeit einen mächtigen Einfluß auf die Zerstörung der gewaltigsten Gesteinsmassen ausüben.

— Der englische Astronom Dr. A. W. Roberts hat die Zahl der für uns sichtbaren Sterne zu schätzen versucht. Er zählte an der südlichen Himmelshälfte mit bloßem Auge 5600 Sterne; es befinden sich daher am ganzen Himmel ungefähr 10000 Sterne, die mit dem Auge allein ohne weitere Hilfe gesehen werden können. Ein gewöhnliches Opernglas zeigt schon an die 100000 Sterne, und man schätzt, daß durch das große Yerkes-Teleskop einige 200 Millionen sichtbar sind. Eine Aufnahme des ganzen Firmaments mit einem der modernsten photographischen Teleskope würde nach der Ansicht des Dr. Roberts nicht weniger als 500 Millionen Sterne anzeigen.

Totenschau

Francesco Vinea, der bekannte italienische Maler war 1845 in Forli geboren. Auf der Akademie in Florenz bildete er sich zum Genremaler aus und wurde schon in jungen Jahren zum Professor daselbst ernannt. In der Art Fortunys schuf er zumeist Bilder, deren Stoffe dem 17. und 18. Jahrhundert entlehnt sind; sie zeichnen sich sowohl durch leuchtende Farbe und lebendige Darstellung wie durch scharfe Charakteristik und kecken Humor aus. Von seinen Werken, die zum Teil auch in Deutschland zur Ausstellung gelangten, nennen wir: „Liebeserklärung im Keller", „Plauderei", „Hoch der Schönsten", „In der Osteria", „Der Windstoß", „Besuch bei der Großmutter", „Liebesflehen". Auf der Münchener Kunstausstellung von 1888 wurde Vinea durch Verleihung einer Medaille ausgezeichnet.



Phot. Seue & Kunze, Potsdam

Der Neubau der Kaiserin Augusta-Stiftung in Potsdam

Für müssige Stunden

Buchstabenrätsel



Welche Lösung führen die Buchstaben dieser Aufgabe herbei, wenn man sie in der richtigen Reihenfolge ordnet?

Silbenrätsel

1. 2.

Von Wald und Wiesengrün umgeben
Lad' ich die Kranken zu mir ein,
Und meine Heilkraft lieh dem Leben
Von vielen neuen Sonnenschein.

3.

Was für den Landwirt äußerst wichtig,
Hält oft der Poesie sich fern,
Und deshalb ist vielleicht es richtig,
Berühr' ich's hier nur flüchtig gern.

1. 2. 3.

Das Ganze soll sein Ziel erreichen
Mit möglichster Geschwindigkeit,
Und steht nicht unter diesem Zeichen
Nach jeder Richtung unsre Zeit? — M. Sch.

Trennungsrätsel

Wenn vorschnell es zur That gemacht,
Hat's manches Unheil schon gebracht.
Doch kann's von großem Nutzen sein,
Stellt es zur rechten Zeit sich ein.
Jedoch bei Gruben, Haus und Mauern
Sieht man es meistens mit Bedauern.
Hast du's zuletzt in zwei zerlegt,
Es Schmerz und Leid zu bringen pflegt. — K. K.

Rätsel

Bin bald ein einzig Wort
Und bald der Wörter zwei.
Vereint, könnt ihr sofort
Erraten, wer ich sei,
Wenn ihr nicht fern die Blicke lenkt
Und nur an Kinderleichtes denkt.

Getrennt, studiert mit Fleiß
Mich mancher lebenslang;
Doch bin ich gleicherweis'
In jedem Küchenschrank.
Ich nenn' euch eine Einheit zwar
Und bin zuweilen doch ein Paar. — G. P. P.

Viersilbige Charade

Es rankt 2, 1; 2, 3 ist Frauenzimmer,
Und 4 und 1, das fehlt dem Rade nimmer;
1, 2, 3, 4, das ist ein kleiner Fluß;
Nun knacke, lieber Leser, diese Nuß. — E. S.

Einstellrätsel

Du hast mich, und der Bogen auch,
Ein Zeichen ein: der Reue Brauch.
Nach einer Richtung stets ich deut',
Ein Zeichen ein: der Kinder Freud'.
So heißt manch Mädchen fromm und gut,
Ein Zeichen ein: mich wiegt die Flut.
Ein Längenmaß ich nenne dir,
Ein Zeichen ein: Luft mein Revier.
Bin treuer Liebe schönes Ziel,
Ein Zeichen ein: nicht mit mir spiel'.
Vom Himmel komm' ich, Leid wie Lust,
Ein Zeichen ein: froh klopft die Brust.
Gewappnet lieg' ich, zackig, breit,
Ein Zeichen ein: Tannherrlichkeit.
Bei Fischen such mich, ungezählt,
Ein Zeichen ein: such mich im Feld.
Ein Berg bin ich, im Lied genannt,
Ein Zeichen ein: umrauschtes Land.
Der Wald hat mich, mich hat dein Kleid,
Ein Zeichen ein: o stürmisch Leid!
Ich sing' von Lust, ich sing' von Qual,
Ein Zeichen ein: Mahn' an Spital.
Wo ein ich kehr', licht wird es dort,
Ein Zeichen ein: gar schlimmer Ort!
Hier fiel, zur Nacht, ein Kriegerheld,
Ein Zeichen ein: die Alpenwelt.

Habt ihr die Worte klüglich ausgeheckt,
So werden euch die Anfangslettern sagen,
Wo jetzt, mit stillem, ruhigem Behagen,
Vergnügten Sinn's manch müder Wandrer steckt.

Worträtsel

Ein Name, der sich wie dem Thron
Auch Sphären minder stolz verbindet,
Und dessen Träger, welcher Hohn!
Man selbst im Stall zuweilen findet.
Nimmst du die letzte Silbe fort
Versetzend die gebliebnen Lettern,
Erwächst leicht aus dem neuen Wort
Ein Kräutchen mit heilkräft'gen Blättern. — M. Sch.

Leistenrätsel

	a		a		a		a	
a	a	a	b	c	c	c	c	d
	d		d		e		e	
e	e	e	e	g	g	g	g	h
	h		i		i		i	
i	j	k	l	l	l	l	l	m
	m		n		n		n	
n	n	n	n	o	r	s	s	t
	t		t		u		u	

Die Buchstaben sind so umzustellen, daß die wagerechten Reihen bezeichnen: 1. ein untergegangenes deutsches Schulschiff; 2. einen deutschen Afrikaforscher; 3. einen Volksstamm im Norden Sibiriens; 4. einen selbständigen, stark befestigten Teil der älteren Festungen. Die senkrechten: 1. eine spanische Kapitante; 2. einen Staat der Republik Mexiko; 3. eine Sternschnuppengruppe; 4. Fremdwort für Kleinigkeit. — F. B.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Heft 4:

Der Dechiffrieraufgabe: Man verbinde die Buchstaben des äußeren Kreises links herum in der Weise, daß zunächst die drei Buchstaben über den Blättern und sodann die über den Blüten aneinandergereiht werden. Im inneren Kreise geschehe das Gleiche mit dem Unterschiede, daß dort nur zwei Buchstaben über den einzelnen Blättern und Blüten stehen. Der sich ergebende Text lautet im Außenkreise: Wer sich über des andern Glück freut, dem blüht sein eigenes. Im Innenkreise: Dem Glücklichen schlägt keine Stunde.

Des Umstellrätsels: Musiker — Umkreis.
Des Silbenrätsels: Kreuzzug.
Des Rätsels: S—eller—ie.
Des Worträtsels: Fechten.
Des Silben-Palindroms: Aarhus — Husar.
Des Buchstabenrätsels: Spitz, Spitze, Spitzel.

Schach (Bearbeitet von **E. Schallopp**)

Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, in Zuschriften, welche die Schach-Aufgaben und -Partien betreffen, dieselben stets mit der **römischen** Ziffer zu bezeichnen, mit der sie numeriert sind

Partie Nr. VI

Kürzlich zu Wien gespielt, seitens des Anziehenden gleichzeitig mit 14 anderen Partien ohne Ansicht des Brettes.

Spanische Partie

Weiß: H. N. Pillsbury-New York. — Schwarz: Lissek jun.

Weiß.	Schwarz.		
1. e2—e4	**e7—e5**	14. b2—b3	Sc6—b4
2. Sg1—f3	**Sb8—c6**	15. Sd5×b4	c5×b4
3. Lf1—b5	a7—a6	16. Lc1—b2	Le6—d7?
4. Lb5—a4	d7—d6	17. Dd3—d4	c7—c5
5. d2—d4	Lc8—d7	18. Dd4—d5	Ld7—b5?²)
6. La4×c6	b7×c6	19. Tf1—e1	Ta8—c8³)
7. Sb1—c3	f7—f6	20. Sh4—f5	Ke8—f8
8. Sf3—h4	Sg8—e7	21. Ta1—d1	Tc8—c6⁴)
9. 0—0	e5×d4	22. e4—e5	g7—g6
10. Dd1×d4	c6—c5	23. Sf5—h6	Kf8—g7
11. Dd4—d3	Se7—c6	24. e5×f6†	Le7×f6
12. Sc3—d5	Lf8—e7	25. Dd5—f7†	Kg7×h6
13. f2—f4	Ld7—e6¹)	26. Lb2×f6	Dd8—g8
		27. Te1—e3!!	Aufgegeben.

¹) Die Rochade war vorzuziehen, wenn auch Weiß durch Tf1—f3 nebst Tf3—h3 ꝛc. einen Angriff einleiten konnte. Uebrigens bringt die „Wiener Schachzeitung", die wir nachträglich zu Gesicht bekommen, die Züge 5 bis 13 in anderer Reihenfolge: 5. Sb1—c3 Lc8—d7 6. La4×c6 b7×c6 7. d2—d4 f7—f6 8. 0—0 Sg8—e7 9. Sf3—h4 e5×d4 10. Dd1×d4 Ld7—e6 11. f2—f4 c6—c5 12. Dd4—d3 Se7—c6 13. Sc3—d5 Ld7—e6.

²) Ein entscheidender Fehler, der dem weißen Springer das Feld f5 zugänglich macht und den Tf1 auf ein günstiges Feld bringt.

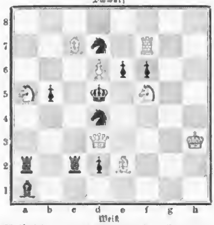
³) Nach der „W. Sch.-Z.": 17. Tf1—e1 Ld7—b5 18. Dd3—d4 c7—c5 19. Dd4—d5 Ta8—c8.

⁴) Etwas besser war Lb5—c6. Weiß führt die Partie in elegantem Spiel zu Ende. („Hamb. Korr.")

Aufgabe XII

Von Dr. Hans Hoche in Freienwalde a. O. (Neu)

Schwarz



Weiß

Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe XI

W. 1. Dh7—h4
S. 1. c6×d5
W. 2. c4—c5†
S. 2. Te7×c5, Kd6—e5, c5
W. 3. Ld2-f4, e3, Dh4—b4 matt.

A.

S. 1. Kd6—e5
W. 2. Ld2—e3†
S. 2. Ke5—b4, d6
W. 3. Dh4-e1, f6 matt.

B.

S. 1. Te7-e8, b7, ×a7
W. 2. Sd8—f7†
S. 2. Kd6—c7, c5
W. 3. Ld2—a5, Dh4—d8, f2 matt.

C.

S. 1. Sg1×f3, e2, h3
W. 2. Ld2—b4†
S. 2. c6-c5, Kd6—e5
W. 3. Dh4—f6, Sd8—f7 matt.

Auf 1. . . Kd6—e5 oder c6-c5 folgt natürlich sofortiges Matt durch 2. Sd8-f7, bezw. 2. Dh4—f6 (auch 2. Ld2—f4); auf andre Züge führt 2. Ld2—b4† oder 2. Sd8—f7† zum Ziele.

Aufgabe XIII

Von Dr. F. Binder in Weimar. (Neu)

Schwarz



Weiß

Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe X

W. 1. Se4—f6
S. 1. Ke5×f5
W. 2. Db4—b5 matt.

A.

S. 1. Td8×d6
W. 2. Db4—e4 matt.

B.

S. 1. Td8 anders
W. 2. Sf6(×)d7 matt.

C.

S. 1. Th4—f4
W. 2. Db4×f4 matt.

D.

S. 1. Th4 anders
W. 2. Sf6(×)g4 matt.

E.

S. 1. Se1 beliebig
W. 2. Sf4(×)d3 matt.

F.

S. 1. h7—h6, h5
W. 2. Sf4—g6 matt.

G.

S. 1. b6—b5
W. 2. Db4—c5 matt.

Aufgabe XI

Von E. Palkoska in Prag

Schwarz



Weiß

Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe XII

W. 1. Te6—e2
S. 1. Sb7-c5, Sb8-c6
W. 2. Df3—d5†
S. 2. Ke4×d5
W. 3. Sa4-b6, Le8-f7 matt.

A.

S. 1. d3×e2, —d2
W. 2. Sa4—b6†
S. 2. Ke4—b3
W. 3. Le8—a4 matt.

B.

S. 1. Tb5×b3, f5-f4
W. 2. Te2—e4†
S. 2. f5×e4, Ke4-b3, d5
W. 3. Df3—f7, d1, c3—c4 matt.

C.

S. 1. a3—a2 Th5—h4
W. 2. Df3—b7
S. 2. Sb8—d7, c6, f5—f4 oder bel
W. 3. Le8-f7, Te2-e4 Db7—b5 matt

D. S. 1. Sb8—d7 W. 2. Df3—e6† und W. 3. Le8—f7 matt.

E. S. 1. Sb8—a6 oder beliebig anders W. 2. Df3×d3† S. 2. Ke4×d3, —b3 W. 3. Le8—b5, Dd3—d5 matt.

Handschriften-Beurteilung

(Für Abonnenten **kostenfrei**. Gesuche sind unter Beifügung der Abonnementsquittung an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten).

Agnes in F. Oft schwierig, weil empfindlich, übelnehmig und leicht durch das Gefühl beeinflußt, falsch beurteilt zu werden. Infolgedessen auch verschlossen und schwer zugänglich. Wenn man Sie aber von der richtigen Seite zu nehmen weiß, hat man gewonnenes Spiel, dann kann man Sie stark beeinflussen, und es zeigt sich dann, daß Sie eigentlich gutmütig sind. Sie wollen gern dominieren und werden leicht heftig. Sie haben eine ungezügelte Phantasie, können nicht Maß halten und sind impulsiv.

J. J. W. 18. Eine liebenswürdige, umgängliche Natur, die sich geschickt anzupassen weiß, Takt und Zartgefühl hat, in allem Maß hält und nichts übertreibt. Sie sind vorwiegend praktisch veranlagt, keine Schwärmerin und keine Theoretikerin, aber doch nicht ohne Sinn und Interesse für Höheres. Auf Anstand und Beobachtung des guten Tones halten Sie und wissen mit verhältnismäßig geringen Mitteln weit zu reichen. Ihr Auftreten ist einfach und natürlich. Gern vermeiden Sie Unannehmlichkeiten und Schroffheit.

„Mars, Durch eigne Kraft." Ihrem Wesen haftet nichts Aengstliches, Kleinliches an, vielmehr ist Ihnen eine gewisse Noblesse selbstverständlich. Sie sind rasch in Wort und That. Temperamentvoll. Leicht heftig, aber auch rasch wieder besänftigt, weil im Grund genommen gutherzig und wohlmeinend. Im Empfinden mehr tief und kräftig als fein und zartfühlend. Der Wille, ist mehr lebhaft als konzentrationsfähig. Materielle Interessen und irdische Genüsse sind Ihnen nicht gleichgültig. Die reale Seite der Dinge zieht Sie mehr an als die ideale.

Aennchen von Tharau. Etwas zaghaft und schüchtern. Feinfühlend, echt weiblich im Empfinden. Größe der Auffassung und Weite des Horizontes fehlen Ihnen. Nicht energisch, aber manchmal eigensinnig-beharrlich. Nicht ohne Scharfblick. Sie lieben es, alles zierlich und nett um sich zu gestalten.

M. F. aus Br. Eine harmonische Natur, weil Herz und Verstand gleichmäßig entwickelt sind und jedes zu seinem Recht kommt, ohne mit dem andern in Konflikt zu geraten. Sie haben Gemüt, aber Sie lassen sich nicht einseitig durch dieses beeinflussen und leiten. Sie wissen in allem Maß zu halten, verlieren sich in keiner Richtung in Extreme, und Ihnen Mangel an Gefühl vorzuwerfen, wäre ebenso unrichtig, wie zu behaupten, Sie seien eine Schwärmerin oder gar sentimental. Sie sind widerstandsfähig äußeren Einflüssen gegenüber, wahr und gerade in Ihren Aussagen, gewissenhaft und pflichtgetreu. Weniger, alles in allem genommen, eine bedeutende oder eigenartige Persönlichkeit, als eine echt weibliche Natur, zartfühlend, korrekt, reell und nach Intelligenz und Bildung über dem Durchschnitt stehend.

L. Meyer, Maienfeld bei Ragaz.

Briefmappe

M. H. in N. Nach den uns erteilten Auskünften läßt sich das Technikum zu Hainichen in Sachsen durchaus empfehlen. Es bildet Maschinen- und Elektro-Ingenieure und Techniker der gleichen Fächer aus. Das Wintersemester hat bereits begonnen, aber wir zweifeln nicht, daß auch jetzt noch neue Zöglinge aufgenommen werden. Wenden Sie sich nur sofort an die Direktion.

K. G. in R. Als Mittel zur Aufbewahrung von Nüssen für längere Dauer wird das Uebergießen mit heißem, stark gesalzenem Wasser empfohlen, in dem man sie erkalten läßt. Die Nüsse sollen alsdann Jahr und Tag aufgehoben werden können, ohne an Geschmack zu verlieren.

E. L. in Breslau. Traf für uns viel zu spät ein und war überhaupt nicht für uns geeignet. „Verschlungen schon hat ihn der schwarze Mund" des Papierkorbes.

W. F. in St. Mit der Angabe, daß der Beichtvater des Königs Alfons von Spanien ein Dichter sei, hat es seine Richtigkeit. Mit dieser Würde wurde vor kurzem der Jesuitenpater Luis Coloma betraut, geschätzt als Verfasser zahlreicher Romane und Erzählungen aus der spanischen Gesellschaft. In deutscher Uebersetzung erschien vor zehn Jahren sein Roman „Des Lebens traurige Komödie".

F. B. in W. Weder den Arzt noch den Rechtsanwalt kann und soll unsre Briefmappe entbehrlich machen. In beiden Fällen müssen Sie sich direkt an die entsprechende Autorität wenden.

Uarda. Wir stellen wohl keine unbillige Forderung, wenn wir bitten, die an uns gerichteten Anfragen in leserlicher Schrift abzufassen. Ihre Postkarte haben wir nur zum geringen Teil enträtseln können, aber so viel wir zu entziffern vermochten, betrifft die Frage eine Unmöglichkeit. Sobald wir jedoch uns veranlaßt sehen sollten, einen Spezialkorrespondenten nach Indien zu entsenden, werden wir ihn ersuchen, seine Forschungen auch auf Ihren mysteriösen Rajah auszudehnen.

M. S. in K. Die jüngste deutsche Universität ist die in Münster. Dort bestand schon seit langer Zeit eine Akademie, aber die Erhebung und Erweiterung zur Universität ist erst mit diesem Semester erfolgt.

W. in Sömmerda. Allerdings ist in jener statistischen Notiz, die den Konsum an Alkohol im Deutschen Reich auf 8,80 Liter für den Kopf der Bevölkerung angiebt, der Gesamtverbrauch einschließlich zu technischen und medizinischen Zwecken, als Brennspiritus u. s. w. zu verstehen.

E. v. H. in Potsdam. Im Dezember soll eine militärische Forschungs-Ballonfahrt über die Sahara unternommen werden, deren Plan von Hauptmann Debureaux, dem Kommandanten der Luftschifferabteilung des französischen Heeres, ausgearbeitet wurde. Sie wird von Gabes nach der Senegalküste gehen.

M. F. in Frankfurt a. M. Ihr „Abschied von Berchtesgaden“ kommt für diese Jahreszeit etwas spät, aber da Sie die Schönheiten des gesegneten Ländchens in so netten Memorierversen aufzählen, so seien hier die Hauptstrophen mitgeteilt:

Am schönen, klaren, grünen Königssee
Hat mancher schon froh' Stund' verlebt,
Und auf dem Nachen bis St. Bartholomä,
Da gleitt man hin, von Felsen rings umschwebt.

An dir, o mächt'ge Wimbachklamm
Mit deinen schroffen Felsen, deinem Wasserfall,
Der Wand'rer bleibt in Staunen vor dir stehn
Und lauscht der Mensch und will nicht von dir gehn.

Und auf der steilen Kneufelspitze,
Von Alpenrosen reich beschert,
Hat mancher schon des Steigens Hitze
Nach Rast und Imbiß wohl begehrt.

Doch auch den dichtbelaubten Tristramweg entlang,
Um an den Böckeiweiher zu gelangen,
Da schlug so manche Nachtigall ihr' Sang,
Und jedes freute sich den Weg gegangen.

Am Hintersee, vorbei an Ilsank, Bischofswiesen,
Da hebt der Hochkalter sein mächtig Haupt empor,
Da darf man hauptsächlich eins nicht vergessen,
Die Saiblinge zu kosten, die der Hintersee erkor.

Stolz schaut herab auf seine Mitgenossen
Der Vater Watzmann mit Familie ganz,
Unzähl'ge Berge rings um ihn geschlossen
Für ew'ge Zeiten, Oberbayerns Glanz.

Nun lebe wohl, du schönes Berchtesgadener Land,
Wenn ich auch weit jetzt von dir bin,
Wo ich so große Freud' empfand,
Dein denk' ich oft in meinem Sinn!

Uebrigens hat ein Gelegenheitsdichter, der sich in dem Fremdenbuch des bekannten Hauses Brandner an der Ache verewigte, seine Eindrücke etwas knapper zusammengefaßt:

Berchtesgaden — von Gottes Gnaden!
Ragende Berge, lachende Flur,
Liebe Menschen — und alles Natur!

O. L. in G. Stilvolle Vorlagen für Dilettantenarbeiten in allen Fächern nebst Utensilien bietet die Firma Mey & Widmayer in München, Amalienstraße 7. Mögen Sie sich die Kataloge kommen lassen, worin der Dilettant in häuslichen Kunstarbeiten alles findet, was er braucht. Vorherige Einsendung von 30 Pfg. in Briefmarken.

Ingenieur in Wien. Unsers Wissens wird bei der Anstellung kein Unterschied in der Staatsangehörigkeit gemacht. Mögen Sie sich direkt an die Bauleitung wenden.

W. G. in L. Ein Geschäftsmann, der einen Ausverkauf ankündigt und während dessen Dauer die verkaufte Ware durch andre, neu gekaufte ersetzt, macht sich seinen Konkurrenten gegenüber des unlauteren Wettbewerbs schuldig. So haben die deutschen Gerichtshöfe schon zu wiederholten Malen entschieden und die Angeklagten zu hohen Geldstrafen verurteilt.

Junge Hausfrau in M. Am vorteilhaftesten beziehen Sie derartige Bücher durch die Zentralstelle für Frauenliteratur in Stuttgart. Sehr empfehlenswert ist Martha Schneeweiß': „Mein Wirtschaftsgeld.“ Für Ihre Verhältnisse dürfte Band II passen, der die Aufstellungen für ein monatliches Wirtschaftsgeld von 120, 150 und 200 Mark enthält, während Band I für Beträge von 60, 80 und 100 M. bestimmt ist. Die dazu gehörigen erprobten Rezepte bilden zugleich ein gediegenes Kochbuch. Jeder der elegant ausgestatteten Bände wird einzeln abgegeben: Band I zu 1,60 Mark, Band II zu 2 Mark.

R. G. in Lodz. Sachsengängerei nennt man die alljährlich im Frühjahr stattfindende Wanderung ländlicher Arbeiter des östlichen Deutschlands nach den westlich der Elbe gelegenen Gegenden. Weil diese Wanderung sich zumeist nach der Provinz Sachsen erstreckt, erhielt sie den Namen Sachsengängerei. Auch bezeichnet man sie als „Rübenwanderung“, weil diese Arbeiter — es sind zumeist Frauen und Mädchen — hauptsächlich mit der Bearbeitung und Ernte der Rüben beschäftigt werden. Die Zahl der Sachsengänger, die sich zum großen Teil aus der polnisch sprechenden Bevölkerung rekrutieren, wird auf rund 75000 im Jahre geschätzt.

Paul B. in Berlin, T. C. in Darmstadt, Jakob Sp. in F., Mit Dank abgelehnt.

Verantwortlicher Redakteur:
Ernst Schubert in Stuttgart

Papier und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten